LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

053
UNS
1881
pt.1

Aus der
Bibliothek von
E. PREISS

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

APR 18 1967

L161— O-1096

Aus der
Bibliothek von
E. PREISS
992

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1881.

Erster Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

EXPERT
LIBRARY OF CONGRESS
CATALOG

053
UNS
1881
pt. 1

Hart am Rande.

Novelle

von

Levin Schücking.

Das ist der Fluch der Liebe,
Daß unauflösbar sie die Herzen kettet,
Und stürzt das Eine, reißt's das Andre mit.

I.

Ein grauer Himmel lag über einer eintönigen Landschaft, die sich flach und eben ausdehnte, menschenleer, ohne Leben. Die Menschen schienen die wenig fruchtbaren Aecker ringsum der Obsorge der Sonne überlassen zu haben, daß sie etwas auf ihnen gedeihen lasse, und die Sonne ihrerseits schien abzuwarten, daß die Wolken, die sich immer mehr herabsenkten, sich der Sache annähmen. Rege war nur ein lauer Wind, der auf der langen unbelebten Chaussee von Zeit zu Zeit eine starke Staubwolke aufjagte, eine Strecke weit vor sich hin trieb und dann fallen ließ, als ob er sich plötzlich besinne, daß es ein kindisches Treiben sei, hinter Duft und Staub dreinzujagen, und daß er solche Jagd füglich den glückshungerigen Menschenkindern überlassen könne.

Zuweilen trieb dieser laue, aus Westen einer einsamen Wanderin entgegenkommende Wind jedoch ein heiteres Spiel. Er warf die dunkelblonden üppigreichen Locken zurück, welche unter dem schmalrandigen kleinen Rubens-Hut dieser Wanderin auf Nacken und Schultern niederquollen, und blähte den blauen Schleier auf, den sie mit der Linken zusammenhielt. Sie war jung, und die ziemlich große, auffallend edle Gestalt, so einfach sie in einem hellgrauen Wollstoff gekleidet war, bildete doch eine Erscheinung, daß man sich überrascht fragen mußte, woher diese vornehme junge Dame kommen und so völlig allein zu Fuß auf diese Chaussee gerathen sein könne.

In der That wurde sie auch, ehe viel Zeit vergangen, von einem Begegnenden danach gefragt und um Auskunft darüber angehalten.

Es war ein wohlgenährter und jovial aus den kleinen blinzelnden Augen im gerötheten gutmüthigen Gesicht blickender Herr, der es that. Er saß rückgelehnt, aus einer Meerschaumpfeife rauchend in einem leichten Gefährt, dessen Verdeck zurückgeschlagen war und das zwei Litauerpferdchen eben aus einem sandigen Nebenwege heraus auf die Chaussee gezogen hatten.

300953

Als er zur Seite der rasch schreitenden Dame angekommen war, ließ er die lustig trabenden Pferdchen anhalten.

„Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein", rief er, „Sie hier? Und allein? Zu Fuß? Und so ganz allein?"

„Was wollen Sie, Doctor", versetzte die junge Dame mit einem vollen, wohllautenden Organ, das Wind und Staub vielleicht um etwas von seinem Metallklang gebracht, „weshalb soll ich nicht allein gehen? Mir thut niemand etwas zu Leide. Soll ich die gute Brigitte zwingen, mit mir gleichen Schritt zu halten? Wozu? Ich habe ihr eingeredet, daß sie heute Morgen an ihrem alten Kopfweh leide, und darauf hin hat sie eingewilligt, mich allein gehen zu lassen. Wollen Sie, wenn Sie am Hause vorüberkommen, einmal nach ihr sehen?"

„Um eines eingebildeten Kopfwehs willen? Nein, meine Gnädige; viel lieber böt' ich Ihnen für Ihren Weg meinen Wagen an, wenn ich nicht Kranke zu besuchen hätte, bei denen es sich leider nicht um Einbildungen handelt. Aber was verlockt Sie denn so eiligen Schrittes nach unserm guten langweiligen Urbach?"

„Fragen Sie lieber, was mich dahin treibt. Leider! die Nothwendigkeit! Ich habe mit dem Justizrath zu reden und kann ihm nicht zumuthen, mit Acten und Büchern beladen zu mir herauszukommen. So muß ich denn selbst gehen. Und nun wissen Sie's. Guten Morgen, Doctor, auf Wiedersehen! Ihre kleinen Braunen sind Philanthropen; sie stampfen und drängen vorwärts zu Ihren Kranken!"

Sie schritt mit einem freundlichen und doch herablassenden Kopfnicken weiter, und der Doctor ließ sein Wägelchen in entgegengesetzter Richtung dahinrollen; dabei zog er aus der während des Gesprächs halb erloschenen Pfeife starke Rauchwolken, die er mit besonderm Nachdruck von sich blies, um dann vor sich hin zu sagen:

„Die arme Person! Sie wird verrückt darüber! Läuft deswegen bereits allein über Land, und belagert den unglücklichen Justizrath, der ihr nicht helfen kann! Ganz sicherlich verrückt! Die fixe Idee hätten wir ja schon, dies starrsinnige Widerstreben! Und das Verrücktwerden — du lieber Gott, es ist einmal die Zeitkrankheit; es wird noch dahin kommen, daß jeder Mensch, wie er in seinem Leben einmal die Masern oder den Scharlach oder ein Fieber gehabt hat, so auch einmal seinen Anfall von einem kleinen Wahnsinn überstanden haben wird. Es ist nicht anders! Wär' ich jünger, würde ich Specialist — wählte Psychiatrie ... gäb' eine reiche Praxis das! Armes Fräulein Ludgarde! Das fühlt sich unglücklicher als Lucie, die weinende Braut von Lammermoor, oder was man denn jetzt von bedrängten Frauenzimmern auf der Bühne in Mode haben mag. Thut mir leid, die arme Person!"

Die „arme Person" schritt unterdeß ihres Weges weiter und warf, da der Wind aufhörte, ihr entgegenzuwehen und ihr Staub ins Antlitz zu werfen, ihren blauen Schleier zurück, wie um freier zu athmen. Ihre schönen Züge, welche dadurch um so auffallender hervortraten, gaben der bösen Voraussagung des Landarztes sehr wenig recht. Ihre ziemlich hohe und vorgewölbte Stirn schien immer nur der Sitz klarer und stiller Gedanken sein zu können; die sanften großen graublauen Augen blickten fest und mit ruhiger Stetigkeit die Gegenstände an. Wenn

dies Gesicht etwas Besonderes ausdrückte, so war es muthiges und gefaßtes Selbstbewußtsein, war es der Ausdruck einer aristokratischen Natur, die doch immer mit ruhiger Selbstbeherrschung verbunden ist.

Als sie in der kleinen Stadt — Urbach hatte der Doctor sie genannt — angekommen war, schritt sie über den Marktplatz einem mit der Giebelseite dem Platz zugekehrten und eigenthümlich unangenehm aussehenden Hause zu. Der rohe Kalkverputz desselben war nämlich beworfen mit einer Unzahl kleiner Glasscherben, welche sinnreiche Verzierung bei hellem Sonnenschein mit ihrem Blinken und Blitzen unbarmherzig die Augen zerstach, und an Tagen ohne Sonnenschein nur häßlich war. Hinter diesen menschenfeindlichen Wänden lag, mit einem blankgewaschenen Fenster auf den Markt hinausgehend, das Arbeitszimmer des Justizraths. Durch die hellen Scheiben des Fensters war im Innern die Gestalt eines großgewachsenen Mannes wahrzunehmen, der sich mit dem Rücken an dasselbe lehnte und mit dem Bewohner zu sprechen schien. Fräulein Ludgarde stutzte und hielt einen Augenblick ihren Schritt an; sie wünschte durchaus nicht, mit einem Fremden zusammenzutreffen. Gleich darauf aber öffnete sich die Hausthür; der pockennarbige alte Herr, der etwas von einer Fuchsphysiognomie hatte, dessen Malepartus jedoch in der ganzen Gegend die „Herberge der Gerechtigkeit" für alle war, die Recht zu haben glaubten — ob sie es wirklich hatten, darauf kam es ja dem Justizrath Greving weniger an — der Hausherr trat auf die Schwelle, zupfte sich mit einem freundlichen Lächeln den Hemdkragen in die Höhe und verbeugte sich dann mehrmals außerordentlich tief und unterthänig — Fräulein Ludgarde hätte dadurch an das spanische Sprichwort erinnert werden können:

Wer sich tiefer als nöthig bückt,
Spottet deiner oder berückt.

„Ihr Diener, mein gnädiges Fräulein", sagte der Justizrath dabei, „sehe Sie eben daher kommen, bitte, bitte, treten Sie näher — Sie kommen zur guten Stunde — gerade zur guten Stunde — wie gerufen!"

„Das scheint mir nicht, Justizrath", versetzte Fräulein Ludgarde, einen Blick auf das Fenster werfend, hinter dem der Fremde sich eben gewendet hatte und nun mit offenbarer Neugier das junge Mädchen betrachtete; „Sie sind nicht allein, Sie haben einen andern Clienten bei sich, sehe ich, und Sie wissen . . ."

„Keinen Clienten — durchaus keinen Clienten; im Gegentheil", fiel der Justizrath ein, indem er das Fräulein über die Schwelle complimentirte, einen Juristen, einen jungen Juristen, den unsere Gegend und unser Provinzialrecht interessirt und der mir zur Einführung eine Karte von einem berühmten Collegen in der Hauptstadt gebracht hat. Er kann uns, hab' ich schon ermittelt, von unschätzbarem Werthe sein; diese jungen Herren sind meistens von einer rührenden Hülflosigkeit, wenn es darauf ankommt, ein Ding praktisch anzugreifen; aber sie haben vom eben bestandenen Examen her allerlei theoretische Dinge im Kopf, aus denen sich vortreffliche Haken krümmen lassen — Ankerhaken, die das Schifflein eines Processes nicht weiter kommen und in Ewigkeit nicht flott werden lassen. Und das ist für uns ja die Aufgabe! So recht die Aufgabe! Bitte, treten Sie ein."

Der Justizrath, der diese Worte auf dem Flur seines Hauses gesprochen hatte, wollte eben die Thür seines Arbeitszimmers vor Ludgarde aufwerfen, aber sie legte die Hand auf seinen Arm.

„Warten Sie noch, sagen Sie mir den Namen des Mannes; er ist wirklich Jurist, und Sie glauben, daß, wenn wir ihm vertrauen, er im Stande ist, mit gutem Rathe zu dienen und uns beizustehen?"

„Vertraut habe ich ihm bereits den Stand Ihrer Sache", fiel der Justizrath ein, „gerade weil ich überzeugt bin, welch guter Consulent er sein wird in einer Materie wie die, um welche es sich handelt. Seinen Namen wollen Sie wissen? Referendar Wendt, hat sich besonders mit Deutschem und Lehnrecht beschäftigt, sagt er — daher bereits bewandert in Rechtsfragen von einer feudalen Natur, mit denen ja unsereins sich so selten zu befassen hat . . ."

Damit hatte er die Thür zu seinem Allerheiligsten aufgeworfen und Ludgarde genöthigt, einzutreten.

Trotz des hellgewaschenen Fensters war der Raum nichts weniger als lichtvoll; er war sehr tief, und dunkelblaue Wände schluckten an Licht ein, was die gebräunten Schränke und Actenrepositorien nicht einsaugten. So kam es, daß Ludgarde von dem Aussehen des jungen Mannes, der sich bei ihrem Eintreten leicht verbeugt hatte, wenig wahrnahm, da er sich mit dem Rücken dem Fenster zugewendet hielt; das junge Mädchen, das in dem alten Roßhaarsofa des Anwalts Platz nahm, vermied auch ihn anzusehen, weil sie seinen Blick auf sich gerichtet fühlte.

„Herr Referendar Max Wendt — und: Fräulein von Dalhausen auf Nyvenheim", stellte der Justizrath vor; Fräulein Ludgarde ließ sich zu einer kurzen Verneigung des Kopfes herab und sagte:

„Sie wissen, weshalb ich komme, Justizrath; Sie haben mir geschrieben, daß das Urtheil also gegen mich ausgefallen ist — ist es das wirklich — wirklich ganz und völlig gegen mich?"

„Leider, leider, leider", versetzte mit einer Miene, in welche er so viel Seelenschmerz, als in seine Fuchsmiene hineinging, zu legen suchte, der Justizrath und schlug ein auf dem Tisch vor dem Fräulein liegendes dickes Actenheft auf; „da lesen Sie selber die ganze Cantilene . . ."

„Sodaß ich", fuhr das Fräulein, ohne das schreckliche Actenstück anzusehen, fort, „nun in wenig Tagen von Nyvenheim exmittirt, durch den Gerichtsdiener hinausgeworfen werden kann?"

„Nach dem Inhalt dieses Urtheils hätte Ihr Gegner das Recht, es zu beantragen", entgegnete der alte Jurist.

„Und mein Gegner ist sicherlich der Mann, von einem solchen Recht Gebrauch zu machen!" fiel sie mit unsaglicher Bitterkeit ein. „Mein Gegner! Bei dem ist kein Erbarmen!"

„Freilich", sagte der Justizrath, „und am Ende ist das doch auch zu erklären — Herr von Hasberg braucht eben Nyvenheim — er will, sagt man, seinen Sohn verheirathen — das junge Paar soll Nyvenheim bewohnen — er hat kein anderes Nest für die beiden Menschen, die sich lieben und mit Sehnsucht darauf warten . . ."

„Mögen sie sich lieben", fiel beinahe zornig Ludgarde ein, „lieben so zärtlich wie sie wollen — was bedürfen sie Nyvenheim dazu? O, es ist abscheulich, unsaglich rücksichtslos von Hasberg, der noch obendrein mein Verwandter ist und so viel meinem Vater verdankt, mich, die Tochter seines Wohlthäters, aus ihrer Heimstätte, ihrem ererbten Eigen, dem Hause ihrer Väter werfen zu wollen! Abscheulich! Aber ergehen wir uns nicht in müßigen Klagen, die Menschen sind einmal so! Handeln wir! Denn vertheidigen — das wissen Sie, Justizrath, werde ich mich bis aufs Aeußerste — bis zur letzten Stunde. Also reden Sie! Was ist zu thun?"

„Zu appelliren, natürlich", versetzte der Justizrath, indem er mit einem gewissen Wohlbehagen Ludgardens Züge unter dem Einfluß ihrer steigenden Erregung sich röthen und eigenthümlich verschönern sah.

Auch des jungen Mannes Blicke lagen mit Bewunderung auf diesen feinen und wie von edelm Zorn belebten Zügen. Mit einer gewissen Befangenheit sagte er:

„Wenn ich meine Meinung zur Sache, über die der Herr Justizrath mich unterrichtet hat, äußern darf, gnädiges Fräulein, so ist jetzt bei der Appellation nur ein ganz anderes Verfahren einzuschlagen als bei Ihrer bisherigen Vertheidigung. Herr von Dalhausen-Hasberg hat gegen Sie auf Räumung von Nyvenheim geklagt, weil es ein Fideicommiß sei und, nach dem Tode Ihres Herrn Bruders, jetzt ihm, als nächstem Agnaten, anheimfalle. Ihre Vertheidigung dawider behauptet, Nyvenheim sei kein Fideicommiß, und wenn es einst eins gewesen, so sei es durch die während der französischen Herrschaft hier im Lande geltende Gesetzgebung aufgehoben. Beide Einreden hat das Landgericht verworfen. Herr von Hasberg hat die Fideicommißurkunde beigebracht und ihre von jener Gesetzgebung intact gebliebene Gültigkeit in einer Weise nachgewiesen, die meines Erachtens nicht anzugreifen ist . . ."

„Sodaß ich also gar keine Hoffnung mehr hätte . . .?" fiel Ludgarde ein.

„O doch", fuhr der junge Mann fort; „Sie haben wenigstens die Hoffnung, sich noch sehr, sehr lange vertheidigen zu können, wenn Sie in der folgenden Instanz eben, wie ich meine, ein anderes Vertheidigungssystem annehmen. Ganz sicherlich hat Ihr Herr Vater, Ihr Großvater vielleicht schon aus eigenen Mitteln Nyvenheim durch Ankäufe vergrößert, urbar gemacht, Waldschonungen angelegt, Gebäude errichtet, und dazu Vermögen Ihrer Mutter, Ihrer Großmutter verwendet . . ."

„Das allerdings", fiel Ludgarde ein. „Aus dem Vermögen meiner Großmutter sind mehrere Bestandtheile des Gutes angekauft; mein Vater hat aus einem Vermächtniß eines Oheims ein Warmhaus gebaut, eine Heidestrecke erworben und sie zu schönen Wiesen umgewandelt — es mag noch mancherlei Derartiges zum Bestande von Nyvenheim hinzugekommen sein."

„Worüber sich der Ausweis, die Kaufbriefe vorfinden?"

„Gewiß, das Archiv hat mein Vater stets in schönster Ordnung gehalten."

„Nun wohl — so ist Ihnen der Weg der Vertheidigung in der weitern Instanz auch ganz klar vorgezeichnet. Sie leugnen in dieser nicht mehr, daß ein kleiner alter Kern von Nyvenheim ein Fideicommiß sei; aber Sie bestreiten den einzelnen Theilen diese Eigenschaft; Sie behaupten, daß der größte Theil Allod sei, Sie

behaupten es von jedem Stück, und alsdann wird die Ausscheidung von Fideicommiß und von Allod eine so verwickelte, schwierige Arbeit werden, daß Jahre darüber hingehen, bevor der Proceß zu einem Ende gelangt!"

Ludgarde, die gespannt aufgehorcht hatte, sah fragend den Justizrath an.

„Der Rath ist gut, sehr gut", sagte dieser, indem er sich schmunzelnd die Hände rieb; es ist fraglich, ob aus Theilnahme an solcher Rettung seiner Clientin oder aus Vergnügen über den in Aussicht gestellten endlosen Proceß. „Die alte Fideicommißurkunde nennt nur «das freiadelige Gut Nyvenheim, wie es steht und liegt» — das ist alles — genaue Kataster hatte man ja damals noch nicht — also was ist Nyvenheim? — Nyvenheim ist ein unbestimmter Begriff, den wir Ihrem Gegner schon unter den Händen zerbröckeln wollen, daß er seine Freude daran hat! Nur müssen wir den Beistand dieses jungen Freundes dabei behalten — ich bin nicht der Mann, der sich auf alten Urkundenkram einzulassen die Zeit hat, auf Pergamente, wie sie doch alle sammt und sonders in Ihrem Hause geprüft und durchstudirt werden müssen — Herr Wendt müßte das übernehmen, Herr Wendt hat jüngere Augen und hat sich darauf eingeübt — Sie haben Praxis darin, Herr Wendt, wie?"

Herr Wendt schien mit der Zusage seiner Bereitwilligkeit zu zögern — Fräulein Ludgarde mit dem Aussprechen einer dahin gehenden Bitte an den jungen Mann.

„Es hängt alles davon ab, daß ein kundiges Auge Ihre Archivalien durchmustert", fuhr der Justizrath fort. „Herr Wendt muß sich dazu entschließen — Sie müssen, Herr Wendt — sind Sie nicht einverstanden, gnädiges Fräulein?"

„O gewiß, ich zweifle nicht", sagte Ludgarde, „daß es am besten wäre, wenn Herr Wendt sich dieser Mühe unterzöge, obwol es unbescheiden von mir sein mag, ihm eine solche zuzumuthen."

„Es ist eine Berufsarbeit wie eine andere", fiel der Justizrath ein, „er wird daheim schwerlich Dringenderes zu thun haben — haben Sie, Herr Wendt?"

„Nicht gerade", antwortete dieser leicht erröthend, „und wenn das gnädige Fräulein mir die Durchforschung ihres Archivs anvertrauen will . . ."

„Ich bitte darum", sagte Ludgarde ein wenig unsicher und jetzt erst den jungen Mann schärfer ins Auge fassend.

Er verbeugte sich, wie für das Vertrauen dankend.

„Ich werde morgen am Vormittag nach Nyvenheim kommen", sagte er dabei.

„Vortrefflich — und ich setze noch heute die Anmeldung der Appellation auf!" rief der Justizrath aus.

Damit war das, was zu besprechen, im Wesentlichen erledigt. Fräulein Ludgarde schien nicht zu den Frauen zu gehören, welche einmal Besprochenes stets noch zu einer zweiten und einer dritten Lesung zu bringen sich gedrängt fühlen. Nachdem noch einige Reden gewechselt waren, stand sie auf, um noch die Frau Justizräthin zu begrüßen, und der Advocat begleitete sie mit großer Dienstbeflissenheit hinüber.

Als er dann zurückkam, sagte er, seine Stimme dämpfend, mit schlauem Lächeln wieder die Hände reibend:

„Nun, Herr Referendar, was sagen Sie zu unserer Clientin?"

„Daß ich Sie um Ihre Praxis beneide, wenn sie Ihnen viele solcher Clientinnen zuführt."

„Das ist der Standpunkt eines jungen Herrn, der darauf sieht, wie eine Partei aussieht! Non olet, sagte Vespasian, eine zahlungsfähige Clientin ist nie häßlich; Schönheit aber ist keine juristische Kategorie. Und ich, ich beneide mich gar nicht um das, was wir am letzten Ende mit diesem Proceß erleben werden . . ."

„Ich muß Ihnen gestehen — ich sage Ihnen, daß ich auch in der Hauptstadt, in Bekanntenkreisen, von Fräulein von Nyvenheim reden hörte, als sei sie nicht recht gescheit, besorgnißerregend überspannt — ich muß Ihnen gestehen, daß ich diesen Eindruck durchaus nicht empfangen habe."

„Wie würden Sie das auch in einer so kurzen Unterredung? Aber richtig ist es doch. Ich bitte Sie — wie könnte es anders sein? Ihr Vater war ein Philosoph, ein Sterngucker; kümmerte sich um nichts; überließ alles den Weibern, dem jungen Mädchen, und brachte diesem seine philosophischen Hallucinationen bei — war Krausianer, denk' ich — nun bitte ich Sie, wie kann man jetzt noch Krausianer sein? Bringen Sie das Fräulein einmal auf derartige Dinge — werden Uebergeschnapptes genug zu hören bekommen! Damals, als ihr Vater starb, hat sie gar keine Nahrung mehr zu sich nehmen wollen, hat sich durch Hunger tödten wollen — wahrhaftig, sterben! Der Bruder war ja auch — nun, in Nyvenheim werden Sie seine Malerei zu sehen bekommen — hat was Leinwand bekleckst in seinem Leben, aber die's verstehen, die Kenner, schütteln den Kopf dazu."

„Eine bei einem jungen Mädchen ungewöhnliche Art der Erziehung und der Umgang mit einem Bruder, der ein unzulänglicher Maler ist, beweist aber noch nichts gegen ihren Verstand", meinte Wendt.

„Mag sein", fuhr der Justizrath fort; „mag auch sein, daß ein junges Mädchen, welches sich in solcher absoluten Einsamkeit abgesperrt hält, dabei, wie man sich hier ausdrückt, «bei Troste» sein mag. Aber wie es mit ihr werden wird, das ist dennoch klar vorauszusehen. Ihr Nyvenheim — wenn sie ihr Nyvenheim lassen muß, wird sie wahnsinnig. Es ist ihre fixe Idee; ihre ganze Seele hat sich daran geklammert; sie hängt daran wie die Auster an ihrer Schale, die Schnecke an ihrem Hause. Reißen Sie sie heraus, so ist sie zerstört, zu Grunde gerichtet! Es ist ein leidenschaftlicher Stolz in ihr — Sie hörten ja, wie heftig sie ihren Entschluß, sich bis aufs Aeußerste vertheidigen zu wollen, aussprach. Und heraus muß sie doch einmal, was hilft alles Sträuben! Auch Ihr Vertheidigungsmittel . . ."

„Wird ihr wenigstens Zeit verschaffen — Aufschub!"

„Aufschub! Bis man uns einwirft: nun wohl, so gebt uns vorläufig einmal den unbestritten zum Fideicommiß gehörenden Kern, Haus, Hof, Garten u. s. w. heraus!"

Der junge Mann nickte gedankenvoll dazu, dann versetzte er:

„Vielleicht! Vielleicht ist man nicht begierig, ein halb noch bestrittenes Gut in Besitz zu nehmen . . ."

Der Justizrath zuckte die Achseln.

„Nun ja — thun Sie Ihr Bestes", sagte er. „Wir werden ja sehen. Verrückt wird sie aber doch darüber — am letzten Ende!"

Der junge Mann aber nahm Hut und Reitpeitsche — er war zu Pferde nach Urbach gekommen — und empfahl sich dem Justizrath mit dem Versprechen, ihm bald über seine Ermittelungen im nyvenheimer Archiv Bericht zu erstatten.

„Ich glaube", dachte er, als er quer über den Marktplatz seinem Gasthofe wieder zuschritt, „es ist alles nur die Rache der kleinen Stadt dafür, daß das Fräulein ihrer Gesellschaft nicht bedarf und lieber allein ist! Das scheint den Spießbürgern ... verrückt!"

II.

Am nächsten Vormittage trabte unser junger Jurist auf einem eleganten und wohlgepflegten Thiere derselben Straße nach, welche wir gestern das Fräulein kommen sahen — nur in entgegengesetzter Richtung. Als er eine kleine Stunde weit der Chaussee gefolgt war, begann die letztere sich in langsamer Steigung zu erheben und eine breite, kaum Berg zu nennende Hügelwellung hinanzuziehen. Oben auf der Höhe angekommen, sah unser Reiter jedoch, daß sie bedeutend genug war, um eine Scheidung im Charakter der Landschaft zu bewirken. Er blickte von der Höhe hinab in ein sehr freundliches, muldenförmiges Thal, welches der laubholzbedeckte Höhenzug nach rechts und links hin wie mit hegenden Armen umfaßte. Die Chaussee lief mitten durch die Thalmulde hindurch, in anmuthigen Schlangenlinien, und wand sich mit einer gefälligen Nachgiebigkeit durch die regellos zusammengestellten Häuser eines Dorfes, das sich dann rechts von derselben weiter hinzog und um eine altersgraue Kirche gruppirte. Links, etwa zehn Minuten vom Dorfe entfernt, lag das Gut, welches das Ziel des Reiters war; ein Handweiser, der auf der Höhe stand, zeigte mit dem einen Arme darauf, um anzudeuten, daß der hier sich linkshin abzweigende breite Fußweg dahin führe.

Der junge Mann folgte diesem Fußwege, der sehr hübsch durch Wald und Gebüsch und über kurze Waldwiesen führte; an einem wunderlich gestalteten alten Steinkreuze gelangte er in eine vom Dorf zum Edelhofe führende Allee. Unser Reiter hielt hier; denn jetzt, so nahe vor dem Gute angekommen, mußte er sich gestehen, daß dieses ein reizendes Bild darstelle, das er sich einprägen zu wollen schien. Ein kleiner See lag links, und in schmalern Armen sich fortsetzend, umschloß er das inselartig, unter prachtvollen alten Bäumen, inmitten von Rasenanlagen mit Blumenstücken daliegende Herrenhaus. Alle Nebengebäude schienen hinter den Bäumen versteckt zu sein; man sah nur jenes mit einem hohen, von Sandsteinarbeiten geschmückten Giebel über dem Portal und einem schönen, alten Thurm, der seinen Fuß in das blanke Gewässer des Sees stellte. Außer diesem Thurm mochte das nur ein hohes Erdgeschoß über Souterrains zeigende, im Rohbau aufgeführte Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert stammen.

Unser Reiter versenkte sich eine Weile in das hübsche Bild und gelangte dann über eine lange Steinbrücke vor das Portal; ein Knecht nahm ihm sein Pferd ab, und eine ältliche Dame, noch beschäftigt, die Haubenbänder unter dem Kinn in eine anständige Schleife zu bringen, erschien unter der offen stehenden Thür.

„Herr Wendt?" sagte sie lächelnd, statt ihn mit dem zu erwartenden alt-

modischen Knicks zu begrüßen; sie mochte das Lächeln, das sie über ihre ernsten, hagern und langgezogenen Zügen gleiten ließ, für eine hinreichend verbindliche Begrüßung solch eines Geschäftsmannes halten. Dann wandte sie sich, nach einem neugierig prüfenden Blick auf den Ankömmling, und geleitete ihn mit den Worten: „Bitte, treten Sie ein, Herr Wendt!" ins Innere. Zunächst in ein an den schmalen Flur stoßendes dunkelgetäfeltes, großes Gemach, das sich als das Eßzimmer des Hauses kennzeichnete; auf dem ovalen Tisch in der Mitte standen einige Erfrischungen auf Platten und in Schalen von alterthümlich getriebenem Silber aufgestellt.

„Sie werden einer Erfrischung nach Ihrem Ritte bedürfen", sagte die Dame jetzt mit einem Versuch zu einer kleinen Verbeugung, „das Fräulein läßt Sie bitten; Sie werden einen kleinen Kampf mit Staub und Duft unter unsern alten Papieren zu bestehen haben, der eine Vorbereitung räthlich macht."

Der Ankömmling schien eine Erwiderung auf diese freundliche Einladung nicht für nöthig zu halten. Er nahm stumm und wie zerstreut ein Glas Wein an — leerte es halb und sagte dann, als ob er nun hinreichend der Höflichkeit genügt:

„Würden Sie die Güte haben, mich zu diesen Papieren zu führen?"

„Wenn Sie mir folgen wollen, mit Vergnügen — das Archiv ist ganz in unserer Nähe hier", versetzte die Dame und schritt der gegenüberliegenden Thür zu, durch welche man in einen langen galerieartigen Raum von geringer Breite trat; an eine Galerie erinnerte auch der Raum durch die Menge von Gemälden, welche fast sämmtlich noch ohne Rahmen an der Wand den Fenstern gegenüber hingen. Es waren Bilder offenbar neuern Datums; Landschaften oder Genrebilder, mit einem allen gemeinsamen Vorherrschen greller und unharmonischer Farben.

„Wer hat denn all diese Bilder gemalt?" fragte Max Wendt, indem er sein Auge aufmerksam über die wunderlichen Kunstleistungen gleiten ließ.

„Werke unsers armen jungen Herrn", fiel die Dame mit einer Verklärung ihrer strengen Züge ein, die zeigte, wie stolz sie darauf war. „Ja, er verstand sich darauf", fügte sie hinzu; „und er hat mit solchem Eifer gemalt! Noch drei Tage vor seinem Tode saß er den ganzen Vormittag an der Staffelei! Nicht wahr, die Sachen sind von Meisterhand?"

Von Meisterhand waren sie nun eben nicht. Aber auch nicht gerade wie von Schülerhand. Sie hatten nichts Unsicheres, Schwankendes, ängstlich Gedifteltes. Im Gegentheil, es ging etwas wie ein großer Zug durch diese Schildereien; weder mit großen derben Contouren, noch mit grellen Farbenwirkungen war gespart; aber etwas forcirt Genialisches lag in diesen verzerrten Spiegelbildern der Natur, in diesen nachtschwarzen Gewittern, die einen spukhaft aussehenden Wald durchtobten, diesen Flammengluten, die sich über Erde und Himmel von untergehenden Sonnen ausgossen. Der Künstler, der hier gewaltet, mußte seine Lust daran gefunden haben, die Natur nicht harmonisch sich austönen, sondern türkische Musik machen zu lassen. Die Lyrik der Natur, Goethe's „Ueber allen Gipfeln Ist Ruh'" hatte er jedenfalls nicht verstanden, obwol sich die Schlußverse: „Warte nur, balde Ruhest du auch", an dem Frühgeschiedenen so tragisch hatten bewähren sollen. Max Wendt aber, dessen Auge mit gespanntem Interesse von einem zum andern dieser Bilder geglitten war, wandte sich plötzlich wie von etwas Unan-

genehmem berührt oder zurückgeschreckt davon ab. Etwas Irres, Unsinniges mochte ihn plötzlich aus solcher Naturabspiegelungsmanie anschauen und ihn nun betroffen machen, wenn er an das Schicksal dachte, welches der Justizrath so zuversichtlich der Schwester eines solchen Künstlers geweissagt hatte.

Das Archiv war in dem nächsten Raume zu finden, in einer gewölbten Kammer, welche den untern Stock des alten Thurmes einnahm. In einigen schöngeschnitzten alten Eichenholzschränken — als die Führerin des jungen Mannes diese vor ihm erschloß, sah er, daß sie allerdings wohlbewahrt und wohlgeordnet den Documentenschatz des Hauses enthielten. Er konnte sofort seine Nachforschungen beginnen, und seine Führerin verließ ihn nun, während er anfing, Actenstücke zu mustern, zurückzulegen, oder auf dem mit Schreibgeräth versehenen Tisch am Fenster aufzuhäufen, um später Excerpte aus den einzelnen zu machen.

Darüber verging die Zeit, vergingen Stunden. Ueber dem Edelhof von Nyvenheim lag eine eigenthümliche, idyllische Ruhe. Nur zuweilen schnitt der Schrei eines Pfaues durch die tiefe Stille; von Bewegung aber war ringsum nichts wahrzunehmen als das Nicken der Zweige, das Flattern der Blätter in den von mattem Wehen durchstrichenen Bäumen draußen. Von Zeit zu Zeit brach Sonnenschein durch die Wolken, die am Morgen den Himmel überzogen gehalten, leuchtete in die stillbewegte Laubwelt hinein und verschwand dann wieder, als ob er durch ein solches neckendes Spiel diese träumende Welt erwecken wolle, ohne doch den rechten Willen dazu zu haben. Max Wendt blickte dann wol auf und schaute zerstreut auf die alten Baumwipfel, die Rasenflächen, den Theil des Wasserspiegels, den er von seinem Thurmfenster aus beherrschte. War es denn eigentlich, mochte er sich fragen, für ein junges Mädchen, mit einer gestrengen Duenna und niemand anders zur Gesellschaft, in dieser Stille und Einsamkeit auszuhalten? Jetzt im Sommer mochte es erträglich, ja mehr als das, ganz reizend und genußreich sein. Aber im Spätherbst, wenn die Stürme heulten, die Regenschauer sich über die entlaubten Bäume ergossen, oder gar im tiefen Winter, wenn das kalte weiße Leichentuch sich über die heute noch warme grüne Welt ausbreitete? Welch wunderlich geartetes Gemüth gehörte am Ende doch dazu, es alsdann hier in der Einsamkeit aushalten zu können, an ihr zu haften, nicht aus ihr weichen zu wollen, ja bei dem bloßen Gedanken an solches Weichen in tiefste Empörung zu gerathen? Sie wird wahnsinnig, wenn sie Nyvenheim verlassen muß, hatte der Justizrath gesagt. Wäre es nicht verständiger, zu sagen: sie wird wahnsinnig, wenn sie in solcher Einsamkeit bleibt, wenn sie sich darauf versteift, es jahrelang, jahraus, jahrein darin auszuhalten?

Und dann warf Max Wendt plötzlich wie mit einer unwilligen Bewegung den Kopf zurück, wie entrüstet über den häßlichen Gedanken, der immer wieder zurückkehrte, und über den Justizrath mit seiner albernen Wahrsagung. Was war's denn anders vielleicht, als daß Fräulein Ludgarde einen innern Reichthum hatte, der sie von fadem Gesellschaftstreiben unabhängig machte, daß sie eine anders geartete Natur als die Dutzendmenschen ringsumher war und daß man, weil man sie nicht verstand, sie dumm verleumdete!

Max Wendt mochte eine gute Zeit lang in dem Archivzimmer gesessen, bald

sinnend und träumend über ein Actenstück fort, bald lesend hineingeblickt und bald mit raschen Zügen seine Excerpte aufs Papier geworfen haben, als sich langsam die Thür öffnete und die Dame, welche ihn eingeführt, auf der Schwelle erschien.

„Sie werden gewiß müde sein und Appetit bekommen haben, Herr Wendt", sagte sie, „darf ich Ihnen nicht jetzt Ihr Diner auftragen lassen?"

Der junge Mann sah ein wenig betroffen auf.

„Ich danke Ihnen — ich möchte noch eine Zeit lang meine Arbeit fortsetzen und alsdann schon sehen, im Dorfe drüben . . ."

„Im Dorfe drüben werden Sie nichts bekommen; um diese Stunde — es ist zwei — schon gar nichts mehr! Auch läßt das Fräulein sehr bitten . . ."

„Es ist sehr gütig vom Fräulein. Erlauben Sie dann nur, daß ich als guter Reitersmann vorher meinem Pferde einen flüchtigen Besuch abstatte."

Damit folgte er der Duenna, die draußen auf dem Flur einem Knechte schellte, welcher Max zu den Stallungen führte, wo er sein schönes Thier wohl aufgehoben fand.

Als er zurückgekehrt war, fand er im Speisezimmer ein kleines Diner aufgetragen, das der Entschuldigung mit ländlichen Zuständen, welche die Duenna vorbrachte, wenig bedurfte.

III.

Max Wendt aß mit dem Appetit eines jungen Mannes, der am Morgen gearbeitet hat. Als er dann dem zum Dessert aufgetragenen Obst zulangte und eben sich das letzte Glas Wein füllte, trat das Fräulein Ludgarde ein, ein wenig unsichern Schrittes und wie mit einer gewissen Verlegenheit der Unterredung entgegengehend, zu der die Spannung auf die Entdeckungen, welche der junge Jurist gemacht haben konnte, sie herführen mochte. Sie fragte denn auch, nachdem sie ihm gegenüber am Tische Platz genommen, nach dem, was er ermittelt, und hörte achtsam auf alles, was er ihr darüber auseinandersetzte. Im Anfang hatte sie viele Zwischenfragen, ging auf vieles Detail, auf die einzelnen zur Sprache kommenden Gutsbestandtheile ein; dann aber wurde sie schweigsamer und ihr Blick heftete sich steter und ausdrucksvoller auf die Züge des jungen Mannes, der mit so großem und warmem Eifer ganz in ihrem Interesse aufzugehen schien. Sie hatte gestern vermieden, ihn aufmerksam anzusehen, und heute nun schien sie betroffen von dem Aussehen ihres Gastes und Consulenten; vielleicht nahm sie jetzt erst wahr, wie edel geschnitten dies leichtgebräunte Gesicht war, dieser Van Dyck-Kopf mit dem sanften, in sich gekehrten Blick und dem für einen so jungen Mann auffallenden Ausdruck einer Trauer oder irgendeines tiefernsten Gedankens, der auch, wenn seine Züge sich heiter belebten, nicht aus seinem Bewußtsein zu schwinden schien.

Ludgarde sah ihn wenigstens lange und so lange unverwandt an, daß sie plötzlich, wie dessen inne werdend, tief erröthete und rasch sagte:

„Sie erinnern mich so sehr an Hugo — an meinen Bruder — Sie haben ihn nicht gekannt?"

Ein schwaches Lächeln glitt über Wendt's Gesicht; er verneinte nur durch ein Kopfschütteln.

„Wie sollen Sie auch?" fuhr sie fort. „Er war mehrere Jahre auf der Akademie, von der er sich trotz aller Bitten des Vaters nicht losreißen konnte, bis er sich dort den Keim zu seiner Brustkrankheit geholt; und dann hat er Nyvenheim so wenig mehr verlassen!"

Max Wendt hörte diese Mittheilung ohne weitere Bezeigung einer Theilnahme an dieser Thatsache an und fuhr dann fort, dem Fräulein die Erklärung zu geben, in welcher er unterbrochen worden war.

Ihre Blicke kehrten dabei wieder mit demselben Ausdruck des Interesses zu seinen Zügen zurück, und als er geendet hatte, sagte sie aufstehend:

„Ich will Ihnen das Porträt meines Bruders zeigen. Vielleicht interessirt es Sie auch, Nyvenheim und seine nächste Umgebung anzusehen?"

Als er sich verbeugte und ihr folgte, führte sie ihn durch den Flur in den nach hinten hinausliegenden Wohnsalon. Die Duenna saß in demselben am Fenster, über eine Näharbeit gebückt; Ludgarde stellte sie vor als Fräulein Brigitte, ihre treue „Adoptivtante", eine Bezeichnung, bei welcher Max Wendt zum ersten mal ein geschmeicheltes Lächeln über die Züge der gestrengen Dame gleiten sah. Und dann machte das Edelfräulein ihren Gast auf ein kostbar umrahmtes großes Oelporträt eines leidend und unglücklich, mit sich und der Welt unzufrieden aussehenden jungen Mannes aufmerksam, über dem ein dichter Lorberkranz hing. An der andern Wand ihm gegenüber hingen die Bilder zweier ältern Persönlichkeiten, eines Herrn mit reichem schlohweißem Haar und geistig belebten offenen und heitern Zügen und einer schmalbrüstigen, magern Dame — es waren die Aeltern Ludgardens.

Das junge Mädchen hing mit sehr andachtsvollen Blicken an diesen ihr theuern Physiognomien, während die Augen der Adoptivtante, wie Max Wendt fühlte, sehr scharf und forschend auf ihm lagen. Er war nicht just geschmeichelt durch die Versicherung, daß er dem jungen Manne, aus dessen Zügen ihm jetzt wieder, wie vorher aus seinen Kunstleistungen, etwas Irres, einen unbehaglichen Eindruck Machendes anschaute, ähnlich sehe.

„Er hatte nicht Ihre Gestalt, mein Bruder, er war nicht groß und stark ... aber in den Zügen, nicht wahr, Brigitte, findest du nicht auch die große Aehnlichkeit unsers Gastes mit Hugo?"

Brigitte mochte finden, daß ein junges Edelfräulein mit einer solchen Behauptung einem fremden jungen Manne gegenüber in der Zuvorkommenheit zu weit gehe. Sie fand die Aehnlichkeit gar nicht.

„Er hatte ein so glänzendes, großartiges Talent, mein Bruder", fuhr Ludgarde zu sprechen fort; „hätte er sich entschließen können, Ausstellungen zu beschicken, er hätte sicherlich die glänzendste Anerkennung gefunden, und nur wenige Jahre längern Lebens würden ihn zu einem großen Ruhme gebracht haben — ganz ohne Zweifel!"

Seinen Unglauben an diese rührende Zuversicht einer Schwester kleidete Max Wendt in die Worte:

„Hat er nicht die Anerkennung gefunden, die ihm die werthvollste und theuerste sein mußte, und den schönsten Kranz dort, den ein Sterblicher erringen kann, den aus einer liebenden Hand? Das genügt einer edeln aristokratischen Natur. Was nutzt der Weltruhm? Was ficht uns am Ende alles das an, was diejenigen von uns denken, die wir nie sehen, mit denen wir nie in Berührung kommen, die ein ganz anders geartetes Dasein führen und deren Urtheil für uns durchaus nicht maßgebend ist — die Welt, das «Publikum»!"

„Aber jedes Talent strebt doch zunächst nach Ruhm", fiel Ludgarde ein, „es ist das immer doch das höchste Ziel der edelsten Geister gewesen."

„Seltsam genug", versetzte Max. „Ob und wie die Menge andere Menschen, andere Gegenstände lobt oder tadelt — es beeinflußt mein Urtheil nicht im geringsten. Aber daß sie mich lobe, rühme, das soll das Streben meines Lebens sein? Liegt darin eine Gewähr für mein Verdienst? Ist die Menge, die für mich incompetent ist in allem und jedem, plötzlich competent, so bald sie sich über mich zu Gericht setzt?"

„Also Sie würden sich aus dem Ruhm nichts machen?"

„Ich? nein", versetzte Max Wendt nach einer Pause, wie der Gewissenserforschung, bevor er es aussprach. „Ich bedauere sogar die Ruhmsucher, am meisten die, welche ihn suchen müssen, weil ihre Lebensstellung davon abhängig ist. Und im übrigen", fügte er lachend hinzu, „was ist denn heute noch der Ruhm? Der Ruhm ist heute, was so oft der Wein ist. Ein Fabrikat, ein gemachtes Ding; nur daß dieser Ruhm durch die Presse gemacht wird und dieser Wein eben nicht durch die Presse."

„Das ist eine sehr stolze Anschauung der Dinge", sagte lächelnd Ludgarde, „über die sich viel sagen ließe, viel mehr, als ich im Stande bin, Ihnen entgegenzuhalten, obwol ich fühle, daß Sie doch nicht ganz recht haben."

„Ich will auch nicht recht behalten", entgegnete Max; „es wäre auch nicht gut, wenn meine Art zu denken allgemein würde. Der Ruhm ist ein imaginärer Werth, aber das Streben danach zwingt die Menschen in den Dienst des Allgemeinen."

„In der That", meinte heiter Ludgarde, „wenn unsere Künstler, unsere Schriftsteller so dächten wie Sie — welche Fülle wunderlicher Käuze, welche Massen barockster Hervorbringungen wir sehen würden. Wie viel Narren auf eigene Faust wir sehen würden! Jetzt müssen sie sich dem Geschmack dessen anbequemen, der weiser ist als Newton und klüger als Talleyrand — des Herrn Tout-le-Monde. Aber lassen wir dies Thema fallen, damit ich Ihnen mein kleines Reich zeigen kann."

Sie schritt dabei durch die halboffene Fensterthür, welche auf eine kleine Terrasse führte und von dieser in die Gartenanlagen nieder. Max mußte, indem er an ihrer Seite blieb, ihre Volière zunächst bewundern, die hinter Gebüsch versteckt lag und in der bei Ludgardens Annäherung eine große Aufregung des flatternd und schreiend sich ihr entgegenstürzenden Geflügels entstand. Sie machte ihn heiter plaudernd mit ihren Lieblingen in dieser lauten bunten Gesellschaft bekannt, die sie fast alle selbst erzogen und aufgenährt hatte.

Dann mußte er durch die kleine Musterwirthschaft mit ihr wandeln, in welche er bereits bei dem Besuch seines Pferdes einen Blick geworfen, die trefflich gehaltenen Ackerpferde und wohlgepflegten Rinder schauen.

„Aber Sie sehnen sich wol, aus dem Bereich begeisterter Thierpflege — die auch Sie wol Philo-Bêtise nennen werden — zu gelangen", sagte lächelnd Ludgarde dabei, „ich will Ihnen zum Lohn für Ihre Geduld unsere Gärten zeigen."

„Ich kann mir denken, daß man sich in das Thierleben versenken, eine Fülle individueller Züge und Charakterbesonderheiten beobachten kann, und daß dadurch unsere Sympathien von ihnen in Beschlag genommen werden, wir ihnen sogar in unserm Gefühl weitgehende Rechte auf uns einräumen", versetzte Max Wendt. „Von «Philo-Bêtise» ist doch wol erst dann zu reden, wenn wir unsere Unabhängigkeit dadurch einbüßen."

„Mich freut, daß Sie so viel einräumen. Aber unsere Unabhängigkeit — büßen wir sie nicht immer ein, wo wir Beziehungen anknüpfen, in die sich etwas von unserm Gefühl mischt? Und ist die Unabhängigkeit ein so großes Gut? Ist dies nicht eine Erfindung der Egoisten? Mögen die Männer nach Unabhängigkeit streben, die Frauen bedürfen ihrer nicht; im Gegentheil . . ."

„Sie sollen aber doch nicht abhängig sein von den Pflichten, welche ihnen die Pflege ihrer Tauben, Perlhühner, Hunde und Rinder auferlegt!"

Ludgarde lachte. „Nein", sagte sie. „Aber wenn sie all dieses brave Volk, unter dem so viele treue geduldige Pflichterfüller, so viele unermüdliche Arbeiter sind, selbst aufgezogen und aufgenährt und benutzt und ausgebeutet haben, so sollen sie ein Herz für sie haben. Und nun kommen Sie über diese Brücke."

Sie schritten über eine Holzbrücke, welche die den Edelhof umgebenden Anlagen mit den jenseit des Grabens liegenden Gärten verband, die, nach alter Weise angelegt, lange, gerade, mit Buchsbaum eingehegte Pfade zeigten. Zwischen Taxushecken zog sich der Hauptpfad langsam aufwärts bis zu der Hügelreihe, welche die Thalmulde umzog: er endete da oben an einem kleinen, mit dem Rücken sich an Wald lehnenden offenen Pavillon, ein hübsches sechseckiges Rococobauwerk, das, nach vorn offen, sich auf Pfeilern stützte, während die drei Rückseiten geschlossen waren. Ludgarde nahm auf der Bank im Hintergrunde Platz, und vom raschen Aufwärtsschreiten aufathmend sagte sie:

„Hier übersehen Sie mein ganzes kleines Reich, an das ich die Unabhängigkeit, welche Sie so preisen, verloren habe. Sehen Sie dort die altersgraue Dorfkirche mit dem stumpfen plumpen Thurm — in der bin ich getauft und bin ich confirmirt; in ihrem Schatten, in der Gruft neben dem Chor sind meine Vorältern, mein Vater, meine Mutter, mein Bruder begraben. Den Menschen hier ringsum in den zerstreut liegenden Häuschen gehöre ich an — wenn sie krank werden, kommen sie zu mir gelaufen, denn den Arzt aus der Stadt herbeizuholen haben sie kein Geld; wenn eins dieser Häuser abbrennt, ich muß ihnen durch einen Vorschuß möglich machen, einen Neubau zu beginnen, denn bis die Versicherungsgelder nach hundert Schwierigkeiten und Formalitäten flüssig sind, kommt der Winter heran, der sie obdachlos fände. Wenn sie Streit haben, wenn häusliches Unglück über sie kommt, wenn es Lagen für sie gibt, in denen sie sich nicht zu helfen wissen: ich muß sie anhören und ihnen rathen, so gut ich's verstehe. So gehöre ich ihnen — was begännen sie ohne mich? Und mir wieder gehört dieser Grund und Boden ringsum, über den ich gewacht und gewaltet habe; denn mein Vater überließ das seit Jahren

mir, um ungestört seine Studien, seine Forschungen in der ältesten Landesgeschichte, seine Urkundensammlungen treiben zu können — und Hugo, mein Bruder — Sie haben gesehen, womit er sich beschäftigte. Auf mich fielen die Sorgen, die liebe Noth, wie man's so richtig nennt, mit dem Unserigen. Mir gehört jetzt jenes Haus, unter dessen Dach wir alle erwachsen sind, in dem wir alle als Kinder gespielt, als aufwachsende Menschen Freud und Leid erlebt, in welchem die Wände für mich wie ein Echo bewahrt haben der vollen Stimme meines theuern, theuern Vaters, wenn er über Menschen, Welt und Leben zu uns sprach, und des sanften Schrittes meiner Mutter — und, ja am deutlichsten, das schmerzliche Echo des Hustens meines armen Bruders bei einem seiner Anfälle, bei denen ich so erschrocken und rathlos meine Hände rang. Sprechen Sie selber — gehört es nicht mir — kann ich da einer Macht auf Erden das Recht einräumen, mich da hinauszutreiben, mich heimatlos in die weite Welt zu werfen, in der ich fremd bin, in der ich nichts zu suchen, nichts zu thun, zu schaffen habe? Muß ich mein Recht nicht vertheidigen bis aufs Aeußerste?"

„Gewiß", versetzte Max Wendt, gefesselt von der eigenthümlichen Schönheit, die ihre gerötheten Züge überglänzte, „gewiß, es ist das nur zu natürlich! Nur muß die Vertheidigung da in Ergebung überzugehen wissen, wo sie beginnt unnütz zu werden und zur Selbstvernichtung zu führen. Wir verwechseln nur zu leicht unser inneres Berechtigungsbewußtsein mit dem äußerlich durchzusetzenden Recht."

„Mag sein. Aber wenn es sich nicht allein um unser Recht, sondern um unsere Pflicht handelt, wenn es eine Pflichtvertheidigung gilt, dürfen wir an Ergebung nicht denken."

„Und handelt es sich hier für Sie um eine Pflicht?"

„Ja. Um eine Pflicht gegen mich selbst; ich darf mich nicht zu einem welken, von seinem Stamm abgerissenen Blatt machen lassen, das dem Winde zum Spiel überlassen wird. Ich darf mich nicht trennen lassen von der Welt, der ich gehöre. Ich muß ihr treu bleiben! Die Treue scheut kein Opfer, sie kennt kein sich Ergeben in Lossagung und Entfernung, sie scheut den Tod nicht."

Ludgarde hatte das mit steigender Wärme, das letzte Wort mit Heftigkeit gesagt — mit schmerzlichem Lächeln setzte sie hinzu:

„Sie sehen mich betroffen, scheu an ... fürchten Sie, daß ich meine Grundholden zusammenberufen, bewaffnen und mein Haus mit Flintenschüssen vertheidigen lassen könnte? Das nicht, denn was würde es am Ende helfen? Vielleicht hülfe, es in Flammen aufgehen zu lassen; und jedenfalls hilft mir am besten ..."

Sie endete nicht. Max sah sie erschrocken, fragend an.

„Die Stelle in der Gruft der Meinigen, die mir gehört, würde ich mir zu sichern wissen", setzte sie jetzt leiser wie für sich hinzu.

Dann stand sie auf und trat schweigend den Rückweg in die Gärten hinab an. Max wagte nicht zu sprechen und das Thema weiter zu führen.

Nur nach einer langen Pause sagte er:

„Kennen Sie das merkwürdige Buch «Michel Kohlhaas» von Kleist?"

„Nein. Ich kenne von Kleist nur — seine heroische Art, groß und muthig ein unheilbares Elend zu enden."

„In jenem Buche", erwiderte Max nach einer kurzen Pause, „geht der Held doch nicht groß und heroisch, sondern nur tief beklagenswerth an dem Irrthum zu Grunde, im Conflict zwischen innerm und äußerm Recht müsse jenes siegen."

Ludgarden schien an Michel Kohlhaas nichts zu liegen. Max fühlte eine innere Unzufriedenheit mit sich, daß er nichts weiter zu sagen wußte, um den in ihr erweckten schmerzlichen Gedankengang zu beschwichtigen. Sollte er sie vertrösten auf die Ergebnisse, die seine eben unternommene Arbeit haben würde? Er war zu tief ergriffen, um unwahr sein zu können; er wußte ja zu gut, daß er mit seiner Arbeit nur verzögern, einen Aufschub für Ludgarde gewinnen, nicht das endliche Schicksal abwenden konnte.

Er sagte endlich:

„Ein einsichtiger Mensch gibt doch, wenn auch blutenden Herzens, der überlegenen Gewalt nach, sobald er sieht, daß das Widerstreben vergeblich ist. Sie sind bisher hier die Herrin gewesen, haben geleitet, geordnet, belebt und erhalten. Gewiß liegt in solcher Thätigkeit ein Glück. Aber ein höheres doch im Schaffen. An Ihrer Stelle würde ich mir ein schönes neues, wenn auch bescheideneres Heim erwerben, erschaffen, nach meinem Geschmack umgestalten . . ."

„Ich bitte Sie", versetzte verächtlichen Tones Ludgarde; „das lautet, als ob der Mutter, der man ihr Kind entreißen will, gesagt würde: suche, adoptire dir ein anderes!"

Damit war Max denn nun gründlich geschlagen.

Als sie ins Haus zurückgekehrt waren, begab er sich in seinen Thurm zurück, um in seiner Arbeit fortzufahren. Aber sie wollte nicht gedeihen, seine Gedanken wollten nicht dabei haften; er beschloß aufzubrechen, um am andern Tage zurückzukehren — für mehrere Tage hatte er ohnehin ja zu thun.

(Schluß folgt.)

König Georg von Hannover
und seine Umgebung.

Von

Oskar Meding (Gregor Samarow).*)

König Georg V., dieser so viel angefeindete, so viel verkannte und auch absichtlich verleumdete Fürst, war einer der eigenartigsten Charaktere, die jemals in der Geschichte einen Platz auszufüllen berufen gewesen sind. Es wirkte bei der so ganz besondern Nuancirung dieses Charakters zunächst, sozusagen körperlich, die Blindheit des Königs ein. Georg V. hatte als Knabe das eine Auge verletzt; die Sehkraft desselben war zerstört, und dadurch war das andere in Mitleidenschaft gerathen und immer kränker geworden. In seinem weitern Jünglingsalter hatte der berühmte Gräfe, der Vater des noch berühmtern Sohnes, ihn behandelt und ihm endlich im Jahre 1840, bei einer Operation in Herrenhausen, durch ein unglücklich verhängnißvolles Zucken der Hand den Sehnerv durchgeschnitten. Gräfe starb in Verzweiflung in tragischer Weise auf der Rückreise von Hannover; der damalige Kronprinz blieb in undurchdringliche Nacht versunken. Es schien, als ob eine unglückselige Prädestination damals schon über dem zu so schmerzlichen Prüfungen bestimmten Prinzen gewaltet habe. Wer mag es ermessen, welche Kämpfe das so stolze, so lebenswarme und so feinfühlende Herz des jungen Königssohnes unter dem harten und unabänderlichen Spruch des Schicksals durchdrungen haben mag, der ihn des Augenlichts beraubte. Aber diese Kämpfe blieben, so heftig sie ihn auch erschüttern mochten, in das Innere gebannt; er blieb Sieger und Herr über die stürmischen Wallungen des ringenden und zagenden Herzens; er drang durch zu heiterer Ruhe, wie man sie so oft bei den Blinden findet; aber die Spuren des entsetzlichen Schlages, der ihm den Anblick der lichten Welt, den Anblick seiner Gemahlin und seiner Kinder raubte, blieben tief in sein ganzes Wesen eingegraben. Er hatte sich vor jeder Verbitterung bewahrt; im Gegentheil hatte er einen unerschütterlichen festen Glauben an die Führung Gottes im menschlichen Leben und an die Kraft des Gebetes gewonnen, der ihn nie verließ, der nie wankte und ihn bis an sein Sterbelager begleitete. Dieser Glaube, diese

*) Aus den demnächst in der Verlagshandlung dieser Zeitschrift erscheinenden Memoiren des Verfassers.

kindliche Zuversicht, welche niemals eine Spur von Pietismus und Bigoterie annahm, war erhebend und rührend zugleich. Ich erinnere mich, daß der König mir eines Tages in Norderney, als ich in seinem Zimmer mit ihm arbeitete, befahl, ein Papier zu suchen, das sich bei mir befand. Als ich nach einiger Zeit, wie das in solchen Fällen Sitte war, unangemeldet wieder eintrat, lag der König neben dem Sofa, auf welchem er gesessen, auf den Knien, den Kopf auf die gefalteten Hände gestützt, und war, die blinden Augen aufwärts gerichtet, so tief in sein Gebet versunken, daß er meinen Eintritt nicht hörte. Leise zog ich mich zurück, um nach längerer Zeit erst wieder einzutreten, wo ich ihn dann auf dem Sofa sitzend fand, sein Gesicht strahlend von ruhiger Heiterkeit. Aber ich gestehe, daß mir die Thränen in die Augen traten und daß ich niemals jenes Bild vergessen werde: den blinden König einsam in seinem Zimmer im Gebet mit Gott sprechend, an dessen unmittelbarste Lenkung aller Schicksale der Menschen und der Völker er so fest glaubte.

Seine Blindheit hatte ihn auch nicht das Vertrauen zu den Menschen im allgemeinen verlieren lassen; im Gegentheil, er war stets geneigt, von jedem das Beste zu glauben, Fehler mild zu beurtheilen und zu verzeihen; nur in allen Regierungsangelegenheiten, in allen Staatsgeschäften machte ihn seine Blindheit wol noch mistrauischer, noch eifersüchtiger auf seine Autorität, als er es sonst wol ohnehin schon gewesen wäre. Denn seine Autorität und seine königliche Würde waren für ihn Glaubensartikel; je fester er überzeugt war, daß Gott selbst jeden Menschen auf seinen Platz im Leben gestellt, je mehr er in ernstem Eifer und in wirklicher Selbstverleugnung danach rang, alle Pflichten seines Königsamtes zu erfüllen, um so eifersüchtiger wachte er über allen seinen königlichen Rechten, sowol was seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit nach außen als seine Machtvollkommenheit im Lande seinen Unterthanen gegenüber betraf. Ganz besonders mistrauisch war er gegen seine Minister, selbst wenn er dieselben persönlich schätzte und liebte, weil er gerade von diesen Eingriffe in seine Autorität fürchtete und oft auch erlebt hatte, noch mehr vielleicht gegen die höhere Bureaukratie, welche es in Hannover wie in andern Ländern meisterhaft verstand, Befehlen des Königs und auch oft der Minister, wenn dieselben ihr unbequem waren, die Spitze abzubrechen und Angelegenheiten, die sie nicht fördern wollte, im Sande verlaufen zu lassen.

Der König war sehend erzogen — anders hätte er ja auch niemals regierungsfähig sein können — und zwar in den großartigen Anschauungen eines Prinzen des großen englischen Weltreiches; er hatte in seiner frühen Jugend den König Georg IV. als den glänzendsten und mächtigsten Fürsten Europas gesehen; er selbst war von der politischen Partei seines Vaters, des Herzogs von Cumberland, für den präsumtiven Erben des englischen Thrones gehalten, da es damals in der Absicht der Tories lag, durch eine Parlamentsacte das Salische Gesetz einzuführen, wodurch dann also die Königin Victoria von der Erbfolge ausgeschlossen gewesen wäre. Der König war hochgebildet; es gab kein Gebiet des Wissens, das ihm verschlossen gewesen wäre und auf dem er nicht noch immer eine Belehrung und Anregung gesucht hätte; er sprach deutsch, englisch, französisch und italienisch mit

Reinheit und Sicherheit. Diese vielseitige Bildung, verbunden mit den Anschauungen seiner Jugend, in welcher er die Welt nur von den Stufen des Thrones der damals ersten Großmacht gesehen hatte, ließen ihn alle politischen Fragen von dem gleichhohen Standpunkt aus beurtheilen, was häufig dann dazu führte, daß Fernerstehende aus einzelnen weiter getragenen Aeußerungen den Schluß zogen, er überschätze seine Stellung und Bedeutung als König von Hannover. Das war durchaus nicht der Fall; der König, ein so unendlich fein gebildeter Herr, so genau mit der Geschichte bekannt, wußte sehr gut, daß er nur der Beherrscher eines Landes von geringer Macht war, und dachte niemals daran, wie man ihm wol vorwarf, „Großmacht spielen" zu wollen. Freilich hielt er sich in seinem monarchischen Recht den ersten Potentaten Europas gleich, und ebenso war in seinen Anschauungen das Welfenhaus das vornehmste unter allen Regentenhäusern Europas, und die Geschichte gibt ja, wenn man das Alter der fürstlichen Familien in Betracht zieht, dieser Auffassung recht.

Der Stolz auf seine Würde und die Vornehmheit seines Hauses hinderten aber die liebenswürdigste Freundlichkeit im Umgange nicht, und führten den König niemals zu hochmüthiger Nichtachtung fremder Persönlichkeit. Er war im höchsten Grade das, was die Engländer einen regular gentleman nennen, und es hat vielleicht niemals einen rücksichtsvollern Fürsten gegeben als Georg V. Er liebte z. B. über alles die frische Luft und war gegen die Kälte ziemlich unempfindlich; deshalb stand auch im strengen Winter in seinem Zimmer fast immer ein Fenster offen, während im Ofen ein meist nur symbolisches Feuer brannte. Niemals versäumte er, diejenigen, welche zu längerm Vortrage bei ihm erschienen, zu fragen, ob es auch nicht zu kalt für sie sei, und ich erinnere mich, daß er mehrmals, wenn er wußte, daß ich erkältet war, die Fenster schließen und stärkeres Feuer anlegen ließ. Ebenso rücksichtsvoll und bis ins Kleinste rührend sorglich war er in Aufmerksamkeiten, die er erwies, und die immer von einer seltenen Zartheit der Empfindung Zeugniß gaben. Ich selbst habe davon unvergeßliche Züge erfahren. So schickte er mich einmal aus seinem Cabinet nach Minden, wo mein Schwiegervater preußischer Landrath war, um demselben zu dessen Geburtstag, von dem der König zufällig erfahren, den Ernst-August-Orden zu bringen; ein andermal erfuhr er, daß meine Schwiegermutter, eine alte, gebrechliche und ganz erblindete Dame, in Hannover war. Er lud sie sogleich mit meiner Frau zu einem kleinen Diner im engsten Kreise in Herrenhausen ein; dabei hatte er befohlen, daß sein Kammerdiener die Speisen für meine Schwiegermutter ebenso wie für den König vorbereiten sollte, um sie bequem durch Fühlung mit der Gabel fassen zu können. Endlich führte er nach der Tafel meine Schwiegermutter mit meiner Frau in sein Cabinet, um ihnen den Platz zu zeigen, an dem er mit mir arbeitete, und um beiden zur Erinnerung an diesen Platz kostbare Armbänder zu überreichen, die er aus seinem Schreibtisch hervorzog. Viele ähnliche Züge könnte ich erzählen, bei denen er nachgedacht und persönlich in der zartesten Weise vorgesorgt hatte, um andern Freude zu machen. Es war wol natürlich, daß er auf solche Weise alle Herzen unwiderstehlich gewann, und daß an einen solchen Herrn mehr fesselte als die royalistische Pflicht.

Ebenso war er überaus nachsichtig, wenn man, zum Vortrag oder zur Audienz befohlen, ihn warten ließ, was bei der weiten Entfernung von Herrenhausen, wo er den größten Theil des Jahres, und in den letzten Jahren unausgesetzt residirte, leicht geschehen konnte. Es durften sich indeß solche Verspätungen nur Personen erlauben, welche wirklich und ernstlich beschäftigt waren. Man durfte auch in solchem Falle ihn mahnen lassen, wenn er etwa selbst die geschehene Meldung vergaß, was auch zuweilen vorkam; denn die Pünktlichkeit ging ihm infolge seines lebhaften Geistes ganz ab. Er setzte für den Vormittag seine Vorträge und Audienzen fest, indem er für eine jede der zu empfangenden Personen eine bestimmte Zeitdauer sich vorsteckte. Nun waren aber oft die Vorträge complicirter, als er es gedacht hatte, oder seine geistige Beweglichkeit riß ihn zu eingehendern Erörterungen oder lebhaftern Unterhaltungen hin, sodaß, wenn für jede Audienz nur eine Viertel- oder halbe Stunde hinzukam, die zuletzt Befohlenen schon stundenlang warten mußten. Wenn nun jemand, der dienstlich viel beschäftigt war, in solchem Falle den König an seine Anwesenheit erinnern ließ, so empfing er ihn immer sogleich, um wenigstens mit einigen Worten das Nothwendigste zu erledigen oder er verlegte den Vortrag auf einen andern Tag. Nur mußte nicht etwa jemand, der keine dringenden Geschäfte hatte, dergleichen wagen, wollte er sich nicht scharfe directe oder indirecte Lectionen zuziehen.

So z. B. war die Stellung des Commandanten der Residenzstadt Hannover eigentlich ein Ruheposten für alte Generale. Der Commandant hatte, außer der Anwesenheit auf dem Bahnhofe bei der Ankunft, Abfahrt und Durchfahrt von Fürstlichkeiten, wenig mehr zu thun, als alle Tage gegen Mittag nach Herrenhausen zu reiten und vom Könige die Parole zu holen und die Meldung zu machen, daß nichts oder wenig passirt sei. Dabei kam es dann, wenn sich die Audienzen der Morgenstunden etwas verlängert hatten, wol oft vor, daß der Commandant eine, auch wol zwei Stunden warten mußte. Der Generallieutenant Poten, welcher lange Zeit die ehrenvolle Sinecure innehatte, ein alter jovialer Mann, fand sich vortrefflich darein, ja der Aufenthalt im Vorzimmer, wo er eine Menge von Personen sehen und sprechen konnte, gehörte zu seinen täglichen Zerstreuungen. Als er starb, trat der General W...., ein etwas strenger und hypochondrischer Charakter, in seine Stelle. Derselbe ließ den König eines Tages, nachdem er einige Zeit gewartet, an seine Anwesenheit erinnern. Er erhielt die Antwort, Se. Majestät wisse, daß der General da sei — und seit diesem Tage wartete der Commandant jeden Tag, bis alle Audienzen vorüber waren, wenn er nicht gerade fremde Fürstlichkeiten am Bahnhofe zu empfangen hatte; und meist wurde er erst unmittelbar vor der Tafel vorgelassen, um seine Meldung zu erstatten und die Parole entgegenzunehmen.

Ebenso hatte der König ein unendlich warmes Mitgefühl für Noth und Elend; zahllos sind die Wohlthaten, die er erwies; zahllos die Thränen, die er trocknete, und wenn er dabei zuweilen von Unwürdigen getäuscht und misbraucht wurde, so wirft das gewiß keinen Schatten auf seine stets zum Helfen bereite Herzensgüte.

Der Stolz auf das welfische Blut und die Ueberzeugung von der sacrosancten Unverletzlichkeit seines königlichen Rechtes wurden also niemals verletzend; sie

äußerten sich nicht im Verkehr, sondern in seiner politischen Haltung. Seine Blindheit verbergen zu wollen, kam ihm niemals in den Sinn; ein solcher Gedanke konnte in dem Kopf eines so hochgebildeten geistvollen Fürsten gar nicht entstehen. Ich habe theils allein mit ihm, theils in Gegenwart anderer die braunschweigische Erbfolgefrage, bei welcher in Betreff der persönlichen Regierungsfähigkeit seine Blindheit von wesentlicher Bedeutung war, discutirt, und jedesmal hat der König die Debatten mit voller Ruhe und Objectivität geleitet und so unbefangen daran theilgenommen, als handle es sich um eine dritte Person. Wohl aber pflegte er häufig den Satz aufzustellen, daß der Sinn des Gesichts sich von allen übrigen Sinnen am leichtesten entbehren lasse, und er setzte einen gewissen Ehrgeiz darein, diesen Satz an sich wahr zu machen. Bewunderungswürdig war die Willensstärke und das Gedächtniß, welche er dazu aufzuwenden vermochte. Er war ein vortrefflicher Reiter und beherrschte das Pferd vollständig. Natürlich konnte er die Richtung des Weges nicht selbständig halten; der Adjutant mußte, neben ihm reitend, das Pferd des Königs an einem feinen Leitseil in der Richtung halten, was oft nicht leicht war, da der König wild und kühn ritt und oft bestimmt befahl, Wege mit ziemlich coupirtem Boden zu wählen. Während andere Blinde demjenigen, mit welchem sie sprechen, das Ohr zuzuwenden pflegen, richtete der König auf jeden, den er anredete, die Augen, und er that dies mit voller Sicherheit selbst bei zahlreichen Conseilsitzungen und bei großer Tafel, sobald er nur einmal eines jeden Stimme gehört und nach derselben den Platz des Sprechenden hatte bestimmen können. Seine Orientirungsfähigkeit war erstaunlich; ich erinnere mich, eines Tages mit ihm auf einem Berge bei Goslar einen Aussichtsthurm bestiegen zu haben; er ließ sich mit dem Gesicht nach Norden stellen und erklärte dann mit Nennung der Ortschaften und Bergspitzen die ganze Aussicht rings um den Horizont, ohne ein einziges mal zu irren.

Solche Erscheinungen ließen dann häufig den Glauben entstehen, er müsse doch etwas sehen können; doch das war nicht der Fall; er hatte nicht den geringsten Lichtschimmer. Von einer Absicht, sehend zu scheinen, war niemals die Rede; wenn er häufig den Ausdruck brauchte: „Ich freue mich, Sie zu sehen", so war das eine unabsichtliche façon de parler, die man wol häufiger noch bei Personen finden wird, die in erwachsenem Alter erblindet sind; wo er nicht in der lebhaften Unterhaltung zu jener gewohnten Formel hingerissen wurde, brauchte er sie niemals.

Er sprach bei repräsentativen Gelegenheiten stets frei; oft hat er mir nachher auf Reisen oder auch in Hannover seine gehaltenen Reden dictirt, und dann verbesserte er selbst sorgfältigst alle solche Wendungen, und es mußte immer dafür gesetzt werden: „Es freut mich, Sie um mich versammelt zu wissen", oder etwas Aehnliches; niemals aber durfte das Wort „sehen" gebraucht werden, selbst wenn er es in der Lebhaftigkeit der wirklichen Rede gesprochen hatte. Seine englische Erziehung gab ihm in jeder Weise und Richtung große und freie Anschauungen; so paradox dies klingen mag, so war der König doch in gewisser Beziehung der freisinnigste Mann in seinem Lande, in welchem so viel starrer, fest eingewachsener Formalismus, so viel unaustilgbarer Kastengeist selbst bei denen bestand und besteht, die den liberalen Parteien politisch angehörten und die liberale Phrase laut im Munde

führten. Freilich hatte er kein Verständniß für den Parlamentarismus; die Verfassung war ihm ein ebenso rechtsgültiges, aber auch ebenso abänderungsfähiges Gesetz wie jedes andere. Die königliche Autorität wollte er unantastbar über allen Bewegungen der Parteien halten, was jedoch wiederum nicht ausschloß, daß er im persönlichen Verkehr und auch bei Discussionen in seinem Cabinet jede abweichende Meinung, selbst den schärfsten Widerspruch auf das liebenswürdigste anhörte, würdigte und erwog, ja selbst dazu ermunterte, wo er Zögern bemerkte.

Neben diesen Spuren seiner englischen Erziehung hatte der König in seinem ganzen Wesen viel Preußisches infolge seines längern Aufenthalts in Berlin bis zur Thronbesteigung seines Vaters, der als Herzog von Cumberland das jetzt längst verschwundene Palais an der Ecke der Wilhelmsstraße und der Linden bewohnte. Des Königs liebste Jugenderinnerungen datirten aus jener Zeit; er war unerschöpflich in Anekdoten von dem alten Oberkammerherrn Fürsten Wittgenstein, dem Grafen Neale und vielen andern Persönlichkeiten des alten berliner Hofes; besonders hegte er eine tiefe, fast andachtsvolle Verehrung für den König Friedrich Wilhelm III. Von allen Anekdoten aus jener Zeit ist mir eine immer wieder ins Gedächtniß gekommen, die der König oft lachend erzählte, die aber an jene tragische Prädestination erinnert, welche auf dem Haupte des unglücklichen Fürsten zu ruhen schien. Irgendjemand hatte in Berlin eine Bittschrift an den jungen Prinzen gerichtet, und dabei die Adresse des Prinzen George von Cumberland in eigenthümlicher Orthographie geschrieben: „An den Prinzen Sorge von Kummerland." Dieser orthographische Fehler sollte für den armen Prinzen einst zu tragischer Wahrheit werden.

Der König hatte also durchaus nicht, wie man ihm vorwarf, persönlich feindliche Gesinnungen gegen Preußen; im Gegentheil, er hätte in seinem Wesen oft für einen preußischen Prinzen gehalten werden können, namentlich hatte er durch seine Erziehung in Berlin die preußische Strenge der militärischen Dienstformen angenommen. Wohl aber hegte er, namentlich seit der neuen Aera und seit der Gründung des Nationalvereins, ein tiefes Mistrauen gegen die Consequenzen der gothaischen Politik; von seinem monarchischen Recht und der absoluten Selbständigkeit seiner Regierung ausgehend, war seine Anschauung der deutschen Angelegenheiten eine streng föderalistische, und in dieser Beziehung war er allerdings überzeugt, daß gerade Hannover durch seine Lage, seine Bevölkerung und seine Dynastie sehr wesentlich das Band der Verständigung zwischen Nord- und Süddeutschland, zwischen Oesterreich und Preußen bilden könne; er pflegte oft zu sagen: „Wir Kleinen müssen stets die Einigkeit zwischen den beiden Großmächten des Deutschen Bundes erhalten; solange sie einig sind, sind wir sicher nach außen und innen, ihrer vereinten Führung können wir ruhig und ohne Mistrauen folgen; sind sie getrennt, dann wehe Deutschland." Diese Ueberzeugung blieb überall für ihn maßgebend; er liebte Oesterreich nicht; es waren oft kleine Zeichen sichtbar, daß der wiener Hof noch auf dem alten Kaiserstandpunkte gegen den zum Könige erhobenen Kurfürsten stand, und in diesem Punkte war der Stolz des Königs sehr empfindlich. Mit Einem Worte, man konnte von Georg V., dessen so eigenthümlicher und oft schwer verständlicher Charakter im Laufe dieser Notizen noch klarer hervortreten wird,

mit Recht und in Wahrheit sagen: „Every inch a King"; es war nichts Kleines, nichts Niedriges, nichts Unreines in und an ihm; er war fest und stolz der Welt gegenüber, demüthig vor dem Gott, an den er glaubte, und voll warmen Gefühls für fremdes Leid.

Die maßgebende Persönlichkeit in der Regierung war zur Zeit meines Eintritts in den hannoverischen Dienst der Staatsminister des Innern von Borries, ein ebenso eigenartiger Charakter als der König in seiner Weise, aber von jenem unendlich verschieden, sodaß man oft vielleicht nur durch diese tiefe Verschiedenheit den großen Einfluß erklären konnte, den der Minister auf den König ausübte, der ihn nicht liebte und gegen ihn, schon weil er Minister war, ein gewisses eifersüchtiges Mistrauen hegte. Herr von Borries hatte die kleine hannoverische Beamtencarrière gemacht; er hatte in Göttingen studirt, war Gerichtshalter in Delm, dann Mitglied des Hofgerichts in Stade und endlich Regierungsrath bei der Landdrostei Stade geworden. Im Jahre 1848 hatte er nach der liberalen Seite geneigt; bald aber schloß er sich, erschreckt über den Lauf der Bewegung, der streng conservativen Partei an, und gewann durch seine rastlose und unermüdliche Thätigkeit für die Wiederherstellung der alten ständisch gegliederten Verfassung, welche durch den Bundesbeschluß auf die Beschwerden der Stände erfolgte, die Führung in jener Partei, sodaß er schon in das Ministerium von Schele als Minister des Innern eintrat. Im Jahre 1852 aber legte er sein Portefeuille mit dem Justizminister von der Decken wieder nieder, da ihm Herr von Schele nicht energisch genug war, und bildete dann im Jahre 1855 mit den Grafen Platen und Kielmannsegge das Ministerium, welches den Bundesbeschluß ausführte und die Revision der Verfassung vornahm.

Herr von Borries war damals 58 Jahre alt, klein, mager und eckig in seiner Gestalt; sein trockenes scharfes Gesicht wurde von dunkeln, glänzenden, von Feuer und Leben funkelnden Augen erleuchtet; er war vor allem ganz und in jeder Faser ein ehrlicher Mann; was er that, das that er in Ueberzeugung, recht zu thun; wo er glaubte im Recht zu sein, ging er ohne Rücksicht auf seine Person mit einer Festigkeit vor, die bis zum starrsten Eigensinn ausartete. Dabei war er uneigennützig und selbstlos, wie man es in unserer material egoistischen Zeit selten findet; seine bittersten politischen Gegner haben niemals den Hauch eines Vorwurfs gegen seinen Charakter und sein Privatleben erheben können. Er besaß einen klaren, scharf und schnell arbeitenden Geist, der ohne Ermüdung alle Stunden des Tages der angestrengtesten Thätigkeit widmen konnte; aber die ganze Elasticität dieses Geistes war beschränkt in dem engen Kreise des Königreichs Hannover und seiner Verwaltung, er blieb auch als Minister im wesentlichen Regierungsrath und behandelte das ganze Königreich wie ein Amt oder höchstens wie einen Landdrosteibezirk. Wie alle Personen von starkem Willen, war er herrschsüchtig bis zum Extrem; er duldete keine Selbständigkeit unter sich und seine unerschöpfliche Arbeitskraft führte ihn dazu, alles selbst machen zu wollen, wodurch er seine Thätigkeit vielfach in Kleinigkeiten zersplitterte. Diese stets steigende Neigung, alles zu beherrschen und keinen Willen neben dem seinigen zu dulden, brachte ihn

auch in Conflict mit der ständischen Adelspartei, aus welcher er hervorgegangen war, denn er überzog das ganze Land mit einem straff bureaukratischen Netz, welches dem alten Adel des Landes ebenso widerwärtig war als den liberalen Parteien.

Um die Verhältnisse jener Zeit in Hannover vollständig zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß seit fast zwei Jahrhunderten die Regenten nicht im Lande gewesen waren. Der König hatte in England residirt, und wenn er auch einen hannoverischen Minister in London an seinem Hofe hatte, so herrschten doch die Landesministerien in Hannover ziemlich unbeschränkt. Die Stellen der Minister, der Landdrosten und meist auch der unmittelbaren Verwaltungsbeamten, der Drosten und Amtshauptleute, waren zwar nicht gesetzlich, aber durch traditionellen Usus dem Adel vorbehalten; daneben hatte sich eine Art von corps bureaucratique entwickelt, welches die eigentliche Arbeit der Regierung verrichtete und auch die eigentliche Macht in seinen Händen hielt, und in welchem die Stellen der Generalsecretäre der Ministerien, der Referenten und die Räthe bei den Provinzialregierungen fast erblich waren, wenigstens meist in den Händen gewisser, untereinander wieder verwandter Familien blieben. Sowol dem Adel als der Bureaukratie war daher das Erscheinen des Königs im Lande, nach der Trennung der Krone von England, in Hannover unbequem. Unter Ernst August war dies weniger hervortretend, denn dieser Fürst, ein altenglischer Grand-Seigneur, betrachtete das hannoverische Königreich als eine ehrenvolle Versorgung seines Hauses, griff aber wenig in das Innere der Verwaltung ein, woran ihn auch schon seine Unkenntniß der deutschen Sprache hinderte. Wo das aber dennoch geschah, entwickelte der alte Herr eine so lapidare Grobheit, daß jede Sache damit ein für allemal beendet war.

Als nun Georg V. seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit eingreifend der Regierung widmete, als gar ein Mann von so eminenter Kraft und so durchdringendem Eigenwillen wie Herr von Borries an die Spitze der Verwaltung trat, da wurden alle jene früher regierenden Kreise in tausend Interessen, die sie für wohlerworbene Rechte hielten, verletzt. Besonders zwei Maßregeln machten Herrn von Borries zahlreiche Feinde. Die erste war die neue Organisation der Aemter, welche an die Stelle der alten sehr selbständigen und meist durch Domänenpachten reich dotirten Drosten Amtmänner treten ließ, die nicht besonders glänzend besoldet waren und fast in allen Sachen bis zum Minister hinauf berichten mußten. Dazu trat vielfach eine Verlegung der Amtssitze und Amtsbezirke, sodaß die Eingesessenen ungewohnte Wege machen mußten, den alten Nimbus der Verwaltungsbeamten auf dem Lande vermißten und dazu noch eine Menge lästiger Schreiberei vor sich sahen, die sie früher nicht gekannt hatten. Die zweite verhängnißvolle Maßregel war die Ausscheidung des Domanialgutes der Krone. Dieselbe war dem Princip nach durchaus unanfechtbar. Die hannoverischen Domänen waren fast ohne Ausnahme altes Hausgut des Welfenhauses, sie waren zur Zeit der absoluten Regierung mit zur Aufbringung der Staatsbedürfnisse verwendet und dann im Jahre 1848 als Staatseigenthum behandelt. Bei der Revision der Verfassung war dann mit den Ständen vereinbart, daß ein Domänenbesitz von bestimmtem

Ertrage für die Krone ausgeschieden werden sollte. Niemand im Volke hätte etwas dagegen gehabt, denn die Hannoveraner wollten ihr königliches Haus glänzend dotirt wissen; nun aber wurde bei der Ausscheidung praktisch in einer Weise verfahren, welche Kritiken gegen die Schätzungen bei der Kapitalisirung der Erträge von den zur Ausscheidung bestimmten Domänen hervorrief. Wie weit Herrn von Borries in dem Wunsche, dem königlichen Hause die möglich höchsten Einkünfte zu schaffen, dabei ein Vorwurf treffen konnte, wie weit etwa der Diensteifer unterer Organe thätig war, mag dahingestellt sein; jedenfalls erregte das Verfahren bittere Kritik und wurde von der Opposition zu fortwährenden, oft nicht sehr loyalen Angriffen und Verdächtigungen erfolgreich ausgebeutet. Diese besondere Lage des hannoverischen Domanialbesitzes der Krone muß hier auch noch deshalb besonders hervorgehoben werden, weil sie später bei den Vermögensverhandlungen mit dem Welfenhause nach der Annexion besonders bedeutsam wurde.

Herr von Borries hatte also zu der Zeit, als ich in den hannoverischen Dienst trat, im ganzen Königreiche fast keinen aufrichtigen Freund. Die Adelspartei hatte sich von ihm abgewendet, sie haßte ihn wegen seines rücksichtslosen Strebens nach bureaukratischer Omnipotenz und lächelte meist in höhnischer Schadenfreude über die Angriffe, welche die liberale Opposition gegen ihn richtete. Sein starrer Eigenwille ertrug aber auch die Autorität des Königs, so oft derselbe sich in Einzelheiten der Verwaltung mischte, nur widerstrebend, und da der König die Stellung constitutionell-parlamentarischer Minister nicht kannte und häufig durch directe Decrete eingriff, so entstanden dadurch vielfache Reibungen, die oft zu scharfer Spannung führten. Der König pflegte oft zu sagen: „Borries möchte mich in ein Zimmer setzen, zu dem er allein den Schlüssel hat; er hat die Neigung, ein Richelieu zu sein, und vergißt, daß ich nicht Ludwig XIII. bin.“ Herr von Borries hatte infolge der Beschränktheit seines Gesichtskreises — er war wol sehr selten über die Grenzen von Hannover hinausgekommen und alles, was man unter Humaniora versteht, lag ihm fern — eine Einseitigkeit in politischen Dingen, die oft fast als kindliche Naivetät erschien. So hatte eines Tages die Polizeibehörde einer kleinen Stadt einen Conflict mit einem Engländer gehabt, der zu diplomatischen Weiterungen führte und Herrn von Borries Aerger und Verlegenheiten bereitete. Es erging darauf ein Ministerialrescript an sämmtliche Behörden, welches der Polizei zur Pflicht machte, im Verkehr mit allen Ausländern Vorsicht und rücksichtsvolle Artigkeit zu beobachten, besonders wenn dieselben großen und flottenführenden Nationen angehörten. Ebenso erklärte er einmal in der öffentlichen Ständeversammlung, als es sich um die Bestimmung über ein dem Fiscus angehöriges Haus handelte, das an den englischen Gesandten vermiethet war: die Stände möchten bedenken, daß man auf den Vertreter einer Großmacht Rücksicht nehmen müsse, mit welcher man in wichtigen finanziellen Verhandlungen (über den Stader Zoll) stehe, worauf dann der englische Gesandte Sir Howard in höchster Aufregung sich beschwerte und sogleich seine Wohnung räumen wollte. Die Opposition griff solche Dinge mit besonderm Eifer auf, und Graf Platen, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, that das Seinige, um dem Könige die Verlegenheiten, die aus dergleichen Aeußerungen einer naiven Ehrlichkeit hervorgingen, möglichst fühlbar zu machen.

In seinem persönlichen Leben und seiner äußern Erscheinung war Herr von Borries von einer unbeschreiblichen Einfachheit und einer zuweilen an den Cynismus streifenden Gleichgültigkeit gegen die Form. Er trug fast immer den blauen Interimsfrack der Minister, mit schwarzem Sammtkragen, seine Toilette war wenig elegant, und die Art, wie er Besuche empfing, entsprach sehr wenig der Stellung des einflußreichsten Ministers an einem Hofe von so großartiger Pracht, wie es der hannoversche war. Häufig wurde man in ein dunkles Zimmer geführt; der Minister rief aus dem Nebenzimmer, daß man ein wenig warten möge; dann erschien er, immer in dem blauen Interimsfrack, ein Käppchen auf dem Kopf, graue Filzpantoffeln an den Füßen und einen gelben Schiebeleuchter von Messing in der Hand. Diesen Leuchter stellte er auf den Tisch, und die Conferenz begann. Genau so hat der Empfang oft stattgefunden, wenn ich Fremde in wichtigen Angelegenheiten zu ihm führte. Diese Aeußerlichkeiten wurden denn auch Veranlassung zu fortwährenden Spöttereien, namentlich unter dem so formellen und gegen Fremde so steifen hannoverischen Adel, für dessen Vertreter im Ministerium der Graf Platen sich hielt, ohne es zu sein.

Der Graf von Platen-Hallermund, welcher bestimmt war eine so verhängnißvolle Rolle bei dem Untergange des hannoverischen Königthums zu spielen, war zu jener Zeit 46 Jahre alt, erschien aber jugendlicher als sein Alter. Er war in allem — äußerlich und innerlich — fast das vollkommene Gegentheil des Herrn von Borries. Seine äußere Erscheinung war das Muster vollendeter Eleganz, sein Gesicht mit schwarzem, sorgfältig frisirtem Haar und wohlgepflegtem schwarzem Bart hatte vornehme Züge und konnte auch den Ausdruck gewinnender Freundlichkeit annehmen, seine Toilette war stets tadellos — er war in jeder Miene und jeder Bewegung der Mann der großen Welt. Sein Geist hatte eine ungemein leichte Empfänglichkeit und eine feine Auffassungskraft, die ihn jede Nuance einer Meinung, die ihm ausgesprochen wurde, sofort erfassen und verstehen ließ; er besaß eine scharfe, mit einem Blick bis ins Kleinste dringende Beobachtungsgabe, die ihn dann allerdings oft zu boshaftem Spott hinriß. Seine Bildung war vielseitig, aber wenig tief; er war von frühen Jahren in der Diplomatie bei auswärtigen Gesandtschaften beschäftigt gewesen, Geschäftsträger in Wien und Minister in Paris gewesen, dadurch war sein Horizont größer, sein Blick weiter geworden, ohne jedoch jemals eine überlegene staatsmännische Klarheit und Sicherheit zu gewinnen. Er suchte die diplomatische Geschicklichkeit in den moyens termes; Hindernissen kühn entgegenzutreten, war ihm unmöglich; er suchte sie zu umgehen, Entscheidungen hinauszuschieben und in dem Bestreben, es jedem recht zu machen, verdarb er es oft mit allen. Dies lag weniger in einem Mangel an Muth, denn er war eines ritterlichen Aufschwungs fähig, als in seiner ungemeinen Receptionsfähigkeit fremden Meinungen gegenüber und in der absoluten Impotenz, eigene Gedanken zu fassen. Seine große Empfänglichkeit und sein feines Verständniß für jede Auffassung führte ihn dahin, daß immer der bei ihm recht hatte, der zuletzt mit ihm gesprochen und es verstanden hatte, seine Meinung klar und mit scharfer Entschiedenheit vorzutragen. Er war eine weiße Tafel, auf welche

jeder schreiben konnte, was er wollte, und in dem Bestreben, zwischen zwei Stühlen vorsichtig zu wählen, war er stets in Gefahr, sich zwischen beide zu setzen.

Graf Platen war in seiner Gesinnung durchaus österreichisch, die wiener Gesellschaft hatte ihn äußerst entgegenkommend aufgenommen und seine liebsten Erinnerungen knüpften sich an die Kaiserstadt; er trug in sich die neubelebte Tradition aus der Zeit des Kurfürsten Ernst August. Damals war die Kurwürde an Hannover von Wien aus zugestanden unter der Bedingung, daß der neue Kurfürst stets mit dem Kaiser stimme, und den Grafen Platen war wieder auf den Antrag des Kurfürsten die Reichsgrafschaft Hallermund übertragen mit der Bedingung, daß sie auf der Reichsgrafenbank stets mit Kurhannover zu stimmen hätten. Diese ganz entschiedene Neigung und Vorliebe für Oesterreich hinderte den Grafen Platen nicht, stets in der Form ein gutes Verhältniß mit Preußen aufrecht zu erhalten, und in dem Bestreben, dies zu thun, sagte er wol vieles, was später den Thatsachen nicht entsprach. Er war voll hochmüthigen Stolzes auf seinen Namen und seine Stellung als Mitglied des hohen reichsunmittelbaren Adels, ohne dazu wol eigentlich voll berechtigt zu sein. Denn der Name und die Reichsstandschaft der Grafen von Hallermund war seinen Vorfahren übertragen, ohne daß dieselben den geringsten Zusammenhang mit jenem ausgestorbenen Geschlecht hatten und ohne daß ihnen der Besitz der Grafschaft zugestanden wurde, für welche sie als Ersatz das Erbpostmeisteramt in Hannover erhielten, dessen Einkünfte später abgelöst wurden und von deren Ablösungsertrage die Familie ihren Majoratsgrundbesitz in Holstein erwarb.

Graf Platen, welcher von Herrn von Borries dem Könige für das auswärtige Ministerium vorgeschlagen war, wurde dessen Gegner in dem Augenblick, als die Adelspartei sich von jenem trennte; er ermuthigte die Angriffe gegen den Minister des Innern und machte dessen Persönlichkeit oft zur Zielscheibe seines spöttischen Witzes. Zugleich verschloß er seinem Collegen jede Mitwirkung und Kenntniß auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, worin er vom Könige unterstützt wurde, der ein constitutionelles Gesammtministerium nicht anerkannte, sich selbst ausschließlich das Präsidium des Ministerrathes vorbehalten hatte und die Competenz eines jeden Ministers streng auf dessen Ressort beschränkt wissen wollte. Herr von Borries haßte dafür seinen Collegen auf das gründlichste mit der Zähigkeit seines Charakters, die beiden Ministerien des Innern und des Auswärtigen standen sich wie Antipoden gegenüber, und diese Feindschaft erstreckte sich selbst bis auf die Subalternbeamten. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Grafen Platen war seine ungeheuere Indiscretion, welche wieder aus der Beweglichkeit und Empfänglichkeit seines Geistes entsprang und welche ihn oft Dinge sagen ließ, die ebenso viel Verlegenheiten bereiteten als die naiven Derbheiten des Herrn von Borries, der dann seinerseits nicht unterließ, solche Gelegenheiten zu benutzen, um sich zu rächen.

Die übrigen Minister: Graf Kielmannsegge für Finanzen und Handel, Herr von Bothmer für die geistlichen Angelegenheiten und der Erblanddrost von Bar für die Justiz, wollten nichts mehr sein als Ressortchefs. Graf Kielmannsegge war so schwer-

hörig, daß es Mühe kostete, sich mit ihm zu verständigen; Herr von Bothmer war ein hochgelehrter, feingebildeter Mann, der viel für sein Departement arbeitete, und Herr von Bar ein heiterer Lebemann, der seine vortrefflich geschulten Referenten schalten ließ, und so unendlich zerstreut war, daß man sich die wundersamsten Anekdoten von ihm erzählte und im Scherz behauptete, er vergäße oft, daß er Justizminister sei. Er hatte unter anderm einst eine große Soirée bei sich. Während die Gesellschaft sich in seinen Salons bewegte, sagte er zu dem österreichischen Legationssecretär von B., indem er dessen Arm nahm: „Kommen Sie, Herr von B., wir wollen unbemerkt fortgehen — es ist zu unerträglich langweilig hier." — „Aber mein Gott, Excellenz, wir sind ja bei Ihnen." — „Nun", seufzte Herr von Bar, „dann muß ich hier bleiben, — aber Sie sind frei, — gehen Sie fort, — denn es ist in der That zu langweilig." Ein andermal soll er einen neu angestellten Briefträger in der Nähe seines Hauses gefragt haben, ob derselbe Briefe für ihn habe. „Für wen?" fragte der Briefträger zurück. Der Minister sann nach und ging dann kopfschüttelnd und verlegen weiter, während der Briefträger ihm ganz erstaunt nachsah. Einige Schritte weiter begegnete er einem Bekannten, der ihm zurief: „Guten Tag, Herr von Bar!" Der Minister schlug sich vor die Stirn: „Es ist wahr — von Bar" — damit eilte er dem Briefträger nach und rief: „Haben Sie Briefe für Herrn von Bar?", während sein Freund nun seinerseits kopfschüttelnd dastand. Die Zahl derartiger kleiner Geschichten war Legion und man versicherte, daß die meisten derselben nicht nur ben trovati gewesen seien. Dabei aber war Herr von Bar ein scharfer und feiner Jurist und ein liebenswürdig wohlwollender Mann, sehr reich und unabhängig, aber sehr froh, wenn man ihn mit der Politik in Ruhe ließ.

Eine besonders hervorragende und bemerkenswerthe Persönlichkeit war der Generalpolizeidirector Wermuth, ein Mann von großer Thätigkeit und ebenso großem Ehrgeiz. Er war früher Jurist und Advocat gewesen, dann in das Polizeifach übergegangen und hatte mit dem preußischen Polizeidirector Stieber gemeinschaftlich in den Communistenuntersuchungen erfolgreich gearbeitet. Er strebte in allem seinem Vorbild und Ideal Herrn von Hinckeldey nach, ohne doch nur entfernt dessen große Eigenschaften und dessen organisatorisches Talent zu besitzen. Die Polizei war für ihn die Seele der Regierungskunst, doch beschränkten sich seine Mittel meist auf kleine Maßregeln, eine große weitblickende politische Staatspolizei lag völlig außerhalb seines Gesichtskreises. Er blieb unausgesetzt thätig, um dem Minister und dem Könige Berichte zu erstatten und Maßregeln vorzuschlagen; oft aber hatte man die Empfindung, daß diese eifrige, fieberhafte Thätigkeit keinen Zweck außer sich selbst habe. Er war in allen äußern Dingen ein tüchtiger und geschäftskundiger Polizeimann, und wenn er dabei einen politischen Einfluß ausübte, so lag der Grund dafür darin, daß er den bureaukratischen Neigungen des Herrn von Borries — dessen alter Schulfreund er war — schmeichelte und dem Könige gegenüber sich als ein Mann hinzustellen wußte, der alles möglich zu machen versteht. Zugleich mochte er wol die Gefährlichkeit der Opposition ein wenig übertreiben unter Hinweis auf die frühern Communistenverschwörungen, um dadurch die Nothwendigkeit der Polizei und speciell seiner Polizei fortwährend fühlbar zu machen.

Er war eine äußerst wenig elegante Erscheinung, ziemlich corpulent, seine Bewegungen waren hastig und etwas plump, sein starker Kopf mit vollem etwas gedunsenem Gesicht war von einer röthlichen, oft schief sitzenden Perrüke bedeckt; er schnupfte stark Taback und bediente sich dabei häufig eines roth oder blau carrirten Taschentuchs.

Es war natürlich, daß er der Gegenstand manches boshaften Witzes wurde; in den Adelskreisen nannte man ihn „Baron Bitter", und merkwürdig war es, daß der König zuweilen, allerdings harmlos und mehr bedauernd, von dem so unendlich wenig eleganten Exterieur des Generalpolizeidirectors sprach — er kannte die kleinsten Eigenthümlichkeiten desselben, seinen Gang, seine Manieren — bis auf das bunte Taschentuch.

Mehr hinter den Coulissen stehend, aber doch zuweilen von bedeutendem Einfluß war der Staatsrath Zimmermann, ein ursprünglich gothaischer Publicist, der während der Verfassungsstreitigkeiten durch seine Bearbeitung der staatsrechtlichen Fragen für den Bund sich früher sehr nützlich gemacht und in den nächsten Beziehungen zu Herrn von Borries gestanden hatte. Er hatte sich aber bei dem Zerwürfniß zwischen diesem und dem Grafen Platen dem letztern angeschlossen. Herr von Borries haßte ihn deshalb — da er ihn und mit Recht als den spiritus familiaris seines feindlichen Collegen ansah — mit der ganzen Zähigkeit seines Charakters, und hatte seine Entfernung von Hannover verlangt; Graf Platen setzte es durch, daß Zimmermann zum Ministerresidenten in Hamburg ernannt wurde. Er gab dem Herrn von Borries seinen Haß mit Zinsen zurück und wußte von Hamburg aus ihm mit seinem feinen, etwas mephistophelischen Geiste manchen Streich zu spielen, namentlich hatte er mannichfache Verbindungen in der Presse, und Herr von Borries vermuthete oft wol nicht mit Unrecht seine Feder in den feindlichen Artikeln mancher großen deutschen Blätter. Er war damals 50 Jahre alt, fein und weiblich zart gebaut, mit einem kränklich durchsichtigen Gesicht, in welchem scharfe dunkle Augen blitzten; er war ein Mann von umfassender Bildung und durchdringendem Verstande, aber sein ganzes Wesen war durchtränkt von jenem Geiste des Mikrokosmus, der in den Mittel- und Kleinstaaten lebte und der auch in Hannover alles erfüllte außer dem König Georg V. Seine Regel war de faire le mort — „wenn die Großen sich streiten, müssen wir Kleinen die Ohren anlegen", pflegte er zu sagen, „und warten, bis der Sturm vorüber ist". Daß der Sturm auch einmal die Kleinen fassen und zerschmettern könnte, daran dachte damals in Hannover niemand.

Eine noch zu erwähnende Persönlichkeit war der Geheime Cabinetsrath des Königs Dr. Lex, ein kleines, schwächliches, trockenes Männchen von unermüdlicher Arbeitskraft und polyhistorischer Gelehrsamkeit. Er war vom Könige Ernst August dem Kronprinzen als Vorleser beigegeben und dann von dem Könige Georg, als er zur Regierung kam, beibehalten als Geheimsecretär mit dem Titel Cabinetsrath, denn ein eigentliches Cabinet existirte nicht. Seine Functionen waren mühselig und verantwortlich. Er mußte des Königs Hand und Auge sein, ihm alles vorlesen, was einging, und zugleich alles schreiben, was der König dictirte, von den intimsten Familienbriefen bis zu den Resolutionen auf die Berichte der Mi-

nister: eine Arbeit, die er sich unendlich erschwerte, da er alles bis auf das Siegeln der Briefe selbst besorgte. Ohne Familie, still und bescheiden, fast bedürfnißlos, lebte er nur dem Könige, der ein unbeschränktes Vertrauen in ihn setzte. Er war verschwiegen wie das Grab und nie kam ein unvorsichtiges Wort über seine Lippen. Hätte man dem blinden Könige einen Secretär schaffen wollen, so hätte man nur den Dr. Lex schaffen können, und umgekehrt hätte man für diesen keine passendere Stellung ersinnen können, als es eben die seinige war.

Der Hof als solcher war für die politischen Verhältnisse gleichgültig. Der König hielt mit ungemeiner Strenge darauf, daß niemand mit ihm über Dinge sprach, die nicht zu dessen dienstlichen Functionen gehörten; seine drei Flügeladjutanten: der Rittmeister Graf Wedel, der Major von Heimbruch und der Major von Kohlrausch, durften, ohne sich scharfe Zurechtweisungen zuzuziehen, niemals das politische Gebiet im Gespräch berühren, obgleich der letztere des Königs Jugendfreund war, den er duzte und in den er persönlich ein unbegrenztes Vertrauen setzte, das dessen unbedingte Ergebenheit auch durchaus verdiente.

Die Königin Marie, einen so großen Einfluß sie auch in Familienangelegenheiten und reinen Hofsachen ausübte, machte niemals einen Versuch, sich in eigentlich politische Angelegenheiten zu mischen, höchstens daß sie Personen, die sie nicht liebte, ihre Abneigung zuweilen etwas deutlich zu erkennen gab. Am kleinen altenburgischen Hofe aufgewachsen, war ihr das Ceremonielle lästig; die Scheu vor demselben ließ sie zuweilen Dinge thun oder unterlassen, die dann bedenkliche Folgen hatten. Ihrer Abneigung vor aller Repräsentation war es vielleicht zuzuschreiben, daß der hannoverische Hof so wenig mit andern Höfen in Verbindung trat, was namentlich in Bezug auf Berlin sehr zu bedauern war; denn viele Misverständnisse hätten durch persönliche Begegnung der höchsten Herrschaften, die so nahe verwandt waren, vermieden oder aufgeklärt werden können. Die Königin war am zufriedensten im kleinen Familienkreise mit wenigen Vertrauten; am liebsten hätte sie vielleicht in einer Meierei gelebt; sie besaß unbedingt alle Tugenden der Frau und Mutter, aber vielleicht war die Ausschließlichkeit derselben ein Fehler der Königin.

Dieser so zusammengesetzten Regierung gegenüber stand die Opposition zusammengefaßt in der Organisation des Nationalvereins unter der Leitung des Herrn von Bennigsen und flankirt von den unzufriedenen Frondeurs der Aristokratie.

Herr von Bennigsen war wol ursprünglich durch unbefriedigten Ehrgeiz in die Opposition gedrängt; seine bedeutenden Fähigkeiten hatten im Staatsdienste nicht die Anerkennung gefunden, die er wünschte und auch verdiente, und er hatte der Regierung den Beweis von der Bedeutung seiner Persönlichkeit als Gegner zu liefern unternommen. Um eine größere Basis für seine Thätigkeit zu gewinnen, als sie das Königreich Hannover und dessen auf kleinstaatliche Verhältnisse beschränkte Opposition ihm bieten konnte, vielleicht auch um der eigenen Regierung gegenüber den moralischen Rückhalt an der damaligen preußischen Regierung der neuen Aera zu gewinnen, hatte er den Nationalverein gegründet und damit eine über alle Mittel- und Kleinstaaten ausgebreitete Macht geschaffen, welche in seiner Per-

söulichkeit gipfelte und für dieselbe das Piedestal bildete. Herr von Bennigsen war ein Mann von großer Begabung und ebenso tiefer wie gründlicher Bildung. Es war sehr zu bedauern, daß man ihm innerhalb der Sphäre der Regierung nicht den Raum für seinen Ehrgeiz geöffnet hatte; vielleicht wäre sein reicher und mit so vielen Mitteln ausgerüsteter Geist dann mehr zu positivem Schaffen gewendet, während er nun, in die Opposition gedrängt, nur in negativer Kritik seine Spannkraft üben konnte, wodurch er sich überhaupt, wie die ganze spätere Laufbahn des damaligen Präsidenten des Nationalvereins beweist, der positiv schöpferischen Thätigkeit entfremdete. Freilich ist es ja selbst mittelmäßigen Geistern leicht, durch negirende und kritische Opposition gegen die Macht zu glänzen, wie viel mehr mußte dies einem durch natürlichen Verstand und allseitige Bildung so reich ausgestatteten Manne wie Herrn von Bennigsen gelingen. Er war der Gentleman seiner Partei, der vornehme Führer, dem die andern gern folgten, und dem sie sich nicht erst unterzuordnen nöthig hatten, da sie ihm sämmtlich untergeordnet waren.

Herr von Bennigsen hatte übrigens seine Stellung mit großer Geschicklichkeit genommen. Die gothaische Idee war in Hannover nicht populär, Preußen war im ganzen Volke nicht beliebt, und der Nationalverein hätte vielleicht im Königreiche Hannover nur eine verschwindend kleine Anzahl von Mitgliedern gefunden, wenn Herr von Bennigsen nicht zugleich an der Spitze der Opposition gegen die Regierung gestanden hätte, und wenn nicht Herr von Borries deshalb in eine persönliche Gegnerschaft gegen jenen Verein getreten wäre, dem sich nun alle diejenigen anschlossen, welchen der Minister des Innern verhaßt oder unbequem war. Auf diese Weise operirte Herr von Bennigsen mit einer Zwickmühle. Er führte dem Nationalverein alle mit Herrn von Borries unzufriedenen Hannoveraner zu und gab auf der andern Seite der innern Opposition durch die moralische Macht des weit ausgebreiteten Vereins und der von diesem beherrschten Presse einen immer steigenden Nachdruck. Man kann wol mit Recht sagen: Herr von Bennigsen hat den Nationalverein gegründet, aber Herr von Borries hat ihn in Hannover großgezogen.

Die eigenthümliche Naivetät des Ministers des Innern trat auch in dieser Beziehung scharf hervor. Es ist gewiß ein ganz richtiger Grundsatz, den eine conservative wie eine liberale, eine monarchische wie eine republikanische Regierung zu allen Zeiten ausgeübt hat und in allen künftigen Zeiten ausüben wird: daß nämlich Arbeiten und Lieferungen der Regierung, welche meist großen Vortheil bringen, unter verschiedenen qualificirten Bewerbern vorzugsweise den Freunden der Regierung übertragen werden. Es wäre natürlich und leicht gewesen, nach diesem Grundsatze in allen vorkommenden Fällen zu verfahren, ohne daß dadurch der geringste Grund zur Beschwerde gegeben werden konnte. Herr von Borries fand es aber für gut, jenen an sich so natürlichen und von jeder Partei, wenn sie die Macht hat, befolgten Grundsatz in ein bureaukratisches Rescript zu fassen und allen Landesbehörden die Uebertragung irgendwelcher öffentlichen Arbeiten oder Lieferungen an Mitglieder des Nationalvereins zu verbieten. Ja es wurde eine besondere Liste der bei allen solchen Gelegenheiten auszuschließenden Personen

angefertigt. Nun blieb in Hannover keine solche Maßregel geheim; es existirte ein Club, der, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Namen „Lemförde" führte und der zu seinen Mitgliedern die Räthe sämmtlicher Ministerien zählte; hier wurden nun die Maßregeln und Beschlüsse der Regierung mit der ungenirtesten Offenheit besprochen und discutirt, sodaß kaum jemals ein Geheimniß, das über die Personen der Minister selbst hinausging, länger als 24 Stunden bewahrt blieb. So erfuhr denn auch Herr von Bennigsen von jener Verfügung und der aufgestellten Liste, welche man das Schwarze Buch nannte, und es erhob sich ein ungeheueres in der ganzen deutschen Presse widerhallendes Geschrei, welches auch auf Freunde der Regierung Eindruck machte, da die Maßregel in der Form, in welcher sie getroffen war, als eine Art von Proscription erschien, welche dem öffentlichen Gefühl widerstrebte. Aehnliche Fehler beging Herr von Borries in den Kammersitzungen, in welchen er die Stellung des Herrn von Bennigsen täglich erhöhte. Denn kaum hatte der Führer der Opposition eine Rede gehalten, welche er, oft unwillkürlich selbst dabei lächelnd, mit feinen Nadelstichen gegen den Minister würzte, so erhob sich auch schon Herr von Borries, um in gereizter Erregtheit eine ebenso lange und oft längere Erwiderungsrede zu halten, in welcher er dann auch jedesmal durch irgendeine Aeußerung seinem Gegner Stoff zu neuen Angriffen gab, sodaß zuweilen ganze Kammersitzungen nur einen oratorischen Zweikampf zwischen den Herren von Borries und von Bennigsen bildeten, bei denen der letztere meist den Preis der Dialektik davontrug und oft die Lacher auf seiner Seite hatte. Die Persönlichkeit des Oppositionsführers wuchs dadurch mächtig und trat immer mehr in den Vordergrund; viele seiner Reden wären völlig unbeachtet geblieben ohne die Erwiderungen des Herrn von Borries. Es war aber unmöglich, diesen davon zu überzeugen, daß er den Gegner großmache und daß er ihm den größten Theil seiner Bedeutung genommen oder sie ihn gar nicht hätte gewinnen lassen, wenn er allen Angriffen gegenüber geschwiegen oder nur sachlich durch einen Regierungscommissar hätte antworten lassen. Er faßte eben das parlamentarische Leben als einen Redekampf auf, bei dem er, der Minister selbst, stets auf der Bresche stehen müsse, und er glaubte einen großen Sieg erfochten zu haben, wenn er später seine Reden gedruckt las, ohne zu bedenken, daß die Reden des Herrn von Bennigsen, die er veranlaßt hatte, in eine viel weitere Oeffentlichkeit drangen und in diesen weiten Kreisen unwiderlegt blieben.

Dieser unausgesetzte politische Zweikampf des Herrn von Bennigsen mit dem letztern ließ ihn in den Augen des Publikums um so mehr als der ganzen königlichen Regierung gleichwerthig erscheinen, wodurch denn seine Persönlichkeit mit um so größerm Nimbus umgeben wurde, je mehr die übrigen Mitglieder der Opposition an Geist, Bildung und Redegewandtheit weit unter ihm standen und hier kaum erwähnenswerth sein möchten. — Ich spreche hierbei nicht von Miquel. Dieser trat damals im parlamentarischen Leben noch nicht besonders hervor.

Aus der Landschaft Athens.

Eine Skizze

von

Ferdinand Gregorovius.

Am Morgen des 23. April wollten wir, in Gesellschaft liebenswürdiger Landsleute, von Athen nach Chasiá fahren, die Burg Phyle zu sehen und den Parnés kennen zu lernen. Wir genossen erst das entzückende Schauspiel, welches die Akropolis darbietet, wenn die Horen des jungen Tages ihre steilen Felsenwände und die Marmortempel droben mit dem Frühlicht verklären. Die Morgenröthe ist hier wirklich die rosenfingerige Eos des Homer. Sie erhebt am Horizont einen crocusfarbenen Schein, aus welchem Purpurstrahlen fächerartig emporschießen. Wenn Guido Reni dies attische Phänomen gesehen hätte, so würde er seiner Aurora und den andern Lichtgöttern eine minder derbe Gestalt gegeben haben.

Ich war verwundert, vor der Thür des Hotels drei Gensdarmen neben ihren Pferden halten zu sehen. Sie standen da wie Statuen, stumm und regungslos, und keineswegs so ideal wie Reiterfiguren vom Fries des Parthenon. Man sagte uns, daß sie von der Stadtpolizei zu unserer Begleitung beordert seien; denn jede Ausfahrt Reisender überwache dieselbe seit jenem Mordanfall auf die unglücklichen Engländer bei Marathon, welcher die öffentliche Sicherheit des Landgebietes Athens in der ganzen Welt verrufen habe. Die Absicht war lobenswerth, aber die Vorstellung, uns auf den geweihten Fluren Attikas von Gensdarmen begleiten zu lassen, erschien uns so ungeheuerlich profan, daß wir die Reiter dankend entließen. Dies konnten wir um so mehr, als kein Raubanfall seit einigen Jahren hier irgend hörbar geworden war, und zur Ehre des Landes will ich bestätigen, daß man heute in ihm überall „mit dem Golde auf der Hand" sicher sich bewegen kann.

Der säumende Wagen ließ uns Zeit, das Erwachen Athens zu beobachten. Es bietet freilich weniger Stoff zur Betrachtung dar, als das erwachende Rom, Neapel, London und Paris; denn kein berühmter Ort in der Welt ist noch so erst werdend als Athen. Niemals wurde ich mir dessen mehr bewußt als in der Morgenfrühe, wenn die ärmlichen Läden in der Hermesstraße sich aufthun, wenn die wenigen Kaffeetrinker sich vor die Gasthäuser hinsetzen, die Zeitungsläufer die Tagesblätter ausrufen, und die zehn oder zwölf Fiaker auf den Schloßplatz gefahren kommen. Der von uns bedungene Wagen erschien nicht — endlich rollte er von der Stadionstraße her über den Platz; aber in ihm saß behaglich ein Usurpator unserer Rechte, und mit bronzener Stirn trabte der Fuhrmann an uns

vorüber, ohne nur auf unsere Winke und Anrufe zu achten. Wir selbst verschuldeten diese graeca fides, weil wir versäumt hatten, den Mann durch eine Caparra zu verpflichten, welche auch in Athen üblich ist, wie an solchen Orten Italiens, wo sich noch das alte Institut der Vetturini erhalten hat. So kamen wir um eine Stunde der kostbaren Zeit, und erst um 7 Uhr konnten wir auf einem andern Wagen unsere Fahrt antreten.

Wir nahmen unsern Weg durch die neuesten Stadtviertel Athens, die sich vom königlichen Schlosse her nach dem Lykabettos hinaufziehen, wo die Luft frisch und bewegt ist, während das unpraktisch angelegte ottonische Athen die Niederung auf der Nordseite der Akropolis einnimmt und hier leider große Theile der antiken Stadt für immer überdeckt. Besser wäre es gewesen, hätte man das neue Athen von vornherein am Lykabettos angelegt, oder wenn es einmal tiefer stehen sollte, die vom Seewinde bestrichene Südseite unter der Akropolis gewählt, wo einst die Altstadt (ἄστυ) der Athener gelegen war. Aus der schönen Stadionstraße gelangten wir auf den Platz der Eintracht. Hier etwa endet das städtisch civilisirte Athen und beginnen geringere vorstadtartige Gebiete, aus denen man in die offene Landschaft gelangt. Wege führen auf dieser Seite nach Patisiá, nach Menidi, nach Chasia und weiter links nach Eleusis und zum Piräus. Wir nahmen die Fahrstraße nach Chasia, einen wenig belebten Landweg, der direct nach Phyle führt.

Nahe zur Linken liegt der Kolonós; so heißen jetzt zwei kleine Felsenhügel, welche die Lage des alten Demos dieses Namens bezeichnen, wo einst die Heiligthümer des Poseidon Hippios, des Prometheus, des Theseus, des Oedipus und der Eumeniden sich befunden haben. Sophokles war in diesem Gau geboren. Mit Reben, mit Lorbern und Oliven bedeckt, vom Lied zahlloser Nachtigallen durchtönt, nennt die Antigone des Trauerspiels den Kolonos. Dies paßt heute wol noch auf die Gärten und den Oelwald in der Nähe, nicht auf die nackten Felshügel selbst.

Zwei Grabstelen von Marmor stehen auf dem kleinern, und nahe ragt eine einsame Cypresse. Welche classische Grabstätte, um wie viel weihevoller als selbst der schönste Ort auf dem berühmtesten Friedhofe im Abendlande, jenem an der Pyramide des Cajus Cestius in Rom! In Sophokleischer Erde, auf der tragischen Scene, wo Oedipus am Hain der Eumeniden in den Hades versunken ist, ruhen im Angesicht Athens zwei berühmte Gelehrte, Repräsentanten der einzigen namhaften Wissenschaft, die noch auf den Trümmern Athens ein einheimisches Leben hat. Diese Glücklichen sind ein Deutscher und ein Franzose, Otfried Müller und Charles Lenormant. Beide sind in Athen gestorben, der eine im Jahre 1840, der andere 1859. Auf der Grabstele Lenormant's steht in griechischen Versen geschrieben, daß der Demos von Athen sein Herz hier auf dem Kolonos bestattet habe. Das Herz Otfried Müller's hat der Erde Athens wol inniger und eigener zugehört als das des Freundes Champollion's. Welcher Deutsche steht hier, ohne an das grausame Schicksal zu denken, das Winckelmann den blutigen Tod und das unclässische Grab in Triest statt im Pantheon Roms gegeben hat!

Platon gesellt sich hier zu Sophokles, denn nahe am Kolonos lag die Akademie. Elektrisch berührt das Gemüth des Wanderers die Atmosphäre, in welcher ihm die Gestalten der idealsten Geister Griechenlands heimisch und gleichsam persönlich

entgegentreten. Und so ist es ja überall auf dem Boden Athens. Auf dem Boden des großen Rom verzehrt die kosmopolitische Luft das Persönliche; das Ereigniß und sein Weltbezug ist dort gewaltiger als die geschichtliche Individualität. Aber in der räumlich beschränkten Geisteswelt Athens ist das Ereigniß das Geringere, das Höchste der Mensch selbst in seiner eigensten idealen Persönlichkeit. Man geht hier umher wie in einer Götterversammlung. Was ich sagen wollte, liegt ausgedrückt in der „Schule von Athen", die Rafael im Vatican gemalt hat. Ich fragte mich oft, welche Empfindung in den heutigen Athenern mächtiger sein müsse, die Wonne oder die Pein, auf den Trümmern der Vorwelt fortzudauern, von deren großen Menschen sie eine Kluft trennt, welche durch keine andere dem Alterthum nachgefolgte Civilisation ausgefüllt worden ist. Dies freilich war nicht ihre Schuld.

Um das alte Athen legte sich geschichtslose Wüste, während über den Ruinen Roms eine zweite Weltcultur sich entfaltet hat. Ja die armen Athener, welche gegen so viele Hindernisse ihrer Entwickelung zu neuem Leben muthig ankämpfen, haben es bitter schwer, hier nicht zu verzagen. Sie sind noch obenein so naiv gewesen, die Straßen Neuathens, die nichts erlebt haben, ja selbst die armseligsten, mit den erhabensten Namen des Alterthums zu bezeichnen. In dem Enthusiasmus ihres wiedererworbenen Rechtes, Hellenen zu sein, haben sie wie Geisterbeschwörer ihre leeren Gassen mit den großen Todten bevölkert, und von den Göttern des Olymp und den Heroen der Mythe abwärts durch die ganze antike Geschichte Athens gibt es kaum einen glänzenden Namen, mit dem nicht eine Straße benannt ist: Athene, Theseus, Kodros, Solon, Perikles, Themistokles, Sophokles, Phidias, Euripides, Platon, Aeschylos, Demosthenes und hundert andere mehr. Das Volk in Athen ist aber doch geistreicher als sein Gemeinderath; denn es nimmt von diesem Namenprunk, von Straßennamen überhaupt niemals Notiz.

Es ist gut, daß der Kolonos und seine Umgebung noch durch keine Neubauten entweiht sind und noch nicht moderne Gassen enthalten, mit Namen auf ihren Ecken, etwa wie Schwelle des Hades, Oedipus, Antigone, Ismene, Theseus, Kreon und Polyneikes, sondern daß sie der Verwilderung der Natur überlassen sind. Man denke sich hier Dampfschornsteine rauchen, Maschinenräder rasseln, oder Krapp- und Tabackspflanzen angebaut. Das wäre noch unerträglicher als die Vorstellung des möglichen Kartoffelbaues auf der Campagna Roms, welche einst Wilhelm von Humboldt so sehr erschreckt hatte. Aber Geduld, es kommt auch für Athen eine Zeit, wo das nichts verschonende Leben die geweihten Stätten des Alterthums nutzbar machen wird. Was uns noch heilig gilt, wird das auch später noch heilig sein? Wir heute Empfindenden sind noch die Kinder der Renaissance. Erst gestern lebten Winckelmann, Heyne und Wolf, Lessing und Goethe. Unsere idealistische „Griechheit" wird ein späteres Geschlecht von Utilitariern kaum noch verstehen, oder etwa nur so weit, wie wir heute die Begeisterung der Kreuzzüge verstehen. Die Reliquien der Atriden werden diesem Geschlecht keine größere Gemüthsbewegung zuziehen, als uns heute das Skelet eines Megatherions der Urwelt. Wir aber weinen noch um Hekuba. Die Entdeckungen in Ilium und Mykenä und in Olympia haben uns so tief aufgeregt, wie die Zeitgenossen der Renaissance im 15. und 16. Jahrhundert die Auffindung des Laokoon oder der

antiken Mädchenleiche auf der Via Appia in Rom. Ein Beweis, daß wir Heutigen trotz Dampf und Maschine noch in der Strömung des Humanismus stehen, welche für uns einst aufhören wird, wenn nichts Wichtiges vom Alterthum mehr auszugraben und nichts besonders Neues mehr von ihm zu sagen übrigbleibt. Wir haben noch etwas Zeit damit; doch ist ja dies schon wahrzunehmen, daß die humanistischen Studien mit jedem Tage mehr von den realistischen Bedürfnissen verdrängt werden.

Von der Terrasse des Niketempels an den Propyläen sah ich öfters, in Betrachtung der Landschaft Athens versunken, die neue Zeit auch hier heranziehen: in Gestalt nämlich des ersten und einzigen Eisenbahnzuges, der sich überhaupt durch das Land der Griechen bewegt. Nichts Seltsameres, als diese ersten schüchternen Schritte zu sehen, welche der alte Prometheus hier in der neuen Cultur versucht. Ein kleiner Zug von vier oder fünf provisorisch aussehenden Waggons, von der Locomotive Apollon geführt, fährt vom Piräus an den Resten der langen Mauern hin und erreicht sein Ziel in 13 Minuten am primitiven Bahnhof. Dieser ist im innern Kerameikos nahe beim Dipylon aufgestellt, nahe den Gräbern alter Athener, den Stelen und Marmorsarkophagen, den wundervollen Grabreliefs des Dexileos und der Hegeso, die dort an der Hagia Triada aus der Erde auferstanden sind. Als ich den Zug erblickte, erinnerte ich mich, daß ich vor Jahren Zeuge auch des ersten Eisenbahnzuges gewesen bin, der die Campagna Roms durchfahren hat, längs den Resten der antiken Aquäducte Claudia und Marcia. Ich erinnerte mich zugleich, daß vor nur zwei Jahren die ehrwürdigen Mauern des Servius Tullius auf dem Esquilin nur mit Mühe und Noth, und wol nur auf Zeitfrist, vor der Zerstörungswuth der römischen Eisenbahnverwaltung gerettet werden konnten, welche sie durchaus mit gutem Grunde, als den Bahnhof hindernd, beseitigen wollte. Jene römische Locomotive hat seither den Vatican erstürmt und das Mittelalter Roms zersprengt.

Leake zählt in seiner Topographie Athens die Akademie des Platon zu den Orten, für deren sichere Bestimmung Geschichte und Augenschein zusammentreffen; das aber ist doch nur allgemein richtig. Der neueste Topograph der Stadt Athen, Kurt Wachsmuth, erklärt, daß die Akademie Platon's nur ungefähr localisirt sei. Keine Spur haben wir mehr weder von den Heiligthümern, die noch Pausanias auf dem Wege dorthin gesehen hat, noch von dem Garten des göttlichen Philosophen selbst, dessen Stelle man in der Nähe des Kolonos sucht, noch von seinem Museion, oder seinem Grabe. Gerade in diesem Gebiete, wo jene großen Genien lebten und lehrten, welche den Menschengeist in die höchsten Sphären des Ideals erhoben haben, hat der menschenverachtende Pessimist Timon seine Behausung gehabt. Den Thurm (Πύργος) des Timon, jenes Mannes, „welcher allein gewußt hat, daß es keine Weise glücklich zu sein gibt, als diese, die andern Menschen zu fliehen", hat noch Pausanias in der Nähe des Kolonos gesehen. In Wahrheit, geistreicher konnte der Zufall nicht die Contraste verbinden, in welche die Philosophie vom Werthe des Menschendaseins auseinandergeht. Wenn es wirklich Contraste sind! Denn hier auf dem Kolonos überkam

ja auch den hohen Geist des Sophokles die Stimmung des timonischen Pessimismus, sodaß er den Chor die berühmte Strophe singen ließ:

Nie geboren zu sein, ist der
Wünsche größter; und, wenn du lebst,
Ist das andere, schnell wieder
Dahin zu gehen, woher du gekommen.

Timon von Athen ruft aus dem fernsten Britannien, von dessen Dasein kein Grieche irgend Kunde gehabt, die Gestalt Shakspeare's herbei, und als ebenbürtig gesellt sie sich zu dem Schatten des großen Sophokles. Auch durch den „Sommernachtstraum" ist der Name Shakspeare's mit Athen, ich möchte sagen geradezu mit diesen Olivenhainen am Kolonos verbunden. Denn wollte man für die phantastischen „Waldscenen bei Athen" in jener wunderbaren Dichtung nach einem wirklichen Local suchen, so würde sich nur dieses hier nahe bei der Stadt denken lassen, in der Niederung des Kephissos, der fruchtbarsten und für Olivenwaldung am meisten geeigneten.

Die Vorstellung, welche in seiner Zeit Shakspeare vom wirklichen Athen haben konnte, muß mehr als dunkel, ja völlig mythisch gewesen sein. So war sie noch nicht weder bei Chaucer, noch bei Dante und Boccaccio. Alle diese Dichter haben den alten Theseus „Herzog von Athen" genannt, und zur Zeit eines jeden von ihnen bestand geschichtlich ein Herzogthum Athen, und gab es wirkliche Großherren und Herzoge dieser Stadt. Boccaccio zumal war mit deren Zuständen bekannt als Freund der Acciajuoli. In einer seiner Novellen („Giornata", II, VII) hat er auch das wirkliche herzogliche Athen zur Scene der Handlung gemacht. Theseus, der „Herzog von Athen" im „Sommernachtstraum", ist wol eher ein Reflex aus den genannten Dichtern, als noch eine undeutliche Erinnerung an jenes fränkische Herzogthum, welches nach seinem Untergange durch die Türken im Jahre 1458 im Abendlande vergessen war. Erst 14 Jahre nach dem Tode Shakspeare's wachte die Kunde von dem verschollenen Athen (onde ogni scienza disfavilla) in Europa langsam wieder auf, nachdem der französische Gesandte Des Hayes die Stadt des Theseus besucht und von seiner Reise einen flüchtigen Bericht gegeben hatte.

Der berühmte Olivenwald zieht sich noch als ein grüner, doch nicht dichter Gürtel von den phalerischen Ufern herauf. Ich nehme an, daß diese Pflanzung alt ist und sich immer wieder erneuert hat. In dem herrlichen Chorgesang des „Oedipus auf Kolonos", wo der Dichter den Hain und die Blumenpracht seines „glänzenden" Geburtsortes preist, rühmt er auch vom „schlummerlosen" Kephissos, daß er die breiten Fluren des Landes befruchte, und er gesellt zu diesem Preise sofort das Lob des bläulich schimmernden Oelbaumes, der ohne Pflege kraftvoll in dieser Landschaft gedeihe.

Sulla hat zuerst die mörderische Axt an die ehrwürdigen Haine der Akademie gelegt, und mehrmals haben sie im Laufe der Zeit Verwüstungen erlitten; Antigonos hat den Tempel des Poseidon und den heiligen Hain verbrannt. Die Chronik der Anargyri berichtet, daß die catalonische Bande, welche im Jahre 1311 Athen einnahm und plünderte, auch die Olivenhaine am Kolonos zerstört habe. Diese Chronik ist ein gefälschtes Machwerk; aber trotzdem darf man solchen Frevel

Eroberern zutrauen, welche viele Jahre lang ihr abenteuerndes Heldenleben durch Raub und Plünderung griechischer Provinzen gefristet und diese bis vor die Thore Konstantinopels wüst gelegt hatten. Indeß, die heiligen Haine hier überdauerten selbst die Rachewuth der letzten türkischen Gebieter, und sie sind noch immerhin als Nachschößlinge antiker Oelwälder zu betrachten. Ihre lebendige Forterzeugung in allen trostlosen Jahrhunderten der Versunkenheit Athens hat etwas Ergreifendes; denn sie dauern hier als eine gesetzmäßige Erscheinung der Natur, so unaustilgbar, wie die Formen des attischen Felsenbodens. Und so ist das Wort des göttlichen Dichters doch wahr geworden, der in jenem Preisgesange des Chors gesagt hat, daß niemals ein feindlicher weder alter noch junger Heerfürst den Oelbaum dieser Landschaft tilgend verheeren solle, weil mit ewig wachem Blick schirmend auf ihn niederschauen Zeus Morios und Athene.

Auch der Kephissos, welcher den Olivenwald in seiner ganzen Länge durchfließt, hat wol niemals seine gewundene schmale Felsenrinne verändert, wenn er auch im Alterthum, ehe die Entwaldung der Berge Attikas Fortschritte machte, reichlicher geflossen ist. Er allein hat rinnendes Wasser, wenn die schwachen Adern im steinigen Bett des noch kleinern Ilissos sammt der spärlich tropfenden Quelle Kallirrhoe versiegt sind. Er hat dessen genug, um die Kanäle zu füllen, welche in die Gärten der Vorstädte geleitet sind, wo jetzt der Pfirsichbaum in üppiger Blüte steht. Der Kephissos schmückt, gleich seinem Zwillingsbruder Ilissos, seine schwärzlichen Uferränder mit einem entzückenden Flor von Anemonen, die vom tiefsten Purpurroth glühen. Von solcher Farbe sah ich keine in Italien, auch nicht in der Villa Doria Pamfili bei Rom, die durch ihre Anemonen weltberühmt ist. Die Lorberrosen am Flusse sind jetzt noch blütenlos, aber überall wuchert die zarte Viole. Sie wächst so massenhaft in der attischen Landschaft, zumal an den Meergestaden, daß ich erst hier verstehe, warum die alten Dichter vom „veilchenbekränzten" Athen reden.

Wir überschritten den Kephissos auf einer Brücke nahe bei den Orten Levi und Sepolia, und hatten nun den freien Anblick des Pedion, der Ebene Athens. Sie wird von herrlichen Gebirgsreihen umschlossen. Westwärts steht der dunkle Aegaleos, der sich zur Bucht von Salamis absenkt und die Ebene Athens von der eleusinischen trennt. Der weiße Fahrweg, den wir dort sehen, ist die heilige Straße, die durch den Paß Daphni im Korydallos nach Eleusis führt. An den Aegaleos grenzt nordwärts der Parnes, das höchste Gebirge Attikas, dessen kahle Gipfel noch Schnee bedeckt. Dorthin, wo beide sich berühren, geht unsere Straße nach Phyle. Ein hohes mächtiges Felsenhaupt wird sichtbar: es ist das Harma, welches von seiner wagenstuhlartigen Form den Namen hat. Die andere Fahrstraße, die östlich zum Parnes hinzieht, ist die von Dekeleia, dem zweiten Paß, der neben jenem Phyles nach Böotien an die Ufer des Asopos führt. Südöstlich steht der marmorreiche Brilettos oder Pentelikon, das schönste Gebirge Attikas. Er ist in dieser Landschaft, was das Sabinergebirge mit dem Monte-Gennaro in der Campagna Roms, ihr classisch geformter Abschluß. Gleich einem hochgeschwungenen Tempelgiebel ragt seine Marmorpyramide in der ätherklaren Luft glanzvoll über den Gefilden Athens. Wie die Sabinergebirge durch ein tiefes

Thal, die uralte Völkerstraße nach Campanien, von den Albanerbergen getrennt sind, so scheidet hier eine geringere Einsenkung die Ausläufer des Parnes von dem Pentelikon; es ist der Paß nach Marathon, Trikorythos und Rhamnus. Zu den südöstlichen Meeresküsten senkt sich der ganz kahle Hymettos hin, einst, als er noch blühende Wälder trug, berühmt durch seine Bienenschwärme. Von seiner Sunion und dem Meer zugekehrten Seite hat er prächtig gegliederte Formen; doch Athen gegenüber lagert er sich als eine einförmige, die Landschaft bedrückende Wand, ähnlich dem Gargánus bei Manfredonia. Nur wenn der Abend seine starren Felsenmassen in Purpur taucht, macht den Hymettos das Licht, nicht seine Form schön.

Dies ist die Umrahmung des Pedion Athens. Sie läßt südwärts den Blick auf die Küsten und das Meer mit seinen Inseln frei. Aber in dieser großen Ebene erheben sich noch nahe bei Athen Reihen mittlerer Felsenhügel. Die nackten Turkovuni (vielleicht der Anchesmos im Alterthum) und ihr charaktervoll aufragendes Vorgebirge, der steile braune Obelisk des Lykabettos, bilden mit den Felsenmassen der Akropolis, des Areopags, des Philopappos, der Pnyx, des Nymphenhügels, welche alle sich zueinander senken und zusammenhängen, einen Ring von ganz kraterförmigem Ansehen. Dieser Ring ist mehrmals durchbrochen; wo er nordwestlich auseinandergeht, wird die attische Ebene frei, welche sich längs dem Parnes und dem Aegaleos zum Meere senkt; wo er sich zwischen Lykabettos und der Akropolis auflöst, dehnt sich eine Hochfläche aus, und diese setzt sich über dem Ilissos fort, um dann zu den Ufern des alten und neuen Phaleron abzusteigen.

Keine mehr plastischen Formen sind irgend denkbar als diese der Landschaft Athens. Die Natur hat hier Land und Meergestade in der reichsten Fülle individuellster Gestalten wie mit dem Meißel ausgearbeitet, und diese Landschaft zur Wohnstätte der bildenden Kunst gemacht. Wie Naturproducte entsproßten diesem durchgeformten Felsenboden die Kunstwerke Athens.

Ich bin beglückt, daß ich dies athenische Land vor mir sehe und mir seine Naturscene neben jene der Campagna Roms stellen kann, die ich in so langen Jahren durchwandert habe. Man soll zwar nicht ein Großes mit dem andern vergleichen, denn jedes besteht für sich; aber das hier zu thun, liegt doch mir besonders nahe, und Rom und Athen verbinden sich von selbst miteinander, als die Seiten einer und derselben Medaille, welche das Gepräge der classischen Welt auf sich trägt. Strenge, stilvolle Formenschönheit ist beiden Landschaften gemeinsam, nur herrscht in der römischen die Majestät vor, in der athenischen die Grazie, aber auch dieser ist, wie in den maßvollen Werken des griechischen Geistes, der hohe Ernst beigesellt. Als perspectivisches Gemälde ist die von Gebirgen prachtvoll umfaßte weite Ebene Roms das großartigste der Welt; die athenische ist beschränkter, aber formenreicher und farbenglühender. Die attischen Bergreihen ringsumher, zumal die vielgestaltigen Hügel im Mittelgrunde von bronzenem Ton, werfen eine unbeschreibliche Strahlung zurück, und das ätherische Spiel von Licht und Schatten, welches durch das plastische Relief der Formen und die ausgetieften Flächen hervorgebracht wird, ist so hinreißend, daß hier in Athen eine eigenartige Schwelgerei entstehen könnte, eben diese im Genuß der Lichteffecte. Die Verbindung des tiefblauen, heiter glänzenden inselreichen Meeres und seiner duftigen

Küsten mit dem goldbraunen Ton des felsig starrenden Landes vollendet die Schönheit dieses Naturgemäldes, indem es zugleich der Phantasie die Fernen der Mythe und der Geschichte erschließt. Das Meer fehlt der schwermuthsvollen Campagna Roms; nur sein heller Saum ist in ihr angedeutet; aber in majestätischen Bogen durchzieht sie der immer volle triumphirende Tiberstrom, dessen Lauf man meerwärts meilenweit verfolgen kann.

Alle Linien und Formen in der Landschaft Athens sind geistiger, feiner, durchsichtiger und verklärter als die der Ebene Roms, aber sie sind kleiner und begrenzter. Der Aether, der sie umfließt, ist göttlicher und lichter, und der Gedankenstrom, der sie durchdringt, ist mit nichts auf Erden vergleichbar. Denn wie muß ein von Natur schön und anmuthsvoll gestaltetes Land die Seele des Betrachters ergreifen, wenn sein strahlender Himmel erfüllt ist mit den Göttergestalten der hellenischen Dichtung und seine geweihte Erde mit der edelsten Blüte des geschichtlichen Menschengeschlechts. Ganz so natur- und geistgemäß wie die elysischen Gefilde hier das ideale Athen umrahmen, ganz so dem großen Wesen Roms entsprechend umschließt die feierliche Campagna dort die Majestät der Ewigen Stadt, die zweimal die Gebieterin der Welt gewesen ist. Die Grazie und vollendete Schönheit der Tempel und Bildwerke Athens läßt alle Denkmäler der Römer plump und schwer erscheinen; aber die zaubervollen Formen der attischen Landschaft rauben der Empfindung nichts von der tragischen Erhabenheit der Campagna Roms oder von dem überwältigenden Hauch des Weltschicksals, der auf ihrem weiten Trümmerfelde weht.

Der Frühling hat die Ebene Athens mit einem zarten Grün bekleidet und dadurch ihre Oede gemildert: denn dieselbe schweigende Verlassenheit liegt um die Stadt des Theseus, wie um die des Romulus. Adler schweben über fiebervollen Heiden hier wie dort, und dieselben Blumen der Unterwelt, die grauen Asphodelen, bedecken die Hügelgelände hier wie dort. Idyllische Schafheerden, welche zottige Hunde und verwilderte Hirten bewachen, wandern an den Ufern des Kephissos und des Ilissos wie an denen des Tiber und Anio. Meiereien unter Oliven und Pinien sind so dort wie hier Oasen gleich über die Landschaft zerstreut.

Ich war aber doch überrascht, die Ebene Athens bevölkerter zu finden als die römische Campagna; denn sie enthält manche Dörfer, besonders gegen den Parnes und den Pentelikon hin; aber alle diese Ortschaften rings um die Hauptstadt der Hellenen sind nicht von Griechen, sondern von fremd redenden Albanesen bewohnt. In der römischen Campagna stehen außer wenigen Weilern oder Tenuten im unmittelbaren Stadtdistrict keine Ortschaften mehr; aber auf den Vorhöhen der Gebirge dauern noch saturnische Städte fort, deren Ursprung die Sage zum Theil an griechische Einwanderung knüpft, und welche alle älter sind als Rom. Auf den Bergen Athens ist nirgends ein Ort zu sehen; nur am Meere steht weithin sichtbar die jetzt schnell sich entfaltende Piräusstadt, während die versunkenen Hafenstädte Ostia und Portus von Rom aus nicht sichtbar sind.

Die Bauwerke der Alten sind in der attischen Ebene fast spurlos; doch in langen Linien durchziehen noch die Aquäducte und die Consularstraßen der alten Römer die Campagna, und sie ist noch mit Resten antiker Tempel und Grabmäler und Villen sowie mit Thürmen und Burgen des Mittelalters bedeckt. Die

Ansiedelungen auf der attischen Ebene sind neu, und kaum ist hier eine Spur der antiken Demen übriggeblieben, es sei denn in noch fortdauernden oder noch erkennbaren Namen. Vergebens sucht man Ruinen aus jener fränkischen Feudalzeit, welche der Marschall Geoffroy de Villehardoin, die Chronik von Morea und der catalonische Xenophon En Ramon Muntaner geschildert haben. Was sollen auch mittelalterliche Burgen hier? Dies ist kein Boden für Guelfen und Ghibellinen. Keine Burgruine in der Ebene Athens erinnert mehr an die zwei und ein halbes Jahrhundert umfassende Zeit der La Roche, der Brienne, der Aragonen und der Florentiner. Buchon suchte im Jahre 1839 die Gräber der La Roche in einer attischen Abtei, deren Namen Delfina ihm eine Urkunde aus Mons im Hennegau bezeichnet hatte, und endlich erkannte er sie, auf den Wink unsers Ludwig Roß, in dem Kloster Daphni am heiligen Wege nach Eleusis. Dort fand er zwei namenlose Sarkophage auf, die nun als solche der Großherren Athens aus jenem burgundischen Hause gelten. Alles Fränkische ist in der Ebene Athens verschwunden, und auch alles Türkische.

Die Türken in Griechenland! Dies sind Begriffe, die man nur mit einem gewissen Grauen verbindet. Und doch haben die Türken hier weniger zerstört als die Römer, die Germanen, die Slawen und die Lateiner. Mohammed II. betrat als Herr Athens diese Stadt und dankte seinem Feldherrn, ihrem Eroberer, daß er ihn in den Besitz solcher Herrlichkeiten gesetzt habe. Ungleich den geistvollen Arabern in den andern Südländern Europas haben die Türken in Griechenland kaum nennenswerthe Monumente ihrer langen Herrschaft zurückgelassen, und weil sie solche nicht bauten, haben sie auch das Material der alten Denkmäler verhältnißmäßig geschont. Ich wiederhole gern ein Wort, welches ein gebildeter Levantefahrer, der französische Kapitän unsers Ueberfahrtschiffes zum Piräus, mir gesagt hat: „Les Turcs en Grèce n'ont rien démoli, rien restauré, rien créé.“ Nicht sie sind es gewesen, welche den Parthenon so verstümmelt haben, wie er heute ist, sondern den Venetianern und ihren deutschen Söldnern und dem Lord Elgin haben die Athener zu danken, daß dies Wunderwerk der Welt heute nur in Trümmern aufrecht steht.

Wir nähern uns schon den Ausläufern des Aegaleos auf sanft gehügelter Landschaft voll Olivenwuchs und Weincultur und oft so reichen Saatfeldern, daß sie im Widerspruch stehen zu der sprichwörtlichen Magerkeit des attischen Bodens, welchen Thucydides als λεπτόγεων bezeichnet hat. Zerstreute Dörfer stehen links und rechts an der Straße, Kamatero und Liosia und der große Ort Menidi. Dieses Gebiet hier gehörte im Alterthum zum Demos Acharnä, und so tritt uns nach Sophokles und Platon auch Aristophanes entgegen, der in jenem Gau geboren war.

Jetzt öffnet sich ein Paß am Aegaleos und aus der Ferne blickt das blaue Haupt des Kithäron und das Meer hervor. Vor uns steht nahe der klüftereiche Parnes. Noch zur Zeit des Pausanias trug er auf einer seiner Höhen, vielleicht auf dem Harma, das Erzbild des Zeus Parnethios. Zu seinen Füßen liegt eine wohlangebaute Ebene mit einem unter Gruppen von Pinien und Oelbäumen malerisch zerstreuten Weiler, Kalivia genannt, was kein Eigenname ist, sondern in

Griechenland einen Anhang zu größern Dörfern bezeichnet. Wasserbäche, vom Parnes her in Kanälen fortgeleitet, erhalten Felder und Wiesen in frischem Grün.

Von hier geht es aufwärts in die Berge des Parnes, auf kaum fahrbarer Felsenstraße. Eine Schlucht nimmt uns auf, die ein Bach durchströmt; Frauen waschen an ihm; fremdartig aussehende Albanesenkinder kommen neugierig auf den Weg. Wir wandern zu Fuß durch diese schöne Wildniß und werfen noch den letzten Blick rückwärts auf die ferne Akropolis und die Ebene Athens, ehe wir uns ganz in den Parnes vertiefen. Es ist eine wilde Bergeinsamkeit hier, wie in den Abruzzen. Schildkröten kriechen am Wege; sie sind Autochthonen in Attika. Das alte Aegina führte die Schildkröte in seinen Münzen. Man sammelt sie massenhaft auf den griechischen Küsten, und Schiffe bringen diese Thiere nach Bari, wo man sie in wimmelnden Haufen im Hafen hoch aufgeschichtet sehen kann. Zur Zeit des Pausanias war der Parnes noch reich an Wildschweinen und Bären; heute findet sich hier die Wildkatze häufig vor.

Chasia, von fern einem schwarzen Steinhaufen ähnlich, liegt vor uns auf einer Hochfläche unter mächtigen Felsenbergen, durch welche der Paß von Phyle hindurchgeht. Dieses Dorf, dessen neuer Name auch sonst in Griechenland vorkommt, ist das größte Attikas. Seine ungeschlossenen Straßen stehen auf dem nackten Felsboden; die Häuser aus Kalkstein haben unmauerte Höfe, nach welchen in der Regel die Fenster gerichtet sind. Hier und da stehen Cisternen auf kreisrunden Terrassen. Kein Zeichen des Bedürfnisses nach Wohnlichkeit oder Schmuck des Daseins ist in diesem ärmlichen Orte zu sehen. So primitiv lebten wol die ältesten Ansiedler Attikas, deren Hausspuren noch in Fundamenten von Felskammern auf den Hügeln Athens sichtbar sind.

Ich betrat eine kleine gekuppelte Kirche, über deren Portal Hagios Petros abgemalt ist, ein Gebäude in den Händen haltend, während bunte irdene Scheiben als Mosaik in der Façade eingemauert sind. Ein Friedhof liegt vor der Kirche, ohne anderes Grün als das eines verkümmerten Oelbaumes und einer kleinen Cypresse. Auf den niedrigen Grabhügeln wachsen Rosmarin und weiße Lilien. Steine beliebiger Form sind als Grabstelen aufgerichtet, doch inschriftlos. Neben ihnen liegen umgestürzte Krüge und Scherben mit einigen Kohlen. Vielleicht hat man hier Weihrauch als Todtenopfer verbrannt. Auch in den Gräbern zu Mykenä fanden sich in Menge absichtlich zerbrochene Thongefäße vor; noch heute aber ist es in Griechenland Gebrauch, mit Wasser gefüllte Krüge auf die Gräber der Abgeschiedenen hinzuwerfen.

Chasia ist von Albanesen bewohnt, wie alle Dörfer Attikas. Dieses kriegerische Volk ist wiederholt in Griechenland eingewandert, und auch durch die Türken hineingebracht worden, im Jahre 1688 nach dem Rückzuge der Venetianer, dann noch im Jahre 1770 nach dem Ende des russischen Insurrectionsversuchs. Seither sind die Albanesen die Ackerbauer und Tagelöhner, die hart arbeitenden neuen Heloten der Griechen geworden, von denen sie Rassetypus, Sprache und Sitte trennen. Man schilderte sie mir in Athen, wo sie noch das ärmliche Viertel Plaka unter der Akropolis bewohnen, als arbeitsam, geduldig, aber geistesträge. Vorzugsweise Ackerbauer, sind sie Feinde jeder Baumzucht. In Chasia nähren sie sich von

Holz- und Kohlenhandel, während die Frauen geübte Stickerinnen sind. Wir erfuhren das im Hause des Locandahalters, wo wir rasteten. Hier sahen wir in einem Zimmer, welches keine Möbel enthielt außer einer hölzernen Lade und einigen Bretern an der Wand für Geräthe, Frauen und Kinder am Boden um den niedern Herd kauern. Sie boten uns schöne in Gold und Seide gestickte Gewänder zum Kaufe dar, und diese funkelnden Dinge sahen in dem berußten Zimmer aus wie Schätze einer Höhle in Märchen des Orients.

Als Führer zum Castell Phyle erbot sich uns ein Chorophylax, d. h. einer der Ortsgensdarmen, ein junger Mann in Uniform, mit rothen Schnabelschuhen an den Füßen. Solche Schuhe werden im ganzen Orient getragen; sie sind eine uralte entwickelte Sandalenform Asiens, die man an griechischen und kleinasiatischen Reliefffiguren findet, z. B. an denen des Harpyenmonuments von Xanthos. Unser Führer ging auf solchen lykischen Schuhen mit leichten Hermesschritten voran und wir folgten ihm einer Bergschlucht entlang, dem Rinnsal eines Wildbaches, dessen Ufer Oleander, Lorbern und Myrtenbüsche dicht umkränzten. Auf den Berghängen sahen wir konische Hütten der Vlachen, die mit ihren Schafheerden in Attika nomadisiren. Ihre zottigen Hunde sind ganz so grimmig wie jene der römischen Campagnahirten, und jeden Wanderer in den attischen Bergen wird Furcht befallen, wenn er das tieftönige Gebell dieser Schäferhunde von fern her näher und näher erschallen hört.

Am Rande einer mächtigen Schlucht steht ein Kloster angebaut; wir stiegen an ihm vorbei auf Felsenpfaden durch die duftige Waldregion der Strandkiefern. Die griechische Flora ist der süditalienischen nahe verwandt, aber sie erscheint doch mehr südlich oder orientalisch und veredelter. So prächtige Ericabüsche, Mastixsträucher und Arbutusbäume mit rothen Stämmen habe ich in Italien nie gesehen. Nur die Pinie (Pinus Pinea) dort ist majestätischer als die attische; ihresgleichen sah ich hier nicht oder nur in wenigen Exemplaren auf dem Pentelikon. Größere Pinienwälder gibt es bei Marathon, in Enböa und besonders auf der Ebene von Olympia und Pyrgos im Peloponnes. So sagt Theodor von Heldreich in seiner Schrift „Die Nutzpflanzen Griechenlands". Die gewöhnliche Pinie Attikas ist die Aleppokiefer, welche nicht das hohe Schirmdach der italienischen bildet, sondern ein feines Nadellaub an dichter um den Stamm hängenden Zweigen trägt. Sie liefert das Brenn- und Bauholz, die Kohlen und das Harz (ῥητίνη). Wir fanden auf unserm Wege viele Stämme mit der Axt angehauen, und in diesen tiefen Wunden sammelt sich das Harz. Man gebraucht dies als Beimischung zum Wein, dem allgemein in Griechenland beliebten χρασὶ ῥητσινάτο, und dieser Gebrauch ist antik; zwar spricht Homer nicht von ihm, aber Plutarch und Plinius wissen davon. Vielleicht steht der Thyrsus mit dem Pinienzapfen als Symbol des Dionysos mit diesem Harzwein in Verbindung.

Ich habe eben eine die griechische Natur betreffende Schrift Heldreich's genannt, und ihr könnte ich noch manche andere desselben Autors hinzufügen, wie „La Faune de Grèce". Unser Landsmann lebt seit langen Jahren in Athen, wo er Director des Botanischen Gartens ist. Eines Tages war ich zu ihm gegangen, erfüllt von etwas, was mir auf der Akropolis eingefallen war, als ich die zarten Kräuter

und Blumen betrachtete, welche dort dem schneeweißen Felsboden entsprießen. Ein Engländer, Richard Deakin, hat im Jahre 1855 eine „Flora of the Colosseum of Rome" herausgegeben; wenn nun diese Schrift ein hohes Interesse erregt, wie dankbar müßten wir nicht für eine Beschreibung der idealsten Flora der Welt sein, jener nämlich, welche den Fußstapfen der antiken Götter und Menschen auf der Burg der Athene entsprießt. Indem ich solchen Wunsch Herrn von Heldreich mittheilte und ihn aufforderte, eine Flora der Akropolis zu schreiben, versicherte er mir zu meiner Freude, daß er diesen Plan bereits gefaßt und nahezu schon ausgeführt habe. Ich nehme mir von der Bergwildniß Phyles die Gelegenheit, unsern verdienten Landsmann an sein Vorhaben zu erinnern. Wenn sich auf dem dürren Trümmerstaube des Amphitheaters des Titus 420 Pflanzenspecies festgeklammert halten, so wird der Felsenhügel der Akropolis sicherlich eine vielmal reichere Flora aufzuweisen haben.

Phyle zeigt sich noch immer nicht. Wir klimmen fort auf labyrinthischen Pfaden zwischen cyklopischen Felsblöcken; aber die Richtung unsers Führers wird immer unsicherer und der Ausdruck seines Gesichts immer bedenklicher. Endlich verschwindet er laut- und spurlos; ja wie Oedipus scheint er in die Erde versunken zu sein. Nie haben wir ihn wiedergesehen. Gensdarmen, selbst in classischen Ländern, führen arme Sterbliche mit unfehlbarer Sicherheit nur einen Weg, und niemand wähle sie zu Ciceronen für Alterthümer. So in der Wildniß von unserm Dämon verlassen, steigen wir weiter, und bald erblickten wir die berühmte Burg nahe vor uns, aber eine tiefe unwegbare Schlucht trennte uns von ihr.

Phyle lag vor uns in erhabener Gebirgswildniß, umringt von kahlen Bergmassen, deren Wände steil in die Tiefe niedersinken. Auf einer vorgeschobenen Felskuppe steht das alte Castell, ein Viereck aus Quadern mit Resten von Thürmen und Eingängen. Sträucher hängen von den zersplitterten Mauern; zwei Schuttmassen liegen davor. Die Burghöhe senkt eine mit Pinien bewachsene Flanke herab, und auf dieser nordöstlichen Seite befindet sich der einzige Zugang zum Castell. Es hat nur 900 Fuß im Umkreise (nach der Berechnung von Curtius); aber es genügte vollkommen, den engen Paß zu sperren, welcher unten an den Felsenwänden vorüber nach Böotien führt.

Daß diese Burg die alte Grenzfeste Phyle ist, macht ihre Lage, ihre Entfernung von Athen (100 Stadien) und die Fortdauer ihres Namens, τὸ Φυλί, unzweifelhaft. Ihr Ursprung ist unbekannt, und erst die Heldenthat des Thrasibulos hat sie geschichtlich berühmt gemacht. Mit 70 Exilirten besetzte sie der kühne Athener, von Theben ausziehend, im Winter 403. Hier schlug er die Scharen der 30 Tyrannen ab, stieg dann durch den Paß des Parnes in den Gau Acharnä, zersprengte dort das feindliche Lager, kehrte siegreich in dies Felsennest zurück und unternahm sofort, jetzt mit 1000 Exilirten, den genialen Zug nach dem Piräus, der die Befreiung Athens zur Folge hatte. Helden eines großen Augenblicks zwingt meist das neidische Schicksal, ihn und sich zu überleben. Im wüthenden Parteiwesen ist auch Thrasybulos untergegangen, und nur der Tod durch die Mörderhand der Bürger von Aspendos ersparte dem ruhmvollen Befreier Athens die Verurtheilung im Staatsproceß, dem sein Waffengefährte Ergokles erlag.

Unsern Kummer, die alte Burg nicht betreten zu können, milderte etwas die Nähe, aus der wir ihre ehrwürdigen Mauern betrachten konnten, und der hinreißende Blick von unserm 2000 Fuß hohen Standpunkte auf die Ebene Athens, die im Duft der Ferne schwebende Akropolis, die strahlenden Meere, die Inseln und die Küsten bis zum Peloponnes hin. Wir stiegen abwärts zu der großen Schlucht, wo jenes Kloster liegt, welches von ihr εἰς τὰ κλειστά genannt wird. Ein langer schmaler Hof aus Stein umschließt hier ein paar niedrige Gebäude und das kleine gekuppelte Heiligthum, eine Grottenkirche, deren Decke von einer Säule getragen wird. Sechs schwarzhaarige, schwarzbärtige Mönche saßen im Hofe mit ihrem Igumenos; alle trugen sie hohe schwarze Mitren, schwarze kurze Röcke, und die langen blauen Beinschienen aus Tuch, die Homerische Knemis. Kaum sah ich schönere Griechen. Nichts Mönchisches lag in ihrem stolzen Wesen. Sie sahen aus wie Archonten, die hier im wilden Gebirge zu gebieten haben. Es war ganz natürlich, daß ich mich nach den Waffen umsah, die sie hätten tragen müssen. Frauen und Kinder, darunter ein bildschöner Knabe, waren bei ihnen, und sie schienen zu ihnen in nähern als nur wirthschaftlichen Beziehungen zu stehen. Die Basilianer boten uns gastlich Resinatwein dar, reichten uns frische Lorbeerzweige, die in keinem griechischen Kloster fehlen, und lehnten selbstbewußt jede Entschädigung ab, die wir dann den Kindern gaben. Zwei junge, mit Gewehren bewaffnete Männer gesellten sich hier zu uns; es waren Deutsche aus Athen, welche die Burg noch in später Stunde ersteigen wollten. Wir wünschten ihnen besseres Glück, als wir selbst gehabt hatten, und setzten unsere Wanderung nach Chasia fort.

Ich sah keine großartigere Bergwildniß in Attika, als diese hier am Höhlenkloster, wo nordwärts über der Schlucht die gewaltige Felskuppe des Harma aufsteigt. Graue Oliven, Lorbern, Pinien und duftige Gebüsche decken die Terrassen der Berghänge, über welchen läutende Schafheerden wandern. Bald glänzen die Felsen von einem silbertönigen Grau, bald sind sie rothglühend und stürzen in schwindelnde Tiefen nieder. Auf der felsigen Straße durch grüne Waldung sind wir so fortgewandert, hier und da Eseltreibern begegnend, ärmlichen Hausirern mit bunten Zeugen, oder Frauen, welche bemalte Osterkerzen tragend daherkamen, in blauen und weißen Gewändern, den Hals geschmückt mit schweren Silberketten, den Kopf in das gelbe Schleiertuch gehüllt, das auf türkisch über Kinn und Mund gezogen wird. Bittere Armuth sprach aus ihren Zügen. Auch in Chasia ließ sich unser verschwundener Führer nicht erblicken. Wir übergaben daher die ihm bestimmte Belohnung dem Locandahalter und fügten ihr noch einen freundlichen Gruß hinzu, um den Beschämten wieder aufzurichten.

Unsern Rückweg nahmen wir auf derselben Straße den Parnes abwärts zu den Kalivia, und bogen hier links ab, um das Kuppelgrab bei Menidi zu sehen. Dorthin fuhren wir durch eine sanft aufsteigende Landschaft von solcher Feinheit und Anmuth, daß nichts greller sein konnte als ihr Contrast zu den nahen Wildnissen des Parnes. Auf weiten Flächen grünen hier junge Saaten, und nahe Orte unter Pinien und Olivenbäumen bieten das Bild des Glücks und des Friedens dar. Der Gau Acharnä, welchen Aristophanes unsterblich gemacht hat, nahm

wol diese schöne Landschaft ein. Milde des Klimas, Fruchtbarkeit, Anzahl und Tapferkeit des Volks machten ihn zum angesehensten und größten Demos in Attika. Dreitausend Hopliten stellten die Acharner im Beginn des peloponnesischen Kriegs. Aber vom alten Acharnä ist keine Spur übrig, sodaß seine Lage nicht mehr sicher angegeben werden kann. Leake suchte sie zuerst im heutigen Menidi, dann glaubte er wieder, daß dieses Dorf die Stelle des alten Paionidai einnehme. Bursian versetzt in seiner „Geographie Griechenlands" Acharnä durchaus nach Menidi, in dessen Häusern und Kirchen Reste der alten Bauwerke enthalten seien. Wie unsicher sind doch die Bestimmungen der Demen Attikas, welche zuerst Leake und Roß zu ergründen gesucht haben. Viel günstigern Boden hat die Forschung in der Campagna Roms, wo der Ager Romanus durch gründliche Karten und Untersuchungen topographisch bestimmt und erläutert worden ist.

Menidi ist ein sehr freundlicher Ort, der größte Attikas nächst Chasia. Albanesen bewohnen auch ihn, Ackerbau und Kohlenhandel treibend, wie die alten Acharner. Weite, saubere Straßen, mehrere Kirchen, wohnliche Häuser mit Höfen und Gärten, zeugen von einiger Behaglichkeit des Daseins. Da sich der Tag neigte, sahen wir viele Bewohner in Ruhe vor den Thüren sitzen, namentlich patriarchalisch würdevolle Greise mit langen Bärten, rauchend und kauernd wie Türken, und durch ihre apathische Art ganz an die Türkenzeit erinnernd. Frauen in malerischer Tracht erblickten wir gruppenweise, waschend an einer Quelle, oder Wasser schöpfend an gemauerten Cisternen: friedliche Bilder des Orients unter silbergrauen stillen Olivenbäumen.

Da der Ort auf einer Hochfläche liegt, die vom Kephissos herauf steigt, so hat man von ihm einen der umfassendsten Blicke auf die Ebene Athens. Schön stellt sich hier der dunkle Parnes mit dem hohen Harma dar. Auch der Pentelikon mit seinen weithin über Attika leuchtenden Narben, den alten und neuen Marmorbrüchen, liegt ganz nahe; unter ihm ist Tatoi sichtbar, ein Gut des jetzigen Königs der Hellenen, am Paß jenes Dekeleia, von dessen Feste her die Spartaner Athen blokirt und endlich bezwungen hatten. Zu den Füßen des Pentelikon zeigt sich auch Kiphisia mit üppigen Platanenhainen, wo der Kephissos seine Quellen hat. Der alte Name dieses Ortes dauert noch fort; er war der Lieblingsaufenthalt jenes hochgebildeten reichen Herodes Atticus von Marathon, der mit dem Kaiser Hadrian wetteiferte, Athen durch Bauten zu schmücken und mit Wohlthaten zu überhäufen. Weiterhin zeigt sich Marusi, ein Dorf, welches vom ehemaligen Tempel der Artemis Amarusia den Namen trägt. Unterwärts nach Athen zu dehnen sich die Niederungen des Kephissos mit dem grünen Olivengürtel bis zum Piräus aus, und darüber ragen in die klare Luft der Hymettos der hohe Kegel des Lykabettos, die bronzefarbigen Turkovuni, und die Götterburg Athen. Der Abend betrat schon leise diese Landschaft, sie mit sanftgestimmten Farbentönen von rosigem Licht zum Schatten hinüberführend, so zauberhaft, daß die Sprache es nicht sagen kann.

Eine Viertelmeile von Menidi entfernt liegt auf der Straße nach Athen eine Anhöhe, Lykotrupa genannt, und in ihr ein vorhistorisches Kuppelgrab. Ich war um so begieriger, dasselbe zu sehen, weil ich eben erst die Gräber in Mykenä

besucht hatte, und dieses neu entdeckte hier demselben uralten Todtencultus und demselben der geschichtlichen Cultur Griechenlands fremden Bauprincip angehört. Denkmäler der Art sind bisher nur in der Argolis aufgegraben worden, während man die Kuppelgräber in Lakonien und Böotien noch nicht erforscht hat. Das Tholosgrab bei Menidi hat sich glücklicherweise zu jenen argivischen gesellt und die Ansicht bestätigt, daß dasselbe sepulcrale System in Urzeiten über ganz Ostgriechenland verbreitet gewesen ist. Im Jahre 1872 entdeckte es ein athenischer Antikenhändler; im Frühjahr 1879 hat es das Deutsche Archäologische Institut in Athen ausgegraben, nachdem ihm die griechische Behörde bereitwillig die Ehre des Unternehmens überlassen hatte.

Die Grabanlage ist die gleiche des sogenannten Schatzhauses des Atreus (oder Grabes des Agamemnon) und der andern Tholosgruft am Löwenthor Mykenäs, welche Schliemann ausgegraben hat, nur in kleinern Verhältnissen, prunklos und vergleichsweise ärmlich durchgeführt. Der parallele Dromos (er leitete als eine feierliche Eingangsstraße zu solchen Gräbern hin) aus roh aufgeschichteten Steinblöcken, 3 Meter breit und mehr als 27 Meter lang, führt schräg abwärts zur Grabesthür, die aus vier großen rohen Steinbalken zusammengesetzt ist. Ueber dem massigen Thürsturzblock fehlt das in Mykenä übliche Entlastungsdreieck, und dessen Stelle wird von vier durch Zwischenräume getrennten Steinbalken eingenommen. Nur auf der innern Seite ist jenes Dreieck sichtbar, aber mit kleinen Steinen zugedeckt. Der Innenraum hat die trichterartige Tholosform, in einer Höhe von 9 Metern. Ringe bilden dieselbe, in den untern Lagen aus größern Kalksteinblöcken, in den obern aus immer kleinern, ohne jedes Bindemittel aufgebaut. Fugen sind mit kleinen Steinen ausgefüllt. Die innern Kreisflächen erscheinen ziemlich gleichmäßig, obwol sie nicht künstlich abgeglättet sind; daher sind sie nicht, wie jene im majestätischen Raum des Schatzhauses des Atreus, mit Erzplatten bekleidet gewesen. Bei der Aufgrabung wurde über dem festgestampften Naturboden eine erhöhte Bühne vorgefunden, die ein Drittel des Raumes einnahm. Sie ist abgetragen bis auf einen Rest, der als eine Art Sockel stehen geblieben ist. Ein Deckstein, welcher schon vor der Ausgrabung weggenommen worden war, schloß die Kuppelgruft. Weder Farbenmalerei noch Sculptur ist in ihr, wie auch nicht im Schatzhause des Atreus, zur Anwendung gekommen; nur war dessen Thüreingang mit farbigem Marmor decorirt gewesen. Die Wirkung lag allein in dem feierlichen Gesammteindruck dieses gewölbten Raumes, des primitiven Versuchs des Gewölbebaues, der dann in Griechenland sich nicht weiter entwickelt hat.

Zur Zeit der Entstehung dieses Grabmals gab es vielleicht noch kein Athen in diesem Lande, wo uns unbekannte Völkerstämme sich angesiedelt hatten. Nachdem es der Baumeister im Einschnitt des Hügels vollendet, und nachdem man die Todten dort bestattet hatte, wurde der Grabeingang mit Steinblöcken versperrt, der Dromos verschüttet, über das Ganze ein Tumulus gehäuft. Da so große Räume, wie die der Kuppelgräber, schwerlich zur Bestattung nur eines einzelnen Stammhauptes oder Kriegers gedient haben, sondern, wie die Schädelfunde in der Tholos bei Menidi beweisen, Familiengrüfte gewesen sind, so muß ein solches Grabmal bei jeder wiederholten Beisetzung neu geöffnet und nach ihr wieder verschüttet

worden sein. Dies Verfahren konnte für ein Menschengeschlecht nicht zu umständlich sein, in dessen Verfassung der Todtencultus einen so tief religiösen Grundzug gebildet hat. Wie mächtig derselbe war, beweisen nicht nur die für die Ewigkeit gebauten Grüfte, mögen sie Felsschachte und Felskammern oder Kuppelbauten sein, sondern auch die Ausstener der Todten, wenn sie vornehmen Familien angehörten. Die Schliemann'schen Ausgrabungen haben gezeigt, daß solchen Todten fast märchenhaft zu nennende Schätze mitgegeben worden sind. In kostbare Gewänder gehüllt, auf welche man Zierath von Gold, Silber, Bernstein, Perlen u. dgl. befestigte, das Gesicht mit Goldmasken bedeckt, das Haupt mit kunstvollen Diademen geschmückt, goldene Gürtel auf der Brust, wurden diese Todten gleichsam mit Gold zugedeckt und mit Goldplättchen überstreut, und so mit großartiger Verschwendung nebst andern vielförmigen Schätzen, die neben sie niedergelegt worden waren, den Flammen, wie es scheint, im Grabe selbst übergeben.

Ob die Gruft bei Menidi schon ausgeplündert worden, oder unberührt geblieben ist, weiß ich nicht zu sagen: die Kostbarkeiten, welche sie noch an den Tag gegeben hat, sind an Zahl und Werth sehr gering im Vergleich zu den Schätzen der Burggräber Mykenäs, und wie es scheint selbst geringer als jene der Gruft bei Spata in der attischen Mesogaia. Man fand in ihr viele kleine Platten aus Gold mit den schon aus Mykenä bekannten Formen des Nautilus, der asiatischen Flügelsphinx, der Rosette und des Epheublattes; man fand viele Gegenstände aus Glasfluß, Glasperlen, silberne Spangen, geschnittene Steine und Elfenbeinplatten mit Darstellungen von Thieren, ferner ungezählte Vasenscherben, einige Pfeilspitzen, aber keine Schwerter, Holzkohlen und Aschenreste, unregelmäßig hingelegte Menschenknochen und Reste von fünf Schädeln.

Dieser Fund ist im Saale des Polytechnikums zu Athen neben die Schätze aus Spata, Nauplia und Mykenä niedergelegt. Die Vergleichung lehrt, daß alle diese Erzeugnisse einer fremdartigen, unaufgeklärten Culturepoche im allgemeinen ein und derselbe Charakter verbindet, und daß dieser einer Zeit angehört, wo in Griechenland eine Einwanderung oder Uebertragung fremder, vielleicht assyrischer Mythenformen und Kunsttypen aus Asien stattgefunden hat. Spätere Ausgrabungen werden diesen Culturschatz mehren, mit dessen Auffindung für die Geschichte der griechisch-asiatischen Kunst neue Perspectiven eröffnet worden sind, während die Gräberfunde vorderasiatischer Inseln und andere Etruriens und Mittelitaliens eine vergleichende Wissenschaft auf diesem Gebiet überhaupt möglich machen. Spätere Ausgrabungen werden auch die Frage entscheiden, ob und welche Mittelformen zwischen der Construction der senkrechten Schachtgräber und dieser der Kuppelgrüfte vorhanden sind. Jene ersten in Mykenä aufgedeckten hält man für älter als die Tholosgrüfte. Dies ist wol im Princip richtig; aber doch können beide Formen auch nebeneinander angewendet worden sein, da die in Mykenä und hier in Menidi gefundenen Gegenstände durchaus ähnliche Kunstmotive aufweisen. Das System der Kuppelgräber ist, weil sehr einfach und primitiv, auch uralt. Die konische Bauform findet sich in aller Welt bei Völkern einer primitiven Culturstufe, und noch heute. So sieht man auf den Feldern Apuliens die sogenannten Caselle, d. h. kegelförmige Häuschen, aus kunstlos übereinandergelegten Steinringen von Land-

leuten als Vorrathskammern oder zur Unterkunft errichtet, ähnlich dem Princip jenes Tholosbaues, welcher im Schatzhause des Atreus, soweit uns bekannt ist, seine höchste Vollendung erreicht hat.

Das Deutsche Archäologische Institut in Athen hat eine Schrift veröffentlicht: „Das Kuppelgrab bei Menidi" (1880). Sie enthält nebst Abbildungen der Gruft und der in ihr gefundenen Dinge den Ausgrabungsbericht von Lolling und folgende lehrreiche Abhandlungen: „Ueber die technische Herstellung der Tholos bei Menidi", von Richard Bohn; „Die im Grabe bei Menidi vorgefundenen Vasen", von Adolf Furtwängler; „Die vorhistorischen Grabstätten in Griechenland", ein Vortrag von Ulrich Köhler, dem Director jenes Instituts.

Wir sind von Menidi nach Athen zurückgefahren durch Pyrgos, das ehemalige Gut der um Stadt und Land hier hochverdienten Königin Amalia, welches jetzt in Privatbesitz übergegangen ist. Eine Allee von Oleandern führt auf diese ummauerte Farm von fast mittelalterlichem Aussehen mit schönen Cypressenanlagen. Seitwärts liegt der große Ort Koukouvaones und neben ihm Herakli, die letzte der in Ottonischer Zeit in der Ebene Athens errichteten Colonien der Baiern. Eine seltsame Verknüpfung der Weltverhältnisse hatte einen Zweig des Hauses Wittelsbach von den Ufern der Isar an diese des Kephissos verpflanzt. Er ist hier nicht gediehen; die Griechen selbst haben ihn jählings ausgerissen und dann wunderlicherweise einen andern germanischen Dynastenzweig noch von weiter her aus dem Norden an seine Stelle gesetzt. Doch damit haben sie weder die Thatsache ausgerottet, daß ein Sohn desjenigen Volkes, welches wie kein anderes in die Geistestiefen des griechischen Alterthums eingedrungen ist, der erste geschichtliche König der Hellenen überhaupt gewesen ist, noch haben sie das Bewußtsein ausgelöscht, daß aus dieser Verbindung Deutschlands mit Griechenland die ersten Grundlagen eines geordneten hellenischen Staates herstammen. Wie diese Verbindung sonst segensreich in der Wissenschaft gewirkt hat, ist allgemein bekannt und anerkannt. In mehr als einer Richtung sind ja die Deutschen die Schatzgräber in Griechenland. Die Bajuvaren also sind hier nicht zur Blüte gekommen; ihre Colonien verkümmerten. Ungewohntes Klima, fremde Lebensweise, mangelhafte ökonomische Einrichtung und, wie man mir wenigstens in Athen zu wissen gab, auch zu fleißige Dionysien beim Resinatwein haben allen bairischen Ansiedelungen in Attika und zuletzt dieser hier in Herakli den schnellen Untergang bereitet.

Die Sonne neigte sich unterdessen zum Stierabspannen, wie der alte Homer zu sagen pflegt. Der Abend hüllte Land und See in farbige Schleier, als wir Patisia erreichten, den schönsten Vorort Athens. Hoch vor uns glühte die Akropolis in purpurner Götterdämmerung, einsam über diesen Gefilden schwebend, wo einst das Höchste der menschlichen Ideenwelt zur Gestalt gekommen ist, und wo dann, nachdem alle diese Herrlichkeit vergangen war, nichts geschichtlich Großes mehr entstehen durfte.

Der poetische Naturalismus in Frankreich.

Von

Rudolf von Gottschall.

Der erfolgreichste Romanschriftsteller der jüngsten Generation in Frankreich, Emile Zola, dessen „Nana" wir in unserer Zeitschrift einer kurzen Analyse unterworfen, hat neuerdings eine Sammlung von Essays*) herausgegeben, in denen er zugleich als der ästhetisch-kritische Anwalt der in „Nana" vertretenen Richtung auftritt. Wenn starke Ueberzeugungen und eine brüske Art des Ausdrucks einem Plaidoyer allein zum Siege verhelfen könnten, so müßte Zola auf der ganzen Linie siegreich sein und den Naturalismus für die Jetztzeit und für alle „künftigen Völker", die er so gelegentlich zu seinem Auditorium rechnet, als das große Princip des dichterischen Schaffens hingestellt haben. Zola ist ein Gegner aller poetischen Inspiration; aber er ist selbst ein Inspirirter, der vom Delphischen Dreifuß heraborakelt. Viel mehr als Orakelsprüche und Machtsprüche findet sich nicht in diesen kritischen Abhandlungen, und zwar kehrt dasselbe ästhetische Hexeneinmaleins immerfort wieder, nur hier und dort mit etwas anders gestellten Ziffern: gleichwol läßt sich zur Noth aus diesen zusammenhangslosen Essays ein zusammenhängendes ästhetisches System herstellen, dessen Beleuchtung von großem Interesse für die Gegenwart ist; denn Zola ist ein consequenter Kopf, er ist so consequent, daß er vor keinem Paradoxon zurückschreckt. Das Extrem jeder Richtung muß in Paradoxien auslaufen; doch auch die Wahrheit einer Richtung spricht sich im Extrem am schlagendsten aus. Wohin wir mit dem modernen Realismus schließlich gerathen: das verkündet Zola mit einer Unfehlbarkeit, die er für seine sonstige Theorie vergeblich in Anspruch nimmt, die wir ihm aber für die letzte Schlußfolgerung unserer jetzigen literarischen Entwickelung, wenn ihr nicht bedeutende Hemmnisse entgegentreten, bereitwillig einräumen. Auch der deutsche Realismus ist noch eine Halbheit; er hat noch allerlei Hemmschuhe, die seinen absteigenden Weg aufhalten; sein letztes Wort ist der französische Naturalismus, und dies Wort hat Zola mit einer brüsken Offenheit als Losungswort nicht nur seines eigenen Schaffens, sondern der ganzen dichterischen Production des Jahrhunderts proclamirt. Das

---

*) „Le roman expérimental: Le roman expérimental. — Lettre à la jeunesse. — Le naturalisme au théâtre. — L'argent dans la littérature. — Du roman. — De la critique. — La république et la littérature" (Paris, G. Charpentier, 1880).

würde vielleicht als Marotte eines einsamen Forschers, eines wissenschaftlichen Einsiedlers, eines jener „Isolirten", von denen Bruno Bauer in seinem jüngsten Werke spricht, von geringer Bedeutung sein; aber Zola bläst nicht dies Lied auf einer Hirtenschalmei im stillen Thale; er steht auf einer hohen Zinne, auf der Zinne des Erfolgs, und läßt von dort seinen Wächterruf ertönen; und vor dem Erfolg liegt ja alles so langgestreckt auf der Erde wie die siamesischen Gesandten vor irgendeinem Gewaltigen. Ein Autor, dessen letztes Werk 100 Auflagen im Laufe eines Jahres erlebt hat, darf schon erwarten, daß man auf ihn hört, wenn er der Welt „des Pudels Kern" und das Geheimniß seiner Erfolge verkündet.

Der neue Naturalismus ist nicht eine Richtung neben andern Richtungen; er ist das ausschließliche, alles andere verzehrende Princip. Der Roman ist sein Hauptträger; in ihm concentrirt sich alle Poesie; ja im Grunde kann und soll bei ihm von Poesie nicht mehr die Rede sein. Die Einbildungskraft spielt keine maßgebende Rolle mehr in ihm; er ist Deduction, Analyse, Kritik; er ist ein Seitensprößling der Wissenschaft. In der That, der wissenschaftliche Roman, der Roman expérimental: das ist die neue, von Zola entdeckte kritische Formel; den Naturalismus selbst aber nennt er „die Formel der neuen Wissenschaft in ihrer Anwendung auf die Literatur". Er gibt zu, daß der Naturalismus so alt ist wie die Welt, daß von Aristoteles bis Boileau die Kritik die Anforderung gestellt habe, ein Werk müsse auf der Wahrheit beruhen. „Wohl", ruft er aus, „die naturalistische Schule ruht also nach dem Bekenntniß selbst derjenigen, die sie angreifen und verspotten, auf unzerstörbaren Grundlagen. Sie ist nicht die Caprice eines Einzelnen, der Narrenstreich einer Gruppe; sie geht aus dem ewigen Grunde der Dinge hervor, aus jener Nothwendigkeit für jeden Schriftsteller, die Natur zur Basis zu nehmen." Gewiß hat Zola recht, wenn er sich mit Bezug hierauf nicht für einen Neuerer erklärt; ebenso wie wenn er betont, daß einzelne Principien, wie lange sie auch bestehen mögen, erst in gewissen Epochen zu entscheidender Entfaltung kommen, und daß zwischen zwei literarischen Zeiträumen ein ganzer Abgrund liegt. Eine solche Epoche ist jetzt für den Naturalismus gekommen, der schon im vorigen Jahrhundert einen Vertreter in Diderot hatte. „Der Naturalismus ist die Rückkehr zur Natur; er ist das Verfahren, das die Gelehrten eingeschlagen haben seit dem Tage, seitdem sie sich entschlossen, vom Studium der Körper und der Phänomene auszugehen, sich auf die Erfahrung zu stützen, mit Hülfe der Analyse vorzuschreiten. Der Naturalismus in der Literatur ist ebenfalls die Rückkehr zur Natur und zum Menschen, die unmittelbare Beobachtung, die genaue Anatomie, die Aufnahme und Wiedergabe des Wirklichen. Für den Schriftsteller wie für den Gelehrten galt die gleiche Nöthigung. Beide mußten die Begriffe durch Realitäten, empirische Formeln durch strenge Analysen ersetzen. Daher keine abstracten Persönlichkeiten mehr in ihren Werken, keine lügnerischen Erfindungen, sondern wirkliche Persönlichkeiten, die wahre Geschichte eines Jeden, die Vorgänge des täglichen Lebens."

In der französischen Literatur aber ist der Naturalismus das Tertium neben der überwundenen Classicität und Romantik. „Die classische Formel hat minde-

stens zwei Jahrhunderte geherrscht; warum hatte die romantische Formel, welche sie ersetzte, nicht eine gleiche Dauer? Man fühlt sich überrascht, wenn man schon nach einem Vierteljahrhundert bemerkt, daß der Romanticismus in den letzten Zügen liegt und eines schönen Todes stirbt. Da bricht die Wahrheit sich Bahn. Die romantische Bewegung war nur ein Scharmützel. Dichter, Romanschreiber von ungewöhnlichem Talent, ein ganzes Geschlecht voll herrlichen Aufschwunges vermochte hierüber zu täuschen. Doch das Jahrhundert gehörte nicht diesen überspannten Träumern, diesen Soldaten des frühen Morgens, welche die aufgehende Sonne blendete. Sie vertraten nichts Bestimmtes, sie waren nur die Avantgarde, welche das Terrain freimachen, den Sieg durch ihren Sturm und Drang sichern sollte. Das Jahrhundert gehörte den Naturalisten, den directen Abkömmlingen von Diderot, deren tüchtige Bataillone ihnen nachfolgen und einen wehrhaften Staat gründen sollen . . . Die Romantik brach zusammen vor dem Naturalismus, der ein gewaltiger und allmächtiger Herr geworden war und das Jahrhundert leitet, dessen Lebenshauch er ist."

So denkt sich Zola ungefähr das Princip und die literarische Bedeutung des Naturalismus. Eine systematische Begründung, eine Entwickelung desselben liegt ihm fern: nur bei den einzelnen Gattungen, wie wir gleich sehen werden, bei der Nutzanwendung für Roman und Drama wird der Begriff etwas beweglicher und farbenreicher.

Die Naivetät des Alterthums, auf welche Zola selbst zurückverweist, ist von dem modernen Naturalismus wesentlich verschieden. Die antiken Helden gingen aus dem Kreise des Natürlichen wenig hinaus; die Dichter schilderten unbefangen die Natur, wie sie sich ihren Blicken darbot; aber sie waren weit davon entfernt, sie zu analysiren. Zola's Naturalismus ist nichts weniger als naiv; er ist weit davon entfernt, die Natur zu acceptiren, wie sie sich gibt; er foltert sie ja wie ein Instructionsrichter früherer Zeit, um ihr Geständnisse abzupressen, mit offenbarem Hohn gegen das Goethe'sche Wort:

> Geheimnißvoll am lichten Tag
> Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
> Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
> Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Diese „Hebel und Schrauben" sind aber die Instrumente, mit denen der Naturalismus Zola's arbeitet.

Ueber das Natürlichkeitsprincip in ästhetischer Hinsicht findet sich ein nicht gerade dürftiger Spruchschatz in unserer classischen Aesthetik: besonders Schiller bekämpfte eifrig ein Princip, das seinem Genie die Herrschaft streitig machte und in den verschiedensten Masken auf dem literarischen Markte den jubelnden Beifall des Publikums fand. Die Wirkungen Iffland's und Kotzebue's beruhten auf der Natürlichkeit, die ja auch als Moralprincip oft die Grundsätze der sogenannten Spatzenmoral vertrat, in ästhetischer Hinsicht aber die unmittelbare Wiedergabe des realen Lebens verlangte. Diese Anforderung ist auch die Anforderung Zola's; er verlangt nicht blos die Beobachtung, sondern auch die Anatomie desselben; doch

die Basis seiner Aesthetik ist die gleiche. Ihr gilt die geharnischte Kriegserklärung Schiller's in „Shakspeare's Schatten":

O, die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

Wem fällt bei dem letzten Vers nicht Zola's „Nana" ein? Und auch Goethe, der das Studium der Natur neben seinem poetischen Schaffen zur Lebensaufgabe machte, dessen Genius wie derjenige Schiller's nach der Geschichte, nach der Natur hin gravitirte, verspottet die „Natürlichkeit" in der Poesie, z. B. in seinem Gedicht „Musen und Grazien in der Mark":

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark;
Liebes Mädchen! laß uns waten,
Waten noch durch diesen Quark.

Glaubt man nicht, wenn man die letzten zwei Zeilen liest, eine Aufforderung zu hören, die Zola an seine Muse richtet? Durch welchen Quark waten die beiden oft zusammen, besonders im „L'Assommoir" und in „Nana"!

Der Naturalismus isolirt eine der berechtigten ästhetischen Anforderungen in einseitigster Weise. Alle Dichtung soll auf Natur und Wahrheit beruhen; aber dies sind nicht ihre letzten Zwecke, sondern die auf diese Grundlage hingestellte Schönheit, das Kunstwerk als selbständiger Organismus. Davon hat Zola keine Ahnung, und so gibt es für ihn zwischen der Wissenschaft, die auf die Erforschung des Wahren gerichtet ist, und der Dichtung, die nach seiner Ansicht auch keinen andern Zweck hat, gar keine Grenze mehr; letztere gibt gleichsam nur die Exemplification für die Lehren der Wissenschaft. Das in sich abgeschlossene Kunstwerk ist für ihn eine Fabel der Aesthetik: jeder abgerissene Fetzen des menschlichen Lebens, wenn er nur echt in der Farbe ist, hat als dichterische „Etude" eine vollkommene Berechtigung. Eine „Aesthetik des Häßlichen" ist ganz überflüssig, insoweit sie nachzuweisen sucht, inwieweit das Häßliche in das Bereich des Schönen hineinspielen darf. Alles Häßliche ist gleich berechtigt; ja der Cultus des Häßlichen ist eine Hauptaufgabe der naturalistischen Kunst. Hierin sucht man die Nachwirkungen der romantischen Schule, welche, gegenüber der Classicität, das Häßliche mit Vorliebe behandelt hat: man denke an Victor Hugo's Quasimodo und Triboulet; aber es schwebte etwas wie traumhafte Beleuchtung, wie phantastische Glorie um diese Gestalten. Das fehlt bei den Naturalisten; das Häßliche wird in seiner ganzen Lebenswahrheit in die Dichtung aufgenommen. Es gibt keinen regelnden Geschmack, kein künstlerisches Urtheil mehr; das Widrigste, Gemeinste hat ein Asylrecht in der Dichtung gefunden. Der Geruchssinn, der neben dem Anmuthigsten und Süßesten auch für das Abstoßendste und Ekelhafteste organisirt ist, spielt bei Zola eine große Rolle. Es ist erstaunlich, was der Leser, wenn er Zola's Muse begleitet, alles gleichsam „aufriechen" muß und welche

Atmosphären diese zu schildern weiß, bis zu denen der weiblichen Garderobezimmer in den Theatern: hier wird der Duft keiner Blume dem Leser erspart.

Wir können der Zola'schen Theorie gegenüber von allen deutschen Schriften am meisten die „Aesthetik des Häßlichen" von Karl Rosenkranz ins Feuer führen. „Häßlich" und „schön" sind freilich nicht Kategorien, mit welchen Zola irgendetwas anzufangen wüßte; doch je feiner die Grenzlinien sind, welche deutsche Aesthetik hier zieht, desto mehr tritt die Roheit des französischen Naturalismus hervor. Was Rosenkranz über das Gemeine und Widrige, das Rohe und Ekelhafte sagt: dafür finden sich hundert Beispiele in Zola's Schriften. Rosenkranz weist nach, wie auf dem Gebiete des Humors und der Komik selbst diese häßlichen Elemente in dem Kunstwerke anwendbar sind; aber Zola ist nichts weniger als ein Humorist; er geht ja an sein dichterisches Werk mit der ernsten Miene eines Operateurs. Auf Zola passen die Worte des deutschen Philosophen: „Eine eigenthümliche Gruppe des Häßlichen bieten diejenigen Darstellungen, die nicht im Sinne der Lüsternheit oder Zweideutigkeit schamlos sind und dennoch das Schamgefühl tief verletzen, weil sie einen Inhalt, den wir von der Muse der Geschichte mit unbefangenem Ernst aufnehmen würden, poetisch machen wollen. Es gibt eine Offenheit der Corruption, die zu einer verkehrten Unschuld wird. Man kann gewissen Darstellungen nicht den Vorwurf machen, daß sie die Wollust durch Verschleierung pikanter schildern, oder umgekehrt, die Sinne zu bestechen, einen besondern Aufwand treiben. Ihre Treue in den Gemälden der physischen und ethischen Verworfenheit, ihre peinlich genaue Anatomie der Gemeinheit läßt uns gegen sie nicht den Vorwurf erheben, daß wir durch halbverrathene Reize verführt oder durch kecke Farben überwältigt würden; allein gerade weil diese Entschuldigung fehlt, ist die Wirkung solcher Producte eine um so ekelhaftere. Wenn ein Suetonius und Tacitus uns mit objectiver Wahrheitsliebe dergleichen berichten, so schaudern wir über die Brutalität, zu welcher sich die Menschheit verirren kann; wenn wir uns aber solche Scheußlichkeiten mit dem Anspruch dargeboten sehen, Poesie darin zu finden, so fühlen wir uns ethisch und ästhetisch zugleich vernichtet."

Hierin liegt auch die Antwort auf die beiden Essays von Zola: „De la moralité" und „La littérature obscène". In dem ersten macht er den Zeitungsredacteuren den Vorwurf, daß sie dem Feuilleton des Romanciers gegenüber oft einen sehr prüden Maßstab anlegen, während sie die crassesten und abscheulichsten Criminalgeschichten in ihren Spalten ohne irgendwelche Auslassungen bringen und die schmutzigste Wäsche der Tribunale anstandslos waschen. Zola hat hierin gewiß recht, soweit es die Rücksichten gilt, welche die Zeitungen ihrem Publikum schulden; wenn er aber die freie dichterische Production in Eine Linie stellt mit der Chronik des Tagesskandals, wenn er ganz vergißt, daß es für jene noch ästhetische Maßstäbe gibt, die bei diesen fehlen: so zeigt er stets von neuem, daß die letztern überhaupt für ihn selbst nicht existiren und daß der Naturalismus, bei seinem brutalen Einbruch in das Gebiet der schöpferischen Kunst, von allen Musen und Grazien verlassen ist. In dem zweiten Essay wehrt er sich gegen den Vorwurf, der Schöpfer der „obscönen Literatur" zu sein — gewiß mit Recht, denn diese besteht seit Jahrhunderten und Jahrtausenden; doch er vertheidigt sie; er spricht von den

„reizenden Werken" aller Zeiten, welche dieser Literatur angehören. Er rechnet sich zu den Schriftstellern, die keinen Augenblick danach fragen, ob die Frauen erröthen oder nicht, zu jenen echten Künstlern, den Schriftstellern „von Rasse", welche „la passion de la vérité" besitzen: „Sie arbeiten mit dem Blick auf ein menschliches Ziel, welches hoch über den Moden und Streitigkeiten der Fabrikanten steht. Sie schreiben nicht für eine Klasse, sie haben den Ehrgeiz, für die Jahrhunderte zu schreiben. Die Convenienzen, die durch die Erziehung geschaffenen Gefühle, das Wohl der jungen Mädchen und der Frauen ohne festen Halt, die Vorschriften der Polizei und die patentirte Moral der guten Geister verschwindet dabei und zählt nicht mit. Sie gehen direct auf die Wahrheit los, auf das Meisterwerk, trotz allem, über alles hinweg, ohne sich um den Skandal zu kümmern, den ihre Verwegenheit erregt. Die Thoren, welche sie der Berechnung anklagen, merken nicht, daß sie nur für ihr Genie und ihren Ruhm leben." Zola wehrt sich gegen die Anklage, auf die Obscönität zu speculiren: wer kann ihn aber davon freisprechen? Mit bloßer „Wahrheitsliebe" lassen sich z. B. in „La curée" die üppigen Treibhausscenen der Liebe zwischen René und Maximin nicht entschuldigen, ebenso wenig wie die seitenlangen Nuditäten der „Nana". Das ist das auf den Skandal ausgehende raffinirte Behagen. Rosenkranz würde diese Schilderungen der Rubrik des „Brutalen" einordnen: „Je berechneter die Gewalt in ihrer Grausamkeit, je raffinirter die Schwelgerei in ihrer Wollust, um so brutaler werden sie — und ästhetisch um so häßlicher, weil nämlich die Entschuldigung einer Uebereilung durch den Affect dann um so mehr wegfällt und das Brutale um so mehr als ein Werk des selbstbewußten, freien Willens erscheint."

Der Naturalismus, der nur die Naturwahrheit kennt, hat kein Kriterion mehr für das Καλον κ'αγαθον. Gegenüber einem die Natur auf den Kopf stellenden Hyperidealismus und seinen Verzeichnungen des menschlichen Lebens, gegenüber der aus Wolkenkukuksburg stammenden Phantastik und einer Prüderie, welche die Sinnlichkeit, dies gewaltige Agens im menschlichen Leben, verleugnet, ist er in seinem guten Rechte; aber in seinen Ansprüchen auf ausschließliche Geltung jedes ästhetischen und sittlichen Regulators entbehrend, fällt er ganz aus dem Bereiche der Kunst heraus und wird aus einer gesunden Reaction eine große Verirrung, indem er dem Gemeinen und Brutalen, dem Widrigen und Ekelhaften anheimfällt.

Gehen wir nun zur Herrschaft des Naturalismus in den einzelnen Dichtgattungen über. Es ist einleuchtend, daß er vor allem die weite Domäne des Romans in Beschlag nimmt. Schiller nannte den Romanschriftsteller den Halbbruder des Dichters: Zola ist geneigt, Poesie außerhalb des Romans gar nicht mehr anzuerkennen. Der Roman ist auf die reale Lebenswahrheit mehr als jede andere Dichtgattung angewiesen: er ist entweder Culturgemälde oder Seelengemälde oder beides zugleich; ohne die Grundlage tiefer Menschenkenntniß und scharfer Beobachtung würde er in beiden Fällen versagen. Hierzu kommt die epische Breite der Schilderung, die ohne die Aufnahme zahlreicher Detailzüge unmöglich ist. Spielhagen sagt in seiner Studie „Ueber Objectivität im Roman", daß der Roman durchaus der eigentlich dichterischen Form widerstrebe, daß nicht blos im humo-

ristischen, schon im idealisirenden Roman „unauflösliche prosaische Elemente" liegen müssen; er schließt dies besonders daraus, daß so viele und zum Theil die bedeutendsten Romane „weniger zu Ende kommen als aufhören".

Diese „unauflöslichen prosaischen Elemente" bilden gerade den willkommenen Kern für die naturalistische Darstellung. Schon das Wort „Roman" misfällt Zola; es läßt sich auf die neuern Schriften dieser Art nicht mehr anwenden; es hat einen Anklang von Erzählung, von Fabuliren, von Phantasien, und stimmt schlecht zu den Protokollen, welche die neuen Romandichter aufnehmen. Lieber wäre Zola das Wort „eine Studie"; denn der neue Roman soll eben nur eine Studie sein. Das ist nicht blos ein Protest gegen den Roman von heute und gestern; das ist ein Protest gegen den Roman aller Zeiten, gegen alle poetische Erzählung, gegen die chinesischen und japanesischen Geschichten, gegen die Märchen der Hindus und der Mongolen: sie alle sind aus der dem Menschen angeborenen „Lust am Fabuliren" hervorgegangen. Die Lust an der freien Erfindung der Phantasie, am Ungewöhnlichen, am Abenteuerlichen, und die dadurch hervorgerufene Spannung haben die Romandichtung aller Zeiten wach gehalten. Der von den Milesischen Märchen ausgehende Roman, der als Nachblüte der hellenischen Poesie erschien, der Roman des Jamblichos, Achilleus Tatios u. a. hatte die Unterhaltung durch schöne Beschreibungen, aber auch durch spannende Begebenheiten und Ueberraschungen zum Zweck, und dasselbe war mit dem Roman der Ritterzeit der Fall. Das aber soll jetzt alles aufhören, nachdem der Roman eine Studie geworden ist. „Unser Ritterroman", sagt Zola, „unser Abenteuerroman, unser romantischer und idealistischer Roman ist eine wahrhafte Kritik der Sitten, der Leidenschaften, der Thaten des in Scene gesetzten Hauptheldeu geworden, der in seinem eigenen Wesen und in den Einflüssen, welche die Umgebung und die Umstände auf ihn ausgeübt haben, studirt wird. Wie ich schon, zum großen Aerger meiner schriftstellerischen Collegen, geschrieben habe: «Die Phantasie spielt keine herrschende Rolle mehr; sie wird Deduction, Intuition; sie schafft auf Grundlage wahrscheinlicher Thatsachen, die man nicht unmittelbar beobachten konnte, und der möglichen Folgen der Thatsachen, die man logisch und methodisch festzustellen sucht.» Der Roman ist eine Kritik; der Romandichter steht seinen Charakteren gegenüber wie der Kritiker einem Werke. Die Kritik ist die Losung des Jahrhunderts auf allen Gebieten, und die Führung des Jahrhunderts hat die Wissenschaft übernommen. Auch der Roman muß einen wissenschaftlichen Charakter haben."

Das sind die Gedankengänge, welche Zola in einer Reihe von Essays verfolgt, besonders in dem ersten, welcher der ganzen Sammlung den Namen gegeben hat: „Le roman expérimental". Dieser ganze Aufsatz ist dasjenige, was man auf dem Gebiete der musikalischen Production ein „Arrangement" nennt; es wird irgendein Thema für ein anderes Instrument gesetzt. Ein berühmter Physiologe, Claude Bernard, hat eine „Introduction à l'étude de la médecine expérimentale" verfaßt. Hinter diesem Claude Bernard verschanzt sich Zola bei seiner Transposition; was dieser von der Medicin sagt, wendet er ohne weiteres auf den Roman an; ja er setzt oft nur das letztere Wort an die Stelle des ersten. Diese ganze Studie bewegt sich auf dem Gebiete der Analogie; aber wenn die Rhetorik von den Bil-

dern sagt, daß omne simile claudicat, so gilt auch von der Analogie, daß neben den in langen Reihen aufgepflanzten Aehnlichkeiten sich von selbst das unerwünschte Unkraut der Unähnlichkeiten und oft in überwuchernder Fülle einfindet.

Claude Bernard unterscheidet in der Wissenschaft den „observateur" und „expérimentateur". Der erste forscht in seinen Untersuchungen den Phänomenen nach, die er nicht sich verändern läßt und die er so hinnimmt, wie die Natur sie ihm darbietet; der letztere setzt seine Untersuchungen dadurch fort, daß er zu irgendeinem Zwecke die natürlichen Erscheinungen abändert und modificirt und sie in Umstände oder Bedingungen versetzt, in welchen die Natur sie nicht darbot. Zola hat nichts Eiligeres zu thun, als die Nutzanwendung hiervon zu machen. Auch der Romanschriftsteller ist observateur und expérimentateur. Der erstere gibt die beobachteten Thatsachen, setzt den Ausgangspunkt fest, das feste Terrain, auf welchem die Personen sich bewegen und die Phänomene sich entwickeln sollen; dann erscheint der letztere und beginnt das Experiment, läßt seine Personen sich in einer besondern Geschichte bewegen, um daran zu zeigen, daß die Folge der Thatsachen dort eine solche ist, wie sie der „Determinismus", d. h. die nothwendige Entwickelung der studirten Phänomene verlangt. Der Romanschriftsteller macht ein Experiment vor den Augen des Publikums; der Roman ist das Protokoll desselben.

Soweit es sich um die Beobachtung von Thatsachen handelt, mag man sich die Analogie gefallen lassen; wo das Experiment beginnt, wird sie schielend; denn hier tritt eine große Unähnlichkeit ein. Das chemische und physiologische Experiment ist eine an die Natur gestellte Frage; die Antwort wird in einer neuen Thatsache bestehen; dies ist auch bei der Vivisection der Fall. Es wird z. B. untersucht, wie lange ein Thier leben kann, welche Beschränkungen seiner Lebensfähigkeit eintreten, wenn ihm dieser oder jener Theil des Gehirns, diese oder jene Nerven genommen werden. Die Thatsache selbst beantwortet die Frage; sie fällt nicht aus dem Gebiete der Erfahrung heraus. Wenn ich aber einen Charakter, den ich dem Leben entnommen habe, in eine Reihe selbsterfundener Verwickelungen versetze, so ist dies durchaus kein wissenschaftliches Experiment mehr, welches ein sicheres Facit ergibt, sondern es wird auf die Logik des Romandichters ankommen, also auf eine ganz subjective Eigenschaft, ob die Folge der Begebenheiten sich nach dem Gesetz innerer Nothwendigkeit oder einer physiologischen Nothwendigkeit vollzieht. Das Gefühl dieser Unsicherheit wandelt auch den sonst so selbstgewissen ästhetischen Gesetzgeber an; er sagt, im Anschluß an die Behauptung Claude Bernard's über die Schwierigkeit, die verwickelten Phänomene der lebenden Körper zu ergründen: „Was sollen wir also von den Schwierigkeiten sagen, auf welche der Roman stößt, welcher der Physiologie die Studien über die verwickeltsten und zartesten Organe entlehnt, welcher die erhabensten Offenbarungen des Menschen als Individuum und Glied der Gesellschaft behandelt? Offenbar complicirt sich hier die Analyse noch mehr. Wenn daher die Physiologie sich erst heute constituirt, so ist es natürlich, daß der Roman expérimental erst bei seinen ersten Schritten ist. Wenn Claude Bernard von den eingeschränkten und precären Wahrheiten der biologischen Wissenschaft spricht, so muß man wol eingestehen, daß die Wahrheiten der Wissenschaft des Menschen, was den Mechanismus seines Intellects und seiner Leiden-

schaften betrifft, noch weit precärer und eingeschränkter sind. Wir stammeln noch, wir sind die spätesten Ankömmlinge; aber das soll uns nur ein Trieb mehr sein, uns zu exactem Studium anzuspornen, seitdem wir das Werkzeug dazu haben, die experimentale Methode, und unser Ziel uns bestimmt vor Augen schwebt, den nothwendigen Zusammenhang der Phänomene zu erkennen und uns zu Herren derselben zu machen." Zola hofft also, daß der Fortschritt der Wissenschaft allmählich die Unsicherheit der experimentirenden Romandichtung aufheben und ganz das Dunkel lichten werde, in dem dieselbe noch vielfach umhertappt. Dies ist sein Grundirrthum. Gewiß kommt jeder wissenschaftliche Fortschritt, auch derjenige der Physiologie, der Menschenkunde zugute, welche für die Romandichtung die Grundlage ist, und wenn die Psychologie durch die Physiologie vielfach ergänzt oder ersetzt wird, so kann die Romandichtung auch davon nur Nutzen ziehen; doch wenn wir aufs genaueste wüßten, wie jede Leidenschaft mit den menschlichen Organen zusammenhängt und welche Functionen sie im Wesen des Menschen versieht: so würde die Romandichtung nicht einen Schritt weiter kommen, wo es sich um die Schöpfung eines individuellen Charakters handelt. Nicht aus der Analyse heraus schafft der Dichter: aus der Intuition. Für die Forschung wird stets ein unauflöslicher Rest bleiben: sie kann das allgemeine Gesetz, sie kann die Gattung und Species ergründen, aber die individuelle Eigenart geht in keiner wissenschaftlichen Formel auf. Dafür gibt es nur einen Schlüssel: das dichterische Genie. Wenn die Retorte der exacten Forschung in das dichterische Laboratorium gebracht wird, so wird sie nur einen Homunculus erzeugen.

Aus diesem Grundirrthum, der aus der Verwechselung der wissenschaftlichen Untersuchung und des dichterischen Schaffens hervorgeht und für das letztere die Methode der erstern in Anspruch nimmt, entspringen nun alle übrigen. Die Natur mit Haut und Haar ist das Object der Physiologie und des neuen Romans. Claude Bernard sagt: „Man wird niemals zu wahrhaft fruchtbaren und klaren allgemeinen Wahrheiten über die Phänomene des Lebens gelangen, wenn man nicht selbst in dem Hospital, dem Amphitheater und dem Laboratorium experimentirt hat und thätig gewesen ist in diesem stinkenden oder zuckenden Reich des Lebens (terrain fétide ou palpitant de la vie). Wollte ich durch einen Vergleich mein Gefühl von der Wissenschaft des Lebens ausdrücken, so würde ich sagen, es ist ein herrlicher, von Licht strahlender Salon, in dem man nur durch eine große und widerwärtige Küche gelangen kann." Und mit diesem entscheidenden Argument glaubt Zola „die oft grausame Arbeit, die oft abschreckenden Gemälde" seiner Romandichtung entschuldigen zu können. Als wenn wir den ganzen Schmuz dieser Küche und ihrer Zubereitungen in einem Dichtwerk mit in den Kauf nehmen müßten! Die Wissenschaft muß hindurch; die Poesie niemals; die schmuzige und befleckende Analyse gehört nicht in ihr Bereich.

Und nun die dritte Folgerung aus jener schielenden Analogie: sie betrifft die Moralität des neuen Romanschriftstellers. „Oft habe ich gesagt, daß wir aus unsern Werken keinen Schluß zu ziehen haben, weil sie ihre Schlußfolgerungen in sich selbst tragen. Ein «Experimentateur» braucht nicht zu folgern; das Experiment folgert statt seiner. Er wird, wenn es nöthig ist, das Experiment vor

dem Publikum hundertmal wiederholen; er wird es erklären, aber er wird persönlich weder darüber zürnen, noch sich billigend verhalten. Das ist die Wahrheit, das ist der Mechanismus der Erscheinungen; es ist Sache der Gesellschaft, dies Phänomen immer von neuem oder überhaupt nicht mehr zu erzeugen, wenn sein Resultat nutzbringend oder gefährlich ist. Man würde sich nicht denken können, daß ein Gelehrter sich über den Stickstoff ärgert, weil derselbe für das Leben ungeeignet ist; er beseitigt den Stickstoff, wo er schädlich ist, und das genügt. Der Romandichter kann dies nun nicht, weil das praktische Eingreifen ihm versagt ist; er sucht nur den nothwendigen Zusammenhang der gesellschaftlichen Phänomene auf; aber er überläßt den Gesetzgebern, den Männern der That, die Sorge, diese Phänomene, soweit sie nützlich sind, weiter zu entwickeln, soweit sie schädlich sind, sie zu unterdrücken." Hier scheint Zola ein berechtigtes Kunstprincip zu vertreten, das der Objectivität der Darstellung; der Autor soll sich nicht mit seinen Beleuchtungen in den Fortgang der Handlung mischen, ihr nicht hier und dort und am Schluß ein moralisches Etikett anheften: die dargestellte Handlung soll, wie es Spielhagen in dem erwähnten Essay ausdrückt, „der Art sein, daß für den denkenden Leser die Reflexion von selbst daraus hervorgeht, wie der Duft aus einer Blume". Dann muß aber die Handlung selbst eine „concludente" sein, und das ist keineswegs, wie Zola zu glauben scheint, jeder Fetzen des realen Lebens, den er für die Dichtung appretirt. Dazu gehört ein künstlerischer Organismus, der in allen seinen Theilen von einem und demselben Lebensgeist der ihn pulsirenden Idee durchdrungen ist — davon hat Zola keine Ahnung. Außerdem ist im Detail noch ein großer Unterschied zwischen den aufdringlichen Interpellationen einer zweckvollen Moral und jenem stimmungsvollen Hauch, aus dem man die Sympathien und Antipathien des Dichters herausfühlt. Zola's Darstellungsweise erweckt aber stets den Schein, daß ihm die Situationen der brüskesten Sinnlichkeit, in denen seine Phantasie mit üppigstem Behagen schwelgt, vor allem sympathisch sind. Auch schließt die vollkommenste Objectivität des Romans keineswegs aus, daß der Dichter seinen Charakteren Betrachtungen und Aussprüche in den Mund legt, welche ihnen selbst und den Situationen angemessen sind, dabei aber doch die letztern in eine Beleuchtung rücken, welche die Idee des Ganzen, die Intentionen des Dichters ohne Aufdringlichkeit hervortreten lassen. Dergleichen ist bei Zola und den Naturalisten allerdings nicht der Fall, doch nur deshalb nicht, weil sie Stoffe wählen, in denen es sich nur um ganz brüske praktische Interessen handelt, die niemals feinere Conflicte des Geistes und Gemüthes zulassen. Das ist eine grobe Einseitigkeit, auch vom Standpunkte des Roman expérimental. So sehr er sich gegen den Idealismus sträubt, so muß er doch zugeben, daß es idealistische Charaktere und Gemüther gibt, daß dies ebenfalls eine Thatsache der Erfahrung ist und daß der Romanschriftsteller, wenn er auch mit Haut und Haar dem crassesten Realismus verfallen ist, doch auch mit diesen zu rechnen hat. Vermag er dies nicht, so ist dies nur ein testimonium paupertatis, er trägt eine Binde um die Augen:

Die Geisteswelt ist ihm verschlossen,
Sein Sinn ist zu, sein Herz ist todt,

wie man mit einer Variante des Faust'schen Ausspruchs sagen könnte.

Emile Zola beschränkt sich nicht auf die allgemeine Begriffsbestimmung des neuen wissenschaftlichen, experimentirenden Romans: er gibt auch in mehrern Artikeln eine kleine Poetik in nuce, einige Winke für seine Mitstrebenden. In einem derselben verlangt er von dem Romanschriftsteller le sens du réel, den Sinn für das Wirkliche. Gewiß ist dieser für den Romanschriftsteller unerläßlich; aber Zola will ihn zur qualité maitresse machen, und an die Stelle der früher für höchste Anforderung des Schaffens geltenden imagination, der Phantasie, setzen. Nur mit diesem sens du réel kann man ein sehr guter Naturforscher, Arzt, Mechaniker, Ingenieur sein, aber ein Dichter wird durch ihn nicht gemacht. Den Dichter macht die „Intuition", bei welcher der Sinn für das Wirkliche ein mitwirkendes, aber nicht entscheidendes Moment ist. Wo freilich der letztere fehlt, da werden seine Gestalten verzeichnet, seine Schilderungen verschwommen sein. Hierin hat Zola recht. „Der Sinn für das Wirkliche", sagt er, „besteht darin, die Natur zu fühlen und sie wiederzugeben wie sie ist. Es scheint anfangs, daß die Welt zwei Augen hat, um zu sehen, und daß nichts gemeiner sein müßte als der Sinn für das Wirkliche. Und doch ist nichts seltener. Die Maler wissen dies sehr gut: man stelle gewisse Maler vor die Natur und sie werden dieselbe in der barockſten Weise von der Welt ansehen. Jeder wird sie unter einer herrschenden Farbe betrachten; der eine wird sie gelb, der andere violett, der dritte grün nachmalen. Was die Formen betrifft, werden dieselben Erscheinungen sich einstellen: der eine rundet die Gegenstände ab, der andere gibt ihnen so viele Winkel als möglich. Jedes Auge hat so seinen besondern Blick. Dann gibt es aber auch Augen, die überhaupt gar nichts sehen." Zu diesen rechnet Zola viele Romanschreiber, deren Natur geradezu monströs ist, verkleinert oder vergrößert, voll falscher Tinten; alles ist schreiend und erdrückt sich.

Noch treffender ist, was Zola über l'expression personnelle in einem andern Essay sagt: das trifft jede Romandichtung, ja jede Dichtung überhaupt; es ist die Eigenart des Stils, in welcher überhaupt der dichterische Beruf beruht, die Originalität der Weltanschauung und der Darstellungsweise. Einzelne Autoren mögen noch so gut stilisiren, Bände auf Bände häufen: „aus allen ihren Büchern wird nur ein fader Geruch todtgeborener Werke sich entbinden." Auch was Zola in einem dritten Artikel über la description sagt, ist zutreffend; er tadelt mit Recht jede Beschreibung, welche nicht die Umgebung des Menschen nur insoweit darstellt, als sie bestimmend auf ihn wirkt oder sein Wesen vervollständigt und erklären hilft. Das entspricht auch den Grundsätzen deutscher Poetik. Aber die Art und Weise der Beschreibung! Zola hebt bei Flaubert hervor, daß er hierin maßvoll sei, daß er den hervortretenden Zug, die große Linie gebe und dadurch das Bild unvergeßlich mache. Bei Zola selbst ist dies nicht der Fall; seine Beschreibungen sind oft so überladen, so durch ein Gewirr von Arabesken verdunkelt, daß die tragenden Pfeiler der Situation gar nicht sich klar vor unsern Augen gliedern. Zola ist geradezu schwülstig in seinen Schilderungen, wir erinnern an die Treibhausscenen in „La curée", an die Nuditäten in „Nana", an Clorindens Stellungen als Modell in „Son Excellence Rougon". Das verstößt gegen das allein

richtige Princip, das Lessing im „Laokoon" festgestellt und das auch Zola kennt, obschon er fortwährend auch in seinen neuesten Schriften dagegen sündigt.

Und wo sind nun die Großmeister des neuen experimentirenden Romans. Duldet Zola keine Götter neben sich? O ja, er hat einen großen Vorgänger, das ist Balzac: er erkennt Stendhal, Flaubert und de Goncourt sowie Daudet als berechtigte Vertreter des neuen Princips an, und es gibt auch schon einen Nachwuchs, dem er als Kritiker ermunternde Worte schenkt. In Balzac und Stendhal erblickt Zola die Quellen des naturalistischen Romans. Der „Père Goriot", „La Cousine Bette", „Eugénie Grandet" sind die großen Meisterwerke, die von der glänzenden „naturalistischen Entwickelung" beredtes Zeugniß ablegen: es sind „Sectionen" des Menschen, Analysen von Kopf und Herz. Balzac's Romane, in denen er mit den Romantikern wetteiferte, wie „Le lis dans la vallée", verwirft Zola. Gleichwol bleibt ihm Balzac der größte Autor des neuen Frankreichs, und er geräth in Entrüstung über die Kritiker, die früher einen Eugène Sue, eine George Sand oder gar einen Paul de Kock mit ihm in eine Reihe stellen wollten. Und zu diesen Schuldigen gehörten die gefeiertsten Kritiker des neuen Frankreichs, wie Sainte-Beuve, ein Jules Janin, ja selbst einen verschollenen Recensenten Chaudes-Aigues gräbt er aus, um an ihm noch nachträglich ein Strafgericht zu vollziehen, zur Warnung für seine Nachfolger. „Il faut qu'on mette le nez d'une certaine critique dans ces ordures." Denn indem Zola Balzac vertheidigt, vertheidigt er sich selbst: die Anklagen gegen jenen waren ganz dieselben. Jules Janin selbst sprach die nach unserer Ansicht die Zola'schen Romane in der treffendsten Weise verurtheilenden Worte: „Weil die Sache existirt, muß deshalb der Roman und das Schauspiel, den Hacken in der Hand, sich mit diesem Pandämonium beschäftigen, das auf einem solchen Haufen von Schmuz herumwimmelt? Nein, es gibt Dinge, die man nicht sehen soll, die zu sehen kaum dem Philosophen, kaum dem Moralisten, kaum dem Christen verstattet ist. Ein Schriftsteller ist kein Lumpensammler, ein Buch füllt sich nicht wie eine Tragbutte."

Die Analysen der naturalistischen Romane, besonders der jüngern Autoren, welche das große neue Princip erfaßt haben, ergeben meistens Experimente mit sehr unerquicklichen Stoffen. Da hat z. B. einer dieser Jünger Zola's, Léon Hennique, einen Roman geschrieben: „La dévouée", in welchem der Herr und Meister ein sehr beachtenswerthes Debut erblickt. Der Held ist ein Erfinder, der sich an das Problem der Lenkung der Luftballons gemacht hat. Er hat sein Vermögen mit Versuchen aufgezehrt; das Ziel, das er fanatisch verfolgt, dem er nahe gerückt ist, verschwindet ihm vor den Augen. Das versetzt ihn in wilde Wuth. Er hat zwei Töchter; jede hat von einem Onkel 50000 Frs. geerbt; sie weigern sich, ihm das Geld zu borgen. Der Erfinder wird zum Verbrecher; er vergiftet die eine Tochter, beschuldigt dann die andere der Unthat, legt Zeugniß gegen sie ab; sie wird verhaftet, verurtheilt, hingerichtet. Der glückliche Vater hat seine 100000 Frs. Zola selbst wollte anfangs sich mit dem Helden nicht befreunden, bis er in ihm eine kühn hingestellte, mit einer „großen Wissenschaft" studirte Figur sieht; wir überlassen ihm gern die Bewunderung dieser crassen und abgeschmackten Geschichte.

Auf dem Gebiete des Romans feiert der Naturalismus bereits seine Triumphe; doch er muß und wird auch das Theater erobern. Das ist ein Hauptsatz in Zola's Credo. Wir Deutschen fragen verwundert: hat er denn nicht das schon gethan? Ist z. B. der jüngere Alexandre Dumas nicht ein Naturalist de pur sang? Auf solche und ähnliche Fragen antwortet Zola in seinem Artikel „Le naturalisme au théâtre". Das Drama der Romantiker ist ihm nur eine Rebellion gegen die classische Tragödie, deren Agonie es vollendet. Victor Hugo's Dramen, besonders „Ruy Blas", unterwirft er an anderer Stelle einer vernichtenden Kritik. Das romantische Drama war die Antithese des classischen: es stellte die Leidenschaft der Pflicht entgegen, die Handlung der Erzählung, die Farbe der psychologischen Analyse, das Mittelalter dem Alterthum, doch „es log so wie dieses, es costumirte Thatsachen und Personen und mit einer Uebertreibung, über die man gegenwärtig lächelt; es hatte wie dies seine Regeln, seine Effecte, die noch herausfordernder auftraten, weil sie noch falscher waren".

Nachdem das romantische Drama beseitigt ist, wendet sich Zola den tonangebenden Dramatikern der Gegenwart zu: er nennt Victorien Sardou, Alexandre Dumas den Jüngern und Emile Augier, ein Kleeblatt, das ja auch in erster Linie die zu uns verpflanzte französische Dramatik vertritt und über welche das deutsche Feuilleton mehr Essays gebracht hat als über irgendeinen deutschen Autor. Alle drei gelten doch mit Recht bei uns für echte Realisten, und in schwächlicher Nachahmung hingen sich moderne Salonlustspiele und Rührstücke an ihre Fersen. Zola legt sie der Reihe nach auf den Secirtisch. Sardou ist der Jünger Scribe's, Vertreter des Intriguenlustspiels, der Handlung um jeden Preis. Seine große Eigenschaft ist die Bewegung; er hat nicht das Leben, er hat die Bewegung, eine verteufelte Bewegung, welche alle seine Personen mit fortreißt und der es bisweilen gelingt, über sie zu täuschen; man glaubt, sie seien lebendig, und sie sind doch nur gut gearbeitete, nie vollkommene Marionneten. Der Geist, die Geschicklichkeit, die Witterung des Actuellen, eine große Kenntniß der Breter, ein ganz besonderes Talent für die Episode, klare verschwenderisch ausgestreute und lebendig ausgearbeitete Details: das sind die vorzüglichsten Eigenschaften Sardou's. Aber seine Beobachtung ist oberflächlich, seine Stoffe überall aufgegriffen und geschickt zusammengefädelt; die Welt, in die er uns führt, ist eine Welt von Pappe, bevölkert mit Zappelmännchen. Man fühlt, wie in jedem seiner Werke der feste Boden unter ihm weicht; immer findet sich eine unannehmbare Intrigue, ein falsches, bis zum Extrem gesteigertes Gefühl, welches dem ganzen Stück zum Angelpunkt dient. Diese Stücke sind maßlos vergrößerte Vaudevilles, deren Komik Grimasse ist. Sardou wird indeß immer als Vorläufer und Vorarbeiter des Naturalismus anerkannt; die genaue Darstellung der alltäglichen Existenz ist sein Verdienst; er hat dem Publikum den Geschmack daran beigebracht.

Alexandre Dumas fils erhält, wie vorauszusehen, eine noch bessere Censur; viel fehlte nicht daran, daß er die vollkommene naturalistische Formel gefunden hätte. „Man verdankt ihm physiologische Studien auf dem Theater, er allein hat es gewagt, in dem jungen Mädchen das Geschlecht und in dem Manne die Bestie zu zeigen"; einige Scenen in seinen Stücken verrathen eine beachtenswerthe Kunst

der Analyse; doch er leidet an einem andern Fehler als Sardou; er hat das bedauernswerthe Bedürfniß, Gesetze zu geben, zu predigen, zu bekehren; dabei wird seine Beobachtungsgabe durch die seltsamsten Phantasien verdunkelt. Allen seinen Personen leiht er seinen Geist; sie alle ergehen sich in den geflügelten Worten, die oft den Erfolg entschieden haben. Dadurch wird die Wahrheit des Dialogs zerstört. Außerdem ist er ganz Mann des Theaters; niemals zaudert er, wenn es sich entweder um die Wirklichkeit oder um eine scenische Anforderung handelt; „er bricht der Wirklichkeit den Hals". Ein Stück ist ihm ein Problem; von einem Punkte geht er aus, bei einem andern muß er ankommen, und wenn auch dazu die halsbrechendsten Sprünge nöthig sind, zwingt er immer das Publikum ihm zu folgen. Seine Stücke sind eine traurige Mischung der erkannten Realität und der barocken Erfindung; sie haben etwas von einem trockenen, kalten, einschneidenden Plaidoyer. Der Philosoph hat den Beobachter getödtet und der Mann des Theaters dem Philosophen den Garaus gemacht.

Nun kommt Emile Augier an die Reihe, der thatsächliche Beherrscher der französischen Bühne; er ist ein genauer Beobachter und malt das sociale Leben in einer maßvollen correcten Sprache. Einige seiner Werke (natürlich „Les lionnes pauvres" in erster Linie) verwirklichen in einzelnen Scenen das neue Theater, das Theater des Jahrhunderts. Er ist menschlicher als der jüngere Dumas, er macht keine solchen Luftsprünge wie dieser; man fühlt bei ihm stets den festen Boden unter sich. Doch warum ist auch er nicht das erwartete Genie der naturalistischen Richtung? Er hat sich von den conventionellen Personen, von den gegebenen Typen zu wenig freigemacht. „Fast immer kommt in seinen Lustspielen das fleckenlose junge Mädchen vor, das sehr reich ist und sich nicht vermählen will, weil es sich dagegen wehrt, um des Geldes wegen geheirathet zu werden. Die jungen Männer sind ebenso Helden der Ehre und der Loyalität, welche in Thränen ausbrechen, wenn sie erfahren, daß ihre Väter in etwas gewissenloser Weise ihr Glück gemacht haben. Mit Einem Wort, die sympathische Person feiert Triumphe; ich verstehe darunter den ideellen Typus der guten und schönen Gefühle, immer nach demselben Modell gegossen, ein wahrhaftes Symbol, eine priesterliche Personification, die gänzlich außerhalb der wahren Beobachtung liegt. Da ist der Commandant Guerin, dies Muster aller Soldaten, dessen Uniform zur Entwickelung beiträgt; da ist der Sohn Giboyer's, dieser Erzengel von Zartgefühl, von einem verrufenen Menschen abstammend; da ist Giboyer selbst, so zärtlich in seiner Niederträchtigkeit; da ist Heinrich, der Sohn Charrier's, in den «Effrontés», der, weil sein Vater bei einer zweideutigen Angelegenheit mitbetheiligt war, ihn dazu bringt, die Leute auszuzahlen, die er betrogen hat. Das ist alles sehr schön, sehr rührend, nur in Bezug auf menschliche Wahrheit sehr anfechtbar; die Natur geht nicht so weit, weder im Guten noch im Bösen. Man kann diese sympathischen Charaktere nur als einen Gegensatz und einen Trost betrachten: doch das ist nicht alles. Augier verwandelt oft einen Charakter mit einem Zauberstabe. Das Recept ist bekannt, der Knoten muß gelöst werden und infolge einer Effectscene wird ein Charakter auf den Kopf gestellt. Das ist in der That sehr bequem; man macht indeß nicht so leicht aus einem brünetten Menschen einen blonden."

Nach diesen Analysen der drei hervorragendsten Dramatiker der neuesten französischen Literatur kann man leicht einen Schluß ziehen auf das Drama der Zukunft, das Drama des Naturalismus, wie es vor Zola's Geist in fertiger Gestaltung schwebt. Das Theater ist zwar die letzte Burg des Conventionellen; doch Zola ist überzeugt, daß der Naturalismus auch diese Burg erstürmen wird. Man lese Balzac, Flaubert und man wird sich darüber klar sein, was Zola vom Drama verlangt. „Ich erwarte, daß man auf die Bühne Menschen von Fleisch und Blut hinstellt, erfaßt mit aller Lebenswahrheit und wissenschaftlich analysirt, ohne irgendeine Lüge; ich erwarte, daß man uns freimacht von jenen erdichteten Personen, diesen gemachten Symbolen der Tugend und des Lasters, die keinen Anspruch machen können auf menschliche Wahrheit; ich erwarte, daß die Umgebungen die Personen bestimmen und daß diese handeln nach einer Logik der Thatsachen, die sich mit der Logik ihres eigenen Temperaments verschwistert; ich erwarte, daß keine Taschenspielerei irgendwelcher Art mehr vorkommt, keine Berührungen mit dem Zauberstabe, der in einem Augenblicke die Dinge und die Wesen wandelt; ich erwarte, daß man uns nicht mehr unannehmbare Geschichten erzählt, daß man nicht richtige Beobachtungen durch romantische Zwischenfälle verdirbt, welche selbst die guten Partien eines Stücks schädigen müssen; ich erwarte, daß man die bekannten Recepte, die abgebrauchten Formeln, das bequeme Weinen und Lachen aufgibt; ich erwarte, daß ein dramatisches Werk, frei von den Declamationen, die von großen Worten und großen Empfindungen herrühren, die hohe Moral der Wahrheit habe, das schreckliche Resultat einer unbeirrten Untersuchung sei; ich erwarte endlich, daß die im Roman vollzogene Entwickelung sich auf der Bühne vollende, daß man zurückkehre zur Quelle der modernen Wissenschaft und Kunst, zum Studium der Natur, zur Anatomie des Menschen, zum Gemälde des Lebens, in einem genau aufgenommenen Protokoll, das um so origineller und gewaltiger sein wird, als es bisher niemand auf die Breter zu bringen gewagt hat."

Zola verblendet sich übrigens nicht gegen den Unterschied zwischen Drama und Roman; er weiß, daß das Drama keine langen Analysen zuläßt; wohl, man analysire kurz, nur treffend, mit einem Wort, einem Schrei! Er erkennt den Unterschied zwischen dem einzelnen Leser und dem versammelten Publikum an: letzteres hat seine Empfindlichkeiten, auf die man Rücksicht nehmen muß; er erkennt die nothwendige Optik der Bühne an, in Bezug auf Zeit und Raum. Die Beschreibungen des Romans sollen indeß in den Decorationen der Bühne ihren Ersatz finden; die sympathischen Personen sollen verschwinden; der Stil soll nicht glänzend sein, sondern von unfehlbarer Wahrheit, originell, lebendig. „Das Theater wird entweder naturalistisch werden oder es wird aufhören zu existiren." Mit diesem Kraftwort, welches doch an das bei dem jüngern Dumas so getadelte „ricanement de la phrase" erinnert, schließt der fanatische Apostel der schönern Zukunft der Bühne diesen Essay.

Das französische Publikum hat die bisherigen Versuche der Naturalisten auf der Bühne abgelehnt. Zola's „L'Assommoir" hat ebenso Fiasco gemacht wie „Henriette Maréchal" der Gebrüder Goncourt: es kümmert sich nicht um jene drohende Alternative und fürchtet nicht den Untergang seiner Bühne.

Das dramaturgische Recept des brüsken Provenzalen besteht im Grunde nur aus einem einzigen Universalmittel: nehmt die Wirklichkeit, wie sie leibt und lebt, und schleppt sie auf die Bühne; das ist das A und O, das ἓν καὶ πᾶν aller dramatischen Kunst. Doch da stößt ihm selbst das Bedenken auf, daß das Publikum sich nicht alles auf der Bühne gefallen lassen wird, was so auf der Gasse aufgesucht worden ist; es hat ja seine „pudeurs", seine „sensibilités"; doch die muß es sich abgewöhnen. In der That, für die Frivolitäten auf der Bühne ist es bereits hinlänglich abgestumpft: warum sollte nicht auch der Nerv getödtet werden, der noch gegen brutale Cynismen empfindlich ist? Die Wirklichkeit — doch sie ist nicht ganz so, wie die Dinge, an denen wir uns mit der Nase stoßen. Ohne auf die erkenntnißtheoretischen Untersuchungen Kant's und neuer Philosophen eingehen zu wollen, können wir doch als Thatsache hervorheben, daß sich in jedem Kopfe die Welt anders spiegelt. Wird Zola leugnen wollen, daß es auch idealistisch gestimmte Naturen gibt, in Bezug auf Weltanschauung, Empfindung, Willensregung? Was fängt denn ein Naturalist mit diesen an? Ignorirt er sie? Dann sind seine Protokolle des menschlichen Lebens unvollständig und lückenhaft oder vielmehr, es ist eine Lücke in seinem Kopfe, der anders Geartetes nicht zu fassen vermag. Zola protestirt gegen die sympathischen Charaktere, mit Recht in ästhetischer Hinsicht, sobald sie nur schablonenhaft aufgefaßt sind; aber will er jeden Edelmuth, der Sympathien erweckt, als „unwahr" hinstellen? Welche trostlose Weltanschauung! Und welche Armuth der poetischen Schöpfung! Es würde ihr ja schon in ästhetischer Hinsicht der Contrast fehlen.

Das Drama ist ein Kunstwerk und wirkt als Kunstwerk; es bedarf daher der Rhythmik im Aufbau, des Contrastes in der Charakterzeichnung. Ein Stück Leben auf die Bühne gebracht, ohne ineinandergreifende Entwickelung, ohne Spannung, ohne Abschluß, wird nie eine Wirkung ausüben: das ist nicht der schlechte Geschmack des großen Publikums, das hängt mit jenen Instincten für das Schöne zusammen, die bei dem ehemaligen Buchhändlerlehrling sehr schwach ausgebildet sind. Zola hat recht, wenn er die Escamotage in den Intriguenlustspielen Scribe's und Sardou's tadelt; aber er hat unrecht, wenn er meint, daß die Spannung im Drama sich so naturwüchsig von selbst entbinde, wie in einer beliebig erzählten Geschichte, daß sie nicht einer wohlerwogenen Steigerung und die Handlung selbst einer künstlerischen Führung bedürfe. Die streng gegliederte Architektonik des Dramas mit den feststehenden Einschnitten der Actschlüsse muß aufrecht erhalten werden: daß dies unmerklich und ohne jeden Zwang geschieht, ist Sache des dramatischen Talents. Ein Fetzen Leben, roh abgehackt auf den Fleischerscharren des Naturalismus und auf der Bühne in beliebige Stücke zerschnitten, kein Mahl für Götter, nein, ein Aas für Raben, wird dort nur eine abstoßende Wirkung hervorrufen. Und wenn Zola meint, der Stil des Dramas müsse womöglich der Jargon der Gassen und die Gaunersprache der Spelunken sein — denn das ist doch von höchster, charakteristischer Lebenswahrheit — so vergißt er, daß bei allen Völkern und in allen Zeiten das Drama für eine Dichtung gegolten hat, welche nicht nur hohen Schwunges fähig ist, sondern auch den lebenswahren Dialog in maßvoller ästhetischer Feinheit auf die Bühne bringt. Das ist ebenso im indischen und chinesischen

Drama der Fall wie bei den Hellenen und Altengländern: der ἡδομένος λόγος des Aristoteles ist überall zur Geltung gekommen.

Zola kennt nur das französische Drama: keine Perspective, kein Blick auf die Weltliteratur fällt in die Camera-obscura, in welcher er die vorüberziehende Bewegung des Tages auffangen will. Er kennt nicht einmal Shakspeare, von Schiller nicht zu sprechen; er will die Bühne von heute reformiren, aber er rebellirt dabei gegen die Aesthetik von Jahrtausenden. Sein Stern ist der Sirius der Aegypter, der ein neues Weltjahr einleitet — wenn er nicht blos eine Sternschnuppe ist.

Es ist selbstverständlich, daß die Lyrik, die Sprache der eigenen Empfindung in schöner Form, für den Naturalismus eine incommensurable Größe ist. Zola geht ihr auch möglichst aus dem Wege und drückt nur gelegentlich seinen Abscheu gegen dieselbe aus. Sein Haß gegen die „Phrase" und gegen die Luftsprünge ins Blaue trifft vorzugsweise die Lyriker. Vor Victor Hugo verbeugt er sich zwar, doch nur als vor einem großen Sprachkünstler, wie überhaupt die ganze romantische Emeute gegen die Classicität nur dem Naturalismus die Waffen in die Hand gegeben haben soll, die sie im sprachlichen Atelier geschmiedet hat. Für Zola ist die Lyrik Musik, die von nervösen Frauen applaudirt wird, „eine poetische Exaltation, die keine Analyse zuläßt und an den Wahnsinn grenzt". Die Verse leben deshalb längere Zeit als die Poesie, weil sie sich dem Gedächtniß besser einprägen und weil meistens die Gedichte kurz sind. Im übrigen haßt Zola die Lyriker, weil die schlechten Poeten die Specialität der großen gestohlenen Erfolge haben: „man decorirt sie, man setzt sie in die Akademie, man balsamirt sie ein bei Lebzeiten".

In der Aesthetik Zola's hat die Lyrik keinen Platz: das genügt, sie zu verurtheilen, denn die Lyrik ist die Seele aller Poesie. Diese ganze Aesthetik des Naturalismus ist nur ein Repetirwerk unproductiver Begriffe, einseitig isolirter Ideen; der Aesthetiker rennt immerfort mit dem Kopfe gegen die Wand und hofft sie einzustoßen; es ist der Fanatismus des halbgebildeten Autodidaktenthums. Wir fürchten nur, daß es in Deutschland Hohl- und Flachköpfe genug gibt, die auf die Worte des Meisters schwören — deutsche Bildung und deutscher Weltblick sollte vor solchen Thorheiten geschützt sein.

Der große Altar zu Pergamon.

Von

Adolf Trendelenburg.

Als die langen blutigen Leichenspiele, welche über dem kaum geschlossenen Grabe des großen Alexander begannen, zu Ende gingen, hatte sich aus dem Chaos von Ländern und Nationen, von Staaten und Städten, die sich daran hatten betheiligen müssen, neben den drei Großstaaten Macedonien, Asien und Aegypten, wie Inseln neben den Erdtheilen, eine Reihe kleinerer Reiche und Republiken gebildet, denen bei Wahrung oder Erwerbung ihrer Selbständigkeit die Rivalität jener drei Hauptmächte und ihre unaufhörliche gegenseitige Befehdung den wirksamsten Vorschub leistete. Nicht der größten, auch nicht der reichsten eines war unter diesen das Attalidenreich von Pergamon, ausgezeichnet aber vor den übrigen durch die verständige Politik seiner Fürsten, die ohne Anspruch auf eine tonangebende diplomatische Rolle dennoch ihre Dienste den großen Nachbarstaaten werthvoll zu machen wußten, ihrem Ländchen dadurch die Vortheile eines von jedermann gesuchten Bundesgenossen sicherten und dabei kraftvoll und energisch genug waren, wenn es galt, auch den Lorber des Siegers zu erringen. Zahllos sind die Kämpfe, in die auch sie verstrickt wurden, und mancher Fürst mußte seine ganze Regierungszeit mit Feldzügen im In- und Auslande hinbringen. Kein Sieg aber hat dem Hause der Attaliden bei der Mit- und Nachwelt größern Ruhm eingetragen, als der über ein Barbarenvolk, welches in zahllosen Horden die Länder griechischer Zunge überflutete und, wie einst die Perser, die hellenische Cultur hinwegzuspülen drohte. Dieser Sieg wurde wie kein anderer in Dichtung und bildender Kunst gefeiert, und der große, jetzt zu Pergamon wieder aufgefundene Altar ist nichts anderes als ein herrliches Siegesdenkmal, welches der dankbare Sinn der Sieger in Erinnerung an diese Kämpfe den Göttern weihte.

Uralt war die Stadt Pergamon. In dem Thale des Kaikosflusses, das ein alter Geograph als den schönsten Theil des gesegneten Mysiens preist, wenige Stunden vom Meere auf einem Bergkegel gelegen, galt die Stadt für nicht minder alt und ehrwürdig als Troja. Zur Zeit des Trojanischen Krieges war des Herakles Sohn Telephos König von Mysien und Herr von Pergamon, über dessen Herkunft die Sage Folgendes berichtet. Zu Tegea in Arkadien herrschte der König Aleos, dem das Orakel geworden war, seine Söhne würden durch einen Abkömmling seiner Tochter Auge sterben. Deshalb verheirathete er dieselbe nicht, sondern

machte sie zur Priesterin der Athene. Aber menschliche Vorsicht vermag das vom Schicksal Verhängte nicht abzuwenden. Herakles kommt nach Tegea, wird von Aleos gastlich aufgenommen und bewirthet und wohnt im Rausch der Auge an einer Quelle bei. Im Heiligthum der Göttin wird die Priesterin Mutter. Das Knäblein wird im nahen Partheniosgebirge ausgesetzt, wo eine Hindin es säugt, Hirten es finden und als „Hirschkuhgesäugten" — man brachte den Namen Telephos mit Elaphos, d. i. Hirschkuh, zusammen — aufziehen, die Mutter aber läßt Aleos in einen Kasten schließen und ins Meer werfen. Dieser treibt unter Athene's Schutz in die Mündung des Kaikos. Dort finden Leute des Myserkönigs Teuthras die schöne Frau. Sie wird des Königs Ehegemahl; Telephos aber, der, zum Jüngling gereift, seine Mutter zu suchen nach Mysien kommt, erbt Thron und Reich.

Die frühere Geschichte von Pergamon ist in Dunkel gehüllt, nur die Sage lüftet eben den Schleier. Politisch bedeutend wird die Stadt erst in der Diadochenzeit, erst jetzt bildet das pergamenische Reich ein selbständiges Ganze. Die feste Burg auf der Höhe hatte Lysimachus, der es vom Geheimschreiber Alexander's zum Könige von Thrazien, Macedonien und halb Asien gebracht hatte, zum Aufbewahrungsort eines Theiles seiner Kriegskasse ausersehen, und einem ihm ergebenen Eunuchen aus Pontus, Philetärus mit Namen, die Bewachung des Schatzes übertragen. Eine Reihe von Jahren blieb dieser ihm treu. Als aber des Lysimachus Stern seinem Niedergange sich zuneigte, als dessen Gemahlin Arsinoe einen der alten Freunde nach dem andern in das Lager der Gegner trieb, fiel im Jahre 284 auch Philetärus von Lysimachus ab, bemächtigte sich von der Burg aus der Unterstadt und stellte sich mit derselben unter den Schutz des syrischen Königs Seleukus. Dies war der erste Schritt zur Gründung eines selbständigen pergamenischen Reiches; denn die Umwälzungen in Syrien, besonders die schon vier Jahre danach erfolgte Ermordung des Seleukus, begünstigten eine baldige Lockerung des Abhängigkeitsverhältnisses, und Philetärus wußte durch eine wohlberechnete Opportunitätspolitik mit jeder der streitenden Parteien gut Freund zu bleiben, die mächtigere jedesmal durch besondere Dienste sich zu verpflichten und so für sein kleines Reich das Wohlwollen der größern Nachbarn zu gewinnen. Sein Nachfolger, Eumenes I. (263—241), Sohn seines Bruders, konnte schon mit den Waffen in der Hand seine Unabhängigkeit erfolgreich gegen den syrischen König behaupten, und außer dem Küstenstrich zwischen dem adramyttischen und eläischen Meerbusen auch im Binnenlande einige Gebiete seiner Herrschaft unterwerfen. Die That aber, durch welche das pergamenische Reich sein Anrecht auf politische Selbständigkeit vor aller Augen bewies und welche den Anstoß gegeben hat zu den eigenartigen Kunstschöpfungen, vor deren gewaltigen Resten wir heute bewundernd stehen, diese blieb Attalos I. vorbehalten.

Ungeheuere Schwärme eines Volkes, wie es Hellenen vordem nicht geschaut, ergossen sich seit dem Jahre 280 über Griechenland. Hohe, kräftige, sehnige Gestalten, das Haar dick und struppig, wie bei Panen und Satyrn, von der Stirn nach dem Nacken gestrichen, die Lippen von einem Schnurrbart beschattet, ohne andere Schutzwaffe als einen langen schmalen Schild, so stiegen sie in immer neuen Scharen von den Bergen herab, alles, was sich ihnen entgegenstellte, dem

Bergstrom gleich niederreißend und Furcht und Schrecken vor sich her tragend. Celten nannten sie sich in ihrer Sprache, ein Name, den die Griechen mit „Galater", die Römer mit „Gallier" wiedergeben. Unbändig war ihr Ansturm, unmäßig ihre Wuth, ihre Todesverachtung ohnegleichen. Wie Thiere stürzten sie auf ihre Gegner, und ob vom Schwert getroffen oder von der Lanze durchbohrt, Muth und Wuth wich nicht aus ihnen, solange noch ein Athemzug in ihrer Brust war. Bis in das Herz Griechenlands dringen sie vor. Die Thermopylen, die sie nicht stürmen können, umgehen sie auf dem Wege, den einst Ephialtes dem Xerxes gewiesen, und ziehen gegen das reiche, von nur 4000 Hellenen vertheidigte Delphi. Hier aber bricht sich ihre Macht. Apollo selbst schützt sein Heiligthum. „Schneesturm in Sommerzeit, Erdbeben, Gewitter erschüttern das Gemüth der Barbaren; Flammen fahren herab, sie zu vertilgen, Heroen steigen aus dem Schos der Erde empor, sie mit furchtbarem Drohruf zu schrecken; unter solchem Beistand der Götter kämpfen die ermuthigten Hellenen den Tag hindurch und ziehen sich mit Einbruch der Nacht nach Delphi zurück. Der Gott kämpft während der Nacht für sein Heiligthum; Felsstücke rollen vom Gipfel des Parnaß auf die Barbaren herab und begraben Hunderte, Schneegestöber wüthet gegen sie. Sie aber erkennen die Nähe der Gottheit nicht, sie erneuern den Kampf am nächsten Morgen; die Griechen brechen aus der Stadt, aus den Schluchten des Gebirges hervor, greifen die Barbaren in der Seite, im Rücken an; die Götter selbst, Apollo, in übermenschlicher Schöne aus der Dachöffnung seines Tempels steigend, Artemis, Athene mischen sich mit lautem Schlachtruf unter die Kämpfenden; panischer Schrecken ergreift die Barbaren, in blinder Wuth wenden sie ihre Waffen gegeneinander; auf den Tod verwundet fällt der Führer, das ganze Herr findet seinen Untergang, von den Tausenden, die hierher gezogen, bleibt keiner am Leben." So dichtet geschäftig die Sage, aber sie zeigt am besten, in welchem Lichte die Celtenkämpfe den Zeitgenossen erschienen; sie läßt uns begreifen, wie ein Sieg über sie in Parallele gestellt werden konnte mit den Siegen der Griechen über Amazonen und Perser, mit dem Siege der Götter über die Giganten.

Mit der Niederlage von Delphi erreichten die Celteneinfälle für Griechenland ihre Endschaft; sie gelten von nun an Asien. Bald war der größte Theil desselben im Besitze der, wie es schien, unbezwinglichen Barbaren. Die Fürsten schlossen mit ihnen freiwillig, wie Nikomedes von Bithynien, oder gezwungen Friede und Freundschaft, gaben ihnen Landbesitz oder verwandten sie als Söldner in ihren Heeren. „So groß war (nach dem Ausdruck Justin's) der gallischen Jugend Fruchtbarkeit, daß sie wie ein Bienenschwarm ganz Asien erfüllten und schließlich ein orientalischer König weder Krieg führte ohne gallisches Söldnerheer, noch anderswohin als zu den Galliern floh, wenn er aus seinem Reiche vertrieben war; so groß der Schrecken vor dem gallischen Namen, so groß ihr unbezwingbares Waffenglück, daß man zur Wahrung der Herrschaft wie zur Wiedererlangung derselben gallischer Tapferkeit nicht meinte entrathen zu können." Und diesem Volke trat, unter allen asiatischen Fürsten der einzige, Attalos siegreich entgegen. Er warf sie in mehrern Schlachten nieder — den Hauptsieg erfocht er 239 bald nach Uebernahme der Regierung — und beschränkte sie, die sich vorher über ganz Asien

ergossen hatten, auf den mittlern Theil desselben. Das war eine That, die sich der marathonischen an die Seite stellen durfte, das ein Sieg, der wie der Tag von Marathon die griechische Cultur vor Vernichtung durch Barbaren rettete. Erst seit dieser Zeit nannte sich Attalos König. Und wie Athen im Parthenon, Hellas im Goldelfenbeinbilde des olympischen Zeus seinem Dank gegen die Gottheit für verliehenen Sieg sichtbaren Ausdruck gab, so ließ Attalos nicht nur die Celtenschlachten in Erz bilden und mit ihren Gruppen die Burg von Pergamon schmücken, sondern auch ein großes Weihgeschenk für die athenische Akropolis anfertigen, welches die Kämpfe gegen die Celten mit Giganten-, Amazonen- und Perserkämpfen verbunden zeigte. So hatte Phidias in den Metopen des Parthenon die Perserschlachten neben die Kämpfe der Götter gegen die Giganten, der Lapithen gegen die Centauren, der Griechen gegen die Troer gestellt; denn in diesen fand er das mythische Vorbild für jene, und hier wie dort sah der Grieche rohe Gewalt ohnmächtig vor geistiger Ueberlegenheit zusammenbrechen.

Attalos war, wie alle Herrscher von Pergamon, ein Freund der Kunst und Wissenschaft. Unausgesetzt aber nahmen ihn Feldzüge bald gegen die Celten, bald gegen die Könige von Syrien, Bithynien, Macedonien in Anspruch, sodaß er den Werken des Friedens nur einen kleinen Theil seiner langen Regierung (241—197) widmen konnte. Was er begonnen hatte, vollendete sein ältester Sohn und Thronerbe Eumenes II. (197—159). Diesem verdankt Pergamon seine Bedeutung als Mittelpunkt literarischer und künstlerischer Thätigkeit, ihm die pergamenische Bibliothek ihren weltgeschichtlichen Ruf, ihm die pergamenische Bildhauerschule ihren weitreichenden Einfluß. Es ist deshalb, selbst ohne ausdrückliches Zeugniß, eine mehr als wahrscheinliche Annahme, daß auch der große Altar, wenn nicht seine Entstehung, so doch seine Vollendung diesem Könige verdankt, eine Annahme, welche durch den Charakter der Sculpturen sowie durch Inschriften, die am Altarbau gefunden sind und von denen eine, in besonders großen Schriftzügen gemeißelt, vielleicht die Weihinschrift des ganzen Baues ist, wesentlich gestützt wird. Eumenes II. war es vorbehalten, der Machtstellung des Reiches, die seine kriegerischen Vorgänger gesichert hatten, entsprechend die Hauptstadt durch reiche Bauten und Bildwerke zu schmücken. Daß er darunter dem großen Denkmal der glänzendsten Siege, welche pergamenische Fürsten je erfochten, seine vornehmste Sorge zuwandte, muß als das Natürlichste erscheinen.

Bis vor wenigen Jahrzehnten wußte die Kunstgeschichte von einer Kunst der Diadochenzeit so gut wie nichts. Trotz vielfacher Andeutungen von reger künstlerischer Production, die sich in alten Schriftstellern finden, trotz langer Beschreibungen von Festprocessionen, Krönungszügen, Triumphen und Leichenbegängnissen, bei deren Ausschmückung der bildenden Kunst der wesentlichste Antheil zugefallen war, trotz der künstlerischen Ausführung der Diadochenmünzen, trotz der gewaltigen Aufgaben, welche Centren des politischen und geistigen Lebens, wie Alexandria, Antiochia, Rhodus u. a., dem Architekten wie dem Bildhauer stellen mußten, schien dem Kunsthistoriker diese Zeit mit ihren endlosen Kriegen, ihrem barbarischen Luxus auf der einen, ihrer sittlichen Verkommenheit auf der andern Seite, mit

ihrem Mangel an idealem Schwung und patriotischer Begeisterung, mit ihrer mühsam gelehrten und schöpferischer Kraft völlig baren Versmacherei für Weiterentwickelung der bildenden Kunst so wenig geeignet zu sein, daß er sie schon darum als Verfallszeit ansehen und nur oberflächlich berühren zu dürfen glaubte, selbst wenn er sich nicht auf das ausdrückliche Zeugniß des Plinius hätte berufen können, daß mit der 121. Olympiade, d. i. rund 300 v. Chr., die bildende Kunst aufgehört habe (cessavit) und erst 150 Jahre später (mit dem Einzug der griechischen Kunstwerke und Künstler in Rom) wieder aufgelebt sei. Hiermit schien die Diadochenzeit aus der Kunstgeschichte gestrichen. Dies wegwerfende Urtheil aber konnte vor dem Forum der neuern Kunstforschung selbst unserm geringen Denkmälervorrath gegenüber nicht bestehen. Im Jahre 1821 erkannte Nibby in der so eigenartigen schönen Statue des sterbenden Kriegers vom Capitol einen Gallier, 1830 wies Raoul Rochette die Verwandtschaft dieses Werkes mit jener Gruppe der Villa Ludovisi nach, welche einen Barbaren zeigt, der nach Tödtung seines Weibes sich selbst das Schwert in die Brust stößt, und von diesen beiden Werken ausgehend, entwickelte zum ersten mal Brunn in seiner Künstlergeschichte (1857) die eigenthümliche Bedeutung der pergamenischen Schule für die Ausbildung von Barbarentypen. Noch folgenreicher für die Erkenntniß des künstlerischen Vermögens der Diadochenzeit war die Polemik, welche sich an die Frage nach der Entstehungszeit der Laokoongruppe knüpfte. Während die einen sie für ein Werk rhodischer Künstler aus der Diadochenzeit hielten, rückten andere ihre Entstehung bis in die Zeit des Titus herab: ein Streit, welcher schließlich auf die Frage führte, ob die römische Epoche ihren sonstigen Leistungen nach überhaupt für fähig gelten dürfe, ein so großartiges und von allen übrigen Schöpfungen der Antike so abweichendes Werk selbständig zu erfinden. Hierbei ergab sich die überraschende Thatsache, daß die römische Kunst in ihren Vorwürfen wie in der Ausführung derselben auf das stärkste von der Kunst der Diadochenzeit beeinflußt worden ist, daß nicht nur ihre mythologischen Compositionen, wie sie uns beispielsweise in den Wandgemälden oder dem Bilderschmuck der Marmorsarkophage vorliegen, sich aufs engste an Vorbilder dieser Epoche anlehnen, sondern auch die Darstellungen aus dem wirklichen Leben, wie sie uns die marmornen Velarien der Triumphbögen, die Ehrenstatuen, die Münzen, die Porträtbüsten, die Cameen zeigen, deutlich von den gleichartigen Schöpfungen der Diadochenperiode abhängen. So wurde das Bild des Kunstlebens dieser Zeit immer deutlicher und reicher, und der uns überkommene Denkmälervorrath lieferte immer neue Werke. Brunn's scharfem Auge war es vorbehalten, in einer Reihe halblebensgroßer, jetzt überallhin zerstreuter Marmorfiguren Reste des obenerwähnten attalischen Weihgeschenkes von der Akropolis zu Athen aufzufinden (1865); Dilthey erkannte in dem herrlichen Kopf einer sterbenden Meduse der Villa Ludovisi ein Meisterwerk der Diadochenzeit (1869); der Schleifer zu Florenz, der sogenannte sterbende Alexander ebendort, der in mehrern Exemplaren erhaltene hängende Marsyas und andere Werke reihten sich diesen an und erweiterten den Kreis immer mehr. Das Dunkel der Diadochenzeit war für die Kunstgeschichte durch einzelne lichte Strahlen erhellt; volles Sonnenlicht aber hat erst der wiedergefundene Altar von Pergamon verbreitet.

Seit dem Jahre 1873 befinden sich im berliner Museum zwei Stücke großer Marmorplatten mit ungewöhnlich hohem Relief, dorthin geschenkt durch Karl Humann, der sie aus einer aus alten Werkstücken aufgeführten Mauer auf der Burg von Pergamon gebrochen hatte. Lange Zeit standen sie unbeachtet da, trotzdem ihr Entdecker, den eine Reise schon im Winter 1864/65, sodann seine Thätigkeit als Wegebaumeister 1869 auf längere Zeit nach Pergamon (dem heutigen Bergama) geführt hatte, wieder und wieder bei der Museumsverwaltung wie bei andern einflußreichen Kennern des Alterthums auf ihre Wichtigkeit aufmerksam machte und weitere Nachgrabungen an jener Stelle anregte. Erst Alexander Conze, der 1877 zum Director der Sculpturengalerie berufen war, würdigte die hohe Meisterschaft jener Reliefs, erkannte ihre Darstellung als Theile einer Gigantenschlacht, combinirte diese Thatsache mit dem Orte ihrer Auffindung und kam so auf den schon im Alterthum berühmten und zu den Wunderwerken gerechneten Altarbau der Attaliden, welchen eine Gigantenschlacht schmückte. Nur zwei Stellen alter Schriftsteller erwähnen denselben, doch so, daß man sieht, wie bekannt er als Kunstwerk gewesen sein muß. Bei Gelegenheit der Schilderung des großen Aschenaltars zu Olympia bemerkt Pausanias, daß er aus der Asche der verbrannten Opferthiere hergestellt war, „wie ja auch der in Pergamon". Und Ampelius, ein römischer Schriftsteller unbekannter Zeit, vermuthlich aber aus dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, führt in seinem „Merkbüchlein" („Liber memorialis"), einer der kleinsten und auf Anfänger berechneten Encyklopädien der Welt-, Natur- und Völkerkunde, im achten, die Wunderwerke enthaltenden Kapitel über den Altar Folgendes an: „Zu Pergamon befindet sich ein großer Altar aus Marmor, 40 Fuß hoch, mit sehr großen Sculpturen, der eine Gigantenschlacht enthält." So dürftig diese Notizen sind, so reichten sie doch aus, die Reliefplatten des Museums als das, was sie waren, als Theile dieses Altars erkennen und darauf hin Humann, der seine unerreichte Kenntniß der Ruinenstätten Asiens, seine rastlose Energie, seine bewunderungswürdige, durch keine Noth und Gefahr gebrochene Ausdauer, seine reichen Erfahrungen und seine begeisterte und begeisternde Liebe zum griechischen Alterthum selbstlos dem Unternehmen widmete, die Richtung für die auszuführenden Nachforschungen angeben zu lassen. Wie er nun mit glänzendem Scharfsinn den Platz des Altars ausfindig machte, wie er Platte auf Platte in jener Mauer und auf dem Platz um den Altarbau selbst auffand, wie er das kleinste und das größte Stück des gefundenen Schatzes mit gleicher Sorgsamkeit hütete, wie er die schweren Marmorplatten, Säulentrommeln, Capitäle, Statuen, Inschriftsteine u. s. w. unter unsäglichen Mühen auf grundlosen Wegen mit unzulänglichen Transportmitteln von der hohen Burg zum Meere herunterschaffte, sie dort auf selbsterbauter Ladebühne in Lichterschiffe brachte und dann, von deutschen Kriegsschiffen gezogen, nach Smyrna zur weitern Verladung überführte, wobei die stürmische See die Offiziere mitunter stundenlang auf Deck stehen ließ, das Beil in der Hand, um nöthigenfalls das Tau zu kappen und die kostbare Ladung den Wogen preiszugeben: alles dieses im einzelnen zu verfolgen würde die Grenzen unsers orientirenden Aufsatzes weit überschreiten. Zudem könnte keine Schilderung die anschauliche Lebendigkeit und wahrhaft homerische Anmuth des Berichtes erreichen, den Humann jetzt selbst

von seinen Arbeiten gegeben hat.*) Diese Erzählung liest sich wie ein Epos und wird auch kühlere Naturen mächtig ergreifen, eben weil aus jeder Zeile eine Wärme und Begeisterung, eine Freude und Empfänglichkeit spricht, wie sie sich mit dem Ernst eines in harter Arbeit gestählten Mannes nicht häufig verbindet. Selbstbewußt ohne Ueberhebung, warm empfindend ohne Sentimentalität, schlicht und wahr erzählt er von seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, seinen Leiden und Freuden, seinen Mühen und seinem Lohn. Humann hat nicht nur mit Hacke und Spaten, er hat auch mit dem Herzen gearbeitet. Zum Beweise hierfür stehe, statt aller weitern, durch die Tagespresse ja hinlänglich bekannten Einzelheiten der Ausgrabungen, hier seine Schilderung von der Auffindung der Platten mit dem Kampfe des Zeus:

„Ich hatte Besuch in Pergamon; meine Frau war von Smyrna herübergekommen und Herr Dr. Boretius aus Berlin, auf einer Orientreise Smyrna berührend, gleichfalls. Es war am 21. Juli, daß ich die Besucher einlud, mit zur Burg zu kommen, um die Platten wenden zu sehen, die mit dem Rücken nach außen und mit der bearbeiteten Seite gegen den Schutt standen. Während wir hinaufstiegen, umkreisten sieben mächtige Adler Glück verheißend die Burg. Die erste Platte fiel um: es war ein gewaltiger auf seinen Ringelfüßen stehender Gigant, der uns den muskulösen Rücken zeigt, das Haupt nach links gewandt, eine Löwenhaut auf dem linken Arm; — sie paßt leider an keine bekannte Platte, sagte ich. Die zweite fiel. Ein herrlicher Gott, die volle Brust zeigend, so gewaltig und doch so schön, wie noch keine dagewesen. Um die Schultern hängt ein Gewand, das dann die beiden weitausschreitenden Beine umflattert. Auch diese Platte paßt mir an nichts Bekanntes! Die dritte Platte zeigt einen schmächtigen Giganten, der in die Knie gestürzt ist; die Linke greift schmerzhaft zur rechten Schulter, der rechte Arm ist wie gelähmt — ehe er ganz von Erde gereinigt, fällt die vierte Platte: ein Gigant stürzt rücklings auf den Felsen; der Blitz hat ihm den Oberschenkel durchbohrt — ich fühle deine Nähe, Zeus! Fieberhaft umeilte ich die vier Platten; hier die drittgefundene paßt an die erstgefundene: der Schlangenringel des großen Giganten geht deutlich in die Platte mit dem ins Knie gesunkenen Giganten über. Der obere Theil dieser Platte, in welchen hinein der Gigant seinen fellumwickelten Arm streckt, fehlt; doch sieht man deutlich, er kämpft über den Gestürzten hinweg. Sollte er gegen den großen Gott kämpfen? Wahrlich, ja, der linke vom Gewand umwallte Fuß verschwindet hinter dem knienden Giganten. — Drei passen aneinander, rufe ich, und bin schon bei der vierten, sie paßt auch — der blitzgetroffene Gigant fällt vom Gotte abwärts. Ich zitterte förmlich am ganzen Leibe; — da kommt noch ein Stück — mit den Nägeln kratze ich die Erde ab, — Löwenhaut, es ist der Arm des riesigen Giganten — dem gegenüber ein Gewirr von Schuppen und Schlangen — die Aegis, es ist Zeus! Ein Werk, so groß und herrlich wie irgendeins, war der Welt wiedergeschenkt, unsern ganzen Arbeiten die Krone aufgesetzt, die Athena-Gruppe hatte ihr schönstes Gegenstück erhalten. Tief ergriffen umstanden

*) Vgl. „Die Ausgrabungen zu Pergamon und ihre Ergebnisse. Vorläufiger Bericht von A. Conze, K. Humann, R. Bohn, H. Stiller, G. Lolling, O. Raschdorff“ (Berlin 1880).

wir drei glücklichen Menschen den köstlichen Fund, bis ich mich auf den Zeus niedersetzte und in Freudenthränen mir Luft machte!"

So war das beste Stück des Schatzes gehoben; manch andere folgten noch. Am 6. Dec. 1879 lief der Ferman für die am 9. Sept. 1878 begonnenen Ausgrabungen ab. Das Gefundene, im Gewicht von rund 7000 Ctrn., wovon die eine Hälfte Sculpturen, die andere Architekturtheile und Inschriften, langte in 462 Kisten verpackt ohne Unfall bis zum 3. Juni 1880 in Berlin an und bildet hier den beneideten Schatz des königlichen Museums. Von der Gigantenschlacht waren außer zahllosen Bruchstücken 97 größere Platten, das ist etwa drei Fünftel des Ganzen, gewonnen worden, außerdem von einem kleinern, gleichfalls zum Altarbau gehörigen Relieffriese 35 Platten. Von den architektonischen Gliedern des Baues hat ein günstiges Geschick alle wesentlichen erhalten, sodaß der Aufriß des Altars mit voller Sicherheit sich herstellen läßt. Der Grundriß dagegen bleibt in Einzelheiten problematisch, da das schöne Material des Werkes bis auf die Fundamente abgetragen und in Festungsmauern und Häuser verbaut war. Glücklicherweise ist das Fundament selbst in seiner ganzen Ausdehnung fast unbeschädigt aufgefunden worden und hat im Verein mit einer noch an ihrem Platze zum Vorschein gekommenen Stufe den wesentlichsten Anhalt für die Wiederherstellung des Altars geboten, wie sie Baumeister Bohn in dem schon erwähnten officiellen Ausgrabungsbericht gegeben hat. Versuchen wir danach, uns den Eindruck zu vergegenwärtigen, den das unzerstörte Denkmal in seiner ursprünglichen Umgebung machte.

Nicht auf der obersten Spitze des Burgberges, sondern auf einer 40 Meter unterhalb derselben nach Südwesten vorspringenden Terrasse gelegen, weithin sichtbar nach Westen, Süden und Osten und für die Unterstadt ein ragendes Wahrzeichen, erhebt sich in zwei deutlich gesonderten Stockwerken der marmorne Altarbau: oben eine zierliche Säulenhalle, unten ein fester, wie eine mächtige Basis profilirter Kernbau. Diese Theile erkennt man deutlich schon von der mehr als 200 Meter tiefer gelegenen Unterstadt aus. Wir überschreiten den die Stadt durchschneidenden Selinosfluß und steigen auf verschlungenem Pfade zur Altarterrasse hinauf. Sie ist künstlich hergerichtet; denn mächtige Stützmauern tragen sie an drei Seiten, während im Norden, wo sie an den Burgfelsen stößt, der gewachsene Stein abgearbeitet und so das Plateau erweitert ist. Eine schön aus Bindern und Läufern gefügte Mauer mit vorgelegter, sie in ganzer Länge begleitender, niedriger Terrasse lehnt hier unmittelbar an den Felsen und bildet gleichsam den ruhigen Hintergrund für den linien-, licht- und schattenreichen Altarbau. Dieser ist viereckig, im Grundriß fast quadratisch, nur um weniges länger von Nord nach Süd als von Ost nach West ($37{,}_{70} \times 34{,}_{60}$ Meter). Auf drei ringsherum laufenden Stufen ruht der zweifach gegliederte Unterbau, zunächst ein einfacher, aus glatten Verticalplatten gebildeter Sockel, etwa einen Meter hoch, darüber dann, ziemlich weit eingerückt, der herrliche Gigantenfries ($2{,}_{30}$ Meter hoch), unten von kräftig vortretender Plinthe, oben von einem mächtig ausladenden, reichgegliederten Kranzgesims eingefaßt. Letzteres ist von ganz ungemeiner Wirkung. Doppelt so weit ausladend, als seine Höhe ($0{,}_{39}$) beträgt, bildet es mit seinem weit heraustretenden

Zahnschnitt, seiner starken Hohlkehle und mächtig vorspringenden Hängeplatte für das darunter befindliche Hochrelief ein schützendes Dach, dessen Detailbildung ebenso fein und sauber als die Composition großartig und keck ist. In der Hohlkehle lesen wir in schönen, deutlichen, wenn auch nur drei Centimeter hohen Buchstaben die Namen der kämpfenden Götter; die der Giganten stehen am untern Rande des Reliefs, in kleinern, weil dem Beschauer nähern Buchstaben. Noch tiefer endlich und in noch bescheidenern Dimensionen haben die Künstler ihre Namen eingemeißelt, heute leider bis auf ärmliche Reste zerstört. Den Aufgang zur obern Plattform dieses Unterbaues bildet eine in breiter Flucht in die Südseite derselben einschneidende Treppe, in deren Wangen das Hochrelief des Gigantenkampfes sich hineinzieht, bis es sich gegen die obern Stufen todtläuft. Steigen wir diese Treppe hinauf, so sehen wir oben in der Mitte der Plattform den eigentlichen, aus der Asche der verbrannten Opferthiere hergestellten Altar, während eine aus Marmorplatten bestehende, mit Reliefdarstellungen localer, insbesondere der Telephos-Sagen geschmückte Wand die vier Seiten der Plattform umzieht und nur die Breite des Treppenaufganges freiläßt. Nach außen hin, also für den unten stehenden Beschauer des Gigantenfrieses sichtbar, ist dieser Wand eine doppelte Säulenhalle ionischer Ordnung vorgelegt, deren zierliche, staunenswerth fein ausgearbeitete Volutencapitäle nur in den Capitälen der Propyläen und des Nike Apteros-Tempels zu Athen ihresgleichen haben. Diese Säulenhalle ist mit einer Kassettendecke belegt, welche oben von zierlichen Statuen als Abschlußgliedern gekrönt wird. So erhebt sich in harmonischem Aufbau das herrlichste Siegesdenkmal, das je errichtet wurde. Daß es dem Kampf und Sieg gilt, zeigt jedem das wilde Toben des Gigantenkampfes, der mit seinen gewaltigen, fast frei herausgearbeiteten Leibern der Götter und Giganten das Auge des Beschauers vor allem gefangen nimmt. Gleichsam nur zur Krönung desselben ist die leichte, zierliche Säulenhalle mit den figürlichen Akroterien darüber gestellt, deren bescheidenerer, nicht jedem sichtbarer Reliefschmuck von den Thaten und Schicksalen einheimischer Helden erzählt.

Wenden wir uns zunächst diesen Reliefs zu. Die Platten sind erheblich niedriger als die des großen Frieses (1,58 gegen 2,30), auch das Relief, da es nicht in die Ferne wirken sollte, beträchtlich flacher. Die Darstellungen sind weniger bewegt, die Anordnung, die oft Vorder-, Mittel- und Hintergrund unterscheiden läßt, mehr den Gesetzen der Malerei als der Sculptur entsprechend, die Ausführung minder sorgfältig, ja an einzelnen Stellen nicht ganz beendigt. Ueberhaupt weist der Oberbau neben Gliedern von höchster technischer Vollendung manche Spuren des hastig Vollendeten oder Unfertigen auf. So zeigen die ganzen Bauglieder über den Capitälen eine auffallende Flüchtigkeit und Nachlässigkeit in der Arbeit, die Profile sind kaum angelegt, die Wasserspeier nur in den Umrissen roh zugehauen, andere vorauszusetzende Bauglieder ganz fortgelassen. Und etwas Aehnliches wiederholt sich bei den Reliefs. Auf zwei zusammenhängenden Platten fehlt der Oberfläche die letzte Ueberarbeitung, auf einer andern ist noch der Meßpunkt stehen geblieben und nur der Anfang gemacht, Platanenblätter herauszuarbeiten; genug, man gelangt zu dem Schlusse, daß der in technischer Vollendung einzig dastehende

Unterbau für seine Fertigstellung unerwartet viel Zeit in Anspruch nahm und demgemäß die Vollendung des Oberbaues überhastet werden mußte.

Die Darstellungen des innern Frieses beziehen sich, wie erwähnt, auf den Stammfürsten des pergamenischen Reiches, Telephos, und seinen Vater Herakles. Hier gewahren wir den kleinen Telephos nackt am Boden sitzend und an dem Euter des Thieres spielend, von dem er eben gesäugt worden ist. Auf diese Gruppe blickt Herakles herab, in typischer Stellung mit der Achsel sich auf seine Keule stützend, über welcher das Löwenfell hängt. Dort ist die Aussetzung der Auge dargestellt. Vier Männer sind beschäftigt, mit Beil und Bohrer den nachenähnlichen Kasten zu zimmern, der Auge aufzunehmen bestimmt ist. Darüber sitzt in Trauer gebeugt und das Haupt verhüllt, wie Verstorbene oder dem Hades Verfallene dargestellt zu werden pflegen, die unglückliche Mutter, während zwei Dienerinnen theilnehmend vor ihr stehen. Auch spätern Ereignissen des Telephos-Mythos begegnen wir. Auf dem Zuge nach Troja kommen die Griechen an die mysische Küste und verwüsten sie in dem Glauben, im trojanischen Lande zu sein. Da stellt sich ihnen Telephos mit seinen Mysern entgegen und treibt die Plündernden zurück, bis Patroklos und Achilles ihn von weiterm Vordringen abhalten. Den Patroklos verwundet er; vor Achill aber muß er fliehen, verwickelt sich auf der Flucht in eine Rebe, stürzt hin und wird von Achill's Lanze am Oberschenkel verwundet. Die Wunde ist unheilbar. Nur der, welcher sie geschlagen, so lautet das Orakel, vermag sie zu heilen. Deshalb bricht Telephos nach Argos auf — die Griechen waren nach ihrer Einschiffung in die Heimat zurück verschlagen worden, — ergreift im Palast des Agamemnon dessen kleinen Sohn Orestes, flieht mit ihm auf den Hausaltar und droht ihn mit dem Schwerte zu durchbohren, falls Agamemnon nicht den Achill bestimme, ihn zu heilen. Nach langem Sträuben versteht sich dieser dazu, und Telephos wird mit dem Roste des Speeres, der ihn verwundet, geheilt. In dem Relief sehen wir Telephos auf dem viereckigen Altar sitzen, den kleinen Orest mit dem linken Arm gegen die Hüfte drückend, die Rechte zum Stoß erhoben. Ein Band, das um den linken Oberschenkel gebunden ist, deutet auf die Verwundung. Eine Frau flieht ängstlich vom Altar fort, neben welchem links Agamemnon, am Scepter kenntlich, steht.

So ziehen in ununterbrochener Reihe die Sagen des Stammesfürsten und der alten Könige des Landes an unserm Auge vorüber. Einem Epos gleich berichten sie von dem, was das Leben der alten Helden in Krieg und Frieden erfüllte, von Männerschlacht und Verfolgung, von Opfern und Gelagen, von Hochzeit und Tod. Es ist ein anderer Ton, welchen der Künstler hier, in der nächsten Umgebung des Opferaltars, an einer stillem Gottesdienst geweihten Stelle angeschlagen hat, als draußen am Gigantenfries. Hier sind es Menschen, die handeln, gleichweit entfernt von der wilden Leidenschaftlichkeit erdgeborener Riesen, wie von der majestätischen Kraft olympischer Götter. Die Stille der Opferfeier forderte ruhigere Scenen, und derer sind in diesen Reliefs die Mehrzahl.

So groß der Takt des Künstlers in der Wahl des Gegenstandes, so gelungen und lebendig die Ausführung ist, ebenso überraschend ist für den, welcher sein Auge an die stilvolle Einfachheit griechischer Reliefs gewöhnt hat, die starke Betonung

des malerischen Elements in diesen Darstellungen. Was bisher bei einem Relief für ein Kriterium römischer Arbeit galt, findet sich hier in ausgedehntester Weise vor: Felsenscenerien, detaillirt ausgeführte Bäume, Baulichkeiten, Anwendung verschiedener Gründe und ähnliches, ein neuer Beweis, wie auch hierin die Kunst der Diadochenzeit Lehrmeisterin der römischen gewesen ist. Die Teppiche, mit denen man bei feierlichen Handlungen die Tempelwände behing, sind sammt ihren Stickereien hier in Marmor übertragen, ohne daß der Künstler darauf Rücksicht genommen hätte, daß das Relief andern Gesetzen folgt als das Gemälde. Das ist ein Punkt, auf den uns der große Fries noch einmal hinführen wird; deshalb begnügen wir uns hier, mit Einem Worte auf diese Rivalität zwischen Plastik und Malerei als etwas für diese Reliefs Charakteristisches hinzuweisen: eine Rivalität, welche sich in der hellenischen Kunst bisher in den engsten Grenzen gehalten hatte, in der Diadochenperiode aber, wie jetzt klar wird, ihren Höhepunkt erreichte.

Im übrigen stehen diese Telephos-Reliefs, wenn nicht an Interesse der Darstellungen, so doch an Kühnheit der Erfindung, Energie der Ausführung und technischer Meisterschaft dem Gigantenfries so weit nach, daß wir es wohl begreifen, wenn dieser den Ruhm des Altars in alter wie in unserer Zeit ausmacht.

Wie ein breiter Marmorgürtel legt er sich von außen um den Körper des viereckigen Unterbaues und scheint diesen so zusammenzuschnüren, daß er unten in dem vorspringenden Ablauf, oben in dem mächtig ausladenden Kranzgesims überquillt: eine für den luftigen Säulenbau darauf fast zu gewaltige Basis. Schon der alte Notizensammler, dem wir die einzige ausführlichere Erwähnung des Altars verdanken, fand in seiner Quelle der „sehr großen Sculpturen" gedacht, welche „den Gigantenkampf enthalten", und wer heute in das berliner Museum geht, bleibt staunend vor den beiden Hauptgruppen des Kampfes in der Rotunde stehen und vergißt über ihnen und den langen Reihen von Platten, welche in einem andern Raume den Boden dicht bedecken, daß diese Reliefs zwar der beste, doch immer nur ein Theil des ganzen Bauwerks sind. Und wahrlich, es ist dem antiken Beschauer so wenig wie dem modernen zu verübeln, daß er Auge und Sinn von diesem Wunderwerke der Kunst völlig gefangen nehmen läßt. Schon an räumlicher Ausdehnung kommt ihm für uns kein anderes Sculpturwerk gleich; ob es deren im Alterthum gegeben hat, mag füglich bezweifelt werden. In ununterbrochener Folge umzieht der mehr als 7 Fuß hohe Fries alle vier Seiten des Unterbaues bis in die Treppenwangen hinein und hat mithin in runder Summe eine Länge von 400 Fuß. Sein Flächeninhalt beziffert sich demnach auf nahe an 3000 Quadratfuß, während der Fries des Parthenon, das ausgedehnteste aller bekannten Reliefs, bei einer Länge von rund 520 und einer Höhe von 3 Fuß nur 1560 Quadratfuß Inhalt hat. Dieser ungeheuere Raum ist nun mit einem Hochrelief bedeckt, welches ebenfalls seinesgleichen nicht hat. Bis zu 19 Zoll (50 Centimeter) steigt an manchen Stellen das Relief vom Hintergrunde auf, oft bis zu voller Körperlichkeit herausgearbeitet, wogegen in den Flachreliefs des Parthenonfrieses die Erhebung durchschnittlich unter 2 Zoll (5 Centimeter) bleibt. Das sind ganz ungeheuere Verhältnisse und es ist vielleicht nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, an Zeit und Arbeitskraft mag die Herstellung des Gigantenfrieses ebenso viel beansprucht haben wie

der ganze bildnerische Schmuck des Parthenon, sein Fries, seine Giebelgruppen und seine Metopen zusammengenommen. Eine einzige der überlebensgroßen Götterfiguren bis zu der Feinheit alles Details, wie es am Altar geschehen ist, aus dem rohen Marmorblock herauszumeißeln, würde, wie Bildhauer versichert haben, einen gewandten Arbeiter heute ziemlich ein volles Jahr beschäftigen. Was muß das für eine Zeit gewesen sein, die es unternehmen konnte, ein solches Werk als Siegesdenkmal zu schaffen! Es ist, als steige das Zeitalter des Perikles noch einmal vor unserm Blicke auf und als zögen, wie einst den Burgberg zwischen Ilissos und Kephissos, so jetzt den Burgberg zwischen Selinos und Keteios zahllose Scharen hinan, zu bauen und zu meißeln an einem Werke, das der Nachwelt in der Flammenschrift der Kunst verkündigen soll den Ruhm der Könige und die Ehre der Götter.

Wir gehen von der Plattform des Unterbaues die breite Treppe hinab. Gleich von den ersten Stufen an haben wir zu beiden Seiten bewegte Bilder des Kampfes, die, mit den schmalen obern Ausschnitten der Treppenwangen beginnend, je tiefer wir steigen, in immer breiterm Strome uns begleiten. Ein schöner Parallelismus der Linien verräth sofort, daß der Künstler die Compositionen der Treppenwangen als Gegenstücke gedacht hat: an der obersten, schmalsten Stelle je ein Adler im Kampfe mit der Schlange, in welche das Bein des nächsten Giganten ausläuft, dann andere Giganten, die vor dem Ansturm der siegreich vordringenden Götter zurückweichen, endlich die Sieger selbst.

Wir treten zur rechten Seite. Hier füllt die Treppenwange eine Gruppe von sieben Figuren, unter denen vor allen die gewaltige Gestalt des bärtigen Gottes in der Mitte die Blicke auf sich zieht. Er beherrscht die ganze Composition; sein übermächtiges Vordringen entscheidet auf diesem Punkte den Kampf: zwei Giganten, der eine ganz menschlich, der andere schlangenfüßig gebildet, fliehen vor ihm, zu vergeblicher Gegenwehr sich nach ihm zurückwendend. Nur wenig von dem herrlichen Körper verhüllt ein kurzes, um die Lenden gegürtetes Gewand. Um den rechten, mit der Waffe weit ausholenden Arm an freier Bewegung nicht zu hemmen, ist es hier an der Schulter gelöst und enthüllt dem Blicke den größten Theil einer wahrhaft zeusähnlichen Brust. Das bewegte Spiel der Linien am Halse, an der Schulter, an der gespannten Achselhöhle, der mächtige Thorax, den lebendiger Athem zu heben scheint, das quellende Fleisch, weich ohne fett, sehnig ohne trocken, muskulös ohne wulstig zu sein, findet in aller Kunst nur wenig Ebenbürtiges. Völlig frei tritt aus dem Grunde das rechte Bein heraus, fast von der Hüfte an entblößt, denn das geschlitzte Gewand theilt sich auf dem Oberschenkel. Auch hier in dem Fleische, den Muskeln, den welligen Knorpeln der Kniescheibe eine Wahrheit, daß alles wie über Leben geformt erscheint, ohne daß doch der Künstler so gewaltiges Leben je geschaut hätte. Der linke Fuß des Gottes verliert sich hinter dem runden Schilde, das dem zunächst besiegten Giganten entfallen ist. Dieser, auf das linke Knie gesunken, stützt sich, deckungslos dem tödlichen Streiche des Gottes preisgegeben, mit der linken Hand auf den Boden, wobei der Künstler in geschickter Weise zur Stütze des Knies die eine, zur Stütze der Hand die nächst höhere Treppenstufe benutzt hat; sein Gefährte dagegen, vom Rücken aus sichtbar, deckt sich durch einen vorgehaltenen runden Schild, während er mit der Rechten

ein Felsstück auf die anstürmenden Götter schleudert. Seine Beine gehen von den Hüften an in gewaltige Schlangenleiber über, die nach vielfachen schönlinigen Ringeln in Schlangenköpfen endigen, von denen der eine ganz oben mit dem Adler im Kampfe begriffen ist, der andere nach unten zu sich verliert. Zwischen diesem Giganten und seinem Gegner wird noch eine Göttin sichtbar, deren hocherhobene Rechte mit einer Keule zum Stoß ausholt. Einfacher ist die Kampfscene, die sich hinter dem Rücken des Gottes abspielt. Ein schlangenfüßiger jugendlicher Gigant ist auf der Flucht von einer Göttin eingeholt worden. Sie tritt mit ihrem linken Fuße mitten auf den Schlangenleib seines rechten Beines, faßt ihn mit ihrer Linken in das Haar und hält das Schwert in der Rechten zum Stoße bereit, während er, völlig nackt und waffenlos, mit der Linken ohnmächtig die Hand der Göttin von seinem Kopfe wegzuziehen sucht und seine Rechte gegen das Bein derselben zur Abwehr stemmt. An der langbekleideten Göttin fallen durch ihre äußerst zierliche Arbeit die bis zur halben Wade hinaufreichenden Sandalen auf: dicke Sohlen, die nicht durch einfache Riemen, sondern durch schuppenbedeckte, von zackigen Fischflossen umrahmte Seitenleder an den Füßen festgehalten werden. Hierdurch will der Künstler die Göttin offenbar als zum Kreise der Seewesen gehörig charakterisiren, welchem auch ihr Begleiter, ein gleichfalls langbekleideter Gott, angehört, über dessen Hinterkopf eine phantastisch geformte, wie aus Fischhaut bestehende Kapuze gezogen ist. Dies ist die letzte Figur auf der Treppenwange.

Ohne irgendwelche Unterbrechung, ohne jede architektonische Umrahmung setzt sich nun auf der Außenseite das großartige Kampfbild fort. Verwirrend zunächst, wie es der Kampf selbst ist, stürmt auch sein Abbild auf das Auge des Beschauers ein. Man fürchtet sich im Gewühl der Linien zu verlieren. Unstet irrt anfangs das Auge hin und her und sucht vergeblich nach einer ruhigen Stelle, von wo es die Betrachtung beginnen könnte. Ueberall blickt es auf verwickelte Schlangenringel, wallende tieffaltige Gewänder, krause formlos geballte Thierfelle, ein Gewirr ineinander verstrickter Gliedmaßen, Leiber von nie gesehener Form, Haufen übereinandergeschichteter Körper, Menschen und Thiere in hastigster Bewegung und ungewöhnlichster Lage, kurz auf ein Chaos übermenschlicher Gestalten, das zu entwirren das Auge beim ersten Schauen verzweifelt. Allein bald lösen sich einzelne, in sich geschlossene Gruppen ab; hier und dort treten Gestalten, alle übrigen beherrschend, hervor; ruhige Scenen unterbrechen das Getümmel der Schlacht und mit immer neuem Entzücken überläßt sich das Auge dem Genusse des Einzelnen. Wir streifen nur das Bedeutendste.

Der Sieg ist überall entschieden, der Boden bedeckt mit Leichen erschlagener Giganten. Hier geht das Viergespann des Sonnengottes, dessen schnaubenden Rossen ein Gigant seine fellbewehrte Linke machtlos entgegenstreckt, über einen Gefallenen hinweg; dort liegt ein anderer, das sprechende Abbild des „langhinstreckenden" Todes, seiner ganzen Länge nach, wie auf ein Streckbett gespannt, auf dem Rücken, während ihm Artemis, den Pfeil vom Bogen auf ihren jugendlichen Gegner entsendend, ihren rechten Fuß auf die herausgetriebene Brust setzt; hier ist einer mit dem Gesicht auf den Boden gestürzt, sodaß wir in kühnster Verkürzung nur seinen Hinterkopf und einen Theil seines Rückens sehen; auf ihm aber liegt, eben durch

den im Wege liegenden Körper rücklings zu Falle gebracht, ein noch lebender Gefährte, dem eine schildbewehrte Göttin mit dem linken Fuße gerade auf das Gesicht tritt, um ihm, so wehrlos gemacht, den Todesstreich zu versetzen; dort wieder ist ein anderer, von einem Löwen niedergerannt, rücklings zu Boden gesunken und stemmt seinen linken Fuß dem anspringenden Thiere in die Weiche; hier schlägt ein zweiter Löwe seine Zähne in den Arm des Gestürzten; dort packt ein Wolfshund einen bärtigen Schlangenfüßler von hinten in das Genick, sodaß dieser, im Schmerz mit der Rechten nach dem Kopfe des Hundes greifend, demselben seinen Zeigefinger in das Auge förmlich einbohrt: kurz, schon die Menge der Gefallenen oder Zusammengebrochenen kennzeichnet, wie die ungeheuere Anzahl, so die furchtbare Niederlage der Giganten. Auch die nur leicht oder noch unverwundet sind, wie gewaltig auch immer an Kraft und furchtbar an Muth, göttlicher Macht und Gewandtheit sind sie ungefährliche Gegner. Schon daß sie, als Söhne der Erde großentheils Schlangenfüßler, an der Scholle kleben und sich nicht frei aufrichten können, schon dadurch sind sie den frei sich bewegenden Göttern gegenüber im Nachtheil. Wie der Blitz aus der Höhe niederfährt auf die Erde, so treffen sie alle Streiche von oben: ihre Stellung schon zeigt ihre Ohnmacht. Aber auch diejenigen, welche ganz mit menschlichen Gliedern und zum Theil so herrlichen ausgestattet sind, daß man versucht ist, sie für Götter zu halten, auch sie streiten vergeblich wider ihre göttlichen Gegner. Wen die unfehlbaren Geschosse der Olympier bisher verschont, wen ihre furchtbaren Begleiter, Löwen und Hunde, nicht niedergerannt haben, den hat der bloße Ansturm des göttlichen Heeres zu Boden gerissen: ohne sichtbare Wunde sind viele in die Knie gestürzt, gleich als ob selbst ihren menschlich geformten Gliedmaßen etwas von der Biegsamkeit und geringen Widerstandskraft der Schlangenleiber geblieben wäre, und gewähren so den Göttern, die den Fuß auf ihren Leib setzen oder die Linke in ihr volles Kopfhaar wühlen, leichten Sieg.

Nur ganz wenige stehen völlig aufrecht, so der schon genannte Gigant, welcher ähnlich den Dioskuren von Monte-Cavallo vor den Rossen des Sonnenwagens steht, um im nächsten Augenblicke von ihnen niedergetreten zu werden, und vor allen der in Jugendschöne und Jugendkraft prangende Gegner der pfeilschießenden Artemis. Der schönsten, jungfräulichen Göttin hat der Künstler den jugendlichsten und schönsten Gegner gegeben. Kein Gewand entzieht seinen herrlichen Körper, der eher dem Sohne der Thetis als dem der Erde anzugehören scheint, den Blicken. Den Kopf mit einem langbuschigen Helm bedeckt, am linken Arme den Schild, dessen Innenseite ein Prachtstück feinster Ciselirornamentik ist, in der nach unten gehenden Rechten die Stoßwaffe: so wendet er sich rechtshin elastischen Schrittes seiner nahen Gegnerin zu, indem er mehr erstaunt als erschreckt seinen Blick fest auf sie heftet. Und wir verstehen das Staunen. Vom ganzen Liebreiz der Jugend umflossen, schön zugleich und stark, schlank zugleich und voll, trotz der Erregung des Kampfes fast Ruhe im Antlitz und Heiterkeit im Blick, steht die pfeilfrohe Jungfrau in leichtgeschürztem Chiton vor ihm. Eng legen sich die feinen Falten um den schwellenden Busen und der kurze Schoß enthüllt vom Knie an ein Bein, wie es schöner weder Natur noch Kunst zu bilden vermag. In der vorgestreckten Linken den Bogen, in der Rechten den Pfeil auf straff angezogener Sehne, ist die Göttin

im Begriff, ihr unentfliehbares Geschoß dem Jüngling in die Brust zu senden. Ueber ihr Herz hat Eros keine Macht, der Jüngling aber scheint zu vergessen, was ihm von der Gegnerin droht. Er hält den Schild mehr seitwärts, als daß er sich damit deckte, und die Schönheit, die ihn gebannt, bringt ihm den Tod.

Aus dieser Gruppe weht uns etwas wie moderne Romantik entgegen. Doch fürchten wir nicht, fremde Anschauungen in das antike Kunstwerk hineinzutragen. Die bannende Macht der Liebe zu schildern, haben griechische Dichter wie griechische Bildner vielfach unternommen. Schon in den Metopen des Parthenon begegnen wir der Scene aus der Eroberung Trojas, wo dem Menelaos beim Anblick der Helena das gezückte Schwert der Hand entfällt. Daß aber auch die trotzigen Söhne der Erde der Macht der Liebe unterliegen, erhellt aus der Beschreibung einer ehernen Gigantenschlacht, die uns ein alter Rhetor aufbewahrt hat. „Alle Giganten", sagt er, „führen Waffen; nur der, welcher dem Eros entgegengestellt ist, zeigt nicht nur nicht den kühnen Muth und die Körperkraft wie die übrigen, sondern auch seine Waffen sind ihm entfallen; gelähmt und gebannt ergibt er und die Schlangen sich freiwillig dem Gotte." So sind auch die noch Unbesiegten schon besiegt und zeugen vielleicht eindringlicher noch als die Gestürzten und Erschlagenen von der Ohnmacht der Erdgeborenen den Göttern gegenüber.

So hülflos die Giganten, so hehr und unüberwindlich erscheinen ihre Sieger. Wie majestätisch schreitet jene, halb vom Rücken gesehene, langgewandete Göttin einher, deren üppiges Haupthaar in herrlichen Ringeln breit und unverwirrt in den Rücken herabfällt! Ruhevoll geht sie neben ihrem Löwen hin, der einem gestürzten Giganten den Arm zermalmt; ihre Rechte hält zum Wurf erhoben eine Lanze, deren Schaft die mächtige Faust eines zweiten Gegners umklammert, um den Wurf zu hemmen. Man meint, dies Ringen müßte beide in die gewaltigste Bewegung versetzen; allein die Göttin neigt nicht um eines Zolles Breite nach vorn oder hinten; das Gewicht des Giganten ist nicht einmal im Stande, die wagerecht gehaltene Lanze aus ihrer Lage zu bringen, geschweige denn die gewaltige Gestalt der Trägerin zu beugen.

Nicht unähnlich in der Haltung, nur ein wenig bewegter, ist eine zweite langbekleidete Göttin, die merkwürdigste der ganzen Reihe. Wir sehen auch sie vom Rücken aus, den Kopf im Profil linkshin gewendet, am linken Arm einen großen runden Schild, in der hocherhobenen Rechten eine flammende Fackel, einer Lanze gleich, schwingend. Aber es scheinen mehrere Figuren hintereinander zu stehen. Wenigstens bemerken wir unter der rechten Achselhöhle noch einen zweiten rechten Arm, der nach unten geht und eine Lanze zum Stoß gefaßt hält, und bei genauerm Zusehen gewahren wir, nur flach aus dem Reliefgrunde gemeißelt, sogar noch eine dritte Hand mit gezücktem Schwert. Nun zeigt sich über dem Schildrande auch eine zweite Linke mit der leeren Schwertscheide, die offenbar zu jener Rechten mit gezücktem Schwert gehört, und hinter dem Kopfe endlich wird ganz am Grunde des Reliefs noch ein zweiter, ebenfalls linkshin gewandter Kopf sichtbar. Wem gehören alle diese Extremitäten an? Zuerst denkt man natürlich, mehr als einer Figur. Allein zu ihnen allen ist nur ein Unterkörper vorhanden, und es wäre doch eine unsern Künstlern gewiß nicht zuzutrauende Ungeschicklichkeit, von dem

vordersten Unterkörper die übrigen so vollständig verdecken zu lassen, daß auch nicht ein Faltensaum davon zu sehen bliebe. Es kann also nur ein einiges, aber dreigestaltetes Wesen sein, dessen Darstellung hier die Künstler gewagt haben. Wären wir um seine Benennung verlegen, so würde uns der Hund, der neben demselben kämpft, diese an die Hand geben: es ist Hekate, die dreigestaltete Göttin, deren Macht sich auf Himmel, Erde und Meer erstreckt, die ihr spukhaftes Wesen in einsamen Mondnächten auf Dreiwegen und grabbesetzten Landstraßen treibt, vom Geheul der Hunde begleitet. Die antike Kunst hat sich des öftern an solchen mehrgestaltigen Wesen versucht. Der dreileibige Geryoneus, der doppelköpfige Janus, Cerberus u. a. sind jedem geläufige Beispiele. Auch Hekate war, seit des Phidias Schüler Alkamenes zuerst sie dreigestaltig gebildet, ein vielbehandelter Vorwurf. Man gab ihr aber drei vollständig ausgebildete Leiber und ließ dieselben, mit dem Rücken in der Regel um einen dreieckigen Pfeiler gestellt, nur durch diesen zusammenhängen. Ein solches Wesen konnte der Künstler für seinen Kampf, der rasches Vorstürmen forderte, nicht brauchen und wagte daher eine ganz neue Bildung: auf einen Leib setzte er drei Köpfe und sechs Arme, bewaffnete diese mit Schild, Lanze, Schwert und Fackel und schuf so eine Gestalt, welche an der vielbewegten Schlacht thätigen Antheil nehmen konnte. So barock dieselbe auch sein mag, so zeugt sie doch von einer staunenswerthen Phantasie und ungewöhnlichen Kühnheit, die selbst solche Wesen in voller Realität hinzustellen sich nicht scheut, für welche Vorbilder und Analogien in der lebenden Natur gänzlich fehlen. Ungemein lebendig ist in dieser einzig dastehenden Gruppe auch der Schlangenkopf, der dem rechten Beine des Gegners angehört und seine Zähne in den Schildrand der Göttin schlägt: man meint das Erz unter den gewaltig zusammenschlagenden Zahnreihen knirschen zu hören.

Auge und Geist ermüdet bei der Ueberfülle immer neuer, zu längerm Verweilen einladender Gruppen. Wir gehen deshalb an einer dritten herrlichen Fackelschwingerin in seidenartigem Gewande, das in tausend kleinen Falten spielt, vorüber, werfen nur einen flüchtigen Blick auf die wundervolle nackte Jünglingsgestalt des Apollo, der in seiner Stellung flüchtig an den des Belvedere erinnert, aber an Leben und Bewegung so hoch über ihm steht, wie die Aphrodite von Melos über der von Capua, lassen die stürmisch vordringende Gruppe des Dionysos mit seinem kleinen Begleiter, einem knabenhaften Satyr, die wildbewegte Gestalt einer Frau mit Kopfschleier und flatternden Tänien, welche ein schlangenumwundenes Gefäß auf ihren Gegner schleudert, lassen Cybele auf ihrem Löwen, Selene auf dem Maulthier, Eos auf dem Pferde und das königliche Gespann des Sonnenwagens an uns vorüberziehen, um nur auf der Ostseite, der Hauptfront des Altars wie jedes heiligen Bauwerks, noch einmal vor zwei Gruppen stehen zu bleiben, welche den vornehmsten Göttern der pergamenischen Burg geweiht sind und deshalb auch den vornehmsten Schmuck des ganzen Altars bilden.

Zeus ist es und seine Tochter Athene, es sind die Vorkämpfer in der Gigantenschlacht, seit welcher jener seinen blitzführenden Begleiter, den Adler, diese ihren Beinamen „die Siegerin" (Nike) hat: war dies doch unter ihren Thaten die größte und gefeiertste. Beide Gruppen sind sichtlich als Gegenstücke componirt. In beiden

zeigt sich die Gestalt des Protagonisten in ganzer Breite von vorn, während sonst bei den Göttern die Profil- oder Rückenstellung vorherrscht; in beiden ist sie von drei Figuren umgeben; in beiden nimmt sie nicht die Mitte der Composition ein, sondern ist etwas nach links (vom Beschauer aus) gestellt, in beiden endlich ist Haltung und Anordnung der Figuren im wesentlichen übereinstimmend. Die Gegenbewegung der Hauptfiguren, Zeus nach links, Athene nach rechts (vom Beschauer) ausschreitend, vollendet die Responsion. Gewaltig ist der Schritt des Gottes. Die übermächtige Brust tritt frei aus dem weiten Mantel heraus, der vom linken Arm über den Rücken geht und, in tiefen Falten zurückbauschend, nur den Unterkörper umhüllt. Beide Arme des Gottes sind wagerecht erhoben. Mit dem rechten schleudert er den Blitz; am linken führt er seine furchtbare Schutzwaffe, die schuppenbedeckte, schlangenumbordete Aegis. Zwei seiner Gegner sind vernichtet, der eine durch den Blitz, der andere durch die versteinernde Kraft der Aegis. Jener ist links vom Gotte rücklings auf den Fußboden gestürzt, hält sich aber noch sitzend aufrecht. Schild und Schwert sind seine Waffen, im übrigen ist er nackt. Furchtbar ist die Wunde, die er durch den flammenden Blitzstrahl erhalten. Dieser, von ungewöhnlicher Größe, mit einer Handhabe in der Mitte, aus welcher nach oben und unten zu spitze Zinken vorspringen, ist ihm in den linken Oberschenkel gefahren; drei der Zinken sind durch das dicke Fleisch gedrungen und kommen mit ihren Spitzen unten wieder heraus, Flammen schlagen aus Blitz und Körper züngelnd empor: wieder eins jener Bilder, über deren Kühnheit und Wahrheit wir staunen. Den zackigen Blitzstrahl hat der Künstler in Marmor übersetzt, seine vernichtende Kraft uns vor Augen gestellt. Der phantastischen Waffe, welche der frühern Kunst mehr Symbol des Blitzes als wirkliches Geschoß war, gibt er Zinken von Stahl und läßt sie in der Hand des Göttervaters wirken, wie die Pfeil- oder Lanzenspitze, die den Körper durchbohrt.

Nicht minder wahr und kühn ist das Bild der Vernichtung, das uns der zweite Gigant bietet. Er ist auf der rechten Seite des Gottes in die Knie gestürzt, dem Beschauer en face zugewendet. Aeußerlich ist er unverwundet, doch zeigt seine Haltung, daß er kampfunfähig geworden. Machtlos sinkt sein rechter Arm herab, mit der linken Hand greift er, wie von plötzlichem Schmerz durchzuckt, nach der rechten Schulter; sein Leib zieht im Krampf sich zusammen, der Brustkasten tritt heraus, eine lähmende Starre hat den ganzen Körper ergriffen; es ist der Aegis Schlangengewirr, das den nach oben gerichteten Blick des Gelähmten getroffen. So sehr wir Ursache haben, einem Geschick dankbar zu sein, welches uns so vieles Herrliche unversehrt erhalten hat, das empfinden wir als einen unersetzlichen Verlust, daß das Gesicht dieses Giganten zerstört ist. Gerade im Gesicht mußte der plötzliche Uebergang aus vollem Leben zur Starre des Todes zum ergreifendsten Ausdruck kommen. Und wie der Künstler diese Aufgabe gelöst, dies zu sehen wäre angesichts des ausdrucksvollen Körpers und im Hinblick auf Kunstwerke ähnlicher Tendenz, wie die Meduse Rondanini eins ist, von höchstem Interesse gewesen.

Der dritte Gegner des Zeus ist ein Schlangenfüßler. Wir sehen seinen muskulösen Körper, der an großartigen Formen und lebendigster Durcharbeitung mit dem des Zeus zu rivalisiren scheint, vom Rücken aus. Soweit es bei den bieg-

samen Schlangenleibern seiner Beine möglich ist, hat er sich zu voller Höhe emporgerichtet, streckt trotzigen Blickes seinen von der Schulter bis zu den Fingerspitzen von einem Thierfell umwickelten linken Arm dem Zeus entgegen, als könne er sich hierdurch vor dem Blitz desselben schützen, und holt mit der — jetzt abgebrochenen — Rechten vermuthlich zu einem Steinwurf aus. Es ist unter allen Gigantenfiguren die gewaltigste, die schon im Alterthum gerechtes Aufsehen machte; denn sie findet sich auf spätern Compositionen der Gigantenschlacht genau copirt vor. In keiner zweiten kommt übermenschliche Körperkraft und trotzigster Muth so großartig zum Ausdruck, in keiner aber auch so deutlich ihre Ohnmacht gegenüber göttlicher Macht. Der Gigant hält sein Thierfell dem Blitz des Zeus entgegen, als gälte es einen Steinwurf abzuwehren! Hierin liegt ein Stück Tragik: der ungebeugte Muth und die männliche Kraft, die nutzlos ankämpft gegen die Unbezwinglichkeit des Olympiers, sie erweckt unsere Sympathie für den Mann hier nicht minder, wie dort für den Jüngling der Bann der Schönheit, der ihn wehrlos dem Pfeile der Artemis preisgibt.

In der Athenegruppe hat der Künstler weniger den Kampf als den Sieg dargestellt, entsprechend der Sage, welche die Bezeichnung Athene's als Siegerin gerade an den Gigantenkampf knüpfte. Zwar ist die Göttin voll bewaffnet: der Helm bedeckt ihr Haupt, die schuppige Aegis mit dem Gorgoneion ihre Brust; am linken Arm trägt sie den runden Schild und in der — nicht erhaltenen — Linken lag wol einst die Lanze. Aber sie gebraucht ihre Waffen nicht. Ihre Begleiterin, die Schlange, die sonst friedlich unter dem Schilde der Göttin zu ruhen pflegt, hat sich auf den einzigen Gegner, einen Jüngling mit doppeltem Flügelpaar, gestürzt, ihn zu Falle gebracht und ihm das rechte Bein und den linken Arm derart umstrickt, daß er zum Widerstand unfähig ist. Während sie mit tödlichem Biß seine rechte Brust verwundet, packt ihn Athene mit der Rechten im Haar, um ihn völlig zu Boden zu reißen, und kraftlos faßt er mit der Rechten über dem Kopf nach dem Arm der Göttin, ohne sich von ihm lösen zu können. Das schmerzvoll nach oben gerichtete Antlitz, die Haltung der Arme, der Schlangenbiß, die Anordnung der Schlangenringel, die den Körper unlöslich umstricken und doch von ihm keinen wesentlichen Theil verdecken, rufen uns lebhaft die Laokoongruppe ins Gedächtniß, wie an diese auch sonst vieles in unsern Reliefs anklingt. Von rechts her fliegt Nike, eine jugendliche, langbekleidete Flügelgestalt, auf Athene zu, ihr mit der rechten den Siegeskranz aufs Haupt zu setzen. Unten aber, zwischen ihr und Athene, ragt aus dem Boden mit dem Oberkörper ein mächtiges Weib hervor, größer als alle Gestalten des Frieses. Eine Fülle von Locken, die lang auf die Brust herabringeln, umrahmen das Antlitz, das von tiefstem Schmerze erfüllt zur Siegerin aufblickt; flehend streckt sie die Hände zur Göttin aus, als wolle sie Schonung erbitten. Wir bleiben nicht lange im Zweifel, für wen sie bittet. Denn zeigte uns nicht ein Füllhorn, welches neben ihr aus dem Boden hervorkommt, daß es die Spenderin aller Früchte, die Allmutter Erde ist, die für ihre Söhne um Schonung fleht, so belehrt uns darüber der Name, der links neben ihrem Kopfe in den Reliefgrund gemeißelt ist: auch sie eine rührende, herrliche Gestalt, deren Mutterschmerz uns anmuthet wie der einer Niobe. Wie in dem Antlitz

der unglücklichen Tantalustochter, so liegt auch in ihrem Kopfe etwas Königliches; auch in ihrem Gesichtsausdruck, in den zusammengezogenen Brauen, den aufgeschlagenen Augen mit den thränenschwangern untern Lidern, mischt sich mit dem Schmerze und der Angst etwas wie Unwille darüber, daß die Götter so erbarmungslos ihre Macht gebrauchen und eine Mutter aller ihrer Kinder berauben.

Mit diesen beiden Stücken, den schönsten von allen, beschließen wir unsere Wanderung um den Altarbau. So flüchtig dieselbe sein mag, so hat sie uns doch mit einer Fülle herrlicher Gestalten und einem Reichthum an großartigen Scenen bekannt gemacht, wie sie die bewundertsten Kunstwerke aus welcher Zeit immer nicht überbieten. Es ist als hätten die Künstler von Pergamon in diesem Werke die Summe alles dessen gezogen, was in einer jahrhundertelangen Kunstübung die hellenische Sculptur an technischer Meisterschaft, an eingehendster Kenntniß der lebenden wie todten Natur und an einem unerschöpflichen Vorrath ebenso schöner als kühner Motive erarbeitet hatte. Denn das muß allerdings zugestanden werden — und dies Eingeständniß mindert unsere Bewunderung für das Werk so wenig, wie sie etwa für den Kopf des Olympischen Zeus dadurch gemindert wird, daß Phidias in demselben nur einen uralt-elischen Zeustypus seiner Vollendung zuführte —, daß die pergamenischen Künstler nicht blos den Grundgedanken ihrer Composition, sondern auch sehr viele Einzelmotive derselben in Hunderten größerer und kleinerer Gigantomachien ausgebildet vorfanden. Hat doch die Schlacht der Götter und Giganten die bildende Kunst der Griechen von ihren frühesten Zeiten an beschäftigt. Noch kürzlich haben uns die Ausgrabungen zu Olympia in dem Reliefschmuck des Giebelfeldes am Schatzhause der Megareer ein Werk dieser Art aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert wiedergewonnen, und es gibt keine Epoche der griechischen Plastik, die sich nicht immer wieder an diesem dankbaren Vorwurf versucht hätte. Wer eine Geschichte der Gigantomachien schriebe, würde damit einen ziemlich vollständigen Abriß der ganzen Geschichte der bildenden Kunst bei den Griechen liefern. Bei so lebhafter Behandlung dieses Gegenstandes in theilweis ausgedehnten Compositionen konnte es nicht ausbleiben, daß einerseits der Kreis der Kampfscenen ein sehr großer, andererseits gewisse glücklich erfundene Motive bleibendes Eigenthum jeder irgendwie umfassendern Composition wurden. Der mit dem zottigen Thierfell malerisch umwickelte Arm, das Niederstürzen auf ein Knie, der Griff in das Haar des Gegners, die steinschleudernden Schlangenfüßler: alles dies sind Elemente, die unsere Künstler einfach in ihr Werk herübernehmen konnten. Mochten dieser aber auch noch so viele sein, zu einer so gewaltigen Composition wie der ihrigen reichten sie doch bei weitem nicht aus, und so sahen sie sich denn, um ihrer großen Aufgabe zu entsprechen, gezwungen, zu dem überkommenen Vorrath von Motiven entweder neue hinzuzuerfinden, oder aber besonders passende an mehr als einer Stelle zu verwenden. Beides haben sie in ausgedehntem Maße gethan.

Erfunden haben sie Götter und Giganten, Einzelgestalten und Gruppen. Denn der gewöhnliche Apparat der Gigantomachien beschränkte sich in der Regel wol auf die Hauptgötter und etwa noch Herakles. Für ihr gewaltiges Heer aber mußten sie nicht nur die Scharen des Olymps, sondern auch die Götterwelt des

Meeres und der Erde, vielleicht sogar auch die der Unterwelt aufbieten. Und all diese zahlreichen Kämpfer und Kämpferinnen mußten, so friedlich auch sonst ihre Wirksamkeit sein mochte, bewaffnet sein. Das erforderte ein ungeheueres Arsenal. Zwar gaben die Attribute der Götter schon vieles her. Außer den eigentlichen Waffen, wie Schwert und Lanze, Bogen und Keule, ließen sich darunter Dreizack, Thyrsus, Scepter, Blitz, Hammer, Fackel und ähnliche vortrefflich als solche verwenden; das ganze Heer aber damit auszustatten, waren ihrer, auch wenn die Künstler zu so seltsamen Waffen wie dem schlangenumwundenen Gefäß in der Hand jener Göttin mit Tänie und Schleier griffen, immer noch nicht genug. So mußten sie denn gewisse Waffen bei mehr als einer Figur verwenden und hierdurch der Deutlichkeit, welche die griechische Kunst durch Ausbildung eines ganz bestimmten Systems von Attributen für jede einzelne Göttergestalt erreicht hatte, erheblichen Abbruch thun. Wer sonst in einer Göttin mit Schild und Lanze Athene, in einer Bogenspannerin Artemis, in einer Fackelschwingerin Demeter erkennen durfte, sah sich hier der sichern Führung durch diese Attribute, die ihm bei mehrern Gestalten identisch entgegentraten, beraubt und würde, wie heute wir, oft rathlos den Figuren gegenübergestanden haben, hätten nicht die Künstler, die diesen Mangel wohl fühlten, jedem Gott in der Hohlkehle des Kranzgesimses seine Inschrift beigesetzt. Das ist, wenn man will, nicht künstlerisch, denn ein Kunstwerk soll ohne solche Mittel verständlich sein; allein es konnten sich die Künstler dafür auf eine selbst in der Marmorsculptur vielfach geübte Praxis berufen. Auf archaischen Reliefs vornehmlich vermitteln sehr häufig Inschriften das Verständniß der Figuren, weil der Künstler sich nicht zutraute, allein durch die Darstellung verständlich zu werden. Die Zeit der vollendeten Kunst hat im Bewußtsein ihrer Kraft von diesem Hülfsmittel abgesehen; erst die Kunst der Diadochenzeit kommt wieder darauf zurück. So beißt die Schlange sich in den Schwanz. Anfang und Ende der Kunstentwickelung treffen darin zusammen, und zwar aus gleicher Ursache. Beidemal fürchten die Künstler nicht verstanden zu werden, jene, weil sie ihrer Kunst zu wenig, diese, weil sie ihr zu viel zumuthen.

In welchem Maße unsere Künstler die Götterwelt in Anspruch nahmen und zu welchen abgelegenen Gestalten sie griffen, um nur ein genügendes Heer aufzubringen, ergibt sich aus der stattlichen Reihe von Namen, die selbst der heutige trümmerhafte Zustand des Frieses theils aus den Attributen, theils aus den Inschriften aufzustellen erlaubt. Mit Sicherheit erkennen wir an ihrer Erscheinung Zeus, Athene mit Nike, Apollo und Artemis, Helios und Eos, Dionysos, Hekate, Cybele; mit Wahrscheinlichkeit Selene, Demeter, einen Windgott und Iris, letztere in einer jugendlichen Flügelgestalt, welche einem mit weit aufgerissenem Munde schreienden Giganten, hinter seinem Rücken heranfliegend, eine Lanze in die Schulter stößt, während sie ihn mit der Linken im Haare gepackt hält. Zu diesen vierzehn kommen aus den Inschriften an bekannten Figuren: vier Gottheiten des Meeres, Oceanos, Poseidon, Amphitrite und Triton, sodann Ares, Aphrodite und Leto; an weniger geläufigen Themis, Dione, eine weder durch die bildende noch durch die Dichtkunst zu fester Gestaltung gelangte Gottheit der fruchtbaren Natur, welche bald Mutter der Aphrodite, bald Mutter des Dionysos heißt und, was den Stamm

ihres Namens anlangt, zu Zeus (Dios) sich verhält wie Juno zu Jupiter; dann Enyo, des Ares Gefährtin, die furchtbare Kriegsgöttin und Städtezerstörerin, endlich Asteria, die Schwester der Leto und Mutter der Hekate, die Göttin der Sternnacht. Als einziger Heros schließt sich ihnen Herakles an, mit welchem wir auf die Zahl von 26 gesicherten Figuren kommen, die auf der Seite der Götter am Kampfe theilnehmen. Nicht mitgerechnet ist hierbei die herrliche Gestalt des bärtigen Gottes, welche den Mittelpunkt der Composition auf der Treppenwange bildet und für welchen man aus seiner Kleidung — einem kurzen, ärmellosen, von der rechten Schulter gelösten Chiton, wie ihn Handwerker zu tragen pflegen, — auf den Schmiedegott Hephästos schließen zu dürfen geglaubt hat. Diese Benennung ist aber keineswegs sicher, da einerseits die Entblößung der rechten Schulter sehr gut aus rein künstlerischen Rücksichten entsprungen sein kann, etwa um den schönen Thorax nicht zu verhüllen oder dem rechten Arm, der die Waffe führt, möglichst freien Spielraum zu gewähren, andererseits der feste, elastische Schritt des Gottes recht wenig dem lahmen Hephästos angemessen wäre. Sicher würden gerade die Künstler des Altars eine solche Eigenthümlichkeit sich nicht haben entgehen lassen, um ihre Virtuosität in Behandlung der Körperformen, gleichviel ob normaler oder misgestalteter, zu zeigen.

Nicht minderer Mannichfaltigkeit als bei den Göttern haben sich unsere Künstler bei Bildung der Giganten befleißigt. Hier haben sie den vollen Kreis der Gestaltungen von der ältesten Zeit an durchmessen. Die früheste Kunst kennt Giganten nur mit vollständig menschlichen Gliedmaßen, erst die jüngere gibt ihnen Flügel und läßt ihre Füße in Schlangenleiber und Schlangenköpfe auslaufen. Die Pergamener gehen noch einen Schritt weiter und erfinden zu diesen überkommenen Typen seltsame Mischgestalten aus Mensch und Thier, welche, wenngleich sie ähnlichen Bildungen aus früherer Zeit, wie dem Minotauros, Acheloos u. a., sich anlehnen, doch im wesentlichen neue Schöpfungen sind und ihnen Gelegenheit zur Bethätigung ihrer anatomischen und zoologischen Kenntnisse bieten. So finden sich denn auf dem Friese alle nur denkbaren Varietäten zusammen. Bald erscheinen die Giganten in vollkommenster menschlicher Gestalt, bald sproßt ihnen am Rücken ein mächtiges Flügelpaar, bald gehen ihre Beine von den Knien, bald von den Hüften an in Schlangenkörper über, bald treffen Flügel und Schlangenleiber zusammen, bald endlich sind es völlige Ungeheuer, aus Mensch und Thier zusammengesetzt. Daß ein Gigant Hörner und spitz zulaufende Tritonenohren hat, ist eine auch sonst vorkommende Bildung; auffälliger ist schon, daß ein anderer, ein wahres Fettungethüm, dem eine Hand in den dicken Wanst ein Schwert bis an das Heft bohrt, einen richtigen Büffelnacken aufweist; ein dritter endlich hat bei sonst menschlichem Körper Kopf und Tatzen eines Löwen, nur daß letztere der menschlichen Hand dadurch angeähnelt sind, daß die Zehen derselben etwas verlängert erscheinen. Innerhalb dieser verschiedenen Gestaltungen gibt es nun wieder die mannichfachsten Abstufungen im Alter, in Kleidung oder Bewaffnung und in Bildung der einzelnen Körpertheile. Jugendliche Schöne, reife männliche Kraft, Unbeholfenheit des Alters; völlige Nacktheit, theilweise Bewaffnung mit Helm und Schild oder Thierfell, vollständige Bekleidung mit Panzer und Helm; der Uebergang aus dem Bein in den

Schlangenleib bald durch einen einfachen Schuppenrand, bald durch lange, zackige Fischflossen vermittelt; die Flügel bald aus Federn, bald aus fischflossähnlichen Schuppen, bald aus phantastisch gezackten, rundlichen Gliedern, wie von Crustaceen, bestehend: genug, eine erstaunliche Fülle überraschender Einzelheiten, die ebensowol von der fruchtbaren Phantasie der Künstler wie von ihrer souveränen Beherrschung aller Darstellungsmittel ein glänzendes Zeugniß ablegt.

Es läßt sich denken, daß dieser Aufwand von Phantasie im Kleinen auch im Großen dem Werke zu statten gekommen ist, daß die reiche Erfindungskraft der Künstler sich nicht minder in Gestaltung der Gruppen und Situationen bewährte, wie in Gestaltung der Einzelfiguren. Die Stellung der Kämpfenden muthet uns an, als ob Michel Angelo ihr Erfinder sei: das Ungewöhnliche scheint das Gewöhnliche zu sein, und oft braucht das Auge lange Zeit, um das Gewühl der Linien zu entwirren, welches die verwickelte Lage der Körper hervorbringt. Uebereinandergeschichtete Leichen, stürzende Leiber in all den mannichfachen Lagen, wie sie der Zufall des Stoßes verursacht, Körper bald elastisch in die Höhe schnellend, bald gewaltsam zur Seite gerissen oder tief zu Boden gedrückt, daneben die Gestalten der Sieger bald unaufhaltsam vorwärtsstürmend, bald im mächtigen Ausschreiten plötzlich gehemmt, hier ausgestreckt auf den Rücken ihrer Thiere liegend, dort auf Zwei- oder Viergespannen herbeieilend, hier von Pferden oder Flügelrossen, dort von Seecentauren gezogen, jeder leere Fleck erfüllt von flatternden Gewändern, fliegenden Bändern, Ringeln der Schlangenleiber, mächtigen Flügelpaaren, mitkämpfenden Löwen, Hunden, Vögeln — mit Einem Wort das ungewöhnlichste und phantastischste Kampfbild, das man denken kann.

Desto auffallender ist es, in so eigenartiger Umgebung ganz bekannten Situationen und bei solcher Fülle von Motiven nicht seltenen Wiederholungen zu begegnen. Zwei Krieger, die Schild an Schild gegeneinander kämpfen, sind ein beliebtes Motiv in Schlachtdarstellungen; die Figur, die den Rossen des Sonnenwagens die erhobene Linke entgegenstreckt, findet sich völlig übereinstimmend schon im Fries des Parthenon; der Gott, der den löwenköpfigen Giganten mit beiden Armen würgt, ist Heraklesdarstellungen nachgebildet, die den Helden im Kampf mit dem nemeischen Löwen zeigen: eine Reihe von unmittelbar sich aufdrängenden Entlehnungen, die sich leicht vermehren ließe. An Wiederholungen aber fällt vor allem das Motiv des in die Knie gesunkenen Giganten auf, das uns schon auf den erhaltenen Platten fünf- oder sechsmal begegnet; fast ebenso häufig wird ein Gigant von seinem Gegner im Haar gepackt. Auch die vom Rücken aus gesehene Göttin, die mit der Rechten die Waffe zum Stoß erhebt, kehrt dreimal ohne wesentliche Abweichung wieder. Geringfügiger sind die Wiederholungen in Einzelheiten: die ins Fell gewickelte linke Hand der Giganten; das Gewand, das sich gegen den natürlichen Fall der Falten an dem vorgesetzten Bein einiger Göttinnen hoch hinaufschiebt, um die zierliche Arbeit des Schuhwerks zu zeigen; der Hund, der den Gegner anfällt u. a. m. Man sieht, daß bei allem Reichthum der Phantasie sich schließlich doch eine gewisse Erschöpfung der Erfindungskraft fühlbar macht, welche zum Theil auf Rechnung einer Zeit kommen mag, die mehr durch Reflexion und Combination als aus ursprünglicher Begeisterung schuf und

welcher trotz des erstaunlichen künstlerischen Könnens die Motive nicht mehr so ungesucht zuströmten wie der Zeit eines Phidias oder Praxiteles, zum Theil aber auch der Eigenthümlichkeit der den Künstlern gestellten Aufgabe zugeschrieben werden muß.

Es war in der That ein schwieriges Problem, eine Fläche von weit über 400 Fuß Länge mit Reliefs gleichartigen Inhalts zu füllen. Zwar konnten ähnliche Aufgaben in einer Zeit, die ihre Tempel mit ununterbrochenen Friesreliefs zu schmücken liebte, nicht selten sein, und Phidias mußte beispielsweise eine noch ganz andere Fülle von Figuren aufbieten, um seinem Parthenonfriese gerecht zu werden. Allein er wußte seinen Gegenstand günstiger zu wählen. Die Panathenäenprocession, die er darzustellen unternahm, bot schon an sich eine große Mannichfaltigkeit von Scenen. Die ruhig schreitenden Mädchen mit den Opfergeräthen, der bewegte Zug der Reiter, die Reihe der Opferthiere, die lange Linie der Wagen, die Gruppen von Spielleuten und Beamten, endlich die zuschauende Götterversammlung: schon diese verschiedenen Elemente bewahrten vor ermüdender Monotonie. Wie Phidias aber dann in diese Theile noch Leben gebracht, wie er die Züge der schreitenden Figuren durch eingeschaltete ruhig stehende unterbrochen, wie er die Reiter bald in Colonnen zusammengeschlossen, bald weit auseinandergezogen, wie er den ruhigen Zug der Opferthiere durch einen wild gewordenen Stier, den der Wagen durch ein scheu gewordenes Pferd belebt hat, wie er unerschöpflich ist an immer neuen Wendungen in Gang und Haltung, in Kleidung und Bewaffnung: das wird für alle Zeiten eine Quelle der Freude und Bewunderung sein, und der Parthenonfries schon hierdurch ein unerreichtes Vorbild bleiben. Mochten die pergamenischen Künstler in Ansehung ihrer Aufgabe auch etwas ungünstiger gestellt gewesen sein als Phidias, so waren sie es doch zum Beispiel den Künstlern gegenüber nicht, welche um die vier Seiten des Grabmals des Mausolus einen Fries mit Amazonenkämpfen zu legen hatten. Wenn auch die Länge desselben nur etwa die Hälfte des pergamenischen betrug — genau sind die Maße nicht bekannt, denn die Angabe des Plinius, der Umfang habe 440 Fuß betragen, kann sich nur auf die ganze, für den Unterbau des Denkmals künstlich hergerichtete Fläche, nicht auf den viel kleinern Tempelbau beziehen —, so gehörte doch, da seine Höhe nicht volle 3 Fuß erreicht, mindestens die gleiche Anzahl von Figuren dazu, ihn auszufüllen. Und sicherlich bot ein Amazonenkampf, der sich lediglich zwischen menschlichen Streitern mit gewöhnlichen Waffen abspielt und dem Künstler nur die Wahl läßt, ob er die Figuren zu Fuß oder zu Pferde kämpfen lassen will, an sich weit geringere Abwechselung dar als eine Gigantomachie. Trotzdem begegnen uns auf dem etwa 90 Fuß langen Stück des Frieses, welches das Britische Museum besitzt, Wiederholungen ungleich seltener, und auch entlehnte Motive vermögen wir nicht in dem Maße nachzuweisen wie beim pergamenischen Altar. Einerseits fließt eben zur Zeit des Skopas die Quelle künstlerischer Motive noch reichlicher als 150 Jahre später; andererseits aber haben die Künstler ein ebenso einfaches wie vortreffliches Mittel gefunden, den Anforderungen ohne übermäßigen Aufwand an Figuren zu entsprechen. Sie drängen dieselben nicht eng zusammen, sondern lassen mäßigen freien Raum dazwischen, wodurch sie Klarheit und Uebersichtlichkeit bei allen Einzelfiguren und Gruppen erzielen, ohne

darum auf Wiedergabe lebendigster Kampfscenen zu verzichten. Dadurch gewinnen sie die Möglichkeit, jede Gestalt bis in die Einzelheiten auszuführen, die zusammengehörigen Figuren deutlicher abzusondern, dem Ganzen einen ruhigern Hintergrund zu geben, mit Einem Worte den Reliefstil, der malerische Ueberschneidungen nicht verträgt, zu seinem vollen Rechte kommen zu lassen. Ganz das Gegentheil haben die pergamenischen Künstler gethan. Bei ihnen herrscht sozusagen ein horror vacui. Jedes kleine Fleckchen wollen sie womöglich ausfüllen und schieben deshalb die Figuren nicht blos an-, sondern sogar übereinander. So kommt zwar in höchstem Maße das Verwirrende zum Ausdruck, das jeder Kampf hat, aber nur auf Kosten der Klarheit und gegen die Natur des Reliefs. Auch hierin treffen sie mit den Anfängen hellenischer Kunstübung zusammen. Die ältesten Vasen, die ältesten Reliefs, ja, wenn die Ergebnisse neuerer Untersuchungen sich bestätigen sollten, selbst die ältesten Giebelgruppen lieben den Ueberfluß an Figuren; es ist, als scheuten sie sich vor leeren Räumen; denn wo eine Figur nicht mehr Platz findet, da setzen sie wenigstens ein Ornament oder etwas Aehnliches hin. Dann weicht in der ersten Blütezeit der griechischen Kunst der Ueberfluß einer schönen Fülle: im Relief vermeidet man Ueberschneidungen zwar nicht, aber schließt sie in so enge Grenzen, daß meist alle Einzelheiten der Figur sichtbar werden; die zweite Blütezeit legt in den Compositionen den Hauptnachdruck auf lichte Klarheit; sie erstrebt, daß im harmonischen Ganzen auch die Schönheit des Einzelnen ungeschmälert zum Ausdruck komme; die realistische Richtung der Diadochenzeit endlich, der die Naturwahrheit höher steht als alles andere, kehrt wieder zum Ausgangspunkt zurück: sie füllt, wo es ihr nöthig scheint, den gegebenen Raum an, ohne Rücksicht auf Uebersichtlichkeit und selbst gegen die Anforderungen, welche die eigenthümliche Natur der gewählten Kunstgattung stellt. Und dies ist wol der Hauptvorwurf, den man der Gigantomachie unsers Altars machen kann.

Noch hat es keiner unternommen, für die Malerei und die ihr verwandte Reliefsculptur die Grenzen so scharf zu ziehen, wie es Lessing für die Dichtkunst und die bildende Kunst gethan hat. Doch sind gewisse Gegensätze ohne weiteres klar. Der Maler gebietet, mit dem Bildhauer verglichen, über bequemere und bedeutendere Mittel der Darstellung. Die Farbe, an sich körperlos, ist durch Vertheilung von Licht und Schatten auch das Körperliche wiederzugeben im Stande; der Marmor dagegen ist, seiner körperlichen Natur wegen, wenig geeignet, Nicht-Körperliches nachzubilden. Alles Leichte, Luftige, Bewegliche entfällt daher streng genommen dem Gebiet der Plastik; sie setzt eine gewisse Festigkeit und Körperlichkeit des Nachzubildenden voraus. Die leichte zerfließende Wolke, das flackernde Feuer, die schäumende Woge, die sturmgepeitschte Baumkrone sind ebenso viel Lieblingsvorwürfe für den Maler, als es für den Bildhauer fast unlösbare Aufgaben sind. Die marmorne Wolke kann ihrer Schwere wegen nicht schweben, das Feuer nicht flackern, die Woge nicht in Dunst zerstieben, das marmorne Blatt im Winde nicht spielen. Bei derartigen Vorwürfen, die in der Natur jeden Augenblick eine veränderte Gestalt zeigen, also nicht sowol durch die Form als die Farbe auf den Beschauer wirken, kann der darstellende Künstler der Farbe nicht entrathen. Darum haben auch — was zu verfolgen von hohem Interesse ist — die griechischen

Bildhauer alles Derartige, wo sie es nicht umgehen konnten, einfach durch Farbe, also malerisch, nicht plastisch dargestellt, und zwar pflegt die Anwendung der Farbe desto ausgedehnter zu sein, je älter das plastische Bildwerk ist. Haare, Augenbrauen, Augensterne und Pupillen, Kleidersäume, Waffen, Bänder, Verzierungen, das Riemenwerk der Sandalen und Aehnliches wird von alters her und noch in der besten Zeit der griechischen Sculptur ohne Scheu durch Farbe bezeichnet; vieles von diesem ist erst in verhältnißmäßig später Zeit, manches, z. B. die Augensterne, erst in der sinkenden Kunst plastisch ausgedrückt worden. Noch bei dem jüngst zu Olympia gefundenen Hermes des Praxiteles erscheint das Haar ohne Andeutung von Detail nur in den allgemeinsten Umrissen angelegt, da Farbe das übrige that, während das zierliche Riemenwerk an den Sandalen sowol plastisch als farbig angegeben ist.

Hierin hat nun die Kunst der Diadochenperiode, wie der pergamenische Altar uns lehrt, einen bedeutenden Schritt über ihre Vorgänger hinaus gethan. Bisher ist von Farbespuren an den Reliefs des Altars nichts gefunden, und gewiß ist die Anwendung der Farbe, wenn überhaupt, so doch nur in den allerengsten Grenzen erfolgt. Wenigstens ist es staunenswerth, nicht nur, was alles diese Künstler plastisch auszuführen unternahmen, sondern mehr noch, wie sie es ausgeführt haben. Da ist zunächst das Haar an Menschen und Thieren. Von den lang herabfallenden Locken bis zum wolligen Krauskopf, von der zottigen Mähne bis zum glatten Tigerfell finden sich alle Abstufungen, alle mit gleicher Virtuosität und Naturwahrheit behandelt. Mit wahrhaft erstaunlicher Sorgfalt sind beispielsweise die tausend und aber tausend kurzen Härchen des Thierfelles wiedergegeben, welches der Gigant auf dem einzig erhaltenen Stück der rechten Treppenwange um die Schultern geknüpft hat. Auch beobachtet man in der griechischen Sculptur hier zuerst an einzelnen Gigantenköpfen die der Natur abgelauschte Eigenthümlichkeit des Haares, nicht in scharf abgegrenzter Linie oben über der Stirn, sondern in einzelnen Ansätzen schon tiefer auf derselben zu beginnen. Besonders charakteristisch ist auch die Behandlung des Haares bei dem einen Giganten, der todt zur Erde gestürzt ist: hier fließt es, wie vom Todesschweiß feucht, vom Hinterkopfe in zusammenklebenden Strähnen herab und erinnert hierdurch in überraschender Weise an den obenerwähnten schönen Kopf der sterbenden Meduse in Villa Ludovisi, der vielen eben dieser malerisch-realistischen Haarbehandlung wegen für modern gegolten hat. Daß unsere Künstler den Realismus so weit getrieben haben, auch das Haar auf der Brust und in den Achselhöhlen plastisch auszudrücken, wird nach dem Gesagten nicht wundernehmen und ist für uns nur darum besonders interessant, als es aufs neue bestätigt, wie richtig in der Reihe kleiner Figuren, welche Perser, Amazonen, Griechen und Giganten vorstellen, die Reste des attalischen Weihgeschenks auf der athenischen Akropolis erkannt sind; denn hier zeigt der Gigant dieselbe, der frühern griechischen Sculptur fremde Eigenthümlichkeit.

Nicht minder peinliche Sorgfalt haben die Künstler auf andere Nebendinge verwendet, die sonst gewöhnlich der Malerei überlassen blieben. Gar nicht genug scheinen sie sich in der Ausführung des Schuhwerks und in Ausschmückung der Waffen thun zu können. Bei den Frauen sind es nicht einfache Sandalen, die

durch Riemen gehalten werden, sondern Schnürstiefel, wie sie noch heute getragen werden, die bis zur Wade hinaufreichen und oben einen überfallenden, zierlich in längern oder kürzern Kanten endigenden Rand haben. Diese fein gezackten, in malerisch unregelmäßigen Linien herabfallenden Kanten sind häufig bis zur Stärke eines dünnen Bleches ausgearbeitet, die reiche Stickerei des wie aus Leder oder Fischhaut gefertigten Schuhes in allen Einzelheiten mit unermüdlicher Sorgfalt und feinstem decorativen Geschmack ausgeführt. Und nicht anders ist es mit den ciselirten Ornamenten der Waffen, insonderheit der Schilde. Schuppen, Palmetten, zierliche Köpfe, Linienornamente, alles ist mit gleichem Schönheitssinn und gleicher Liebe behandelt, und man meint bisweilen, in solchen Nebendingen sei eher der Grabstichel des Medailleurs als der Meißel des Bildhauers thätig gewesen. Auch flatternde Binden und vielverschlungene Bänder dem Marmor abzuringen, haben unsere Künstler sich nicht verdrießen lassen. Wie weit hierin ihre Sorgfalt und Geschicklichkeit geht, mag man an dem strickähnlichen Gurt der Eos bewundern, dessen ganz unterarbeitete Endsträhnen in der That eher aus biegsamem Bindfaden als aus Marmor zu bestehen scheinen.

Trotz dieser weitgehenden Zumuthungen an die Leistungsfähigkeit der Plastik ist es dennoch nicht wahrscheinlich, daß die Künstler auf Mitwirkung der Farbe ganz und gar verzichtet haben. Einmal würde selbst bei so hohen schattenreichen Reliefs die ungemilderte weiße Farbe des Marmors in der blendenden asiatischen Sonne ein längeres Betrachten des Denkmals geradezu unmöglich gemacht haben. Wenigstens scheint eine dunklere Färbung des Hintergrundes, wie sie bei andern Reliefs in Kleinasien, z. B. denen des Mausoleums, festgestellt worden ist, auch hier vorausgesetzt werden zu müssen, weil ohne eine solche die vielen in flachstem Relief angegebenen Einzelheiten selbst bei der geringen Entfernung des Frieses vom Boden sich kaum vom Grunde abgehoben hätten. Um nur Eins anzuführen, so dürften auf der Zeusplatte die aus dem Blitzstrahl emporzüngelnden Flammen durch eine lebhafte Färbung ursprünglich zu ganz anderer Wirkung gekommen sein, als es heute der Fall ist, wo sie, in flachem Relief mehr angedeutet als ausgearbeitet, schon auf wenige Schritte Entfernung als solche nicht mehr erkennbar sind. Sodann aber führen gewisse Spuren darauf, daß Farbenwirkungen nicht grundsätzlich ausgeschlossen waren. So weisen an einigen Stellen Bohrlöcher auf den Einsatz metallener Zuthaten hin, die auf einem durchgängig weißen Marmorrelief sich höchst seltsam ausgenommen haben würden. Da ferner die Augensterne nicht plastisch angegeben sind, bei dem Streben der Künstler nach Naturwahrheit aber schwerlich anzunehmen ist, daß sie diesen ausdrucksvollsten Theil des Gesichts durch unbelebte glatte Flächen wiedergegeben haben, wie wir sie heute an den Augen sehen, so ist auch hierfür die Anwendung von Farben sehr wahrscheinlich. Und wirklich scheint bei den besser erhaltenen Augenflächen der einst farbige Kreis der Pupille durch schwächere Corrosion dieser Stelle sich noch zu verrathen. Endlich läßt die starke Neigung unserer Künstler zu reicher ornamentaler Ausstattung der Kleidungsstücke und Waffen es auffällig erscheinen, daß die Gewänder der Frauen jedes Schmuckes dieser Art entbehren. Die Plätt- oder Liegefalten zwar sind nach einer schon früher, beispielsweise bei den Mausoleumssculpturen beobachteten Praxis

durch vertiefte, unregelmäßige Linien sorgfältig angegeben, allein einen ornamentirten Saum, wie ihn die Kleider in Wirklichkeit hatten und wie er auf zahlreichen Bildwerken noch erkennbar ist, weist keins der vielen Gewänder auf. Auch hier mag ursprünglich die Farbe helfend eingetreten sein.

Wie dem aber auch gewesen sei, ganz unverkennbar tritt in der Gigantomachie, wie in dem Telephos-Fries, das Bestreben hervor, die Plastik aus der Gemeinschaft mit der Malerei, die ein Praxiteles noch als wirksamste Helferin derselben ansah, zu lösen und auf eigene Füße zu stellen. Ja, hiermit begnügen sich unsere Künstler nicht, sondern treten mit der Schwesterkunst sogar in offenen Wettstreit ein, und zwar auf deren eigenstem Gebiete. Ihr Streben, durch Fülle der Gestalten zu wirken, bringt es mit sich, daß die einzelne Figur nicht mehr zu ihrem vollen Recht kommt. So paradox es klingt, so wahr ist es, daß in dem Friese derjenigen Gestalten nicht eben viele sind, die alle ihre Gliedmaßen haben. Irgendein Theil ist fast bei jeder Figur verdeckt, ja manche sind den Blicken so weit entzogen, daß von ihnen nichts mehr übrig ist als — ein Arm. Dionysos ist mit seinem Begleiter, einem kleinen Satyr, in den Kampf gezogen. Derselbe schreitet hinter seinem Herrn mit ebenso großen Schritten dem Feinde entgegen wie dieser, einen zweiten Gefährten in gleich jugendlichem Alter neben sich. Von diesem zweiten Gefährten aber sieht man nichts als den rechten Arm mit einem Stabe, alles übrige deckt sein Vordermann zu. So crasse Ueberschneidungen sind freilich eine Ausnahme — ähnlich nur noch bei Hekate, wo von drei Oberkörpern zwar die Arme, sonst aber nur noch ein Kopf zu sehen ist; aber wer all die Gliedmaßen aufzählen wollte, die sich spurlos in den Reliefgrund oder hinter andern Figuren verlieren, der brächte eine stattliche Anzahl zusammen. Es ist nichts Unerhörtes, daß z. B. ein Oberarm sich schräg in den Reliefgrund verläuft, während die dazu gehörige Hand an einer andern Stelle in voller Körperlichkeit aus dem Reliefgrunde herausspringt. Natürlich sind auch diese perspectivischen Wagnisse mit der denkbar größten Geschicklichkeit ausgeführt; allein auch diese kann das Auge nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Mittelstück des Armes fehlt. Der flache feste Reliefgrund kann die Illusion nicht aufrecht erhalten, daß darin das fehlende stecke. Dazu mangelt eben der Plastik zweierlei, worüber die Malerei verfügt, die Linien- und die Luftperspective, und ohne diese beiden Hülfsmittel scheitert an solchen Verkürzungen und Ueberschneidungen selbst die Virtuosität unserer Künstler. Für den mathematischen Sinn des Auges erscheint ein von vorn gesehener Fuß im Relief, welches die Zehen unmittelbar an die Hacke setzen muß, verkrüppelt, während die Malerei durch Verkürzung der Linien und Abtönung der Farben den Eindruck der vollen Körperlichkeit ohne Schwierigkeit erzeugt. Schon die Anwendung der Linienperspective ist im Relief sehr beschränkt und der Gebrauch, den unsere Künstler davon beispielsweise bei den Jochen der Gespanne machen, kann entschieden nicht als ein gelungener angesehen werden. Die Horizontalen, welche in den Reliefgrund hineingehen, mögen noch so genau nach den Gesetzen der Perspective gestellt sein: das Auge empfindet sie nimmermehr als Horizontale, sondern als Schräge. Und so muß denn der Wettstreit, den hier Sculptur und Malerei eingegangen sind, zu Ungunsten der erstern sich entscheiden.

Noch ein Punkt mag hier berührt werden, der mit der Raumfüllung zusammenhängt. Bei griechischen Sculpturwerken, die bestimmt sind, irgendeinen charakteristisch gestalteten Raum, z. B. das schräg aufsteigende Giebelfeld eines Tempels zu füllen, pflegt die Art, wie der Künstler seine Composition dem gegebenen Raume anzupassen versteht, stets besonders fein und bewunderungswürdig zu sein. Der ungünstige Raum ist ihm kein Zwang, sondern im Gegentheil ein Anstoß zu neuen und reizenden Motiven. Auch den Künstlern der Gigantomachie war eine in dieser Hinsicht eigenartige und nicht undankbare Aufgabe gestellt und zwar dort, wo der Fries sich gegen die Treppenstufen des Aufganges todtläuft. Die hier entstehenden rechtwinkeligen Einschnitte mußten, so sollte man meinen, dem Erfinder der Composition die erwünschteste Gelegenheit bieten, seine Geschicklichkeit in Benutzung des ungünstigen Raumes zu bethätigen. Und günstig genug war er durch seinen Gegenstand gestellt; denn nichts war so geeignet, den einschneidenden Treppenlinien sich anzupassen, als die Schlangenfüße der Giganten. Wie aber hat er die Aufgabe gelöst? Sehr zweckmäßig beginnt er mit einem Adler, der seine Schwingen in den obersten schmalsten Ausschnitt entsendet und diesen vortrefflich füllt. Dann folgt ein schlangenfüßiger Gigant, dessen eine Schlange sich nach oben dem Adler entgegenringelt, während die andere nach unten zu die Treppen herab sich verläuft; auch dies sehr glücklich. Allein der so glücklichen Anlage widerspricht mit befremdender Absichtlichkeit die Ausführung: die Schlangenwindungen folgen nicht den Treppenstufen, sondern laufen denselben gerade entgegen, sodaß von diesen rechtwinkelige Stücke, bald größer, bald kleiner, aus dem Schlangenkörper herausgeschnitten werden! Und dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei der nächsten Figur, dem ins Knie gestürzten menschlich gebildeten Giganten. Auch hier ist die Stellung ganz und gar auf Ausfüllung eines durch Stufen begrenzten Raumes berechnet. Am tiefsten ruht auf der vordersten Kante einer Stufe das gerade ausgestreckte rechte Bein, zwei Stufen höher das im Knie gebogene linke und wiederum eine Stufe höher die linke Hand, welche die Last des seitwärts geneigten Körpers trägt. Auch hier aber wird die glückliche Erfindung durch die Ausführung absichtlich gekreuzt: das Knie liegt nicht oben auf der Stufe auf, sondern wird von ihr halb durchschnitten!

Das ist nicht Ungeschicklichkeit des ausführenden Marmorarbeiters, nicht Unachtsamkeit des Architekten, der die Treppe etwa in das fertige Relief eingefügt hätte — sind doch die Treppenstufen zum Theil gleich bei der Ausführung des Reliefs ausgespart worden —, sondern volle Absichtlichkeit des Künstlers, der gerade das, was einer frühern Zeit als anziehendste Aufgabe galt, als etwas Gleichgültiges mit souveräner Rücksichtslosigkeit beiseiteschiebt. Ueber die Anforderungen der Raumfüllung setzt er sich hinweg, wie er sich über die Gesetze des Reliefstils hinweggesetzt hat. Er verletzt sie, nicht weil er sie nicht erfüllen *kann*, sondern weil er sie nicht erfüllen *will*, denn über sein Können läßt uns die Anlage der Figuren nicht einen Augenblick im Zweifel. Man mag über solchen Eigenwillen den Kopf schütteln, aber man wird ihm etwas Imponirendes nicht absprechen können.

Und das ist der Grundzug, der durch dieses Werk in seinen Vorzügen wie seinen Mängeln geht. Aus allem spricht ein Künstlergeist von gewaltiger Kraft zu uns, der seinen eigenen Pfad, ohne rechts und links zu sehen, wandelt, auch

wenn dieser abseits führt von der großen Heerstraße. An Aufgaben ohnegleichen war die griechische Kunst gereift, in naturgemäßester Entwickelung hatte sie alle Schwierigkeiten überwinden gelernt. Was die Vorfahren in beispiellos reicher Thätigkeit erarbeitet, war den folgenden Geschlechtern als Erbtheil zugefallen, mit dem sie nach Belieben schalten konnten. Aber ihnen genügte es nicht, sich dessen genießend zu freuen. Sie wollten an ihrem Theile mitarbeiten, das Ueberkommene weiter zu führen, und haben es mit überraschendem Ernst unternommen. Schon Eins an dem Altar ist hierfür bezeichnend: das Zurücktreten jedes sinnlichen Elements. Hierin bezeichnen unsere Reliefs geradezu eine Reaction gegen eine Richtung, welche besonders die jüngere attische Schule eingeschlagen hatte. So zahlreich die weiblichen Figuren sind, allesammt sind sie voll bekleidet, kaum daß hier und da ein Fuß aus dem Gewande heraustritt oder der Chiton, wie bei der jugendlichen Flügelgestalt, von der Schulter sich löst. Die Mitwirkung sinnlichen Reizes verschmähen die Künstler, nicht etwa weil der Gegenstand sie ausschließt, sondern weil sie sicher sind, das Interesse durch andere Mittel zu erregen. Wer es unternehmen konnte, einen der Wirklichkeit so weit entrückten Vorgang wie die Gigantomachie so unmittelbar in die Wirklichkeit zu stellen, daß es scheint, als hätten Götter und Giganten hierzu Modell gestanden, wie gefangene Gallier zu den Gallierschlachten der pergamenischen Künstler; wer es verstand, einen menschlichem Fühlen und Empfinden so fern liegenden Stoff so menschlich wahr zu gestalten, daß wir mit den unterliegenden Giganten fühlen, wie mit dem sterbenden Gallier des Capitols, der alles, Ruhm, Freiheit, Hoffnung verloren, aber Waffen und Ehre gerettet hat und sich selbst den Tod gibt, um nicht auch diese noch zu verlieren — wer dies vermochte, der durfte getrost von Reizmitteln absehen, welche, wie sie außerhalb des Gegenstandes lagen, so auch nothwendig von ihm abführen mußten. Wenn schließlich auch einem Werke von solcher Großartigkeit der Conception und so hoher künstlerischer Meisterschaft gewisse Unvollkommenheiten anhaften, so dürfen wir einerseits nicht vergessen, daß dasselbe so wenig wie die Laokoongruppe oder der Farnesische Stier das Werk *eines* Meisters ist und daß neben den Höchstbegabten auch manche untergeordnetere Talente daran thätig sein mochten, andererseits nicht übersehen, daß der größte Theil dieser Unvollkommenheiten nicht sowol einem Mangel als einem Ueberschuß künstlerischen Könnens entspringt. Das rechte Maß ist hin und wieder überschritten — es hat eben auch Griechenland nur *einen* Phidias gehabt —, wer aber möchte sich wundern, daß der überreiche Strom griechischen Kunstlebens, dem aus so viel tausend Bächen täglich neue Nahrung zufloß, hier und da über die Ufer gedrängt wurde?

Der große Altar ist das bedeutendste, aber nicht das einzige Kunstwerk, welches die deutschen Ausgrabungen in Pergamon ans Licht gezogen haben. Zahlreiche andere Sculpturen und eine Reihe trefflicher Bauwerke sind mit ihm aufs neue erstanden. So tritt *Pergamon* ebenbürtig neben *Olympia*, das gleichfalls deutschem Weckruf sein Wiedererwachen verdankt: zwei Namen, die dauernder als Erz den Nachgeborenen die Zeit verkünden werden, da auch Deutschland wieder auferstanden.

Oberalbanien und die Gegen.

Von

Spiridion Gopčević.

I.

Ein lange verschollen gewesenes Volk hat in den letzten Jahren unzweifelhafte Beweise geliefert, daß es mit einem mal aus dem vierhundertjährigen politischen Schlummer erwacht und nicht gesonnen ist, seine Existenz ignoriren zu lassen. Seit Beginn dieses Jahrhunderts hat sich das Interesse Europas den unterdrückten christlichen Völkern der Balkanhalbinsel zugewandt; Griechen, Serben, Rumänen, Montenegriner und Bulgaren verstanden es, ihre Existenzberechtigung als Nation geltend zu machen. Europa erkannte auch nach und nach ihre Selbständigkeit an. Blos die Albanesen wurden vergessen, denn von ihnen wußte man soviel als nichts. Ein Deutscher, der Consul Hahn, mußte sie erst in den funfziger Jahren für Europa entdecken. Trotzdem blieb das große Publikum über dieses Volk ziemlich im Unklaren. Beweis dafür ist, daß ein in Konstantinopel accreditirter Botschafter noch vor wenigen Jahren glaubte, Albanesen und Arnauten seien zweierlei Völker, halb slawischer, halb griechischer Rasse und eine dem entsprechend verwandte Sprache redend.

Lejean, welcher Hahn's Spuren folgte, starb zu früh und konnte daher seine Entdeckungen nicht veröffentlichen. Sonst wagte sich niemand in die als Räubernester und Sitz blutdürstiger Fanatiker verschrienen albanesischen Thäler. Wenn man eine beliebige, vor 1876 erschienene Karte Albaniens zur Hand nimmt und sie mit der heutigen österreichischen Generalstabskarte vergleicht, kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wie sehr die Behauptung gerechtfertigt ist, daß man über den Sudan besser unterrichtet gewesen als über das an Oesterreich grenzende Albanien. Die obenerwähnte Karte von 1876 beruhte theilweise auf den Aufnahmen einiger kurz vorher in die Türkei entsandter österreichischer Generalstabsoffiziere, wie Gyurkovics u. a. Dennoch konnten diese, wie leicht begreiflich, nur ein oberflächliches und annähernd richtiges Bild des Landes entwerfen; mir selbst ist es noch gelungen, etwa 150 Correcturen darin vorzunehmen, von denen die Hälfte nicht unwesentlich ist.*) Diese Wahrnehmung flößte mir die Idee ein, meine Reisen in

*) Ich habe sie der Geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha übergeben.

Oberalbanien noch weiter auszudehnen. Ich hatte schon den Plan für eine zweimonatliche Durchstreifung des Landes entworfen, welchen ich nach meiner Abberufung als Specialberichterstatter der „Wiener Allgemeinen Zeitung" auf eigene Faust ausführen wollte, als ich mich mit der Liga überwarf. Da diese mich ermorden lassen wollte, sah ich mich gezwungen, alle Projecte aufzugeben und mich mit dem zu begnügen, was ich in den Monaten Mai, Juni und Juli von Albanien erforscht. Eine kurzgefaßte übersichtliche Darstellung meines über Land und Leute gesammelten Materials sowie eine historische Skizze Albaniens werden den Inhalt dieses Essay bilden.

1) Das Land.

Albaniens Ausdehnung ist schwer zu bestimmen. In geographischer Beziehung kann man die nordalbanesischen Alpen als Nordgrenze, den Weißen Drin, den Malj Šar*), den Ausfluß des Schwarzen Drin, den Ohrida- und Kastoriasee und den Pindus als Ostgrenze, den Golf von Arta als Südgrenze betrachten. Die ethnographische Grenze hingegen ist davon weit verschieden. Die äußersten Grenzen albanesischer Bevölkerung kann man sich am besten versinnlichen, wenn man auf der Karte folgende Punkte durch gerade Linien verbindet: Antivari—Cijevnafluß—Nordalbanesische Alpen bis Ipek—Sjenica—Novibazar—Kačanik—Novobrdo—Priština—Prokoplje—Vranja—Kumanovo—Kalkandele—Köprülü—Ohrida—Prilip—Monastir—Kastoria—Bogasköj—Argyrókastron—Préveza. Die Westgrenze bleibt natürlich immer das Adriatische Meer. Man darf aber ja nicht glauben, daß die Albanesen innerhalb obiger Linie compact wohnen, oder außerhalb derselben nicht zu finden wären. Von Ipek bis Prizren erstreckt sich eine große serbische Enclave, eine ganz kleine befindet sich zwischen Vojuca und Zemeni. Im Paschalik Novibazar wohnen Serben mit Albanesen gemeinschaftlich. Gräco-Walachen finden sich in vielen Sprachinseln von der Zemenimündung bis Monastir und von da bis Ohrida, ebenso um den Kastoriasee zerstreut. Von Argyrokastron bis Préveza sind die Albanesen stark mit Hellenen und Gräco-Albanesen vermischt.

---

*) Ich will hier gleich bemerken, daß ich zur Schreibung der Eigennamen die serbische Orthographie angenommen habe, als die einzige, welche die richtige Aussprache versinnlicht. Danach wird c immer wie tz, h gewöhnlich wie ch, s wie ss, z wie sehr weiches s, š wie hartes sch, ž wie sehr weiches sch, gj wie dsch, č wie tsch, ć wie das ungarische gy (eine Art dsch), v wie w ausgesprochen. Da jedoch die albanesische Sprache einen Laut enthält, welchen die serbische nicht hat, nämlich das englische th, so habe ich für diesen das th beibehalten. Ebenso für türkische Worte das ö und ü. Zu erwähnen ist noch, daß in albanesischen Worten das an mit dem französischen Nasallaut und das en gleich dem nasalen französischen in ausgesprochen wird. Zur Kartenlesung wird es vielen Lesern nicht unerwünscht sein, die Bedeutung mehrerer häufig wiederkehrender Namen zu erfahren. So heißt barth weiß, zij und zeze schwarz, math groß, vogélj klein, šiper ober, pošt unter, katùn Dorf, kjútet Stadt, riu neu oder jung, pljek alt, uj Wasser, lumit Fluß, malj Berg, pil Wald, ličéni See, gur Stein, šin heilig, Džin oder Džon Johann, Gjergj Georg, Pol Paul, maja oder čjafa Spitze, Kuppe, det Meer, špele Höhle, ure Brücke. Zur richtigen Betonung habe ich bei mehrsilbigen Worten den Accent hinzugefügt.

Bulgaren theilen sich mit den Albanesen in die Gegend zwischen Kalkandele—Dibra—Pliasa—Monastir—Prilip—Köprülü und Skoplje. Andere wohnen nördlich von Kumanovo und bei Vranja. Dagegen gibt es auch außerhalb der oben gezogenen Linie albanesische Enclaven. So zwischen Köprülü, Štiplje und Karatova, zwischen Prokoplje und Aleksinac, südlich der Toplica und im Vilajet Adrianopel. Endlich ist zu berücksichtigen, daß auch über das Königreich Griechenland und dessen Inseln die Albanesen in nicht unbedeutender Zahl verstreut sind.*) Einen annähernden Begriff von der Durchwürfelung der verschiedenen Völker auf der Balkanhalbinsel bekommt man, wenn man die im Verlag der wiener Geographischen Gesellschaft erschienene ethnographische Karte des Consuls Sax zur Hand nimmt, welche mir, trotz mancher Irrthümer, noch die verhältnißmäßig richtigste dünkt.

Nach alledem wird man einsehen, daß das Wort Albanien ein sehr dehnbarer Begriff ist. Am besten ist es, die Heimat des albanesischen Volkes in drei Theile zu theilen, wie solche die Bodenbeschaffenheit, hauptsächlich jedoch die Ethnographie bedingt. Danach könnte man unter Oberalbanien das Land zwischen Montenegro und dem Škumbi zusammenfassen (das ehemalige Nord- und Mittelalbanien, ungefähr jenem Gebiet entsprechend, dessen Unabhängigkeit Skanderbeg durch 24 Jahre mit Erfolg vertheidigte). Unteralbanien würde den Rest umfassen, nämlich das ehemalige Südalbanien und den Epirus, so weit dieser von Albanesen bewohnt ist. Der dritte Theil könnte Ostalbanien genannt werden und das von Albanesen bewohnte Land östlich der Ebene Bitnč und des Šar Dag in sich schließen. Letzteres ist ausschließlich von Mohammedanern bewohnt, während in Oberalbanien die Katholiken und in Unteralbanien die orthodoxen Griechen sich mit den Mohammedanern in die Herrschaft theilen. In diesem Essay werde ich hauptsächlich Oberalbanien behandeln.

Oberalbanien ist ein Bergland par excellence, aber weder so großartig wie die Schweiz, noch so wild und trostlos wie Montenegro. Auch gibt es daselbst ausgedehnte Ebenen und viele, wenn auch nicht sehr bedeutende Flüsse, deren Thäler fruchtbar genannt werden müssen.

Die Physiognomie des Landes nördlich des Drin wird durch das Nordalbanesische Alpengebirge bestimmt. Seine höchsten, bisher leider noch nicht gemessenen Spitzen sind (in der Richtung von Westen nach Osten): Vélečik (von mir vom Gipfel des Maranaj aus auf circa 5500—6000 Fuß geschätzt), der Trojica vrh, der Baba vrh (etwa 7000 Fuß) und der gemessene Skülsen mit 7266 Fuß (2296 Meter). Von den Abfällen sind die bedeutendsten Höhen: Malj Hoti, Biškäsit (circa 4800 Fuß), Máranaj (4986 Fuß oder 1576 Meter), Malj Šalla, Cukáli (5232 Fuß oder 1654 Meter), Čjafa-Kolsit und Dobri vrh. Ein Ausläufer des Cukáli ist wiederum das Temáligebirge, dessen südlichste Höhe Jubani 1710 Fuß (540 Meter) hoch ansteigt. Im Bojanagebiet ist das Rumijagebirge das herrschende. Dessen Culminationspunkt liegt mit 5046 Fuß im Montenegri-

*) Bekanntlich wohnen auch in Süditalien sehr viele Albanesen; eine kleinere Zahl beherbergt Oesterreich.

nischen, der Krajnski vrh mit 3138 Fuß bildet die Grenze; sein Ausläufer Táraboš (1802 Fuß) liegt gegenüber von Škodra. Weiter südlich ist noch der alleinstehende Malj Renzit mit 551 Meter erwähnenswerth.

Südlich des Drin herrscht ein unentwirrbares Gebirgslabyrinth, in dem sich blos wenige Systeme unterscheiden lassen. Eine Kette zieht sich von den Ruinen der alten Feste Dajno in südlicher Richtung bis an den Matfluß. Ihren Culminationspunkt erreicht sie im 1126 Meter hohen Maja Veleš. Eine andere Kette zieht sich längs des Schwarzen Drin von Karma-Mištit bis zur Quelle des Vito zeze und heißt Malj-i-zij (Schwarze Berge). Die höchsten Spitzen heißen Čidin, Elčeni-Borini und Toli. Parallel mit ihr läuft eine Kette, deren nördlicher Theil vom Malj Kumula herabkommt, den heiligen Berg (Malj Šajnt) in sich schließt, dann Valmor heißt, sich im Elčeni-Math verknotet und durch den Malj Deise gegen den Toli ausläuft. Südlich des Math beginnt eine Kette mit dem 1714 Meter hohen Salcota und zieht sich über den Stogut und Gur-i-nuseše in das Gerabegebirge, das längs des Škumbi bis Durazzo streicht. Der 725 Meter hohe Gerabe bildet den Culminationspunkt. In dem Halbkreise, welchen diese beiden Ketten einschließen, befindet sich eine andere, deren südlichste Spitze der Briskes (1207 Meter) bildet, dem sich gegen Norden der Malj Dajti (1546 Meter), Malj Brarit (1412 Meter), Malj zeleni (1117 Meter), Sara-Saduk (Krueše, 1005 Meter) und Druseno (1260 Meter) anschließen. Einen Gebirgsknoten bildet in der Landschaft Dukadžin der Krabi, dessen Höhe circa 1700 Meter betragen dürfte, da sein Gegenüber Kunore Dardeše deren 1600 hat. Ein anderer, Namens Sučeli, liegt südlich des Drin.

Die größte Ebene ist jene, welche sich von Tirána längs der Ruška zum Ješmi und von da längs der Meeresküste bis Leš erstreckt. Sie ist 55 Kilometer lang und 2—9 Kilometer breit. Von ihr durch die Gebirgsknoten Barzes (487 Meter) Gur-i-brac (263 Meter) und Muzli (206 Meter) geschieden ist die Ebene von Šjak zwischen Dures (Durazzo) und dem Gur-i-brac. Durch sie strömt der Arzén. Die Matebene ist 18 Kilometer lang und bis 3 Kilometer breit; die Dibraebene kleiner. Zwischen Leš und Škodra erstreckt sich eine endlose Ebene, welche im Süden Zadrima heißt und sich über Škodra hinaus längs des nördlichen Skutarisseeufers bis an die montenegrinische Grenze ausdehnt.

Die wichtigsten Flüsse sind (im Norden beginnend) die Bojana, der Abfluß des Skutarisees, und der in diesen mündenden Móračа. Sie ist für Schiffe unter 8 Fuß Tiefgang von der Mündung bis Obóti und weiter hinaus für Fahrzeuge von nicht mehr als $4\frac{1}{2}$ Fuß Tiefgang schiffbar und sehr fischreich. Der am Puka in Šala entspringende Kiri ergießt sich bei Skutari in sie oder vielmehr in den sogenannten Drinazi, d. i. den Arm des Drin, welcher sich 1859 von Dajno bis Škodra sein eigenes Bett grub. Der Drin ist der mächtigste aller albanischen Flüsse. Er entsteht aus der Vereinigung des Schwarzen (zéze) mit dem Weißen (barth) Drin; ersterer aus dem Ohridasee kommend, letzterer am Žljeb bei Ipek entspringend. Von seinen Nebenflüssen ist keiner bedeutend. In der Regenzeit mußte ich über den Drin bei Gramši in zwei ausgehöhlten Baumstämmen setzen, welche fünf Pferde und sechs Menschen trugen und von den indianischen an Ein-

fachheit und Unsicherheit kaum übertroffen werden; in der heißen Saison konnte ich jedoch bei Fjerzi mit dem Pferde durchwaten, dem das Wasser nur bis an den Bauch ging. Der Mat ist der zweitgrößte Fluß. Er entspringt bei Martaneš, nimmt bei Selita vogelj den Fandi auf, welcher in mehrern Adern das Miriditenland durchströmt, und nimmt dann solche Dimensionen an, daß ich ihn bei Preka ebenfalls in hohlen Baumstämmen übersetzen mußte. Er war an dieser Stelle ungefähr 120 Schritt breit, doch bildet er in der Ebene viele Inseln. Der Ishmi, welcher unterhalb der gleichnamigen Stadt mündet, entsteht aus der Vereinigung der Flüsse Zéza (die Schwarze), Terkús und Ruška, welche ich alle drei nach der Regenzeit durchwaten konnte, die sich aber in unzählige breite Arme getheilt hatten. Der Arzén entspringt bei Šin Gjergj und durchfließt in seinem Unterlaufe eine Ebene, ist aber trotzdem oft von steilen hohen Ufern eingeengt. Der Škumbi, welcher die Grenze bildet, entspringt am Kamnagebirge und strömt von Elbassán bis zur Mündung in einer fast geraden Ebene.

Von Seen ist der bedeutendste der Ličeni Škodrese (Skutarisee), 10 Stunden lang, bis zu 3 Stunden breit, mit den Seitenbuchten von Hoti und Kastrati. Sonst gibt es blos unbedeutende Alpenseen. Blos die kleinen mit der Bojana in Verbindung stehenden Seen Šas und Zogaj, die Lagune Ljuners sowie andere an der Drin- und Arzénmündung, sowie die große von Durazzo wären erwähnenswerth.

Das Klima Oberalbaniens ist mit Ausnahme Durazzos und den Sumpfgegenden ein ausgezeichnet gesundes zu nennen. Trotzdem sind die Temperaturgegensätze bedeutend. Im Sommer herrscht in den Ebenen dieselbe erdrückende Hitze wie in Neapel, unter dessen Breitegrad Oberalbanien liegt. Auf den Bergen wird diese Hitze blos durch die kühlere Luft gemäßigt. Dagegen ist im Winter in den Gebirgen die Kälte unerträglich, besonders da es keinen Schutz gegen sie gibt, indem in ganz Albanien keine Oefen zu finden sind. Im Mai sah ich noch den Velečik und Maranaj mit Schnee bedeckt; als ich einen Monat später den letztern Berg bestieg, war die Hitze drückend. Besonders unangenehm ist der Umstand, daß während des Tages bis zum Sonnenuntergang die Hitze außerordentlich ist, während unmittelbar darauf ein kräftiger Umschlag mit einer so kalten Nacht eintritt, daß man bei Sonnenaufgang zu frieren beginnt.

Unter den Bodenproducten müssen Getreide, Mais, Reis, Hafer, Gerste und Bohnen in erster Linie genannt werden. Die Ebenen und viele Thäler sind sehr fruchtbar, leider aber infolge der Indolenz und Faulheit des Volkes schlecht bebaut. Die wunderbare und riesige Ebene Pušca Štoji z. B., welche sich von Škodra bis zu den Seebuchten erstreckt, ist bis auf einige kleine Grundstücke ganz unbebaut, und die faulen Malissoren begnügen sich, das daselbst wachsende Unkraut als Viehfutter zu verwenden. Wie glücklich wäre das arme Montenegro, wenn es eine solche Ebene besäße, die hinreichen würde, die Hälfte seiner Bevölkerung zu ernähren!

Getreide wird nur in den Ebenen gebaut; in den Gebirgen ersetzt man es durch Mais, aus dem die Albanesen ein ausgezeichnetes Brot zu backen wissen. Hanf- und Tabackcultur haben in der letzten Zeit auch einen Aufschwung genommen. Unter den Obstsorten sind Kirschen, Feigen, Pfirsiche und Weintrauben zu nennen. Letztere sind vorzüglich und würden einen ebensolchen Wein geben, wenn bei dessen

Bereitung rationell vorgegangen würde. An der Küste baut man auch die Olive, welche der dalmatinischen an Güte nicht nachsteht.

Die Wälder, welche in den Gebirgen viel dichter und ausgedehnter sind, als man dies nach der Karte vermuthen sollte, liefern Bauholz, welches nach Malta, Genua und Tunis exportirt wird. Die Hauptarten der Bäume sind Eichen, Tannen, Fichten, Nußbäume, Ulmen und Buchen. Das Gelbholz (scodano, fustet) wird massenhaft exportirt.

Den Hauptreichthum der Bevölkerung bilden die zahlreichen Viehheerden, welche sich hauptsächlich aus Ziegen, Hammeln und Schafen zusammensetzen. In den Ebenen hält man auch Ochsen, Kühe und schwarze Büffel, letztere zum Ziehen der Lastwagen. Auch Schweine werden von den Christen gezüchtet und die kleinen Gebirgspferde (welche übrigens größer als die bosnischen sind) sowie die Maulthiere sind stark und ausdauernd. Die Bienenzucht und Seidencultur ist im steten Zunehmen, sodaß Honig, Wachs und Seide bereits ausgeführt werden können. Der größte Theil bleibt freilich im Lande. Die Frauen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Spinnen. Von beißenden Thieren sind einige wenige Bären, Wölfe und Eber zu erwähnen, und viele, sehr viele Flöhe, Wanzen und Skorpione! Sonst beschränkt sich die Jagd auf Hasen, Rebhühner, Wachteln und Schnepfen. In einigen Gegenden, besonders in Miridita, findet man auch Damhirsche, Eichhörnchen und Fasanen. Die Ufer des Skutarisees beherbergen im Winter zahlreiche Wasservögel, namentlich Wildenten.

Der Fischreichthum ist ebenfalls beträchtlich. Aale, Karpfen, Forellen und Hechte herrschen vor; im Drin gibt es auch Störe und der Skutarisee ist durch die Massen von Scoranze (sardinenartige Fischchen) berühmt, welche hier wie in Montenegro alljährlich gefangen werden.

Was die politische Eintheilung Oberalbaniens betrifft, so bildet der größte Theil derselben das Vilajet Skutari, welches die Bezirke Skutari, Dulcigno, Leš, Gusinje, Kruja, Durazzo, Kavaja und Pekinj, sowie die Gebirgsstämme der Maljsoren und Miriditen umfaßt, welche halb unabhängig genannt werden können. Vom Vilajet Kossovo gehören zu Oberalbanien die Stämme Gaši und Grasnići, Ljuma, Dibra, Matja und der District Elbasan. Die Autorität der türkischen Regierung erstreckt sich nur so weit, als ihre Beamten sitzen und Soldaten garnisoniren, d. h. auf die Ebenen und Städte. Alle Gebirgsstämme sind mehr oder minder unabhängig. Türkische Besatzungen gibt es überhaupt nur sehr wenige in Oberalbanien, nämlich in Skutari, Dulcigno, Leš, Kruja, Ješmi, Prézija, Durazzo, Tirána, Kavája, Pekinj, Elbasán und Dibra. Doch beschränkt sich, mit Ausnahme Skutaris und Dulcigno's, die Stärke der Besatzungen auf 3—30 Mann.

Mit den Communicationsmitteln ist es schlecht bestellt. Von Eisenbahnen kann keine Rede sein. Telegraphenlinien gibt es von Škodra aus vier. Die Wege sind größtentheils in dem elendesten Zustande. Fahrstraßen gibt es nur auf der Ebene Pušca Štoji; Karrenwege verbinden die Linien Škodra——Leš, Durazzo—Pekinj, Durazzo—Tirana und Delbeništ—Leš. Der Rest sind Saumpfade unbeschreiblichster Art. Die Post zerfällt in jene der Consulate, die

österreichischen Postämter Durazzo und Medua und die türkische Tatarenpost, welche geradezu schrecklich ist. Die Verbindung mit der civilisirten Welt wird lediglich durch die Lloyddampfer erhalten, welche zweimal wöchentlich in Medua und Durazzo anlegen.

2) Das Volk.

Die Albanesen sind, wie dies heute erwiesene Thatsache ist, die Nachkommen der Ureinwohner Albaniens und Griechenlands, d. i. der Pelasger. Durch die Einwanderung der Hellenen theils verdrängt, theils unterjocht, spielten sie im Alterthum eine klägliche Rolle. In Griechenland waren sie die Heloten der Hellenen, bewahrten aber nichtsdestoweniger ihre Sprache, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat; daher rührt auch der Umstand, daß man in Griechenland und auf den Inseln heute noch so viel albanesisch sprechen hört (aber fast nur auf dem Lande). Auch die Illyrier sind Stammväter eines Theiles der heutigen Albanesen; sie wurden später durch die Römer an der Küste latinisirt und schließlich durch die Serben theils verdrängt, theils slawisirt. Die Albanesen sind somit ein Urvolk, eins der ältesten Europas, das weder mit den Slawen noch mit den Hellenen im geringsten verwandt ist und seine eigene Sprache spricht, welche zwar viele slawische, hellenische, türkische und italienische Worte in sich aufgenommen hat, aber sonst keiner andern ähnlich ist. Eigenthümlich sind in ihr die französischen Laute „an und in", das englische „th" und das spanische Schluß-d (wie z. B. in „virtud"), welch letzteres von den Gelehrten bei Schreibung albanischer Worte mit dh gegeben ist, z. B. bardh (weiß). Da die Albanesen selbst unter sich die Unterschiede nicht so genau nehmen, habe ich zur Vereinfachung auch dh mit th gegeben.

Nach der Sprache, resp. deren Mundarten zerfallen die Albanesen in zwei Rassen, welche unter sich in allem so verschieden sind wie etwa Preußen und Baiern. In Oberalbanien wird gegisch gesprochen und die Leute nennen sich deshalb auch Gegen. In Unteralbanien spricht man toskisch und heißen demnach diese Albanesen Tosken. Das ganze Volk nennt sich selbst Škipetaren und seine Sprache škipisch. Die Türken haben ihnen den Namen Arnauten, die Hellenen den Namen Arbaniten, die Serben den Namen Arbanassen, die Italiener endlich Albanesen gegeben. Das Wort Škipetar heißt „Felsbewohner" und kommt von „škip" (Fels) her.

Die Zahl sämmtlicher Albanesen des Osmanischen Reiches mag sich auf 1,400000 Seelen belaufen, von denen über 1,300000 in den oben von mir gezogenen Grenzen wohnen. Der Religion nach zerfallen sie in Mohammedaner, Griechen und Katholiken. Die Zahl der erstern dürfte sich auf 1 Mill. belaufen, jene der Griechen auf 280000, der Katholiken auf 120000. Die letztere Zahl mag sich von der Wirklichkeit nicht zu weit entfernen, dagegen scheinen mir die andern Schätzungen etwas hoch gegriffen. Nach andern Angaben gäbe es blos 900000 Mohammedaner und 200000 Griechen. Ueber die Bevölkerung Oberalbaniens, soweit sie albanesisch ist, dürfte nachstehende Tabelle am correctesten sein:

Bezirk	Škodra	27000	Mohammedaner,	1600	Katholiken,	1000	Griechen.
„	Dulcigno	8400	„	1500	„	200	„
„	Zadrima	2500	„	6000	„	—	„
„	Leš	500	„	6000	„	100	„
„	Krnja, Durazzo, Tirana, Kavaja	55000	„	5000	„	5000	„
„	Dukadžin	3000	„	5000	„	—	„
„	Dibra	188000	„	500	„	1500	„
Stamm	Miriditi	—	„	30000	„	—	„
„	Matija.	8000	„	6500	„	—	„
„	Hotti.	30	„	2500	„	—	„
„	Kastrati	160	„	2000	„	140	„
„	Klementi	80	„	3300	„	—	„
„	Škreli	600	„	4100	„	—	„
„	Trjepši	—	„	600	„	—	„
„	Rioli	1500	„	1000	„	—	„
„	Grudi	1200	„	1000	„	—	„
„	Posripa.	3500	„	4600	„	—	„
„	Pulati	200	„	7300	„	—	„
„	Kópliki	1500	„	1000	„	—	„
„	Kočaj	20	„	400	„	30	„
„	Nikaj	—	„	1800	„	—	„
„	Grasnići	2660	„	140	„	—	„
„	Gaši	3300	„	—	„	—	„
„	Busahnjt	250	„	500	„	50	„
„	Marturi.	100	„	3400	„	—	„
„	Tači.	300	„	2500	„	—	„

Oberalbanien 307800 Mohammedaner, 112640 Katholiken, 8020 Griechen.

Die Bevölkerung Oberalbaniens zerfällt nach ihrer Charakteristik in vier Rassen: Maljsoren, Miriditen, katholische und mohammedanische Städter und Bewohner der Ebene. Da man diese vier voneinander in Sitten, Gebräuchen, Organisation, vornehmlich aber im Charakter unterschiedenen Rassen nicht zusammen behandeln kann, werde ich jede gesondert schildern. Und zwar beginne ich mit den Gebirgsstämmen.

a) Die Maljsoren.

Unter diesem Namen faßt man gewöhnlich die halb unabhängigen „Bergbewohner" (Malj = Berg) nördlich des Drin zusammen. Sie bestehen aus einer großen Anzahl voneinander selbständiger Stämme, welche der Pforte weder Steuern zahlen*) noch Kriegsdienste leisten (außer freiwillig und gegen gute Zahlung) und auch weder Beamte noch Soldaten der Pforte unter sich dulden. Die Pforte, wohl wissend, daß eine Unterwerfung der Maljsoren eine ebenso schwierige und undankbare Aufgabe wäre als jene der Montenegriner, begnügt sich mit der nominellen Anerkennung ihrer Oberherrlichkeit und nimmt gern die tapfern Bergbewohner

*) Blos unbedeutende freiwillige Abgaben.

in Sold, sich wohl hütend, ihnen Anlaß zum Misvergnügen zu geben. Bis in die erste Hälfte unsers Jahrhunderts kam es häufig zu Kämpfen zwischen den Malissoren und den kaiserlichen Truppen, welche von den Paschas von Skutari mitunter gegen sie ausgesandt wurden, um sie zu unterwerfen und ihnen Steuern abzupressen; aber stets mußten sich die Türken unverrichteter Sache zurückziehen, sodaß die Pforte später auf die Idee verfiel, sich mit der nominellen Oberherrlichkeit zu begnügen und sich dafür der Malissoren bei den Kriegen gegen Montenegro zu bedienen. Der Haß, welcher zwischen diesen beiden Gebirgsvölkern herrscht, ist lediglich durch die Aufreizungen der Türken und die Hetzereien der Geistlichkeit entstanden. Denn diese haßt in den Montenegrinern die griechischen „Ketzer".

Das einzige Bindemittel zwischen den Malissoren und der Pforte sind die in Škodra residirenden Bulukbaschis der einzelnen Stämme: eine Art Geschäftsträger, welche zwar vom Vali ernannt werden, aber darum auf die Stämme selbst nicht den geringsten Einfluß haben. Jeder Stamm regiert sich selbst nach dem alten Herkommen (Adet), welches zugleich als Gesetz gilt. Die Verfassung ist eine republikanische. Jeder Stamm zerfällt in Barjaks (Fahnen oder Banner), deren Häuptling Barjaktar (Fahnenträger) heißt und die Verpflichtung hat, das Barjak im Kriege anzuführen und im Rathe den Vorsitz zu führen. Der Rath besteht aus den „Aeltesten" (plekjte, die indeß manchmal ganz jung sind), deren jeder eine große Familie repräsentirt. Bei den patriarchalischen Zuständen Oberalbaniens sind die einzelnen Familien so groß, wie in den südslawischen Ländern, d. h. man findet mitunter solche von mehrern hundert Köpfen. Zum Erlaß eines Gesetzes (Suret) oder sonst eines wichtigen Beschlusses muß jedoch eine Volksversammlung (kuvént) einberufen werden, in welcher sämmtliche Hausherren vertreten sind. Im Frühjahr und im Herbst finden diese regelmäßig statt, um die Weideplätze zu bestimmen sowie den Zeitpunkt, wann das Vieh hingetrieben und wann es wieder heimgeführt werden darf. Uebertretungen des Gesetzes werden vom Rathe theils mit Geldstrafen, theils mit Confiscation von Vieh bestraft. Mit dem Erträgniß dieser Strafen wird dann von Zeit zu Zeit ein Fest veranstaltet, an dem jedes Haus durch einen Vertreter theilnimmt. Wenn sich jemand gegen den Pfarrer oder die Commune etwas zu Schulden kommen läßt, muß das strafweise confiscirte Vieh in den Kirchhof getrieben werden, wo es geschlachtet und unter die Einwohner des beleidigten Dorfes vertheilt wird. Privatstreitigkeiten werden gewöhnlich durch Obmänner ausgeglichen. Ist der eine Theil nicht zufrieden, kann er an den Rath (pljećenja) appelliren. Wenn die Sache wichtig ist und der Kläger den mächtigen Gegner fürchtet, wendet er sich an den Bulukbaschi, welcher die Klage dem Vali übergibt. Dieser ernennt dann Richter aus andern Stämmen. Doch ist dieser Vorgang so schleppend, daß sich die Streitenden gewöhnlich schon vor Beendigung des Processes ausgleichen.

Diebstähle, im Stammesgebiete begangen, werden mit Geldstrafe des vier- bis zwölffachen Werthes des gestohlenen Objects bestraft. Wurde ein befreundeter Stamm bestohlen, erfolgt einfache Strafe. Diebstähle an Fremden oder in einem nicht durch „Bessa" („Treue", Waffenruhe, Versprechen der Sicherheit) verbundenen Stamme bleiben straflos und werden, wenn an Feinden begangen, sogar für verdienstlich erachtet.

Außer den Barjaktars und den „Aeltesten" gibt es noch zwei öffentliche Stellen: die Dovrans (Bürgen) und die Gjobars (Büttel, Viehschätzer). Erstere werden vom Vali ernannt und müssen diesem Rechenschaft stehen, so oft im betreffenden Stamme irgendein großes Verbrechen begangen worden. Auch läßt der Pascha durch sie den Stamm zu den Waffen bitten.

Die Gjobars*) dienen zur Vollstreckung der Urtheile, resp. haben sie das Vieh zu confisciren. Da sie unter den Tapfersten und Kühnsten erwählt werden, genießen sie großen Einfluß und ihr Votum gibt bei den Beschlüssen der Volksversammlung oft den Ausschlag. In dieser führt, wie schon erwähnt, der Barjaktar den Vorsitz und zwar, wenn es eine Versammlung aller Malissoren ist, jener von Hotti. Um ihn gruppiren sich die Aeltesten im Kreise und draußen herum stehen die stimmberechtigten Krieger. Zuerst legt der Vorsitzende die Ursache der Berathung vor; dann beginnt die Discussion, an welcher jeder theilnehmen kann. Die Gjobars ziehen sich hierauf zurück, berathen nochmals unter sich und legen dem Volke ihre Ansicht dar. Dieses entscheidet dann durch allgemeine Abstimmung.

Ein häßliches, aber zum Theil nothwendiges Uebel ist die Blutrache, welche — in Montenegro seit 1855 erloschen — noch immer in Oberalbanien furchtbare Opfer heischt. Man kann annehmen, daß im Durchschnitt auf 15—20 Häuser jährlich ein Todter kommt. In Gegenwart des Bischofs von Pulati fielen in einem einzigen Tage zwölf Leben der Blutrache zum Opfer, und weshalb? — weil ein Albanese dem andern vier Patronen versprochen und nicht Wort gehalten hatte!

Wenn ein Albanese den andern ermordet hat (und dazu bedarf es keines besondern Anlasses), so drohen ihm von zwei Seiten Strafen. Der Pascha, durch den Bulukbaschi von dem Mord in Kenntniß gesetzt, schickt die Zaptjés aus, welche im Verein mit den Gjobars das Haus des Mörders anzünden und seine Verwandten arretiren, welch letztere so lange im Gefängniß gehalten werden, bis sich der Mörder gestellt hat. Früher, vor 1859, begnügte man sich, die Verwandten mit Geldstrafe zu belegen. Außerdem ist nun der Mörder keinen Moment seines Lebens sicher. Er kann sich nirgends verstecken, denn das Gesetz von 1859 bedroht alle, die ihn verbergen, mit Verbannung, und jeden Moment muß er riskiren, daß hinter dem nächsten Felsen oder Baume ein Verwandter oder Blutsfreund seines Opfers hervortritt und ihn niederschießt. Ist der Mörder ein Fremder, so rächen sich die Freunde des Ermordeten an den Einwohnern des Dorfes, das er bewohnte. Sie rücken bewaffnet gegen das Dorf und beginnen dessen Bewohner niederzuschießen. Da diese natürlich ebenfalls mit Schüssen antworten, wird bald das Gefecht allgemein, bis eine Partei den Rückzug antritt oder die Weiber sich ins Mittel legen. Hierauf kommt man über eine Bessa überein, während welcher an den Bulukbaschi berichtet wird. Dieser begibt sich auf den Kampfplatz, versammelt die Aeltesten und Dovrans sowie die Verwandtschaft des Ermordeten. Dann wird die Verbannung des Mörders und seiner nächsten Verwandten ausgesprochen und zwischen den beiden Dörfern Friede geschlossen. Da es aber nicht selten vorkommt, daß die zu Verbannenden sich schon in Sicherheit gebracht haben,

*) „Gjobe" = das Strafgeld.

andererseits jedoch den Albanesen keine größere Schande treffen kann, als sein Freundesblut ungerächt zu lassen, endigt die Affaire häufig mit der Niedermetzelung Unschuldiger, welche blos engere Landsleute des Mörders sind. Diese besitzen natürlich ihrerseits ebenfalls Verwandte, welche sie rächen, und so schließt sich oft Blutrache an Blutrache, sodaß ganze Familien ausgerottet werden: denn schon dem kleinen Kinde wird eingeschärft, daß es kein vergossenes Blut ungestraft lassen dürfe.

Geschieht der Mord hingegen in demselben Dorfe unter Nachbarn, so können die Verwandten und Freunde des Mörders nichts Besseres thun, als sich sofort zu verstecken oder zu entfliehen. Denn kaum ist der Mord bekannt geworden, als es die erste Beschäftigung der gesammten Freundschaft des Opfers ist, die Waffen zu ergreifen und alle mit dem Mörder in auch noch so entfernten Beziehungen stehenden Personen umzubringen. Die Folge davon ist ein Straßenkampf, der nur durch Intervention eines Unbetheiligten gedämpft werden kann. Dann erfolgt die Berathung, das Urtheil und dessen Vollstreckung, wie eben erzählt. Nur muß der Mörder noch 1500 Piaster dem Vali zahlen — oft genug ein Grund für diesen, die Blutrache zu begünstigen! Bei den Pulati werden unmündige Kinder der Verbannten geschont; doch sobald sie majorem geworden, dürfen sie nur in Gesellschaft von Fremden oder Weibern sich sehen lassen, wenn sie nicht ermordet sein wollen.

Glücklicherweise gibt es auch Waffenruhen, während welcher bei Strafe von 3000 Piaster niemand getödtet werden darf. Die eine ist vom Antonstage (13. Juni) bis Allerheiligen, die zweite vom Allerseelentage bis zum 6. Dec. Außerdem gelten ein Kirchweihfest und ein Kriegszug als Ausnahmefall. Während ich in Albanien war, erschoß ein Miridite während des Zuges nach Škodra einen andern, mit dem er in Blutrache lebte. Wegen der Verletzung jenes Gesetzes wurde er von den andern Miriditen ebenfalls erschossen.

Besonders bösartig gestaltet sich die Blutrache zwischen einzelnen Barjaks oder Stämmen (Fis); denn dann wird ohne Erbarmen jeder niedergeschossen, welcher der Gegenpartei angehört. Wenn ein einem solchen Stamme angehörender Albanese einem Unbekannten begegnet, ruft er ihm zu; „Nga če fis je?“ („Aus welchem Stamme bist du?“); der Angeredete muß ihm Antwort geben und die Wahrheit sagen; so will es die Ehre. Dann kann es ihm freilich auch geschehen, daß seiner Antwort eventuell Schüsse nachfolgen. Man sieht, daß sich die Albanesen gegenseitig das Leben ungemein verbittern, denn keinen Moment darf sich der Škipetar sicher fühlen. Kann er denn wissen, ob nicht während seines Spazierganges ins nächste Dorf ein sehr weitläufiger Verwandter von ihm einen Mord begangen hat, sodaß der ganz ahnungslos Heimkehrende plötzlich von seinem Nachbar, dem er vielleicht eben die Hand entgegenstreckt, zum Willkommen niedergeschossen wird? In Škodra begegnete ich täglich einem Albanesen aus Tirana, welcher von dort wegen Blutrache hierher geflüchtet war. Er ging mit anscheinender Sorglosigkeit spazieren, aber stets hielt er die Hand auf den Waffen, während seine Diener vor- und rückwärts gingen, bei jedem Schritte nach allen Seiten spähend, ob nicht ein Rächer im Anzuge sei oder im Hinterhalt liege. Eine beneidenswerthe Existenz fürwahr!

Wenn endlich genug Blut geflossen und beide Theile müde sind, wenden sie sich an den Vali um Intervention. An einem bestimmten Tage versammeln sich die feindlichen Barjaktars in Škodra, wo sie im Seraj mit dem Vali, den Aeltesten der neutralen Stämme und den Medschlismitgliedern die Sache verhandeln. Die beiderseitigen Opfer werden gezählt, der gegenseitig verursachte Schaden ermittelt und nun das Urtheil gefällt. Der weniger mitgenommene Stamm zahlt dem andern den Ueberschuß an Opfern in klingender Münze, und derjenige, welcher den Streit begonnen, eine Geldstrafe, von welcher die Hälfte dem Kjaja (Secretär) des Vali, drei Achtel dem Bulukbaschi der Hotti und ein Achtel dem Bulukbaschi des beleidigten Barjaks gezahlt werden. Aber auch hier wird das Urtheil durch die beiderseitigen Bestechungsgelder (ruhvet) modificirt.

Durch Vermittelung eines dritten geschieht es häufig, daß die Blutrache nicht sofort eintritt, sondern eine Bessa von bestimmter Dauer gegeben wird, während welcher Zeit der Mörder keine Gefahr läuft. Manchmal tauscht man zur bessern Sicherheit die Kinder als Geiseln aus. Unabsichtlicher Todtschlag wird durch eine Entschädigungssumme ausgeglichen, doch thut der Thäter gut, sich während der Trauer der Verwandten außer Sicht zu halten. Uebrigens ist es nicht blos Mord allein, welcher die Blutrache zur Folge hat. Ehebruch, Entführung, Verführung oder Schändung ziehen ebenfalls Blutrache nach sich. Das verführte, ja sogar das geschändete Mädchen wird, wenn es schwanger geworden, ohne Erbarmen von den nächsten Verwandten umgebracht, bevor das Kind geboren ist. Sollte sie sich jedoch geflüchtet haben und anderswo entbunden worden sein, so rasten die eigenen Aeltern nicht, bis sie den Schlupfwinkel entdeckt und Tochter und Enkel ihrer Rache geopfert haben.

Jetzt ist übrigens die Blutrache schon in erfreulicher Abnahme begriffen; früher hatte sie aber bereits riesige Dimensionen angenommen. Um diesen ein Ziel zu stecken, wurde im Jahre 1844 eine allgemeine Bessa ausgeschrieben. Allein die Bulukbaschis und der Kjaja standen sich nicht gut dabei, sie begannen daher die blutdürstigen Instincte der Albanesen aufzureizen, und die Folge war eine dreizehnjährige Fehde, welche Tausenden das Leben kostete. Im Januar 1857 war es so arg geworden, daß sich in Škodra allein über 500 Malissoren befanden, welche sich dahin geflüchtet, um der Blutrache zu entgehen! Diesem Zustande ein Ende zu machen, erließ Mustapha-Pascha ein Gesetz, nach welchem eine allgemeine Bessa eintreten und während derselben alle Differenzen beigelegt werden sollten. Seither sind die Verheerungen der Blutrache eingedämmt.

Wenn der Mörder lange verbannt gewesen und schon Gras über den Mord gewachsen ist, unternimmt es ein Neutraler, am besten der Pfarrer, die Parteien zu versöhnen und dem Mörder Verzeihung auszuwirken, was bei der Habsucht und Geldgier der Albanesen oft genug gelingt. Wenn alles vergeblich ist, muß die Religion herhalten. Der Pfarrer im Ornat, geführt vom Meßner, welcher Kreuz und Bibel trägt, tritt in das Haus des Opfers und beschwört dessen Verwandte bei der Barmherzigkeit Christi, dem Mörder zu vergeben. Sind Kinder da, werden sie ebenfalls zur Staffage benutzt, um durch Bitten die Herzen der Beleidigten zu erweichen. Ist auch dies umsonst, so folgen Drohungen und im

Nothfalle der Kirchenfluch. Vor diesem haben die ebenso bigoten als abergläubischen Albanesen großen Respect, daher wirkt dessen Androhung fast immer.

Ist man so weit, so wird eine große Aussöhnungskomödie veranstaltet. Die weitschichtigsten Verwandten des Opfers und die ganze Familie des Mörders setzen sich nach dem Hause des Gefallenen in Bewegung. Ihnen voran schreiten Pfarrer und Meßner im Ornat, wie oben. Hinter ihnen werden alle Wiegen mit den Säuglingen getragen. Dann folgt der Mörder, die Hände auf den Rücken gebunden, die Mordwaffe um den Hals gehängt. Bei dem Hause angekommen, stellt man die Wiegen so auf, daß die Kinder nach Osten blicken, und der Mörder setzt sich vor dem Eingange nieder. Der nächste Verwandte des Opfers fragt hierauf, was der Massenbesuch bedeute. Der Pfarrer ergreift nun das Wort und bietet seine ganze Beredsamkeit auf, dem Mörder Verzeihung zu erwirken. Die Sitte will es, daß der Beleidigte lange widersteht, bis er endlich nach scheinbarem Kampfe eine Wiege anfaßt, mit ihr mehrmals von links nach rechts durch das Zimmer schreitet und sie dann so niedersetzt, daß das Kind nach Westen blickt. Die andern Verwandten machen dasselbe mit den übrigen Wiegen. Dann bringen der Pfarrer und ein halbes Dutzend Freunde des Mörders diesen in das Zimmer, knien mit ihm nieder und bitten um Verzeihung. Der Familienchef zögert, weint, blickt gen Himmel und zählt die schönen Eigenschaften des Gefallenen auf. Den verdoppelten Bitten antwortet er stets mit einem „Mein Herz ist noch nicht bereit". Nach mehrern Stunden endlich, wenn die Sache schon langweilig und die Leute müde und heiser werden, entreißt der Beleidigte dem Mörder seine Waffe, bindet ihm die Hände los und umarmt ihn, sagend: „Meiner Treu, ich verzeihe dir!" („Te kloft alát!") Die andern Verwandten sprechen es nach und umarmen gleichfalls. Die Freunde des Mörders geben nun ihre Waffen als Geschenk; diese werden jedoch gewöhnlich nach dem Gelage, welches die Komödie beschließt, ganz oder theilweise zurückgestellt.

Die Blutrache, mit welcher die Albanesen gleich bei der Hand sind, erschwert auch die Zeugenschaft ungemein. Um den Zeugen der Rache desjenigen zu entziehen, gegen den er ausgesagt, hat man den „Kapucar" eingeführt. Nächtlicherweile schleicht sich derselbe zu einem der Richter, welcher ihm discret erscheint, und erzählt ihm alles, was er weiß. Hat er den Richter von der Wahrheit seiner Worte überzeugt (freilich oft durch gewichtigen Händedruck), theilt dieser seinen Collegen das Gehörte mit, ohne den Namen des Kapucar zu nennen, und jene entscheiden dann auf Grund dieses Zeugnisses.

Die Maljsoren gleichen in vielem den Montenegrinern. Gleich diesen sind sie außerordentlich tapfer, kühn und stolz; sie schätzen sich gegenseitig und behandeln einander mit ausgesuchter Hochachtung, um jede Beleidigung hintanzuhalten. Ihre Ansichten von Ehre sind ebenfalls stark entwickelt. Ehe er sich (nach seinem Begriff) entehren läßt, gibt der Maljsore sich lieber den Tod. Daher sind auch alle Versuche der Türken, sie ganz an sich zu ziehen und zu unterwerfen, misglückt. Unter sich mildthätig, unterstützen sie sich gegenseitig im Unglück, achten sie ihre Vorgesetzten und halten mit unerschütterlicher Redlichkeit das einmal gegebene Wort. Wenn ein Vater dem Mörder seines Kindes die Bessa gegeben hätte und dieser

sich zu ihm flüchtete, so würde er sich lieber in Stücke reißen lassen, als den Mörder seines theuern Kindes ausliefern, solange die Bessa währt und jener sich als Gast (Mnore) unter seinem Dache befindet. Unter der Bessa des Geringsten kann der Fremde in Sicherheit durch das ganze Land reisen, denn jeder weiß, daß eine Insulte an dem Fremden von dem ganzen Stamme des Bessagebers mit Blutrache vergolten würde. Die Gastfreundschaft steht demgemäß auf derselben hohen Stufe wie in Montenegro. Man mag in der kleinsten Hütte einkehren, man ist sicher, daß der Maljsore sein Möglichstes thun wird, sich dem Gast angenehm zu machen. Leider ist der Wille gewöhnlich besser als die vorgesetzten Gerichte, und ich mußte meine ganze Erfindungsgabe aufbieten, um in den zahlreichen Hütten, welche ich besuchte, dem Essen der mir vorgesetzten Gerichte zu entgehen, ohne den Gastgeber zu beleidigen. Von den Franken erwartet der bereits verwöhnte Maljsore allerdings ein entsprechendes Trinkgeld, aber von seinen Landsleuten nimmt er nichts an. Oft bleibt ein Maljsore beim andern so lange zu Gaste, bis dieser nichts mehr hat; dieser lacht dann aber blos, hängt die Flinte über die Schulter und geht selbst mit seinem Gaste in die nächste Hütte, wo er sich so lange füttern läßt, als es ihm gefällt.

Das Costüm der Maljsoren ist lange nicht so malerisch und prächtig wie das montenegrinische. Nur die wenigen Vornehmen und Reichen, als Barjaktars, Bulukbaschis u. s. w., erlauben sich Luxus in der Kleidung. Gewöhnlich trägt der Maljsore einfache Leinwand- und Tuchhosen von weiß sein sollender (gewöhnlich graugelber) Farbe, mit schwarzen Schnüren verziert. Diese Hosen sind um die Waden eng, gleich den ungarischen, oben jedoch weit nach Art jener der französischen Ouvriers; im ganzen sehr geschmacklos. Dann folgt um die Taille ein rother Gürtel, welcher das Waffenleder in sich schließt, das ein paar Pistolen, Pfeifenstopfer, Messer u. dgl. enthält. Ueber dem Gürtel wird ein lederner mit drei bis sechs daran befestigten viereckigen Metallpatrontaschen getragen. Im Sommer trägt der Maljsore entweder blos ein Hemd auf dem Oberkörper oder statt dessen eine ärmellose Weste nach Schnitt des montenegrinischen Džamadan. Sie ist entweder grau oder roth mit schwarzer Einfassung. Viele tragen aber auch statt des Džamadan die Gjurdinje, eine dicke, schwarze, ärmellose Wolljacke mit viereckiger Kapuze. Sie soll noch aus Skanderbeg's Zeiten stammen und ihre Farbe die Trauer um diesen Helden andeuten. Als Kopfbedeckung dient ein rother Fes oder eine weiße Schaffellkappe nach Art des bulgarischen Kalpak. Die Fußbekleidung besteht aus Topanken, wie in Montenegro. Im Winter tragen die Maljsoren über dem Džamadan ein Jelek, ärmellose Jacke von grauem oder rothem Untergrunde, mit schwarzer, reicher Stickerei und darüber die Gjurdinje oder einen groben, dicken, braunen Kotzenmantel mit Kapuze, der aber blos bis an die Hüften reicht. Der Pfarrer von Drvén, bei dem ich einmal übernachtete, lieh mir in der kalten Nacht einen solchen Mantel (ich schlief nämlich angekleidet auf der Erde), doch fand ich ihn unpraktisch und wenig warm.

Niemals wird man einen Maljsoren unbewaffnet außer Hause sehen. Wenn er nicht seine lange Flinte mit sich schleppt — was gewöhnlich der Fall — so wird er wenigstens seine Pistolen im Gürtel tragen. Die Gewehre sind größten-

theils alle Steinschloßflinten, welche prächtig gearbeitet sind und stets blank geputzt wie Silber glänzen. Hinterlader gelangten erst in neuester Zeit zur Vertheilung. Die Pistolen sind entweder den Gewehren ähnlich und bisweilen mit Edelsteinen besetzt, oder sie sind einfach, von Holz und mit Messing beschlagen. Revolver sind noch selten. Ebenso vermißte ich sehr den Yatagan. Auffallend war mir, daß die Albanesen im allgemeinen keine hervorragenden Schützen sind, wie z. B. die Montenegriner oder Tiroler. Bei einem Scheibenschießen, an welchem auch mehrere Malissoren theilnahmen, erregte es Aufsehen, daß mich keiner derselben übertreffen konnte, während ich doch schon mehrere Jahre der Uebung entbehrt hatte. Zu meiner Verwunderung erfuhr ich, daß die Malissoren mit gezogenen Gewehren nicht so gut umzugehen verständen wie mit ihren langen Flinten.

Eine lächerliche Sitte der Albanesen, welche sie offenbar den Türken entnommen haben, ist das Rasiren des Kopfes. Unter zehn Malissoren hat gewiß die Hälfte einen ganz kahlen Schädel, dessen Farbe durch die hervorsprossenden Stoppeln melirt erscheint. Um sich nicht zu erkälten, wird der Schädel mit einem anliegenden Käppchen, nach Art der Pfarrerhauskäppchen, bedeckt, über das der Fes gesetzt wird. Von der andern Hälfte der Malissoren tragen mindestens vier einen halbgeschorenen Kopf und höchstens einer ist „Reform-Malissore"! Die Halbgeschorenen sind besonders komisch anzusehen. Entweder ist der Schädel bis auf eine am Wirbel stehende Scalplocke glatt abrasirt, oder die Haare sind bis auf eine Raupe in der Mitte stehen geblieben (nach Art des bairischen Raupenhelms), oder der Schädel ist gerade in der Mitte glattrasirt und die Haarbüschel stehen oberhalb der Ohren. Wenn sich die Malissoren in der Kirche entblößten und niederknieten, glaubte ich, auf eine Sammlung polynesischer Schädel hinabzusehen. Früher war diese Sitte allgemein, jetzt aber haben sich doch schon moderne Ideen Eingang verschafft und die Städter sowie dort erzogene Malissoren weigern sich zum Aerger und Anstoß der Alten, ihre Kopfzier verstümmeln zu lassen.

Unter den Gebräuchen sind die Hochzeitsceremonien am bemerkenswerthesten. Mitunter — obwol diese Sitte schon im Verschwinden begriffen — verlobt man die Kinder schon in der Wiege, ohne daß es dann einer der beiden Theile wagen würde, eine solche Verbindung zu lösen, denn dieser Schimpf würde Blutrache nach sich ziehen. Nachdem er den Kaufschilling bezahlt (5—800 Piaster), schickt der Bräutigam seinen Vater, die Braut abzuholen, deren Aeltern einige Tage vorher davon benachrichtigt werden. Da die ausführliche Beschreibung der Hochzeitsceremonien wenigstens 20 Seiten in Anspruch nehmen würde, muß ich mich hier auf Wiedergabe des Wichtigsten beschränken.

Der Vater oder sonstige Abgesandte des Bräutigams übergibt der Braut das Hochzeitsgeschenk (Dunti), darauf beginnen die Festlichkeiten in beiden Familien, welche mehrere Tage dauern. Die Braut wird von ihren Freundinnen ausgezogen, tüchtig abgewaschen, gerieben, geknetet, gekämmt, geschminkt, kurz malträtirt, ohne daß sie es wagen darf, sich dem zu widersetzen. Das ist aber noch die geringste Brautquälerei! Wenn sie mit den Hochzeitskleidern geschmückt und mit allen Schätzen ausgestattet ist — bis dahin ist bereits eine volle Woche in Vorbereitungen verstrichen! — wird sie den Frauen vorgestellt, welche, sei die Braut auch noch so

häßlich, in laute Lobeserhebungen ausbrechen. Wenn hierauf Vater und Brüder eintreten, wirft sich die Braut ihnen zu Füßen und muß laut weinend Verzeihung für alle ihre seit der Kindheit begangenen Unarten erflehen. Nachdem dies geschehen, beginnen alle Anwesenden zu heulen, um den Schmerz der Trennung zu versinnlichen. Am fünften Tage beginnt dann die Hauptmarter. Während die Hochzeitsgäste, deren Zahl sich bei Vornehmen oft auf 5—600 beläuft, die Geschenke bringen, wird die Braut wieder mit dem Hochzeitsschmuck angethan und bei Tagesanbruch in den Winkel des schönsten Zimmers gestellt, wo sie so lange aufrecht stehen muß — die Augen gesenkt, die Arme über die Brust gekreuzt, das Athemholen des Busens verbergend — bis man kommt, sie in das Haus ihres Zukünftigen zu schleppen. Zwei Frauen stehen daneben, während die andern auf den längs den Wänden laufenden Ottomanen sitzen und fortwährend die regungslose Braut anstarren.

Aber auch mit dem Eintritt in das Haus ihres Gatten ist die Braut noch nicht von allen Martern erlöst; im Gegentheil diese beginnen erst recht. Drei Tage lang muß sie in derselben Stellung im Winkel stehen, ohne sich rühren, sprechen oder die Augen heben zu dürfen. Blos zu den Mahlzeiten darf sich die Arme niedersetzen. Aber selbst dann darf sie nicht freiwillig essen, sondern muß sich mit Gewalt die Bissen in den Mund schieben lassen, um zu zeigen, welchen Kummer sie über das Scheiden aus dem Vaterhause empfindet.

Während sich diese Komödie abspielt, vergnügen sich die Hochzeitsgäste in andern Gemächern bei Schmaus und Spiel, bis endlich die Trauung stattfindet. Zu dieser darf sich ein wohlerzogener Bräutigam von seinen beiden Beiständen nur mit Gewalt schleppen lassen. Wenn der Priester die Braut dreimal fragt, ob sie den Bräutigam heirathen wolle, darf diese nicht antworten, sondern muß sich von ihrer Brautjungfer den Kopf dreimal hinabstoßen lassen. Nach der Trauung zieht sich alles zurück. Die Frauen beginnen nochmals die Schönheit und Tugend der Braut zu verherrlichen, dann setzt man sich zur Tafel, die beiden Geschlechter in verschiedene Zimmer vertheilt. Der Bräutigam darf aber erst dann erscheinen, wenn der Schnaps erscheint, und selbst dann muß er sich von seinen Beiständen mit Gewalt zur Tafel schleppen und ebenso füttern lassen.

Um Mitternacht wird die Braut von den Frauen ins Brautgemach geleitet, ausgezogen und in das Bett gelegt. Wenn jene dann zurückgekehrt sind, blinzeln sie dem Beistand zu, welcher seinerseits dem Bräutigam einen Wink gibt. Dieser thut nichts dergleichen, aber nach einer Weile benutzt er den Moment, da die ganze Gesellschaft, mit dem Zechen beschäftigt, sich um ihn nicht kümmert, um heimlich zu entwischen und sich in das Brautgemach zu begeben. Damit hat aber die Komödie noch nicht ihr Ende erreicht! Der Mann muß sich höchst erstaunt stellen, in seinem Bett ein (scheinbar) schlummerndes Mädchen zu finden, über ihre Schönheit in Entzücken gerathen und sie fragen, wer sie sei, wie sie hierher komme und was sie da wolle? Das Mädchen spielt ihre Rolle als Schlafende fort und läßt sich von ihm Zuckerwerk in den Mund stecken, ohne es zu essen. Dann legt er sich zu ihr und sucht sie zu wecken. Jetzt erst darf das Mädchen sich erwachend stellen, und die Wohlerzogenheit erfordert es, daß sie die Bestürzte spielt und sich kräftig zur Wehr setzt.

Wenn der Mann, auf diese Art zum Rückzug gezwungen, wieder in den Speisesaal zurückkehrt, erklärt er seine Abwesenheit durch die Nothwendigkeit, nach dem Wetter zu sehen oder dergleichen. In dieser und den nächsten zwei Nächten muß er sich in Acht nehmen, beim Betreten oder Verlassen des Brautgemaches nicht ertappt zu werden, da dies für eine Schande gelten würde. Die Tage nach den drei verunglückten Brautnächten verstreichen für die Braut unsäglich langweilig; des Morgens muß sie im Winkel stehen und sich die Augen zuhalten, als ob sie sich schämte, und den Rest des Tages muß sie sich steif und starr wie ein Statue verhalten und die Besuche der fremden Frauen über sich ergehen lassen. Diesen verrückten Ceremonien macht endlich in der vierten Nacht der wirkliche Vollzug der Ehe ein Ende. Oder eigentlich nein, noch nicht! Vierzehn Tage später wird die arme Braut nochmals von ihren Freundinnen weggeschleppt und in das Vaterhaus zurückgebracht. Dabei muß sie sich stellen, als ob sie sich ausnehmend darüber freute, und wenn sie nach ein oder zwei Wochen wieder zu ihrem Manne zurückgebracht wird, muß sie Traurigkeit heucheln, sehnsüchtig nach dem Aelternhause zurückblicken und erklären, daß sie lieber dort als bei ihrem Gatten sein möchte!

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch einige Worte über die Maljsorinnen sagen. Von dem Moment an, da sie Frau geworden, wird die Maljsorin von allen respectirt und zwar desto mehr, je mehr Kinder sie ihrem Manne schenkt. Diese bilden ihren einzigen Stolz, denn auf Schönheit scheint man nicht so viel zu halten, wie auch die Liebe nur eine untergeordnete Rolle bei den Maljsoren spielt. Eheliche Untreue würde mir unmöglich erscheinen, wenn ich nicht wüßte, daß einer meiner Freunde, ein sehr hübscher junger Mann, einige Eroberungen gemacht hat. In dieser Beziehung steht die Montenegrinerin über allem Verdacht erhaben da. Sonst finde ich aber zwischen beiden mehrfache Aehnlichkeiten. Gleich der Montenegrinerin läßt sich auch die Maljsorin nicht außer Hause sehen, es sei denn, daß sie in die Kirche oder zum Markt geht. Mit dem Manne erscheint sie nirgends öffentlich. Blos in den Kampf zieht sie mit ihm, gleichwie dies in Montenegro der Fall, um den Train zu besorgen und die Verwundeten zu pflegen. Es ist bisweilen vorgekommen, daß sich die Maljsorinnen an dem Kampfe betheiligten oder ihre Söhne und Gatten, wenn diese flohen, in den Kampf zurückführten und die Feigen mit Scheltworten demüthigten. Ja manche sollen sich sogar von ihren Männern haben scheiden lassen, wenn diese sich nicht tapfer genug zeigten.

Die Frau besorgt Haus- und Feldarbeit, und wenn sie auch vom Manne stets respectirt wird, nimmt sie doch gleichwie in Montenegro eine sehr untergeordnete Stellung ein. Wenn der Gatte verreist, darf sie ihn weder um sein Ziel noch um die Zeit seiner Rückkehr fragen, noch ihn begleiten; solange er ausbleibt, wäre es unschicklich von ihr, nach ihm zu fragen, und wenn er heimkehrt, darf sie ihm nicht entgegengehen, sondern muß sich so gleichgültig stellen, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Sonderbar ist die Tracht der Maljsorinnen. Hemd und Unterhosen fehlen bei ihnen wie bei den Männern fast gänzlich. Die Füße stecken in Topanken, rothe Gamaschen mit schwarzen Schnüren bedecken die meist magern, aber sehnigen Waden, ein rothes Röckchen (Gjubé) mit schwarzen Schnurenverzierungen reicht

nur bis an die Knie und ist so eng, daß die Frauen kaum ordentlich ausschreiten können. Noch komischer nimmt sich der Frack aus, welchen die meisten Malissorinnen tragen. Er ist ebenfalls roth und schwarz, vorn offen oder geschlossen, je nachdem die Frau noch ein Hemd oder eine Art Mieder trägt oder nicht. Im ersten Falle liegt das Hemd (welches indeß nur wenige Vornehme tragen) so eng an wie ein nasses Schwimmkleid. Um die Taille tragen die Frauen eine rothe Schärpe und einen metallenen Gürtel, an dem allerlei Zierathen hängen. Die Haare werden kurz getragen und glatt zu beiden Seiten über die Ohren gestrichen. Da auch selbst die mohammedanischen Malissorinnen keinen Faschmak tragen, ist das ganze Costüm nach türkischen Begriffen sehr unanständig, nach unsern allerdings ebenso wenig decent. Bei den Armen ist das rothe Tuch durch grobe Sackleinwand oder grauen Wollstoff ersetzt.

Die Mädchen sind größtentheils schmächtig und mager, aber doch stark und kräftig. Ihre Gesichtszüge sind nicht unangenehm, aber gewissermaßen eckig. Die Frauen haben etwas üppigere Formen (ohne jedoch darin die Schönheit der christlichen Skutariotinnen zu erreichen), sind oft recht hübsch, aber wie gesagt, unrein. Die Malissorenmänner sind von Natur den Weibern nicht besonders überlegen und lange nicht so herculische Gestalten wie die Mehrzahl der Montenegriner.

Die Mädchen beschäftigen sich mit dem Weiden der Heerden, dem Spinnen der Wolle und Weben der groben Stoffe, welche den Malissoren zur Kleidung dienen. Sie gehen unverschleiert, dürfen mit den Knaben spielen, treiben allein die beladenen Esel auf den Markt und haben nichts zu fürchten, denn im ganzen Malissorengebiete werden die Weiber respectirt und ihre Bessa gilt mehr als jene der Männer.

b) Die Miriditen.

Als Bergbewohner haben die Miriditen mit den Malissoren viele Aehnlichkeiten. Die eigentlichen Miriditen sind durchgehends Katholiken, denn ein Renegat wird in ihrer Mitte nicht geduldet. Jene der drei neuen Barjaks sowie die Matja und Dukadžin sind jedoch mit Mohammedanern gemischt.

Die eigentlichen Miriditen bilden den Kern der Mittelalbanesen, so wie die Malissoren der Kern Nordalbaniens sind. Miridita besteht aus den fünf alten Barjaks: Dróši, Fandi, Spaši, Kušnéni und Dibri (von Dibra wohl zu unterscheiden), sowie den drei, welche sich erst in den letzten Jahrzehnten angeschlossen: Kthela, Biškaši und Selita šiper. Die Matija, von denen sich diese losgelöst, bestehen jetzt nur mehr aus vier Barjaks: Zogolj, Oloman, Bogšik und Čelaj. Die Dukadžin, welchen Hahn zwölf Barjaks gibt, sollen nach den übereinstimmenden Angaben meiner Gewährsmänner blos drei haben: Puka, Halija und Malj-i-zij.

Miriditische Dörfer finden sich auch in Dukadžin (Čjafa-malit, Gojani), sodaß die Miriditen oft deshalb auf das ganze Gebiet bis zum Drin Anspruch erheben. Nach einer Angabe, welche mir die Fürstin Marcella (die Witwe Bib Doda's) machte, würde sich die Zahl der Miriditen auf mehr als 20000 erheben, wie gewöhnlich angenommen wird. Es sollen nämlich haben:

das	Barjak	Dróši	1800	Einwohner
„	„	Fandi	4600	„
„	„	Spaši	6700	„
„	„	Dibri	7000	„
„	„	Kušneni	4000	„
„	„	Biškaši	2400	„
„	„	Kthela	4000	„
„	„	Selita	1500	„
		Miridita	32000	Einwohner.

Dies würde mit Prenk Bib Doda's Angabe stimmen, welcher von 6000 Waffenfähigen sprach, die er aufbringen könne. Der Hauptunterschied liegt wahrscheinlich darin, ob man die drei neuen Barjaks zum eigentlichen Miridita rechnet oder zu Matija, denn sonst würde sich auch nicht die Angabe erklären lassen, daß im Barjak Selita 250 Mohammedaner und solche auch in Biškaši und Kthela vorhanden seien.

Die Hauptstadt von Miridita ist Dróši, eigentlich ein ärmliches Dorf von ungefähr 400 Einwohnern. Bib Doda hat sich daselbst ein großes Seraj erbaut, nach Art der türkischen Häuser von Škodra. Vor demselben liegen zwei Kanonenrohre ohne Laffeten. Uebrigens wohnt der jetzige Fürst, Prenk Bib Doda, mit seiner Familie in Škodra, wo er ein ziemlich comfortabel eingerichtetes Haus besitzt; er ist ein junger Mann von 22 Jahren, intelligent und von einer gewissen Bildung, da er in Konstantinopel bis 1876 erzogen wurde. Der Fürstentitel wird ihm eigentlich nur der Höflichkeit halber gegeben, denn wenngleich sein Vater ganz Miridita beherrschte, so ist doch Prenk's Einfluß nur beschränkt. Die Türken betrachten ihn als Pascha und Kajmakam von Dróši, die Miriditen selbst nennen ihn ihren Kapitän.

Die Organisation ist bei den Miriditen, Matja und Dukadžin dieselbe wie bei den Malissoren. Jedes Barjak hat seinen Barjaktar, seinen aus den „Aeltesten" bestehenden Rath und seine Volksversammlung. Wenn ein Miridite ein todeswürdiges Verbrechen begeht, so wird er vom Rath verurtheilt und das Urtheil vom Barjak vollzogen. Der Kapitän confiscirt dann den Besitz des Hingerichteten und theilt sich mit dem Rathe in denselben. Uebrigens kommt solches selten vor, da der Mord nicht Staatsangelegenheit, sondern Privatsache ist und dessen Bestrafung lediglich der beleidigten Familie zukommt, welche sehr entrüstet sein würde, wenn sich der Kapitän zu ihren Gunsten einmischen wollte. Diebstahl oder Verleumdung, wenn dabei Landsleute beschädigt erscheinen, wird durch theilweise Confiscation bestraft; Ehebruch zieht Steinigung der Frau und Ermordung des Mannes nach sich. Uebrigens kommt solches selten vor, obschon Frauen und Mädchen vollkommene Freiheit genießen und allein durch das ganze Land ziehen. Trotzdem hütet sich jedes Mädchen, mit einem fremden jungen Manne zu reden; denn würde man dies gewahr, wäre es mit ihrem Rufe dahin und sie würde keinen Mann mehr finden. In einem solchen Falle würde sich das Mädchen entehrt halten und sich selbst den Tod geben. Der Miriditenabt Don Zarichi erzählte, daß 1855 ein Mann aussprengte, er habe das und jenes Mädchen mit einem jungen Manne

plaudern gesehen. Das Mädchen wartete Ostern ab; als dann der ganze Stamm versammelt war, rief es Gott zum Zeugen seiner Unschuld an und erschoß sich vor der Kirche. Das Kind war erst 15 Jahre alt. Sein Bruder metzelte zwei Tage später den Verleumder nieder.

Die „Aeltesten" der Miriditen sind in ihrer Würde erblich, sodaß auch ein Jüngling „Aeltester" sein kann. Sie haben weit mehr Einfluß als bei den Malissoren und der (erbliche) Kapitän kann ohne ihre Genehmigung und jene der ebenfalls erblichen Barjaktars keine Entscheidung treffen. Bei besondern Anlässen entscheidet übrigens die Volksversammlung.

Als Gesetz gelten hier wie in Dukadžin und Matja die „Kanúni Leki Dukadžinit", von dem im 15. Jahrhundert lebenden Fürsten Lek oder Leš (Alexander) Dukadžin getroffenen Verordnungen, welche sich bis heute durch Tradition vererbt haben. Sie unterschieden sich nur wenig von jenen, welche ich schon bei den Malissoren erwähnt. Bei den Miriditen, welche sich für die Nachkommen Dukadžins halten, bestehen sie unverändert. Wenn ein Fall von den „Kanúni" nicht vorgesehen ist oder sonst Zweifel obwalten, obliegt es dem Kapetan und den Aeltesten, den Schiedsspruch zu fällen.

Ein sonderbarer Gebrauch will, daß während der Miridite sich nur unter seinen Landsleuten verheirathen darf, seine Kapitäne sich die Frauen aus türkischen Häusern rauben müssen. Auch die Fürstin Marcella ist die Tochter eines Beis von Krnja, die von Bib Doda geraubt und getauft worden. Dies hindert sie nicht, heute die frömmste Christin zu sein.

Die Miriditen stehen an Tapferkeit und Kühnheit den Malissoren gleich, übertreffen sie an Disciplin, aber auch an Fanatismus, Heftigkeit, Rachsüchtigkeit, Stolz und — Diebessinn. Wenn nicht durch Bessa gebunden, sind die Miriditen ausgemachte Diebe und kein Pferd, kein Schaf ist vor ihnen sicher. Als sie im letzten Jahre nach langer Zeit wieder einmal in Massen nach Škodra kamen, wurde alles vor ihnen versteckt und in Sicherheit gebracht; dennoch kamen von Tusi sehr oft Nachrichten über ihre Diebstähle.

Im Kriege, wenn die Miriditen Hülfstruppen senden, müssen diese auf dem Ehrenplatze des rechten Flügels stehen, während die Hotti jenen des linken Flügels einnehmen. Auch muß die Pforte jedem Manne außer der Verpflegung 60 Piaster Sold per Monat zahlen. Während alle Albanesen, gleich den Franzosen, mit großem Elan den ersten Angriff ausführen und sich ebenso leicht durch kaltblütigen Widerstand entmuthigen lassen, verstehen es blos die Miriditen, sich wieder in Ordnung zurückzuziehen, wenn die Malissoren bereits in wilder Flucht durcheinanderwogen. Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der größte Theil der als Stradioten bekannten Söldner Miriditen waren. Daß die Miriditen als solche nicht besonders genannt werden, hat meiner Ansicht nach nichts zu bedeuten. Denn auch Barletius führt unter Skanderbeg's Kampfgenossen die Miriditen nicht auf, ebenso wenig Franciscus Blancus (1501), ja nicht einmal Mariano Bolizza (1614), obwol die Miriditen damals schon existirt haben müssen, da über ihre spätere Einwanderung nichts bekannt ist. Aus allem diesen schließe ich, daß die Miriditen damals unter den Dukadžin inbegriffen waren, deren Gebiet ja bedeutend

größer war, als es heute ist. Es umfaßte damals auch einen Theil der Posripa und Pulati. Wann aber die Miriditen ihren heutigen Namen angenommen, läßt sich ebenso wenig entscheiden, als die Ursache dieser Aenderung.

Gleich den Malissoren zeigen sich auch die Miriditen der katholischen Religion sehr ergeben, aber nur äußerlich. Von der Moral der christlichen Religion haben sie keine Idee; dagegen beobachten sie streng die leeren Aeußerlichkeiten des katholischen Cultus, als Fasten, Processionen, Herunterleiern frommer Lieder u. s. w. Einen Fasttag zu verletzen, wird der Miridite mehr Bedenken tragen, als den Nächsten, von dem er sich beleidigt glaubt, umzubringen; und seinem Feinde zu verzeihen, wie dies Christus befahl, würde ihm nie einfallen. Aus diesem Grunde nehmen auch die Miriditen kein Entschädigungsgeld an, sondern wollen Blut sehen. In der Ausführung der Blutrache sind sie fanatischer als die Malissoren; jede Versöhnung weisen sie als ehrlos zurück.

In kirchlicher Beziehung stehen die Miriditen unter dem Bischof von Leš, blos zwei Pfarren (Mnela und Vigu) und die Dukadžin gehören zur Diöcese Zadrima und die neuen Barjaks unterstehen dem Erzbischof von Durazzo. In Dróši residirt auch ein mitrirter Abt, welcher ehemals großen Einfluß besaß und eine große Rolle spielte. Heute ist er ein recht armer Teufel, denn seine Pfarrkinder sind größtentheils arm und die Vornehmen geizig.

Auffallend ist, daß die Miriditen manche Ceremonien der griechischen Kirche besitzen. So z. B. communiciren sie mit Brot und Wein, in manchen ihrer Kirchen findet sich das Doppelkreuz und sogar byzantinische Bilder. Man will daraus schließen, daß die Miriditen einst der griechischen Kirche angehört und durch Missionare später dem Katholicismus gewonnen wurden. Das müßte aber noch vor dem 14. Jahrhundert geschehen sein.

Die Miriditen leben hauptsächlich von Viehzucht, Bodencultur und Stehlen, welch letzteres ihnen angenehmer und lieber ist als arbeiten. Wenn ein Miridite 500 Ziegen und Schafe besitzt, gilt er für wohlhabend; bei 1000 Stück ist er reich und bei 1500 ein Krösus, deren es nur wenige gibt. Eine Familie von nur fünf Köpfen müßte, um nur von der Schafzucht allein zu leben, eine Heerde von mindestens 200 Stück haben.

Im südlichen Miridita und Matja wird starker Weinbau betrieben, doch kommt kein Wein zur Ausfuhr, da die Miriditen und Matjaner ihren Wein selbst trinken. Jene von Dróši, Spaši und Gojani sind die besten. Das fruchtbarste Barjak ist Dibri, in welchem auch Mais und etwas Weizen gebaut wird. Letzterer dient zum Backen der Festtagsbrote, während der Mais das Hausbrot liefert. Der fehlende Bedarf wird durch Viehausfuhr gedeckt. Die reichste Pfarrei ist Kalivara. Jedes Haus muß 1 Košik Mais, 10 Oke Wein, $^1/_2$ Oka Käse und 1 Oka Fleisch liefern, sodaß sich das jährliche Erträgniß auf 60 Pferdelasten Mais, 2640 Oke Wein, 240 Oke Fleisch und 120 Oke Käse stellt — der Pfarrer kann also leben! Früher befand sich Don Primo Doči auf diesem fetten Posten; da er aber durch die Unterhandlungen mit Montenegro, welche unter seiner Vermittelung zur montenegrinisch-miriditischen Allianz führten (Ende 1876), compromittirt wurde, nahmen ihn die Türken gefangen. Ich weiß nicht mehr, ob er freigelassen wurde oder

entsprang (ich glaube letzteres), kurz Don Primo flüchtete sich nach Amerika, wo er noch jetzt lebt.

Trotzdem die zahlreichen Heerden den Reichthum der Miriditen ausmachen, wird doch sehr wenig Fleisch gegessen; meist nur an Sonntagen oder bei schwerer Arbeit, oder im strengen Winter. Sonderbarerweise ißt man im Sommer dreimal und im Winter blos zweimal des Tages, und zwar um 10 Uhr vormittags und 5 oder 6 Uhr abends; letztere Mahlzeit stets warm. Wehe dem Fremden, der gleich mir so unglücklich ist, im Quatember in Albanien zu reisen! In Miridita werden ihm blos Weißkohl, Kraut, in Salz gekochte Saubohnen, Zwiebeln und, wenn es gut geht, Nüsse vorgesetzt.

Das Familienleben ist so patriarchalisch wie bei den Malissoren. Die einzelnen Familien sind oft ungemein zahlreich. Im ganzen haben die Miriditen wenig Reiselust; sie bleiben an ihre Scholle gebunden und kommen oft blos in die Stadt, wenn sie Eisen und Salz einkaufen müssen. Jedes Haus lebt für sich, arbeitet für sich, ohne sich um die Nachbarn zu kümmern, deren Hülfe nur ausnahmsweise in Anspruch genommen wird. Dann aber leistet man diese unentgeltlich. Tagelohn für die Weiber gibt es nicht; denn die Mädchen dienen nie und die Jünglinge nur selten. Gearbeitet wird übrigens so wenig als möglich. Die Häuser sind gewöhnlich aus Holz oder Stein gebaut, blos die Aermsten wohnen in Strohhütten. Da in Miridita gleichwie in den meisten Gebirgen Albaniens die einzelnen Häuser ungemein zerstreut sind (ein Dorf von 50 Häusern nimmt oft einen Flächenraum ein, groß genug für eine Stadt von 1 Mill. Einwohner!), so herrscht kein so lebhafter Nachbarnverkehr als anderswo.

Die Tracht der Miriditen hat mir besser gefallen als jene der Malissoren. Die Männer tragen weite, leinene Unterhosen und Hemden (welch letzteres indeß oft fehlt), manche noch den grauen Džamadan mit den schwarzen Verzierungen, alle aber ein langes, weißes Gewand vom Schnitt des montenegrinischen Gunj. Dasselbe besitzt Aermel, läßt sich über die Brust nicht schließen, reicht bis unter die Knie und ist ebenfalls mit schwarzen Schnüren verziert. Ueber diesen Anzug kommt mitunter noch die Džurdinje. Der Gürtel mit den Waffen und diese selbst sowie die Topanken sind dieselben wie bei den Malissoren. Der Kopf wird mit einer weißen Schaffellmütze von der Form der montenegrinischen Kape oder des bulgarischen Kalpak, bisweilen auch des Fes bedeckt. Gleich den andern Albanesen tragen die Miriditen fast ausnahmslos Schnurrbärte.

Die Frauen besitzen eine ähnliche Tracht; die Aermern tragen leinene Unterhosen gleich den Männern, die Reichern türkische Pumphosen. Darüber kommt bei den Reichen das Hemd und ein Unterrock, bei den Armen entweder letzterer allein oder gar nichts. Der Oberkörper wird durch eine Weste von dem Schnitt der montenegrinischen Ječerma bedeckt, über welche ein weißes Gewand kommt, nach Art des montenegrinischen Korets und der miriditischen Männerröcke. Um die Taille trägt die Miriditin eine rothe Schärpe, von der bei Reichen ein breites Tuch mit langen Fransen über den Schos herabhängt. Bisweilen wird von den Frauen auch der Busen durch ein viereckiges Tabackschnupfer-Sacktuch verhüllt, was einen komischen Anblick gewährt. Die Haare werden offen und lang getragen

und als Kopfbedeckung dient ein schwarzes Tuch, wie bei den montenegrinischen Frauen.

Nach Hahn sollen sich in Miridita große Kohlenlager befinden, doch verweigern die Einwohner jede Auskunft, um in ihren Bergen nicht belästigt zu werden. Aus der mächtigen Arnerifichte schneiden die Miriditen 5—6 Spannen breite Breter, welche zu Truhen verarbeitet werden, die man ausführt. Sonstige Ausfuhrartikel sind: Holzkohle, Harz, Pech und Pottasche. Des Viehes habe ich schon oben erwähnt. Mais, Salz und Eisen werden hauptsächlich eingeführt, der wenigen Luxusartikel nicht zu gedenken.

c) Die Mohammedaner der Ebene.

In den Städten und Ebenen haben die Mohammedaner das entscheidende Uebergewicht. Wie überall im türkischen Reiche behaupten sie auch hier die Herrschaft, dünken sich weit besser als die Christen und sind in hohem Grade stolz. Unter dem Anschein der Großmuth verbergen sie ihre Habsucht, unter dem Scheine des Verachtens der Staatsposten ihren Ehrgeiz. Wenn sie vornehme Stellungen bekleiden, sind sie ebenso hochmüthig und frech, als demüthig und unterwürfig, wenn sie nichts sind und nichts haben. Uebrigens läßt der Mohammedaner alle Schicksalsschläge geduldig und unverzagt über sich ergehen; denn nach ihm ist alles „Kismet“ (Fatum) und ein Umschlag jederzeit möglich. Einen Schimpf läßt natürlich kein Mohammedaner ungerächt, und er folgt denselben Blutgesetzen wie die Gebirgsbewohner.

Dagegen muß man andererseits rühmend hervorheben, daß die Mohammedaner bei weitem anständiger, ehrlicher und freigebiger sind als die Katholiken (von denen besonders die Skutarioten die erbärmlichste Rasse sind, die mir je vorgekommen); ihr gegebenes Wort halten sie unverbrüchlich; die Gastfreundschaft steht so hoch wie in den Bergen, und für geleistete Dienste zeigen sie sich stets erkenntlich. Ein Mohammedaner würde sich eher in seinem Hause verbrennen lassen, als jemand ausliefern, der sich zu ihm geflüchtet. Dies geht so weit, daß einmal ein Mohammedaner einen zu ihm geflohenen Christen in seinem Harem versteckte, während man sein Haus durchsuchte, obwol die Zaptjés ihn aufmerksam gemacht, daß der Christ wegen Ermordung eines Mohammedaners verfolgt werde. Ein Bettler kann sicher sein, eher von einem Mohammedaner sein Almosen zu erhalten als von zehn Katholiken.

Die mohammedanischen Kinder wachsen bis zu ihrem zehnten Jahre in voller Unwissenheit auf; hierauf besuchen jene der Reichern die Medressés, in welchen man ihnen außer dem Koran Türkisch lehrt. Dies ist die ganze Erziehung, denn nach türkischer Ansicht bedarf blos ein Hodscha, Mufti oder Iman eines größern Studiums; sonst genüge es, wenn der Knabe mit den Waffen gehörig umzugehen und sein Pferd zu tummeln wisse. Auf diese Uebungen wird auch von den albanesischen Mohammedanern das Hauptgewicht gelegt. Die Knaben zwischen 12 und 15 Jahren bilden Gesellschaften, welche sich gleich den Großen Feste geben (Teferich), die gewöhnlich im März stattfinden. Zur Beschaffung der hierzu nöthigen

Mittel wird ein Comité gewählt, das sich aus den schlechtesten und raffinirtesten Subjecten zusammensetzt. Diese nehmen die Liste ihrer Kameraden zur Hand, durchlaufen damit die Straßen, belästigen so lange die Vorübergehenden, bis diese einige Piaster opfern, wobei besonders auf die Katholiken Jagd gemacht wird, welche als sklavisch feiges Gesindel bekannt sind. In der That wagen diese auch selten, Beiträge zu verweigern (so geizig sie sonst sind), aus Furcht, mishandelt zu werden. Dann fallen die Comitémitglieder noch in die Häuser der Verwandten und Bekannten der Bundesglieder ein und erpressen durch ihre Unverschämtheit auch da Gelder. Sobald die nöthige Summe beisammen, wird das Teferich durch ein Gelage eröffnet, dem gymnastische Spiele folgen. Dabei werden Kampfspiele aufgeführt und Schlachten geliefert, bei welchen die Artillerie durch Steine ersetzt wird. Nachdem eine Partei den Sieg erfochten und die meisten mit blauen Augen und grünen Flecken decorirt sind, kehren die Sieger mit wehenden Fahnen heim, einen greulichen Schlachtgesang brüllend, während die Besiegten sich beschämt wegschleichen. Selbstverständlich erzieht man dadurch eine ganz andere Rasse als die kümmerlichen Krämerseelen der Katholiken. Letztere haben so viel kriegerisches Blut in sich, als etwa die (in Oberalbanien sehr zahlreichen) Schildkröten, während die Mohammedaner seit jeher den Kern der unter dem Namen Arnauten bekannten türkischen Elitetruppen gebildet haben. Oft genug haben sie sich mit Erfolg gegen die Nisams ins Feld gestellt.

Die Mädchen erhalten meist gar keine Erziehung. Bis zum zwölften Jahre dürfen sie unverschleiert gehen, dann wird der Jaschmak obligatorisch. Reiche geben ihre Mädchen übrigens auch in die zu Škodra bestehende Mädchenschule, wo sie Türkisch lernen. Von dem Moment der Pubertät an, welche gewöhnlich im zwölften Jahre eintritt, darf das Mädchen nicht ohne Aufsicht ausgehen; es wird möglichst versteckt und blos nahe Verwandte dürfen ihr Gesicht sehen. Zu Hause beschäftigt es sich mit Stickereien, Nähen, Weben und der Hauswirthschaft.

Die Mohammedaner sind im allgemeinen stattliche, kräftige Gestalten, welche von den Katholiken vortheilhaft abstechen. Auch ihr Costüm ist hübscher und männlicher. Fast alle tragen die Fustanella, jenes bekannte auch in Griechenland von der Landbevölkerung getragene Kleidungsstück, welches von den Hüften bis an die Knie reicht und in unzähligen Falten sich unterrockähnlich drapirt. Je reicher der Mohammedaner, desto umfangreicher ist die Fustanella, deren es welche bis zu 750 Streifen gibt! Unter der Fustanella wird eine Unterhose getragen, welche sich in die Gamaschen (Desluk) verliert, die bei Reichen prachtvoll gestickt sind. Um den Leib wird der bunte oder rothe Gürtel (Sila) geschlungen, welcher die Waffen in sich birgt und als Tasche dient. Der Oberkörper ist über dem Hemd mit dem rothen, schwarz- oder goldgestickten Džamadan bedeckt, dessen Theile sich übereinanderschließen. Ueber diese Weste wird dann entweder die Dolama gezogen, eine rothe, goldgestickte Jacke, deren Aermel rückwärts herabhängen oder zusammengeheftet werden, oder das montenegrinische Jelek, eine ärmellose, rothe oder gelbbraune, schwarz- und goldgestickte Jacke ohne Aermel. Der Fes dient als Kopfbedeckung, Babuschen als Schuhe, Strümpfe werden nicht getragen. Die religiösen Chargen der Mohammedaner tragen Turban, Kaftan u. s. w., kurz das alttürkische Costüm,

wie man es noch heute unter den Stockosmanli Stambuls findet. Die armen Mohammedaner, welche nicht die Mittel zur Anschaffung einer Fustanella besitzen, helfen sich, indem sie das Hemd über den Unterhosen tragen, sodaß dessen Falten von einiger Entfernung einer Fustanella ähnlich sehen. Die sonstigen Kleidungsstücke beschränken sich dann auf ein einfaches schmuckloses Jelek.

Die armen mohammedanischen Mädchen tragen gewöhnliche kurze Röcke, eine Art gestickten Mieders, und ein violettgestreiftes Leintuch (Benisch), das von rückwärts über den Kopf gezogen wird, so wie die deutschen Bäuerinnen bei schlechtem Wetter ihre Röcke über den Kopf nehmen. Wenn sie die Pubertät erreicht haben, müssen die Mädchen den Benisch vor der Nase zusammenhalten, was gewöhnlich dadurch geschieht, daß sie die Ränder desselben in den Mund nehmen. Wenn sie keinen Mohammedaner in der Nähe sehen und einem Fremden begegnen, wissen sie aber die Zipfel so meisterhaft loszulassen, daß man das Entflattern des Benisch wirklich für einen Zufall halten könnte — wenn es nur nicht gar so häufig geschähe. Die reichern Mädchen zeigen sich nicht öffentlich. Ich muß übrigens erwähnen, daß ich viele zwölfjährige Mädchen von erstaunlicher Koketterie und Freiheit sah; man erzählte mir von ihnen, daß sie in diesem zarten Alter bereits den türkischen Offizieren zum Opfer gefallen seien.

Die ärmern mohammedanischen Frauen, welche man im Bazar hocken und verkaufen sehen kann, sind gewöhnlich sehr luftig gekleidet. Ihre Tracht beschränkt sich auf Hemd und Unterhosen sowie auf ein als Jaschmak dienendes Tuch, das so eng an dem Kopfe anliegt, daß sich Nase und Lippen genau abzeichnen. Durchsichtig ist dieser Jaschmak keineswegs, nach türkischen Begriffen sind diese Weiber also höchst anständig gekleidet — nach unsern jedoch weniger; denn häufig stehen die Schlitze offen, was bei der hockenden Stellung der Weiber noch indecenter ist, und dann schließt auch nicht immer das Hemd über dem Busen. Darum bekümmert sich indessen kein Mensch. Sah ich doch in Tirana einen splitternackten Mann von muskulöser Gestalt im Bazar betteln gehen — es war ein Verrückter, also ein türkischer „Heiliger"! — und in Skutari ebenso nackte Zigeunerinnen, ohne daß man sie belästigte. Zu erwähnen sei noch, daß die Weiber barfuß gehen und die Unterhosen gewöhnlich blos bis zu den halben Waden reichen.

Nicht weniger anstößig (nach unsern Begriffen) ist die Kleidung der reichern Mohammedanerinnen. Diese tragen ein Musselin- oder Gazehemd mit weiten gestickten Aermeln und ebenso verzierter Brust, so durchsichtig, daß gar nichts verborgen wird; ferner feine durchsichtige Unterhosen, Babuschen und ein gesticktes, prächtiges Mieder, das die Stelle eines Corsets vertritt und den Busen aufrecht hält. Da das Hemd gewöhnlich nur bis zum Nabel reicht, ist der Zwischenraum bis zum Rande der Unterhose nackt. So ist die Mohammedanerin zu Hause. Wenn sie ausgeht, wird dieser nackte Strich mit einem seidenen Gürtel verhüllt; die Frau zieht weite bis an die Knöchel reichende Pumphosen an, welche von glänzendem Stoffe verfertigt sind, ebenso eine Seidenjacke von maurischem Schnitt, und schließlich das Feredžé, einen mantelartigen Ueberwurf. Der Jaschmak ist ebenso durchsichtig wie in Stambul. Was den Kopfputz betrifft, so sei erwähnt, daß die Haare in drei Theile getheilt werden. Der eine wallt über die Schultern, die

beiden andern werden zu Zöpfen geflochten um den Kopf gelegt und mit einem kleinen Fes bedeckt. Jetzt tragen die Reichen auch gestickte Strümpfe.

Eine besondere Vorliebe haben die Mohammedaner für Schmuck und Parfum. Ein Reif mit daranhängenden Gold- oder vergoldeten Silberstücken wird um den Scheitel gelegt, ein Diadem (Perisian) mit einem Netz feiner Perlen vervollständigt den Kopfschmuck. Um den Hals winden sich Perlen- und Korallenschnüre, goldene Spangen zieren die Arme und legen sich um die Knöchel. Außer dem Parfum steht noch die Schminke in starkem Verbrauche. Die Haare werden schwarz gefärbt, ebenso die Augenbrauen, denen sie kühne Bogenform verleihen; die Lippen werden roth, die Finger- und Fußnägel mit Henné gelb gemalt, Gesicht, Hals, Arme und was sonst entblößt ist mit chemischen Wässern abgerieben, um die Haut geschmeidig und blendendweiß zu machen. Viele gehen so weit, sich sogar die Zähne zu färben, Dieses Schminken, das auch die Katholikinnen schwunghaft betreiben, ruinirt frühzeitig Haare, Teint und Zähne, was nicht hindert, daß diese Mode sich hält.

Die Eheceremonien sind jenen der Malissoren und der Katholiken sehr ähnlich, nur daß natürlich die kirchliche Ceremonie wegfällt. Bemerkenswerth ist jedoch, daß der Brautzug zur Wohnung des Bräutigams sich imposant gestaltet. Die Hochzeitsgäste sind größtentheils zu Pferde und vergnügen sich unterwegs mit dem Džeridspiel, Flintenschüssen, Sang, Musik, kurz Spectakel jeder Art: alles natürlich zu Ehren der Braut. Diese ist jedoch tief verschleiert. Gewöhnlich haben sich die zu Vermählenden gar nie gesehen. Das Ganze ist eine Abmachung zwischen den beiderseitigen Müttern. Wenn dem Bräutigam seine Frau nicht gefällt, so darf er sie nicht zurückweisen, sonst würde er sich der Blutrache aussetzen. Blos wenn sie buckelig, hinkend oder einäugig ist, hat der Mann das Recht, eine Geldentschädigung zu verlangen.

Nach dem Scheriat (Religionsgesetz) muß die Braut Jungfrau, unbemakelt, dem Manne ebenbürtig und Mohammedanerin sein. Doch sind in Albanien auch Ehen mit Christinnen häufig. Zum Vollzug der Ehe bedarf es der Zustimmung der Braut vor Zeugen und des Mangels an jedem Hinderniß. Solche wären z. B. Verwandtschaft oder Vorhandensein von vier frühern Frauen des Bräutigams. Der Begriff von Verwandtschaft wird aber in Albanien ungemein weit getrieben. So z. B. ist mein Freund, Herr Schmucker, österreichischer Viceconsul von Skutari, „Verwandter" einer mohammedanischen Malissorenfamilie in Vorfa, weil er „Taufpathe" eines der Kinder ist, d. h. dem noch unbeschnittenen Jungen am siebenten Tage seines Lebens den Kopf rasirt hat.

Die Ehe wird vom Kadi vollzogen, welcher das Brautpaar um die Einwilligung fragt und dann nach Segensanflehungen den Contract aufsetzt. In diesem wird die Mitgift der Frau bestimmt und die Morgengabe des Mannes. So wie bei den Christen darf auch hier die Frau keine Mitgift in unserm Sinne mitbringen, sondern blos eine Ausstattung. An dem Manne ist es, eine Mitgift (oder besser gesagt, ein Kaufgeld für die Frau) zu erlegen.

Im allgemeinen hat der Mohammedaner in Albanien schon an Einer Frau genug und bevölkert auch sein Haus nicht mit Kadinen. Trotzdem finden Ehescheidungen häufig statt. Wenn der Mann sie verlangt, muß er der Frau ihr

Eigenthum zurückerstatten. Wenn er sich entfernt und in einer vom Kadi bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt ist, erfolgt die Scheidung auf Wunsch der Frau. Scheidungsgründe sind beim Manne Irrsinn, Impotenz oder Dickbäuchigkeit; bei der Frau außerdem noch Lähmung, Hinfälligkeit und Leprose. Ehebruch, ewiger Hader und schlechte Behandlung sind selbstverständlich ebenfalls Scheidungsgründe, außerdem kann die Frau auf Scheidung klagen, wenn der Mann nicht mindestens zweimal monatlich seiner Gattenpflicht nachkommt, wie dies der Koran vorschreibt, oder wenn er ihr etwas verweigert, was er einer seiner andern Frauen geschenkt hat. Nach der Scheidung kann sich der Mann sofort wieder vermählen; die Frau (oder Witwe) hingegen nur nach einem Zeitraume von 4 Monaten und 10 Tagen.

Legitim ist ein Kind, wenn es der Vater als solches anerkennt. Trotzdem können seine Erben ein Veto einlegen, wenn sie nachweisen, daß der Vater erst seit sechs oder nicht mehr seit zehn Monaten mit seiner Frau Umgang gepflogen. Uneheliche Kinder, wenn auch nachträglich durch Heirath der Aeltern und Erklärung derselben legitimirt, bleiben dem Gesetze gegenüber stets illegitim. Wenn ein Mann erklärt, er habe aus Irrthum oder Versehen das Weib eines andern für das seinige gehalten, hat das diesem „Irrthum" entsprungene Kind Recht auf Nachfolge und Erbschaft sowie auf Freiheit, wenn die verwechselte Frau Sklavin gewesen.

d) Die Katholiken der Ebene.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, die vierte Rasse Oberalbaniens zu betrachten — leider die verächtlichste. Die Katholiken der Ebenen und Städte sind die Nachkommen der ehemals venetianischen Städter und haben daher außer der albanesischen auch noch die italienische Sprache bewahrt, welche sie größtentheils mit dalmatinischem Dialekt sprechen. Die Charakteristik der Stadtkatholiken (als deren Kern und Hauptrepräsentanten die Skutarioten betrachtet werden müssen) entrollt uns ein düsteres Bild! Es gibt keine erbärmlichern Krämerseelen, kein undankbareres, habsüchtigeres, geizigeres, hochmüthigeres (gegen Untergebene), speichelleckerischeres (gegen Mächtigere), niedrigeres, bigoteres, egoistischeres und feigeres Gesindel als die katholischen Skutarioten! Man mag sie mit Wohlthaten überhäufen, ihnen gegen ihre Bedrücker beistehen, kurz alles thun, was bei einem andern Volke unauslöschlich tiefe Dankbarkeit erzeugen würde; sobald man die geringste Probe ihrer Erkenntlichkeit verlangt, wenden sich die Katholiken entrüstet ab und sind bereit, ihren Wohlthäter zu verleumden, zu beschimpfen und als Feind zu betrachten. Was sie sind, verdanken sie lediglich den großmüthigen Unterstützungen Oesterreichs und auch ein wenig Frankreichs wie Italiens. Was ist aber der Lohn? Solange die katholischen Mächte sich für diese undankbaren, niedrigen Seelen interessiren, lassen es sich dieselben gefallen, als ob es der ihnen gebührende Tribut sei. Die wenigen Katholiken Mittelalbaniens machen davon eine rühmende Ausnahme, allein die Skutarioten nehmen zwar jetzt noch österreichisches Geld und österreichische Geschenke, erzeigen aber ihre Dankbarkeit durch Schimpfen auf ihren Wohlthäter, weil dieser sich in der montenegrinischen Grenzfrage, welche übrigens Skutari gar nicht berührt, auf Seite des Rechts geschlagen hat und für Montenegro einsteht.

Wie mir scheint, hat der österreichische Generalconsul die Aufgabe, durch reichliche Spenden österreichische Sympathien zu gewinnen. Es ist verlorene Mühe, auf albanesische Dankbarkeit zu speculiren! Die Katholiken verstehen nur eine einzige Sprache, und das ist die Sklavenpeitsche, welche die Türken so lange mit Erfolg angewandt, bis sich die Mächte der Katholiken angenommen und deren Joch gemildert haben. Wenn Oesterreich Oberalbanien annectiren will, kann es sicher sein, daß die Katholiken sich so lange entrüstet zeigen werden, bis der erste österreichische Soldat erscheint. Dann aber werden alle ebenso schnell zu Boden fallen und rufen: „Es lebe die Annexion!“

Mit der Undankbarkeit gehen Habsucht und Geiz Hand in Hand. Für Geld ist der Katholik zu allem feil, was ohne Gefahr verbunden ist. Sein einziges Bestreben ist, Geld zusammenzuscharren, und er betrachtet jeden als seinen Feind, der ihm irgendeine Auslage zumuthet. Der Geiz geht so weit, daß die Katholiken unpolitischerweise lieber die Sklaven der Mohammedaner bleiben, als sich durch Gastfreundschaft die Hülfe der Malissoren sichern. Wenn diese nämlich auf den Markt und in den Bazar kommen, will sie kein Katholik aufnehmen, um ihnen nicht ein Stück Käse oder Brot geben zu müssen. Infolge dessen sind die Malissoren gezwungen, sich an die Mohammedaner zu wenden, welche sie gastfrei aufnehmen. Hierdurch sowie durch die Achtung, welche Tapfere gegenseitig für sich haben, ist eine Freundschaft zwischen den Mohammedanern und den katholischen Malissoren entstanden, die es den Katholiken unmöglich macht, eine politische Rolle zu spielen.

Die ganze Erbärmlichkeit der Katholiken zeigt sich in ihrem Benehmen gegen ihresgleichen. Ist der Katholik wohlhabend, so läßt er die Aermern seine Ueberlegenheit gehörig fühlen und trägt einen Hochmuth zur Schau, wie allenfalls der Zündhölzchenjude, wenn er Millionär geworden. Solange der Katholik aber arm ist, kriecht er vor allen im Staube, von denen er etwas erwartet.

Neid und Egoismus sind weitere schöne Eigenschaften der Katholiken. Für öffentliches Wohl, ja sogar für ihr eigenes gemeinsames Bestes Geld auszugeben, fällt keinem ein. Die Beiträge zur Liga, als deren eifrigste Partisanen sich die Katholiken geberden, konnten immer nur durch Drohungen und Gewalt eingetrieben werden. Wie weit der Neid geht, mag man daraus ermessen, daß nächtlicherweile das Haus meines zweiten Wirthes mit Petroleum übergossen und angezündet worden — weil das Begräbniß seiner Frau mit mehr Pomp stattgefunden hatte als das von andern!

Nicht minder ekelhaft ist die Bigoterie der Katholiken. In dieser Beziehung ist Skutari ein zweites Paraguay. Die Jesuiten, Franciscaner und Weltpriester beherrschen die abergläubischen Katholiken mit so unumschränkter Gewalt, wie solches im 19. Jahrhundert unmöglich erscheinen sollte. Der Geistliche ist in Skutari alles. Er hat in allen Häusern Zutritt, er darf die Frauen unverhüllt sehen; man macht sich eine Ehre daraus, ihn als „Hausfreund“ zu haben, denn er allein ist Herr im Hause, er leitet die Familienangelegenheiten, er regiert alles, er befiehlt; seinem Wunsche beugt sich selbst der Hausherr und nichts darf ohne seine Genehmigung geschehen. Daß dieser unmoralische Zustand auch seine verderblichen Folgen auf die schmachvolle Niedrigkeit der Katholiken äußert, steht außer Frage.

Für die Nonnenklöster, welche in Albanien allem Herkommen widersprechen, haben die Pfaffen ein charakteristisches Surrogat gefunden. Wenn ein Mädchen recht hübsch ist, bereden sie es, „sich dem Herrn zu weihen". Dies geschieht, indem es sich von seinen Aeltern trennt und ein eigenes Haus bezieht, in das niemand als der „Beichtvater" Zutritt hat. Dort lebt das Mädchen allein in Ehelosigkeit. Ich halte auch die Mittheilung eines Consulatsbeamten nicht für ganz unbegründet, welcher mir versicherte, daß die Katholiken für Geld auch ihre Weiber vermiethen, und daß er selbst von einem Albanesen seine Frau und von einer Albanesin ihre verheirathete Tochter in „Abonnement" genommen habe. Solche moralische Verkommenheit kann natürlich nicht gebessert werden, ehe man nicht dem Klerus seinen verderblichen Einfluß raubt. Dieser aber, weil von Oesterreich und Italien zu politischen Zwecken benutzt, steht vorläufig zu fest, als daß viel Hoffnung dazu vorhanden wäre.

Bei einer solchen Verkommenheit des Charakters kann es nicht wundern, wenn den Katholiken auch unsägliche Feigheit zur Last gelegt wird. Von den Mohammedanern ließen sie sich so lange mit Füßen treten, bis sich die Mächte ins Mittel legten. Heute noch haben sie vor ihren Unterdrückern einen großen Respect. Die Liga gibt ihnen zwar auch Stimmen, aber diese sind blos das Echo der mohammedanischen Collegen. Bei Leuten, die jahrhundertelang Sklaven und Hausdiener der Türken waren und mit den Waffen nicht umzugehen wissen, erklärt sich dies von selbst. Auch ich weiß von der Feigheit der Katholiken ein Lied zu singen. Meine Berichte waren den Geistlichen unangenehm und sie ließen mir mit Schläge drohen. Als ich erklärte, jeden Schlag mit einem Schuß beantworten zu wollen, unterblieb jedes Attentat. Dagegen bewirkten sie, daß mich die katholischen Mitglieder der Liga zum Verlassen des Landes aufforderten. Ich lehnte mit Hohn ab. Man drohte, mich aus dem Wege zu räumen. Ich antwortete durch Schießproductionen, welche den Katholiken imponirten. Als ich endlich von der „Wiener Allgemeinen Zeitung" abberufen wurde, glaubte man eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, mich gefahrlos züchtigen zu können. Bezeichnend ist, daß man meine beabsichtigte Ermordung nicht durch Katholiken auszuführen wagte, sondern sich deshalb an die Mohammedaner wandte, von denen 200 Mann bei Kodrokol in den Hinterhalt gelegt wurden. Da ich von dem Plane benachrichtigt war, gelang es mir indeß, durch List auf einem andern Wege zu entkommen. Einen andern Beweis der Feigheit gab mir ein katholischer Offizier der Liga, welcher ganz bleich wurde und mich beschwor, mit ihm zu Hause zu bleiben, als vor diesem ein Straßengefecht stattfand und ich hinabeilte, um die Niedermetzelung Bećir Gjoša's besser ansehen zu können.

Es ist ein düsteres Bild, das ich hier von den Katholiken entworfen habe, aber ich stehe damit nicht allein. Mr. Hecquard hat schon 1858 in gleicher Weise sich geäußert. Seither sind die Katholiken womöglich noch schlechter geworden. Um gerecht zu sein, darf man jedoch nicht verschweigen, daß lediglich das türkische Joch die Katholiken so heruntergebracht hat. Nach der Besitznahme des Landes durch die Türken traten die Katholiken in deren Dienste als Diener, Arbeiter, Factoren u. s. w. Schon damals geizig, sparten sie sich ihren Lohn zusammen, mit

dem sie später Kaufläden eröffneten. Je mehr sich ihre Kapitalien vergrößerten, desto unternehmender wurden sie, und bald war mit Venedig und Triest ein lebhafter Handel etablirt. Infolge der Indolenz der Türken war es ihnen leicht möglich, billig eingekaufte Waaren in Albanien theuer loszuschlagen und hierdurch Reichthümer zu sammeln, die ihnen freilich oft genug durch türkische Gewalt wieder entrissen wurden. Es ist mit den Katholiken gerade so wie mit den Juden, deren Schattenseiten blos eine Folge der christlichen Unterdrückungen sind. In der Sklaverei aufgewachsen, sind die Katholiken Sklavenseelen geblieben, und nie kam es ihnen in den Sinn, sich gegen ihre türkischen Bedrücker aufzulehnen. Vom Waffenhandwerk verstehen sie nichts; sie gehen auch immer unbewaffnet herum.

Die Tracht der Katholiken ist geschmacklos, besonders jene der Weiber. Die Männer tragen schwarze bis unter die Knie reichende Pumphosen, weiße Strümpfe, welche die dünnen Waden umschließen, und Stiefletten. Um die Taille befindet sich meistens ein rother Gürtel; eine Art Aermelleibchen mit schmalen, weißvioletten Streifen bedeckt das Hemd. Darüber kommt ein rother Džamadan oder eine ebensolche Ječerma und über diese ein rothes Jelek mit schwarzen Verzierungen. Ein Fes vervollständigt die Toilette.

Die Frauen tragen ähnliches Costüm wie die Türkinnen, doch sind die Hosen violett und ebenso die Gjubé, welche das einzig hübsche Stück an der ganzen Tracht ist. Die Hosen sind von einem steifen Glanzstoff gemacht und werden künstlich so aufgeblasen, daß sie den Umfang einer Crinoline erreichen. Die Pantoffeln sind so klein, daß die Fersen stets auf den Erdboden auftreten, während kaum die Zehen in der Pantoffelhöhlung Platz finden. Der ungraziöse Gang ist darauf berechnet, die Pantoffeln nicht zu verlieren. Die Haare werden zu beiden Seiten abgeschnitten, sodaß sie über den Ohren viereckige Binden bilden; der Rest wird zu einem Zopfe geflochten, helmförmig über den Scheitel gelegt und mit einem Tuche bedeckt, an das sich der Selman heftet, an den sich wieder der Jaschmak schließt. Denn die Katholiken sind grausam genug, ihre Weiber zum Tragen dieses unbequemen Schleiers zu zwingen. Uebrigens ist er gewöhnlich so durchsichtig, daß er gar nichts verbirgt. Das Ungraziöseste jedoch ist der Japandschė, ein rother Mantel von unglaublich geschmackloser Form. Den Japandschė kann man nicht beschreiben, man muß ihn sehen! So angethan gleicht jede Frau, wenn sie auch noch so schön ist, einem wandelnden bauchigen heidelberger Faß. Es ist mir unbegreiflich, wie sich vernünftige Menschen so kleiden können! Man sagt, der rothe Mantel sei von einem Pascha vor 50 Jahren eingeführt worden, um die Christinnen zu kennzeichnen; denn er habe sich in eine Frau verliebt, ohne zu wissen, daß sie Christin sei. Die Folge davon wäre Widerstand derselben gegen die Heirath mit ihm und ihr Selbstmord gewesen.

Die Frauen haben gewöhnlich sehr hübsche Gesichter, leider huldigen sie aber ebenso sehr wie die Türkinnen dem Schminken, sodaß ihr Teint früh verdorben wird. Die Mädchen tragen sich genau wie die türkischen.

Die Kinder werden am Tage ihrer Geburt getauft, und zwar ist stets der Beistand Taufpathe. Die Aeltern, besonders die Mütter, sind so schwach gegen ihre Kinder, daß diese sich ungestraft die größten Unarten erlauben können. Die

Erziehung wird anfangs von der Mutter geleitet und zwar bei den Mädchen bis zu ihrer Heirath, bei den Knaben bis zum achten oder neunten Jahre. Dann gehen letztere (bei den Wohlhabenden) in die Schule, wo sie Italienisch, Religion und die drei Species lernen. Dies ist alles, und mit 13 Jahren endigt der Schulunterricht. Dann geht der Knabe entweder in die Lehre oder er wird in der väterlichen Bude Commis. Aermere werden von den Jesuiten als Diener aufgenommen oder als solche nach Dalmatien geschickt. Sich höher auszubilden, fällt keinem Albanesen ein; daher ist es nicht zu verwundern, wenn sich jetzt keine einzige Person findet, die fähig wäre, eine politische Rolle zu spielen. Zum Ligacomité nahm man zwar die „Intelligentesten" der Katholiken; aber diese sind nach unsern Begriffen so geistesbeschränkt, daß der allerletzte deutsche Dorfschullehrer ein Gelehrter gegen sie wäre. Es ist dies ganz begreiflich, wenn man sich erinnert, daß die Pfaffen das Regiment führen, und diese wissen wohl, daß es mit ihrer Herrlichkeit aus wäre, sobald das Volk intelligenter würde. Die Geistlichkeit zu Lehrern zu bestellen, ist demnach ebenso — naiv, als den Bock zum Gärtner zu machen.

Thatsache ist es, daß beinahe keine einzige katholische Albanesin lesen und schreiben kann! Dies kommt daher, daß das Mädchen keine Schule besucht, da es nach eingetretener Pubertät nicht mehr ausgehen darf. Dies geht so weit, daß man die Mädchen nicht einmal in die Kirche gehen läßt! Eine natürliche Folge der ganz verkehrten Erziehung der Kinder ist Bigoterie ohne Religiosität. Die äußerlichen Formen des Katholicismus beobachten die Albanesen sehr genau, und in den Kirchen benehmen sie sich so albern fanatisch, daß der eingefleischteste Ultramontane seine Freude daran hätte; aber von dem wirklich Erhabenen und Edeln der christlichen Religion, von ihrer hohen Moral haben die Albanesen keinen Begriff! An diesem Steine des Anstoßes werden für viele, viele Jahre alle Versuche scheitern, Albanien zu heben. Selbst wenn Oberalbanien von Oesterreich occupirt werden sollte (was mehr als fraglich ist), würde wahrscheinlich alles beim alten bleiben; denn da der Klerus auch in Oesterreich noch einen gewissen Einfluß besitzt und die österreichische Politik sich wahrscheinlich desselben bedienen würde, um sich zu halten, sehe ich nirgends Hoffnung auf bessere Zeiten.

Als charakteristisch sei schließlich noch erwähnt, daß infolge geistlichen Befehls die Mädchen nicht mehr im Sticken unterrichtet werden dürfen — um nicht einigen mit Stickereien handelnden Kaufleuten das Geschäft zu verderben!

Die Ehen werden geschlossen, ohne daß sich die Betheiligten kennen. Die weiblichen Verwandten des Heirathsfähigen suchen ihm eine Braut, welcher er einige Geschenke schickt. Wenn sie dieselben annimmt, gelten beide als verlobt. Ein Jahr später findet dann gewöhnlich die Hochzeit statt. Die Eheceremonien vollziehen sich ähnlich jenen der Malissoren, obwol in letzterer Zeit mancher thörichte Brauch weggefallen ist. Dagegen wird die Braut auf besonders feierliche Art in die Wohnung ihres Zukünftigen geführt.

Wie dies bei einem unwissenden bigoten Volke nicht anders möglich, herrscht unter den Katholiken der größte Aberglaube. Sie glauben an Gespenster, Wiederauferstandene, irrende Seelen, Vampyre, Bergfeen (Vila), Dschinnen, böse Blicke,

Amulete, Wahrsager, Hexen, Zauberer, Wunder u. dgl. Aus den Eingeweiden der abgestochenen Hammel wollen sie die Zukunft lesen; gegen den bösen Blick suchen sie sich durch Amulete zu schützen: es sind dies aus rother Leinwand gefertigte Säckchen mit verschiedenen Kräutern gefüllt. Gewisse „Priester" entblöden sich nicht, die abergläubischen Mütter noch zu bestärken, indem sie ihnen für schweres Geld dreieckige, mit Gebeten oder mystischen Worten beschriebene Scapulire verkaufen, welche den Kindern um den Hals gehängt werden. Mancher hängt übrigens auch seinem Reitpferde Reliquien um den Hals, um es vor dem Fallen zu schützen. Solche werden auch in die Kopfkissen oder Kleider genäht, und die Pfaffen machen dabei die besten Geschäfte.

Sobald ein Albanese gestorben ist, geht ein Diener von Haus zu Haus, klopft überall mit einem hölzernen Hammer an die Thür und macht den Todesfall nebst der Stunde der Beerdigung bekannt, welche letztere 24 Stunden nach dem Tode stattfindet.

Nachdem der Leichnam gewaschen, wird ihm das schönste Kleid angezogen und er auf einem Paradebett ausgestellt. Die Verwandten verbringen die Nacht an der Leiche, vor welcher sie ihre Gebete murmeln. Die Männer, in ihre Winterröcke fest eingehüllt, verhalten sich still im Sterbezimmer, während in einem andern die versammelten Weiber, die Kleider verkehrt angezogen, das Gesicht durch einen blauen, undurchsichtigen Schleier verhüllt, mit lautem Geschrei den Todten bejammern. Bisweilen, wenn zu wenig weibliche Verwandte vorhanden sind, wird deren Geschrei durch bezahlte Klageweiber verstärkt; denn je größer das Geheul, desto tiefer der Schmerz. Wenn dann alles um den Leichnam versammelt ist, tritt die Mutter vor, stimmt den Todtengesang an, rauft sich die Haare aus und zerschlägt sich die Brust. Die andern Weiber folgen diesem Beispiel und setzen einen Stolz darein, diese Komödie möglichst zu übertreiben. Wenn die Mutter heiser geworden, wird sie von dem Gatten, Bruder oder sonst einem nähern Verwandten nach der Reihe abgelöst. Dies dauert bis zum Moment, wo der Leichnam in den Sarg gelegt wird. Die Sitte erfordert es, daß sich die Weiber dann ganz untröstlich zeigen, den Leichnam nicht in den Sarg legen lassen wollen und sich mit Gewalt entfernen und in ein Nebenzimmer sperren lassen, wo sie ihr Geheul fortsetzen.

Wenn dann der Sarg fortgeführt und im Friedhof beigesetzt worden, werden alle, welche das Geleit gegeben, zum Todtenmahl geladen, bei dem die Anwesenden, trotz ihres Schmerzes, sich den Wein und die Speisen vortrefflich schmecken lassen.

Am andern Tage versammeln sich wieder alle im Sterbezimmer; die Weiber um zu weinen, die Männer um sich gegenseitig zu bedauern. Dies geschieht, indem sich auf der einen Seite die Verwandten, auf der andern die Fremden in Schlachtordnung aufstellen. Erstere tragen Wintermäntel. Dann drückt jeder Fremde dem ihm gegenüberstehenden Verwandten sein Beileid aus, umarmt ihn und entfernt sich.

Die Weiber müssen mehrere Wochen lang weinen, denn es wäre unanständig, wenn eine Freundin sie ohne Thränen fände. Diese haben die Verpflichtung, bei jedem Besuche mitzuweinen, und dies drei Jahre lang, jeden Sonn-, Fest- und Jahrestag.

Die Malissoren übertreiben diese Komödie noch, indem sie sich das Gesicht so lange zerkratzen, bis das Blut sich mit den Thränen mengt.

Die Mohammedaner werden ohne Sarg begraben. Der Leichenzug verlängert sich bei ihnen ins Unendliche; denn in dem Glauben, jeder Schritt, hinter einem Leichenzuge gemacht, befreie sie von einer begangenen Sünde, schließen sich alle an, welche ihm begegnen.

Weihnachten, Ostern und Pfingsten sowie das Fronleichnamsfest werden mit großem Pomp gefeiert. Dann rücken auch die verschiedenen Congregationen aus mit ihren Fahnen und Bändern. Es gibt deren 16. Jede ist aus 20—100 Individuen zusammengesetzt, welche ihre Statuten unter der Redaction des Klerus aufgesetzt haben. Hauptzweck derselben ist, aus den beigesteuerten Geldern, welche zu 10 Proc. angelegt sind, die Beerdigungskosten der Mitglieder zu bestreiten und fortwährend für dieselben Messen lesen zu lassen. Mit andern Worten, die Congregationen sind eine fette Einnahmequelle des Klerus, in dessen Hände das ganze beigesteuerte Geld der armen Mitglieder nach und nach gelangt.

Es erübrigt uns noch, über die Häuser und ihre Einrichtung einige Worte zu sagen. Die Häuser der Mohammedaner sind von Holz (wenigstens das obere Stockwerk); eine gewöhnlich baufällige Stiege führt zum Divan-hané, einer offenen Galerie, auf welche die Thüren münden. Mit runden Ziegeln gedeckt, haben die Häuser nur Ein Stockwerk. Dieses ist in zwei Theile getheilt: der Selamlik ist das Herren- oder Besuchszimmer, das Haremlik der für die Weiber bestimmte Raum. Die Fenster des letztern sind mit dichten, undurchsichtigen Holzgittern maskirt, hinter denen Eisengitter eine Flucht unmöglich machen. Bei den Katholiken sind die Häuser auch aus Stein gebaut — in Skutari gibt es sogar mehrere ganz moderne und schöne — im Erdgeschoß befinden sich Buden, Ställe und Magazine, im obern Stock die Wohnräume. Charakteristisch ist, daß auch hier die Weiber ihre eigenen abgesperrten und vergitterten Gemächer haben. Dies hinderte aber z. B. nicht, daß ich selbst einen Monat lang ein Zimmer des Harems meines Wirthes bewohnte. Die Thür zum weiblichen Schlafgemach besaß weder Riegel noch Schloß, aber dafür desto mehr Spalten und Löcher. Wenn ich also dennoch dort wohnen durfte, hatte dies weniger in dem felsenfesten Vertrauen des Wirthes auf meine Unempfindlichkeit gegen die Reize der schönen Angelina seinen Grund, als in seiner Habsucht, welche ihn über meinem Gelde alles vergessen ließ. Man urtheile danach, ob ich mit meiner Behauptung über die albanesische Geldgier recht hatte!

Die Möblirung der albanesischen Häuser ist gewöhnlich sehr bescheiden. Die Wände entlang ziehen sich Ottomanen, so hart wie ein Bret, eine Matratze bildet das Bett. Oefen gibt es nicht, gegen die Kälte sucht man sich durch Wärmpfannen zu schützen, was aber selten gelingt. Manche Zimmer haben an der einen Wand auf halber Höhe eine niedere Holzgalerie. Wie man mir sagte, sitzen bei Festlichkeiten die Weiber oben und gucken durch Löcher, die in den Vorhang gemacht sind, auf das Getriebe hinab. Manchmal stehen auch Musikanten oben und spielen auf, während unten getanzt wird. Im ganzen sind die Häuser so unbequem als nur möglich eingerichtet.

Die Hütten der Maljsoren sind ungemein ärmlich und bescheiden. Alle haben nur ein Erdgeschoß und sind aus Stein, Holz oder Stroh construirt. Im Innern starrt alles vor Schmuz. Ich habe es nie länger als fünf Minuten darinnen ausgehalten und zog es stets vor, im Freien zu schlafen, wie dies auch die Maljsoren selbst im Sommer thun. Im Winter wickeln sie sich in eine Wolldecke und legen sich auf dem mit einem Teppich bedeckten Boden nieder. Möbeln gibt es nur sehr wenige: weder Tisch noch Stuhl, höchstens eine Kiste. Ein Stein vertritt den Herd. Gegessen wird natürlich mit der Hand; blos zu Flüssigkeiten benutzt man Blech- oder Holzlöffel. Bei den Mohammedanern darf nur mit der rechten Hand gegessen werden; die linke, als zu unreinen Functionen bestimmt, darf sich nicht über dem Tisch sehen lassen.

An Reinlichkeit lassen die Albanesen sehr viel zu wünschen übrig. Bäder werden nur selten genommen und jene öffentlichen von Škodra sind selbst so ekelhaft, daß ein Europäer besser thut, sich ein Hausbad zu verschaffen oder sich in den See hinausrudern zu lassen.

Lobend muß anerkannt werden, daß man keine Betrunkenen sieht, obwol Wein, besonders aber Raki (Schnaps) und Mastig (Liqueur) stark consumirt wird.

Der pariser Chiffonnier.

Von

Wilhelm Ritter von Hamm.*)

An einem schönen Julitage stand ich auf der Höhe des Pavillons der Buttes-Chaumont und weidete mich an dem wundervollen Panorama, das in meilenweitem Umkreise den Blicken eine solch unermeßliche Zahl von Anziehungspunkten bietet wie kaum ein anderer Aussichtsplatz der Erde. Denn zu Füßen dem Beschauer dehnt sich hier Paris, die Hauptstadt der Welt, aus. Das große Bild gewann unendlich durch den Rahmen, in welchem es sich vor mir aufrollte: das frische saftige Grün des Rasens, die schönlinigen Schattengruppen der Bäume, den milden Duft der Rosen und Jalappen, das Rauschen der Fontainen und das Glitzern stiller Wasserspiegel, auf welchem weiße und gelbe Seerosen so heimlich schwammen, als blühten sie in märchenhafter Waldeinsamkeit, nicht mitten im Getriebe einer lärmvollen Großstadt. Die Fernsicht beschäftigte meine Augen übrigens heute nicht lange; sie hatten die Aufgabe, sich in der Nähe zu orientiren. Die Buttes-Chaumont sind ein Arrondissement, und zwar das 19., im Nordosten der Stadt Paris; gemeinhin aber versteht man unter dem Namen nur ihren Square, einen Park, der zu den reizendsten Anlagen seinesgleichen gehört und dessen Besuch mehr der Mühe lohnt als derjenige vieler bevorzugter Modegärten. Er ist unter dem zweiten Kaiserreiche errichtet worden an der Stelle verlassener Steinbrüche und der alten Wasenplätze oder Richtstätten von Montfaucon; wir befinden uns auf dem historischen Terrain, wo Katharina von Medicis dem Leichnam des Admirals Coligny gegenüber den Vespasian'schen Ausspruch über das aus den Latrinen Roms gewonnene Geld höhnisch grausam parodirte. Die außerordentlich bewegte Bodenformation hat dem Landschaftsgärtner hier eine seltene Unterlage zur Entfaltung seiner Kunst geboten; sie ist aber auch im höchsten Sinne der letztern benutzt worden. Wie eine Perle liegt dieser prächtige Park inmitten schnöder Umgebungen; denn das Quartier der Buttes-Chaumont ist eins der vernachlässigtsten, übelst berufenen, ärmsten von Paris; hier wohnt die eigentliche Hefe des Volkes, unter welcher die Arbeiter von Belleville nicht einmal verstanden werden wollen; hier

---

*) Leider erscheint dieser Artikel als oeuvre posthume; unser langjähriger trefflicher Mitarbeiter ist am 8. Nov. 1880 in Wien gestorben. D. Red.

hausen jene zahlreichen Familien und Menschen, von welchen niemand weiß, wie und von was sie leben, sie selber am Morgen eines jeden Tages gewöhnlich am wenigsten. Auch aus der Vogelperspective macht das Gebäudeconglomerat des Bezirks einen abstoßenden Eindruck. Große, nothdürftig eingezäunte Oedflächen, in welchen die Rinder und Hammel der Fleischer von La Villette am grauen, hochaufgeschossenen Unkraut nagen, schieben sich zwischen die nüchternen Häuserquadrate, deren weiße Kalkmauern den Augen wehe thun. Dennoch spähte ich eifrig zwischen denselben umher, denn ich suchte nach einem Ariadnefaden; ich war im Begriff, einen Besuch dort unten zu machen. Aber trotzdem ich eine lange Anleitung zur Auffindung des Weges erhalten hatte, gelang es mir nicht, mich im Gewirr des Netzes dieser Gassen, Gäßchen und Culsdesac zurechtzufinden. Nur die Richtung hatte ich mir eingeprägt; in dieser stieg ich also hinab in die Straße von Veracruz und wanderte gegen den Donauplatz hin.

Aber ich fand nicht, was ich suchte. Gegen eine Stunde lang irrte ich vergeblich hin und her. Es war einsam in diesen staubigen Gassen; die wenigen Leute, welchen ich begegnete, warfen neugierig fragende Blicke auf mich: „Was sucht dieser Aristo" — denn ich trug einen heilen Rock — „unter uns?" Ich wagte anfänglich nicht, sie nach der gesuchten Adresse zu fragen; aufrichtig gestanden, schämte ich mich: die Bezeichnung des Ortes klang gar zu sonderbar. Als ich mich endlich doch dazu entschloß, lachten mich mehrere ohne weiteres aus, andere schüttelten den Kopf oder zuckten die Achsel. Ich war mismuthig im Begriff umzukehren, als mir lustig pfeifend ein Scherenschleifer mit seinem „Landau" entgegenkam. Es war ein hübscher junger Krauskopf; aus der Ferne sah man ihm den Troupier an. Als ich, mit dem innerlichen Schwure, daß es zum letzten mal geschehe, meine Frage etwas verlegen an ihn richtete, fuhr er wie erschrocken zusammen, setzte sein Gefährt nieder und sah mich durchdringend an. Plötzlich machte er rechtsumkehrt, fuhr seine Maschine unter den nächsten Thorweg und war wieder an meiner Seite. „Es wird mir ein Vergnügen sein", sagte er, „den Herrn dahin zu führen, wohin er wünscht. Ich kenne die «Flohbühel» ganz genau." „Buttes aux Puces", diesen lieblichen Namen führte allerdings die städtische Sommerfrische, welche ich aufzusuchen mich abmühte, in der löblichen Absicht, dem Monsieur Jacques Olivier Baratte, ehrsamem Lumpensammler seines Gewerbes, und seiner stattlichen Ehehälfte Madame Héloise Pourçelet meine freundschaftliche Hochachtung zu bezeigen.

Die Bekanntschaft dieses interessanten Paares hatte ich vom Fenster meiner Entresolwohnung in der Straße Laffitte aus gemacht. Für Paris ein Frühaufsteher, lag ich meist in demselben, ehe noch das Leben des Tages in dem ungeheuern Häusermeere erwacht war. Aber so oft ich die Flügel öffnete: eine Gruppe lebender Wesen war vor mir lebendig und präsentirte sich unabänderlich als vis-à-vis auf dem Pflaster. Ihren Mittelpunkt bildete ein stämmiger, sehr klug und wohlgenährt ausschauender Esel, der nicht einmal die graue Uniform seines Geschlechts, sondern ganz stutzermäßig braun und gelbe Livery trug; er war vor einen hohen zweiräderigen Karren mit immensen Rädern gespannt; neben dem Gespann saß auf den Hinterbeinen eine weiße Bulldogge, die mit zähnebleckend grimmigem Lachen

seinen ohrenschüttelnden Kameraden betrachtete; auf der Schwelle des Ladens der Madame Blanche Désalé aber kauerte eine bäuerlich gekleidete, etwas corpulente Frau, mit buntem Kopftuch, großer blauer Schürze und kattunenem Jupon; wenn sie sich erhob, um die Schläfrigkeit von sich abzuwehren, zeigte sie ganz hübsche Gesichtszüge, verschönt durch ein unvergleichliches Gebiß und den Ausdruck schlauer Gutmüthigkeit.

Zuweilen, etwa zwei- oder dreimal in der Woche, gesellte sich zu ihnen ein stämmiger Blusenmann mit funkelnden Augen und dichtem schwarzem Schnurrbart, in Gestalt, Haltung und Gewandung ganz ein echter Pariser der Banliene. Ich freute mich dann immer zu sehen, welche zärtliche Eintracht unter den Gatten herrschte und nicht minder, wie freudig Esel und Hund ihren Herrn und Meister begrüßten. „Das müssen gute Leute sein!" sagte ich mir. Fleißig waren sie; mit unermüdlicher Ausdauer durchsuchten sie die von verschlafenen Dienstboten vor den Hausthüren neben dem Trottoir aufgeschichteten Kerichthaufen; sie machten das so geschickt und decent, daß der Zuschauer nicht den mindesten Widerwillen empfand. Was nur irgend brauchbar, und dessen war ganz unglaublich viel, wurde geborgen, eingesackt; nach und nach thürmten sich gewaltige Ballen auf dem Karren; nach ungefähr zwei Stunden war das Geschäft beendigt und die Straßenkehrer erschienen, um mit der Piassava und dem Wasserschlauch das Werk der Reinigung durchzuführen. Schlag 7 Uhr war Tag für Tag die Rue Laffitte spiegelblank. Jene ersten Leute, Mann und Weib, betrieben das Gewerbe der Chiffe oder des Lumpensammelns, besser der Abfallsammlung.

Der pariser Chiffonnier ist ein Volkstypus, welcher nicht übersehen werden kann und ein interessantes Studium bildet. Der Stand genießt ein gewisses populäres Ansehen; seine nützliche Thätigkeit springt in die Augen; die Beachtung, welche der Lumpensammler genießt, offenbart sich durch zahlreiche Scherznamen, die er führt; so Biffin, Cupidon, Zig de la chiffe, Hotteriau, Sept, Philosophe (weil er am frühen Morgen mit der Laterne umherstreift, gleich Diogenes), Chiffer-ton, Rouleur u. a. m. Er selber ist stolz auf sein unabhängiges Gewerbe; er dünkt sich hoch erhaben über dem städtischen Bouscailleur, Straßenkehrer, und sieht sogar den „Cierge" oder Sergent de ville, den Stadtpolizisten, etwas über die Achsel an. Er ist gewöhnlich ein Lebemann, der den Dienstmägden kräftige Schmeicheleien applicirt, mit den Hausknechten auf gutem Fuße lebt, alle Garçons der Estaminets seines Beutequartiers mit dem Vornamen nennt und den Pipelets oder Portanches (Portiers) besondere, durch kleine Geschenke erhaltene Freundschaft widmet. Die Chiffonniers bilden unter sich eine abgeschlossene Zunft, die eifersüchtig ihre Rechte wahrt und in welche einzudringen keineswegs leicht ist. Sie wohnen überall vertheilt an und vor den Barrièren, vorzugsweise aber in Petit Mazas, welchen Argotnamen die Passage du Soleil zu Clichy-la-Garenne führt, und in der Passage Saint-Charles zu Levaltois; vereinzelter in der „Löwengrube" (Fausse aux lions) zu Grenelle, in „Kuhschnappel" (Cité des vaches) an der Route de la révolte, im „kleinen Bicêtre" gegen die Barrièren von Fontainebleau zu und in den abgelegensten Winkeln des Quartiers der Chaumonthöhen.

Das leicht zu gewahrende Intereſſe, mit welchem ich alle Morgen die braven Abfallſucher der Straße Laffitte beobachtete, führte zuerſt zu einem Austauſch von Grüßen, dann von Cigarren — nur meinerſeits! — und zu wohlwollender Wechſelrede. Nicht lange dauerte es, ſo trat ich mit dem würdigen Paare nach deſſen vollendeter Ernte ein bei dem Maſtroquet (Weinwirth), welcher der benachbarten Maiſon dorée kühnlich Concurrenz bietet, um auf den Zink ein Glas zur Vertreibung der Würmer oder zur Dämpfung des Nebels zu ſchlürfen (pour siffler un canon sur le zinc, pour tuer les vers ou pour chasser le brouillard), und eines ſchönen Sonntags ward aus dem Fünftelliter (Canon, auch Poiſſon, Cinquième, Poivre) eine „Demoiſelle blonde“ oder eine „Grande fille“ (eine Flaſche geſiegelten Weißweins). Als ich darauf mit dem nächſten Frührоth meinen Kopf zum Fenſter hinausſteckte, ſtand Madame Héloiſe ſchon in Poſitur auf dem Bitumen und reichte mir unter ergötzlichen Knickſen ein in untadelig weißes Papier geſchlagenes mächtiges Roſenbouquet empor und zwar — faute de mieux — an dem Griffe ihres Beſenſtiels. Von da ab war eine ganz intime Freundſchaft geſchloſſen. Ich ſchäme mich ihrer keineswegs; ſie hat mir vieles Vergnügen, daneben aber auch mannichfache recht angenehme Belehrung gebracht.

Unter Führung meines ortskundigen Titi (jugendlicher Straßenläufer, der Gamin de Paris im guten Sinn, wörtlich: Hahn und Hähnchen) hatte ich bald eine ſchmale Gaſſe, mehr Feldweg, zwiſchen zerfallenden Breterzäunen, bröckeligen Mauern und Hüttenruinen erreicht, welche etwas bergan führte. Vor einem verſchloſſenen Thore machten wir halt; da keine Glocke angebracht war, wollte ich mit dem Stocke zu trommeln beginnen; allein mein Begleiter wußte gut Beſcheid: er griff durch eine Oeffnung — und die Pforte that ſich auf, wie durch Zauber. Gleichzeitig aber wurde raſendes Gebell laut; ein Viertelduțend abſcheulicher Köter fuhr mit weiten Rachen auf uns los; aber Tourlou, die Bulldogge, erkannte mich ſofort, eingedenk der ihm zugewendeten Frühſtücksreſte, und ward mein Beſchützer; die andern umdrängten alsbald den Scherenſchleifer als alten Bekannten. Wir befanden uns in einem grasbewachſenen, etwas verlotterten Vorhof, gegenüber einem nur aus dem Rez-de-chauſſée beſtehenden weißen Hauſe von gewöhnlicher Bauart. In dieſem Augenblick trat auch der Eigenthümer, Monſieur Baratte, über die Schwelle. Mit ungeheuchelter Freundlichkeit eilte er mir entgegen, um mir die Hand zu ſchütteln; dagegen umwölkten ſich ſeine Züge, als er meinen Führer gewahrte, deſſen Haltung ebenfalls einige Verlegenheit ausdrückte. Ich wollte den letztern mit einem Francſtück verabſchieden, allein er weigerte ganz entſchieden, aber ſehr höflich, deſſen Annahme; der Chiffonnier raunte ihm einige Worte zu, welche ich nicht verſtand, und etwas gedrückt ſchlich mein Begleiter wieder zur Thür. Ich hatte jedoch nicht viel Zeit, auf dies Intermezzo zu achten, denn ſtrahlend vor Vergnügen knickſte ſchon Frau Héloiſe vor mir. Sie war nur im Hauskleide, ſah aber ganz anders, um nicht zu ſagen „appetitlicher“ aus als früh morgens im Arbeitsgewande der Chiffonnière: wie eine ſtattliche Pachterin, die etwas auf ſich hält und ſich nichts abgehen läßt. Ihren cascadenartigen Redeſtrom unterbrach mistönendes Geſchrei aus einem Seitenſchuppen, in welches die Hunde heulend

einstimmten. „Hören Sie?“ rief die gute Dame, „der Maître Oreillard (Meister Langohr) bewillkommnet Sie ebenfalls; er kennt Sie recht gut. Zurück, ihr Hunde, willst du schweigen, Tourlou, zurück“ — und damit ergriff sie behend einen Stecken und hieb auf die Cabots (Köter) los. Die Namen der beiden rasselosen Kameraden der Bulldogge wage ich nicht mitzutheilen; leider heißen viele Hunde so im heutigen Frankreich. Allerdings sind auch in Deutschland „Mélac“, „Poléon“ und ähnliche Bezeichnungen zu finden; in Paris ist „Badinguet“ (Spitzname Napoleon's III.) nicht ungewöhnlich bei Pintschern und Rattlern. Herr Baratte mischte sich nicht in die Rede und in das Gefecht; er lachte immer still vor sich hin auf den Stockzähnen; nur gelegentlich schleuderte er den „Linspré“ („Prince“) mit einem Fußtritt zehn Meter weit, als die zottige Bestie sich hinter ihm verkriechen wollte.

Ueber einen mit gebrannten Steinen parketirten Vorplatz traten wir in den Salon des Hauses. Er war ganz einfach, aber hübsch in Nußbaum möblirt, der Boden mit Cementplatten belegt, überaus reinlich und heiter; das geräumige Gemach würde einen noch bessern Eindruck gemacht haben ohne die grenlichen illuminirten Lithographien an den Wänden und die steifen Kunstblumen auf dem Kamin. Obgleich die Zeit des Dejeuner vorüber war, ließ ich mich doch nicht viel nöthigen, als ein vortrefflicher Imbiß erschien: Schinken, frische Butter, Radieschen, Käse, eine meterlange Stange Brot und in weißen Caraffen Rothwein mit Branntwein. Die Aufwartung besorgte Mademoiselle Louisette, die funfzehnjährige Tochter und das einzige Kind des Hauses, ein charmantes, hellängiges Geschöpf, mit blendendweißem Teint und prächtig welligem, kastanienbraunem Haar, trotz der brünetten Aeltern, welche mir mit einigem Stolze ihren Sprößling vorstellten. Das Mädchen schien wohlerzogen, aber für den Gast wenig Interesse zu fühlen; es sprang von dessen Seite alle Augenblicke auf und machte sich am Fenster zu schaffen, während Vater und Mutter sich bedeutsam misbilligende Blicke zuwarfen. Endlich ward es der letztern zu arg. „Du bist ja wie Quecksilber“, rief sie erzürnt, „setze dich auf deinen Stuhl und mucke mir nicht mehr.“ Verdrossen zog Louisette ihr Mäulchen und sah von nun an blos auf ihren Teller. „Einen Tropfen!“ nöthigte mein immer röther werdender Gastfreund, „echten Chifferlinde (Lumpensammlerschnaps), alten; oder belieben Sie einen Süßen, einen Mélé (Gemisch von Cognac und Liqueur)?“ „Wo denkst du hin, Oli?“ wandte die Frau ein, „solche Herren trinken keinen Chnic; sie ziehen einen Rougemont (Rothwein) vor, und da steht ja eine Négresse (Flasche), wie sie der erste Bercycotier (Weinhändler) nicht besser im Keller hat; schenk' ein, Mann.“ Und es war in der That ein vorzüglicher alter Beaujolais, den ich da zu kosten bekam.

Nach dem Genusse das Geschäft. Ich hatte um die Vergünstigung gebeten, das Etablissement bis ins Detail besichtigen zu dürfen, und von den Besitzern geleitet, begann ich meine Umschau. Die hübsche Louisette war zu meinem Bedauern zurückgeblieben, um das Haus zu besorgen. Wir gelangten durch eine Hinterthür in einen zweiten, nothdürftig umplankten Hof, welcher etwas schwierig zu passiren war; denn er bildete eine einzige Düngerstätte, auf welcher es von Thieren wahrhaft wimmelte. Einige rothborstige Schweine fühlten sich wohlig im Morast; eine Ziege stand auf den Hinterfüßen und schnappte nach den Blättern

eines überhängenden Astes; langohrige Lapins schnellten durcheinander. Besonders zahlreich war aber das Geflügel vertreten: außer einem Paar Truthennen und mehrern Perlhühnern ein prächtiger Stamm metallglänzend schwarzer, üppig behaubter Crèvecoeurhühner mit ihrem zweihörnigen stolzen Hahn, dazwischen und auf den bedenklich klaffenden Breterdächern der aus Pisé gebauten, sehr primitiven Stallungen Tauben aller Rassen und Farben. „Das alles kostet nichts aufzuziehen und zu füttern, während es doch dem Hause Gutes einbringt", erklärte Frau Héloise; „unsere Industrie wirft genug ab, um alle diese Geschöpfe reichlich zu nähren." Sie leben fast nur von den Abfällen der Abfälle, welche zum Theil auch einem unkrautreichen Gemüsegarten und einem anstoßenden Haferfelde den Ersatz für die durch Enten entzogenen Bodenstoffe liefern.

Ein weiter, gleichfalls eingefriedigter, mit offenem Schuppen umgebener Platz, dessen Einfahrt in eine andere Straße mündete, bildete die Stätte des industriellen Betriebs der Chiffe. Hier wird das Sortiren (Triquage) der „Camelotte" (des Inhalts der Säcke, Butten und Karren, in welchem der Lumpensammler seinen Erwerb heimführt) vorgenommen. Wir fanden damit etwa ein halbes Dutzend alter Megären scheußlichsten Aussehens und mehrere zerlumpte, kaum bekleidete und mit Schmuz incrustirte Kinder beschäftigt; sie standen unter der Aufsicht eines halbwüchsigen Jungen; dieser Lehrling des Chiffonnier strafte seinen Ehrentitel „Noir de peau" (Schwarzhaut) oder „Nègre" keineswegs Lügen. Niemals vordem habe ich die Industrie der Abfallverwerthung in solch überwiegender Weise ad oculos demonstrirt bekommen wie hier an diesem, freilich nicht an die duftigen Rosenfelder der Provence erinnernden Orte, inmitten des emsigen Getriebes von Arbeitern der untersten Stufe, die jedoch ehrlich ihr bischen Brot zu verdienen suchen, solange es geht. Es gehört Uebung und eine gewisse Geschicklichkeit zu diesem Sortiren, welches ohne jedes Geräth, nur mit der Hand ausgeführt wird. Der Triqueuses (Sortirerinnen) sind es gewöhnlich ebenso viele, als verwerthbare Gegenstände in einzelnen Gruppen aufgehäuft werden. Deren ist es aber eine ziemliche Anzahl. Hier will ich bemerken, daß die Chiffonniers, wie fast alle Gewerbe in Paris, unter sich eine besondere Zunftsprache, ein Argot reden, welches um so schwieriger zu verstehen, als es vielen Schwankungen und willkürlichen Abänderungen unterworfen ist. Außer den festen Bezeichnungen für bestimmte Objecte und Begriffe sind es gewöhnlich Silbenanhängsel und Buchstabenverstellungen, welche dem Uneingeweihten das gut französische Wort völlig unverständlich machen. So ist z. B. gebräuchlich das Anhängen der Silbe „lem" und der Tausch ihres Anfangsbuchstabens mit demjenigen des zu verstellenden Wortes, sodaß aus „bon" das völlig räthselhafte „lonbem" wird. Bildet ein Vocal den Anfangsbuchstaben, so wird die ganze Silbe bis zum nächsten Selbstlauter hintangestellt oder auch dem l ein b substituirt; zwei oder drei Consonanten an der Spitze des Wortes tauschen gleichfalls mit dem l des „lem"; demnach klingen: amour = louramem, langue = banguelem, précoce = lécoceprem u. s. w. Wer, der nicht mit dem Schlüssel versehen, wäre im Stande, das zu errathen? Häufig wird aber dieser Schlüssel gewechselt, sodaß diejenigen, welche sich seiner bemächtigen, ohne zur Zunft zu gehören, wiederum im Dunkel tappen.

Die bevorzugten Verwerthungsgegenstände der Chiffe sind: 1) Metalle: Kupfer (Rouget), Zinn (Ecume), Blei (Mastar), Eisen (Ferraille). 2) Knochen: Fette oder Markknochen (Chocottes), trockene zur Fabrikation von Spodium für die Zuckerfabriken (Os de travail). 3) Haare (Douilles oder Plumes). Die auf die Gasse geworfenen Kammrückstände werden der Farbe nach sortirt und in kleine Bündel (Crépons) zusammengerollt, die vom Chiffonnier zu 10 Frs. das Kilo verkauft werden. 4) Wolle (Merinos), Wollfäden (Gros), Tuch- oder Sammtfetzen (Économie), Wollfetzenausschuß (Gros de laine oder engrais; letzteres Material wird häufig zu einem geschätzten Kunstdünger verarbeitet). 5) Leinwand und Baumwolle; grobe Leinenlumpen (gros durs), gewöhnliche Lumpen (blanc sale), blaue Lappen (buls). Abgängige Sacktücher heißen Chiffons oder Chiffonnions, auch Blaves; es ist bemerkenswerth, daß heutzutage unter „Chiffon" = Lumpen auch das baumwollene Hemdenzeug verstanden wird, welches ehedem „Shirting" genannt wurde. 6) Papier: Bedrucktes (Bouquin), starkes, gelbes Packpapier (Papier goudron). 7) Lederabfälle. Unter diesen sind am meisten gesucht und am vortheilhaftesten zu verwerthen alte Stiefel und Schuhe, welche, je nach ihrer Verfassung, eine ganze Reihe von prägnanten Bezeichnungen führen; so: Brocante, die werthvollste Form; Gant de pied (Fußhandschuh), Escaffignon, Esclot, Gadin (qui renacle) oder Escarpin renifleur (wenn er Wasser schöpft), Pompe aspirante (Saugpumpe, mit klaffender Sohle), Riflard u. s. w. Aus den Bestandtheilen dieser verschiedenartigen abgetragenen Fußbekleidungen macht der Meister Riboui oder Flickschuster den „Dix-huit", einen neuen Schuh, der seinen Namen der Zahl der darauf verwendeten Stücke und seinen Zusammenhalt einem übermäßigen Aufwand an Draht und Zwecken dankt. Der eigentliche „Schouflik", welches germanische Wort allenthalben in Paris gäng und gebe ist, kann nicht componiren, nur flicken. Die Lehrlinge der Zunftschuster, die „Pignoufs", stehen immer in intimen Beziehungen zu den Chiffonniers. 8) Cigarrenstummel (Orphelins). Dieser vielbegehrte Artikel gibt zwar einer besondern Erwerbsklasse, den „Ramastiqueurs", volle Beschäftigung und Nahrung, wird diesen aber von den Mitgliedern der Chiffe allenthalben mit Energie streitig gemacht. Ist das Object noch irgend rauchbar (in dieser Beziehung leistet der vierte Stand das Unglaubliche), so heißt es Sapeur oder Petit, wo nicht, Mégot. Die Tabackregie des Staates ist sichere Abnehmerin der „Waisenknaben". 9) Quiqui; unter diesem Namen versteht der Chiffonnier alles, was von Abfällen noch für die Küche brauchbar ist, entweder für seine eigene oder für diejenige des öffentlichen Ausspeisers (Gargotier, Garkoch). Und es ist in der That erstaunlich, wieviel sich dessen zusammenliest in Regattes (Fleischüberresten), Têtes de Titi (Geflügelköpfen; unter „Titi" wird das Federvieh, vorzugsweise das Hühnergeschlecht verstanden), Roumies (Brotrinden) u. s. w. Wenn mancher Gast wüßte, woher die Ingredienzien zu einem pikanten Haché, einer kräftigen Hühnersuppe, einem Brotpudding stammen, der Appetit würde ihm wahrlich vergehen. 10) Küchenabfälle vegetabilischer Herkunft; sie bilden die überwiegende Menge der täglichen Einheimsungen und werden vornehmlich zur Fütterung der Hausthiere des Chiffoniers verwendet. Es stehen ihm davon so große Quanten zu Gebote, daß er wählerisch ist und das minder Werthvolle für eine Nachlese übrigläßt, die er

großmüthig Anfängern im Handwerk gestattet. Vielen andern Collectionen aus dem Schatze der Camelotte wäre noch zu gedenken, allein es mag bei den aufgeführten sein Bewenden haben. Für jede Serie der Objecte sind feste Abnehmer vorhanden, welche meistens die Waare vom Sortirplatze, wo sie verwogen wird, abholen. Die Verpackung geschieht in Säcke, in Kisten — die der Abnehmer beistellt — oder entfällt ganz. Gewöhnlich sind es die Engrossisten der Chiffe, welche den Zwischenhandel übernehmen; nur in seltenen Fällen liefert der Chiffonnier direct an den industriellen Producenten.

Außer den stabilen Geschäftsobjecten gibt es noch viele zufällige oder solche, die sich in keine Klasse rangiren lassen. Kein Tag vergeht, ohne daß die Chiffonniers verlorene oder verschleuderte Werthgegenstände im Kehricht finden, am meisten silberne oder Ruolzkaffeelöffel, dann goldene Hemdenknöpfe, Nadeln, Ringe u. dgl. m. Die Versuchung ist oft groß, aber nur in seltenen Fällen triumphirt sie; der Mann von der Chiffe setzt einen Stolz darein, ehrlich zu bleiben, und der Corpsgeist, der in der Zunft herrscht, duldet keine „Pégriots" (Straßendiebe). Manche häusliche Auswürflinge wecken den Humor, so z. B. die Sammlungen aller möglichen und unmöglichen Herren- und Damenhüte, unter welchen insbesondere die letztern oft hoch ergötzlich ausschauen. Ganze Haufen von alten Holzschuhen (Escarpins de Limousin oder en cuir de brouette, nach ihrer vorzugsweisen Heimat oder von Schubkarrenleder) sind aufgethürmt und harren weiterer Verwendung; niemand räth diese — sie werden großentheils zu Zahnstochern verarbeitet. An den Pfeilern der Schuppen, welche die sortirten Waaren aufnehmen, hängen mächtige Bündel von Bindfaden und Stricken aller Art; in einer Ecke sind Glasscherben aufgeschüttet; daneben sitzt ein kleines Mädchen und kratzt den Lack oder das Pech von den Flaschenhälsen. Fast jeder Abfall kann weiter verbraucht werden, was dem Laien oft unmöglich erscheint; so dienen Scherben von Porzellan und irdenem Geschirr, zwischen Walzen zermahlen, zur Fabrikation von Chamotte oder feuerfesten Ziegeln. Daher gelangt von dem Inhalt der Camelotte auch verhältnißmäßig wenig auf die großen Siebe, die zwischen hohen Dreifußstativen aufgehängt, von Jungen geschwenkt werden, welche ohne zerfetzte Schwimmhosen bis an den Hals barfuß gehen würden. Was auf dem Siebe bleibt, kleine Nägel und Stifte, Knöpfe, Samenkörner, Knochenstücke u. s. w., wird nochmals sortirt; was hindurchfällt, liefert einen in den Handel übergehenden, besonders von den Gärtnern gesuchten Kraftdünger. Man bekommt wirklich Achtung vor dem ehedem schlecht beleumundeten Gewerbe des Lumpensammlers, wenn man sieht, in welcher Weise dasselbe dem Verkehr Stoffe wiedergibt, welche ohne seine Zwischenkunft nutzlos verloren gegangen wären; mehr aber noch, wenn man die Summen aussprechen hört, die jährlich darin zum Umsatze gelangen. Ich werde mich indeß hüten, sie auch nur beispielsweise zu nennen, um nicht der Uebertreibung geziehen zu werden.

Wir hatten ein paar Stunden mit allen den Besichtigungen und Erklärungen zugebracht: ein Zeitraum, der wesentlich dadurch verlängert wurde, daß ich den Slang meiner Gastfreunde mehrentheils nur zur Hälfte verstand, als die helle Stimme Louison's über den Zaun herüber zum Diner rief. Aber sie mußte zum

zweiten mal erklingen, ehe ich mich von allen Sehenswürdigkeiten losmachen konnte, die es unterwegs noch gab, unter welchen der arg behandelte Helm eines deutschen Kriegers aus dem Jahre 1871 das Hauptstück bildete. Mein Gastfreund hatte in dieser verhängnißvollen Zeit unter den Moblots gedient, sprach aber mit souveräner Verachtung von deren Heldenthaten. Bei Vitry und Garches war er mit im Feuer gewesen. Wie die meisten Franzosen unterschied er scharf zwischen „Preußen" und „Deutschen"; letztere nannte er „brave Leute" und verlegte ihre Hauptstadt nach Baden-Baden. Von Oesterreich wußte er, daß es „dort unten" liege und dem russischen Kaiser tributär sei. Dergleichen ist aber auch bei einem Franzosen besserer Klasse nichts Seltenes. Unser Diner war ein schlicht bürgerliches; seine pièce de résistance bildete eine Kaninchengibelotte von besonderm Wohlgeschmack; es bedurfte nicht der Versicherung der Hausfrau, daß kein „Dachhase" (Lapin de gouttière oder estaffion) das Wildpret geliefert habe. Den kleinen Schwarzen (petit noir) nach Tisch, bei dem natürlich der Gloria nicht fehlte, nahmen wir unter einer Akaziengruppe im Vorhofe des Etablissements. Hier auch erzählte mir Herr Baratte seine kurze und nichts weniger als außerordentliche Lebensgeschichte.

Er war ein echtes pariser Kind aus dem Bezirk Belleville; seine Aeltern, beide Wäscher, kümmerten sich nicht viel um ihn, und so ließ er sich schon mit 16 Jahren anwerben. Er hatte rühmlich in Algerien gedient und gefochten, auch die Medaille davongetragen, mußte aber als invalid den Abschied nehmen, nachdem ihm ein Spahi der Beni-Souf zwei Finger der rechten Hand verstümmelt hatte. Mit 4 Frs. Invalidenpension monatlich zu leben, ist ein Kunststück, das der junge Mann nicht fertig brachte. Er versuchte es eine Zeit lang als Fabrikarbeiter; aber er besaß nicht das Temperament, um Tag für Tag vor dem Stuhle zu stehen; er bedurfte der freien Luft, der Bewegung, und da er zugleich das Herzensbedürfniß der Selbständigkeit fühlte, so ergriff er das bescheidene Handwerk des Lumpensammlers. Er war leichtsinnig und unternehmend genug, gleichzeitig ein dralles Landmädchen aus Bois de Colombes von der Gänseweide weg zu heirathen, um, wie er meinte, das Geschäft gleich mit doppelten Kräften betreiben zu können. Die jungen Leute fingen klein an, übersprangen aber dennoch die beiden ersten Stufen des Standes. Auf der untersten steht der schon erwähnte „Neger", der Lehrling und Gehülfe eines Chiffonniers höherer Klasse. Dann kommt der Sackmann (Sacqué), welcher seine Funde in einem über die Schulter geworfenen Sacke birgt; statt dessen führt er auch zuweilen die „Sauvette", einen kleinen Spahnkorb. Vollberechtigt tritt er in das Gewerbe erst als „Biffin", was genau soviel sagen will wie „Chiffonnier", denn „la biffe" bedeutet ebenso gut das Geschäft als „la chiffe". Der Biffin arbeitet aber niemals anders als in der „Rüstung" (Armature). Diese besteht aus Tragbutte und Haken. Erstere, mittels zweier Riemen auf dem Rücken getragen, heißt „Hotte", führt aber noch viele Nebennamen, wie: Bine, Carquois (Köcher, deshalb der Träger „Cupido"), Cabriolet (der Chiffonnier bewegt sich damit vorwärts, wie der Infanterist mit dem Tornister „à cheval sur Azor"), Cachemire-d'osier (Weidenholzshawl, sobald Mme la Chiffonnière die Butte auf dem Rücken hat), Landau (so heißt auch der Schieb-

karren), Mannequin u. s. w. Das eigentliche Handwerkszeug ist der Crochet oder kurzweg Croc, nach seiner Form auch Numéro Sept genannt. Mit diesem Haken manipulirt der geübte Mann vom Fach in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise. Die kleinsten Gegenstände nimmt er damit vom Boden auf, ohne sich zu bücken, und schleudert sie mit unfehlbarer Sicherheit über die Achsel in die Hotte. Er irrt sich dabei nie und wendet niemals den Kopf. Der Croc ist entweder ganz aus Eisen oder in einen hölzernen Handgriff eingefügt; er bildet das Scepter, das Zeichen der Würde des Lumpensammlers, den der Volkswitz echt Shakspearisch häufig den (geflickten) „Lumpenkönig" nennt. Erwirbt er ein Zugthier, einen Esel oder ein Pony — Hunde sind verpönt — so avancirt er zum „Rouleur"; sein zweiräderiger Karren heißt „Roulette"; hebt sich das Geschäft, sodaß darin Hülfskräfte verwendet werden müssen, so wird der Chiffonnier zum „Gros-cul", der schon eine sehr respectable Stellung, nicht nur unter seinesgleichen, sondern in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt. Dünkt er sich dann zu gut und wohlhabend, um noch selber mit zu arbeiten, so heißt er „Sans beurre": mit dieser Stufe beginnt die Aristokratie des Standes, welche endlich in dem „Ogre" gipfelt. Dieser ist der Lumpenhändler en gros, welchem die kleinern Geschäftsleute zubringen und dienstbar sind; sein Gewinn ist ein außerordentlich großer; daher lebt er auch auf großem Fuße und ist „Patron de tapis franc", d. h. der angesehenste Stammgast der Schenke, die er mit seiner Gunst beehrt. Früher war das Ogrethum ein verdächtiges Geschäft; denn der Ogre machte nicht selten auch den Hehler und unterhielt zu diesem Zwecke eigene Branntweinkneipen, welche die Zusammenkünfte seiner verbrecherischen Lieferanten unauffällig machten. In der neuern Zeit sind die Ogres aber ohne Ausnahme solide Grossisten, manche darunter Millionäre.

Anfänglich mußte das junge Ehepaar mit Widerwärtigkeiten aller Art, manchmal mit Noth kämpfen; aber die beiden elastischen Naturen drückten sich tapfer durch und achteten es nicht groß, wenn sie an mehr als einem Tage die Hungerriemen fester schnallen mußten. Sie arbeiteten im Dienste eines Groscul, der ihnen die Nachlese in der Straße Laffitte überlassen hatte. Eines Tages fand der junge Biffin in einem mächtigen, schlecht durchsuchten Kehrichthaufen vor dem Palais eines weltberühmten Bankiers ein dünnes Packet zusammengebundener Papiere — es enthielt Documente von höchstem Werthe; der Buchhalter des Bankgeschäfts, der es unachtsam verloren, schenkte dem redlichen Finder die für diesen unfaßbar hohe Summe von 600 Frs. und verschaffte ihm gleichzeitig das Monopol der allgemeinen Ausbeute der Straße, welche als ein „Quartier gras" (einträglicher Bezirk) ersten Ranges gilt. Von nun an war das Glück der braven Leute begründet. Sie erwarben mit geringer Anzahlung das passende Grundstück des Flohbühels und schafften sich Equipage, d. h. einen Eselkarren an. Die Frau übernahm die Straße Laffite ganz allein, der Mann mit dem Neger exploitirte die weitere Umgegend von Notre-Dame de Lorette. Von Jahr zu Jahr hatte sich der Betrieb gehoben; das Anwesen war schuldenfrei und Monsieur Baratte ein Groscul geworden, der sichtlich auf den Ogre hinarbeitete.

Die Erzählung ihrer einfachen Lebensschicksale hatten die guten Leute, nach Art ihrer Klasse, etwas lang hinausgesponnen; der Hausherr sprach nur mit der

„Chiffarde“ (ganz dicht am Kopfe abgebrochene Thonpfeife) im Mundwinkel und, um der Wahrheit die Ehre zu geben, selbst auf die Befürchtung hin, das Interesse der Leser an der behäbigen Dame abzuschwächen — Frau Héloise ebenfalls; sie dampfte ihren Caporal oder Perlot (Rauchtaback) wie ein Tambourmajor. Eben hatte das Ehepaar seiner Betrübniß Luft gemacht, wohlerworbenes Besitzthum nicht einem leiblichen Sohne übergeben oder hinterlassen zu können, als bei meiner Bemerkung, ein tüchtiger Schwiegersohn werde die Annahme ebenfalls nicht verweigern, die Hausfrau plötzlich aufsprang und, als ob es brenne, nach dem Garten lief. Verwundert blickten wir ihr nach; da hörten wir ihre Stimme in den höchsten Tönen und dazwischen ein zarteres Organ mit klagendem Timbre. Natürlich eilten wir hinzu: Frau Héloise hatte die hübsche Louisette an den Zöpfen und hielt ihre mütterliche Faust einem niedergeschlagen zu Boden blickenden jungen Manne unter die Nase — und dieser, siehe da, war kein anderer als mein Freund Krauskopf, der Scherenschleifer. Nun wurde es mir recht klar, weshalb er den Weg zu den Buttes aux Puces so gut kannte. Die Scene verlief übrigens minder stürmisch, als sie begonnen hatte; der Vater warf nur ein paar Beruhigungsworte in die kochende Lava seiner bessern Hälfte; die Tochter hatte die Schürze vor die Augen gezogen und schluchzte; der Galan betheuerte einmal über das andere: „Ich meine es ehrlich!“ Natürlich mischte ich mich nicht in dieses kleine Familiendrama, ich brachte vielmehr eine Diversion in die hochgradige Aufregung, indem ich mich verabschiedete und den Missethäter Antoine ersuchte, auch mein Führer heimwärts zu sein.

Ein paar Tage später fragte ich Herrn Baratte, wie sich das Verhältniß seiner Tochter mit dem schmucken Scherenschleifer gestalte. Er schob ärgerlich sein Casquet zurück und kratzte sich in den pechschwarzen Haaren. „Louisette ist des Teufels“, sagte er, „sie will keinen andern und hat ihre Mutter schon halb bekehrt.“ — „O, dann ist die Sache abgemacht“, entgegnete ich, „denn ce que femme veut, Dieu le veut.“ — „Aber einen ambulanten Scherenschleifer!“ rief mein Freund, „dem kann ich doch meine Tochter nicht geben! Wäre er ein braver Chiffonnier, dann ließe sich eher davon reden.“ — „Je nun, Sie haben selber bewiesen, daß das Gewerbe nicht gar zu schwierig zu erlernen ist“, tröstete ich, „und um einer solchen Tochter willen würde noch mancher andere mit tausend Freuden ein pariser Chiffonnier.“

Meerfahrt.

Von

Friedrich Bodenstedt.

I.

Nichts ist nun zu sehn als Himmel und Meer.
Leicht wölbt sich der Himmel, das Meer gründet schwer
Und gibt aus seinem tiefsten Grund
Uns so wenig von seinen Geheimnissen kund,
Wie der Himmel dort oben: es rollt seine Wogen,
Wie die Wolken sich schieben am Himmelsbogen,
Bald hell, bald dunkel, bald beides zusammen.
Doch ob Stürme heulen, ob Blitze flammen,
Ob Wolken und Wogen sich hinschieben bleiern:
Sie können nur Himmel und Meer uns verschleiern:
Und in der Beschränkung unsers Gesichts
Erscheint das unendliche Meer als ein Nichts,
Dem beschränkten Blick ein beschränkter Kreis,
Den der Geist nur zu überspringen weiß,
Der hinter des Rundbilds scheinbarer Hülle
Sieht unergründlich unendliche Fülle
Und noch tiefer mit seinen innern Augen
Blickt, als die äußern zu sehen taugen,
Die, wo sie nicht dem Geist vereint,
Nicht sehn was ist, nur sehn was scheint.

II.

Wie lag das Meer noch eben spiegelklar
Und hauchte seinen salzigen Lebensodem
Wohlthuend wie des frischen Ackers Brodem!
Da, zwischen Flut und Himmel unsichtbar,
Erhebt ein Feind sich, mit gewaltigem Toben
Die Luft verdunkelnd durch Gewölk hoch oben,
Zugleich in seiner ungestalten Wuth
Das Meer aufwühlend, wie um durch die Wogen
Den Raum zu füllen bis zum Himmelsbogen.
Der Sturm bohrt schwarze Löcher in die Flut,
Die immer tiefer wirbeln und sich weiten,
Derweilen oben Wasserberge gleiten,
Bang niederschauend in den tiefen Schlund,
Der unter ihnen klafft; und jeder Abgrund
Zu seinem Fuß wird jedem Berg zum Grabgrund.

Rasch wechselt auf dem weiten Meeresrund
Das Hoch und Nieder, zeigt im Augenblicke
Ein Spiegelbild unendlicher Geschicke
In großer Reiche Auf- und Niedergang
Und singt uns in vielstimmigem Gesang
Das ewige Lied von Werden und Vergehn,
Läßt, was zur Tiefe sank, hoch auferstehn,
Ein Kurzes wieder Sonnenglut zu trinken
Und dann aufs neu' im Abgrund zu versinken,
Wo Thränenperlen ruhn in Muschelsärgen
Und Glanzgebilde sich im Dunkel bergen.

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Gegen Jahresschluß füllt sich der Büchermarkt; Weihnachten ist neuerdings für den Buchhandel, namentlich was die schöne Literatur betrifft, der Haupttermin geworden: da finden sich alle Autoren mit den Kindern ihres Geistes ein, die Lyriker meistens im eleganten Schmuck der Buchbinderei, die Romandichter im Vertrauen auf ihre mehr oder weniger anerkannte Gabe der Unterhaltung, einige des Erfolges sicher, da sie in den Salons Mode geworden sind und man ihre Werke gelesen haben muß, um in den Routs und Gesellschaften, am Büffet oder in den Pausen zwischen dem Walzer und der Tyrolienne Unterhaltungsstoff zu haben und sich in Bezug auf literarische Bildung legitimiren zu können, andere mit der schüchternen Hoffnung, in die Fächer der Leihbibliothek eingereiht zu werden und vielleicht dieses oder jenes Herz in der Stille zu rühren.

Es sind zwei Ziele, die den muthig Strebenden vorschweben: die Mode und ein Platz in der Literatur. Beides pflegt sich nicht immer zu decken, wenigstens nicht so genau wie zwei congruente Dreiecke. Die Lieblinge der Mitwelt leben mit der Nachwelt oft auf gespanntem Fuße, und mancher von den Zeitgenossen stiefmütterlich behandelte Dichter wird von spätern Geschlechtern verherrlicht. Dagegen haben die erstern für sich die zahlreichen Auflagen, die Bewunderung der Salons, den in Ruhm und Geld baar ausgezahlten Erfolg — ein Ziel, „devoutly to be wished".

Wie viele von den jetzt schaffenden Lyrikern die kurze Spanne der Gegenwart überleben werden, wer kann es vorhersagen? An Schaffensmuth fehlt es ihnen nicht; immer neue treten in die Bahn, obschon das Rennen um den Siegespreis für die Lyriker jetzt mehr als je ein Rennen mit Hindernissen ist: es steht aber schief darum, die Lyrik hat kein Publikum. Ausgenommen ist nur das componirbare Lied und eine Richtung der lyrisch-epischen Poesie, die wir die „germanistische" nennen möchten; es sind die Schüler Emanuel von Geibel's und Victor von Scheffel's, die am meisten Anerkennung in den Salons gefunden haben. Weniger beliebt ist das os magna sonaturum, welches nach einer classischen Lesart den Dichter machen soll, und welches unparteiische Beobachter nicht blos bei den Lateinern, sondern auch bei Shakspeare und Schiller bemerkt haben wollen. Es ist heutigentags schlimm, wenn ein Dichter nur solche Töne auf seiner Lyra hat: Ode, Hymnus, Dithyrambus sind lyrische Gesticulationen, welche heutzutage auf das Publikum keinen lebhaftern Eindruck machen als tanzende Derwische oder die Trommel rührende Schamanen; man sieht diesen begeisterten Sprüngen ruhig zu, ohne sich selbst dabei irgendwie zu echauffiren.

Glücklicherweise sind die Klopstocks ausgestorben, Dichter, die ausschließlich auf den Ton der Ode gestimmt waren: unsere Poeten sind vielseitiger. Dies gilt auch von Ernst Ziel, dessen „Gedichte" in neuer vermehrter Auflage vorliegen (Leipzig,

Ernst Keil) und der von den neuesten Dichtern am meisten die höhern Gattungen der Lyrik pflegt; doch auch er dichtet Lieder, in denen das Gefühl der Kindes- und Bruderliebe einfach innigen Ausdruck findet; er führt uns Bilder vor, die an das Genre streifen: Zigeunerinnen, alte Jungfern, spinnende Großmütter; ja sogar ein kleiner Cyklus von edel empfundenen Liebesliedern fehlt nicht; doch der Schwerpunkt seiner Begabung ruht allerdings dort, wo der begeisterte Aufschwung der Ode einzusetzen vermag: es sind in der Sammlung Gedichte in wahrhaft großem Stil, wie die prophetische Mahnung „In der Metropole", welche die markige Gewalt eines altbiblischen Strafgerichts athmet und sich gegen den Schluß hin zu niederschmetternden Klängen steigert, wie die Phantasien aus einer Großstadt, die, in freien Rhythmen gedichtet, an einzelnen Stellen sich durch lakonische Kraft des Ausdrucks auszeichnen, wie die Canzonen, in denen die Architektur des Strophenbaues nirgends die organische Gliederung des Gedankens gefährdet. Und diese Gedanken selbst haben durchweg einen edeln Zug und Flug: Ernst Ziel ist ein Idealist de pur sang, doch keineswegs ein blinder Optimist; er schlägt auch elegische Klänge an über die Schattenseiten der Welt und des Lebens.

Ebenfalls zahlreiche hymnenartige Gedichte finden sich in der Sammlung „Wandern und Werden", von Ferdinand Avenarius (Zürich und Leipzig, Meyer u. Zeller). Doch ist hier der Hymnus nicht reingehalten, sondern mit heinisirenden Elementen zersetzt, namentlich in den „Blättern vom Meere", die im Ton an Heine's „Nordseebilder" erinnern, indem in dem dithyrambischen Aufschwung sich skeptische Zwischensätze einschieben. Auch in andern Gedichten liebt es der Poet, seiner Begeisterung gewissermaßen ein Bein zu stellen und sie mit keckem Humor zu verspotten. An originellen, ja genialen Wendungen fehlt es nicht bei diesem lyrischen Doppelspiel seiner Muse; bisweilen aber hat man auch nur den Eindruck, durch eine zur Unzeit sich eindrängende Prosa gestört zu werden; doch stoßen wir auch auf klar gehaltene, formell ausgegorene Gedichte, die zum Theil von eigenartiger Schönheit sind. Die Grundstimmung des wanderlustigen Poeten möchten wir als „Freigeisterei der Leidenschaft" bestimmen; er feiert „den Trank der flammenden Sinne", in denen „der Gedanken Jammergeschlecht" wie Wasser im Feuer zerrinnt; er protestirt gegen die bunte „Sittenflitterpracht"; er feiert gelegentlich die Liebe von heute, die kein Morgen kennt. Doch in den Hymnen herrscht Kraft des Ausdrucks und der Schilderung; einzelne Lieder athmen tiefes Naturgefühl und haben anmuthende Pointen. Mag auch die Sammlung Spuren von Sturm und Drang tragen, der nicht ethisch und künstlerisch geklärt ist: sie zeigt doch kein alltägliches Toilettengesicht.

Wieder eine andere Physiognomie haben die „Gedichte" von Karl Weitbrecht (neue Ausg., Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp.). Der Verfasser gehört dem Nachwuchs der schwäbischen Dichterschule an: seine Lyrik hat etwas Klares, Gelichtetes; es sind poetische Geständnisse aus einem einfachen idyllischen Leben, das bald beglückt, bald einen Rest von Unzufriedenheit zurückläßt. Die ländlichen Bilder sind hübsch, deutlich ausgeprägt, oft stimmungsvoll erfaßt, und so ist es auch mit den Empfindungen, die einen religiösen Halt haben, hier und dort aber zu sehr in das erbauliche Fahrwasser einlenken. Weitbrecht hat sich zuerst durch seine Kriegslieder 1870 bekannt gemacht; diese „Lieder von Einem, der nicht mit darf" schlugen einen frischen Ton an und eins derselben, das auch in weitern Kreisen bekannt geworden ist: „Trompeter, blas!" gehört zu den schwunghaftesten Erzeugnissen der damaligen Lyrik.

Düster ist der Grundton in Arthur Fitger's Sammlung „Winternächte" (Berlin, Robert Oppenheim). Der bremer Historienmaler, der sich durch sein Trauerspiel „Die Hexe", eine im Stil der Kraftdramatik gehaltene an markigen Zügen reiche Dichtung, der es indeß auch an renommistischen Ausschreitungen nicht fehlt, einen Namen gemacht hat und der neuerdings auch eine frühere, etwas heiterer gehaltene Sammlung

„Fahrendes Volk" (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung) in neuer Auflage herausgab, hat unleugbaren Sinn für das Volksthümliche, das er in eine oft holzschnittartige Lyrik einkleidet; aber über seinen meisten Genrebildern schwebt keine sonnenhelle, sondern eine aschgraue Beleuchtung: er liebt es, verkümmerte Existenzen aus dem Volksleben, ja das lumpenhaft Häßliche zu schildern, namentlich in seinen „Idyllen", welche nichts weniger als das Glück stillen Behagens athmen. Der Dichter hat für den Handwerksstand, das Gesellenleben große Vorliebe, und er dichtet in der That aus dem Geist desselben heraus; er trägt nichts Fremdartiges hinein in diese Gesänge. Das beweist der Cyklus der „Lieder vom Maurergesellen". Die größere poetische Erzählung: „Der Meisterdieb", ist ebenfalls in diesem Stil, wir möchten sagen, in Hans Sachsischem Ton gehalten; doch ist die alte Sage in barocker Weise umgedichtet und es ist allerlei Beiwerk hinzugekommen, durch welches die Pointen der Volkssage zu sehr verdeckt werden. Daß der Meisterdieb das schönste Kleinod, die Tochter des Königs, stiehlt: das ist eine Zuthat, die wenigstens sinnvoll ist, obschon sie den volksthümlichen Boden verläßt; daß er aber zuletzt den König selbst stiehlt, das ist eine Umdichtung, die sich in das Gebiet abenteuerlicher Phantasterei verliert. Die eigenartige Gedankendichtung Fitger's tritt besonders in dem Abschnitt „Sphinx Atropos" hervor. Diese Sphinx hat zerfleischende Tatzen; es ist eine nicht elegische, nicht in modernen Tönen hinschmelzende Skepsis, sondern eine herausfordernde, wie in den „Satanischen Fragmenten", in den Gedichten „Der Centaur", „Das Maulthier" u. a. Es ist viel Originelles in diesen „Winternächten"; mancher tiefe Gedanke, der auch bisweilen dichterisch schönen Ausdruck findet; doch die Schlagschatten überwiegen zu sehr. Wieviel anmuthender spricht sich die Skepsis in den neuen, frommen, schönen Gedichten von Max Kalbeck: „In der Dämmerung" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), aus! In den „Gedichten" von Ernst Schoenfeld (Stuttgart, Metzler) wechselt heitere Laune in leichtflüssigen Ergüssen mit dem Ton der antiken Oden und andern mehr in Platen'schem Stil gehaltenen Ergüssen.

Der didaktischen Poesie gehören die „Lieder und Sprüche des Omar-Chajjâni" an, welche Friedrich Bodenstedt verdeutscht hat (Berlin, Schletter'sche Buchhandlung). Der Sänger des Mirza-Schaffy hat uns hier einen andern orientalischen Weisen annectirt, dessen poetische Existenz aber eine durchaus selbständige ist; denn der Astronom Omar-Chajjâni lebte im 12. Jahrhundert in Persien. Er war ein Freigeist, wie Hafis, und hatte sich mehrmals gegen die Anklage der Gotteslästerung zu vertheidigen; doch wenn er auch wie Hafis unermüdlich ist im Preise des Weins und gelegentlich auch wie Mirza-Schaffy dem Cultus der Liebe und Schönheit huldigt, so ist er doch ein ernsterer Geist als diese; er versenkt sich in die Geheimnisse der Gottheit, sinnt über Schein und Wesen nach, über die Grenzen der Erkenntniß, über Schicksal und Freiheit. Die Sammlung enthält manche tiefe Gedanken der Weltweisheit, manche beherzigenswerthe Lehren der Lebensweisheit, und dies alles wird uns von Bodenstedt in leichter und gefälliger Form, ohne alle Dunkelheit und Verworrenheit des Ausdrucks, zu behaglichem Genuß dargeboten.

Die lyrisch-epische Dichtung findet ebenfalls nach wie vor eifrige Pflege: wir haben zwei Werke vor uns, die an Umfang sich mit manchem gefeierten Epos messen können und die auf eine nachhaltige Empfänglichkeit des Lesepublikums rechnen: „Tannhäuser", von Julius Wolff (Berlin, Grote), „Heinrich von Ofterdingen" und „Kain", beide von Gustav Kastropp (Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp.). Zusammenhängende Dichtungen von solchen Dimensionen müssen als größere Kunstwerke aufgefaßt und besonders in ihrer Architektonik, in ihrem künstlerischen Aufbau sorgsam geprüft werden.

Der Dichter des „Wilden Jäger" und des „Rattenfänger von Hameln" hat sich in seiner neuen Dichtung, die er selbst einen Minnesang nennt, größere Ziele

gesetzt; Scheffel's „Frau Aventiure" ist der Schutzgeist dieser Dichtung; sie selbst ist eine Feier der mittelalterlichen Minne und damit gleichzeitig der Liebe in allen ihren wechselnden Gestalten. Das ist offenbar der Grundgedanke der Dichtung: der Held soll zuerst im Kloster der Entsagung leben, doch er entflieht ihm vor überstandenem Probejahr; am Minnehofe zu Avellenz lernt er kecksinnliche Frauen kennen, herausfordernde Sirenen, ein Leben im Ton der provenzalischen Liebeshöfe und mit ihrem frivolen Scholasticismus; eine dieser Huldgöttinnen, Deliane, beglückt ihn durch hingebende Liebe. Auf Burg Seben hat er dann Gelegenheit, eine echte Hausfrau und die Weihe des Glücks, die sie um sich verbreitet, in der Nähe zu beobachten; am Hofe der Babenberger dagegen lernt er die weibliche Treulosigkeit kennen; die schöne Jukunde sendet ihn aus, ihr aus einem Quell am Rhein Wasser zu holen, und als er wiederkommt, findet er den Gürtel, den sie als Zeichen ihrer letzten Gunst ihm in Aussicht gestellt, als Zeichen eines andern Ritters wieder. „In der Lagune" hat er dann noch ein Liebesabenteuer mit einer Hofdame der Babenberger. Später sieht er seine Jugendfreundin Irmgard, seine erste Knabenliebe, in Thüringen wieder, doch sie ist vermählt, der Gatte aber fern, und es ist zweifelhaft, ob er noch lebt: Irmgard aber versagt ihm ihre Liebe. Da eilt er zur Göttin der wilden Lust, zur Venus in den Hörselberg, und dann wird er gebannt und entsühnt.

Tannhäuser ist also der minnigliche Don Juan, der eine Schule der Liebe durchmacht. Das ist die innere Einheit der Dichtung; aber wie viel hat der Poet mit hineingeflochten, was diese Einheit durchbricht. Sein Tannhäuser ist Heinrich von Ofterdingen; er erscheint als eine durchaus historische Gestalt. Die geschichtliche Chronik schiebt sich oft breit in die Handlung ein; die Kreuzzüge, die Hohenstaufenkriege, die Kämpfe der deutschen Gegenkaiser, der Sängerkrieg auf der Wartburg, ohne den magischen Zauber Klingsor's: alles bewegt sich auf festem Boden, innerhalb des Causalnexus der Ereignisse. Damit ist aber der sagenhafte Duft der Tannhäusersage von Haus aus abgestreift, und wenn wir auf einmal zur Venus im Hörselberge gelangen, so fehlt uns die rechte Stimmung und wir möchten eher an den Maskenscherz einer verkleideten Schönheit von Avellenz glauben. Und wenn am Schlusse der entsühnte Tannhäuser das Nibelungenlied dichtet, so fragen wir uns wiederum, ob dies deutsche Nationalepos der Feder eines abgekühlten, gleichsam ausgewetterten Don Juan entspringen konnte? Hier scheinen uns alle Prämissen nicht für solchen Abschluß zu stimmen.

Die historische Chronik bringt einen oft nüchternen Ton in die Dichtung; ja es fehlt nicht an epischen Ausweitungen und Verseichtungen, wozu wir auch die in blanc-vers gedichtete Topographie von Rom rechnen; ebenso hat der minnigliche Ton oft etwas Geziertes; manche Ausdrücke sind nur für einen Germanisten verständlich, abgesehen von der provenzalischen Zigeunersprache des Minnehofes; die Dichtung ist überhaupt zu ausführlich, zu breit ergossen, nicht knapp und prägnant genug.

Darüber verkennen wir ihre Vorzüge nicht: sie hat große poetische Schönheiten, versus memoriales, in denen Gedanke und Form sich zu echter Schönheit zusammenschließen, höchst lebendige Schilderungen, die ein leidenschaftlicher Odem durchweht, und namentlich einzelne Lieder von melodiösem Zauber. Gerade als Liederdichter nimmt Julius Wolff einen hervorragenden Rang ein.

„Heinrich von Ofterdingen" Gustav Kastropp's behandelt denselben Stoff wie der „Tannhäuser" Julius Wolff's, aber in gänzlich abweichender Weise. Der Held Kastropp's hat nichts mit Tannhäuser, nichts mit dem Dichter des Nibelungenliedes gemein: er ist der Poet, der auf der Wartburg einen lyrischen Wettkampf besteht; freilich nur mit einem einzigen Gegner, mit dem ungarischen Grafen Klingsor, einem Zauberer, den Lucifer zu bannen weiß, ohne daß indeß die Hülfe des Höllengeistes ihm fruchtbringend wird. Denn vergeblich dringen die Höllen-

geister auf Ofterdingen ein; der Sänger wehrt sie ab mit dem vorgehaltenen Crucifix, und zuletzt vermag Lucifer im Heiligen Lande für seinen Herrn und Meister nichts zu thun, als ihm sein Schicksal zu prophezeien. Der Grund des Wettkampfes ist die Liebe Ofterdingen's zur schönen Gräfin von Gleichen, welche vom Vater dem Grafen Klingsor bestimmt ist. Auf den Wettkampf folgt noch ein Turnier, welches unterbrochen wird durch die zum Kreuzzuge auffordernde Klerisei. Im Heiligen Lande verräth Klingsor seinen Gegner an Saladin, doch dieser tödtet den Verräther. So gewinnt der Dichter die Hand der schönen Gräfin.

Die mittelalterliche Poesie hat wenig Anschaulichkeit und Plastik: dies gilt auch von ihren Nachahmungen. Die schönen Damen im „Tannhäuser" und Heinrich von Ofterdingen werden nur mit diesem oder jenem Beiwort charakterisirt: ein bestimmtes Porträt erhält man weder von der Gräfin von Gleichen noch von der ganzen Schönheitsgalerie des Wolff'schen „Tannhäuser". Kastropp ist indeß wie Wolff ein begabter Liederdichter, wenn auch seine Lyrik oft allzu verduftender Art ist und der minnigliche Ton mit seinem Sang und Klang bisweilen ermüdend wird; auch das Versmaß der Erzählung erscheint uns zu primitiv. Doch Talent besonders für innigen Gemüthsausdruck spricht aus dem „Heinrich von Ofterdingen"; bei weitem mehr noch indeß aus „Kain".

Der „Kain" Gustav Kastropp's ist ein Mysterium, aber nicht in dramatischer Form; er ist weitumfassend, großartig in seiner Conception; er erinnert an Milton wie an Byron. Kain, der wilde Jäger, der friedlichem Cultus der Gottheit flucht, ein autonomer Skeptiker wie der Kain Byron's, geräth in die Liebesnetze der ersten Frau des Paradieses, nach der Ueberlieferung des Talmuds der schönen Lilith, die ein dämonisches Leben führt, verdammt als Geist, als eine Art von Vamphr umherzuschweifen. Dabei gehört sein Herz der Schwester Ada, die Abel zu bevorzugen scheint, während Kain ihr ein tieferes Interesse einflößt. Das Orakel des Opfers soll zwischen Abel und Kain entscheiden: es entscheidet für den erstern. So wird Eifersucht das Motiv des Brudermordes, der in dem Byron'schen Mysterium ausschließlich aus dem Kampfe zwischen dem Glauben und Unglauben hervorgeht. Hierin liegt eine tiefere Begründung für den Charakter des Helden; das Mysterium droht sich sonst in einen Liebesroman zu verwandeln. Kain, der mit Lilith ein Kind erzeugt, wird mit dem Fluch des Ahasver behaftet, erst die Sündflut schafft ihm Erlösung; in ihren Wogen findet er den ersehnten Tod. In diese Handlung spielt, neben der zwischen Himmel und Erde und Hölle schwebenden Lilith, die ganze biblische Göttermaschinerie Milton's und Klopstock's herein: der Herr mit seinen Engeln und Erzengeln, der Satan mit seinen Scharen, Lucifer's Sturz, der Kampf zwischen Himmel und Hölle.

Ohne Frage hat sich der Dichter eine große Aufgabe gestellt: in der Dichtung gilt indeß nicht der Satz: „In magnis voluisse sat est." Auch enthält das Werk in der That anerkennenswerthe Schönheiten; namentlich ist die urweltliche Idylle reich an lieblichen Bildern; die Lilith-Scenen haben leidenschaftlichen Schwung; nur im Dämonischen erreicht der Dichter nicht Byron's Tiefe. Das Gleichmaß des Stils und der Darstellung ist zu rühmen, Ueberschwengliches selten zu tadeln, nur hier und dort eine moderne Alltagsmoral, die in vorsündflutlichen Zeiten fremdartig genug gemahnt, und hier und dort eine etwas triviale Verseichtung des epischen Stroms.

Eine andere lyrisch-epische Dichtung: „Die Vestalin, ein epischer Sang aus römischer Zeit" von Alfred Friedmann (Leipzig, Otto Lenz), behandelt das Geschick einer jungen Römerin, die, dem Zauber einer Jugendliebe entrissen, dem Dienst der keuschen Götter geweiht wird, und zwar durch einen Betrug des Priesters, der selbst von Leidenschaft für sie beseelt ist. Ihr Geliebter, der inzwischen in der Fremde geweilt und bei Philippi für die römische Freiheit gekämpft hat, der sie bei den Circusspielen wiedersah, weiß zu ihr zu dringen; er tödtet den

Priester, der ihr Gewalt anthun will. Da werden die Liebenden überrascht. Die Vestalin, sündiger Liebe angeklagt, wird lebendig begraben, doch wiederum von dem Geliebten befreit, der die Wahnsinnige weithin übers Meer, bis nach Nubien bringt, wo ihr allmählich das klare Bewußtsein wiederkehrt. Alfred Friedmann hat eine lebendige Phantasie und weiß einzelnen Versen poetischen Zauber zu geben; auch muß man seiner genauen Alterthumskunde das beste Zeugniß ausstellen; nur geht er als Dichter zu weit in der Detailmalerei, die er durch zahlreiche Noten erläutern muß; auch sind seine Verse und Bilder nicht immer tadellos, und hier und dort verbirgt der emphatische Ausdruck einen matten Gedanken.

Auch die neue Romanliteratur stellt sich jetzt meistens zur Weihnachtszeit ein: die Lieblinge der Mode sind ja sicher, unter dem Christbaum ein Plätzchen zu finden.

Zu diesen Lieblingen gehört vor allem Gustav Freytag, dessen „Ahnen" (Leipzig, Hirzel) mit dem soeben erschienenen Bande: „Aus einer kleinen Stadt", ihren Abschluß erreicht haben. Der Dichter stellt uns dar, wie sich die großen Ereignisse des 19. Jahrhunderts im Leben einer kleinen Stadt spiegeln, und zwar von der Franzosenherrschaft bei Beginn desselben an bis zur Märzrevolution. Natürlich sind es nicht große Haupt- und Staatsactionen, welche der Autor uns vorführt, sondern culturgeschichtliche Genrebilder. Die Kleinmalerei, die eigentliche Stärke der Freytag'schen Begabung, zeigt sich in diesen Silhouetten aus dem Leben kleiner Städte in ihrem besten Licht, und auch wo uns der Dichter auf Kampffelder führt, ist er mehr Wouverman als Horace Vernet; es handelt sich nur um kleine Scharmützel und um Bilder aus dem Lagerleben. Die Weltgeschichte fährt gleichsam zweimal im Schlitten vorüber. Einmal erzählt ein junger Mann: „Ich komme in meinen Geschäften aus Preußen und bin auf dem Wege der Königin und den Kindern des Königs begegnet; sie fuhren auf offenem Schlitten im Schneesturm über die Heide, um den französischen Reitern zu entgehen. Es war bitter kalt, der Wind heulte und die Kälte drang mir bis in das Mark. Als ich meinen Schlittten anhielt und mich erhob, grüßte die Königin; aber es war ein trauriger Blick und die kleinen Prinzen nahmen still ihre Mützen ab, während der Schnee ihnen um die freundlichen Gesichter flog." Diese jungen Prinzen waren Preußens künftige Könige: in diesem Genrebild liegt gleichsam eine bedeutsame historische Perspective. Später aber sehen wir Napoleon selbst auf seiner Flucht nach der russischen Campagne durch das Städtchen im Schlitten fahren; als er dort hält, legt ihm der Einnehmer, ein Verehrer Jean Paul's, „Katzenberger's Badereise" in den Schlitten: ein erfundener anekdotischer Zug, über dessen humoristischen Werth man verschiedener Ansicht sein kann: gleichviel, wir führen ihn nur an, weil der Heros der Geschichte hier in der Beleuchtung des Genrebildes erscheint.

Was den novellistischen Inhalt der Erzählung betrifft: so ist derselbe, obgleich sie sich über zwei Generationen erstreckt, doch nicht ohne Spannung, welche durch die Schürzung des Knotens hervorgerufen wird. Der Held der Geschichte, ein junger Doctor, der in einem schlesischen Städtchen lebt, macht die Bekanntschaft eines alten Geistlichen, den er bei seinen Rundreisen besucht, und der Tochter desselben, Henriette. Inzwischen kommen die Franzosen ins Land; Henriette, welche in die Gewalt der wilden Horden gefallen, wird durch einen Offizier gerettet, der ihr den Verlobungsring an den Finger steckt. Sie fühlt sich durch Dankbarkeit an den Retter ihres Lebens und ihrer Ehre geknüpft, obschon ihr Herz nur dem Doctor schlägt. Jener Offizier läßt indeß lange Jahre hindurch nichts von sich hören. Die geschichtlichen Ereignisse gehen ihren Gang fort: der Doctor betheiligt sich bei dem lebendig geschilderten kleinen Kriege, welchen die Truppe des Grafen Götzen in der Grafschaft Glatz gegen die Franzosen führt. Denn nach dem russischen Feldzuge bricht der Befreiungskrieg der Deutschen aus.

Das Echo, welches alle diese Ereignisse in dem kleinen Kreise des Städtchens erwecken, wird in anmuthender Weise geschildert. Ein kriegerisches Abenteuer führt den Doctor mit seinem Nebenbuhler zusammen: zuletzt verzichtet dieser auf sein Liebesglück und der Held des Romans läuft in den Hafen einer glücklichen Ehe ein. Der Sohn aus dieser Ehe, Victor, führt den Faden der Handlung bis zum Jahre 1848 fort: seine Liebe zu einer Künstlerin in Berlin führt uns in Theaterkreise, denen der Autor allerdings keine neue Beleuchtung abgewonnen hat. Gerade als die Künstlerin ihm ihre höchste Gunst zuwenden will, bricht die Märzrevolution aus, und er wird in die Ereignisse derselben verwickelt und verwundet, aber zugleich von seiner Leidenschaft für die Theaterschönheit geheilt und reicht dann einer jungen schlesischen adeligen Dame seine Hand. Victor ist Journalist und Schriftsteller, also ein sehr moderner Abkömmling der Ingo und Ingraban. Am Schluß trifft sich die ganze Familie auf dem Schloßberg zu Koburg, wo die Geister sämmtlicher „Ahnen" versammelt sind, und mit der romanhaften Enthüllung, daß der französische Offizier Dessalle der Bruder des Doctor König ist, schließt die Erzählung.

Der Ton derselben ist ungezwungener als in den frühern oft archaistisch gefärbten Erzählungen und hat an einigen Stellen Wärme und Frische; sehr poetisch ist die Erzählung der Nachtwanderung Henriettens, welche ihren Geliebten vor der durch die Franzosen drohenden Gefahr warnt. Das ganze jetzt abgeschlossene Werk, das einen seltenen buchhändlerischen Erfolg hatte, erweist sich als eine Reihe locker verknüpfter culturhistorischer Erzählungen, welche in fein poetischen Genrebildern, die in der Kupferstichmanier des Autors gehalten sind, uns die verschiedenen Epochen deutscher Geschichte spiegeln, in ihrer Sinnes- und Denkart, ihrem Costüm, ihren Sitten, während die geschichtlich bedeutenden Ereignisse meistens nur von fern in diese genrebildliche Welt hineintönen. Der Werth der einzelnen Erzählungen ist ungleich; in einzelnen findet sich viel Steifes und Manierirtes; in einigen prägt sich der Mangel an Erfindung und das Typische der Charakteristik zu deutlich aus; in andern tritt aber die künstlerische Grazie und der feine Duft des Freytag'schen Talents wieder wohlthuend hervor.

Gleichzeitig mit dem letzten Bande der „Ahnen" ist auch ein Roman von Georg Ebers: „Der Kaiser", erschienen (2 Bde., Stuttgart, Hallberger), welcher ebenfalls, nach der Erklärung des Verfassers in der Vorrede, die Serie der ägyptischen Romane abschließen wird. Der Held dieses Romans ist der Kaiser Hadrian, ein interessanter Charakter, in welchem die Kunstliebhaberei und dilettantische Eitelkeit der Cäsaren, ohne den Höhepunkt des Neronischen Cäsarenwahnsinns zu erreichen, sich doch scharf genug ausprägt. Sein Aufenthalt in Aegypten gibt Anlaß zu lebendigen Schilderungen des Volkslebens, wie es sich unter dem Regiment der römischen Kaiser dort gestaltet hatte. Da waren neben den Aegyptern Griechen, Römer, Juden und Christen in bunter Mischung der Stämme und des Glaubens: wir werden Zeugen der Andachtsübungen der christlichen Gemeinden, sowie wir der Erstürmung eines jüdischen Hauses durch den Mob von Alexandria mit beiwohnen; dann wieder werden wir in die Gedankengänge der heidnischen Philosophen eingeführt. Neben dem Sonderling Hadrian, der wie Harun-al-Raschid incognito auf Abenteuer auszugehen liebt, steht die Kaiserin Sabina, in ihrer Herbheit und Bitterkeit eine der gelungensten Charaktere des Romans, durchweg antipathisch, aber scharfgezeichnet in ihrer Eigenart; ebenso trefflich ist der römische Epikuräer Verus, ein Lüstling von hohem Ehrgeiz, geschildert.

Den bildschönen Liebling des Kaisers Antinous, der so viele Bildhauer begeistert hat, wie er in dem Roman auch dem jungen Pollux als Modell sitzt, können wir nicht ohne ein gewisses Bedenken willkommen heißen. Schon Paul Heyse hat in seinem Trauerspiel „Kaiser Hadrian" das Verhältniß des Monarchen zu dem schönen Jüngling idealisirt. Im Roman, der ein Sittengemälde einer bestimmten

Zeit geben will, ist die Aufgabe noch schwieriger, ein solches Verhältniß darzustellen: entweder wird es zu ideal gehalten und widerspricht der Treue, die wir von einem Sittenroman verlangen, oder es widerstrebt unsern sittlichen Anschauungen. Der Autor hat die nicht anstößige, aber deshalb blasse und wenig charakteristische Färbung vorgezogen.

Die freie Erfindung des Romans, in die auch Antinous verwebt ist, schlingt ihre Fäden besonders um die anmuthigen Häupter der beiden Schwestern Selene und Arsinoë: wir werden dadurch unwillkürlich an den letzten Roman des Autors: „Die Schwestern", erinnert. Wenn es sich auch um eine neue interessante Variante des frühern Motivs handelt, so hätten wir doch die Wiederkehr desselben in dem gleich darauf folgenden Roman lieber vermieden gesehen. Im übrigen sind die Charaktere der vielduldenden, resignirten, schwärmerischen Selene, welche eine Christin und Märtyrerin wird, und der lebenslustigen Arsinoë glücklich contrastirt. Natur-, Volks- und Sittenschilderungen, die mit Studien aus den Ateliers der Künstler und mit philosophischen Beobachtungen abwechseln, zeigen in ihrer Treue und Lebendigkeit, wie sich der Autor in die antike Welt, in das Aegypten der römischen Kaiserzeit eingelebt hat.

Aus dem Alterthum in das Mittelalter führt uns der Roman von Ernst Wichert: „Heinrich von Plauen" (3 Bde., Köln, Reißer). Der Held dieser Erzählung ist der Hochmeister Heinrich von Plauen, der bedeutendste Held des Deutschen Ordens. Ernst Wichert, ein geborener Ostpreuße, hat sich von der großartigen Marienburg zu einer Darstellung jener Epoche des Ordens begeistern lassen, in welcher derselbe bereits seinem Verfall entgegenging: ein Schicksal, welches die Selbstsucht der Parteien und die Macht der äußern Feinde über ihn verhängte. Der Roman beruht auf den genauesten geschichtlichen Studien und führt uns in interessanten Culturbildern die Bräuche des Ordens, das Leben im Ordenshause, in den Hansestädten der Ostsee, bei den Polen, den Eidechsenrittern vor. Der Held selbst ist eine tragische Gestalt und schon oft zum Helden einer Tragödie gewählt worden. Die Liebesverwickelungen des deutschen Mädchens, welches, ihrem Herzen folgend, den Eidechsenritter einem fürstlichen Bewerber vorzieht, daneben die Schicksale der leidenschaftlichen Polin mit ihrem wilden, sarmatischen Geblüt sind anziehend und spannend. Die ruhige, gediegene Art der Wichert'schen Darstellungsweise prägt sich auch in diesem Roman aus.

In die neue Zeit führt uns der soeben veröffentlichte Roman des Herausgebers dieser Zeitschrift, Rudolf von Gottschall: „Das Fräulein von Saint-Amaranthe" (3 Bde., Berlin, Otto Janke). Es ist weniger ein umfassender Roman als eine Erzählung, welche einen psychologischen Faden durch eine Reihe von Ereignissen der Französischen Revolution hindurchführt. Die Heldin der Erzählung ist die Geliebte von Saint-Just, der von ihr nicht wiedergeliebt wurde und sie deshalb dem Tode weihte. Das Verhältniß von Mutter und Tochter, der Gegensatz ihrer Charaktere und Denkweise, zieht sich durch den Roman, der eine Reihe von treu ausgeführten Charakterköpfen jener großen stürmischen Zeit vorführt, neben Saint-Just besonders Hérault de Sechelles und Robespierre.

Von Romanen, die aus unserm modernen Leben herausgegriffen sind, erwähnen wir zuerst „Gott Amor", von Adolf Wilbrandt (2 Bde., Wien, Rosner), einen Theater- und Literaturroman mit einem ansprechenden Grundgedanken: das Talent der Künstlerin und des Schriftstellers erringt erst Erfolge, wenn die Macht der Liebe es geweiht hat. Wir finden, daß das Theater in unserer neuen Novellistik und Dramatik eine zu große Rolle spielt; doch Wilbrandt söhnt uns mit seiner Stoffwahl durch wahrheitsgetreue Darstellungen aus der Coulissenwelt, durch geistreiche Gespräche und feine psychologische Entwickelungen aus.

Ein Roman von Levin Schücking: „Seltsame Brüder" (3 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus), behandelt Erbschaftsverwickelungen mit criminalistischer Färbung und

gewaltthätigem Ausgange. Der Autor wollte die traurigen Folgen der Charakterschwäche darstellen. Die Erfindung ist hier und dort etwas gewagt, aber der Roman ist reich an lebendigen Lebens- und Sittenschilderungen und sinnigen Betrachtungen, wie sie besonders das Kapitel „Melanie's Ansichten" enthält.

Der Roman „Helmar", von Fanny Lewald (Berlin, Otto Janke), behandelt in der gewohnten bedächtig reflectirenden Weise der Verfasserin das Leben eines jungen Malers bis zu seiner Vermählung mit einer Gräfin. Schilderung und Betrachtung, beide maßvoll, verschmelzen hier wie immer bei dieser Schriftstellerin in harmonischer Weise.

Wir wenden uns jetzt dem Gebiete der Geschichte zu.

Der gründlichste und berufenste Kenner der germanischen Urgeschichte, dessen Name mit ihr wie der von Georg Ebers mit der ägyptischen Geschichte innigst verflochten ist, Felix Dahn, hat in der von Oncken geleiteten „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" (Berlin, Grote) „Die Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" begonnen. Auf das sorgfältigste ist die Sprachvergleichung als vorzüglicher Wegweiser bei Forschungen benutzt und in reichem Gewande bietet sich uns ein anschauliches Gemälde der Zeiten und Sitten unserer Altvordern. Auch der straßburger Professor Georg Kaufmann beschäftigt sich eingehend mit deutscher Urgeschichte, besonders mit den Tagen der Völkerwanderung. Von ihm liegt jetzt vor: „Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen" (Bd. 1, Leipzig, Duncker u. Humblot). Das ausgezeichnete Buch beweist, wie vollständig Kaufmann seinen Stoff beherrscht, wie unparteiisch er die Vorzüge und Fehler der Germanen abwägt, und beruht, was die Darstellung ihrer politischen Organisation anbelangt, auf der deutschen Verfassungsgeschichte des großen Georg Waitz. Ein Werk wie das Wilhelm von Giesebrecht's: „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", ist derart in Fleisch und Blut unserer Nation gedrungen, daß die einfache Anzeige des fünften Bandes, der Zeit des gewaltigen Rothbarts, Kaiser Friedrich's I., vollkommen genügt (Braunschweig, Schwetschke u. Sohn). Sehr lehreich für die „Geschichte Kaiser Karl's IV. und seiner Zeit" ist das Buch Emil Werunsky's, das diesen Titel führt und von dem der erste Band vorliegt, der die Jahre 1316—46, also bis zur Thronbesteigung in Böhmen, behandelt (Innsbruck, Wagner); mit lebhaftem Interesse muß man der weit wichtigern Fortsetzung und dem Urtheile über Karl als den Vater Böhmens und Stiefvater des Heiligen Römischen Reiches entgegensehen. Nach langer Zeit schloß Karl Biedermann sein vierbändiges geistvolles Werk: „Deutschland im 18. Jahrhundert", mit der dritten Abtheilung des zweiten Theils (Leipzig, J. J. Weber) ab, der sich mit den geistigen, sittlichen und geselligen Zuständen dieses Zeitraums beschäftigt; vor uns erschließt sich eine überreiche Fundgrube culturhistorischen Wissens; der Autor zeigt uns die Standesverhältnisse wie die religiösen Fragen, welche jene Menschen bewegten, die Gelehrten- und Dichterwelt; wie würdig ist seine Behandlung Schiller's und Goethe's und der Platz, den er ihnen in der Literatur anweist! Dann macht er uns mit den Einwirkungen der Französischen Revolution bekannt. Obschon die Cultur im 18. Jahrhundert in Deutschland auf der Höhe zu stehen scheint, sind wir seitdem vorgeschritten; eine gleichere Masse von Bildung wurde Gemeingut aller Klassen, uns alle erfüllt ein höherer sittlicher Lebensernst, energischer ist das Zusammenwirken aller zu gemeinsamen Zielen und Bestrebungen geworden. Das Gefühl der Pflicht ist kaum so mächtig in einem Menschen zu Tage getreten wie im Alten Fritz, von dessen „politischer Correspondenz" der vierte Band (Berlin, A. Duncker) vorliegt, nirgends vielleicht weniger ausgeprägt als in dem Bundestage. Karl Fischer beleuchtet in dem umfassenden Werke „Die Nation und der Bundestag" (Leipzig, Fues [R. Reisland]) die unglückselige Geschichte desselben; auf Grund von Acten und Thatsachen, an der

Hand eines riesenhaften Materials häuft er Zeugniß auf Zeugniß für die Impotenz und den Jammer einer schmachvollen Epoche unserer Geschichte; seine Forschungen suchen das verdammende Urtheil zu begründen, der Bund sei eine Barrière gegen das freie Denken, ein Alp auf dem nationalen Leben, ein Hemmschuh unserer Einigung gewesen und im Hinblicke auf ihn müsse unsere Zeit trotz aller Mängel als eine gesegnete erscheinen. Welch ein Rückgang war in Deutschland seit jener stillen erfolgreichen Arbeit eingetreten, über die uns Ernst Meier in „Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg" (Leipzig, Duncker u. Humblot) wichtige Aufschlüsse gewährt.

Das erste Werk über „Kaiser Franz Joseph I., Geschichte seines Lebens und seiner Regierung" hat J. Emmer (Teschen, Prochaska) geschrieben, und es gilt hiervon der alte Satz, daß nichts schwieriger ist, als einen Lebenden und seine Thaten zu schildern, daß erst die Nachwelt zum Urtheile ganz befähigt ist. Die verdienstliche „Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis zur Neuzeit", von Joseph Egger, ist mit dem dritten Bande (Innsbruck, Wagner) abgeschlossen und gibt uns ein treues Bild des biedern Volkes und des schönen Landes. Das siebenhundertjährige Jubelfest der Dynastie Wittelsbach im September 1880 rief eine lange Reihe von Publicationen hervor, von denen diejenigen von Riezler und Heigel die bedeutendsten sind. Der zweite Theil der „Geschichte Baierns", von Sigmund Riezler („Geschichte der europäischen Staaten", Gotha, F. A. Perthes), behandelt die bairische Geschichte von der Erhebung der Wittelsbacher (1180) an bis zum Tode des Kaisers Ludwig IV. (1347): eine Zeit, in der die neu gewordenen fürstlichen Dynastien, nicht mehr die Stämme Träger der particularistischen Neigungen sind und die nationale Einheit zerbröckelt; neben der Fürsten- und Landesgeschichte ist der Verfassung, dem Rechte und der Culturgeschichte rege Aufmerksamkeit gewidmet; Riezler's Werk ist in jeder Beziehung vorzüglich. Karl Theodor Heigel's „Die Wittelsbacher" (München, Rieger) ist hochpatriotisch und schwunghaft gehalten; in kurzen Zügen sind die hervorragendsten Fürsten treffend geschildert und ein Streiflicht fällt wiederholt auf die pfälzische Geschichte neben der bairischen. Der Autor zeigt, wie die innern Streitigkeiten der Dynastie dieselbe daran hinderten, die erste Macht in Deutschland zu werden, und ihre gemeinsame Action unmöglich machten, wie die Jahrhunderte alte Verbindung mit Frankreich, wo man der Eitelkeit mit dem Köder der deutschen Kaiserkrone schmeichelte, wenig ehrenvoll war, und Könige wie Ludwig I., Maximilian II. und Ludwig II. in Deutschlands Ruhm den ihren fanden; er zeigt, wie das künstlerische Streben seit den Tagen Herzog Albrecht's V. echter Pflege am münchener Hofe begegnete, berührt hingegen zu schonend das lange Bündniß des Hauses mit den Jesuiten und Rom gegen das Werden des Protestantismus. Dem ersten Marschall des neuen Königreichs Baiern, dem vielgeschmähten und doch in Baiern hoch verehrten „Feldmarschall Fürst Wrede" hat J. Heilmann eine Biographie (Leipzig, Duncker u. Humblot) gewidmet. Eine Säule der sächsischen Politik, wie sie bis 1866 sich zeigte, der Staatsminister Richard Freiherr von Friesen, gab „Erinnerungen aus meinem Leben" (Dresden, W. Baensch) heraus, die für die politische Entwickelung des Königreichs während der Zeit von 1830 bis 1866 von höchstem Belange sind; bei aller meisterhaften Zeichnung darf man freilich nicht verlangen, daß die Lage von 1866, die Katastrophe des alten Systems u. s. w. unparteiisch und ungefärbt dargestellt seien und die Abneigung gegen Preußens Auftreten sich verhehle. Durch die gründlichsten archivalischen Studien und volle Kenntniß der einschlägigen Literatur ist es dem Archivar Ludwig Keller gelungen, eine Lücke auszufüllen, indem er die „Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reiches zu Münster" (Münster, Coppenrath) entwarf; lichtvoll und ohne Vorurtheil verfolgt er ihre Bahn vom Ursprunge bis zur höchsten Stufe, dem Reiche in Münster, und es ist nur zu bedauern, daß sich die Schilderung auf ihre Erscheinung im Nordwesten Deutsch-

lands beschränkt; für nähere Erkenntniß der fesselnden Episode der Anabaptisten ist das Buch ein Gewinn.

Der competente Kenner russischer Militärverhältnisse, Christian von Sarauw, hat mit seinen Forschungen auch den Boden Schwedens betreten und gibt uns als gediegenes Resultat derselben „Die Feldzüge Karl's XII." (Leipzig, Schlicke), gewiß eines der interessantesten Abenteurer aller Zeiten; als Beitrag nicht nur zur Kriegsgeschichte, sondern auch zur Cabinetspolitik des vorigen Jahrhunderts verdient das Buch der Erwähnung. Besser als Ernst Adolf Herrmann ist wol niemand in der russischen Geschichte bewandert; der unermüdliche Mann hat jüngst in den „Zeitgenössischen Berichten zur Geschichte Rußlands" das wichtige Buch „Peter der Große und der Zarewitsch Alexeï" (Leipzig, Duncker u. Humblot) erscheinen lassen; somit fand Alexeï gleich seinem Vater in einem Jahre zwei Biographen von großem Namen.

In die neue italienische Welt führt uns Alfred von Reumont's nie rastende Feder mit „Gino Capponi, ein Zeit- und Lebensbild" (Gotha, F. A. Perthes); der Staatsmann und Geschichtschreiber von Florenz konnte nicht würdiger behandelt werden. Gustav Friedrich Hertzberg hat seine „Geschichte von Hellas" (in „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen", Berlin, Grote) bis zum Jahre 87 v. Chr. fortgeführt; die großen Vorzüge des Werkes sind allbekannt. In derselben Sammlung ist die „Geschichte des alten Indien" von S. Lefmann, ein äußerst fleißiges und durchdachtes Werk, erschienen. Einen Versuch über die Geschichte Indiens im 16. Jahrhundert nennt Graf Friedrich von Noer seine eben begonnene Arbeit „Kaiser Akbar" (Leiden, Brill). Noer's Stil ist nüchtern und unbelebt, doch beherrscht er seinen Stoff völlig nach den trefflichen Uebersetzungen indischer Historiker; Akbar, den er uns erst bis 1567 vorgeführt hat, erscheint ebenso groß als Friedensfürst wie als Held.

Im Verlage von F. A. Brockhaus (Leipzig) erschienen der 10. Jahrgang der von W. H. Riehl herausgegebenen 5. Folge des „Historischen Taschenbuchs" mit einer Reihe werthvoller Beiträge und der achte Band des „Neuen Plutarch" mit drei vorzüglichen Biographien: „Sickingen" von Hans Prutz, „Nelson" von Friedrich Althaus und „Mozart" von August Reißmann. Von der unter Leitung des verdienstvollen Literarhistorikers Wilhelm Herbst und unter Mitarbeiterschaft hervorragender Historiker bei F. A. Perthes in Gotha erscheinenden „Encyklopädie der neuern Geschichte" sind die ersten drei Lieferungen ausgegeben und mit lebhaftem Beifalle begrüßt worden. Leopold von Ranke gibt in seinem hohen Alter noch eine „Weltgeschichte" heraus, von welcher zwei Bände vorliegen: „Geschichte des alten Orients und der Griechen" (Leipzig, Duncker u. Humblot); von Georg Weber's „Allgemeiner Weltgeschichte" ist der 15., der Schlußband, erschienen (Leipzig, Engelmann).

Regsamkeit und reichliche Förderung des Wissens sind auf dem großen Gebiete der Geschichte allerwärts zu Tage getreten.

Politische Revue.

15. December 1880.

Die Berathungen des preußischen Abgeordnetenhauses über den Etat sowie die Verhandlungen über einzelne Resolutionen füllten hauptsächlich die bisherigen Sitzungen aus. Das Abgeordnetenhaus erschien in ihnen weniger tonangebend für die öffentliche Meinung, als gewissermaßen von den Fluctuationen derselben in Mitleidenschaft gezogen, sodaß die Tribüne mehr das Echo der Tagespresse brachte, als daß, wie sonst wol meistens geschieht, das Umgekehrte der Fall gewesen wäre. Die Juden- und die Gründerfrage beschäftigten sehr leb-

haft die preußischen Abgeordneten, auch da, wo sie nicht gerade auf der Tagesordnung standen.

Am 20. und 22. Nov. fanden die Verhandlungen über die Judenfrage statt. Die Interpellation des Abgeordneten Hänel gab die Veranlassung dazu; anknüpfend an die an den Reichskanzler gerichtete Interpellation richtete Hänel an die Staatsregierung die Anfrage, welche Stellung sie Anforderungen gegenüber einnehme, die auf Beseitigung der vollen verfassungsmäßigen Gleichberechtigung der jüdischen Staatsbürger abziele. Graf Stolberg antwortete dem Interpellanten, daß die Petition bisher nicht an die Staatsregierung gelangt sei und diese deshalb den Inhalt derselben nicht amtlich habe prüfen können. Gleichwol nehme die Regierung keinen Anstand zu erklären, daß die bestehende Gesetzgebung die Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse in staatsbürgerlicher Hinsicht ausspreche und daß das Staatsministerium nicht beabsichtige, eine Aenderung dieses Rechtszustandes eintreten zu lassen.

Trotz dieser Erklärung wurde ein Antrag, in die Besprechung des Gegenstandes der Interpellation einzutreten, fast einstimmig angenommen: so lebhaft war der Wunsch, die Autorität der parlamentarischen Tribüne bei einer brennenden Tagesfrage in die Wagschale zu werfen. Eine Resolution über eine noch gar nicht an ihre Adresse gelangte Petition zu stellen: das zeugt von dem Eifer und der Eile, womit man das Parlament in den Streit der Meinungen verwickeln wollte. Nachdem indeß die Staatsregierung eine Erklärung abgegeben, daß sie die verfassungsmäßigen Rechte der Juden nicht gefährden werde, nachdem die rechte Seite des Hauses dieser Erklärung lebhaften Beifall gezollt: wozu dann noch das Redeturnier, da die staatsrechtliche Seite der Frage, die einzige, die in einem Parlament ins Gewicht fällt, damit erledigt war? Der Streit, der sich im übrigen nur auf dem gesellschaftlichen Boden abspielt, konnte durch die Reden im Abgeordnetenhause nur lebhafter entflammt werden; es war nicht zu erwarten, daß von der Tribüne aus ein Friedensruf ins Land ertöne, der durch ein lebhaftes Echo im Abgeordnetenhause verstärkt wurde. Dazu war die Mehrzahl der Gemüther zu sehr erhitzt, nachdem einmal die Judenfrage aufgeworfen, in der Presse und den Versammlungen besprochen worden war, nachdem sie zu Demonstrationen und Skandalscenen geführt hatte. Am ersten Tage nahm die Debatte wenigstens keinen tumultuarischen Charakter an; auch Abgeordneter Hänel begründete seine Interpellation in gemäßigter Weise und sagte viel Zutreffendes, wie z. B. daß ihm die religiöse Betonung der Frage noch die liebste sei. „Die Religion ist eine Angelegenheit, die man abthun oder annehmen kann, die auf innerer Ueberzeugung beruht, für die ich verantwortlich bin. Diese leichtere Färbung hat die Bewegung nicht eingehalten; sie ist übergeleitet worden in die Frage der Rasse. Das ist die aufreizendste, tiefreizendste, ich möchte sagen die perfideste Wendung; denn die Nation, der ich angehöre, die Rasse, in der ich geboren worden, das ist ein Fatum, das über mich verhängt ist, das kann ich nicht abschütteln; dafür bin ich nicht verantwortlich.“ Hänel war der Ansicht, daß eine runde und volle Erklärung der Regierung, niemals diese verfassungsmäßigen Grundsätze anzutasten, jener geistigen Bewegung die praktische Spitze abbrechen werde, einer Bewegung, die er als den Feind unserer Civilisation und nationalen Ehre betrachtet.

Von den übrigen Rednern, welche nach der Erklärung der Regierung sprachen, benutzten diejenigen des Centrums, Reichensperger und Windthorst, den gegebenen Anlaß, Parallelen zwischen der Judenhetze und Katholikenhetze zu ziehen und für alle Confessionen das gleiche Recht zu verlangen. Reichensperger mahnte überdies die jüdischen Mitbürger zur Besonnenheit und Mäßigung; sie möchten eingedenk bleiben, daß sie sich die Emancipation erst verdienen müßten. In ähnlichem Sinne sprach der Abgeordnete Hobrecht, welcher die Gefahr der ganzen Agitation darin sah, daß sie elementarische Gewalten und Leidenschaften wach gerufen habe, die sich

nicht controliren lassen; auch er wandte sich gegen die große Empfindlichkeit der Juden, gegen das maßlose, fürchterliche Geschrei, wenn einem von ihnen auf die Hühneraugen getreten wurde; er verlangte von Juden und Christen Einkehr in sich selbst und Selbstprüfung, und von der Regierung, nach ihrer „zweifelfreien Erklärung", daß sie die Consequenzen derselben auf allen Gebieten der Verwaltung ziehen und zur Geltung bringen werde. Abgeordneter Seyffarth, ein protestantischer Geistlicher, mahnte zur Ausübung des Christenthums im wahren Sinne, zur Duldung, zur Sanftmuth, zum confessionellen Frieden. Mit allerlei Sarkasmen würzte Abgeordneter Virchow seine Rede; er fand die Erklärung der Regierung durchaus correct, nur etwas zu kühl; er meinte ironisch, der Rassenhaß müsse bei der judenfeindlichen Partei doch nicht allzu groß sein. Gibt es nicht sehr vornehme Familien, die mit Juden verschwägert sind? Richtet sich ihr Rassenhaß vielleicht auch nur gegen das männliche Geschlecht? Er gab Mängel und Auswüchse des Judenthums zu; „es liegt mir sehr fern zu behaupten, daß alle Juden angenehme Leute sind, ebenso wenig will ich für alle ihre Eigenschaften eintreten oder alle Juden, welche in der Presse thätig sind, für vortreffliche Leute halten". Er hob indeß hervor, daß der Neid und andere niedrigen Leidenschaften für die Judenhetze entscheidend wären, protestirte, auf statistische Nachweise gestützt, gegen die Behauptung einer übermäßigen Einwanderung der Juden, und wies darauf hin, daß der Anstoß zur jetzigen Bewegung, unter der Mithülfe der „Germania", von der conservativen Partei ausgegangen, daß auch der Reptilienfonds nicht ganz unbetheiligt dabei gewesen sei; denn die Agitation habe in der Zeit begonnen, wo hervorragende Juden im Parlament anfingen nach oben hin unbequem zu werden. Abgeordneter Träger ging auf die Verhandlungen der drei Curien im Jahre 1847 zurück, wo in der Herrencurie, der Vorlage der Regierung gegenüber, die drei ersten Redner: Graf Dhyrn, Graf York und Fürst Lynar, einen neuen Gesetzentwurf verlangten, in welchem die volle Gleichberechtigung der Juden ausgesprochen sei.

Jedenfalls war an diesem ersten Tage die Temperatur im Hause eine sehr gemäßigte: am zweiten Tage der Debatte veränderte sich die Physiognomie. Es war dies besonders die Schuld der beiden Redner Bachem und Strosser; auch daß Herr Stöcker, welcher für den geistigen Urheber der ganzen antisemitischen Bewegung gilt, selbst das Wort ergriff, erregte, trotz seiner maßvollen Haltung, die Vertreter der Interpellation zu lebhafterm Widerspruch. Und so begab sich denn auch der Heißsporn der Fortschrittspartei, der Abgeordnete Richter, zweimal selbst ins Feuer der Debatte, die allmählich einen mehr gereizten und persönlichen Charakter annahm, die jüngsten berliner Vorfälle, der Skandal im Pferdeeisenbahnwagen, die Stadtverordnetenwahlen, die von Stöcker berufenen Volksversammlungen in ihren Kreis zog. Dies breite Eingehen auf alles Detail der letzten Tagesereignisse und sogar auf die von den verschiedensten Blättern gebrauchten Wendungen wirbelte eine solche Masse von Staub auf, von gegenseitigen Incriminationen, von skandalösen Beschuldigungen aller Art, daß dieser im Angesicht Europas, wie einige Redner meinten, ausgefochtene Kampf gerade kein Schauspiel war, welches dem hohen Range einer gesetzgebenden Versammlung entsprach. In der That gehörten die genauen Untersuchungen über den Fall Kantarowicz wol mehr in das berliner Stadtverordnetencollegium als in das Abgeordnetenhaus. Die Anklagen gegen das Judenthum richteten sich vor allem gegen das Gebaren der jüdischen Presse und ihre Angriffe auf christliche Einrichtungen, gegen den unreellen Gelderwerb, besonders durch Wucher und im Schatten des „Giftbaumes der Börse". Die schärfsten Anklagen formulirte indeß nicht der Abgeordnete Stöcker, sondern der Abgeordnete Strosser. Der erstere meinte, die Judenfrage sei weder eine religiöse noch eine Rassenfrage, sondern eine social-ethische; er erklärte, sie bestehe darin, daß eine halbe Million jüdischer Mitbürger, einem andern Stamme ange-

hörig, in der Religion, in ihrem Denken, Fühlen und Wollen von uns verschieden, mit der deutschen Art nicht immer eins, in unserm Volke eine Position einnehme, welche dem Zahlenverhältniß der jüdischen Bevölkerung durchaus nicht entspricht. Begabt mit einer starken Kapitalkraft und auch mit vielem Talent, drückten diese Männer auf unser öffentliches Leben; nicht blos in Handel und Wandel, sondern auch in communalen Angelegenheiten wirkten sie mit dem Einflusse, den sie haben. Es ist dies der Kern der Stöcker'schen Rede, die vielfach zu einer oratio pro domo wurde und werden mußte: daß er indeß seinen Gegner nicht „entwaffnet" hatte, wie er hoffte, bewies die Antistrophe des Abgeordneten Richter, der auf die großen Gefahren der christlich-socialen Bewegung hinwies. Stöcker hatte auch die Aeußerung gethan, daß ein Viertel derjenigen Herren, welche die Erklärung zu Gunsten der Juden mit unterschrieben, den Hexentanz um das Goldene Kalb mitgemacht hätten; man verlangte nun von ihm, daß er die Namen derselben auf der Tribüne nenne: er weigerte sich indeß zunächst aus Taktgefühl.

Dieser Incidenzfall hatte noch ein Nachspiel zur Folge, bei welchem am meisten der Abgeordnete von Ludwig in den Vordergrund trat. Am 3. Dec. stellte, bei Berathung des Etats des Ministeriums des Innern, dieser Abgeordnete den Antrag, unter Erhöhung eines Ausgabepostens die Staatsregierung zu ersuchen, daß sie dem Statistischen Bureau den Auftrag ertheile, unter Zuziehung geeigneter Kräfte bis zum Zusammentritt des nächsten Abgeordnetenhauses eine Statistik der Betheiligung an den seit Emanation des Actiengesetzes vorgenommenen Gründungen ausarbeiten zu lassen, wobei jeder Theilnehmer an den Gründungen, soweit er mehr als bloßer Actionär war, nach seiner religiösen Stellung zu bezeichnen, auch der Erfolg jeder Gründung anzugeben sei. Er will den Schleier heben von den Ursachen unserer socialen Corruption. Der Abgeordnete von Ludwig knüpft an die Gründerrede Lasker's an, welcher nur den Splitter im Auge der conservativen Partei, nicht den Balken im Auge der liberalen gesehen. Er will gegen die Juden absolut Gerechtigkeit und Wahrheit: dennoch macht er ihnen den Vorwurf, daß sie am meisten an der schamlosen Beraubung des Volkes theilgenommen hätten, daß 90 Proc. der Gründer Juden gewesen seien. Die Regierung erklärt, daß sie Ermittelungen über den sachlichen Theil des Ludwig'schen Antrags anstelle zum Zweck der Reform der Actiengesetzgebung, daß sie aber auf eine Statistik der Persönlichkeiten, des Namens, der Confession der Gründer sich nicht einlassen werde. Am Schlusse der Debatte zieht Abgeordneter von Ludwig unter großer Heiterkeit des Hauses seinen Antrag zurück; aber die Debatte selbst verlief sich wieder vielfach ins Unerquickliche; während Rickert die anständigen Gründungen vertheidigte und einzelne Persönlichkeiten der sogenannten Gründerlisten rechtfertigte, sprach Abgeordneter von Struve in höchster Aufgeregtheit gegen die Angriffe auf die Gründer und Stöcker wurde mehrfach wiederum wegen seiner noch immer nicht veröffentlichten Gründerliste zur Rede gestellt. Abgeordneter Virchow constatirte, daß die Agitation betreffs der Judenfrage im Wachsen sei und besonders die akademischen Kreise ergriffen habe. Die erneuerte Debatte konnte nur dazu beitragen, die Aufregung im Lande wieder zu steigern.

Am 11. Dec., als bei Berathung des Cultusetats man zu dem Abschnitt gekommen war, der von den evangelischen Geistlichen handelte, legte der Abgeordnete Stöcker endlich die so dringend verlangte Gründerliste auf den Tisch des Hauses nieder, unter dem Vorbehalt, daß er in seiner Rede über die Unterzeichner der gegen die antisemitische Agitation gerichteten Erklärung ein sittliches Verdict über die einzelnen Fälle nicht habe abgeben wollen, sondern nur den Gesammtzustand jener Tage als einen Hexentanz um das Goldene Kalb bezeichnet habe. An Stöcker's Erklärung schloß sich zum dritten mal eine Debatte, in welcher der Abgeordnete von Ludwig wiederum die Hauptrolle spielte; er beschuldigte einzelne

Abgeordnete in solcher Weise, daß er mehrmals zur Ordnung gerufen werden mußte. Die als Tänzer um das Goldene Kalb bezeichneten Herren, unter denen sich auch höhere Beamte befinden, werden jedenfalls die Sache nicht ruhen lassen; wie es heißt, sind sie schon zusammengekommen, um über die Schritte zu berathen, die sie in dieser Angelegenheit thun wollen. Indem Herr Stöcker sich nun in einen Kampf mit dem vermeintlichen oder wirklichen christlichen Gründerthum verwickelt, erfahren seine antisemitischen Bestrebungen eine Diversion, die ihnen wenig zu statten kommt.

Bei Berathung des landwirthschaftlichen Etats am 26. Nov. kam es zu einer Debatte über den durch eine Verordnung vom 17. Nov. ins Leben gerufenen Volkswirthschaftsrath. Abgeordneter Richter sprach gegen denselben, weil er mit dem noch bestehenden Landesökonomiecollegium collidire, soweit es wenigstens die landwirthschaftliche Section desselben betrifft; er greift ihn an, weil er zu einer Vertretung des Großbetriebes führe, weil er gelegentlich gegen die parlamentarische Vertretung ausgespielt werden könne: er werde bei der Vorbereitung der Gesetze nicht klärend, sondern verwirrend wirken und die große Machtvollkommenheit des Kanzlers im Verhältniß zu der Volksvertretung und den übrigen Ministern noch mehr erhöhen. Abgeordneter Hänel bezweifelt die Constitutionalität der neuen Verordnung, ohne sie indeß bestimmt anfechten zu wollen. Der Volkswirthschaftsrath ist nach seiner Ansicht ein Analogon des Staatsrathes und absorbirt zum Theil dessen Competenz: er hätte also auf dem Wege des Gesetzes geschaffen werden müssen. Der Justizminister Friedberg wies nach, daß in diesem Falle die Krone allein vorgehen durfte, daß mit dieser Verordnung kein Act der Gesetzgebung, sondern nur ein Act der innern Verwaltung ausgeübt werde. Der Minister Lucius hob weniger die juristische als die praktische Seite der Frage hervor, und schloß mit den Worten: „Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die Schöpfung nicht allgemein so abfällig wird beurtheilt werden, wie es eben geschehen ist, sondern daß die großen Interessengruppen in dieser Körperschaft eine geeignete Vertretung finden werden, um sich gutachtlich zu äußern und ihre wirthschaftlichen Interessen in höherm Maße klar zu legen, als es in manchen Fällen früher hat geschehen können.“ Die Abgeordneten von Rauchhaupt und von Schorlemer-Alst sprachen zu Gunsten der neuen Institution: der erstere besonders deshalb, weil aus der heilsamen Abklärung der Einzelinteressen, ehe sie an das Haus gelangten, demselben ein Segen erwachse; der letztere, weil er in dem Volkswirthschaftsrath einen gesunden Keim zu einer bessern Vertretung des Volkes begrüßt.

Der Volkswirthschaftsrath, der das Object dieses parlamentarischen Meinungsaustausches war, soll nach der Verordnung vom 17. Nov. aus 75 Mitgliedern bestehen, die für eine Sitzungsperiode von je fünf Jahren berufen werden. Für 45 derselben haben die Handelskammern, die Vorstände der kaufmännischen Corporationen und der landwirthschaftlichen Vereine ein Präsentationsrecht. Sie schlagen die doppelte Zahl vor; aus dieser wählen die Minister für Handel und Gewerbe, für öffentliche Arbeiten und für Landwirthschaft die 45 Mitglieder, und zwar je 15 Vertreter des Gewerbes, 15 des Handels und 15 der Land- und Forstwirthschaft; außerdem wählen sie selbst noch 30 Mitglieder, eine freie Wahl, die nur durch den Zusatz beschränkt wird, daß die Hälfte derselben dem Handwerker- und Arbeiterstande zugehören muß. Dieser Volkswirthschaftsrath soll Entwürfe von Gesetzen und Verordnungen begutachten, welche wichtige wirthschaftliche Interessen in Handel, Gewerbe, Land- und Forstwirthschaft betreffen, bevor sie der königlichen Genehmigung unterbreitet werden, ebenso die auf den Erlaß von Gesetzen und Verordnungen bezüglichen Anträge und Abstimmungen Preußens im Bundesrathe, soweit dieselben das gedachte wirthschaftliche Gebiet berühren. Der Volkswirthschaftsrath zerfällt in die drei Sectionen: des Handels,

des Gewerbes, der Land- und Forstwirthschaft. Ein permanenter Ausschuß besteht aus 25 Mitgliedern, von denen jede Section 5 wählt und 10 die Minister.

Es war natürlich, daß ein so gebildetes Sachverständigencollegium das Mistrauen der liberalen Parteien hervorrief, welche, trotz der blos begutachtenden Stellung desselben, den Anklang an die frühere ständische und Interessenvertretung aus dieser Neubildung heraushörte; doch da die Debatte sich nicht zu einer Resolution über Verfassungswidrigkeit der neuen Institution zuspitzte, so hatte es mit dem Redeturnier sein Bewenden.

Bei der Berathung über den Cultusetat (9. Dec.) bildete wie immer der Nothschrei des Centrums die Ouverture. Der Cultusminister gab zu, daß die kirchenpolitische Lage gegenwärtig durchaus unklar sei. Windthorst hatte als Stimmführer des Centrums die alten Klagen wiederholt über die noch immer bestehende kirchenpolitische Gesetzgebung, die keine andere Absicht habe, als die katholische Kirche zu vernichten oder zu verfälschen; er hatte das Verhalten seiner Partei gegenüber dem Kirchengesetz vom letzten Sommer gerechtfertigt, durch welches die Kirche Gottes zu einer Kirche von Ministers Gnaden gemacht worden wäre; er hatte die Wiederholung seines frühern Antrages angekündigt, das Spenden der Sacramente und das Messelesen allgemein straffrei zu machen. Der Cultusminister bürdete in seiner Antwort die Schuld an der Verzögerung der Ausgleichung den kirchlichen Organen und dem Centrum auf, warf aber auch dem Abgeordnetenhause vor, daß es durch Ablehnung seiner Vorschläge die wirksamen Mittel zum Friedensschlusse verweigert habe. Einige praktische Erleichterungen habe indeß auch das neue Gesetz zur Folge gehabt. Gegen den Antrag von Windthorst erklärte sich der Minister auf das entschiedenste; denn mit demselben solle das Fundamentalprincip der Maigesetzgebung, die Anzeigepflicht, thatsächlich aufgehoben werden. Daß die Verhandlungen mit Rom zunächst abgebrochen seien, gab der Cultusminister zu; die Regierung nehme jetzt eine ruhig abwartende Stellung ein.

Eine für Preußens innere Entwickelung sehr wichtige Frage, die Begünstigung der orthodoxen Richtung in der evangelischen Kirche, deren Macht sich in den Verhören und Maßregelungen freidenkender Geistlichen täglich mehr offenbart, kam dann zur Verhandlung, sowie die Ungunst gegenüber dem Lehrerstande und seinen Bestrebungen. Der Minister blieb, trotz der energischen Vertheidigung der Linken, bei seinen Vorwürfen gegen einen Theil des Lehrerstandes stehen, welcher absolut seine Stellung im Staate verkenne; gegen die Veröffentlichung der eingegangenen Berichte erklärte er sich mit Entschiedenheit.

Auch bei der Berathung über die einzelnen Positionen des Etats kam nicht nur die Culturfrage wiederholt zur Sprache, sondern es fehlte auch nicht an kritischen Randglossen jeder Art. Zu langen Erörterungen in den Zeitungen gab das Verlangen Anlaß, daß Fürst Bismarck an den Berathungen über den Handelsetat als der neue Handelsminister im Abgeordnetenhause anwesend sei. Mit der Ausnahmestellung des Fürsten und seinem persönlichen Befinden wurde dies Verlangen in der officiösen Presse zurückgewiesen. Von den Interpellationen, welche allgemeinere Fragen betrafen, erwähnen wir noch diejenige des Abgeordneten von Cuny über das neue Gerichtskostengesetz und die Gebührenordnung für die Gerichtsvollzieher (17. Nov.). Auf die Anfrage des Abgeordneten, welcher mit dem Wunsche schloß, die Regierung möge der Klage, daß durch die übermäßige Vertheuerung des Verfahrens ein Zustand geschaffen sei, der an Rechtsverweigerung grenze, sobald als möglich Abhülfe schaffen, erklärte der Justizminister, die Bestimmung der Proceßgebühren habe immer nur auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen beruht; schon am Regierungstische hätte man sich dahin erklärt, daß man einen Sprung ins Dunkle mache; doch auch der Reichstag habe sich in den Fehler zu theilen; er habe einzelne Sätze noch erhöht. Was der Reform fähig

und auch bedürftig sei, das seien die zu hohen Zustellungsgebühren der Gerichtsvollzieher, die Gebühr für die Beglaubigung von Abschriften und die Schreibgebühr; doch warnt der Minister vor übereiltem Vorgehen; wenn auf irgendeinem Gebiete endlich einmal Ruhe eintreten müsse, so sei es auf dem der Reichsgesetzgebung; die Staatsregierung werde nicht versäumen, die Initiative zu einer Besserung zu ergreifen.

In Frankreich nehmen, außer den parlamentarischen Verhandlungen, Skandalgeschichten verschiedener Art das Interesse in Anspruch: der Proceß des Generals Ciffey, dessen Ankläger zu Geldstrafen verurtheilt wurden, das Auftreten der Frau von Kaulla, die bei ihrem Erscheinen vor Gericht eine große juristische Befähigung an den Tag legte, das Verhalten Rochefort's zu Gambetta, des „Intransigenten" zu dem „Opportunisten", welches durch einige Actenstücke in ein für den erstern sehr ungünstiges Licht gestellt wird, namentlich durch einen Brief von ihm an Gambetta, in welchem er betreffs der Commune mehr oder weniger pater peccavi sagt. Rochefort behauptete, dieser Brief sei nie in Gambetta's Hände gerathen; doch der thatsächliche Gegenbeweis ist bereits geführt.

In den beiden Kammern geht es stürmisch genug her; der legitimistische Heißsporn Baudry d'Asson, der gewaltsam, unter höchst gesteigerter Erbitterung der Legitimisten, durch Soldaten aus dem Versammlungssaale gebracht wurde, kann sich nicht beruhigen, sondern stellte gegen Gambetta die Klage an und verlangte von diesem die Mittheilung seines betreffenden Schreibens an die Kammer. Dieses Verlangen lehnte der Kammerpräsident ab: doch der Eifer der Legitimisten, von denen sich einige, wie Charette, nicht scheuen, einen neuen Vendéerkrieg anzukündigen, ist, trotz der vollständigen Aussichtslosigkeit ihrer Bestrebungen, im Wachsen. Weit bedrohlicher sind die Ankündigungen einer Wiederauferstehung der Commune in tumultuarischen Volksversammlungen, wo Prophetinnen wie Louise Michel, die neuerdings in Anklagestand versetzt worden ist, die rothe Fahne entrollen.

Das Ansehen der Regierung war durch die erste Abstimmung der Deputirtenkammer nicht erschüttert worden, da ihr ein vollständiges Vertrauensvotum auf dem Fuße folgte: mislicher war die Abstimmung des Senats über Jules Simon's Antrag am 16. Nov., welcher die gewaltthätige Politik der Regierung gegenüber den nicht anerkannten Congregationen verurtheilte; denn dieser Antrag wurde nur mit einer einzigen Stimme Majorität zurückgewiesen, und zwar nur dadurch, daß die Minister, die selbst Senatoren sind, gegen dies Mistrauensvotum stimmten.

Dagegen feierte die Regierung am 22. Nov. einen Triumph in der Deputirtenkammer, indem mit 294 gegen 169 Stimmen das die Reform des Richterstandes betreffende Gesetz angenommen wurde. Die Reform, wie sie dies Gesetz auffaßt, besteht in der Absetzbarkeit der Richter, die für ein Jahr proclamirt wird: also eine Ausnahmemaßregel, welche die Purification des Richterstandes zum Zweck hat. Auch die Zahl der Richter soll durch dieses Gesetz wesentlich verringert werden.

Gambetta's Rede in der Sorbonne am 13. Dec. hat viel Aufsehen erregt. Er sprach von dem Ehrgeiz, Frankreich seinen wahren Rang einer großen Nation durch Arbeit, Wissenschaft, Tugend und Einigkeit wiederzugeben, von der Sicherheit der Wege der Demokratie, auf denen die Kammer, die Presse, die Regierung und die ganze Nation wandeln.

Das Ministerium Gladstone in England ist nicht auf Rosen gebettet, und während Lord Beaconsfield in friedlicher Muße Romane schreibt und wie Endymion im Mondschein der Poesie träumt, muß der jetzige Premierminister nicht ohne ängstliche Spannung bald die Nachrichten aus Irland, bald diejenigen aus Afghanistan erwarten. Am schlimmsten ist die Lage in Irland: Anarchie, organisirter Widerstand, Mord und Todtschlag; das grüne Erin steht am Vorabend einer Revolution.

Das Cabinet ist schwankend betreffs der einzuschlagenden Wege zur Pacification der Insel. Einzelne Mitglieder desselben, wie Bright und Chamberlain, erklären sich gegen jede Ausnahmemaßregel, gegen die vorgeschlagene Suspension der Habeas-Corpus-Acte, und Gladstone selbst scheint geneigt, durch eine Bodenreformbill auf friedlichem Wege die Aufregung in Irland zu beruhigen. Gegenüber den neuesten Vorgängen auf dieser Insel, der letzten Rede Parnell's, des neuen O'Connell, den verbotenen und doch abgehaltenen Volksversammlungen, die mit bewaffneter Macht auseinandergesprengt werden mußten, gegenüber den Urtheilssprüchen der Gerichte der Liga, die wie eine heilige Feme vorgeht, haben die Differenzen im Cabinet einen acuten Charakter angenommen; namentlich erklärte Forster, er müsse seine Stelle niederlegen, wenn gegen Irland nicht sogleich mit Ausnahmemaßregeln vorgegangen würde; Bright und Chamberlain wollten zurücktreten, falls dies geschehe. In dem Cabinetsrath vom 13. Dec. kam indeß noch ein gemeinsamer Beschluß zu Stande. Man sah davon ab, das Parlament, das auf den 6. Jan. einberufen werden sollte, sogleich einzuberufen, oder der irischen Executivgewalt Vollmacht zu geben zu ausnahmsweiser Ueberschreitung der Gesetze; wohl aber sollten dem Parlament, wenn sich die irischen Zustände bis zum 6. Jan. nicht gebessert hätten, Unterdrückungsmaßregeln, darunter besonders die Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte, vorgelegt werden, zugleich Vorschläge zur Reform der Bodenverhältnisse.

In Afghanistan erregt die drohende Stellung Ayub-Khan's immer neue Besorgnisse. Was die orientalische Politik betrifft, so hat sowol Gladstone in seiner Guildhallrede wie Lord Granville in Hanley sich über dieselbe ausgesprochen. Der letztere erkannte besonders den Einfluß Deutschlands an, das in der Orientfrage das europäische Einvernehmen bis zu diesem Augenblick festgehalten habe. Die Dulcignofrage ist inzwischen gelöst: die Türken sind nach kurzem Kampfe mit den Albanesen in das Felsennest eingerückt und haben es den Montenegrinern ausgeliefert. Derwisch-Pascha ist mit voller Entschiedenheit vorgegangen. Die europäische Demonstrationsflotte ist inzwischen abgedampft; doch mit diesem Zwischenfall sind die Hauptconflicte nicht gelöst. Die albanesische Liga steht nach wie vor in Waffen und vor allem setzt Griechenland seine Rüstungen zu Land und Meer mit einer Entschiedenheit fort, welche über die bloße Demonstration hinausgeht. Kumunduros erklärte dem französischen Gesandten, die Lage Griechenlands untersage ihm lange Geduld. Wenn bis zum Frühjahr keine friedliche Lösung eingetreten sei, so werde ihm nur die Wahl bleiben, den Krieg zu erklären oder einer Revolution gegenüberzustehen. Griechenland ist eine schwere Complication in der Orientfrage: das Liebäugeln Frankreichs mit den Hellenen hat die Ansprüche derselben sehr gesteigert. Neuerdings hat Gambetta allerdings auf das entschiedenste geleugnet, seinem neuen „Schleswig-Holstein" irgendwelche Zusagen gemacht zu haben. Wenn indeß die europäische Diplomatie sich dazu entschließen wollte, Janina den Griechen zuzusprechen, so würde zwar Griechenland die Hand vom Schwert nehmen, aber die Albanesen würden ihm den Krieg erklären und es nöthigen, wieder zu den Waffen zu greifen. Die Türken würden dann gewiß keinen Zwang ausüben gegen die Söhne Albaniens; und wenn Europa einschreiten wollte, so würde dazu eine ganz andere Machtentfaltung gehören, als eine Flottenspazierfahrt wie in der Dulcignofrage.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hart am Rande.

Novelle

von

Levin Schücking.

IV.

Unser junger Rechtsgelehrter ritt sehr tief in Gedanken versunken nach dem Städtchen heim, in welchem wir ihn zuerst kennen lernten. Das schöne, von einer so furchtbaren Entschlossenheit beseelte Edelfräulein hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht, der ihn nicht wieder losließ. Er glaubte, ganz in die Tiefe eines außergewöhnlich stark und mächtig empfindenden Gemüthes, wie ihm noch keins im Leben begegnet war, geblickt zu haben. Das, sagte er sich, war es eben — die Ueberfülle tiefen Gemüthes, die ihr die Kraft gab, dem verhängnißvollsten und verwegensten Gedanken furchtlos ins Auge zu schauen, sich lieber mit den schrecklichsten Entschlüssen zu tragen, als den Rechten ihres Gemüthes zu entsagen. Freilich, es war wunderlich genug, so fest und unlöslich das Gemüth mit allem seinem Leben an einen Besitz, ein Vaterhaus zu klammern. Aber dies Vaterhaus war ihr die Heimstätte ihrer Glückserinnerungen, der Ort, wo für sie ihr Vater, ihr Bruder noch ein schemenhaftes, von allen Gegenständen, zwischen denen sie sich bewegte, reflectirtes Leben hatten — zog sie aus diesem Hause fort in die fremde Welt, so hatte sie das Gefühl, jene ganz und völlig zu verlieren.

Und dann — Ludgarde war so schön, eine so bedeutende Erscheinung — war es denn wahrscheinlich, daß sie zu ihren Jahren gekommen, ohne Neigungen zu erwecken, ohne irgendeine zu erwidern? Hatte sie nicht vielleicht schon solch eine Neigung mit blutendem Herzen geopfert, eben weil ihr Besitzthum, ihr Vater, ihr kranker Bruder sie nicht entbehren konnten? Und mußte nun nicht solch ein gebrachtes Opfer ein neuer Kitt, eine neue Fessel für sie geworden sein?

Max erboste sich innerlich jetzt über die Roheit der Menschen, die Ludgardens starrsinniger Vertheidigung ihres vermeintlichen Rechtes eine so herzlose, alberne Deutung gaben. Nun ja — sie kannten, wußten das ja: es war nichts Neues im Lande — wenn kein Sohn da ist, so erbt nicht die Tochter, sondern ein oft sehr entfernter Namensvetter, und die Tochter zieht mit einer Aussteuer, einer mäßig bemessenen Leibrente ab; das war unzähligemal vorgekommen auf den Gütern; das schreiende Unrecht, welches darin lag, das hatte der alte Brauch längst aus dem Bewußtsein der Menschen verwischt. Wie konnte das Fräulein

von Ryvenheim sich dawider so hartnäckig auflehnen, daß es zum Gespött werden mußte, daß es durch Processiren arm wurde? Die Menge urtheilt so rasch, so roh, so dumm — und mußte sich Max nicht selber die Raschheit seines Urtheilens vorwerfen, als er beim Beschauen der Gemälde Hugo von Ryvenheim's aus diesen wunderlichen Farbendithyramben auf Ludgardens Geistesart Rückschlüsse hatte machen wollen?

Als er am folgenden Vormittag in seiner Arbeit fortzufahren kam, wurde er vor dem Hause nur noch von dem Knechte, der ihm gestern sein Pferd abgenommen, empfangen. Im Hause selbst herrschte die merkwürdige schweigende Stille, die nur durch ganz gedämpfte, aus der ländlich beschäftigten Außenwelt herübertönende Geräusche, wie geschwungener Dreschflegel oder in der Ferne klapperndes Flachsbrechen, unterbrochen wurde. Durch die Fenster des Gemaches, in welchem Hugo's wilde Ausstrahlungen eines zu hoch lodernden Genies hingen, sah Max Ludgarde draußen auf dem Rasen unfern des Wassers stehen und ein paar Mägde beim Ausspannen von Leinenstücken dirigiren; er mußte bei der schönen Gestalt, deren plastisch fließende Umrisse sich von der stahlgrauen Fläche des Wassers abhoben, an Nausikaa denken, an Gudrun, die ja auch in „verrücktem" Selbstbewußtsein König Helge's kostbare Wäsche ins Meer warf. Sein Auge blieb gefesselt an ihrer Gestalt hängen, bis sie seinen Blicken entschwand und er nun, wie sich besinnend, weiter schritt und all seine Gedanken den Acten und Documenten zuzuwenden strebte, um derentwillen er gekommen.

Er mochte eine Stunde gearbeitet haben, als es leise an seine Thür pochte und die steife Duenna, welche ihn gestern empfangen hatte, eintrat. Sie schien ein wenig verlegen, kam um zu fragen, ob dem Herrn Referendar auch nichts abgehe, und dann, während Max einen Stuhl heranzog, sagte sie, wie sich ein Herz fassend:

„Sie flößen uns ein so großes Vertrauen ein, Herr Wendt — auch dem Fräulein, das glaubt, mit Ihnen sei uns nun die Rettung ganz sicher gekommen — Sie sind so gar nicht wie die andern Herren Juristen, wie der Herr Justizrath, der viel zu viel Worte macht, als daß sie alle wahr sein könnten — ich bin überzeugt, Sie sagen mir die Wahrheit, wie es eigentlich um den Proceß steht und ob wir wirklich jetzt Aussicht haben, ihn zu gewinnen?"

Max sah in das ernste Gesicht mit den langen, wie gefrorenen Zügen vor ihm; er konnte sich überzeugt halten, daß hier nicht eigennützige Sorge um sich selbst, die Sorge einer Dienernatur, welche sich auf einem sinkenden Schiff fühlt, sprach; deshalb antwortete er:

„Wir wollen eben thun, was wir können — jeden Zoll breit Boden vertheidigen — der Ausgang steht in der Hand der Richter."

Die alte Dame legte verzagend die Hände in den Schos.

„Kennen", fuhr sie dann fort, „wissen Sie, da Sie doch auch aus der Hauptstadt sind — etwas von unserm Gegner, dem alten Herrn von Dalhausen zu Hasberg? Er hat immer unsern seligen Herrn gehaßt, schon von ihren jungen Jahren her, wo sie durch ihre Meinungen und Ansichten scharf aneinandergerathen sein sollen, und Gemeinschaft haben die beiden Familien nie miteinander gepflogen.

Aber nun, heißt es ja, sei er ganz besonders darauf erpicht und versessen, in den Besitz von Nyvenheim zu kommen, weil er seinen Sohn mit einem reichen Mädchen verheirathen will und für die jungen Leute kein anderes Heim hat? Du lieber Gott, da ist dann wol gar nichts zu hoffen — etwa, daß Herr von Hasberg bewogen werden könnte, Nyvenheim Fräulein Ludgarde wenigstens so lange sie lebt zu lassen . . ."

„Nein", sagte Max, „das ist, soviel ich davon vernommen habe, nicht zu hoffen. Sie dürfen jedoch Herrn von Hasberg deshalb nicht falsch beurtheilen. Er verlangt gewiß nur sein Recht und glaubt dies seiner Familie schuldig zu sein. Er hat mehrere Söhne; an dem ältern, den er für die diplomatische Carrière bestimmt hatte, hat er, so wie ich höre, schon das große Herzeleid erleben müssen" — Max sagte das mit einem eigenthümlich spöttischen Lächeln — „daß er sich dazu völlig untauglich und unbrauchbar erwiesen — und was die reiche Braut angeht, nun ja, es wäre ein hübscher Zug des Schicksals, wenn es ihn nun damit und mit Nyvenheim entschädigte" — um Maxens Lippen spielte dasselbe Lächeln wieder — „dann bekäme der jüngere Bruder später das väterliche Gut Hasberg . . . Sie sehen also . . ."

„Daß da nichts zu hoffen ist", fiel die alte Dame ein, leise den Kopf schüttelnd und betrübt auf ihre magern in Halbhandschuhen steckende Hände blickend — „mein armes, armes Fräulein!"

„Aber — Sie haben sicherlich viel Einfluß auf das Fräulein und ihre Art, zu empfinden: vermögen Sie nichts, ihr die Trennung von Nyvenheim erträglicher erscheinen zu lassen? Das Leben in einer größern Stadt muß doch auch für sie seine Reize haben — sie würde sich die ihr zusagendsten und genehmsten Kreise dort auswählen können . . ."

„Ach, die Stadt", fiel tief aufseufzend die Duenna ein, „sie haßt die Stadt — sie war dort in der Pension und fühlte sich schrecklich unglücklich dort. Dann war sie mit ihrer seligen Mutter einen Winter hindurch dort — und da hat sich allerlei junges Herrenvolk in einer Weise um sie gedrängt, daß es ihr ganz verhaßt und unerträglich geworden ist — sie ist eben nicht wie andere junge Mädchen; sie mag von der Stadt nicht reden hören . . ."

„Das ist doch auch", fiel hier fast schüchtern und tastend Max ein, „das ist doch auch etwas Verkehrtes, Ungesundes in einem jungen Mädchen, so die Welt zu hassen, an der Einsamkeit zu hangen . . ."

Die alte Dame fixirte ihn scharf.

„Sie denken an . . . nun ja, man hat ja schon unserm armen Herrn Hugo nachgesagt, er sei ein verrücktes Genie — und jetzt sagt man . . ." Die gute alte Dame fuhr plötzlich mit dem Tuche an die Augen und schloß mit den Worten: „Sie kennen sie jetzt! Sie sollten nicht auch solche Gedanken aufkommen lassen! Das Fräulein ist zu gut und hängt zu sehr mit dem Herzen an dem Ihrigen, das ist alles; und nun bedenken Sie, wen sie alles hat verlieren müssen — erst die Mutter, dann den Vater, endlich auch den Bruder noch — dadurch ist solch ein tiefer Ernst in ihre Seele gekommen, und willensstark ist sie auch, das war sie immer und von je . . ."

„Freilich, es ist zu begreifen", versetzte nachdenklich Max. „Aber wenn der Proceß ein Ende nimmt — wider sie ... was wird das Fräulein anders thun können, als sich dennoch entschließen, in irgendeine Stadt zu ziehen, sich an irgendeine Jugendfreundin, Bekannte anzuschließen, vielleicht auch einen Wirkungskreis, in welchem sie thätig sein kann, zu wählen, wenn nicht am Ende dennoch das bei ihrer herzgewinnenden Schönheit Natürlichste von allem eintritt und ..."

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen", antwortete die alte Dame kopfschüttelnd — „aber leider wird nichts von dem allen geschehen; sie wird nicht weichen wollen von hier, sie wird bei den Ihren bleiben wollen, bei den Todten und bei den lebenden Armen, die sich an ihre Hülfe gewöhnt haben; sie wird sich einmiethen im Dorfe drüben und ..."

„Dort ihr Leben vertrauern? Das wäre nun doch, um darüber den Verstand zu verlieren!"

Die alte Dame sah mit kummervollem Blicke vor sich hin. Dann stand sie auf, um, wie sie sagte, Max nicht länger zu stören, und ging, offenbar wenig durch die Unterredung getröstet.

Um dieselbe Stunde wie gestern erschien sie wieder, um Max zum Essen zu bitten. Er fragte sich in erregter Spannung, ob Fräulein Ludgarde wieder erscheinen würde — aber nicht lange; diese kam heute schon früher, als er erwartet, und reichte ihm mit großer Unbefangenheit die Hand.

„Sie sollen sich Ihr Diner nicht durch mich verkürzen lassen", sagte sie, als er aufsprang; „ich nehme selbst an ihrem Nachtisch theil und schäle Ihnen das Obst; und dann mache ich wie gestern Ihre Führerin zu den bescheidenen Merkwürdigkeiten unsers Thales. Heute sollen Sie unsere alte Dorfkirche zu bewundern bekommen."

Als sie nach einiger Zeit auf dem Wege zu dem Dorfe waren, zu dem eine Lindenallee von Haus Nyvenheim führte, sagte Ludgarde:

„Woher mag die wunderliche Sage stammen, daß man auf seinem Gute keine Lindenallee pflanzen soll, daß es dann nicht auf die dritte Generation kommen wird? Es sollte mich betroffen machen, denn mein Großvater hat diese Linden gepflanzt."

„Sind Sie abergläubisch, Fräulein Ludgarde?"

„Nicht sehr. Ein wenig. Genug, um mich mit denen, die es sind, zu vertragen, z. B. mit meiner Brigitte. Ich denke, alle Menschen von Phantasie sind es. Das Glauben ist so verlockend. Mein Vater sagte, es sei so überflüssig, den Menschen Dogmen zu geben, da sie sich deren schon zu viel selber machten."

Ohne auf die Linden und ihre bösen Kräfte zurückzukommen, fuhr Max fort: „Sind Sie nicht begierig, von mir einen Bericht zu erhalten, was alles ich bisher in Ihrem Archiv ermittelt, klar gestellt ..."

„Gewiß, gewiß", sagte sie wie ängstlich zusammenfahrend, und fuhr dann rasch aufathmend fort: „oder eigentlich nein; seit ich die Sache in Ihren Händen weiß, nicht; ich möchte nichts davon hören jetzt; ich vertraue Ihnen, ich möchte am liebsten in diesem Vertrauen bleiben, ohne selbst sehen zu müssen; wenn es aber nöthig ist, daß ..."

„Es ist durchaus nicht nöthig", fiel Max lebhaft ein; „denn in der That, Sie können mir vertrauen, mehr als irgendjemand auf Erden."

Er sagte das mit einer Wärme, daß Fräulein Ludgarde erröthete und für eine Weile verstummte. Auch Max wußte nicht, wie er wieder anknüpfen sollte.

Das Dorf war nicht weit. Es lag unregelmäßig zerstreut um den Kern, den die Kirche mit ihrem, von alten Kastanienbäumen beschatteten Kirchhof und die umherliegenden bessern Häuser bildeten. Durch das feuchte, tief in die Erde gesunkene untere Thurmgewölbe trat man in die stets offene Kirche, in der es ebenfalls immer dämmerig sein mußte; denn obwol Bögen und Gewölberippen die Spitzform zeigten, waren doch die Fenster romanisch, das heißt rundbogig und klein, aus einer Zeit stammend, die des Lichtes bei ihrer Andacht nicht bedurfte, weil sie nicht lesen konnte. Ueber dem Hochaltar prangte — wenn man dies von altem graugetünchtem Schnitzwerk sagen kann — das Dalhausen'sche Wappen; farbenreicher zeigte es sich auf den schwarzen Rautenflächen der Sterbeschilder, welche über den Mauerpfeilern angebracht waren.

Max zeigte für diese ein vorzugsweises Interesse; er las die Umschriften auf denselben, er zog ein Notizbuch heraus, in das er die gelesenen Namen eintrug.

„Hier ist das Wappen verändert", sagte er vor einem derselben; „der gezinnte Balken hat nur drei statt fünf Zinnen."

„Der Maler wird kein so guter Heraldiker wie Sie gewesen sein", antwortete lächelnd Ludgarde; „kennen Sie so genau das Wappen der Dalhausen?"

„Wenn man in Ihrem Archiv arbeitet, lernt man's doch kennen", antwortete er sich abwendend und begann es nun auch auf den alten Grabsteinplatten zu suchen, wo er Ludgarde einigemal darauf aufmerksam machte.

„Es ist hübsch", sagte er dann, „daß Ihr Pfarrer kein roher Ikonoklast ist, wie so viele seiner Amtsbrüder, die allen alterthümlichen Schmuck zerstören und ihre Kirchen «stilgerecht» versimpeln!"

„Sie hassen eben das Alterthümliche, denn es lehrt uns Geschichte", entgegnete Ludgarde. „Die Geschichte ist ein leidiges Ding für sie. Es ist etwas Fürchterliches um die Geschichte der Kirche. Man blickt auf eine Welt der Verfolgung, unbegreiflicher Grausamkeit, herzbrechender Foltern und Qualen; welches Elend ist da über Menschen, Volksstämme, Länder, Völker von hoher und edler Culturblüte gebracht! Und das alles um ihrer herrschsüchtigen Dogmen willen! Ist es nicht grausig? Und dann diese schreckliche Reformation . . ."

„Sie nennen sie schrecklich?", fiel Max überrascht ein.

„Nun ja — die Menschen waren ja auf dem Wege, sich zu besinnen, zu befreien. Schon die Mystiker, schon große Orden hatten den Gedanken der Innerlichkeit aufgenommen, ihn still gehegt. Die Menschen des Humanismus, der Renaissance lösten dann schon mit kühnern Händen die Fesseln. Da kommen diese unglückseligen Reformatoren mit ihren neuen Auslegungen, mit ihrem Streit um Bibelstellen, mit ihrer wüthenden Sektenpolemik. Das Dogmengezänk entbrennt neu an allen Ecken, der Katholicismus, der längst in sich zu vermodern begonnen, wird aufgestachelt, sich neu zu beleben und frisch zu kräftigen, und aus dem Dogmen-

hader wird endlich das Verderben des Dreißigjährigen Krieges, das Verderben der heutigen Spaltung, die Niedertracht des Confessionshasses."

Während sie so sprach, sah Max verwundert in ihre belebten klaren Züge. Der geschichtsphilosophische Gedanke, den sie aussprach, mochte ihm neu sein; jedenfalls kostete es Nachdenken, um über seine Wahrheit oder Unwahrheit klar zu werden.

Sie lachte plötzlich mit einer Fröhlichkeit auf, welche zeigte, daß solche Fragen doch keinen Einfluß auf ihre Stimmung hatten.

„Sie sehen mich mit misbilligender Verwunderung an, daß ein junges Mädchen sich herausnimmt, solche Urtheile zu fällen, sich Verständniß für solche Dinge zuzutrauen!"

„Nicht doch — wenn sie sich die nöthigen Kenntnisse erworben hat, ohne welche solche Urtheile allerdings frivol sein würden ..."

„Das ist's eben — die Kenntnisse, darum fragt sich's. Und nun will ich mich von dem Vorwurf — der Frivolität reinigen. Die Kenntnisse hatte mein guter Vater für mich, und was ich eben sagte, war im ganzen sein Gedankengang. Absolviren Sie mich jetzt?"

„Absolviren? Ich danke Ihnen für eine Anschauung, deren Größe mich jedenfalls den Geist Ihres Vaters verehren läßt."

„Sie können mir nichts sagen, was mir wärmer zu Herzen ginge", sagte Ludgarde mit einem dankbaren Blick in seine Züge.

„Sie haben", fuhr Max nach einer Pause fort und während sie schon draußen die Kirche umschritten, um die alten eingemauerten Grabsteine zu betrachten, „sicherlich in der Bibliothek Ihres Vaters einen Schatz in Nyvenheim. Dürfte ich dahinein einen Blick werfen?"

„In unsere kleine Büchersammlung? Ohne Zweifel — ich zeige sie Ihnen sehr gern; obwol Sie aus der Zusammenstellung der Bücher sich kein Bild von der Geistesrichtung des Vaters machen können. So etwas wächst aus den Anschaffungen verschiedener sich folgender Generationen zusammen, und so steht des Urgroßvaters «Voiture», «Benserade» und andere Hotel-Rambouillet-Poesie neben des Großvaters «Ruinen von Palmyra», des Vaters «Gibbon» oder «Lessing» oder seinen Philosophen."

„Das jedoch macht eine Büchersammlung interessant, die Fülle des Verschiedenen, das uns deshalb auch mit einer Menge uns unbekannter Titel und Namen wunderlich anmuthet. Das Unbekannte, uns Verschlossene, Geheimnißvolle reizt und verspricht. Ich habe diesen Eindruck nie mehr als in einer Bibliothek. Wie unendlich, wie unaussprechlich mannichfach ist das Geistesleben der Menschen; das umschwirrt alle Höhen, bohrt sich in alle Tiefen des Daseins ein, und am Ende ..."

„Umschwirrt es mit seinen schwachen Mottenflügeln doch nur — nicht das eine große Licht, sondern das eine große Dunkel!"

Max sah sie wieder ein wenig betroffen über solch eine Aeußerung aus dem Munde eines jungen Mädchens an. Er sagte rasch:

„Sie sind nicht Pessimistin?"

Er hatte es mit einem Ton der Sorge, als ob es ihm ein persönliches Anliegen sei, gesprochen. Deshalb sah Ludgarde offen zu ihm auf, als sie lebhaft antwortete:

„Gewiß nicht! Diese Art der Philosophie ist mir zu kokett."

„Kokett?"

„Nun ja — steckt nicht in all der pessimistischen Geistreichigkeit ein großer Theil von Koketterie mit der eigenen Tiefe des Empfindens und der eigenen schneidigen Schärfe des Erkennens?"

„Vielleicht", sagte er. „Es ist jedenfalls nichts Gesundes. Kokett? Ein gefallsüchtiger Philosoph? Der Gedanke hat etwas Komisches. Aber Sie mögen recht haben. Eine stärkere größere Zeit hat ihren Stolz in den muthigen Widerspruch gesetzt. Unsere will nur noch — gefallen!"

Max Wendt kam heute viel später erst als gestern von Nyvenheim fort. Ludgarde hatte ihn sogleich, als sie von dem Spaziergang zurückgekommen, in die Bibliothek geführt; sie war in dem obern Thurmgemach oberhalb des Archivs untergebracht. Sie war nicht groß und enthielt doch, wie Max die Rückentitel übersehend gestand, eine Fülle von Schriften, deren Verfassernamen und Inhalt ihm so fremd waren wie die Sprache von Wadai oder Honolulu. Und daraus quollen den beiden jungen Leuten nun die Anstöße zu lebhafter Unterhaltung und einem Gedankenaustausch, der kein Ende fand. Beide empfanden eine Art Herzensfreude darüber, wie ihr Geschmack in den meisten Dingen harmonisch sich begegnete, oder, wo er von verschiedenen Standpunkten ausging, sich doch so bald friedlich zu einigen wußte.

„Etwas Erschreckendes liegt im Durchmustern solcher Sammlungen der Werke einer frühern Zeit", sagte Max; „das ist die beständige Entdeckung moderner laut präconisirter Gedanken in den alten, längst wieder vergessenen Büchern. Man könnte verzagt alles Denken einstellen, weil man doch immer nur schon Vorgedachtes und schon — klarer und tiefer vielleicht — Ausgesprochenes denken kann."

„Deshalb sollten unsere Denker demüthiger sein", versetzte Ludgarde, „und", setzte sie lächelnd hinzu, „dem Empfinden der Frauen den Vorrang lassen. Es ist doch immer neu, weil es sich auf einen neuen Gegenstand richtet."

Ludgarde hatte sich auf das Taburet an der Nische des Thurmfensters gesetzt, während Max vor den Schränken sich hin- und herbewegt hatte. Er kam jetzt und setzte sich an die andere Seite des schmalen, in die tiefe Nische gestellten Tisches und antwortete lebhaft:

„Steht es darum höher? Bei der Männer Denken wiederholt sich immer am Ende der Inhalt; bei der Frauen Empfindung wiederholt sich immer das Wie, die Form."

„Bei allen? Wiederholt sich die Form, der Ausdruck ihres Gefühls? Wie wissen Sie das? Ich denke, das kann edeln Männern nicht zur Erfahrung werden?" versetzte sie.

„Sie haben recht", entgegnete Max. „Ein edler Mann verlangt nur einmal vom Schicksal das Glück, die Empfindung, das volle Herz einer Frau sich zugewandt zu sehen — es gibt für den richtig fühlenden Mann nur eine Liebe."

„Ist das nicht das Bekenntniß Ihrer Jahre? Werden spätere nicht Sie anders empfinden lassen?"

„Nein, nein", fiel er ein — „niemals. Ich stimme vollständig jenem Autor bei, der eine zweite Liebe einen falschen, den natürlichen ersetzenden Zahn nannte."

Beide lachten, wie um eine beginnende Verlegenheit zu maskiren. Darüber trat die „Adoptivtante" herein, und nun nahm das Gespräch eine andere Wendung, und Max empfahl sich jetzt bald darauf; er sah zu seiner Ueberraschung, daß der Nachmittag viel zu sehr vorgerückt war, um ihm heute noch eine Fortsetzung seiner Archivarbeit zu verstatten.

„Ist es wahr, Brigitte, was er gesagt hat", fragte Ludgarde, während die beiden nun auch hinunter in das Wohnzimmer schritten, „daß alle Frauen auf dieselbe Art empfänden, liebten? Ich meine, ich müßte anders empfinden als andere, mit einem Drang zu geistiger Verschmelzung und seelischem Ineinander-Aufgehen, mit der Voraussetzung eines gleichen Pulsirens aller Adern, wodurch die Gefühle und Gedanken strömen — so sehr, daß ich mich vor einer Liebe fürchtete, die mein eigenes Innere so aufzehrte; und bei einer Verbindung würde ich mich noch mehr fürchten, daß ich so etwas Ideales doch niemals fände."

Brigitte ließ mit einem sinnenden weichen Ausdruck ihrer gewöhnlich so unbewegten Züge auf Ludgarde ihr Auge ruhen; dann sagte sie: „Man muß im Leben auch nicht ausgehen, um so völlig ideale Dinge zu suchen; man muß zufrieden sein, wenn man sich etwas Schlichtes, Rechtschaffenes gewinnt und das Ideale nur wie ein schmückender Kranz darum liegt; die Poesie erfüllt nun einmal unser Leben nicht, sie legt höchstens ihre Arabesken umher."

Ludgarde fand ihre Brigitte höchst komisch mit ihren Arabesken.

„Wie bescheiden du bist!" sagte sie lachend.

„Und du, Kind, bist zu leidenschaftlich, zu überschwenglich, zu stark, viel zu stark für ein Mädchen!" versetzte Brigitte und seufzte. Als aber Ludgarde, die diesen Vorwurf oft gehört hatte, ohne viel mehr darauf zu horchen, bald das Zimmer verließ, sagte sie, ihr mit demselben weichen sinnenden Ausdruck nachblickend:

„Es ist offenbar, daß sie anders, daß sie bewegter, lebhafter, heiterer geworden — wie um die Hälfte von ihrer Sorgenlast freier! Wenn dieser Mann — dieser Herr Wendt — wenn er die Wendung brächte, die all unsern Jammer endete, wenn er den Bann löste, der auf ihr liegt — ich würde ihn segnen, auch wenn er statt eines Advocaten nur einen Schuster zum Vater hätte!"

V.

Brigittens Beobachtung von Ludgardens verändertem Wesen hatte in der That unverkennbar ihren guten Grund; als Max am dritten Tage zurückkam — dem Justizrath hätte er heute vielleicht keine recht befriedigende Antwort geben können, was er denn, nachdem er das ganze Archiv auf seinen Zweck hin durchstöbert und excerpirt, jetzt noch weiter da finden wolle — kam sie schon in den Vormittagsstunden zu ihm in sein Thurmgemach; mit großer Unbefangenheit sagte sie, sie wolle sich heute von ihm doch ein wenig einweihen lassen in seine Entdeckungen; und als er dann von diesen begann, hörte sie doch nur zerstreut zu. Die Unterhaltung beider befand sich auch bald auf einem weit entfernten Gebiete — Ludgarde erzählte von einer Rhein- und Schweizerreise, welche sie mit ihrer kränkelnden Mutter zu deren Stärkung gemacht; sie schilderte die Naturscenerien, welche ihr

den lebhaftesten Eindruck hinterlassen; und als Max sie dann fragte, ob solche Scenerien sie nicht gefesselt, nicht den Wunsch in ihr hätten entstehen lassen, einem solchen Erdfleck anzugehören, ein Kind solchen Bodens zu sein, da sich „Hütten zu bauen", versetzte sie lebhaft:

„Das nie, nie; das wäre doch wie ein Verrath an der Heimat gewesen; solch einen paradiesischen Erdfleck zu lieben, ist das etwas Großes? Der schlichten, dürftigen Scholle mit ihren bescheidenen, am Wegrain unbeachtet verblühenden Blumen, die doch so schön und mannichfaltig sind, mit ihrem stillen einförmigen Leben, das auf Farbengluten und Formengröße gar nicht denkt und doch so viel Herzbewegendes, Rührendes hat, treu bleiben — das ist Treue. Weshalb sehen Sie mich so skeptisch zweifelnd dabei an?"

„Wenn ich es sagen dürfte, ohne Sie zu beleidigen . . ."

„Sprechen Sie immerhin . . ."

„Nun wohl, ich denke daran, daß Sie die Treue stets so hoch stellen, und möchte Ihnen einwerfen, daß die wahre Treue, die schönste, sich nicht auf Heimat, Natur und Wegrainblumen richtet, sondern die gegen uns selbst ist. Würden Sie, wenn Ihr Gefühl, Ihr Herz sich einem stillen Wesen in einer einförmigen Existenz, die so bürgerlich bescheiden wäre wie Ihr biederes, freundliches, aber doch einfaches Thal hier, zuneigte, würden Sie dann auch diesem Ihrem Gefühle, Ihrem Herzen treu zu sein und zu bleiben wissen? Würden Sie da nicht doch sich losreißen und sich sagen: ein hochgeborenes Fräulein von Dalhausen-Nyvenheim gehört nicht dahin, sie gehört in irgendein glänzendes Schweizerparadies der aristokratischen Gesellschaft?"

„Seltsame Frage!" sagte sie, durchaus nicht beleidigt, sondern nur sehr betroffen ihn ansehend. „Das habe ich selber mich nie gefragt, wie wollen Sie, daß ich darauf antworte?"

„O, ich will auch keine Antwort", entgegnete er ein wenig gezwungen lachend — „wenn . . ."

„Wenn?"

„Wenn ich auch den lebhaften Wunsch hätte, daß Sie einmal so sich fragten."

„Wozu?" antwortete sie, „wozu sich mit unnützigen Gewissensfragen quälen!" Sie wurde dunkelroth dabei und setzte wie begütigend hinzu: „Man müßte eben abwarten, wie unsere Natur sich zeigen und was sie thun würde!"

Dann lenkte sie das Gespräch gewandt ab, indem sie ihn nach seinen Reisen fragte, nach seinem Leben. Max schilderte ihr ein paar Reisen, die er als Student durch Oesterreich, Oberitalien gemacht habe, sprach lebhaft von seinen Studentenjahren und von seinen Freunden aus jener Zeit, verstummte aber, als Ludgarde auch nach den Seinen fragte, seinen Aeltern, seinen Geschwistern daheim; sie machte ihm einen Vorwurf darüber, und er entgegnete: „Wir sind nicht alle so glücklich wie Sie, die Sie mit den Ihren in der edelsten geistigen Harmonie gelebt haben. Mein Vaterhaus schildere ich Ihnen — vielleicht ein anderes mal!"

Die beiden jungen Leute waren so in weniger Tage Verlauf sich mit einem Gefühle innerer Sympathie und Gleichartigkeit ihrer Naturen nahe getreten, daß Ludgarde unbewußt sich ihm wie einem Bruder gegenüber gehen ließ, und daß Max,

ohne sich darüber viel Rechenschaft zu geben, was er für Ludgardens Angelegenheit leiste, den Tag in ihrer Gesellschaft zubrachte, ganz gefesselt von dem Reize, den diese auf ihn ausübte.

Als er am Abend schied, gab sie ihm die Hand, die er länger als nöthig in der seinen hielt, während er fragte: „Darf ich denn wiederkommen, auch wenn ich im Archiv nichts mehr zu suchen habe, um — Ihnen die versprochene Schilderung von meinem Vaterhause zu geben?"

„Gewiß, Versprechen muß man halten!" erwiderte sie leicht erröthend.

Damit schied er, um nun am andern Tage doch nicht zurückzukehren. Weder am Morgen noch am Nachmittage.

Es war befremdend, beunruhigend. Und wenn Brigitte ihre Beobachtung noch nicht gemacht hätte, würde sie sie jetzt gemacht haben. Ludgarde war die verrinnenden Stunden des Tages hindurch in einer Aufregung, welche sie unstet machte, bald zu dieser, bald zu jener Arbeit greifen ließ und mit ungewöhnlicher Unruhe bald hierhin, bald dorthin auf ihrem Gute trieb, um sich doch gleich darauf zerstreut vom Begonnenen wieder abzuwenden.

Weshalb kam er nicht? Es war doch nicht recht, nachdem er so förmlich darum gebeten — es war so unzuverlässig, es brachte ihr einen ganz fremden häßlichen Zug in das Bild seines Charakters, welches sie sich entworfen; sie war ernstlich entrüstet, empört!

„Mein Gott, wer weiß, welchen wichtigen Abhaltungsgrund er haben mag — du bist zu leidenschaftlich, zu heftig, Kind!" würde Brigitte gesagt haben, hätte ihr Ludgarde ihre ganze innere Erregung gestanden.

Am andern Vormittag saß Ludgarde desto stiller, je unsteter bewegt sie gestern gewesen, an dem Fenster des Wohnzimmers, welches den Weg nach der kleinen Stadt beherrschte. Aber auch jetzt verrannen die Stunden, ohne daß Max' stattliche Reitergestalt auf dem sich herabsenkenden Wege aufgetaucht und dem kleinen Edelhofe zu dahergekommen wäre. Es ward Mittag. Brigitte sah besorgt, wie wenig Ludgarde von den Speisen berührte; aber sie zog es vor, ihr darüber keine Vorwürfe zu machen; sie selbst war heute mit des jungen Mannes Betragen unzufrieden — der unglückliche Gedanke quälte sie: vielleicht hat er sich gesagt: „Dies adelige Fräulein steht zu hoch über dir, zu unerreichbar; du darfst dein Herz nicht an sie verlieren, wenn du kein Thor bist, und in ihr Herz keine Unruhe bringen wollen, wenn du kein unredlicher Mensch bist."

Ueber diese Sorge brütend, bewegt von allem dem, was sie so gern dem jungen Mann, der ihr den Eindruck so großer Ehrenhaftigkeit machte, hätte sagen mögen und das sie ihm doch so gar nicht sagen konnte, wandelte Brigitte nach Tisch in der nach dem Dorfe führenden, von Ludgarde für verhängnißvoll erklärten Lindenallee hinab, als ihr eine große, mit langen Schritten sich heranwiegende Frau, die einen geräumigen Korb am Arme trug, entgegenkam.

„Schon zurück, Marianne?" sagte sie, bei ihr stehen bleibend.

„Hatte heut nicht viel zu schleppen", versetzte die Frau, welche die Botengänge zwischen dem Dorfe und der kleinen Stadt machte, „und es geht sich gut bei dem Wetter ... schönes Wetter für die Nachsaat, Fräulein."

„Etwas Neues in der Stadt?"

„Neues? Ich denke Neues genug. Der ganze Gasthof ist voll Offiziere und fremder Herren. Sind vorgestern zur Aushebung der Leute, die zu den Soldaten müssen, gekommen. Und haben auch schon wunderliche Sachen gemacht, haben Streit bekommen, haben sich geschossen, wissen Sie, wie die Leute sagen, und weiß der liebe Gott was noch alles . . ."

„Sich geschossen — die fremden Herren von der Aushebungscommission — sich untereinander?"

„Einer von den Herren mit einem andern, der schon seit einigen Tagen im Gasthof logirt — einem Herrn, der beim Justizrath zu thun hat . . ."

„Ich bitte dich, Marianne — und wie ist denn der Ausgang gewesen?" rief Brigitte erschrocken aus.

„Schlimm — schlimm! sagten sie bei Lodtmanns, wo ich meine Unterkunft habe, wissen Sie, Fräulein, und wo sie davon redeten — der Herr, der, wissen Sie, der mit Greving zu thun hat, hat einen bösen Schuß bekommen, einen gefährlichen Schuß, und es sei schade um ihn, sagte Frau Lodtmann, es sei ein so schöner, stattlicher junger Herr gewesen, und besonders zu Pferde — er habe ein Reitpferd bei sich im Gasthof stehen — er habe so schön ausgesehen wie ein rechter Cavalier . . ."

Brigitte hatte bei dieser erschreckenden Nachricht, die alles erklärte, schon sich zum Heimeilen gewendet. Erregt trug sie Marianne auf, was sie für Nyvenheim habe hinzubringen, und ging dann fliegenden Schrittes, Ludgarde mitzutheilen, was sie vernommen. Daß sie wohl thue, ihre Nachricht ein wenig gemildert vorzubringen, sagte sie sich dabei gleich; die Nachrichten von Erkrankungen, Verwundungen und Unglücksfällen übertrieben weiter zu tragen, war ja stets der Leute menschenfreundlicher Hang.

Sie fand Ludgarde mit geschlossenen Augen im Wohnzimmer auf einem Divan ruhend, als ob sie habe schlummern wollen, was sonst des thätig bewegten jungen Mädchens Brauch durchaus nicht war. Als sie ihr hastig erzählt, was sie vernommen, sprang Ludgarde erschrocken auf. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. Sie schaute weitgeöffneten Auges Brigitte an und schien eine Weile gar kein Wort der Erwiderung auf diese Nachricht zu finden.

Dann sagte sie mit einer lauten Entschiedenheit:

„Deshalb! Gott gebe, daß es nicht so schlimm ist! Aber davon will ich mich selbst überzeugen — Franz soll sogleich den Breagh anspannen — ich bitte dich, eile, Brigitte, ich gehe, mich zu kleiden."

„Du willst selbst . . .?"

„Gewiß will ich . . . sollen wir, wenn er gefährlich verwundet ist, ihn etwa ohne Hülfe lassen? Hier, wo er niemand kennt, niemand hat als den Justizrath, der ihm nichts sein kann — er sowol wie seine zimperliche kopflose Frau? Geh, ich bitte dich — den Breagh, Brigitte — Herr Wendt hat mir helfen wollen — es ist unsere Pflicht, daß wir jetzt ihm helfen — und ich will ihm nicht fehlen!"

„Dann werde ich wenigstens dich begleiten, Kind", fiel Brigitte ein, die ihre weitere Misbilligung Ludgardens Heftigkeit gegenüber verschluckte.

„Ach, wozu — das hält mich auf — bis du fertig bist — laß mich immerhin allein gehen — sorg' nur, rasch Franz aufzutreiben."

Damit eilte Ludgarde in ihr Ankleidezimmmer und überließ Brigitte, die über all diese Heftigkeit erstaunt ihr nachblickte, für das schnelle Bereitmachen ihres leichten, einspännigen Gefährts zu sorgen.

Ehe eine Viertelstunde vergangen, war Franz mit diesem vorgefahren, hatte Ludgarde sich hineingeschwungen und rollte schon mit dem schärfsten Trabe eines flüchtigen Rosses die Weghöhe, die zur Chaussee führte, hinan.

VI.

Es begann kaum Dämmerung zu werden, als dasselbe Gefährt wieder vor dem Portal des Edelhofes hielt und Ludgarde still und wie ermüdet heraus und die Stufen ins Innere emporstieg. Brigitte kam ihr entgegen — Ludgarde beantwortete ihre eifrigen Fragen mit einem lakonischen:

„Ich werde dir im Wohnzimmer sogleich alles erzählen. Laß mich nur ablegen — nur zu Athem kommen."

Brigitte ging trippelnd vor Ungeduld im Wohnzimmer auf und ab. Es dauerte so lange, bis Ludgarde aus ihrem Schlafzimmer wieder erschien und dann still sich niederlassend mit gedämpfter Stimme sagte:

„Es ist so, wie du hörtest, Brigitte — er hat sich geschossen, ist verwundet, nicht unbedenklich verwundet — und hat sich geschossen meinetwegen!"

„Deinetwegen, Kind?" rief Brigitte erstaunt aus.

„Meinetwegen! Ich will dir alles der Reihe nach erzählen . . ."

„Hast du ihn gesehen, gesprochen?"

„Nein — nicht selbst! Ich fand im Gasthofe in seinem Vorzimmer den Doctor, der mir den Zutritt verwehrte — er habe Wundfieber, ich würde ihn aufregen; er erfreue sich der besten, ausreichendsten Pflege; er, der Doctor, wolle ihm mittheilen, daß ich dagewesen; aber es sei liebenswürdig von mir, daß ich selbst gekommen, nach meinem Ritter zu sehen, sagte er lächelnd und in seiner nach schlechten Scherzen haschenden Manier. Als ich erstaunt wissen wollte, wie er zu dem Ausdrucke «meinem Ritter» komme, kam es heraus: Herr Wendt hatte am vorgestrigen Abend unter den Herren von der Aushebungscommission einen Bekannten, den Adjutanten des Generals, gefunden, sich abends von ihm in den Kreis derselben ziehen lassen; sie hatten von mir zu reden begonnen und darüber waren sie in einen hitzigen Streit gerathen — so war es endlich zu einer Forderung und zu einem raschen Austrag der Sache schon am gestrigen Tage, in der frühesten Frühe des Morgens, gekommen. Der Arzt, welcher die Commission begleitet, hat Wendt secundirt, dem Adjutanten der Major von der Commission; sie hatten zweimal Schüsse gewechselt, beim zweiten mal hatte eine Kugel Wendt an der rechten Seite, unter dem Brustbein, getroffen, nachdem sie den Oberarm gestreift — sie war gefunden und entfernt worden; wie viel Unheil sie angerichtet, war noch schwer zu sagen — der Doctor will mir morgen, übermorgen Nachricht senden, welche Wendung es nimmt; fürs erste sollte ich seinen Patienten vollständig in Ruhe lassen, bat er brüsk sich aus.

Worüber denn eigentlich der Streit entstanden, wie ich die Veranlassung dazu gewesen sein könne, darüber war nichts weiter von ihm zu erfahren; er versicherte mich, es nicht zu wissen, und machte dabei ein so sarkastisches Gesicht, daß ich sah, er log."

„Sicher wußte er es", fiel Brigitte lebhaft ein, „wie sollte in der kleinen Stadt solch ein Ereigniß nicht gründlich durchgesprochen sein . . ."

„Weil ich dies letztere mir ebenfalls sagte", fuhr Ludgarde fort, „und weil ich wissen wollte, wie ich zur unschuldigen Ursache dieses Unglücks habe werden können, entschloß ich mich kurz und ging hinüber zur Justizräthin. Ich wußte, daß die schwatzhafte kleine Frau offener gegen mich sein würde, wenn ich sie nur in das rechte Fahrwasser, in den Strom des Erzählens bringe. Und in der That — sie enthielt mir denn auch die Sache nicht vor . . ."

„Und was war es?"

„Der fremde Offizier, ein Herr von Derwitz, dessen ich mich aus der Hauptstadt als eines geschwätzigen jungen Menschen erinnere — Zerrwitz nannten ihn die jungen Mädchen — hatte mich die verrückte Nyvenheim genannt, hatte behauptet, ich sei geisteskrank, und Wendt ihn so zornig über diese Ausdrücke angefahren . . ."

„Das war's!" rief Brigitte erschrocken aus, „und das sagte die Greving dir — das erzählte sie dir?"

„Ich bitte dich, Brigitte, weshalb sollte sie nicht? Sollte ich es nicht erfahren und mir noch Aergeres denken, ergrübeln? Und glaubst du, es hätte mich so sehr erschreckt? Denkst du, ich wüßte nicht längst, daß man mich für eine verrückte Person hält? Etwas muß man doch den Leuten nachsagen, und weiß man gar nichts anderes, so bleibt immer dies. Und du glaubst, so etwas erführe man nicht? Wozu sind die guten Freunde da — geschwätzige Nähterinnen — plappernde Kinder . . .? Ich weiß längst, daß ich auf einige Meilen in der Runde für eine Gestörte gelte, weil ich einsam hier wohne und andere Interessen habe als andere junge Mädchen. Daß es jedoch dieser Mensch, der aus der Residenz kommt, ausgesprochen hat, macht mich betroffen."

„Vielleicht hatte er es irgendwo hier in der Nachbarschaft aufgefangen, diese unsagliche Albernheit", sagte seufzend und die Hände resignirt in ihren Schos legend Brigitte.

„Möglich! Und was liegt am Ende daran. Das Schreckliche ist mir, daß um solcher Nachrede willen, solch verächtlicher leichtsinniger Behauptung eines übelberathenen jungen Menschen willen Herr Wendt nun daniederliegen muß, schwer verwundet, in einem sein Leben gefährdenden Zustande!"

„Ein so starker, junger Mann — es wird sein Leben gewiß nicht gefährdet sein — du weißt, wie unser Doctor die Sachen aufbläst", tröstete Brigitte.

„Es ist aber doch ganz schrecklich für mich, mir sagen zu müssen . . ."

„Daß du absolut unschuldig bist? Und daß — daß es von Herrn Wendt sehr edel, sehr ritterlich gehandelt war? Freilich", setzte Brigitte, ihre Augen wie prüfend und forschend auf Ludgarde heftend, hinzu — „freilich, du bekommst eine Dankesschuld gegen ihn, die . . ."

„O, die mich nicht drückt, Brigitte, die mich wahrlich nicht drückt. Ich

frage mich selbst, wie es kommt, daß mir nicht dies auch an der Sache schrecklich ist; ich weiß es nicht, aber es ist so, ich werfe es mir selbst vor und auch, daß in dem ganzen Ereigniß etwas liegt, das . . . o nein, nein, das nicht, es ist zu schlecht von mir, das . . ."

„Was wolltest du sagen?" drängte Brigitte.

„Nichts, nichts — nein, es ist zu schlecht von mir!"

Brigitte drängte nicht weiter. Sie war klug genug, Ludgarde ohnehin zu verstehen. Es lag in dem ganzen Ereigniß etwas, das Ludgarde erfreute, ihr Herz mit Jubel erfüllte. Sie ahnte daraus, daß der junge Mann, der ihr Ritter geworden, sie liebe!

Und so war es — Ludgardens Herz war gefangen und gab sich jetzt, wo sie glaubte, lieben zu dürfen, mit seiner vollen, leidenschaftlichen Kraft dahin. All ihr Denken war bei dem armen Verwundeten. Sie lebte von heute an nur noch in der Erwartung des nächsten Tages, der Stunde, welche die Post brachte, mit einer Postkarte des Doctors, worauf dieser mit seiner kritzeligen Hand in Bleistiftschrift die lakonischen Worte: „Es geht leidlich" — „ordentlich" — „recht befriedigend", geschrieben hatte. Und dabei ging ein wunderlicher Wandel in ihrer Seele vor. Die furchtbare Entschlossenheit, welche in ihr gelegen, ihr Vaterhaus zu vertheidigen bis aufs Aeußerste, verlor von ihrer Stärke; das Schicksal hing wenigstens nicht mehr so beklemmend, drohend über ihr; es war wie eine große Angst vor einem vernichtenden Schlage von ihrer Seele genommen. Hätte sie sich dies zum Bewußtsein gebracht, sie hätte es sich vielleicht bitter als Untreue an sich selber, an allem, wofür sie bisher gelebt, vorgeworfen; aber sie kam in einem eigenthümlichen frohen Empfinden und träumerischen Vorempfinden von Glück nicht dazu, solch eine Gewissenserforschung vorzunehmen. Zugleich beschlich sie eine anfangs leise, aber wachsende Unzufriedenheit mit der völligen Vereinsamung, in der sie lebte. Mit ihrem vollen Herzen hätte sie Menschen, junge, von Lebensfrische erfüllte Menschen um sich haben mögen, um ein freudiges, inneres Aufleben, ein sich aufschwingendes Herzenserwachen kundzuthun. Es war eben wie ein finsterer Bann von ihr genommen, ein Siegel von ihrer Seele gelöst; es war ihr wirklich in Momenten zu Muthe, als sei sie früher eine trübselige, gestörte Person gewesen. Und um so mehr klammerte sich ihr Herzensleben an den festen, ruhigen, klar denkenden und starken Mann, dem sie sich für immer und ewig zu eigen fühlte.

So gingen die Tage dahin; die Bulletins des Doctors waren gleichmäßig befriedigend gewesen; auf das letzte hin hatte Ludgarde bereits geantwortet, sie werde sich nun nicht mehr abhalten lassen, selbst zu kommen, um Max Wendt zu sehen und ihm zu danken, und herzklopfend dachte sie an den folgenden Tag, an welchem sie zu der kleinen Stadt hinausfahren wollte. Brigitte sah mit einem schlau zufriedenen Lächeln, wie sie in ihrem Garderobezimmer vor einem geöffneten Kleiderschranke stand und ihren Vorrath an Anzügen musterte.

„Dieser Herr Max Wendt — dieser Herr Referendarius", sagte sich Brigitte zufrieden — „er zieht sich doch ein glänzendes Los aus der Lebenslotterie! Ist ihm an der Wiege wol nicht gesungen! Und wenn er nun gar noch Nyvenheim uns aus

den Krallen des alten Hasberg rettet — in der That, man könnte ihm gratuliren! Und das thäte ich aus Herzensgrunde!"

Spät noch, als fast die Dämmerung schon nahte, ging Ludgarde noch aus, über die Brücke, aber nicht der Lindenallee nach, sondern links ab in den kleinen Eichenwald. Sie blieb lange; tiefe, dunkle Schatten legten sich bereits über das Thal und ließen im Wohnzimmer Brigitten die Lampe entzünden, als sie endlich zurück und raschen, elastischen Schrittes die Treppe heraufkam. Sie trug zwei volle, dichtlaubige Eichenkränze in der Hand.

„Wozu, Kind?" fragte Brigitte ganz überrascht — „doch nicht für . . ."

„Nicht für . . .? Was meinst du?" antwortete sie lächelnd. „Nein, für diese!"

Damit hob sie sich auf einen Stuhl und hing den einen Kranz um ihres Vaters Bild und sodann den zweiten um das ihres Bruders. Was sie gerade heute dazu trieb — Brigitte las genug in ihrer Seele, um auch das zu verstehen.

VII.

Der Morgen war schön und klar herangebrochen, aber ein kühler, starker Wind strich durchs Thal und jagte Scharen vergilbender Blätter um das Gebäude, und durch die geöffneten Fenster im Wohnzimmer stieß er die weit sich aufblähenden Vorhänge ins Innere hinein.

„Du mußt dein warmes Tuch mitnehmen und über den Mantel anlegen, Ludgarde", sagte Brigitte vorsorglich, während sie ging, die Fenster zu schließen.

„Gewiß, gewiß", entgegnete Ludgarde ungeduldig; „hole es nur herbei, ich will sehen, wo Franz mit dem Breagh bleibt. Was hast du?"

„Ich sehe da einen Menschen sehr eilig den Pfad von der Höhe niederkommen, auf die Brücke zu — als ob er zu uns wolle."

„Mag er", versetzte Ludgarde sorglos und ging hinaus in den Flur, um nach dem säumigen Franz zu schauen. Als sie auf den Perron vor dem Portal hinaustrat, blieb sie aber doch betroffen stehen. Sie erkannte in dem Mann, der jetzt schon von der Brücke her auf sie zukam, eine bekannte Gestalt, einen Menschen, der halb Schreiber, halb Ausläufer des Justizraths war und ihr schon öfter Mittheilungen von diesem gebracht hatte.

„Was habt Ihr denn, Wessel, daß Ihr so eilig dahergestelzt kommt?" rief sie ihm entgegen.

Der Mann griff in seine Brusttasche und holte einen Brief heraus.

„Vom Herrn Justizrath", versetzte Wessel, den Brief überreichend. „Der Herr Justizrath sagte, er könne selbst nicht kommen, weil er Termin habe heut Morgen, und dürfe auch mit diesem Briefe nicht warten, bis heut Abend die Post gehe; ich solle ihn gleich zu Ihnen hinaustragen."

„So geht in die Küche und laßt Euch da einen Trunk geben", erwiderte Ludgarde und erbrach, während er ging, den Brief.

Sie las die ersten Zeilen, und dann begann furchtbar ihre Hand zu zittern, ihr Athem zu fliegen; die Augen, die den weitern Inhalt überflogen, erweiterten

sich, ihre linke Hand streckte sich nach der Einfassung der Portalthür aus, um sich daran zu stützen und aufrecht zu halten, und todtenbleich wandte sie sich endlich, um mit brechenden Knien, schwankend zu Brigitte zurückzukehren.

„Um Gottes willen, was hast du, Ludgarde, was ist geschehen?" rief diese bei ihrem Anblick aus.

Sie streckte ihr den Brief hin und ließ sich lautlos in einen Sessel sinken. Brigitte verschlang mit den Augen den Brief. Er lautete:

„Verehrtes Gnädiges — was ich Ihnen zu melden habe, ist um an der Welt zu verzweifeln, um hinter jedem ehrlichen Gesicht eine Canaillennatur zu suchen; der Mensch, der sich Max Wendt nannte, der sich mit einer Empfehlung von einem befreundeten Collegen bei mir einführte, ist — ein ganz infamer Lügner, Schleicher und Cujon — wissen Sie, wer er ist? Niemand anders als Ihr Proceßgegner, niemand anders als der Feind, der Ihnen Nyvenheim rauben will, niemand anders als Herr Max von Dalhausen-Hasberg! Gestern Abend schon ist mir die Sache zu Ohren gekommen; heut in der frühesten Frühe hat der Doctor mir alles genau bestätigt. In der Dämmerung gestern ist eine Extrapost vor unserm Gasthof vorgefahren; ein starker, breitschulteriger, herrisch auftretender alter Herr, dem man den Major a. D. auf eine halbe Stunde weit angesehen, ist daraus gestiegen, einen kleinern mit einer kahlen Glatze und einer goldenen Brille hinter sich, und zu dritt ein langer Lakai; die Herren haben sofort zu dem Verwundeten geführt zu werden verlangt; nach einer Viertelstunde ist unser Doctor hingekommen, und da ist denn die Bombe geplatzt: Mein lieber Herr Doctor, hatte der Alte gesagt, ich danke Ihnen für die bisherige Behandlung meines Sohnes — ich bin der Freiherr von Dalhausen-Hasberg. Mein Sohn, der hier eine Angelegenheit zu betreiben hatte, hat dies unter einem fremden Namen zu thun vorgezogen; aber das ist nun weiter nicht nöthig und ich habe die Ungeduld bekommen, weil die Heilung sich so lange hinzieht. Der Medicinalrath hier — Herr Medicinalrath Friedrichs — hat den Zustand meines Sohnes untersucht und glaubt auch, es ist am besten, ich nehme ihn mit mir in die Stadt, in mein Haus, wo er eine ganz andere Pflege hat. Sie sind einverstanden, Doctor, daß die Reise ihm nicht mehr schadet?

„Einverstanden — wie hätte unser Doctor nicht einverstanden sein sollen, einem solchen Herrn gegenüber! Einem Herrn Medicinalrath mit einer so gelehrten Glatze und einer so großen goldenen Brille gegenüber, hinter der er eine collegialisch-warme Bereitwilligkeit, ihn für einen beklagenswerthen Pfuscher zu erklären, vermuthen konnte! Natürlich ist er einverstanden gewesen, hat dem Alten eine formidable Rechnung gemacht und — nun, das ist die ganze Geschichte. Sie sind diesen Morgen in der Frühe von hier abkutschirt. Se. Gestrengen Gnaden der Herr Freiherr, Ihre Wohlgelahrtheit die goldene Brille, Se. Pfiffigkeit der Herr Sohn, und Se. Stupidität der Herr Lakai. Hol' sie Dieser und Jener! Herr Max Wendt hat also nichts hier wollen, als sich einschleichen ins Herz der feindlichen Festung, Ihr Archiv sich öffnen lassen, sich in Besitz allen nöthigen Materials setzen, um unsere Behauptungen, alles und jedes, was wir in der nächsten Instanz vorbringen können, zurückzuschlagen — ist solch eine niederträchtige Perfidie je erhört? Ich hoffe, Sie kommen den Nachmittag heraus, damit wir Weiteres

besprechen. Urkunden Ihres Archivs in seine Tasche gleiten zu lassen, wird er nicht gewagt haben. Aber sehen Sie nach! In Eile, Ihr ergebenster Greving."

Das war des Justizraths Brief. Brigitte legte ihn auf den Tisch, faltete die Hände, sah stumm auf Ludgarde, die wie ein starres Jammerbild dasaß, und sagte endlich:

„Etwas Schrecklicheres ist doch nicht erhört worden!"

„Nein!" stieß Ludgarde heftig hervor. „Etwas Schrecklicheres nicht!"

Und nun athmete sie lange heftig auf und erhob die Hände, als ob sie etwas thun, etwas Gewaltsames vornehmen, etwas zerbrechen wolle — und sank dann mit einem herzbrechenden Klageschrei, mit einem „O mein Gott!" wie vernichtet in ihren Sessel zurück.

Brigitte kniete geängstet neben ihr und ergriff ihre herabhängende Hand und drückte sie mit ihren beiden; sie legte leis und stumm ihre Wange darauf, als ob sie so Ludgardens innern Sturm beschwichtigen könne.

„Wir sind ein paar arme, unbeschützte Frauen", flüsterte in der That, wie gefaßter, nach einer Weile Ludgarde, als sie ihre Hand naß werden fühlte von dem Weinen der guten Brigitte. „Wir müssen es hinnehmen, es uns gefallen lassen."

„Wenn doch nur dein Bruder Hugo noch lebte!"

Ludgarde antwortete darauf nicht. Sie starrte vor sich hin, sie sprach lange, lange Zeit keine Silbe mehr. Brigitten wurde ganz ängstlich dabei zu Muthe; sie begann trösten zu wollen.

„Es ist schrecklich, solche Täuschung zu erfahren!" sagte sie. „Schrecklich, daß es solche Schlechtigkeit in der Welt gibt! Aber wir müssen es verwinden. Es muß doch gut um den Proceß stehen. Die Hasberg müssen sich doch sehr schwach fühlen, wenn sie zu solchen Mitteln greifen!"

Der Gedanke machte auf Ludgarde keinen Eindruck; sie schien gar nicht auf Brigitte zu hören. Sie starrte fortwährend wie ganz abwesend die Fensterecke vor ihr an. Jene zog ihr Tuch hervor und fuhr damit zu den Augen. Im Zimmer wurde es still, lautlos, daß man die Wanduhr ticken hörte. Draußen flogen, vom stärker werdenden Winde geworfen, die gelben Blätter an die Scheiben.

„Es könnte einem das Leben verleiden in solch einer Welt!" flüsterte endlich Brigitte vor sich hin — „dieser Mensch ein Schurke! Er sah aus wie das redliche Wollen selber — so bescheiden ruhig wie das gute Gewissen. Freilich, wenn der den Lügner spielen will — ihm muß es gelingen, die Menschen zu hintergehen! O, welche Welt ist dies! Daß solche Verdorbenheit uns armen Weibern bis hierher, in diese stille Abgeschiedenheit nachgeschlichen kommen muß — das Leben könnte es einem verleiden!"

Ludgarde antwortete auf das alles nicht.

„Wunderlich auch, daß der alte Hasberg so gar keine Rücksicht auf seinen Sohn genommen und dem Doctor so brüsk herausgesagt hat, wer er ist — er hätte seines Sohnes schlechtes Benehmen — alle Leute werden doch sagen, daß er ein ganz gemein schlechter Mensch ist — nicht so öffentlich machen, ihm nicht hier gleich die Maske abzureißen brauchen!"

Ludgarde antwortete auch darauf nicht. Erst als Brigitte nun fortfuhr: „Du wirst nun wol bald hinüberfahren zu Greving —", antwortete sie mit bitterm Ton: „Wozu?"

„Wir müssen doch das Nähere hören; auch mußt du hören, was nun zu thun ist, was Greving für Mittel hat, um dich zu schützen . . ."

„Wozu das alles! Wozu?" antwortete Ludgarde nur, stand tief aufseufzend auf, und nachdem sie einige Schritte durch das Zimmer gemacht, ging sie hinaus, als ob sie allein mit sich sein wolle.

Sie ging zum Hause hinaus ins Freie, über die Brücke; Brigitte sah geängstigt, wie sie den Weg zum Walde, den sie am gestrigen Abend gemacht hatte, einschlug.

„Gott nehme das arme Kind in seinen Schutz!" lispelte Brigitte vor sich hin, die Hände faltend, gebrochen in allem Lebensmuth.

In ihrem Lebensmuth völlig gebrochen war auch Ludgarde. Es ist ein furchtbar verhängnißvoller Augenblick, in welchem ein reines, stark empfindendes Gemüth zum ersten mal in seinem Leben auf das Schlechte, Böse stößt und dies ihm entgegentritt in Menschen, die es hochgehalten, geliebt hat. Es ist ein Niederstürzen von lichten sonnigen Höhen in eine schmuzige Tiefe. Und mit ihm tritt eine moralische Verfinsterung des Lebens ein, wie die Welt nur noch fahle, unheimliche Farben zeigt, wenn die Sonne sich verfinstert.

Ludgarde hatte diesen Eindruck im stärksten Maße. Das Schlechte forderte sie nicht zum zornigen Widerstande, zum Kampf heraus; es zeigte ihr die Welt in einem Lichte, wo Kämpfen, Widerstand sich nicht der Mühe lohnte. „Wozu?" hatte sie Brigitte geantwortet, und dies Wozu? ward jetzt das Echo ihrer Seele auf jede Stimme, die in ihr laut wurde. Verloren war ja doch nun einmal für sie alles: ihr Herz an einen schlechten Menschen, ihre Glückshoffnung, ihr Zukunftstraum! Sollte sie etwa ihres Gutes willen noch leben? Auch das war sicherlich verloren! Wenn Er solche Mittel gebrauchte! Wie war es dawider zu retten?

Nach und nach versank sie in etwas wie einen traumhaften Zustand; die Heftigkeit ihres Empfindens milderte sich in eine gewisse moralische Erstarrung. Die Stunden verflogen ihr, ohne daß sie sich dessen bewußt wurde, und wäre Brigitte mit ihren Mahnungen nicht gewesen, sie hätte nicht Nahrung zu sich genommen, sich nicht zur Ruhe gelegt, und wol auch kein Wort geredet, den langen Tag hindurch.

So verging der erste, vergingen die nächsten Tage.

Und dann, allmählich erwachend aus ihrem Zustande, worin ihre Gedanken so kurz waren, wie der Athem eines Schmerzgequälten kurz ist, erschrak Ludgarde innerlich über sich selber.

Sie erschrak darüber, daß sie keinen Haß, keinen energischen Zorn empfinde wider das, was ihr angethan worden, daß es ihr eine unangenehme, ihren Widerspruch herausfordernde Ausdrucksweise war, welche Brigitte hatte, wenn sie von Max Hasberg und seinem Benehmen sprach. Dies ging so weit, daß sie ihr endlich heftig erwiderte:

„Nun, was hat er denn gethan? Du weißt doch, daß er verlobt ist, daß seine Verbindung abhängt von seinem Besitz von Nyvenheim. Vielleicht hat die Braut, die er liebt, ihm gerathen und ist in ihn gedrungen, solch ein Mittel nicht

zu scheuen, um besser dem Widerstande einer gestörten Person, wie ich bin" — Ludgarde sprach das mit unendlicher Bitterkeit — „ein Ende zu machen."

Brigitte war starr über diese Vertheidigung; sie verstummte ihr gegenüber, um Ludgarde nicht durch Widerspruch zu reizen.

Und doch war es eine verhängnißvolle Gedankenreihe, der sich damit das junge Mädchen hingab.

Sie entschuldigte Max, sie nahm ihn in ihren Gedanken in Schutz; sie grübelte über allem dem, was ihn rechtfertigen könne; und dann, als sie sich plötzlich bewußt wurde und aussprach, wie leidenschaftlich sie das thue, war ihr, als ob sie auf eine Schlange getreten. War es nicht etwas ganz Unerhörtes, Wahnsinniges, daß sie noch an ihm mit all ihren Gedanken hing; daß sie ihn nicht mit tiefster Verachtung von sich stoßen konnte? Sein Bild stand ewig noch vor ihren Sinnen. Es war schrecklich! Sie wollte nicht mehr an ihn denken. Sie wollte ihn verachten! Es war thöricht, nein, jämmerlich, es war unsäglich charakterlos und erbärmlich, sich noch um einen Mann zu kümmern, der so gehandelt hatte! Hatte jemals ein Frauenherz so empfunden? Wo war ihre Vernunft? Wo war alles Rechtsgefühl in ihr? Wo war all ihr Stolz? Es war empörend — es war, um sich selbst aufs tiefste zu verachten.

Sie kämpfte mit sich einen harten Kampf; sie klammerte sich an alle Gründe, welche die Vernunft ihr geben konnte, ihr Herz von diesem Manne loszureißen, der ihr für ihr Leben nichts, gar nichts mehr sein konnte. Aber sie unterlag in diesem Kampfe; das Bewußtsein ließ sich nicht austilgen, daß sie ihn nie in ihrem Leben vergessen, nie von seinem Bilde frei werden könne.

Und nun brachte diese Sklaverei des Herzens, die das räthselhafte Phänomen der großen Leidenschaft ist, eine furchtbar bittere Stunde über sie. Mit dem Geständniß, daß alle Klarheit der Vernunft, alles, was der Verstand ihr sagte, keine Macht über ihr Fühlen, Empfinden und ihr innerstes Denken habe, kam ihr der Gedanke, daß sie in der That eine Gestörte sei.

Dieser Gedanke kam ihr an einem Tage, wo sie in den Nachmittagstunden, von Brigitte daran gemahnt, sich aufgemacht hatte, um eine kranke alte Frau zu besuchen, die in einer Hütte ganz am andern Ende des Dorfes wohnte und die gewohnt war, Ludgarde von Zeit zu Zeit erscheinen zu sehen, um ihr allerlei Stärkungsmittel und ihren Zuspruch zu bringen.

Es war wiederum ein trüber, sehr stürmischer Tag. Ludgarde schritt durch die Lindenallee, mit dem Winde kämpfend, eng in ihr Tuch gehüllt, dahin und schritt und schritt, ohne die ersten Häuser des Dorfes zu erreichen. Aber sie dachte nicht an diese Häuser, nicht an das Dorf. Unbewußt auch blieb es ihr, daß sie nach einer Weile nicht mehr mit dem Winde zu kämpfen hatte, sondern dieser sie wie mit seinen Schwingen vorwärts trug. So ging sie weiter und weiter in den immer mehr ergrauenden Tag hinein. Am Ende stand sie still, zu einem Gemäuer aufblickend, das rechts von ihr dicht am Wege sich erhob — eine Krähe, die laut schreiend vom Dach des kleinen alten Bauwerkes niederschoß und dicht vor ihr vorüberflog, hatte sie aus ihren brütenden Gedanken aufgeschreckt.

„Die alte Siechenhauskapelle!" sagte sie sich, das verfallende Gemäuer anstarrend.

„Wolltest du denn hierher — zu dieser Kapelle? Du wolltest — ja, richtig, du wolltest zur kranken Else — und nun bist du hier? Auf dem ganz entgegengesetzten Wege! Mein Gott — wie schrecklich ist das! Du weißt nicht mehr, was du thust! Dein Verstand ist dahin — du bist nicht mehr Herrin deiner Gedanken — du bist auf dem Wege zum Wahnsinn ... ja, du bist es, die Menschen, die es dir nachgesagt — o die Menschen haben recht!"

Gewiß und ohne Zweifel, was die Menschen ihr nachgeredet, es war wahr. Sie war nicht klug mit ihrer Liebe für einen Unwürdigen. Sie wäre ja auch verächtlich gewesen, wenn es nicht so war. So aber stand sie unter einem furchtbaren Schicksal — sie war eine Wahnsinnige. Sie ging einer schaurigen Zukunft entgegen. Ihr Wahnsinn — wächst nicht der Wahnsinn, von einer fixen Idee beginnend, immer höher und höher bis zur Vernichtung alles dessen, was noch menschlich in uns ist? — ihr Wahnsinn mußte sich auch bald ihrer Umgebung enthüllen; mußte sich entwickeln, mußte sie — o Gott, in welche Zustände, in welches Elend führen!

Es war ein grauenhafter Kampf, in welchem Ludgarde mit solchen Gedanken rang — und, wie gesagt, unterlag. Sie versank in einen Zustand, worin die Kraft zu kämpfen ihr schwand wie der Wille und der Muth zu kämpfen. Wozu auch — ihre junge Seele bedurfte der Liebe, dürstete nach Liebe. Wie ein warmer Himmelshauch hatte es sie einmal angeweht; eine innere Seligkeit hatte mit leisem Wellenschlag ihr Herz durchflutet — wenige Stunden hindurch — und nun war es zu Ende. Niemand auf Erden liebte sie; niemand konnte sie lieben. Sie mußte ein Schrecken für die Menschen werden. Denn sie war ja, was diese sie nannten — wahnsinnig! Nicht ein großer, phantastischer, dichterischer Wahngedanke, vor dem man Ehrfurcht haben kann, der Wahnsinn eines Lear, eines Menschen, der einen Gott in sich fühlt, war es, der sie über die Realität und die festen Schranken der Dinge hinwegtrug in eine Region glücklicher Illusionen und Einbildungen. Nein, es war ein jämmerlicher, verächtlicher, demüthigender Liebeswahnsinn, der sie an die Gestalt eines Unwürdigen festbannte, der sie taub für die Gründe der Vernunft, taub für die Stimme ihres Mädchenstolzes machte, und sich wegwerfen ließ mit allem Besten ihrer Seele!

Hätte Ludgarde in den Tagen, worin sie so mit sich haderte, eine Menschenseele, sich ihr anzuvertrauen, gehabt, vielleicht hätte alles eine andere Wendung bekommen. Aber sie war ja auch gewohnt, so vieles allein durchzukämpfen. Und jetzt schloß ihr vollends selbst ihrer treuen Brigitte gegenüber die Schrecklichkeit dessen, was in ihr vorging, den Mund. So konnte kein tröstendes Wort, das ihr von der Allgemeinheit eines solchen bösen Zaubers, dem jede Leidenschaft in einer tiefgründigen Natur unterliegt, gesprochen, Oel auf die Wogen ihrer Seele gießen — und Ludgarde blieb sich und ihren verhängnißvollen Entschlüssen allein überlassen.

Ludgarde wollte nicht weiter leben. Wozu? Um länger Qualen der Eifersucht gegen — *seine* Braut zu empfinden? Es war zu unwürdig. Um den Menschen — und auch Ihm ein Schrecken, ein Bild, das nur Abscheu hervorrief, zu werden? Es war am besten, sie endete. Damit rächte sie sich ja auch an ihm und that ihm wohl zu gleicher Zeit. Sie endete damit allen Streit: er konnte sein junges Weib, die Bankierstochter, er konnte sie heimführen.

VIII.

Es war ein grauer, wolkenverhangener Tag des Herbstes; um Haus Nyvenheim herum lagen überall auf den Pfaden und den Rasenstücken wie ein gelber Teppich die dürren Blätter; denn der Gärtner hatte aufgegeben, täglich wider sie anzukämpfen. Die Natur schien halbwach zu träumen und darüber, daß es doch eigentlich Tag sei, sich gar nicht bewußt zu werden. Nur gegen den Abend hin lebte im Westen ein dunkles Roth auf, das intensiver und flammender wurde und einen schwachen Lichtreflex auf die feuchten Dächer warf und auf die graue Wasserfläche, in welche der Thurm von Haus Nyvenheim seinen Fuß stellte. Man hätte sogar ein schwaches Spiegelbild der alten Quadermauern im Gewässer wahrnehmen können.

Fräulein Brigitte saß im Wohnzimmer allein; sie harrte auf Ludgardens Heimkehr aus den Anlagen, wohin sie dieselbe gehen sah. Schwer von Gedanken bedrängt, war die gute Brigitte unschlüssig, was sie beginnen, ob sie nicht einmal den Doctor aus der Stadt herausbescheiden solle, um ihm Ludgardens Stiller- und Stiller-, Bleicher- und Bleicherwerden zu klagen — wenn sie nur zu diesem Doctor ein klein wenig mehr Zutrauen gehabt hätte. Aber etwas mußte nun doch geschehen — es schien ja wirklich, als ob sonst über der herzerschütternden Geschichte Ludgarde den Verstand verlieren werde; etwas, eine kleine zerstreuende Reise, eine ... Da hörte sie plötzlich auf dem Hofe, zu den Fenstern hinauf, einen erschreckenden Ruf, der sie auffahren ließ.

„Fräulein, Fräulein — um Gottes willen, Fräulein!“ rief es wie angsterfüllt. Es war die Stimme von Franz, dem Pferdeknecht.

Brigitte sprang zum Fenster, riß es auf, aber sie sah niemand. Nur ein gesatteltes fremdes Pferd ohne Reiter sah sie aufsichtslos umhergehen — war ein Reiter zu Unglück gekommen?

Brigitte eilte hinaus, in den Flur hinab; einen Augenblick stand sie hier, unschlüssig, wohin sich wenden: da sah sie durch die offen stehende Hinterthür zwei Männer, die auf ihren Armen eine weibliche Gestalt trugen — eine triefend nasse, wie entseelte weibliche Gestalt — Ludgarde!

Brigitte stieß einen Jammerschrei aus; sie brach unter dem fürchterlichen Anblick wie vernichtet zusammen.

„Nur rasch, helfen Sie ihr in ein wärmendes Bett“, rief einer der beiden Männer Brigitten zu; aber die Stimme dieses Mannes gab Brigitten nur um so weniger ihre Fähigkeit, sich zu rühren und zuzugreifen, wieder: es war die Stimme Max Wendt's, Max Hasberg's! Franz jedoch, der andere der beiden Männer, gab die Richtung an, Mägde kamen herbei: so hatten sie bald Ludgarde auf ihr Bett gelegt, um sie fürs erste nun der nachwankend gekommenen Brigitte zu überlassen.

„Sie lebt! sie wird gerettet werden, wenn Sie nur rasch sie warm betten, ihr warme Getränke einflößen —“, rief Hasberg Brigitten zu. Er selber, sah sie jetzt erst, war triefend naß wie durch Wasser gezogen — „und dann“, fuhr er fort, „muß einer sofort zum Arzt, mein Pferd steht gesattelt im Hofe, nur fort!“

Franz übernahm das in Hast und stürzte davon. Max verließ das Zimmer, um Brigittens Thätigkeit nicht zu hemmen; er schritt, seiner kaum mächtig vor Aufregung, ins Wohnzimmer und hin und her, bis eine der Mägde hereinkam und ihn mahnte, an der Herdflamme der Küche seine Kleider zu trocknen. Während er dann hier stand, in eine Dampfwolke gehüllt, die von der untern Hälfte seiner Gestalt ausging, beobachtete ihn scheu und ängstlich, nur unterdrückt miteinander flüsternd, das Dienstvolk: alle hatte das ihnen räthselhafte Ereigniß mit Schrecken erfüllt.

Es mochte eine halbe Stunde nach diesem verflossen sein, als Brigitte in die Küche herab zu ihm kam.

Noch zitternd an allen Gliedern sagte sie: „Dem Himmel sei gedankt, es steht ganz wohl; sie weiß, daß Sie ihr Retter sind, sie will leben, sie glaubt des Arztes nicht zu bedürfen — aber nun bitte ich Sie . . .“

„Sie wollen eine Erklärung, wie ich hierher komme, gerade in diesem Augenblicke?“ unterbrach sie Max — sie nahm jetzt wahr, wie bleich und angegriffen er aussah — „kommen Sie, im Wohnzimmer will ich sie Ihnen geben.“

Als sie mit ihm hinaufgegangen, eine Dienerin Licht gebracht hatte und er nun mit der weißen Hand über sein bleiches, edles Gesicht fuhr, fühlte sie allen Rest von Groll und Verachtung schwinden. Die Ueberzeugung von irgendeinem großen Irrthum kam über sie, und ihr erster Gedanke war nun nicht mehr der an die Enthüllung, welche sie erwartete, sondern die Pflege, die auch ihm so bitter nothzuthun schien. Sie eilte wieder fort, um ihm kräftigen Wein bringen, heißen Thee bereiten zu lassen — erst als sie sich durch diese Thätigkeit beruhigt und er sogleich dem Weine zugesprochen hatte, setzte sie sich wieder, und er erzählte nun:

„Ich war eben auf dem Wege hierher; meine Verwundung war geheilt, so weit geheilt, daß ich mit meinem Vater mich auseinandersetzen und nun die Reise hierher unternehmen konnte. Ich ritt sorglos, glücklich, Ludgarde wiederzusehen, den mir bekannten Weg von der Höhe nieder; mein Pferd betrat beinahe die Brücke, als ich links vom Gebäude, hinter demselben, da, wo die Anlagen hinter dem vom Wasser bespülten Thurm in einem weitgedehnten Bogen in den Weiher vortreten, eine dunkle Gestalt aus dem Gebüsch hervortreten und sich dicht dem Wasserspiegel nähern, hart am Rande stehen bleiben sehe. Ich glaube Ludgarde zu erkennen; erschrocken sehe ich, wie sie beide Arme erhebt, sich vorwärts bewegt — eine grauenhafte Ahnung ergreift mich — ich sporne mein Pferd, und mit einigen Sätzen trägt es mich vor die Portalthür, die gottlob! geöffnet steht — dann renne ich durch den Flur, in die Anlagen, schreie Franz an, den ich von den Ställen daherkommen sehe, eile weiter, und — der liebe Gott hat mich eben früh genug kommen lassen; sie rang noch mit den Armen wider das Versinken; ich konnte nach wenigen Schritten in das kalte Element hinein sie erfassen, heraustragen. Franz, der, als er mich mit der Last daherkommend erblickte, zuerst gelaufen war, Sie herbeizuholen, war gleich darauf an meiner Seite wieder, mir zu helfen — und nun wissen Sie den Hergang.“

Brigitte faltete die Hände mit einem leisen Stoßgebet.

„Und so danken wir Ihnen wenigstens ihre Rettung“, sagte sie — „Ihnen . . .“

„Danken Sie sie mir — widerwillig? Sie sprechen das «Ihnen» so aus."

„Nun, mein Gott — das könnte Sie nicht erstaunen, nachdem Sie so an uns gehandelt!" Und Brigitte begann nun ihm alles zu sagen, ihm alles vorzuwerfen, was die Frauen von ihm vernommen, was durch ihn Ludgarde gelitten.

Max hörte ihr mit wachsendem Staunen zu. Er gerieth außer sich bei dieser Erzählung. „Das, das hat Ludgarde von mir geglaubt? Und darüber ist sie verzweifelt? Das hat sie getrieben, den Tod zu suchen? O, mein Gott, laß den Augenblick bald schlagen, wo sie gefaßt, gekräftigt genug ist, alles und jedes von mir aufgeklärt zu hören!"

Er sprach nicht mehr. Er begann heftig, fast zornig auf- und niederzuschreiten. Brigitte hörte kein Wort weiterer Erklärung von ihm. Sie mußte sich bescheiden, später alles durch Ludgarde zu erfahren; aber so wenig sie sich bewußt war, bei all diesem Erschütternden ihren Verstand auf der alten Stelle zu haben, begriff sie doch — wenn sie Max, der endlich ganz bleich und kraftgebrochen in eine Sofaecke gesunken war, wenn sie diese jetzt wie vergeistigten, matt von der Lampe beleuchteten Züge nur ansah, daß ihm ein bitteres Unrecht geschehen sein müsse.

IX.

In derselben Sofaecke, in welcher Max am gestrigen Abend brütend gesessen und die Stunde verträumt, nur von Zeit zu Zeit durch das Erscheinen Brigittens gestört, die, jetzt auch um ihn besorgt, ihm ihre Herzstärkungen brachte — in derselben Ecke lag heute am Vormittage Ludgardens schöner, leicht gerötheter, wie unendlich verfeinerter Kopf. Sie hatte Brigitten betheuert, daß sie sich wohl fühle, daß sie eine ruhige Nacht gehabt; sie hatte darauf bestanden, Max sprechen, anhören zu wollen. So lag sie denn jetzt, sorglich von ihrer getreuen „Tante" eingehüllt, im Wohnzimmer, und Max saß ihr zu Häupten und erzählte ihr von sich, von den Seinigen alles das, was er ihr bei seinem letzten Scheiden mitzutheilen verheißen und auf so unglückliche Weise ihr auszusprechen verhindert worden war.

Er sprach ihr von dem Ehrgeiz seines Vaters, von dessen Wunsch, ihn in der diplomatischen Carrière zu sehen, von seinem eigenen Widerstreben gegen diese; um ihm die Unterlage der dazu nöthigen großen Geldmittel zu verschaffen, habe der Vater seine Verbindung mit der Tochter eines Börsenbarons geplant und er aus respectvoller Nachgiebigkeit gegen den Vater diesen gewähren und auch mit Eifer den Proceß wegen Nyvenheim verfolgen lassen, dessen jener zur Ausführung seiner Plane bedurft. Und doch habe dieser Proceß ihm etwas Beunruhigendes und Drückendes gehabt; es sei ihm von Anfang an ein fataler Gedanke gewesen, daß man ein junges Mädchen, welches doch offenbar nach allem natürlichen Gefühl besser berechtigt gewesen als er, um seinetwillen berauben wolle. Er habe oft an die Lage der ihm unbekannten fernen Verwandten gedacht, und höchst erregt sei er geworden, als ihm eine Dame in der Hauptstadt eines Abends in ihrem Salon von dieser Cousine, deren Mutter sie gekannt, gesprochen und versichert habe, dieselbe leide an einer Ueberspannung des Wesens; in ihrer ganzen Umgegend sei man überzeugt, daß ihr der Verlust von Nyvenheim, welches sie unter keinen

Umständen fahren zu lassen fest entschlossen sei, den Verstand kosten werde. Er sei sich selber nun wirklich als ein Räuber, ein Frevler vorgekommen, habe dies sodann auch seinem Vater nicht verhehlt und seinen Entschluß ausgesprochen, bevor er dulde, daß ein weiterer Schritt geschehe, die Cousine sehen, kennen lernen, sich selber von ihrem Wesen überzeugen zu wollen, von der Wirklichkeit der Gefahr, wovon jene Dame ihm geredet. Sein Vater habe das zugeben müssen, und da er nicht als ihr verhaßter Proceßgegner vor Ludgarde treten und unbefangen mit ihr verkehren können, habe er schon unter dem fremden Namen und mit dem Vorwand juristischer Hülfe sich bei ihr einführen lassen müssen, wie es geschehen. Was er ihr dann als Jurist gerathen, sei eigentlich eine Perfidie wider seinen Vater gewesen, zu der ihn die Theilnahme für Ludgarde verleitet, da damit für diese ein Aufschub und ein Zeitgewinn zu erreichen gewesen. Denn tiefste Theilnahme habe ihn bei ihrem ersten Anblick ergriffen und mit jeder Stunde, die er sodann weiter mit ihr verlebt, sei er von dem Zauber ihrer Erscheinung mächtiger umstrickt und gebunden worden.

„Sie haben die Stärke und Gewalt der Leidenschaft, welche so rasch Herr über mich ward, als ich mit jedem Worte, welches Sie zu mir sprachen, die Stärke Ihres Herzens und die Klarheit Ihres Verstandes, die Höhe Ihres Geistes verehren lernte, Ludgarde, nicht ahnen können — ich bin eine stille, an sich haltende Natur. Ich konnte auch nicht um Ihre Neigung werben, bevor ich die Täuschung gestand, die ich mir erlaubt hatte, und so sehr ich diese Täuschung zu gestehen wünschte, so schwer wurde es mir doch, weil ich sie motivirt gestehen mußte mit etwas für Sie Verletzendem: ich mußte Ihnen sagen, ich kam, weil ... nun, wozu es wiederholen, was mich dazu brachte, unter falschem Namen zu kommen, um Sie und Ihr Wesen kennen zu lernen? Als ich das letzte mal von Ihnen ging, war ich jedoch entschlossen, am andern Tage mich offen vor Ihnen auszusprechen, Ihnen alles zu sagen, Ihre Verzeihung meiner Täuschung zu erflehen und Ihnen dann, wenn sie mir geworden wäre, auch zu sagen, wovon mein Herz voll war, voll ist. Da will das Unglück, daß ich, in den Gasthof des Städtchens hineinkommend, diesen von Gästen eingenommen finde, unter denen einer, ein Offizier, mir aus der Hauptstadt, aus demselben Kreise, in welchem ich dort verkehrte, bekannt ist. Ich kann mich der Gesellschaft nicht entziehen und bitte nur den Bekannten, mein Incognito nicht aufzudecken, wobei ich ihm denn gestehen muß, daß ich mich unsers Processes wegen dabefinde. Er willigt gern ein, discret zu sein, beweist sich aber beim spätern Zusammensein sehr indiscret, bringt das Gespräch auf Sie, Ludgarde, von der er auch bereits in der Hauptstadt reden hören, und gebraucht Ausdrücke, die ich ihm aufs gründlichste verweisen mußte. Vielleicht gestaltete sich diese Zurückweisung um desto schärfer, weil das ganze Auftauchen solch eines Bekannten mir natürlich überaus lästig und störend war — und so nahmen die Dinge einen Verlauf, dessen Ende war, daß ich hülflos an einer Schußwunde krank dalag und mich auch darein ergeben mußte, als mein Vater, dem ich durch den Arzt hatte Kunde geben lassen müssen, plötzlich ankam und mich entführte."

Ludgarde hatte, mit seelenvollem Blicke ihn bei dieser Erzählung anschauend,

langsam ihre Rechte ausgestreckt, und sie ihm jetzt reichend, flüsterte sie halblaut und tiefbewegt:

„Um meinetwillen!“

„Sie sollten mich tadeln wegen dessen, was ich that, weil es so unselige Folgen hatte, die ich Unbesonnener nicht überdachte — so kopflos nicht daran denkend, wie Ihnen mein wahrer Name zugetragen werden könne! Ich dachte nur an die Auseinandersetzung mit meinem Vater, der ich entgegenging und die, sobald ich wieder Herr meiner Bewegungen war und mich auf den Weg zu Ihnen machen konnte, dann auch erfolgte. Sie war weniger stürmisch, als ich erwartete. Mein Vater willigte ein, daß ich gehe, um Ihre Hand zu werben; er selbst mochte zur Einsicht gekommen sein, daß ich zum Diplomaten nicht tauge, und wünschen, daß der Proceß ein Ende finde. Und so eilte ich denn zu Ihnen, Ludgarde, und kam . . .“

„Kamen, um mein Lebensretter zu werden“, sagte sie leise und sah ihn an mit einer eigenthümlichen Verklärung ihres Antlitzes: es war, als ob eine Taube aus diesen unendlich milden schönen Zügen blickte.

„Ich kam, um Sie zu fragen“, fuhr er fort, indem er warm ihre Hand drückte, „ob Sie mir verzeihen können, was ich an Ihnen verschuldet habe, und sich entschließen können, die Meine zu sein, die Frau eines Mannes, der Sie unsäglich liebt, und mehr und tiefer liebt, als sein unberedter Mund es auszudrücken weiß.“

„Gehöre ich Ihnen denn nicht schon?“, versetzte Ludgarde, auch ihre andere Hand ihm hinstreckend. „Sie gaben mich neu dem Leben zurück: wem anders kann das wiedergewonnene Leben gehören als Ihnen, Max?“

Max kniete vor ihrem Ruhebette nieder; stürmisch ihre Hände mit Küssen bedeckend, sagte er: „O, sprechen wir von dieser Lebensrettung nicht, nie mehr — mich soll sie nur ewig daran erinnern, daß ich mir eine Perle aus einem dunkeln Element geholt!“

Das geistige Leben Portugals.

Von

Gustav Diercks.

Das geistige Leben eines Volkes gibt sich nicht allein in seiner Literatur zu erkennen; um dasselbe eingehend und erschöpfend zu behandeln, müßte man die gesammte Cultur, alle Handlungen des betreffenden Volkes genau untersuchen, aus ihnen den psychischen Grundtypus, die allgemein gültigen Ideen, Ideale und die Weltanschauung zu abstrahiren suchen, die gesammte nationale Cultur auf ihren psychischen Gehalt hin prüfen. Eine solche Behandlung des vorliegenden Stoffes würde jedoch zu weit führen; es soll vielmehr hier nur ein Bild von den Anschauungen, von dem Grade geistiger Regsamkeit, dem Stande der Literatur gegeben werden, wie sie zur Zeit in Portugal bestehen; es soll der Charakter, die Bestrebungen, der Grad der Durchbildung des portugiesischen Nationalgeistes in seinen wichtigsten Kundgebungen dargestellt werden. Dazu bietet gerade das Jahr 1880 außerordentlich günstige Gelegenheit; denn die Feier des dreihundertjährigen Todestages von Luis de Camoens war zunächst eine Veranlassung für das portugiesische Volk in seiner Gesammtheit, seine Geisteskräfte, seine geistigen Interessen und seine Achtung vor der geistigen Arbeit zu bekunden; der internationale Anthropologencongreß gab eine Gelegenheit, der Welt zu zeigen, was Portugal auf dem Felde der Wissenschaften leistet; der internationale Schriftstellercongreß mußte die Vertreter der schönen Literatur und des Journalismus veranlassen, dem Auslande zu beweisen, daß auch auf diesen Gebieten eine rege und selbständige Thätigkeit herrsche, den Fremden aber wurde durch diese drei bedeutenden Gelegenheiten ein tiefer Einblick in das intellectuelle Leben des portugiesischen Volkes gewährt. Es würde genügen, die Resultate der dabei gemachten Beobachtungen zusammenzustellen; da man aber dagegen den Einwurf machen könnte, daß Feste, bei denen es gilt, der Welt zu zeigen, was man kann, keinen richtigen Maßstab gewähren, weil bei ihnen jeder in Betracht kommende Factor bestrebt ist, im günstigsten Lichte, im schönsten Putz zu erscheinen, so hat der Verfasser dieses Aufsatzes sich bemüht, seinen persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen durch statistisches Material und unter Benutzung aller nur zugänglichen Hülfsmittel — wofür er der portugiesischen Regierung wie der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon, den Vorstehern der öffentlichen Bibliotheken, vielen Schriftstellern und Privatpersonen zu größtem Dank verpflichtet ist — einen sichern Boden und Hintergrund zu schaffen.

Wie in Spanien wird man auch in Portugal vergebens einen ausgeprägten Nationaltypus suchen; denn wenn es natürlich zwischen den Bewohnern der fernsten Provinzen gewisse Züge von Aehnlichkeit gibt, wenn man auch viele „ähnliche Gesichter" sieht, wenn es dem Fremden leicht begegnen kann, daß er Personen verwechselt, so sind alle diese Umstände doch nicht maßgebend und sind noch weit davon entfernt, für einen einheitlichen Typus zu sprechen. Es ist dies auch gar nicht anders möglich; denn es gibt in Europa kaum ein Land, über das so viele verschiedenartige Völker hinweggegangen sind und dort ihre Spuren zurückgelassen haben, als die Iberische Halbinsel im allgemeinen und Portugal im besondern.

Ob der „tertiäre" Mensch, der durch den lissaboner internationalen Anthropologencongreß von 1880 seine Berühmtheit erlangt hat, wirklich ein „historischer" Mensch gewesen ist und unter anderm auch in Portugal gehaust hat, wollen wir den Anthropologen zur weitern Entscheidung anheimgeben; welcher Rasse die ursprünglichen Bewohner der Iberischen Halbinsel angehört haben, ob der mongolischen, indogermanischen oder einer andern, darüber mögen die Ethnologen weitere Untersuchungen anstellen; für den Culturhistoriker sind die Celtiberer und Celten die ersten historischen Menschen Portugals; darauf kamen die semitischen Völker: die Phönizier, später die Karthager und die Juden dorthin, nachdem in frühern Zeiten vielleicht schon hamitische Stämme Nordafrikas auf der Iberischen Halbinsel Einfluß gewonnen hatten. Dann, als die Karthager mit den Römern um die Weltherrschaft stritten und Rom siegreich aus diesem Kampf hervorging, wurden jene Länder der römischen Cultur unterworfen; dieser neue ethnische Factor vermischte sich mit den schon vorhandenen. Nach dem Zusammensturz des römischen Reiches drangen die germanischen, später die mongolischen Horden in die europäische Welt, und indem die meisten ihren Weg nach der südwestlichen Halbinsel nahmen, wo sich viele vorübergehend niederließen, wurde die Völkermischung in diesen Ländern immer vielfältiger. Die Gothen erlangten das Uebergewicht im Norden und drückten ihm den Stempel ihres Charakters auf; ja dieser ethnische Factor war so stark, daß er noch heute überall im Norden Spaniens und Portugals deutlich zu Tage tritt. Nach manchen Wechselfällen erlangten dann die Araber die Herrschaft in jenen Landen und ihre Spuren sind bis heute noch überall deutlich bemerkbar. Nun beginnt, nachdem Portugal ein selbständiger Staat geworden, die Entwickelung der Schiffahrt; Entdeckungs- und Eroberungsexpeditionen wurden unternommen; der kleine Staat wuchs zu einem mächtigen Reiche, dem ungeheuere Länderstrecken in Afrika, Asien und Amerika angehörten. Die Colonisation, die speculative Auswanderung setzten das portugiesische Volk in Verbindung mit der Negerrasse, mit den verschiedenen Rassen Süd- und Ostasiens, Oceaniens, mit den Indianern Amerikas, und eine Mischung mit diesen Völkern konnte nicht ausbleiben. Wer sich in den Colonien bereichert, kehrte nach Portugal zurück, um dort in Ruhe die Früchte seiner Arbeit zu verzehren; die Eingeborenen jener fernen Länder wurden erst als Curiosität, dann als Bediente mitgebracht; die dem niedern Volke angehörigen Auswanderer verheiratheten sich in den Colonien, von wo sie oder ihre Kinder später zurückkehrten.

Portugal als Seestaat, mit mehrern ausgezeichneten Häfen, wurde ferner von allen handeltreibenden Nationen besucht, Schiffe aus aller Herren Ländern ankerten in Lissabon, Porto u. s. w., und auch das hatte weitere Mischungen zur Folge; Franzosen, besonders Engländer ließen sich in Portugal in großer Zahl nieder — man braucht hierfür nur die Bevölkerung Oportos zu prüfen.

Mehr oder weniger rein findet man nun die Typen dieser zahllosen verschiedenartigen ethnischen Factoren in der Bevölkerung Portugals wieder, und eine Beobachtung der Gesichts-, Schädel- und der gesammten Körperbildung der Lissaboner von diesem Gesichtspunkte aus ist im höchsten Grade interessant, ein Besuch des schönen Findelhauses hierfür äußerst lohnend. Der Negertypus wird in allen Spielarten angetroffen und seine Spuren sind selbst im Mittelstande nicht selten. Die Brasilianer weisen sehr oft Merkmale des Indianertypus auf und übertragen diesen mit allen den Krankheiten ihres Vaterlandes, mit ihren nicht immer schönen Charaktereigenschaften nach Portugal. Im Süden des Landes, in Algarbien besonders, ist der Berber-, der Maurentypus, im Norden der gothische in allen Graden der Reinheit oder richtiger der Entartung vertreten, sodaß Süden und Norden infolge des Ueberwiegens der betreffenden Elemente im allgemeinen einen viel ausgeprägtern Charakter aufweisen als die Mitte, besonders Lissabon.

Die Bevölkerung ist demnach aus so vielen verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, als Völker auf dem Boden der portugiesischen Besitzungen miteinander in Berührung gekommen sind. Was das Aeußere anbetrifft, so sind natürlich auch alle Staturen vertreten; man begegnet im Süden mehr den kleinen gedrungenen Gestalten der Mauren, im Norden mehr den kräftigen, großen der Gothen. In Lissabon sieht man häufig Personen, bei denen die Neigung zu starkem Fettansatz mit großer Gestalt verbunden ist; wollte man jedoch von einem portugiesischen Typus sprechen, so scheint dieser meist schmächtigen Körperbau, einen zu seiner Höhe ungewöhnlich schmalen, nach hinten kräftig entwickelten Schädel aufzuweisen. Diese Formen ergeben, mit Schwächlichkeit verbunden, vorwiegend bei Kindern, Gestalten, die mit Haut überzogenen Gerippen nicht unähnlich sind. Bei der immer noch geringen Ausbildung des Körpers durch Turnen ist die Körperkraft und die Leistungsfähigkeit der Portugiesen durchschnittlich gering; als Lastträger dienen daher fast ausschließlich die Gallegos, die in Scharen jährlich nach Portugal einwandernden Spanier Galiciens, die dort so lange bleiben, bis sie sich ein Kapital erworben, das hinreicht, um in der Heimat ein kleines Gut zu kaufen.

Schöne Frauen und Mädchen findet man im Süden und in Lissabon selten; die französische Tracht und eine gewisse Nachlässigkeit im Benehmen tragen auch nicht dazu bei, ihre Reize zu heben, was durch die spanische Tracht ohne Zweifel geschehen würde, da die dunkeln, vorwiegend braunen großen Augen und das schöne Haar, das junge Mädchen oft und nicht zu ihrem Nachtheil kurzgeschnitten tragen, durch geschmackvolles Costüm, hauptsächlich durch den spanischen Schleier unterstützt, viel von der den Portugiesinnen fehlenden natürlichen Grazie ersetzen würden.

Der feine Geschmack, wie ihn zum Beispiel die Franzosen, die Spanier besitzen, geht den Portugiesen — im allgemeinen natürlich, denn Ausnahmen verstehen sich

schon von selbst — überhaupt ab: das beweisen sie in ihrer Tracht, in den Farben, die sie zusammenstellen, in ihrem Häuserbau, in den Einrichtungen ihrer Häuser, in ihrer Kunst. Beinahe könnte man überhaupt glauben, die Portugiesen und die Lissaboner im speciellen geben nichts auf das Aeußere; denn man begegnet selbst bei großen festlichen Gelegenheiten nicht dem durch das Uebermaß abstoßenden Luxus, wie er sich in den meisten Großstädten Europas in unangenehmster Weise breit macht. In dieser Hinsicht ist wol der Hof maßgebend, der in allen seinen Gliedern und bei allen Gelegenheiten zu erkennen gibt, daß nicht äußere Pracht, übertriebener Luxus den Werth des Menschen ausmachen und seine Aufmerksamkeit erregen. Die patriarchalische Einfachheit und Natürlichkeit, welche die Glieder des Hofes im Verkehr mit allen Schichten des Volkes zeigen, die besonders den König-Vater Dom Fernando zum Abgott des Volkes gemacht haben, das in ihm wie in dem regierenden König Dom Luis den Menschen, den Künstler, das Talent, den überlegenen Geist schätzt: diese Vorbilder haben auch auf die Denkweise der Gesammtheit in dieser Hinsicht eingewirkt. Doch würde man irren, wollte man das Gesagte zu sehr verallgemeinern: für Schmuck z. B. ist in allen Gesellschaftsschichten ein sehr großes Interesse vorhanden, und für ihn wird auch viel Geld besonders vom niedern Volk verschwendet. Die Bäuerinnen legen ein gut Theil ihres Kapitals in jenen mächtigen goldenen Ketten, Ohrgehängen und Herzen an, die man in den Juwelierläden Lissabons und Portos in großen Massen an den Schaufenstern ausgestellt sieht.

Je höher nach dem Norden, desto schöner werden die Frauen, und in Traz os Montes, Entre Douro e Minho, in Beira findet man besonders unter den Bäuerinnen oft wahre Schönheiten; dort hat sich auch noch die Nationaltracht jener Gegenden, die mit der Galiciens sehr verwandt ist, erhalten; denn im übrigen darf man in Portugal davon nicht sprechen; in Lissabon ist die Capa selbst von den höhern Ständen ganz aufgegeben und höchstens noch als Reisemantel benutzt.

Dies ist in kurzen Zügen die physische Beschaffenheit des portugiesischen Volkes.

Obgleich es sich eigentlich von selbst versteht, so lehrt doch die Erfahrung, daß es nothwendig ist, immer von neuem zu wiederholen, daß es sich bei Abhandlungen wie der vorliegenden um allgemeine Ermittelungen handelt, daß große Werke dazu gehören, um jeder kleinsten Erscheinung im Culturleben eines Volkes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ebenso ist es selbstverständlich, daß es von jeder Allgemeinheit, von jeder Regel Ausnahmen gibt. So werden sich auch in diesem Essay manche Mittheilungen finden, die in entschiedenem und bewußtem Widerspruch zu vielen in flüchtigen Reiseskizzen von Touristen befindlichen, meist auf momentane subjective Anschauungen begründete oder auf Autorität hin ausgesprochene Angaben finden; der genaue Kenner portugiesischer Zustände dagegen wird manche dem Schreiber dieses ebenfalls bekannte Ergänzungen und Beschränkungen vermissen, die eben nur wieder in ausgedehnten Specialartikeln zu behandeln sind und ein gedrängtes allgemeines Bild wie das vorliegende nur unklar machen würden.

Wenn wir, im Gegensatz zu der Erfahrungsthatsache, daß Mischvölker meist

geistig sehr rege sind, bei dem Portugiesen das gerade Gegentheil vorfinden, wenn wir ihn im allgemeinen als stumpf, indolent, gleichgültig bezeichnen müssen, so ist diese Charaktereigenthümlichkeit nicht etwa allein dem heißen Klima zuzuschreiben, denn dieses wird durch die Nähe des Meeres gemildert. Der Umstand, daß auch die Hausthiere, die Katzen besonders, die sich zu vielen Tausenden in Lissabon herumtreiben, und die Hunde eine ähnliche Apathie wie die menschliche Bevölkerung aufweisen, läßt vermuthen, daß noch andere Gründe für diese Erscheinung vorhanden sind. Das Phlegma, ein an Melancholie grenzender Fatalismus, die dem Portugiesen eigen sind, dürften ihre hauptsächlichsten Ursachen in andern Umständen haben, nämlich in den Schicksalsfällen, welche die Portugiesen als Nation durchzumachen gehabt, darin, daß sie selbst von der Natur jeden Augenblick das Schlimmste zu befürchten haben, denn leichte Erdbeben sind keine Seltenheit; darin, daß sie bis vor kurzer Zeit noch den Bedrückungen fremder Völker ausgesetzt, daß ihre Entwickelung durch zahllose innere Kämpfe und Revolutionen gestört war; darin, daß die Zeit der politischen Größe und Bedeutung ihres Landes der Vergangenheit angehört; darin, daß sie der Inquisition und dem Jesuitismus zu einer Zeit anheimfielen, da ihre geistigen Kräfte gerade den höchsten Flug zu nehmen befähigt waren, durch diese furchtbaren finstern Mächte dagegen beinahe erstickt wurden; endlich in den hohen Steuern, die heute auf ihnen lasten und die durch die großartige freie Verfassung nicht aufgewogen oder erleichtert werden.

Was dem Fremden im ersten Augenblick seines Eintretens in Lissabon auffällt, das ist eine im Vergleich zu andern Großstädten, besonders zu Handels- und Hafenstädten, ungewöhnliche Leblosigkeit. Wenn es auch für den Reisenden angenehm ist, nicht jeden Augenblick, wie in Neapel z. B., durch Schlägereien, Zänkereien, Zusammenrottungen aufgeregt zu werden, so ist diese angenehme Ruhe in den Straßen Lissabons doch für den Culturhistoriker und Ethnographen kein gutes Prognostikon für die Leistungsfähigkeit und Thätigkeit des Volkes. Diese Leblosigkeit wirkt beunruhigend; sie gleicht der Ruhe vor einem Gewitter, und doch ist sie nichts anderes als das Zeichen der Erschöpfung von den vielen Unruhen, die jahrhundertelang das nationale Leben erschwert haben. Und wohin wir nun blicken, überall finden wir die gleiche geringe Bewegung, die gleiche Apathie, den gleichen melancholischen Ernst. Das Volk singt keine Lieder, spielt nicht, tanzt nicht; selbst die Neugierde ist bei ihm sehr schwach entwickelt; die Zeitungs-, Victualien- und Wasserverkäufer beleben allein durch ihre Rufe die gleichmäßige Ruhe; der Droschkenkutscher lehnt es ab, eine Fahrt zu machen, wenn es ihm nicht paßt. „Ich bin engagirt", wird man sehr oft hören, wenn man auf Zeit fahren will; der Gepäckträger lehnt an der Mauer, ernst seine Cigarre rauchend, mit seinesgleichen ohne jede Gesticulation sprechend, und langsam kommt er euerm Auftrage nach. Von Straßenbuben werdet ihr nicht belästigt; die jeunesse dorée, die in kleiner Gesellschaft an der Mauer eines Kaffeehauses lehnt und die Passanten beobachtet, macht allein ihre witzelnden Bemerkungen. Lissabon hat keine Cafés, die sich an Größe und Frequenz nur mit denen kleiner französischer und italienischer Städte messen könnten; die vorhandenen aber sind leer. Die Theater

können nur während drei, vier Monaten erhalten werden; ihr Besuch ist Gewohnheits- und Modesache der vornehmen Welt; sind sie gefüllt, so darf man annehmen, daß ein großer Theil der Besucher mit Freikarten versehen ist. Die kleinen Promenaden werden nicht einmal stark frequentirt, obgleich sie in gar keinem Verhältniß zur Stärke der Bevölkerung Lissabons stehen. Die Clubs allein sind im ganzen gut besucht. Die Bedienung in den Kaufläden ist eine dem äußern Charakter des Stadtlebens vollkommen entsprechende. Mit Ausnahme einiger Läden im Chiado, der Straße, in der sich die glänzendsten Kaufläden befinden, und mit Ausnahme der von Ausländern gehaltenen, wird man dem Besitzer und den Commis sehr unwillkommen sein, wenn man etwas verlangt, was nur vermittels einer Leiter oder auf anderm etwas beschwerlichem Wege zu erreichen ist. Daß es den Verkäufern einfiele, zu fragen, ob man sonst noch etwas wünscht, oder diesen und jenen Artikel anzubieten, kommt vollends nicht vor. Gegenüber der Aufdringlichkeit, die dem Käufer in andern Ländern begegnet, ist das portugiesische Verfahren ganz angenehm: es ist aber nicht zum Vortheil des Handels, der in Portugal lange nicht das ist, was er sein könnte. Der Wunsch, nicht aus seiner Bequemlichkeit gebracht zu werden, ist eins der charakteristischen Merkmale des Portugiesen, bedingt seine Handlungen und also auch seine ganze Denkweise; er ähnelt darin dem heutigen arabischen Kaufmann, und ich wurde bei meinen Einkäufen in Lissabon oft an ähnliche Scenen aus den Bazaren von Tunis erinnert.

Es wäre durchaus falsch, daraus den Schluß zu ziehen, der Portugiese sei träge; daß er nicht so viel und anhaltend arbeiten kann wie der Nordländer, liegt in der Natur seines Klimas; aber er arbeitet so viel, wie ihm das letztere gestattet; nur das Wie der Arbeit ist von Wichtigkeit und läßt viel zu wünschen übrig. Der Handwerker, der Tagelöhner, der Fabrikarbeiter dürfen sogar als sehr beharrliche, fleißige und geschickte Arbeiter gelten, wozu noch der Umstand kommt, daß sie überaus nüchtern sind und somit auch in allen diesen Eigenschaften den Arabern zu vergleichen sind. Was dem Portugiesen im allgemeinen fehlt, ist die Selbständigkeit der Conception neuer Ideen; er adoptirt das Fremde, das Gegebene mit Leichtigkeit, weiß es geschickt nachzuahmen, weiß schnell den Mechanismus einer Maschine zu begreifen, ist überhaupt leicht von Begriffen; aber er erfindet nicht. Ungleich größer als in Lissabon ist die Thätigkeit, ungleich lebhafter das Leben in Porto; der speculative Handelsgeist der Engländer hat die Bewohner Portos angesteckt.

Außer den bereits gekennzeichneten Eigenthümlichkeiten der Portugiesen ist eine, welche sein Denken und Handeln im höchsten Grade beeinflußt: die Unterwerfung unter die Macht der Gewohnheit. Obgleich im ganzen den Neuerungen nicht unzugänglich, zeigt er einen außerordentlichen Conservatismus in zahllosen Einzelheiten, in Sitten und Gebräuchen oder, wenn wir der Sache auf den Grund gehen, in allem, was, wenn verändert, ihn in seiner Bequemlichkeit stören könnte. Daß auch dieser Charakterzug der Nation nicht zum culturellen Vortheil gereicht, sondern ein Hemmschuh ist, der den Fortschritt aufhält, versteht sich von selbst. Man behält in der Gewerbthätigkeit, in der Fabrikation vieler Dinge, im Ackerbau, den Transportmitteln vieles von alters her Eingebürgerte bei; auf vielen Gebieten

der Industrie kann Portugal daher mit andern Ländern nicht concurriren, weil es nicht mit ihnen gleichen Schritt hält; viel Kraft und Zeit, die andernfalls leicht in Kapital umgesetzt werden könnten, gehen ganz ungenützt verloren. Eine rationelle Betreibung des Ackerbaues nach modernen Principien, mit modernen Werkzeugen könnte Portugal vielleicht in nicht zu langer Zeit aus der traurigen finanziellen Lage befreien, in der es sich befindet: aber da stehen wieder jener partielle passive Conservatismus und die Bequemlichkeit entgegen; man nutzt die Vortheile, die der Boden, die Wissenschaft, die Technik bieten, nicht annähernd so aus, wie es möglich wäre; man begnügt sich z. B. im Ackerbau damit, die Natur in der Hauptsache allein thätig sein zu lassen, statt ihr gehörig nachzuhelfen und den Ertrag des Bodens dadurch zu vervielfältigen. Unrecht ist es, für zahllose, in Portugal thatsächlich bestehende Schäden die Regierung allein verantwortlich zu machen; man muß es dieser zugestehen, daß sie unermüdlich ist und viel für die Hebung der gesammten Bodencultur und der Industrie thut; sie bedarf aber der selbständigen Unterstützung der Kapitalisten, der einzelnen Großgrundbesitzer und Industriellen. Es ist so ungeheuer viel, was die Regierung zu thun hat, um den Staat nachholen zu lassen, was früher versäumt ist, ihn auf die Höhe der Neuzeit zu erheben, daß sie nicht für die Durchführung ihrer Maßregeln bis ins Kleinste sorgen kann; hier muß die selbständige Thätigkeit der Einzelindividuen eintreten. Die Großgrundbesitzer und die Kapitalisten, der alte und der neue Adel sind jedoch zu kurzsichtig, um die großen Vortheile augenblicklicher Opfer einzusehen; sie wollen nichts riskiren, bleiben daher trotz der Ackerbau- und anderer Gesellschaften, welche die modernen Principien in praktische Anwendung zu bringen bemüht sind, bei dem Alten. Das Beispiel, das der König Dom Fernando durch Anpflanzung von Wald gegeben, der für viele Strecken ein Bedürfniß ist, findet sehr wenig Nachahmung, obgleich das außerordentlich vortheilhaft sein würde. Viele Producte des Ackerbaues, die auf portugiesischem Boden gedeihen, würden, wenn gut gepflegt, großen Ertrag liefern; der Bauer aber bleibt lieber bei seiner alten, von den Vorvätern ererbten gewohnheitsgemäßen Cultur — und schädigt dadurch den Staat, denn seine Erzeugnisse können wegen geringer Qualität mit denen des Auslandes nicht concurriren. Ackerbauer und Handwerker begnügen sich mit dem geringen Ertrage, den sie infolge ihres Conservatismus erzielen; der Kaufmann sucht durch hohe Preise und ausländische billige Waaren materielle Vortheile zu erlangen, Reichthümer zu erwerben.

Der Patriotismus des Portugiesen ist ebenso wie seine Familien- und Verwandtenliebe sehr stark ausgebildet; ersterer wird jedoch nur zu oft durch individuellen Egoismus beeinträchtigt. Sein ganzes Streben ist darauf gerichtet, möglichst schnell in eine einflußreiche, angesehene Stellung zu gelangen oder reich zu werden und zu glänzen. Daß dieser subjective ausschließliche Egoismus das Staatswohl schädigt, liegt auf der Hand; doch mögen zur Erklärung einige der gewöhnlichsten Beispiele dienen. Der Journalist kann als solcher seinen Unterhalt nur schwer verdienen; wenn er nach einer Staatsstellung strebt, ist das erklärlich und auch im ganzen für den Staat vortheilhaft; ein talentirter Schriftsteller, ein guter Dichter, der Anerkennung, Beifall und materielle Erfolge erzielt, wird aber dem Staatsganzen besser dienen, wenn

er als Dichter das Ansehen der Literatur dem Auslande gegenüber hebt, als wenn er vielleicht ein mittelmäßiger Diplomat wird. In Portugal strebt aber jeder Schriftsteller danach, eine politische Rolle zu spielen, Minister, Präsident der Zukunftsrepublik u. s. w. zu werden; die Folge davon ist, daß viele wirkliche Talente über diesem Streben verkümmern; verfolgt man genau den Entwickelungsgang verschiedener Schriftsteller der jüngsten Zeit, vergleicht man mit demselben ihre Leistungen, so wird man eine Reihe von Bestätigungen für das Gesagte finden, denn die meisten schriftstellern auch noch, nachdem sie in den Staatsdienst eingetreten sind; es gehört aber schon eine sehr bedeutende geistige Befähigung dazu, um zugleich ein guter Minister und ein Schriftsteller zu sein, der seiner Nation nützt, d. h. der ihr Werke schenkt, die nicht ephemer sind. Wenn es nun aber ein Dichter nicht weiter als bis zu einer untergeordneten Staatsstellung bringt, so ist es um das aufgegebene Talent schade, durch das er dem Staate mehr genützt, sein Ansehen mehr gehoben hätte. Dieses Streben darf bei seiner Allgemeinheit sogar als einer der Gründe angesehen werden, weshalb die portugiesische Literatur sich in neuester Zeit noch immer nicht zu großer Bedeutung aufschwingen kann. An Talenten fehlt es nicht, das konnte man auf dem internationalen Schriftstellercongreß mit Freude bemerken; aber freilich auch gleichzeitig — daß einige der vielversprechenden bereits von der politisirenden Krankheit erfaßt, in den Strudel eines kleinlichen Parteigezänks gezogen sind, um dort ihre schönen Gaben an verhältnißmäßig untergeordneten Fragen frühzeitig abzunutzen. Der Einwurf, daß es eine patriotische Pflicht ist, an der Politik seines Vaterlandes thätigen Theil zu nehmen, hat sein gutes Recht; es gibt aber da einen Unterschied zwischen Erfüllung der Staatsbürgerpflichten und dem selbstthätigen Politisiren; das letztere erfordert heute ebenso gut wie jede Wissenschaft den ganzen Mann, besonders wenn man es zu einiger Bedeutung bringen will, und da muß sich zunächst wol jeder prüfen, auf welchem Felde er glaubt, dem Staatswohl am besten und würdigsten dienen zu können. Dies als Schriftsteller zu thun ist weder unehrenhaft noch nutzlos; denn auch die tüchtige Geistesarbeit verlangt eine sorgfältige Schulung aller erforderlichen Kräfte gerade ebenso wie jedes Handwerk, wie jeder Industriezweig; als Vermittlerin aller menschlichen Ideale, aller Wissenschaft bildet sie einen der gewichtigsten Zweige der menschlichen und nationalen Cultur, dient dieser als Mittel für alle ihre Kundgebungen und je nach ihrer Durchbildung als Zierde. So darf die geistige Arbeit, als die alle Zweige derselben umfassende Literatur einerseits Anspruch auf die Achtung der Regierung machen, muß andererseits als selbständiger Zweig der Cultur durch eine schöne Entwickelung seines Organismus die Achtung und Anerkennung der Welt ihr gegenüber zu erhalten bestrebt sein, und dies nach Kräften zu thun, muß die Aufgabe eines jeden sein, der die geistige Arbeit und ihren schriftlichen Ausdruck zu seinem Beruf erwählt hat.

Ein anderes Beispiel gewährt der Kaufmann. Die Aufgabe desselben als Glied der staatsbürgerlichen Gesellschaft ist: den Handel als eine der gewichtigsten Grundlagen des Staatsorganismus zu fördern, und dadurch zur Entwickelung des letztern beizutragen. Das geschieht durch kluge Anwendung seines speculativen Geistes und seines Kapitals. Der Kaufmann hört auf, dem Staat zu dienen,

wenn er die beiden Factoren, die er in steter Bewegung erhalten soll, ruhen läßt, wenn er das aufgespeicherte Kapital entweder ungenutzt liegen läßt, in Werthen anlegt, die nicht dem Staat und der Nation zum Vortheil gereichen, wenn er sie in ausländischen Papieren anlegt, wenn er sie zum Kauf äußerer Würden verwendet oder in übertriebenem Luxus vergeudet, welcher der Förderung der nationalen Industrie nicht dienlich ist. Vieles von dem, was nicht geschehen sollte, geschieht aber in Portugal; in Lissabon besonders werden die ungeheuern Zinsen enormer Kapitalien verzehrt, die von ihren Besitzern der Vorsicht halber im Auslande angelegt sind. Der portugiesische Großhändler strebt gerade wie der portugiesische Schriftsteller danach, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen, durch Titel und Würden zu glänzen; der Befriedigung solcher auf leere Aeußerlichkeiten gerichteter Wünsche werden große Opfer gebracht; über dem eigenen Wohl wird das des Staates vernachlässigt.

Zu den bisher behandelten Charaktereigenschaften kommt nun noch die Gemächlichkeit, die alles gern auf morgen verschiebt, die allem die passive Geduld statt der energischen Thatkraft gegenüberstellt. Wie klein und bedeutungslos diese Züge auch scheinen mögen, so sind sie doch gewaltige Kräfte, die Geist und Körper in hohem Grade beeinflussen, den Fortschritt, die Entfaltung einer neuen Culturblüte in Portugal erschweren.

Mit allen diesen Eigenschaften in Uebereinstimmung ist der Portugiese sehr gutmüthig, weichherzig und infolge dessen mildthätig, setzt dem Unglück nicht immer die gehörige Willenskraft entgegen, sondern ergibt sich ihm; Selbstmorde sollen daher ziemlich häufig sein; andererseits zeigt er allerdings auch eine große Beharrlichkeit in der Verfolgung seiner Ziele; die Grunddisposition seines Charakters ist daher nach allem eine überwiegend gute; denn der Schalk, der sich zuweilen zu erkennen gibt und mit oft feiner Satire bestehende Schäden zu geiseln versteht, darf nicht als ein Nachtheil angesehen werden. Etwas von diesem Schalk steckt in den meisten Portugiesen und nicht zum wenigsten in dem schönen Geschlecht; die geringe Anstrengung, der ihr Geist ausgesetzt ist — denn die wissenschaftliche Ausbildung desselben ist bisjetzt noch nicht allzu groß — erlaubt ihnen, diesen Charakterzug zu pflegen und zu entwickeln.

Der Portugiese verspricht alles, hält aber sehr wenig; nicht weil sein Charakter schlecht, sondern weil er einerseits sehr zuvorkommend, andererseits aber sehr bequem ist. Er hat ein sehr treffendes Sprichwort: „Prometer sempre — dar nunca" („Versprechen immer — geben nie").

Der Portugiese zehrt heute noch an dem Ruhm früherer Zeiten; man findet daher nicht selten bei ihm die Ansicht, die der Grieche von andern Völkern hatte; im großen und ganzen liebt der Portugiese den Ausländer auch nicht, weil er sich bald bewußt wird, daß Portugal hinter andern Ländern, die es früher bei weitem überragte, zurückgeblieben ist. Das möchte er nun gut machen, den Vorsprung, den fremde Nationen vor der seinen gewonnen, möchte er in aller Eile ausgleichen. Dies bringt ihn in große Schwierigkeiten und dies gerade ist ein Umstand, der im geistigen wie im materiellen Leben des heutigen Portugal eine sehr gewichtige Rolle spielt.

Zunächst kommt das einzelne Individuum und der ganze Staat durch dieses im Grunde sehr lobenswerthe und patriotische Streben insofern in eine schwierige Lage, als beide gezwungen sind, alle ihre Kräfte und Fähigkeiten bis zum höchsten Grade anzuspannen und gleichzeitig zu zersplittern, da auf allen Feldern der Cultur unendlich viel nachzuholen ist. Uebermäßige Anstrengung hat aber stets Erschlaffung, starke Action eine entsprechende Reaction zur Folge. Die disponibeln Kräfte reichen nicht immer aus; das ideale Wollen kann oft genug mit dem realen Können nicht Schritt halten, da die Masse der Arbeiten und Aufgaben zu groß ist. Portugal war in den letzten zwei Jahrhunderten thatsächlich so zurückgeblieben, auch noch bis vor wenigen Jahrzehnten durch innere Kämpfe so beunruhigt, daß es, als es Umschau hielt, fand, es müsse auf vielen Feldern ganz von vorn anfangen, um unter mühseliger Arbeit die nationale Cultur allmählich auf die Höhe der in den civilisirten Ländern Europas schon bestehenden langsam entwickelten zu erheben. Statt nun überall klein anzufangen, legte man zum Theil die neuen Culturgebäude so großartig an, wie man sie bei andern Völkern sah; oft genug fehlten aber die nöthigen Vorkenntnisse, die Fundamente blieben lückenhaft und man baute gleich den ersten Stock! Weder die Geistes- noch die Körperkräfte, noch vor allem die Geldmittel reichten für so gewaltige Arbeiten aus, und die Folge war, vieles gerieth ins Stocken, blieb stehen, und zwar unvollendet.

Ich bin weit entfernt, tadeln zu wollen, ich will nur die Thatsachen und Erscheinungen, die sich gezeigt haben und zeigen, erklären. So möge ein Beispiel das vorher Gesagte erläutern. Auf dem Felde der Wissenschaften war es wie auf allen andern Gebieten der Cultur; es galt das Versäumte nachzuholen; man studirte, man legte Sammlungen und Museen an, weil man ihre Nothwendigkeit für die Specialstudien erkannte. Bedeutende Summen wurden da hineingesteckt; es fehlte aber noch das System, es fehlte vor allem das nöthige Geld, und manche der großartigen Anlagen und Anfänge mußten in diesem unfertigen Zustande wieder im Stich gelassen werden und sind so unfertig geblieben. Solchen Anfängen begegnet man wiederholentlich, natürlich fehlt es auch nicht an Sammlungen und Museen, die dauernd erweitert, in Anlage und Material ausgezeichnet sind, wie das Museum in der Polytechnischen Schule zu Lissabon. Ja es gibt eine Anzahl sehr werthvoller Sammlungen, von deren Existenz man nur zufällig hört, die scheinbar sehr bescheiden und bedeutungslos sind, in ihrer Disposition aber einen geistvollen weitblickenden Begründer oder Conservator zu erkennen geben. Dazu gehört z. B. das kleine Alterthumsmuseum in dem Gebäude der Nationalbibliothek.

Die Finanzpolitik Portugals und eines jeden Portugiesen müßte sein, keinen Heller unnütz zu vergeuden. In dieser Hinsicht aber gibt sich auch der Einfluß jenes idealen Strebens zu erkennen: das Ausland möglichst schnell einzuholen. Die großen Anlagen erforderten ein großes Personal; so verfügt die Regierung über ein Heer von Beamten, das vielleicht ohne Schädigung der Interessen des Landes verkleinert werden könnte. Der Staat gewährt sich ferner den Luxus einer Armee, überhaupt eines Heerwesens, das zu der Kleinheit und der Politik des Landes in gar keinem Verhältniß steht. Diese Beispiele aber finden in allen Zweigen des nationalen Culturlebens Nachahmung; man will überall hoch hinaus,

überall mit dem Auslande gleichen Schritt halten, wodurch viel Kraft und Kapital unnütz verschwendet wird. Man begegnet in vielen staatlichen, städtischen und privaten Institutionen, Sammlungen, Museen u. s. w., einer Zahl von Bediensteten, die für doppelt und dreifach so große Institute ausreichen würden.

Auf dem Felde der Wissenschaften finden wir, wenn wir sorgfältig prüfen, Erscheinungen, die den eben bezeichneten ähnlich sind. Auch da war unendlich viel nachzuholen, als man ernstlich an die Arbeit ging; das ungeheuere wissenschaftliche Material, welches das Ausland inzwischen geschaffen und längst verarbeitet hatte, mußte Portugal sich erst mühsam aneignen. Es liegt nahe, daß dies nur unvollständig geschehen konnte; trotzdem aber zeigt sich hier eine Erscheinung, auf die Portugal stolz sein darf: daß es über Kräfte verfügt, die außerordentlich entwickelungsfähig sind, daß eine strenge Durchführung eines rationellen Unterrichtssystems binnen kurzem großartige Resultate erzielen, die portugiesische Wissenschaft bald befähigen könnte, mit der des Auslandes in würdigster Weise zu concurriren. Die Nation besitzt eine bedeutende Lebenskraft und Fähigkeiten, die zu den besten Hoffnungen für das Land berechtigen, wenn ihm vergönnt ist, sich lange der Ruhe zu erfreuen, die es gegenwärtig genießt, wenn die auswärtige Politik, nämlich die der Neutralität, die sich um die Streitfragen der Großmächte nicht kümmert, weiter befolgt wird. Haftet der Wissenschaft auch noch viel Eklektik an, ist sie bisjetzt auch noch mehr receptiv als selbstthätig und in origineller Weise productiv, so gibt es doch heute schon eine Reihe von Gelehrten, welche, die eigene hohe Begabung durch einen außerordentlichen Fleiß unterstützend, die Achtung des Auslandes in vollem Maße verdienen und der Nation zur Zierde gereichen.

Um die sociale und geistige Atmosphäre, in die der junge portugiesische Staatsbürger bei seiner Geburt eintritt, ihrer ganzen Zusammensetzung und Beschaffenheit nach kennen zu lernen, müssen wir noch einen Blick auf die staatlichen und die religiösen Verhältnisse werfen.

Die Verfassung des Staates ist für die erstern maßgebend, denn in ihr spiegelt sich auf das deutlichste der politische Geist der portugiesischen Nation, und sie ist zugleich das Fundament des ganzen heutigen Staatsgebäudes. Diese Verfassung nun, die am 29. April 1826 von Dom Pedro IV., dem Kaiser von Brasilien und Portugal, bei Uebertragung der Krone Portugals auf seine Tochter Dona Maria de Gracia dem portugiesischen Volke verliehen wurde, gehört zu den freiesten, welche die Verfassungsgeschichte der Menschheit aufzuweisen hat; sie ist so frei, daß die constitutionelle Monarchie, die sie stützt, in Wirklichkeit von der Republik nicht viel unterschieden ist. Das Ideal der constitutionellen Monarchie ist im Princip und in der Theorie in Portugal verwirklicht; wenn es trotzdem selbst unter den Constitutionellen viele Unzufriedene gibt, wenn die Parteiung eine sehr schroffe ist, so liegt der Grund einerseits darin, daß es überhaupt nichts Vollkommenes gibt, daß allem Fehler anhaften, und daß die Praxis erfahrungsgemäß meist hinter der Theorie zurückbleibt, und andererseits in der menschlichen Natur, welche die absolute Zufriedenheit und Wunschlosigkeit nicht aufkommen läßt. Die bestehende Verfassung hat nun bereits viele gute Früchte getragen und wird unter Anwendung

zeitgemäßer Veränderungen auch in Zukunft der Nation zum Vortheil gereichen, ihr dazu verhelfen, wieder eine bedeutendere Rolle im staatlichen und im Culturleben der Völker zu spielen, als ihr zur Zeit vergönnt ist.

Als einer der für das geistige Leben des Volkes wichtigsten ist zweifellos der Artikel 6 zu betrachten, der von der Religion handelt und folgendermaßen lautet:

„Die römisch-katholisch-apostolische Religion wird fortfahren, die Staatsreligion zu sein. Alle übrigen Religionen werden den Fremden als Hausandacht erlaubt sein, sei es in ihren Wohnungen oder in dazu bestimmten Gebäuden, deren äußere Form jedoch nicht die eines Gotteshauses sein darf."

Jeder mit solchen Dingen Vertraute wird sofort die ganze Tragweite und Bedeutung dieses zweischneidigen Artikels erfassen, die Schäden und Vortheile einer Staatsreligion mit allen ihren Consequenzen, hauptsächlich die dadurch gegebene Voraussetzung, daß jeder Staatsdiener Bekenner des Staatsglaubens sein muß, würdigen, den Einfluß des Bestehens der Staatsreligion auf die nationale Moral u. s. w. erkennen. Ob die Beschränkungen, die in diesem Artikel, in der Grundidee desselben enthalten sind, gefährlich werden, den Entwickelungsgang des nationalen Geistes, seine Entfaltung beeinträchtigen oder nicht, hängt lediglich von dem Grade der herrschenden Strenggläubigkeit und von der Handhabung dieses Artikels der Verfassung ab. Gerade in diesem gewichtigen Punkt ist der letzte Schritt noch nicht gethan; der freie Geist, der diese Verfassung dictirte, fand in der religiösen Frage seinen Meister und wagte nicht, sie mit der ihm sonst eigenen Sicherheit zu behandeln.

Ist nun im übrigen die Gewissens-, die Preß- und Redefreiheit vollkommen unbeschränkt, so ist es doch nur den bestehenden religiösen Verhältnissen zu danken, daß dieser Art. 6, eine der verwundbarsten Stellen der Verfassung, nicht schädigend auf den Nationalgeist eingewirkt hat und einwirkt.

Die für das gesammte Culturleben der Nation wichtigsten Verordnungen sind ferner die des Art. 8, der von den allgemeinen Bestimmungen und Garantien der bürgerlichen und politischen Rechte der portugiesischen Staatsbürger handelt. Zur Charakteristik des Geistes, der die ganze Verfassungsurkunde beherrscht, wollen wir einige Paragraphen des Art. 145 heranziehen, der lautet:

„Die Unverletzlichkeit der bürgerlichen und politischen Rechte der portugiesischen Staatsbürger, die die Freiheit, die persönliche Sicherheit, den Schutz des Eigenthums zur Grundlage haben, ist auf folgende Weise durch die Constitution des Königreichs verbürgt:

§. 1. Kein Bürger kann verpflichtet werden, etwas zu thun oder zu unterlassen, als kraft des Gesetzes.

§. 2. Die Bestimmung des Gesetzes wird keine rückwirkende Kraft haben.

§. 3. Jeder kann seine Gedanken in Wort und Schrift mittheilen und sie durch Druck veröffentlichen, unabhängig von einer Censur, und wird sich nur für Misbräuche in Ausübung dieses Rechtes in den durch das Gesetz bestimmten Fällen zu verantworten haben.

§. 4. Niemand kann um seiner Religion willen verfolgt werden, wenn er diejenige des Staates achtet und nicht die öffentliche Moral verletzt.

§. 6. Jeder Bürger hat in seinem Hause ein unverletzliches Asyl. Ohne seine Einwilligung darf niemand des Nachts in dasselbe eindringen, es sei denn, daß dies von innen verlangt würde oder um Feuer- und Wassersgefahr fern zu halten; und bei Tage darf der Einlaß nur in Fällen, die das Gesetz bestimmt, verlangt werden.

§. 7. Niemand darf ohne vorherige Anklage verhaftet werden, außer in Fällen, die das Gesetz näher bezeichnet u. s. w.

§. 12. Das Gesetz ist gleich für alle u. s. w.

§. 19. . . . In keinem Falle findet Confiscation der Güter statt, auch darf die Infamie des Verbrechers auf kein Glied seiner Familie übertragen werden.

§. 21. Das Recht des Eigenthums ist in seiner ganzen Ausdehnung verbürgt. Wenn das öffentliche Wohl erwiesenermaßen die Abtretung des Eigenthums erfordert, so wird der Besitzer für den Werth desselben im voraus entschädigt.

§. 25. Das Briefgeheimniß ist unverletzlich. Die Postverwaltung bleibt auf das strengste für jede Verletzung dieses Artikels verantwortlich.

§. 28. Jeder Staatsbürger darf der gesetzgebenden oder ausführenden Gewalt schriftlich Beschwerden, Klagen oder Petitionen einreichen und selbst jede Verletzung der Verfassung mittheilen, vor der competenten Behörde die Verantwortung der Verletzenden verlangen."

Die Verfassung verbürgt auch öffentliche Unterstützung und den Elementarunterricht auf Staatskosten für alle Staatsbürger u. s. w.

Was nun die religiösen Verhältnisse anbetrifft, so sind dieselben höchst eigenartiger Natur.

Die Religiosität beschränkt sich auf reine Aeußerlichkeiten, die Gewohnheitssache geworden sind und geübt werden, weil die Väter und Vorväter sie übten; aber auch selbst die äußerliche Erfüllung der religiösen Pflichten ist eine sehr laue. Die Kirchen sind meist nur bis 9 Uhr vormittags geöffnet; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß im übrigen Laufe des Tages kein Mensch mehr hineingeht. Ein Besuch in den frühen Morgenstunden beweist aber hinlänglich, daß auch dann die Kirchen weit entfernt sind gefüllt zu sein; das männliche Geschlecht ist vollends in sehr geringer Zahl vertreten. Soll man den allgemeinen religiösen Zustand Portugals bezeichnen, so darf man sagen, es herrscht dort mehr als irgendwo sonst die vollständigste religiöse Indifferenz. Ja, was noch mehr sagen will, die Macht des Klerus selbst ist eine vollkommen untergeordnete. Anders ist es in dieser Hinsicht natürlich noch auf dem Lande und in den kleinen Städtchen; in Porto, in Lissabon dagegen ist Religiosität im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes nicht zu finden. Man darf diesen Zustand keineswegs als Atheismus bezeichnen; dieser dient nur einzelnen Individuen und gewissen Gesellschaftsklassen als eine Auszeichnung, mit der diese prahlen, wo sie glauben, dadurch Eindruck machen zu können. Die Zahl der sich des Atheismus Rühmenden ist klein, und daß sie sich der Bedeutung dieses Begriffs bewußt wären, darf kaum behauptet werden; denn man findet ihn meist von solchen angewandt, die von fern mit der ausländischen, besonders der französischen Cultur in Berührung gekommen, ein klein wenig Bildung genossen, von Positivismus, von Darwinismus, von Voltaire und den französischen Aufklärern

haben reden hören. Religiöse Heuchelei, Frömmelei und ihre Verwandtschaft, die Kinder der Lüge, der Jesuitismus u. s. w., sind ebenfalls fast gar nicht in Portugal zu finden, und trotz des beinahe absoluten Mangels aller Religiosität ist die allgemeine Volksmoral ungleich größer als in andern katholischen Ländern.

Leider hat der Jesuitismus seit einigen Jahrzehnten Portugal wieder als Arbeitsfeld erwählt und das Land durch ziemlich zahlreiche Einwanderung beglückt, scheint aber glücklicherweise keine sehr großen Sympathien zu finden. Er hat durch Usurpirung der Erziehung, durch Schulen, die vermöge ihrer glänzenden Einrichtungen sich einer außerordentlichen Frequenz erfreuen, Boden zu gewinnen gesucht; da aber die Lehren der Jesuiten und die Orthodoxie außerhalb der Schule fast gar keine Nahrung finden, da der Zeitgeist eine entgegengesetzte Richtung hat, die Schule des Lebens auf andere Dinge hinweist, so darf man erwarten und hoffen, daß der Jesuitismus in Portugal keine Pflegestätte finden wird.

Was den Klerus selbst anbetrifft, so weicht derselbe in seiner Anschauungsweise und Politik wesentlich von dem spanischen, italienischen und überhaupt von dem der andern katholischen Länder ab. Er ist aufgeklärt genug, um zu sehen, daß Zwang nicht wahren Glauben schafft, daß vielmehr der Indifferentismus, der durch die Gewohnheit doch noch mehr oder weniger an den Cultus gefesselt ist, den eigenen Interessen und denen des Volkes viel dienlicher ist. Die Geistlichkeit selbst ist in nicht geringem Grade von diesem Indifferentismus erfüllt; sie hilft sich aber in glücklicher Weise über den Conflict hinweg, in den sie dadurch leicht gerathen könnte, indem sie einfach Gott gibt, was ihm gebührt, und der Welt, was ihr zukommt. Man findet unter den portugiesischen Geistlichen viele aufgeklärte Männer, mit denen man über alles in freiester und angenehmster Weise sprechen kann, die außerhalb der Kirche Menschen sind, an den Vergnügungen, Interessen und Studien ihrer Mitmenschen und der Neuzeit theilnehmen und sich selbst nicht durch ihre Kleidung von ihren Mitbürgern unterscheiden. Diese Politik, oder richtiger, diese Philosophie ist eine sehr glückliche; sie kommt ihnen selbst und kommt der Welt zugute. In aufopfernder Weise und hierin durch den schönen Charakterzug der Portugiesen: ihre Mildthätigkeit, unterstützt, widmen sie ihre Kraft mit Eifer und ohne Frömmelei den großartigen milden Instituten und Stiftungen aller Art, die besonders in Lissabon geschaffen worden sind. Mit Einem Worte aber, wenn wir den Schluß aus der Betrachtung der religiösen Verhältnisse ziehen, ist an die Stelle des religiösen Formalismus der Kirche unter dem äußern Schein der Gottlosigkeit, des Indifferentismus die ungleich höher stehende, viel großartigere Religion echter Menschlichkeit, warmer Milde getreten; das menschliche Gemüth und das Herz haben wieder die Herrschaft übernommen, welche die durch die Formen des Cultus gereizten Sinne lange ausgeübt hatten. Diese Religion ist sich ihrer selbst nicht bewußt; gewissermaßen instinctiv folgt sie den Impulsen, die nicht durch Monstranz, Weihrauch, Orgelklang u. s. w., sondern durch die Regungen des Herzens gegeben werden.

Wie aber sind die Portugiesen zu dieser „unbewußten Religiosität", diesem kirchlichen Indifferentismus gelangt, ohne darüber ihre sittliche Kraft einzubüßen?

Die Antwort darauf spiegelt wieder viele Einzelheiten der nationalen Denk-

weise, viele Charakterzüge des nationalen Geistes. Zunächst mußte der übermäßige religiöse Druck, der durch die Inquisition und den Jesuitismus, durch die Herrschaft strengster Orthodoxie lange Zeit hindurch auf den Geist der Portugiesen ausgeübt wurde, die entsprechende Folge haben und erschlaffend wirken, denn auf Action folgt stets Reaction. Der Zwang starrer Strenggläubigkeit zeugt entweder religiösen Formalismus und Heuchelei oder, und zwar meist durch diese Medien, Indifferentismus und Unglauben.

Die Portugiesen konnten sich ferner nicht nach der Seite des Continents ausdehnen; ihr Augenmerk mußte auf das Meer gerichtet sein; dort war das Feld, auf dem sie Größe, Bedeutung und Reichthümer erwerben konnten; sie wurden ein Fischer-, Schiffer- und Seefahrervolk. Der Verkehr mit dem tückischen unzuverlässigen Element des Wassers hat aber überall die gleiche Wirkung, er zeugt eine besondere, mehr innerliche, gewöhnlich durch Aberglauben in hohem Grade durchsetzte Religion.

Der Seeverkehr erweitert den Gesichtskreis; der Seehandel bringt alle Völker, alle Religionen miteinander in Verbindung und fördert die Toleranz, die auch durch die materiellen Interessen des Handels schon geboten ist. Religiöse Toleranz aber, die Anerkennung der Existenzberechtigung anderer Religionen vertieft zugleich das Gemüthsleben, die Religiosität und schleift den Formalismus ab.

Das große Erdbeben von 1755, die häufigen Erderschütterungen, die man in Lissabon beobachtet hat, gaben hinlänglich zu erkennen, daß äußere Heiligkeit, der Formalismus des Cultus gegen die Natur und ihre Kräfte nichts vermag, und die daraus resultirenden Wirkungen mußten ebenfalls Verminderung der kirchlichen Religiosität, Vertiefung des Gefühlslebens, Entwickelung des Geistes der Milde, Erkenntniß der Zusammengehörigkeit und Gleichheit der Menschheit, das Streben nach gegenseitiger Unterstützung sein.

Es darf ferner nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß der Katholicismus in Portugal keinen Gegner hat, der ihn in seiner Existenz bedroht, der ihn bekämpft und ihn dadurch veranlaßt, seine Macht und seinen Einfluß geltend zu machen. Der Protestantismus hat in den südlichen Ländern nirgends Aussicht, Bedeutung zu erlangen; er wurzelt da in einem Boden, auf dem er nicht gedeihen kann; er entspricht weder dem Charakter der südlichen Klimate, Gewohnheiten und Gebräuche noch der Denkweise und Geistesrichtung der südlichen Völker. Deshalb setzt man seiner Ausbreitung in Portugal auch gar keine Hindernisse entgegen, weil man sich seiner Ungefährlichkeit bewußt ist, und daher entwickeln sich dort auch keine heftigen Controversen, welche die Aufmerksamkeit der Volksmassen in erhöhtem Maße auf die religiösen Verhältnisse richten und sie veranlassen, Partei zu ergreifen und sich dadurch auch am Cultus zu betheiligen.

Endlich ist auch in den Schulen der Einfluß der Religion gebrochen und sehr geringfügig. Die Schule ist Staatsinstitut und hat mit der Kirche nichts zu schaffen; die Kinder werden nicht übermäßig mit Religion genährt; das Augenmerk ist vielmehr auf das Praktische, auf Erwerbung der für das Leben nothwendigsten Kenntnisse gerichtet, und da außerhalb der Schule die Religiosität, vom kirchlichen Standpunkte aus betrachtet, in der gesammten Bevölkerung ziemlich gering ist, so

haben ein strenger fanatischer Glaube und eine entsprechende äußerliche Kundgebung desselben nirgends Boden, gewähren keine materiellen Vortheile, erhöhen nicht das Ansehen des Individuums; selbst der Schein derselben ist also unnütz.

Daß alle diese angegebenen Momente von großer Bedeutung für das Wesen des Portugiesen sind, unbewußt sein Denken und Handeln beeinflussen, begreift sich leicht, und es ist im höchsten Grade interessant, die Denkweise der niedersten Volksschichten im Verkehr mit denselben zu ermitteln.

Folgendes Beispiel mag zur Charakteristik der Anschauungen dienen, die man im Volke über religiöse, politische und culturelle Fragen vorfindet und die zu erkennen geben, daß in den Portugiesen ein gesunder Kern, entwickelungsfähige, intellectuelle Kräfte zu finden sind.

Die fremdartige Erscheinung der in Lissabon gebräuchlichen Leichenwagen hatte mich eines Tages veranlaßt, mich zu den wenigen Menschen zu gesellen, die sich an der Thür eines Trauerhauses aufhielten. Ein portugiesischer Tagelöhner, der neben mir stand, gab mir bereitwillig Auskunft über verschiedene Details der Bestattung, nach denen ich ihn fragte. Als ich zu wissen wünschte, ob der Todte erst nach der Kirche geschafft und dort eingesegnet würde, erwiderte er ungefähr Folgendes: „Ach! Es wird schon genug und zu viel Aufhebens mit dem Todten gemacht, der ja doch nichts mehr werth ist. Die Luft da oben ist die beste Kirche!“.

Das wurde nicht mit jener verächtlichen und spöttischen Miene gesagt, die der „gebildete“ Arbeiter anderer civilisirten Länder oft annimmt, wenn es sich um religiöse oder andere Dinge handelt, die er von seinem höhern Standpunkte „communistischer Philosophie“ nicht mehr seiner Beachtung werthhält. Aehnliche und oft vollkommen richtige und gesunde, im Grunde realistische Anschauungen habe ich in meinem häufigen Verkehr mit dem Volke wiederholentlich gefunden und kann dieselben, in Anbetracht der durchschnittlich äußerst geringen Bildung, welche die Individuen dieser niedersten Schichten genossen haben, nur auf eine scharfe Beobachtungsgabe und eine nüchterne Kritik der socialen Verhältnisse, der tausend verschiedenartigen Ereignisse der Großstadt zurückführen; denn die angelernten Gedanken lassen sich bei diesen Leuten leicht von den aus eigenem Nachdenken, aus der Empirie gewonnenen unterscheiden, und wer mit dem Volke viel verkehrte, weiß, daß seine Logik, obgleich aller Schulung bar, doch scharf, seine selbständigen Urtheile oft sehr treffend sind. Das portugiesische Volk aber darf durchschnittlich als intelligent bezeichnet werden.

Zum Schulwesen übergehend, finden wir die Unfertigkeit und manche andere der vorher allgemein bezeichneten Uebelstände des heutigen Culturzustandes in Portugal auch hier vor. Das System, das dem portugiesischen Unterrichtswesen zu Grunde liegt, ist vollkommen lebensfähig und kann große Resultate erzielen. Es vollständig durchzuführen, fehlen dem Staate aber die nöthigen Geldmittel. Die Gehälter, die den Lehrern aller Grade gewährt werden, sind so gering, daß das Los des Schullehrers in Wahrheit kein sehr anmuthendes ist; die Zahl derer, die sich dieser Carrière zuwenden, ist daher im ganzen sehr klein und die Aspiranten

müssen, sobald sie nur irgend die nöthigsten Kenntnisse erworben haben, in die Vacanzen eintreten. Wie gut also auch in der Theorie das portugiesische Schulwesen sein mag, die Praxis kann die erstrebten Ziele noch lange nicht erreichen; die Leistungen bleiben daher im allgemeinen auf dem Niveau der Mittelmäßigkeit; der Grad der allgemeinen Bildung wird dadurch bestimmt; diese übt wieder ihre Wirkung auf den allgemeinen Culturzustand aus und befördert die Entwickelung desselben nur sehr langsam. Dazu kommt, daß dem Schulwesen noch viel von dem strengen Scholasticismus früherer Zeit anklebt, weil dieser auf der einzigen Hochschule, auf der Universität zu Coimbra, immer noch in Ansehen steht und herrscht.

Von außerordentlicher Bedeutung sind in dieser Hinsicht jedoch die Bestrebungen eines Deutschen, des Herrn Professor Roeder, des Privatsecretärs des Prinzen August, geworden, der von 1848 ab unermüdlich für Verbreitung deutscher Principien in Portugal gekämpft und in der That glänzende Resultate erzielt hat. Der Umstand, daß der Hof immer noch großes Interesse für Deutschland hegt, daß die deutsche Sprache dort außerordentlich gepflegt wird, daß Professor Roeder den deutschen Unterricht daselbst von jener Zeit bis zum Augenblick geleitet hat und leitet, ist dabei nicht zu unterschätzen, denn — die Portugiesen bringen im übrigen den deutschen Interessen wenig Sympathie entgegen. Wenn es heute Mode geworden ist, deutsch zu lernen, wenn das Studium dieser Sprache in allen höhern Schulen obligatorisch ist, so ist dies dem Collegio allemaõ, der deutschen Schule Roeder's, zu danken, die in ihren Einrichtungen oft nachgeahmt worden ist und drei großen ähnlichen Privatschulen Leben gegeben hat, die von Lehrern des Roeder'schen Instituts gegründet worden sind. Ermüdet von dieser zweiunddreißigjährigen Thätigkeit, hat Professor Roeder im October 1880 seine Schule aufgegeben, die in andere Hände übergegangen ist.

Eine der wichtigsten Leistungen des Genannten ist aber, daß er mit der größten Energie für die Einführung des Turnunterrichts in Portugal gewirkt hat. Der König Dom Fernando hatte ihm zur Einrichtung eines Turnplatzes einen Theil des zu dem Schlosse Necessidades gehörigen Gartens gewährt, und dort wurde am 12. Juni 1848 das erste Turnen veranstaltet. Ungefähr ein Jahr später wurde der zweite Turnplatz bei der deutschen Schule in einem Garten eröffnet, der jetzt noch eine Zierde der Straße Duque de Bragança ist und der Herrn Röder von dem königlichen Hause zu dem bezeichneten Zwecke angeboten worden war. An dem dort eingeführten systematischen Turnunterricht nahm außer der Roeder'schen auch noch eine große französische Schule theil, und bald erkannte man allgemein den außerordentlichen Vortheil des Turnens für die Entwickelung von Körper und Geist. Auf Anrathen Roeder's und auf Veranlassung Dom Fernando's wurde dann im Jahre 1853 in Belem, in der Casa Pia, dem großartigen mustergültigen Nationalwaisenhause Lissabons, ein großer Turnplatz eröffnet, und die außerordentlich sanitäre Wirkung, die die Turnübungen dort aufwiesen, brach diesen nun endgültig Bahn.

Erfreulich ist ferner, im portugiesischen Schulwesen vielfach die Spuren des deutschen wiederzufinden. Wenn man z. B. in die Galerien des Unterrichtsministeriums eintritt, sieht man an den Wänden zuerst gleich Kiepert'sche Wandkarten;

und deutsche Atlanten sowie andere Lehrmittel haben oft den entsprechenden portugiesischen als Grundlage oder Vorbild gedient.

Das Schulwesen Portugals zerfällt in drei Abtheilungen: es gibt Primär-(Elementar-)Schulen, Secundärschulen, die unsern Gymnasien und höhern Realschulen etwa entsprechen, und höhere wissenschaftliche Institute, an deren Spitze die Universität zu Coimbra steht. Der Schulbesuch ist im Princip obligatorisch; empfindliche Strafen, wie der mehrjährige Verlust des Wahlrechtes u. s. w., sind für die Aeltern festgesetzt, die ihre Kinder weder nach der Schule schicken noch den Schulunterricht durch Privatunterricht ersetzen lassen. In der Praxis aber, besonders auf dem Lande, sind die gesetzlichen Bestimmungen — die im ganzen übrigens vom Volke wenig beachtet werden — nicht durchführbar; denn wenn auch jene Gründe, die Minutoli in seinem schönen Werke über Portugal 1855 neben andern erklärlichen angibt: daß nämlich „manche Väter besorgen, die Söhne möchten in der Schule zu klug werden und den Aeltern über den Kopf wachsen, oder die Töchter würden, wenn sie schreiben lernten, ihre Talente in Liebesbriefen üben", heutzutage selten die Vernachlässigung des Gesetzes zur Folge haben, so sind doch andere, daß der Fabrik- und der Landarbeiter seine Kinder lieber physisch als geistig thätig sein läßt, immer noch stichhaltig. Leider ist die Statistik in Portugal noch ganz in ihren Anfangsstadien der Entwickelung und man ist für vieles auf Zusammenstellungen von 1872 u. s. w. angewiesen, in andern Fällen ist das statistische Material gar nicht zu erlangen oder ungenügend; so läßt sich denn auch noch kein Maßstab für die allgemeine Bildung gewinnen, die Zahl derer, die lesen und schreiben können, das Verhältniß des Schulbesuchs zu den Geburten, zur Kinderzahl nicht ermitteln, und der Arbeiter auf diesem Felde hat immer mit dem „Prometer sempre — dar nunca", mit der beliebten Vertröstung auf „morgen" u. s. w. zu thun.

Ich stütze mich bei den folgenden Angaben auf Mittheilungen, die mir von seiten des Ministeriums des Innern und der Unterrichtsabtheilung gemacht, und auf die verschiedenen Denkschriften, die für die pariser Ausstellung von 1878 von seiten der Regierung veranlaßt worden sind.

An der Spitze der Leitung des Primärunterrichts steht ein Unterrichtsrath, dem in jedem District Studiencommissare untergeordnet sind, die selbst oder durch Delegirte Inspectionen vorzunehmen haben. Der Primärunterricht ist ferner in zwei Grade getheilt und die Lehrer und Lehrerinnen werden in Normalschulen herangebildet, deren es fünf: in Lissabon, Coimbra, Porto, Evora und Vizeu, gibt. Diese Section des Unterrichtsministeriums sorgt auch für Einrichtung und Vergrößerung von Volksbibliotheken. Nachtschulen gewähren in solchen Fällen die Möglichkeit der Ausbildung, in denen die Tagschulen nicht besucht werden können. Die Ausgaben des Staates für den Primärunterricht beliefen sich im Studienjahre 1877—78 auf 1,700000 Frs.; die Zahl der Schüler war 1875—76 in den Staatsschulen 141466, in den Privatschulen 56665, also Summa 198131, und nach Geschlechtern:

in den Staatsschulen	106362 Knaben,	35104 Mädchen
„ „ Privatschulen	30604 „	26061 „
	136966 Knaben,	61165 Mädchen.

Die Bevölkerung des Landes aber war 4,429332 und zwar 2,128179 männliche und 2,301153 weibliche Individuen. Die Zahl der Schulen war:

Staatsschulen:	für das männliche Geschlecht	2190
„ „	weibliche „	608
		2798
Privatschulen:	für das männliche Geschlecht	705
„ „	weibliche „	1007
		1712

also zusammen 4510.

Was die Secundärschulen, die Lyceen anbetrifft, so bestimmte die Verordnung vom 20. Sept. 1844, daß in jeder Districtshauptstadt je eins eingerichtet werden solle, also im ganzen 21, wovon das lissaboner in drei Sectionen: das mittlere, östliche und westliche, getheilt wurde. Als Lyceen erster Ordnung wurden die von Lissabon, Coimbra, Porto, Braga und Evora, die übrigen als solche zweiter Ordnung bezeichnet und sind entsprechend organisirt. Die Studienzeit in denen erster Ordnung wurde auf sechs, die in denen zweiter Ordnung auf vier Jahre normirt.

In der Frequenz dieser Institute zeigt sich eine rückläufige Bewegung, wahrscheinlich infolge der erhöhten Frequenz der Fach- und andern wissenschaftlichen Schulen. Man wird bei diesen wie bei allen andern Angaben bemerken, daß die Ausbildung des weiblichen Geschlechts in Portugal eine ganz außerordentlich geringe ist, daß wenig Werth darauf gelegt wird:

Studienjahre.	Schüler der Lyceen.				
	Immatriculirt		Es machten das Examen	Es kamen durch	Es fielen durch
	nach Materien	nach der Zahl der Individuen			
1867—68	7315	3121	3151	2744	407
1868—69	6728	2912	2999	2644	355
u. s. w.					
1875—76	6276	2558	847	615	232
1876—77	5979	2191	677	481	196

Studienjahre.	Schüler außerhalb der Lyceen					
	männliches Geschlecht.			weibliches Geschlecht.		
	Examinirt wurden	Es kamen durch	Es fielen durch	Examinirt wurden	Es kamen durch	Es fielen durch
1867—68	6274	4711	1563	56	46	10
1868—69	7149	5332	1817	89	80	9
u. s. w.						
1875—76	5710	3414	2216	35	32	3
1876—77	4676	2872	1804	38	37	1

Für die Kinder von Offizieren des Heeres und der Flotte besteht die königliche Militärschule, in der der Unterricht ebenfalls auf Staatskosten ertheilt wird, die auf der Höhe der Secundärschulen steht, aber natürlich die Specialausbildung für den Militärdienst besonders ins Auge faßt. Diese Schule wird durchschnittlich von 200 Individuen besucht. Nach sechsjährigen Studien verläßt der Schüler sie als Fähnrichaspirant. Wer sich dem Ingenieurcorps, der Artillerie oder der höchsten militärischen Carrière zuwenden will, besucht drei Jahre die Polytechnische Schule, die er als Fähnrich verläßt, um in der Waffe zu dienen, die er erwählt hat, und dann die Kriegsakademie für weitere zwei Jahre zu besuchen.

Im Jahre 1858 wurde ferner mit einem für diesen Zweck bestimmten Vermächtniß Dom Pedro's V. eine Schule eingerichtet: Curso superior de Lettras (höhere wissenschaftliche Schule), in welcher Lehrstühle für Geschichte, alte und moderne, besonders portugiesische Literaturgeschichte, für Universalgeschichte, Philosophie und seit 1877 für Sanskrit, indische und classische Literatur bestehen; außerdem können in diesem Institut auch nichtangestellte und ausländische Professoren wissenschaftliche Lehrcurse eröffnen. Die Bewegung an dieser Staatsschule, die ein Mittelglied zwischen den Normalschulen der zweiten Ordnung und der Universität bildet, war 1870—71: 36 Schüler, wovon 21 sich dem Examen unterwarfen und 18 durchkamen; 1871—72: 38, 12, 9 u. s. w.; 1875—76: 67 Schüler, wovon 23 Examen machten und durchkamen; 1876—77: 50, 23, 20.

Die Universität Coimbra wies von 1867—77 incl. folgende Bewegung auf: 825 Studenten, 951, 925, 910, 1026, 1081, 1059, 1020, 1027, 999.

Außer diesen Staatsinstituten bestehen nun noch eine Anzahl ebenfalls staatlicher Fachschulen, unter denen zu nennen sind:

Die Escola polytechnica (Polytechnische Schule), die 1856—57 von 213 Studenten, 1865—66 von 115, 1871—72 von 174 besucht wurde.

Die Escola do exercito, Cadettenhaus und Militärakademie. Immatriculirt wurden dort von 1863—75 incl.: 79, 72, 56, 76, 117, 153, 134, 165, 197, 209, 260, 272.

Die Escola naval (Seeschule, Marineschule), die ausgezeichnet sein soll, aber wenig frequentirt wird; sie besitzt eine vorzügliche fachwissenschaftliche Bibliothek von 14297 Bänden.

Die Academia polytechnica do Porto (Polytechnische Schule von Porto), die durchschnittlich von 100 Studenten besucht wird.

Die medicinisch-chirurgischen Schulen von Lissabon und Porto, von denen die letztere stärker besucht wird und im Studienjahre 1877—78 die Ziffer 119 aufweist; eine dritte solche in Funchal zählt, den Verhältnissen entsprechend, stets nur eine sehr beschränkte Zahl von Hörern; 1870—71: 18, 1872—73: 4 u. s. w.

Das Instituto industrial (Industrieschule) in Lissabon und eine Industrieschule in Porto. Das erstere ist sehr stark besucht: 1853—54: 493, 1861—62: 117, 1866—67: 265, 1871—72: 333, 1877—78: 482 Schüler; Summa derselben von 1853—78: 14406, von denen 2154 Examen machten.

Die Ackerbauschule in Cintra.

Institute, den schönen Künsten gewidmet, sind folgende:

Die königliche Akademie der schönen Künste, deren Frequenz sich im Studienjahre 1873—74 auf 224 Studirende bezifferte, wovon 56 dem Tages-, 148 dem Abendunterricht und 20 beiden beiwohnten.

Die Akademie der schönen Künste in Porto weist 1873—74 33 Schüler auf.

Das königliche Conservatorium, das eine dramatische und eine Musikakademie umfaßt und 1873—74 von 95 männlichen und 118 weiblichen Studirenden besucht wurde.

An wissenschaftlichen Instituten ist endlich die königliche Akademie der Wissenschaften in Lissabon als Trägerin der wissenschaftlichen Bestrebungen Portugals zu erwähnen.

Daß es außerdem eine große Zahl von Gesellschaften, Vereinen, Clubs u. dgl. m. gibt, welche die Interessen gewisser Zweige der Wissenschaft, der Literatur, der Künste, Gewerbe u. s. w. vertreten, bedarf in der heutigen Zeit des Vereinswesens, das in Portugal auch sehr ausgebildet ist, kaum einer Erwähnung. Unter den in Lissabon befindlichen Gesellschaften ist hauptsächlich die Geographische zu nennen, die 1875 gegründet worden ist, heute 283 ordentliche Mitglieder und 296 correspondirende zählt. Ferner ist der Gremio litterario (Literarischer Cirkel) zu nennen und die Gesellschaft der Journalisten und Schriftsteller, von denen der erstere ebenso wie die Geographische Gesellschaft bereits eine stattliche Bibliothek besitzt und dessen Localitäten der beliebteste Versammlungsort der Jüngern ist, welche höhern Interessen zugänglich sind, hauptsächlich viele Kaufleute zu Mitgliedern zählt.

Ein Gradmesser der geistigen Regsamkeit eines Volkes sind ferner die Bibliotheken und ihre Frequenz. Was die letztere anbetrifft, so ist sie nur theilweise zu ermitteln gewesen.

Die bedeutendsten Bibliotheken sind:

Die Nationalbibliothek in Lissabon. Diese umfaßt jetzt etwa 300000 Bände, circa 10000 Manuscripte und eine Sammlung von Münzen und Medaillen, die sich auf 38203 Stücke beläuft. Die Statistik des Jahres 1876 zeigt folgende Daten. Die Zahl der Leser belief sich auf 16112, die Zahl der abgegebenen Bände auf 36278.

Neu erworben wurden:

	Bände	kleinere Drucksachen	Stiche	Manuscripte	Summa
Aus den Druckereien des Reiches	333	489	—	—	822
Durch Schenkung	66	24	—	—	90
Durch Kauf	517	21	16	25	579
Deponirt zum Schutz des literarischen Eigenthums . . .	54	24	—	—	78
Durch Tausch	21	—	—	—	21
	991	558	16	25	1590

Die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften umfaßt etwa 75000 Bände.

Die Universitätsbibliothek enthielt im Jahre 1876: 26823 Werke in 80584 Bänden, davon 2564 Manuscripte; sie wurde frequentirt von 32177 Lesern für 37702 Bände und von 1017 Besuchern.

Die Bibliothek von Porto enthält circa 100000 Bände aus geschlossenen Klöstern und circa 80000 andere, außerdem 1200 Manuscripte.

Die Bibliothek in Braga: circa 40000 Bände.

Die Bibliothek in Evora: circa 50000 Bände, darunter viele außerordentlich werthvolle alte Werke. Die Frequenz ist aber so gering, daß Wochen vorkommen, in denen sich kein Leser einstellt. Die dortigen Schätze sind somit todtes Kapital, und überhaupt muß gesagt werden, daß die Frequenz der Bibliotheken durchweg eine unverhältnißmäßig geringe ist, daß in den portugiesischen Bibliotheken und Archiven viel kostbares Material ungenutzt und ungekannt ruht. Wenn man seine Verwunderung darüber ausspricht und hauptsächlich auch darüber, daß das classische großartige Geschichtswerk von Herculano nicht fortgesetzt wird, so erhält man zuweilen die Antwort als Entschuldigung, daß bei dem Erdbeben von 1755 die alten Archive und Bibliotheken durch die Rettungsarbeiten so in Unordnung gebracht, so zerrissen seien, daß das Zusammengehörige nun sehr schwer aufzufinden sei! Man müßte aber, wenn dies wirklich der Fall, schließlich einmal anfangen, wieder die nöthige Ordnung zu schaffen.

Die Bibliothek von Mafra: 30000 Bände. In Villareal und an andern Orten sind noch manche beachtenswerthe Sammlungen zu finden. Außerdem verfügen alle großen wissenschaftlichen Institute, Schulen, Akademien und die Ministerien über große und werthvolle Fachbibliotheken.

Was endlich die Buchdruckereien anbetrifft, so war die Zahl der in den portugiesischen Gebieten befindlichen am 1. Dec. 1879: 146, und zwar in Lissabon 47, in Porto 30, in Coimbra 9; im übrigen Lande 39, auf den Inseln 12, in den Colonien 9. Im Jahre 1874 bestanden 45 Fabriken für Schreib- und Druckpapier. Fast alle Druckereien beziehen ihre Typen, Clichés u. s. w. von der mit der großartigen Nationaldruckerei in Lissabon verbundenen Typengießerei, deren Production 1847: 2419 Kilogramm, 1877 dagegen 31700 Kilogramm betrug, damals 18120 Frs., 1877, trotz der inzwischen eingetretenen bedeutenden Preisreductionen 168213 Frs. eintrug. In der Nationaldruckerei und den damit verbundenen Etablissements werden jetzt etwa 350 Personen beschäftigt.

Was die Literatur betrifft, so müssen wir dieselbe zunächst in die wissenschaftliche, in die schöne und in die journalistische eintheilen. Auf allen drei Feldern wird mit größtem Eifer gearbeitet und massenhaft producirt. Der Mangel einer regelmäßig erscheinenden Bibliographie, die Leidenschaftlichkeit, mit der die Anhänger der einzelnen Schulen sich gegenseitig bekämpfen, das Eingreifen politischer Streitfragen in die literarische Thätigkeit wirken zusammen, um die Uebersicht und Kritik der übergroßen Zahl von Productionen in den letzten Jahren zu erschweren. Da es sich hier nur darum handeln kann, den Gesammtcharakter der augenblicklichen literarischen Bewegung zu kennzeichnen, so müssen wir uns darauf beschränken, die allgemeinen Merkmale und Grundzüge zu fixiren, wie sie sich aus einer Gesammtübersicht als Resultat ergeben. Da zeigt sich denn zunächst und zwar auf allen Gebieten ein energisches und bewußtes Streben, sich von zwei Factoren zu befreien, die bis vor kurzem noch das literarische Leben Portugals beherrschten und sich

auch heute noch in hohem Grade geltend machen: von dem Romanticismus und von dem Einfluß des Auslandes, besonders der französischen Literatur. Der Romanticismus drückte für Jahrzehnte nicht nur der Literatur seinen Stempel auf, sondern er untergrub durch seine Ueberschwenglichkeit auch die Thatkraft der Nation; man träumte statt kräftig zu arbeiten, man erging sich in Nachahmungen Ossian's, in Sentimentalitäten aller Art, statt sich zu kräftigem Wollen, zu wissenschaftlicher Arbeit, zu lebensvollen Schilderungen der Wirklichkeit zu erheben.

Das Verhältniß der Uebersetzungen zu den neu entstandenen Originalwerken verändert sich von Tag zu Tage zu Gunsten der letztern, und es entfalten sich überall tüchtige vielversprechende Kräfte. Auf dem Felde der Wissenschaften bricht sich der deutsche Einfluß gegenüber dem französischen Bahn, treibt der Geist ernster deutscher Forschung schöne Blüten; man beginnt energisch vergleichende Studien zu machen, und Männer wie Francisco Adolpho Coelho, Guilherme de Vasconcellos Abreu, wie Latino Coelho, Joaquim de Vasconcellos gehen mit rastlosem Eifer auf dieser neuen Bahn vor. Die Geschichte Portugals ist nach wie vor ein bevorzugtes Gebiet der Forschung. Oliveira Martins, dessen Geschichte Portugals vor wenigen Monaten bereits in zweiter Auflage erschienen ist und allgemein als bedeutend anerkannt wird, bereitet jetzt die Herausgabe einer zeitgenössischen Geschichte Portugals vor, auf die man sehr gespannt ist. Die Literaturgeschichte wird von Theophilo Braga vollkommen beherrscht, der eine Arbeitskraft zeigt, die ihresgleichen sucht. Von seinen eigenen Dichtungen sind besonders bekannt die „Folhas Verdes", „Torrentes" u. s. w. Seine literarhistorischen Werke belaufen sich auf 17 Bände; sie sind es vorzugsweise, die ihm außerordentlichen Ruhm verschafft haben. Jetzt wendet er sich auch der politischen und der Culturgeschichte, der Philosophie und Jurisprudenz zu, überall massenhaft schaffend.

José Silvestre Ribeiro hat im Jahre 1880 seine achtbändige Geschichte der wissenschaftlichen, literarischen und artistischen Institutionen Portugals beendet, ein Werk, das für die Kenntniß der geistigen Cultur dieses Landes von hoher Bedeutung ist und von außerordentlichem Fleiß zeugt.

Das Feld der vorhistorischen Forschung und alle Zweige der Naturgeschichte werden sehr eifrig cultivirt, philosophische Werke dagegen in geringer Zahl geschaffen. Die einzelnen Sectionen der Akademie der Wissenschaften sind unermüdlich beeifert, die letztern zu fördern; wichtig sind die Veröffentlichungen alter Documente der Geschichte Portugals.

Adolpho Coelho und Abreu sind die Träger der linguistischen Studien, der erstere ist zur Zeit hauptsächlich auch mit vergleichenden Studien über die Märchen, Sitten und Gebräuche der Portugiesen beschäftigt.

Endlich fängt man auch an, die Statistik zu pflegen; so sind diesen Augenblick erschienen: eine Statistik der Verwaltung der Criminaljustiz des Jahres 1878 und ein statistischer Jahresbericht der Generaldirection der directen Steuern von 1877 und 1878. Unter der Presse ist noch der „Censo de Freguezias", ein starker Band in groß Folio, der die Bevölkerung nach den Parochien behandelt; ferner erschien in den letzten Wochen eine allgemeine Statistik des Telegraphendienstes im Jahre 1878; eine Statistik der Marine- und Handelsbewegung

im Jahre 1879. So wird energisch gearbeitet, um diese klaffende Lücke endlich auszufüllen.

Die wissenschaftlichen Zeitschriften zersplittern außerdem die Arbeit der Gelehrten und beeinträchtigen wie überall die Buchliteratur.

Die schöne Literatur verfügt über so viele Kräfte, daß die Aufzählung derselben beträchtlichen Raum erfordern würde; wir erwähnen daher nur diejenigen Schriftsteller, die sich zur Zeit eines besondern Rufes erfreuen, deren Werke gerade Mode sind, und es muß hier erwähnt werden, daß unter den Schöpfungen, welche die Literatur der letzten Jahre aufweist, eine nicht unbedeutende Reihe von Werken ist, die verdienten, über die Grenzen Portugals hinaus verbreitet zu werden. Der Grund, weshalb dies nicht geschieht, ist hauptsächlich die heftige Polemik, durch welche die Schriftsteller verschiedener politischer Parteien einander bekämpfen und durch ihre gegenseitige Kritik herabwürdigen. Das Volk steht den literarischen Bestrebungen ganz indifferent gegenüber, hat absolut kein Interesse und Verständniß für sie; daher können die portugiesischen Werke immer nur in kleiner Auflage hergestellt werden, erleben selten neue Auflagen, wodurch sie allein das Augenmerk weiterer Kreise auf sich lenken würden; denn die Brasilianer drucken bisjetzt, was sie Gutes in der portugiesischen Literatur finden, ungenirt ab, sodaß den portugiesischen Schriftstellern der große Absatz in Brasilien entgeht.

In erster Linie stehen natürlich auch heute noch diejenigen Werke früherer Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, die sich vermöge ihres Gehalts über die Masse der ephemeren jetzt vergessenen Schöpfungen erhoben: die Theaterstücke von Almeida-Garrett und einzelne seiner Romane, wie „Arco de Sant'Anna", die „Viagens na minha terra"; ferner die Dichtungen „Folhas cahidas" u. s. w.

Von Alexandre Herculano sind außer seiner „Geschichte Portugals" und der „Geschichte des Ursprungs und der Einrichtung der Inquisition in Portugal" die Romane: „O Monasticon", bestehend aus „Eurico" und „Monge de Cister", ferner „O Bobo" berühmt und bei der gebildeten Welt außerordentlich beliebt. Die Kraft der Sprache, die geschickte dramatische Zuspitzung der Conflicte, das natürliche Leben, das in diesen Dichtungen pulsirt, wird sie auch dauernd am Leben erhalten.

Auf dem Gebiete der Lyrik wird fast gar nichts Bedeutendes geschaffen; in dieser Hinsicht ist man auf die frühern Schöpfungen von Joaõ de Deus, Joaõ de Lemos, Soares de Passos, Augusto Lima u. s. w. angewiesen. Jeder Journalist und jeder Schriftsteller macht natürlich auch Gedichte; wahrhaft Schönes aber findet man selten; die Poesien von Guilherme Braga, Gomes de Amorim, Bulhaõ Pato, Mendes Leal, E. Marecos, Anthero do Quental, Guilherme de Azevedo, Claudio José Nunes, Gomes Leal, Candido do Figueiredo, Guerra Junqueiro, Telles, Sampaio dürfen als die schönsten gelten.

Das dramatische Repertoire ist ebenfalls ziemlich klein; die Werke, die allgemeinen Beifall gefunden haben, sind in erster Linie die von Antonio Ennes: „Os Lazaristas", in denen die Jesuiten, ihr System, die Orthodoxie u. s. w. in scharfer Weise kritisirt werden; ferner „O Saltimbanco", „Um divorcio", „Os engeitados" u. s. w.; von Pinheiro Chagas, einem äußerst talentvollen Schriftsteller und gewandten Redner: „A morgadinha de Valflor", „O drama do Povo", „Magdalena",

„A Judia" u. s. w.; von Camillo Castello Branco: „O condemnado" u. a.; von Thomaz Ribeiro: „A Indiana"; von Ernesto Biester: „Os diffamadores"; von Ricardo Cordeiro: „A chave de oiro", „Entre o jantar e o baile"; von Baptista Machado: „Verduras da Mocidade", „A Morgadinha dos Canivaes" u. s. w; die Komödien von Luiz de Araujo; einzelne Dramen von Rangel de Lima, Mendes Leal, Cesar de Lacerda, Sousa e Vasconcellos, Luiz de Campos u. a.

Roman und Novelle werden natürlich in hohem Grade cultivirt, die Zahl der wahrhaft schönen und beliebten ist aber sehr klein; außer den vorher genannten von Garrett, Herculano u. s. w. sind die von dem unter dem Pseudonym Julio Diniz schreibenden unlängst verstorbenen Gomes Coelho zu nennen; sie zeichnen sich durch Zartheit, Naturwahrheit und Schönheit besonders aus; die berühmtesten und beliebtesten sind: „As pupillas do Snr. Reitor", „Uma Familia Inglesa", „Os Fidalgos da Casa Mourisca", „A Morgadinha dos Canivaes". Ein gefeierter Novellist ist, obgleich er von berufener Seite sehr angefeindet wird, Camillo Castello Branco, dessen bedeutendste Schöpfungen sind: „Onde está a felicidade?", „Queda d'un anjo", „Anathema" u. s. w. Eça de Queiroz ist besonders durch die Romane „Crime do padre Amaro" und „O Primo Basilio" berühmt geworden, die sich aber nicht gerade durch hohen ethischen Gehalt auszeichnen.

Als scharfer Satiriker, als strenger Kritiker, als bedeutendes Talent ist Ramalho Ortigaõ zu nennen. Er gibt eine Art feuilletonistischer Bibliothek heraus, die in einzelnen Broschüren periodisch erscheint und „Farpas" bezeichnet ist — so nennt man die Speere, die bei den Stiergefechten den Stieren in den Nacken gestoßen werden. In diesen „Farpas" spiegelt er die politischen und socialen Verhältnisse der betreffenden Zeit in geistvollster Weise. Witz und Satire sind in ihnen mit einer erfrischenden Lebhaftigkeit der Darstellung, Natürlichkeit der Empfindung und Ungeziertheit des Ausdrucks verbunden; sie sind daher außerordentlich verbreitet und man sieht ihrem Erscheinen immer mit gespannter Erwartung entgegen.

Die Thätigkeit, die durch die Camoens-Feier in Portugal hervorgerufen wurde, hat ganz erstaunliche Früchte geliefert. Dieses Fest bot jedem jungen Schriftsteller und „verkannten Genie" Gelegenheit, sich bekannt zu machen, und diese Gelegenheit wurde denn auch auf das äußerste ausgenutzt. Ein genaues Verzeichniß sämmtlicher größern Werke, d. h. neuer Ausgaben der Camoens'schen Dichtungen, Uebersetzungen, kritische Arbeiten, Commentare, Festschriften, Biographien u. s. w., die für diesen Zweck geschaffen wurden, ist mir von competenter Seite übergeben worden und weist nicht weniger als 63 Nummern auf. Eine eingehende Betrachtung dieses Verzeichnisses und eine Mittheilung desselben wäre zwar interessant und instructiv, muß jedoch hier unterbleiben. Bei diesen 63 Nummern sind die Artikel und Abhandlungen, die in den Journalen des In- und Auslandes erschienen und von denen eine vollständige Sammlung angelegt werden soll, natürlich nicht einbegriffen.

Der portugiesische Journalismus ist verhältnißmäßig sehr stark entwickelt; denn er umfaßt etwa 200 periodische Erscheinungen, von denen über 150 politische Zeitungen, Amtsblätter, Anzeigenblätter sind. Eine vollständige Statistik ist leider bisjetzt nicht zu beschaffen gewesen. In Lissabon allein erscheinen ungefähr 60 poli-

tische und wissenschaftliche Blätter; davon haben die größten Auflagen das „Diario de Noticias" mit circa 26—30000 Exemplaren täglich, ein farbloses Nachrichtenblatt; das „Diario popular" erscheint in circa 20000 Exemplaren, ist politisch und steht auf seiten der Regierung. Die durchschnittliche tägliche Auflage aller portugiesischen Zeitungen wird auf circa 100000 Exemplare geschätzt. In Porto erscheinen circa 15 politische u. s. w. Blätter und circa 12 wissenschaftliche, literarische, artistische Journale; Coimbra figurirt mit circa 6 Zeitungen, Braga mit circa 5 u. s. f.

Die geistigen Interessen der höhern Gesellschaftsklassen Portugals sind keineswegs bedeutend; bei geselligen Zusammenkünften bewegt sich die Unterhaltung, vollends in Anwesenheit von Damen, auf dem Gebiete der Tagesereignisse, der Stadt- und Skandalchronik; ein höheres Thema anzuschlagen wird oft als ein Zeichen von Ueberspanntheit angesehen. Selbstverständlich gibt es Ausnahmen. Die niedern Gesellschaftsklassen verhalten sich im ganzen allen höhern Interessen gegenüber, wie bereits bemerkt, vollkommen indifferent. Auch Politik wird nur von einem kleinen Kreise von Individuen betrieben, das Volk mag davon nicht viel wissen. Dieses zeigt ein lebhaftes Interesse nur für die Stiergefechte, die durch das vollständige Abweichen von den spanischen auch den milden Charakter der Portugiesen spiegeln.

Der Portugiese ist ferner, obgleich unzuverlässig hinsichtlich der Erfüllung seiner Versprechen, redlich, sodaß man ihm gegenüber im geschäftlichen Verkehr nicht annähernd in dem Maße auf seiner Hut zu sein braucht wie vornehmlich dem Italiener gegenüber.

Die Künste werden wenig gepflegt, in der Musik scheinen die deutschen Componisten zu überwiegen.

Ist nun das gesammte Geistesleben auch immer noch mehr oder weniger vom Auslande beeinflußt, zeigt die Literatur viel Eklektik, Anlehnen an fremde Vorbilder und Nachahmung derselben, so bekundet doch die intellectuelle Thätigkeit der letzten Jahre nach allem ein entschiedenes Streben, sich zu emancipiren, und da es den Portugiesen nicht an der nöthigen Geisteskraft und Phantasie fehlt, da ihnen vielmehr in dem natürlichen Witz, den sie oft zu erkennen geben, noch eine besondere vorzügliche Gabe verliehen ist, so darf man mit Recht hoffen, daß das Land unter dem Einflusse der innern politischen Ruhe, deren es sich jetzt erfreut, auch auf dem Gebiete der Geistescultur wieder zu höherer Bedeutung gelangen wird.

Die Erdbeben und deren Entstehung

nach der Statistik von 1865 bis 1880.

Von

C. W. C. Fuchs.

An dem großartigen Aufschwung der Naturwissenschaften in den letzten drei Jahrzehnten hat auch die Geologie hervorragenden Antheil genommen. Ausgedehnte systematische Untersuchungen in Europa und in fremden Welttheilen, theilweise mit Hülfe neuer Methoden (Gesteinsmikroskopie u. s. w.), haben dazu ebensowol beigetragen wie die Unterstützung verwandter Zweige der Wissenschaft, besonders der Chemie. Die auf solche Weise gewonnenen Resultate sind schon durch zahlreiche allgemein verständliche Mittheilungen und sogar durch Besprechungen in den politischen Journalen fast zum Gemeingut der großen, für die Fragen der Entwickelung unsers Erdkörpers sich interessirenden Kreise geworden.

Wie groß aber auch die Fortschritte in der Paläontologie und in der Kenntniß des Gebirgsbaues, seiner Zusammensetzung und der darin vorkommenden Veränderungen waren, so blieb doch die gleichfalls in das Gebiet der Geologie fallende Erdbebenkunde davon unberührt. Man ist in diesem Punkte bis auf die neueste Zeit da stehen geblieben, wo man schon am Anfang des Jahrhunderts war, und jahrzehntelang sind nicht einmal erhebliche Anstrengungen gemacht worden, darüber hinauszukommen.

Ein so auffälliges Misverhältniß in der Entwickelung der verschiedenen Zweige der Geologie, ein gänzliches Stillstehen bei dem einen, ein überraschendes Aufstreben bei allen andern muß einen tiefern Grund haben.

Der Vulkanismus und die mit ihm theilweise eng verbundenen Erdbeben sind Naturerscheinungen von so imponirender Großartigkeit, daß sie auf die Phantasie einen tiefen Eindruck machen müssen. Ihre frühere Erklärung trägt darum auch deutlich das Gepräge davon; sie war nicht aus strengen Untersuchungen hervorgegangen, sondern das Resultat theoretischer Speculationen über die allgemeine Entwickelung des Erdballs.

Dieser Hypothese haben jedoch Alexander von Humboldt und Leopold von Buch eine so anziehende Gestalt gegeben, daß wir es fast bedauerten, ihr selbst damals, als wir ihr noch keine befriedigende Erklärung entgegensetzen konnten, nicht folgen

zu können. Wenn auch der durch eingehendes Studium in den letzten Jahren gewonnene Einblick in das Wesen der Erdbeben durchaus nicht das Interesse an ihnen vermindert hat, so dürfte doch manchem der poesievolle Glanz etwas verwischt und der Gegenstand nüchterner erscheinen.

Wer hat nicht gern die Schilderung jener gewaltigen Katastrophen gelesen, aus denen allmählich der gegenwärtige Zustand sich herausgebildet haben sollte! In wenigen Sätzen lassen sich die Hauptmomente der Entwickelung zusammenfassen. Die glutflüssige Erdkugel bedeckte sich durch Wärmeausstrahlung nach und nach mit einer festen Rinde, welche zeitweise von der noch flüssigen Masse des Innern gewaltsam durchbrochen wurde. Je dicker die Erstarrungsrinde wurde, je zahlreicher die von der allmählich beginnenden Thätigkeit des Wassers abgelagerten Schichten sich ansammelten, desto schwieriger und seltener gelang der Durchbruch und desto gewaltigere Gebirgsmassen wurden aufgerichtet, bis diese großen Katastrophen, sich allmählich erschöpfend, jetzt in den Eruptionen unserer heutigen Vulkane ihre letzte Kraft verzehren.

Der Andrang des glutflüssigen Innern gegen die starre Erdrinde, aus welcher Veranlassung derselbe auch erfolgen mochte (denn man hat sich sehr verschiedene Ursachen dabei wirksam gedacht), verursachte so lange Stöße und Erschütterungen in dem festen Theile der Erdoberfläche, bis der Durchbruch gelang.

Damit waren die Erdbeben in die allgemeine Theorie der Erdentwickelung eingefügt. Man faßte ihre Erklärung in höchst geistreicher Weise in dem kurzen Satz zusammen: „Erdbeben sind Reactionen des feurigflüssigen Erdinnern gegen die starre Kruste.“ Die Ursache der Erdbeben, über die man sich nicht einigen konnte, war darin vorsichtig umgangen, und die Erklärung konnte darum allgemeine Annahme finden.

Obgleich diese Erklärung in sehr natürlicher Weise sich den andern Hypothesen ergänzend anschloß und gleichsam aus der Theorie von selbst hervorzugehen schien, so ist es doch auffallend, daß sich so lange Zeit nirgends das Bedürfniß regte, diese Naturerscheinungen wirklich zu studiren und die Hypothese dadurch zu bestätigen oder zu beseitigen. Die Befriedigung über die scheinbare Harmonie mit den andern Hypothesen, welche es sogar manchen nicht einmal zum Bewußtsein kommen ließ, daß die Erklärung doch nur eine Hypothese sei, eine wissenschaftliche Untersuchung aber noch fehle, macht es doch nur theilweise begreiflich.

Es trugen offenbar die außerordentlichen, einer directen Untersuchung entgegenstehenden Schwierigkeiten, die das Unternehmen doch aussichtslos erscheinen ließen, die Schuld daran. Die gewöhnlichen Methoden der Forschung lassen in diesem Falle alle im Stich, weil kein greifbares Object für sie vorhanden ist. Die Erderschütterungen sind nur die Wirkungen einer unbekannten Ursache in unzugänglicher Tiefe und lassen in den bekannten Theilen des Erdkörpers keine solche Veränderungen zurück, an welche die Untersuchung anknüpfen könnte. Die Folgen aber, die durch die Erschütterung der festen Erdmasse auf der Erdoberfläche hervorgerufen werden und auf die wegen der dem Menschen oft so gefährlichen Ereignisse, wie Zusammensturz von Gebäuden und ganzen Ortschaften, Ueberschwemmungen und Bergstürzen u. s. w., hauptsächlich sich die Aufmerksamkeit

richtet, sind wol für die davon betroffenen Personen von Bedeutung, werden aber meist von zufälligen Umständen bedingt, gleichviel welche Ursache der Erschütterung zu Grunde liegt; sie sind vollständig gleich denen, welche durch Explosionen, Sprengung von Minen und ähnliche Ereignisse entstehen. Sie können also auch über die Ursache, die zu erforschen gerade unsere Aufgabe ist, keinen Aufschluß geben, und sie finden deshalb ihre Stelle wol unter den Beobachtungen, welche die Art und Weise der Erschütterung und deren Eigenthümlichkeiten erkennen lassen, sind aber nicht einmal für das an das einzelne Erdbeben sich knüpfende geologische Interesse maßgebend.

Andererseits wird der Fortschritt auf diesem Gebiet dadurch erheblich erschwert, daß die sonst so häufig auf den richtigen Weg leitenden Experimente fast ganz ausfallen und sich höchstens über die Art und Weise, wie die Folgen der Erdbeben auf der Erdoberfläche zu Stande kommen, anstellen lassen. Daher konnten wol Erklärungen auf Hypothesen gebaut werden; indem diese aber nicht an Experimenten geprüft und erprobt waren, war die Grundlage schon unsicher und die darauf gestützten Schlüsse hatten nur den Werth persönlicher Meinungen.

Ein nur zu häufig betretener Abweg hat die Erreichung des Zieles noch mehr erschwert.

Man hat immer nach der Ursache der Erdbeben gesucht und von verschiedenem geologischen Standpunkte aus mehrere Erklärungen aufgestellt, von denen jede ausschließlich Geltung beanspruchte. Mit welchem Recht setzte man aber voraus, daß allen Erdbeben dieselbe Ursache zu Grunde liegt? Kann nicht, abgesehen von den durch ihr phantastisches Gepräge schon höchst unwahrscheinlichen Hypothesen, in vielen jener Erklärungen ein Kern von Wahrheit stecken und in bestimmten Fällen die eine, in andern wieder eine andere von ihnen zutreffen?

Wie ein Knall aus einer Erschütterung der Luft entsteht, die mannichfache Veranlassung hat, so sind die Erdbeben Erschütterungen der festen Erdmasse, welche durch zahlreiche Ursachen veranlaßt sein können.

In dem Bestreben, eine die Erklärung aller Erdbeben umfassende Formel zu finden, hat man die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten noch durch selbstgeschaffene vermehrt und in dem Eifer, befriedigende Hypothesen aufzustellen, ganz übersehen, daß eigentlich niemand sich noch ernstlich mit der Untersuchung der zu erklärenden Naturerscheinung beschäftigt hatte, und daß sie demgemäß auch nur höchst oberflächlich bekannt war.

Dem Mangel an Kenntniß der Erdbeben ließ sich, da die gewöhnlichen Forschungsmethoden der Geologie unanwendbar waren, zunächst durch Sammlung der Thatsachen abhelfen. Je unbefangener, das heißt je freier von Vorliebe für eine der vorhandenen Theorien man die reiche Fülle von Thatsachen vergleicht, desto mehr wird das Urtheil über sie der Wirklichkeit entsprechen.

Auf dieser Ideenverbindung beruht die Einführung der Statistik in die Erdbebenkunde, welche auch wirklich sehr ersprießliche Dienste geleistet hat. Ihr verdankt man es, daß das Wesen der Erdbeben, wenigstens in seinen Grundzügen, mit einer an Gewißheit grenzenden Sicherheit bekannt ist, und wenn die Erklärungen auch im einzelnen noch vielfach der Hypothesen nicht entbehren können, so

sind diese doch durch die Erfahrung gestützt und werden fortwährend durch die weiter sich sammelnden Thatsachen geprüft, ergänzt oder berichtigt.

Auch die Statistik kann natürlich tendenziös misbraucht werden. Es wird oft versucht, für die zum voraus feststehenden Meinungen aus ihr nur die Bestätigung herauszulesen, und eine geschickte Gruppirung der Thatsachen kann bisweilen verblüffende Erfolge liefern. Sie ist darum um so mehr eine zweischneidige Waffe, je unvollständiger sie ausgeführt wird. Die großen und werthvollen, bisher von dieser Methode geleisteten Dienste dürfen aber deswegen doch nicht verkannt werden.

In Mittel- und Nordeuropa, wo die Erdbeben als zerstörende Naturgewalt in ihrer vollen Macht und Großartigkeit fast unbekannt sind und nur zuweilen als leichte Erderschütterungen vorzukommen pflegen, war man lange Zeit gewohnt, sie als ganz außergewöhnliche und sehr seltene Ereignisse zu betrachten; nur als Begleiter der Thätigkeit der Vulkane schienen sie eine regelmäßige Plage der Bewohner jener Gegenden zu sein. Seitdem aber selbst die politischen Zeitungen unter ihren Neuigkeiten die stärkern Erdbeben auch aus fernen Ländern mitzutheilen pflegen, dürfte wol durch die häufige Wiederholung solcher Nachrichten allgemein der Eindruck ihrer Bedeutung gewachsen sein; man ist aber auch jetzt noch weit davon entfernt, sich in den Gedanken hineinzuleben, daß sie ganz gewöhnliche und alltägliche Ereignisse sind.

Durch die Statistik der letzten 15 Jahre, von 1865—80, auf welcher hauptsächlich die nachfolgenden Mittheilungen beruhen, sind 4765 verschiedene Erdbeben bekannt geworden. Durchschnittlich ereignen sich danach mehr als 300 Erdbeben im Jahre. In einzelnen Jahren, wo besonders zahlreiche Quellen zur Verfügung standen, steigt die Zahl der gesammelten Erdbeben auf das Doppelte, 1870 z. B. auf 618 und 1871 sogar auf 629. Mit Berücksichtigung der dem Statistiker wohl bekannten, leider aber unvermeidlichen Lücken ergibt sich daraus, daß an jedem Tage mindestens ein Erdbeben, wahrscheinlich aber mehr als zwei stattfinden.

Wenige Erdbeben bestehen aus einem einzelnen Stoß oder einer Erschütterung. Meist erfolgen mehrere bald schwächere, bald stärkere Bewegungen, entweder unmittelbar nacheinander oder mit Pausen von verschiedener Dauer.

Dadurch zeigen selbst die mäßigen, in unsern Gegenden die Regel bildenden Erdbeben eine große Verschiedenheit, die sich nicht allein durch Stärke und Art der Bewegung, sondern auch in der Zahl der einander folgenden Erschütterungen und ihrer Vertheilung der Zeit nach ausdrückt.

So ereignete sich in der Nacht vom 3. Dec. 1864 in Innsbruck eins der im Unterinnthal fast alljährlich wiederkehrenden Erdbeben. Um 1 Uhr 25 Minuten hörte man lautes unterirdisches Getöse, dem das ziemlich starke Erdbeben, welches vielfach den Mörtel von den Wänden herabwarf, sogleich folgte, indem die senkrechten Stöße sich während ein und einer halben Secunde in schnellem Tempo wiederholten und dann nach längerer Ruhe, um 7 Uhr, zwei schwache Stöße nachfolgten. Dagegen beschränkte sich der Verlauf eines am 14. April 1875 in Judenburg (Steiermark) eingetretenen Erdbebens auf 2—3 Secunden, in denen um 4 Uhr 18 Minuten abends drei starke und vier bis fünf schwache Stöße einander folgten,

während Tübingen am 18. Febr. 1874 von einem Erdbeben betroffen wurde, bei dem der erste und schwächste Stoß zwischen 10 und 11 Uhr abends, nach längerer Pause um 11½ Uhr der zweite und stärkste, und der dritte abermals nach halbstündigem Zwischenraum um Mitternacht eintrat.

Für Deutschland ist es zwar schon ungewöhnlich, wenn, wie bei dem ausgedehnten niederrheinischen Erdbeben vom 28. Aug. 1878 in Elsdorf, zwischen Neuß und Düren, 17 Erdstöße an einem Tage erfolgen; allein im allgemeinen ist die Zahl der miteinander wechselnden Erschütterungen und Stöße unbegrenzt. Kamen doch im Bergwerksdistrict Lone Pine im südöstlichen Californien am 17. März 1872 in wenig Stunden 200 Erdstöße vor, und am 26. März zählte man daselbst über 1000. Vom 2. bis 7. April 1868 dauerten zu Hilo auf der Insel Hawaii die Erderschütterungen so ununterbrochen an, daß sie oft gar nicht mehr voneinander zu unterscheiden waren, sondern einer andauernden Bewegung des Bodens glichen.

Es ist daher erklärlich, daß bei manchen Erdbeben die einzelnen Erschütterungen wegen ihrer Häufigkeit nicht mehr angegeben werden können. Jedenfalls muß man sie nach Tausenden jährlich berechnen, und auf jeden einzelnen Tag fällt durchschnittlich eine sehr erhebliche Anzahl.

Der Boden, auf dem wir stehen, verliert durch solche Betrachtungen den ihm gewöhnlich zugeschriebenen Charakter der Festigkeit und Unbeweglichkeit.

Zu diesen, nach der bisherigen Anschauung so unerwartet zahlreichen, bald schwächern, bald stärkern, aber immer noch erkennbaren Schwankungen der Erdoberfläche kommen aber noch die leisen, für unser Gefühl nicht mehr wahrnehmbaren Bewegungen hinzu. Die empfindlichen, an mehrern Vulkanen, als den erschütterungsreichsten Punkten, aufgestellten Apparate (Seismographen) haben gezeigt, daß außer einer Menge sehr schwacher Erderschütterungen häufig noch ein unbestimmtes Schwanken und Zittern des Bodens, manchmal tagelang anhaltend, dort die größere oder geringere Energie des in der Tiefe thätigen vulkanischen Processes andeutet.

Angeregt durch derartige Beobachtungen an activen Vulkanen, hat man, zunächst nach Anleitung de Rossi's an der päpstlichen Universität in Rom, an verschiedenen Orten Italiens Stationen zur Erforschung der Vorgänge im Innern des festen Erdkörpers errichtet. Obgleich erst seit kurzer Zeit in Thätigkeit, haben sie doch schon das eine zuverlässige Resultat ergeben, daß nicht nur an den Vulkanen, sondern an allen diesen Orten periodische Schwankungen des Erdbodens vorkommen, die, obgleich sie sich oft nur in mikroskopischen Schwingungen eines äußerst empfindlichen Pendels bemerklich machen, doch über große Landstriche ausgedehnt sind und wiederholt gleichzeitig in Rom und Bologna und sogar in Turin beobachtet werden konnten. Manche treffen mit wirklichen, wenn auch sehr entfernten Erdbeben zusammen; die Mehrzahl ist jedoch davon ebenso unabhängig wie von den Vorgängen an den Vulkanen. Perioden vollständiger Ruhe wechseln in bisher noch nicht aufgeklärter Weise mit Perioden der Unruhe ab, wo die Instrumente in fast anhaltender Bewegung begriffen sind, und dazwischen treten wieder Zeiten ein, in denen einzelne leise Schwankungen in längern Pausen einander folgen.

Ein neues, vielversprechendes Feld eröffnet sich dadurch der Forschung. Obgleich systematische Untersuchungen dieser Art bisjetzt auf Italien beschränkt sind, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die gleichen Erscheinungen überall vorkommen, und daß der für so fest gehaltene Erdkörper beständig leise zittert und bebt oder stärkern Schwankungen und Stößen ausgesetzt ist.

Die so zahlreichen eigentlichen, d. h. ohne feine Apparate wahrnehmbaren Erdbeben, auf die sich allein die vorliegenden Mittheilungen beschränken, sind über die ganze Erde verbreitet. Es gibt keinen Punkt ihrer Oberfläche, der ihnen nicht von Zeit zu Zeit unterworfen wäre.

Die Vertheilung ist allerdings keine gleichmäßige. Einzelne Gegenden sind so reich daran, daß die Zeiten der Ruhe nur als kurze Pausen in der Bewegung des Bodens erscheinen und die Eingeborenen den gewöhnlichen Erderschütterungen nur wenig Beachtung schenken, bis heftige Stöße sie aus ihrer Ruhe aufschrecken, indem sie dadurch an die früher erlittenen und fortwährend zu befürchtenden Katastrophen erinnert werden, während in andern Landstrichen schon ganz schwache Erschütterungen ihrer Seltenheit wegen Aufsehen erregen.

Die Westküste von Südamerika, die Inselwelt im Südosten von Asien (Java, Sumatra, die Philippinen u. s. w.) und einzelne Inselgruppen des Großen Oceans, besonders die Sandwichinseln, sind die weitaus am häufigsten von Erdbeben heimgesuchten Gebiete unsers Globus. An dem südamerikanischen Küstenstrich kamen im Jahre 1869 242 Erdbeben vor, und sehr viele davon bestanden aus einer großen Anzahl von Stößen; die kleine Insel Hawaii der Sandwichgruppe hatte in demselben Jahre allein 42 Erdbeben und erlitt außerdem im ganzen Monat December täglich eine Anzahl Stöße.

Nächstdem dürften Japan, Mexico und Centralamerika, wo besonders San-Salvador von Erderschütterungen fast ununterbrochen heimgesuchte Districte hat, zu den erdbebenreichsten Ländern der Erde gehören.

Die großen continentalen Tiefebenen sind dagegen zwar nicht gänzlich frei davon, wie man früher meinte, werden aber doch nur selten betroffen. Erdbeben gehören darum auch in Norddeutschland zu den seltenen Ereignissen. In der funfzehnjährigen Periode von 1865—80 fanden nur acht daselbst statt, die im Folgenden zusammengestellt sind:

Am 27. Jan. 1866 Erdbeben in der südöstlichen Umgebung von Leipzig; 29. Jan. 1866 bei dem Dorfe Rekow in Pommern; 19. Dec. 1869 bei Hildesheim; 28. Sept. 1870 in Salzschlirf; 6. März 1872 Erdbeben von sehr großer Ausdehnung, wodurch unter andern Leipzig, Berlin, Breslau, Hannover u. s. w. betroffen wurden; 7. Dec. 1872 Erdbeben zu Lathem an der Ems; 20. März 1874 bei Jülich; 4. Dec. 1875 abermals Erdbeben bei Leipzig; 31. Oct. 1876 in der Nähe von Werder bei Potsdam; 26. Aug. 1878 am Niederrhein, unter andern in Köln, Düsseldorf u. s. w.; 17. Nov. 1879 in Harburg.

Außerdem ereignete es sich mehrmals in diesem Zeitraum, daß Erderschütterungen aus andern Gegenden sich bis in das norddeutsche Tiefland fortpflanzten, und so spürte man z. B. in Köln noch folgende Erdbeben: 17. Nov. 1868, 3. Oct. 1869, 10. Dec. 1878 und 10. Jan. 1879.

Selbst das fast ganz aus neuern Anschwemmungen gebildete Holland blieb nicht verschont; es war dreimal während dieser Zeit der Schauplatz von Erdbeben, nämlich Vliessingen am 11. Nov. 1869, die Provinzen Utrecht, Brabant, Geldern und Limburg am 26. Aug. 1878, und ein Theil des Luxemburgischen gegen Namur hin am 15. Dec. 1878. Ebenso sind von dem als Geschenk des Nils bezeichneten Unterägypten drei Erdbeben: am 11. April 1865, 24. Juni 1870 und 11. Juli 1879, bekannt, unter denen besonders das im Jahre 1870 sehr stark war und sich über einen großen Raum von Alexandria bis zum Rothen Meere und südlich bis Kairo ausbreitete.

Wenn diese Beispiele die früher allgemein geltende Meinung, daß die continentalen Tiefebenen frei von Erdbeben seien, nur insofern zu beschränken schienen, als dieselben dort wenigstens seltener als anderwärts eintreten, so gibt es doch auch Niederungen von der gleichen geologischen Beschaffenheit, die, ohne gerade zu den großen Erschütterungsgebieten zu gehören, doch einen ziemlich unsichern Boden besitzen.

Das Tiefland der untern Donau, in ähnlicher Beziehung zu diesem Strome stehend wie Holland zum Rhein, wurde doch funfzehnmal seit 1865 von Erdbeben betroffen, darunter von einigen sehr bedeutenden, wie im October 1879. Fast ununterbrochen zitterte und wankte damals der Boden an den Ufern der Donau, am stärksten auf der großen Insel Babacay. Einige der heftigsten Stöße wurden nicht nur in der ganzen Moldau und Walachei, sondern auch im südlichen Ungarn, in Siebenbürgen und in Bessarabien gespürt.

Der Grund dieser außergewöhnlichen Erscheinung ist bisjetzt noch nicht deutlich, wohl aber ist es theilweise erklärlich, daß ein anderes unserer europäischen Tiefländer, die große Poebene, zahlreichen Erschütterungen ausgesetzt ist. Nicht weniger als 43 Erdbeben sind aus diesen 15 Jahren aufgezeichnet. Das breite Pothal wird nämlich von mehrern bedeutenden Erdbebengebieten begrenzt und empfängt von dort aus häufig den Anstoß zu seinen Bodenbewegungen. Die große Alluvialfläche von Po, Etsch und den Lagunen empfängt sowol die Ausläufer der in den letzten Jahren sehr zahlreichen und starken Erdbeben der Romagna als auch von der andern Seite die der Alpen. Die heftigern Erdstöße in Kärnten, dann die während der Erdbeben von Belluno 1873 und vom Gardasee 1866—68 vorgekommenen dehnten sich wiederholt so weit aus, daß sie mit den von der Romagna ausgehenden zusammentrafen. Von den 14 in Venedig während dieser Periode gespürten Erdbeben hat die Mehrzahl ihren Sitz nicht innerhalb des Tieflandes gehabt.

Vergleicht man diejenigen Länder Europas miteinander, von denen die vollständigsten Aufzeichnungen vorliegen, so steht Italien unbedingt an erster Stelle durch die große Zahl seiner Erderschütterungen. Nicht allein die Umgebungen der thätigen und erloschenen Vulkane von Neapel, Sicilien und Rom zeichnen sich dadurch aus, sondern auch die Kalkgebirge Calabriens, das Hügel- und Küstenland der Romagna und die italienischen Theile der Alpen tragen gleichmäßig dazu bei.

Das alte Deutschland, welches zu Anfang der Berichtsepoche noch in seinem ganzen Umfange bestand, ist in den Tabellen mit 359 Erdbeben verzeichnet.

Scheidet man diejenigen deutschen Provinzen aus, welche seit 1866 losgetrennt sind, so kommen auf das neue Deutsche Reich kaum 100. Darin liegen jedoch zwei Landstriche, welche gerade in den letzten Jahren durch viele Hunderte von Erderschütterungen in Unruhe versetzt wurden. Der eine befindet sich am Mittelrhein und dem westlichen Odenwald, wo diese Erscheinung besonders von 1869—71 hervortrat, der andere am Niederrhein, wo das linke Rheinufer zwischen Düren, Aachen und Neuß im Jahre 1873 in lebhafter Bewegung begriffen war. Da von beiden Gebieten einzelne Erschütterungen in weitem Umfange gespürt wurden, so ereignete es sich mehrmals, daß die Gegend von Frankfurt, Wiesbaden u. s. w. bald in den mittelrheinischen, bald in den niederrheinischen Erschütterungskreis fiel.

Man unterscheidet auch in Deutschland schwache und starke Erdbeben, obgleich sie gegenüber denjenigen anderer Länder fast ausnahmslos zu den schwachen gerechnet werden müßten. Wie unzuverlässig übrigens der darin liegende Schutz gegen die erdbebenreichen Ländern so oft drohenden Gefahren ist, hat das Erdbeben in Kärnten von 1348 gezeigt, eins der furchtbarsten, von dem je ein deutsches Land betroffen wurde.

Am 25. Jan. 1348 begannen dort die heftigen, 40 Tage anhaltenden Erderschütterungen, welche durch ihre ungewöhnliche Stärke und ihre große Ausdehnung unermeßlichen Schaden anrichteten. Die südlichen Abhänge des Dobratsch (die sogenannte Villacher Alp) stürzten infolge der gewaltigen Erschütterung herab und verschütteten zahlreiche Dörfer und Schlösser. Dieser Bergsturz, einer der größten in geschichtlicher Zeit, ist noch deutlich an dem über eine deutsche Meile langen Schuttkegel am Ufer des Gailflusses zu erkennen, und neuere Nachgrabungen haben dort noch Ruinen der zerstörten Schlösser und Kirchen bloßgelegt. In der Stadt Villach konnte fast nichts der Bodenbewegung widerstehen, sodaß viele Menschen bei dem Zusammensturz der Gebäude ihren Tod fanden. Ihrer Heftigkeit entsprechend war auch ihre Ausdehnung eine sehr große, indem das davon ergriffene Gebiet Kärnten, Krain, Tirol, Niederösterreich, einen Theil von Schwaben, Baiern, Böhmen, Mähren, Steiermark und Ungarn, dann Friaul, Venetien und theilweise die Lombardei umfaßte.

Auch das großartige Erdbeben von Belluno, dem zahlreiche Ortschaften zum Opfer fielen, und selbst das gegenwärtig so viel Aufsehen erregende Erdbeben von Agram können zum Beweis dienen, daß Gegenden, welche zwar öfter von Erdbeben beunruhigt werden*), die jedoch seit Menschengedenken stets in ungefährlicher Weise verliefen, doch unerwartet auch einmal ihren zerstörenden Wirkungen anheimfallen können.

Unter den schwachen Erdbeben der Neuzeit haben manche in Deutschland doch einen ganz ansehnlichen Umfang gehabt. Die Ende October und Anfang November 1869 von Großgerau ausgehenden Stöße erschütterten zwar hauptsächlich den zwischen Darmstadt, Frankfurt, Mainz und Manheim gelegenen Landstrich, wurden aber einerseits von Marburg bis Stuttgart und Straßburg gespürt, andererseits

*) Von Agram sind trotz der äußerst mangelhaften Aufzeichnungen 33 bekannt.

von Saarbrücken bis über Aschaffenburg hinaus. Der Umfang des mitteldeutschen Erdbebens vom 6. März 1872 betrug ungefähr 3100 Quadratmeilen und erstreckte sich über Hannover, Berlin, Breslau, München, Stuttgart, Wiesbaden.

Die Ursache der 4765 seit 1865 eingetretenen Erdbeben läßt sich natürlich nicht in allen Fällen feststellen. Doch gibt diese bedeutende Anzahl so vielfach Gelegenheit zu Vergleichungen und macht mit so vielen Eigenthümlichkeiten und charakteristischen Umständen bekannt, daß man daraus nicht nur die Natur dieser Ereignisse im allgemeinen, sondern auch vieler specieller Fälle erkennen kann.

Zwei große Klassen verschiedener Erdbeben lassen sich unschwer nachweisen. Die einen, welche nur an Vulkanen und in deren Umgebung auftreten, stehen in auffälligem Zusammenhang mit den verschiedenen Phasen der vulkanischen Thätigkeit und sollen darum als vulkanische Erdbeben bezeichnet werden.

Bei andern Erdbeben ist eine solche Abhängigkeit vom Vulkanismus gänzlich ausgeschlossen, und ihr Eintritt ist allerwärts, nicht nur in vulkanischen Gegenden, zu erwarten. Sie sollen zunächst nur als nichtvulkanische Erdbeben der andern Gruppe gegenübergestellt und einer besondern Betrachtung unterzogen werden.

1) Die vulkanischen Erdbeben.

Erfahrungsmäßig sind Erdbeben in Gegenden, wo es Vulkane gibt, weit häufiger als in vulkanfreien, und es bedarf keiner sehr eingehenden Untersuchungen, um die Regel festzustellen, daß ihre Zahl nicht nur mit der Nähe des Eruptionspunktes zunimmt, sondern daß sie auch von den wechselnden Phasen seiner Thätigkeit abhängt.

Der ganze Verlauf der Eruptionen charakterisirt sich gewöhnlich durch Erderschütterungen. Sie fangen schon zur Zeit der Ruhe des Berges an, und die Eingeborenen haben sich überall daran gewöhnt, aus ihrer Häufigkeit und Stärke auf den mehr oder weniger nahe bevorstehenden Wiederbeginn seiner Thätigkeit zu schließen. Einer wirklichen Eruption gehen dann zahlreiche und andauernde Erdbeben voraus, deren Heftigkeit sich immer mehr steigert, bis der Ausbruch erfolgt.

Als z. B. im Februar 1868 der alte, erloschen scheinende Vulkan Conchagua, an der Spitze der Fonsecabai in Centralamerika, von neuem in Eruption gerieth, kündigte sich dieses Ereigniß am Abend des 11. Febr. zuerst durch einige leichte Schwankungen des Bodens an, denen bald zwei heftige Stöße folgten. Während der Nacht spürte man noch zehn Stöße und am folgenden Tage sah man die ersten Rauchmassen aus dem Berge aufsteigen. Die Erdbeben nahmen von da an immer mehr zu (am 16. Febr. allein konnten 150 gezählt werden), bis am 23. die Eruption mit großer Heftigkeit ihren Anfang nahm.

In dem gleichen Jahre fand eine Eruption an dem Mauna Loa auf Hawaii (Großer Ocean) statt, welche an Heftigkeit selbst die meisten andern dieses gewaltigsten und furchtbarsten Vulkans der ganzen Erde noch übertraf. In demselben Maße zeichneten sich die vorausgehenden Erdbeben aus. Sie begannen am 27. März in äußerst heftiger Weise und dauerten so während der ganzen Eruption fort. Innerhalb zehn Tagen erfolgten mehr als 2000 Stöße.

Besonders lange andauernd und heftig pflegen diejenigen Erderschütterungen zu sein, welche die Entstehung eines neuen Vulkans ankündigen. Am 24. Dec. 1866 breitete sich ein Erdbeben über die gesammte Inselgruppe der Azoren aus. Vom 2. Jan. 1867 an, wo die erste Wiederholung stattfand, waren die Erderschütterungen so häufig, daß man sie nicht mehr zählte. Nach einer von Mitte März bis 18. April anhaltenden Pause wurden sie immer zahlreicher, und vom 25. Mai an blieb der Boden in beständiger Bewegung; da eröffnete am 1. Juni ein ungemein heftiger Stoß eine große submarine Eruption, welche die Entstehung einer neuen Insel zwischen Terceira und Graciosa im Gefolge hatte.

Dagegen war der Vesuv schon seit 1865 in eruptiver Thätigkeit begriffen, als im April 1872 sein letzter großer Ausbruch erfolgte, welcher diesen Abschnitt seiner Entwickelung abschloß. Dem entsprechend waren auch die dabei auftretenden Erderschütterungen sehr mäßig. Ohne besonders auffallende Erscheinungen steigerte sich am 24. April 1872 die Thätigkeit des Vulkans und in der folgenden Nacht begann unter leichtem Beben des Bodens die furchtbare Eruption. Während ihrer Dauer zitterte der Boden von Neapel fortwährend, und die Fenster rasselten bei jedem Stoße, wie bei Explosionen; doch stand die Heftigkeit der Erderschütterungen in keinem Verhältniß zu der der Eruption.

Wer sich die Mühe geben wollte, die Berichte über die zahlreichen zwischen 1865 und 1880 stattgehabten Eruptionen zu durchblättern, würde überall Aehnliches finden. Der enge Zusammenhang zwischen Erdbeben und Vulkanen ist sowol durch die Resultate der Statistik als auch durch die Erfahrung der Bewohner vulkanischer Gegenden festgestellt, und jeder, der thätige Vulkane längere Zeit zu beobachten Gelegenheit hat, empfängt davon unmittelbar einen tiefen, überzeugenden Eindruck. Alle die früher genannten, durch fast beständige Erdbeben heimgesuchten Länder: Mexico, Centralamerika, die Inseln im Südosten von Asien, sind auch als die vulkanreichsten bekannt.

Die vulkanischen Erdbeben sind nicht allein durch ihre große Zahl ausgezeichnet, sondern es gehören zu ihnen auch die heftigsten, welche durch furchtbare Zerstörungen für immer denkwürdig geblieben sind. Wie schon die Geschichte der ältesten Zeiten davon zu berichten weiß, so war auch in der jüngsten Vergangenheit die Entstehung neuer Vulkane und der Wiederausbruch alter, längst als erloschen geltender von den furchtbarsten Erdbeben begleitet.

Die Ausdehnung des von der Erschütterung betroffenen Gebietes ist jedoch häufig bei nicht vulkanischen Erdbeben größer. Freilich ist es nicht immer leicht, beide Arten von Erdbeben zu sondern. In den nahe der Westküste von Südamerika sich hinziehenden Anden sind 38 thätige Vulkane bekannt und weit größer ist die Zahl derjenigen, welche sich gegenwärtig in Ruhe befinden. Erderschütterungen sind in dem Gebirge häufig, weit zahlreicher aber noch in den angrenzenden flachen Küstenstrichen von Peru, Bolivia und Chile. Ein großer Theil von ihnen ist unzweifelhaft vulkanischer Natur, indem ihre Verbindung mit der Thätigkeit jener Vulkane oft sehr auffällig ist. Bei andern dagegen ist der Zusammenhang damit nicht nur nicht nachweisbar, sondern sie beschränken sich auch auf die Tiefebenen und treten bisweilen gerade längs jener Küstenstriche auf (zwischen 5 und 15°

nördl. Br. und 25 bis 30° südl. Br.), wo im angrenzenden Gebirge sich gar keine Vulkane befinden.

Von solcher Art war das größte Erdbeben unsers Jahrhunderts von August bis September 1868. In dieser Periode lassen sich drei große Erdbeben von den ununterbrochen andauernden Erschütterungen unterscheiden.

Das erste ereignete sich in Peru und Chile. Am 13. Aug., gegen 5½ Uhr abends, vernahm man in den Hafenstädten von Peru unterirdisches Getöse, dem rasch ein furchtbarer Stoß folgte. In Tacna und Arequipa, wo er am stärksten war, betrug seine Dauer sieben Minuten, und beide Städte wurden dadurch in einen Schutthaufen verwandelt. Seine Wirkung erstreckte sich bis Copiapo im Süden und nördlich bis Lima, überall Spuren der gewaltigsten Zerstörung zurücklassend. Dabei dampfte der nahe Vulkan Misti ruhig, wie er seit lange gethan, ohne irgendeine Veränderung. Dem ersten heftigen Stoß folgten dann in den nächsten Tagen noch Hunderte bald stark, bald schwach.

Das zweite große Erdbeben trat in der Nacht zum 16. Aug. ein, hatte seinen Mittelpunkt im Norden von Ecuador, dehnte sich aber bis Guayaquil im Süden und Neugranada im Norden aus. Fast alle Städte der Provinzen Pinchincha und Imbaburu wurden zerstört, der Boden durch breite, meilenlange Spalten zerrissen, Bergstürze erfolgten im Gebirge, große Landstrecken senkten sich in der Ebene und neue Seen entstanden an ihrer Stelle. Der Verlust an Menschenleben soll 100000 überschritten haben.

Der Schauplatz des dritten Hauptbebens war Bolivia am 19. Aug. Ihm folgten dann auf dem schmalen, mehr als 240 deutsche Meilen langen Küstenstrich vom 8. bis 24.° südl. Br. noch wochenlang die Erderschütterungen in geringerer Stärke, aber nirgends war eine vulkanische Einwirkung erkennbar.

Die Art, wie die Erschütterung bei der eruptiven Thätigkeit eines Vulkans zu Stande kommt, läßt sich in einzelnen Fällen direct beobachten.

Gelingt es, vom Kraterrande aus die Vorgänge in der Tiefe zu erkennen, so sieht man häufig die Oberfläche der den Kessel anfüllenden zähen Lava langsam anschwellen, bis mit puffendem Geräusch sich eine kleine Dampfwolke aus ihr losringt und in demselben Augenblick fühlt man den Boden unter den Füßen erzittern. Mit kurzen Unterbrechungen setzt sich die Dampfentwickelung fort, und jedesmal, wie eine Dampfwolke aus dem Krater aufsteigt, wird der Boden ringsumher erschüttert. Hier und da hält die Pause etwas länger an, die Lava schwillt höher, eine größere und dichtere Dampfkugel bricht hervor und die sogleich eintretende Erschütterung ist eine viel stärkere.

Die plötzliche Aufhebung der durch Ansammlung des Dampfes unter der zähen, nur mit Gewalt zu durchbrechenden Lava entstandenen Spannung ist hier offenbar die Veranlassung der Erschütterung, welche sich auf den Gipfel des Berges oder dessen nächste Umgebung beschränkt.

Werden die Gase und Dämpfe durch Lava verhindert, bis in den Kraterkessel aufzusteigen, und findet daher eine solche Ansammlung tiefer, im Innern des Berges, statt, ohne daß sie durch seitliche Spalten als Fumarolen entweichen können, so

erreicht die Spannung einen höhern Grad, bis es gelingt, das Hinderniß zu beseitigen, und die Gase und Dämpfe aufsteigen. Die dadurch erzeugte Erderschütterung ist dann stärker und, indem sie sich von ihrem Ausgangspunkt im Innern des Berges nach allen Seiten hin ausbreitet, beschränkt sie sich nicht mehr auf den Gipfel, sondern erfaßt den ganzen Berg.

Liegt der Ursprung noch tiefer, also gar nicht mehr im eigentlichen Berg, sondern unter dem Niveau seiner Umgebung, dann erbebt nicht allein die Masse des Berges, sondern auch das angrenzende Land.

Ebenso gibt sich jeder Widerstand, den die aufsteigende Lava gewaltsam beseitigen muß, durch eine Erderschütterung zu erkennen. Da im Beginn der Eruption die ihr entgegenstehenden Hindernisse am größten sind und da sie im weitern Verlauf bisweilen durch den von erkalteter Lava verstopften Kanal sich von neuem den Durchbruch erzwingen muß, so pflegen in diesen Momenten die Erdbeben am häufigsten und heftigsten zu sein, besonders bei der Entstehung ganz neuer Vulkane oder bei dem Wiedererwachen erloschener.

Die Dampfentwickelung wird nicht immer sichtbar. Steigt eine mit gelöstem Wasserdampf gesättigte Lava aus einer Tiefe von 30 Meter unter dem mit Lava gefüllten Krater bis zu 15 Meter unter demselben empor, so vermindert sich der auf sie wirkende Druck um ungefähr fünf Atmosphären. Eine dieser Druckabnahme entsprechende Dampfmenge muß frei werden und emporsteigen, allein in dem engen und eckigen Eruptionskanal können die Gasblasen hängen bleiben, und erst wenn sie Verstärkung erhalten haben, dringen sie weiter vor, bis sie zuletzt zur Oberfläche gelangen; jeder Ruck nach aufwärts gibt aber eine Erderschütterung, deren Ausdehnung stets von ihrer Stärke und von der Tiefe ihres Ursprungs abhängt.

2) Nichtvulkanische Erdbeben.

Den durch die Thätigkeit der Vulkane veranlaßten Erdbeben stehen diejenigen gegenüber, bei welchen ein solcher Zusammenhang nicht besteht.

Je zahlreicher die Erdbeben dieser Art sind, die man sammelt, desto unerschöpflicher erscheinen sie für die Forschung; denn so verschiedenartig die Beschaffenheit der von ihnen ergriffenen vulkanischen und nichtvulkanischen Gegenden ist, so mannichfaltig scheint auch die Veranlassung zu sein, durch welche sie herbeigeführt werden.

Aus den reichen Resultaten des bisjetzt vorliegenden Materials ergibt sich jedoch, daß die gemeinsame Ursache aller dieser Erdbeben in mechanischen Bewegungen einzelner Theile der festen Erdmasse zu suchen ist und daß alle vorkommenden Verschiebungen und Senkungen der Schichten, überhaupt alle Veränderungen in der Gleichgewichtslage einzelner Gesteinspartien dazu beitragen. Alle Vorgänge aber, welche derartige Veränderungen in dem Aufbau der Gesteine herbeiführen, können dadurch unter Umständen auch Veranlassung zu Erdbeben werden.

Große Erdbeben gehen meist von einer nach gewöhnlichen Begriffen sehr bedeutenden Tiefe aus, die jedoch stets innerhalb jener Regionen liegt, die man als starre Erdrinde zu bezeichnen gewohnt ist. Bei mehrern bedeutenden Erdbeben

der neuern Zeit fanden sich Anhaltspunkte zur Berechnung der Tiefe ihres Ursprungs, und es ergab sich in allen diesen Fällen, daß die Erschütterung jedenfalls von einem Punkte innerhalb der die Erdoberfläche aufbauenden Gesteinsmassen ausgegangen war.

Das Erdbeben von Belluno im Juni 1873, dessen Wirkung sich von Venedig über Kärnten und Tirol bis Wien und München erstreckte, hatte seinen Sitz in einer keinenfalls 8 Kilometer betragenden Tiefe. Dieses sehr bedeutende Erdbeben ging also von einem Punkte aus, der kaum mehr als halb so tief war als die tiefsten bisjetzt gemessenen Stellen des Oceans. Will man selbst die für das rheinische Erdbeben vom 26. Aug. 1878 berechnete Tiefe von 6—8 Meilen als wahrscheinlich anerkennen, so ist dieselbe doch immerhin gegenüber dem Durchmesser des Erdkörpers eine sehr unbedeutende.

Der Ursprung der meisten Erdbeben liegt jedoch näher der Oberfläche, sodaß bisweilen selbst die dem Menschen zugänglichen Punkte tiefer hinabreichen. Am 17. März 1872 begann in dem Bergwerksdistrict Lone Pine im südöstlichen Californien ein Erdbeben, das alle fest gebauten Häuser zerstörte, den Boden in langen Spalten zerklüftete und bedeutende Senkungen veranlaßte; allein keiner der Arbeiter in den zahlreichen Gruben merkte etwas von den vielen hundert heftigen Stößen.

Wenn andererseits Erdbeben ausschließlich einen hochgelegenen Punkt im Gebirge treffen, wie solche am 18. Dec. 1872 auf dem 2548 Meter hohen Colle di Valdobbia, am 20. Sept. und 13. Dec. 1874 auf dem Stelvio, oder am 12. Dec. 1874 auf dem Pic du Midi in den Pyrenäen vorkamen, ohne daß die tiefer gelegenen Thäler davon berührt wurden, so ist der Ursprung derselben ebensowol in der Masse des Berges selbst zu suchen wie bei den Vulkanen, wenn sie vom Krater oder vom Eruptionskanal ausgehen.

Alle Veränderungen in dem Bau, der Lage und Neigung der die feste Erdmasse zusammensetzenden Gesteine können zwar ganz allmählich und unmerklich vor sich gehen; sobald sie aber nicht stetig erfolgen, sind sie mit einem Ruck verbunden, der sich durch die darauf lastenden Schichten fortpflanzt und an der Oberfläche als Erderschütterung gespürt wird.

Die nächste Folgerung daraus besteht darin, daß da, wo die Gesteine noch in unveränderter Reihenfolge und in möglichst horizontaler Lage sich befinden, Erderschütterungen seltener eintreten werden als dort, wo die Lagerung schon gestört ist, die Schichten aufgerichtet, gebogen und unregelmäßig überlagert sind, sodaß der Gleichgewichtszustand leicht aufgehoben werden kann.

Das wird durch die Statistik auch auf das vollständigste bestätigt. Von den durch ihren regelmäßigen Schichtenbau ausgezeichneten russischen Ostseeprovinzen sind in der ganzen Zeit von 1865—80 nur zwei Erdbeben bekannt geworden. In allen Gebirgen dagegen sind die Erdbeben durchschnittlich viel zahlreicher als in Flachländern, besonders in den alpinen Gegenden mit ihrem complicirten Schichtenbau.

Abgesehen von der vulkanischen Apenninischen Halbinsel, sind die Alpen der erdbebenreichste Theil von Europa; von 88 in diesen 15 Jahren in Rußland vorgekommenen Erdbeben fallen auf Kaukasien mit dem armenischen Gebirgsland 69,

und in keinem Theile Frankreichs kommen so viele Erdbeben vor wie in den Pyrenäen.

Die Verschiebung zweier Punkte im Erdinnern hat weitere Störungen im Bau der darüberliegenden Schichten zur Folge und wird an der Oberfläche häufig durch eine Senkung des Bodens sichtbar.

Auch aus der Periode von 1865 bis 1880 ist eine Anzahl solcher Ereignisse zu verzeichnen. Eins der bedeutendsten erfolgte in Kleinasien. Am 1. Dec. 1869 hörte man bei der Stadt Onlah heftiges unterirdisches Getöse, und darauf folgte ein starker Erdstoß. Die Einwohner flohen eiligst und waren von einem benachbarten Hügel Augenzeugen, wie bei dem dritten Stoße die Stadt sich zu senken begann und bald ganz verschwunden war; andere Orte, z. B. Marmarita und Mulla, fielen durch die Erderschütterung in Trümmer. Während der vom Juli bis Ende September 1866 zwischen Euphrat und Tigris andauernden Erdbeben versanken sogar 16 Dörfer sammt den Bewohnern.

Auch aus Europa fehlen Beispiele der Art nicht, wenn auch in der angegebenen Zeit keins ein so großes Aufsehen erregen konnte. Im Jahre 1873 senkte sich z. B. während des Erdbebens von Belluno zwischen Chiese und Jurighe der Boden vom 29. Juni an ruckweise, und mit dem Erdbeben am Gardasee 1868 war eine Senkung des Ufers verbunden, sodaß der dort stehende Gasthof zur Porta vecchia schon Ende Februar bis über den untern Stock im Wasser lag.

Man kann nicht bei allen Erdbeben Senkungen erwarten. Sie sind sogar theilweise nur die Folge von Veränderungen in den der Oberfläche nahe gelegenen Schichten, wie unter andern die am 29. Jan. 1865 bei dem Dorfe Bütow erfolgte Senkung einer über zwei Morgen großen Fläche. Senkungen an der Oberfläche gehen also meist entweder von wenig tiefen Erdbeben aus, oder es sind secundäre Erdbeben der obern Schichten, welche von dem tiefer gelegenen angeregt sind.

Bei Erdbeben, die von größerer Tiefe ausgehen, erfolgen sie gewöhnlich nur dann, wenn die von unten wirkende Ursache Anlaß zu viel größern Veränderungen, als sie dort stattgefunden haben, in den obersten Schichten gibt; sonst pflegen sich kleine Störungen in der Tiefe, indem sich die einzelnen Gesteinspartien wieder zurechtrücken oder für den Augenblick einen neuen Stützpunkt finden, nach oben hin allmählich auszugleichen, sodaß dort wol der Stoß gespürt wird, aber keine wahrnehmbare Veränderung bleibt. Je größer die Tiefe ist, in der sich der Vorgang vollzieht, desto leichter stellt sich ein neuer Gleichgewichtszustand her, bevor sich die Bewegung bis zur Oberfläche ausbreitet.

Ueberhaupt dürfen die auf der Erdoberfläche eintretenden Wirkungen keinen Maßstab abgeben für die Größe und Bedeutung der den Anlaß dazu bietenden Vorgänge in der Tiefe. Die leiseste und unsichtbare Zuckung, welche dort die Gesteine durchläuft, kann oben als großartiges Erdbeben erscheinen.

Man kann sich das durch ein bekanntes Experiment, das freilich zu ganz andern Zwecken angestellt zu werden pflegt, durch die sogenannten Chladni'schen Klangfiguren, welche die Wirkungen der sich kreuzenden Tonwellen in festen Körpern angeben, deutlich machen. Wird eine Glasplatte mit feinem Sand überstreut und dann durch Streichen ihres Randes mit einem Violinbogen zum Tönen gebracht,

so wird der größte Theil des Sandes herabgeworfen und bleibt nur auf den Interferenzlinien liegen. Die Thonschwingungen in der festen Platte sind so minimal, daß wir sie nur mit dem Ohre, aber nicht mit dem Auge wahrnehmen können; die locker aufliegenden Sandkörner bekommen aber durch diese unsichtbaren Schwingungen des Glases einen solchen Anstoß, daß sie hochaufspringend herabfallen. Die feste Glasplatte repräsentirt bei Erdbeben die Gesteinsmassen im Innern des Erdkörpers und der Sand die seine Oberfläche bildenden Schichten, welche durch die leisesten Schwingungen der Unterlage in heftige Bewegung gerathen können.

Darin ist der Grund zu suchen, warum oft heftige Erdbeben an tiefgelegenen Stellen, z. B. in Bergwerken, nicht gespürt werden oder selbst an der Oberfläche nur als schwache Erschütterungen erscheinen, während sie in höhern Stockwerken sehr stark sich fühlbar machen. Am 28. Jan. 1878 empfand man das durch ganz Nordwestfrankreich ausgebreitete Erdbeben in Rouen hauptsächlich nur in den obern Stockwerken, und als am 26. Aug. des gleichen Jahres die Rheingegend von Mainz bis Emmerich in der Breite von Paris bis Hannover erschüttert wurde, waren die einzelnen Stöße selbst im Centrum dieses Landstriches im Freien nicht sehr stark, aber in den obern Stockwerken von Köln und Hannover sehr empfindlich. Im Schulhause von Remagen wurde das Erdbeben im untern Stock gar nicht beachtet, während aus dem obern Stockwerk Lehrer und Kinder voll Schrecken flohen, und während in Altessen von 1100 in einer Tiefe von 300 Meter beschäftigten Arbeitern und Beamten keiner dasselbe wahrnahm, sahen die am Bau der Domthürme zu Köln thätigen Arbeiter die Gerüste so sehr schwanken, daß sie zusammenzubrechen schienen, und die auf dem Chorgewölbe des Domes zum Schutz gegen Feuersgefahr vorhandenen Wasserbehälter wurden durch die Schwankungen entleert.

In den zugänglichen Theilen der Erdmasse sind darum selten erhebliche Veränderungen zu erwarten, und erst nach einer sehr großen Zahl von Erdbeben dürfte selbst in den Tiefen des Erdinnern eine meßbare Veränderung in der Lagerung der Gesteine nachweisbar sein.

Die zerstörenden Wirkungen eines Erdbebens sind deshalb meist von der Beschaffenheit des Bodens bedingt. Der untere Stadttheil von San-Francisco, erbaut auf dem Boden, der dem Hafen abgewonnen ist, wurde von den heftigen Erdbeben zwischen dem 6. und 8. Oct. 1865 größtentheils zerstört, während in den höher gelegenen Straßen der Schaden bedeutend geringer war. Unter einer Menge ähnlicher Ereignisse sei nur noch das Schicksal der Stadt Oajaka in Mexico erwähnt, welche vom 12. bis 16. Mai 1870, soweit sie auf lockern Schichten erbaut war, gänzlicher Zerstörung anheimfiel, während die andern Stadttheile keinen bedeutenden Schaden erlitten.

Selbst die heftigsten Erderschütterungen sind daher nur dann sichtbar, wenn entweder die Oberfläche selbst aus lockern Massen besteht oder doch auf ihnen ruht. Auf diese Weise kann es kommen, daß, wie bei dem die Stadt Battang in China am 11. April 1871 zerstörenden Erdbeben, der Boden wie ein sturmbewegtes Schiff schwankt, oder daß Augenzeugen des Erdbebens von Ecuador am 29. März 1870 in den Districten Cabo und Pasado der Boden meilenweit einer

bewegten Flüssigkeit ähnlich erscheinen konnte. Solche auffallende Erscheinungen beschränken sich deshalb nicht immer auf die großartigen Erdbeben, sondern kommen mitunter auch bei den bescheidenen deutschen Erdbeben vor. Ein solches Misverhältniß zwischen Wirkung und Ursache schien unter anderm auch zu bestehen, als am 15. Febr. 1872 Waldarbeiter an dem bekannten Felsenmeer bei Auerbach im Odenwald, infolge einer der mäßigen Erderschütterungen von Großgerau, plötzlich die Wipfel der Bäume sich senken und aneinanderstoßen sahen, sodaß sie Gefahr liefen, mitten in die Felsen geschleudert zu werden.

Die bei einer schwingenden Platte vorhandenen ruhenden Knotenlinien, welche durch das Chladni'sche Experiment gezeigt werden sollen, lassen sich in der festen Erdmasse ebenfalls nachweisen.

Rings umgeben von Schutt und Trümmern bleiben manchmal einzelne Orte unversehrt. Solche sogenannte Brücken wurden bei dem Erdbeben von Belluno sehr gut beobachtet. Mitten in dem Bereich der größten Verwüstung war in den auf dem Abhang des Col di Pera liegenden Ortschaften Ronco, Vieh, La Secca u. s. w. keine erhebliche Beschädigung zu finden, und östlich, getrennt davon durch die der Zerstörung am ärgsten anheimgefallenen Orte Farra und Puos, blieb das Dorf Corni unversehrt.

Die Ausbreitung der Erschütterung vom ursprünglichen Herd hängt, von ihrer Stärke abgesehen, hauptsächlich von der geognostischen Beschaffenheit des Bodens ab. Wo sie stoßartig auftritt, ist das Centrum der Bewegung selten fern, auch wenn die Stöße auf größern Strecken gespürt werden, da sie nicht immer von einem Punkte ausgehen. Wenn, wie bei dem dippoldiswalder Erdbeben im Sächsischen Erzgebirge am 5. Oct. 1877, die Stöße einen Raum von acht Quadratmeilen treffen, so deutet das auf die Bewegung größerer Massen hin; denn die ganze Längenachse einer sich verschiebenden Gesteinspartie kann als Erschütterungsheerd wirken. In größerer Entfernung geht die Erschütterung in wellenförmige Schwingungen, in ein unbestimmtes Schwanken und zuletzt in ein leises Zittern und Beben über.

Das Erdbeben vom 12. März 1873 am Adriatischen Meere hatte zwei Centren. Das erste lag bei Ragusa und die Erschütterung pflanzte sich dort um 8 Uhr 56 Minuten von Südost nach Nordwest fort; das zweite trat um 9 Uhr 2 Minuten in den Apenninen zwischen Perugia und Spoleto in Wirksamkeit und pflanzte sich in zwei Aesten, längs der Gebirgsachse und gegen die Küsten hin, fort. Man kann sich leicht vorstellen, daß die von einem Centrum ausgehende Erschütterung an einem andern Punkte die Gleichgewichtslage so weit stört, daß sie dort zu einem neuen und selbständigen Erschütterungsherd werden kann.

Die Natur der von dem Erdbeben betroffenen Gesteine muß auf dessen Fortpflanzung einen entscheidenden Einfluß ausüben. Würde die Erschütterung in einer vollkommen gleichmäßigen Masse sich nach allen Seiten der Entfernung entsprechend abschwächen, so wird sie durch häufigen Wechsel der Dichtigkeit der Gesteine gehindert, durch Spalten und Klüfte aufgehalten oder abgelenkt, sodaß sich das verschiedenartige Auftreten der Erdbeben leicht aus den complicirten geologischen Verhältnissen erklärt.

Gebirge sind häufig ein Hinderniß für die Ausbreitung der Erdbeben. Weder gelingt es denselben immer, von der vulkanischen Westseite Italiens sich auf die adriatische Seite hin auszudehnen, obgleich sie oft weit nach Norden und Süden sich erstrecken, noch erreicht die Mehrzahl der von Calabrien und der Romagna ausgehenden Erschütterungen den entgegengesetzten Abhang des Gebirges. Auch die alpinen Erdbeben pflegen, mit Ausnahmen wie am 29. Jan. 1873, entweder auf die Nord- oder auf die Südseite des Hauptkammes beschränkt zu sein. Innerhalb des Gebirges folgen sie aber gern den großen Thaleinschnitten, und darum erscheinen Innthal und Etsch- oder Pusterthal als selbständige Herde.

Die Schwierigkeit, vollkommen exacte Zeitangaben von vielen Punkten eines Erschütterungsgebietes zu erhalten, gestattet nur selten eine Berechnung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit. Jedenfalls ist auch dabei der geognostische Bau des erschütterten Landstriches maßgebend. Bei dem mehr erwähnten niederrheinischen Erdbeben wurde sie auf 6,78 Meilen in einer Minute berechnet, mit einem wahrscheinlichen Fehler von nur $\pm$ 0,48 Meilen, während sich für das adriatische Erdbeben vom 12. März 1873 eine Geschwindigkeit von 62 Kilometer in der Minute ergab. Bei Gelegenheit einer in Wesel stattgehabten Explosion berechnete Professor Klinkerfues den Weg, welchen die dadurch verursachte Erschütterung in einer Secunde zurücklegte, nahe übereinstimmend mit der Erdbebengeschwindigkeit auf 337 Meter.

Haben wir in den Veränderungen, die sich im Bau des Erdkörpers vollziehen, die gemeinsame Ursache aller nicht vulkanischen Erdbeben zu suchen, so ist doch ihre specielle Veranlassung eine so mannichfaltige, daß es einer detaillirten Uebersicht der gesammten geologischen Entwickelung bedürfte, um sie alle besprechen zu können.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sollen also hier nur einige der Einflüsse angeführt werden, welche zu jenen mechanischen Veränderungen im Aufbau der Erde beitragen und darum gelegentlich Erdbeben hervorrufen können.

Die allgemeinste Veranlassung dazu gibt die Gebirgsbildung selbst.

Die allmählich fortschreitende Abkühlung des Erdballs hat eine andauernde Contraction seiner Masse zur Folge. Seine feste und starre Oberfläche kann dem Zuge der Contraction nur schwer folgen und es entsteht daher in ihr eine stets zunehmende Spannung, der sie endlich theilweise nachgeben muß. Dabei zerreißen die sprödesten Stellen und einzelne Theile der Oberfläche werden seitlich zusammengeschoben, stauen sich an entgegenstehenden Hindernissen auf, werden in Falten zusammengepreßt und erheben sich zu Gebirgsmassen.*)

Bei diesen gewaltsamen Veränderungen entstehen an den Stellen größter Spannung Risse, Brüche und Spalten, die von Erdbeben begleitet sein müssen. Fast jeder Bruch reißt nicht auf einmal auf, sondern jeder einzelne gibt Veranlassung zu einer Reihe von Erdbebenperioden mit zahlreichen Stößen.

---

*) Das Experiment bestätigt diese neuere Auffassung der Gebirgsbildung in gelungener Weise. Läßt man eine mit einer dicken Farbenschicht überzogene Kautschukkugel allmählich einschrumpfen, so bilden die in dieser Schicht entstehenden Unregelmäßigkeiten ein getreues Abbild des Reliefs der Erde.

Durch die Statistik ließen sich in den Gebirgen sogenannte Stoßlinien, d. h. bestimmte Richtungen feststellen, auf welchen Erdbeben besonders häufig einzutreten und die Erschütterungen in größter Stärke zur Wirkung zu kommen pflegen.

Die Stoßlinien verlaufen in den Alpen, wenigstens im Osten deutlich nachweisbar, parallel mit der Aufstauung der Gebirgskette, und darum kann man aus dem häufigen Vorkommen von Erdbeben an den von jeher bei der Entwickelung des Gebirges betheiligten Bruchlinien schließen, daß dieselbe Kraft, welcher die Alpen ihre Existenz verdanken, noch jetzt wirksam ist.

Diese Deutung der alpinen Erdbeben findet auch an andern Orten Unterstützung. Am 23. Nov. 1875 ereignete sich im Sächsischen Erzgebirge ein für Deutschland sehr bedeutendes Erdbeben. Das Gebirge bildet einen Theil eines großen von den ältesten bis zu den jüngsten geologischen Perioden allmählich durch seitliche, gegen Nordwest gerichtete Pressung aufgerichteten Faltensystems, und die Untersuchung ergab, daß das Erdbeben parallel mit den von Südwest gegen Nordosten sich hinziehenden Falten verlief, sodaß es wahrscheinlich durch dieselbe, also auch heute noch thätige Kraft erzeugt wurde, der das Gebirge seine Entstehung verdankt.

Eine andere Quelle zu fortwährenden Störungen im Gleichgewichtszustande des Gebirgsbaues bilden die allmählichen Umänderungen der Gesteine, welche theils durch die allerwärts in Wirksamkeit befindlichen chemischen Processe, theils durch moleculare Umlagerung sich vollziehen. Wenn ein Anhydritlager in Gips, ein Kalkstein in Dolomit, ein Schieferthon in Thonschiefer, ein dichter Kalk in krystallinisch-körnigen, ein Lager von Eisenspat in Brauneisenstein u. s. w. übergeht, so sind damit fast immer Volumänderungen verbunden, die nothwendigerweise den Gleichgewichtszustand in der Lagerung stören müssen. Das an Umfang zunehmende Gestein rückt und schiebt die angrenzenden zur Seite, um Raum zu gewinnen, und die an Umfang abnehmenden Schichten berauben andere ihrer Stütze, sodaß diese nachsinken oder sich verschieben müssen. Solange derartige Processe andauern, muß sich von Zeit zu Zeit ein neuer Gleichgewichtszustand herstellen, und bis dies erreicht ist, wird man an der Erdoberfläche eine Reihe Erderschütterungen spüren.

Große Anhäufungen organischer Stoffe, besonders Braun- und Steinkohle, müssen daher eine ähnliche Wirkung auf die Erdbebenfrequenz ausüben, denn in ihnen spielen sich die chemischen Processe mit großer Energie und ohne Unterbrechung ab. Die fortschreitende Ausbildung und Zersetzung der Kohle bringt die Entstehung verschiedener Gase, Kohlensäure, Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoffe u. s. w. mit sich, die nach und nach entweichen und jedenfalls einen Substanzverlust bedingen. Diese Verminderung der Masse hat aber von Zeit zu Zeit ein, wenn auch nur minimales, Nachsinken der von ihr getragenen Schichten zur Folge, wodurch sich viele der im Kohlengebirge so zahlreichen Verwerfungen erklären.

Erfahrungsmäßig sind daher Erdbeben in Gegenden, wo die Kohlenformation vorkommt, nicht selten, obgleich weder die Gebirgsbildung noch sonst ein Umstand einen Grund dafür erkennen läßt.

Am meisten sind solche Kohlenbezirke den Erdbeben ausgesetzt, wo ein lebhafter Bergbau getrieben wird. Infolge des unvermeidlichen massenhaften Luftzutritts zu den Kohlenablagerungen durch die vielen Stollen und Schächte vollzieht sich

der Zersetzungsproceß, die Bildung der Gase, schlagenden Wetter u. s. w. viel rascher, als bei dem beschränkten, nur durch feine Spalten oder durch das Wasser vermittelten Zutritt von Sauerstoff in unberührten, von andern mächtigen Schichtensystemen bedeckten Kohlengebieten.

Man wird wol nicht irren, wenn man diesem Umstande die in neuerer Zeit so häufigen Erderschütterungen in dem rheinisch-belgischen Kohlenbezirke zuschreibt. Man braucht nur an die im April 1867, dann von Juni bis September 1868 und im September 1876 in Essen eingetretenen Bodensenkungen oder an die Erdbeben von Dortmund am 10. März 1875 und 17. Oct. 1876 zu denken. Zwischen der belgischen Grenze und dem Rhein erfolgten sogar von 1865 bis 1880 34 Erdbeben und darunter viele in den Jahren 1869, 1873, 1878 und 1879 mit zahlreichen Stößen.

Die mechanische Thätigkeit des Wassers kämpft gleichfalls beständig gegen den bestehenden Zustand an. Soweit dasselbe in dem Erdinnern circulirt, nagt und bohrt es an den festen Massen oder führt gelöste Stoffe fort, wodurch nach und nach das bestehende Gleichgewicht aufgehoben wird. Sobald sich unten wieder etwas zurechtrückt, gibt sich das oben durch einen Ruck oder eine Erderschütterung zu erkennen.

Es bilden sich aber auch auf diesem Wege häufig größere Höhlungen, die längere Zeit bestehen können, bis der Druck ihren Zusammenbruch herbeiführt. Es hat Geologen gegeben, welche alle Erdbeben auf solche unterirdische Einstürze zurückführten, und Vertreter der alten Anschauung haben dann diese, offenbar nicht für alle Fälle passende Erklärung zum willkommenen Angriff benutzt. So ist die „Einsturztheorie" in üblen Ruf gekommen. Sie verdient denselben, sobald sie nicht auf einzelne Fälle angewandt, sondern verallgemeinert wird; auf einzelne Erdbeben angewandt, ist sie jedoch unzweifelhaft richtig. Am 26. April 1875 spürte man in dem schlesischen Kohlendistrict ein Erdbeben, die Häuser in Königshütte schwankten, Mörtel fiel von den Wänden und Möbel wurden vom Platz gerückt. Zur selben Zeit war der Zusammensturz des in Abbau begriffenen, etwa 250 Meter unter der Oberfläche liegenden Sattelflötzes bei Kattowitz erfolgt. Hier ist Ursache und Wirkung ebenso klar wie bei den 1879 in Wieliczka erfolgten Erderschütterungen, die durch Einstürze im Salzgebirge, in welches Wasser eingedrungen war, veranlaßt waren.

Außer den weitverbreiteten und überall thätigen Einflüssen, welche Erdbeben veranlassen können, gibt es eine Menge Vorgänge von localer Bedeutung, die ähnliche Wirkungen äußern, aber meist nur Erderschütterungen von geringerm Umfang herbeiführen.

Am 1. Dec. 1879 spürte man kurz nach 10 Uhr abends nahe bei Zwickau ein ziemlich starkes Erdbeben. Bald verbreitete sich die Kunde, daß in einer Kohlengrube die Entzündung eines schlagenden Wetters stattgefunden habe. Explosionen können also ebenfalls Erdbeben erzeugen. Obgleich nur wenig Processe bekannt sind, die zu Explosionen in der Erde führen können, so erinnert doch zuweilen das die Erdbeben begleitende Getöse lebhaft daran. Wenn das Erdbeben von Skara in Schweden, am 19. Febr. 1875, auf einen Knall erfolgte, der einem Kanonenschuß

ähnlich war, oder das Getöse beim Erdbeben am Stou in Krain (8. Mai 1879) mit dem Sprengen einer Mine verglichen wurde, und bei einem Erdbeben in der Bukowina am 28. Dec. 1877 das Getöse geradezu als ein explosionsartiges bezeichnet wurde, so kann man sich nicht des Gedankens erwehren, daß in einzelnen Fällen explosive Processe zu Grunde liegen mögen.

Auf alten Barometern findet man ganz unten an der Scala „Erdbeben" angeschrieben. Die Idee eines Zusammenhanges zwischen Barometerstand und Eintritt von Erdbeben ist eine sehr alte. Später hat man dieselbe meist fallen lassen, und nur selten findet man noch in den Berichten den Luftdruck angegeben. Bedeutende Veränderungen des Barometerstandes oder große Stürme (die ebenfalls von rascher Aenderung des Luftdrucks herrühren) haben einzelne Erdbeben in so auffallender Weise begleitet, daß man ihren Einfluß wenigstens nicht ganz außer Acht lassen sollte, und de Rossi glaubt wirklich beobachtet zu haben, daß in Italien an erdbebenreichen Orten während eines lange anhaltenden hohen Barometerstandes kein Erdbeben erfolgt. Die Möglichkeit ist wenigstens nicht ausgeschlossen, daß da, wo einer Gesteinspartie der Stützpunkt schon fast ganz entzogen ist, eine rasche Aenderung des Luftdrucks den letzten Anstoß zur Bewegung gibt und also den Eintritt des Erdbebens begünstigen kann.

Der Mond hat neuerdings bei den Erklärungsversuchen wieder eine große Rolle gespielt. Die Constellationen von Sonne und Mond wurden sogar als alleinige Ursache aller Erdbeben ausgegeben und danach ihr Eintritt im voraus berechnet. Da durchschnittlich täglich zwei Erdbeben vorkommen, so kann natürlich hier und da einmal ein Erdbeben sich nachweisen lassen, das an dem im voraus bestimmten Tage erfolgte; könnte man doch mit ziemlicher Sicherheit für jeden beliebigen Termin ein Erdbeben voraussagen. Dagegen wird man die bedeutenden für Ende Februar und Anfang März 1869 (in der Zeitschrift „Sirius") in Ostindien und Kleinasien angekündigten Erdbeben ebenso vergeblich in den statistischen Tabellen finden wie viele andere im voraus bestimmte. De Rossi, der fleißigste Sammler in Italien, gibt an, daß 1873 in Italien 725 Erdstöße vorkamen, von denen jedoch nur 5 (am 12. Mai, 1. und 8. Aug., 6 Oct. und 27. Nov.) von großer Intensität mit den Mondphasen zusammentrafen, daß dagegen die Zahl der nichtzutreffenden Tage mit großer Intensität eine sehr bedeutende gewesen sei.

Der Einfluß des Mondes verdient jedoch ebenso wie der des Luftdrucks weiter studirt zu werden, da die von ihm ausgehende Anziehung an Orten, wo ein Erdbeben gleichsam vorbereitet ist, den letzten Anstoß zu seinem Eintritt bilden könnte. Selbst dieser bescheidene Einfluß auf die Häufung von Erderschütterungen zu bestimmten Zeiten ist bisjetzt noch nicht festgestellt.

3) Die Seebeben.

So wie Erderschütterungen auf dem festen Lande eintreten können, ebenso finden sie auch tief unter dem Ocean auf dem Meeresgrunde statt. Ihre auf der Oberfläche des Wassers wahrnehmbare Wirkung wird Seebeben genannt. Zwei Drittel der Erdoberfläche sind vom Meere bedeckt, und aus Mangel an Beobachtern entgehen

daher eine große Menge von Erd-(See-)Beben unserer Kenntniß. Da wir keinen Grund zu der Annahme haben, daß die auf dem Meeresboden vorkommenden Erdstöße viel seltener sind wie die auf dem festen Lande, so entgeht der Statistik allein dadurch mehr als die doppelte Zahl der von ihr gesammelten Thatsachen.

Die Erschütterung pflanzt sich zwar von dem Meeresboden bis zur Oberfläche fort, wird jedoch durch die Wasserschicht bedeutend gemildert und bleibt immer unsichtbar. Die Insassen eines davon betroffenen Schiffes haben meist das Gefühl, auf einen Felsen aufgefahren zu sein. Die Barke Red Deer erlitt auf dem Wege von Ostindien nach England am 28. April 1875 unter 30° südl. Br. und 14° westl. L. ein Seebeben und gerieth dadurch so sehr ins Schwanken, daß niemand auf dem Verdeck gehen konnte. Es müssen schon sehr heftige Stöße gewesen sein, welche an einer so tiefen Stelle derartige Wirkungen hervorrufen konnten.

Die Fortpflanzung der Erschütterung auf der Oberfläche ist eine sehr beschränkte, da in dieser Richtung die Ausgleichung viel rascher erfolgt wie von unten nach oben. Seebeben haben daher selten einen großen Umfang und Schiffe, welche davon ereilt werden, befinden sich gewöhnlich in der Nähe des Erschütterungsherdes. Ueber die Zahl der vorgekommenen Stöße erhält man jedoch selten Auskunft, weil die Schiffe den Schauplatz des Ereignisses zu schnell verlassen und nur selten mehrere Schiffe sich in seinem Bereich befinden.

Sehr anschaulich werden zwei Seebeben sehr verschiedener Stärke durch folgende Berichte von Augenzeugen geschildert.

Zur Zeit als die englische Flotte während des orientalischen Krieges von 1878 vor Konstantinopel lag, fand am 19. April zu beiden Seiten des Bosporus ein, besonders in Ismid und Brussa mit großer Heftigkeit auftretendes Erdbeben statt. Auf der Flotte konnte man davon nichts wissen. Ein Offizier eines Panzerschiffes erzählt: „Plötzlich hörte man einen seltsamen Ton und das Schiff begann zu zittern, als wenn es auf eine Sandbank aufgelaufen wäre. Das Vibriren dauerte einige Secunden und dann schien das Wasser unter dem Schiffe aufzubrodeln, seine Oberfläche blieb aber ruhig. Viele glaubten, ein Torpedo sei geplatzt; an ein Seebeben dachte man erst dann, als man von dem Erdbeben Nachricht erhielt."

Viel heftiger noch war die Wirkung einer Erderschütterung, die am 9. Mai 1877 in der Wüste von Atacama in Südamerika als Erdbeben auftrat, mehrere Städte, darunter Antofagasta fast gänzlich zerstörte und auf dem angrenzenden Großen Ocean ein Seebeben veranlaßte. Das Schiff John Elder, ein großer Magellandampfer der liverpooler Linie, befand sich gerade 23° 43′ südl. Br., 70° 47′ westl. L., 23 Seemeilen von Antofagasta entfernt. Das Meer war, nach dem Bericht von Kapitän Marsey, vollkommen glatt und ruhig und das Schiff fuhr mit vollem Dampfe, als es plötzlich von heftigen Zuckungen ergriffen und mehrmals von vorn nach hinten geschüttelt wurde, sodaß es nicht vorankam. Man glaubte, aufgefahren zu sein; in demselben Augenblicke aber hob die aufflutende See das Fahrzeug auf einen steilen Wellenberg, ein schäumender Abgrund sog die Gewässer an den Flanken auf, während die Schraube, mit unheimlichem Geräusch in der Luft sich drehend, zischte; dann bog sich das Schiff vornüber und stürzte mit tosendem Geklatsch in die Tiefe; doch hielt es aus und war gerettet.

4) Die Erdbebenwoge.

Die Seebeben oder vom Meeresgrunde ausgehenden Erderschütterungen dürfen nicht mit den bei bedeutenden Erdbeben zuweilen im Meere eintretenden mächtigen und sichtbaren Bewegungen des Wassers verwechselt werden.

Diese bestehen vielmehr in ungewöhnlichen Schwankungen der Oberfläche des Wassers. An steilen Küsten senkt und hebt sich der Meeresspiegel mehrmals, bis er seinen gewöhnlichen Stand wieder einnimmt; an flachen Küsten zieht sich das Wasser zurück, sodaß der Boden trocken liegt, bis es nach einiger Zeit als hoher Wasserberg wieder erscheint und sich verheerend über das Land hin ausbreitet.

Aus diesen Schwankungen an den vom Erdbeben betroffenen Küsten bildet sich dann auf offener See eine gewaltige Woge, die sich über den ganzen Ocean nach allen Richtungen hin fortwälzt. Der riesige Wasserberg schwillt auf hoher See so allmählich an und ist so breit, daß die dort segelnden Schiffe nichts gewahr werden; wo er aber Inseln berührt oder auf die Küsten von Festländern stößt, da prallt er, oft höher als die höchsten Springfluten, als gewaltige Woge an und verursacht die furchtbarsten Ueberschwemmungen in Ländern, die Tausende von Meilen von dem Erdbeben entfernt sind.

Obgleich diese Erdbebenwoge meist im Weltmeere auftritt, kommt sie doch auch zuweilen in Binnenmeeren vor. Ein solcher Fall ereignete sich im September 1867 im Mittelländischen Meere. Bei einem Erdbeben in Griechenland, welches besonders Messenien und Lakonien verwüstete, zog sich das Meer 30 Meter weit von der Küste zurück und überflutete dann bei seiner Rückkehr das Land weit in das Innere hinein, wodurch die Stadt Gyttion zum großen Theil zerstört wurde. Die Erdbebenwoge breitete sich weithin aus und noch im Hafen von Canea auf der Insel Candia hob und senkte sich der Wasserspiegel in viertelstündigen Pausen um drei bis vier Fuß.

Am häufigsten sind die Erdbeben der Westküste von Südamerika mit solchen Wogen verbunden. So weit das Auge reicht, zieht sich dann das Wasser von dem flachen Strande zurück, sodaß der Boden meilenweit trocken liegt, und erscheint nach einiger Zeit am Horizont als mächtiger Wasserberg wieder, der drohend näher rückt und mit furchtbarer Gewalt über die Küsten hinwegstürzt, alles zerstörend, was nicht Widerstand zu leisten vermag. Die Trümmer werden beim Rückzug mit fortgerissen und in den Tiefen des Oceans begraben, oder sie bleiben im wildesten Durcheinander auf dem Trockenen liegen, ein Bild der greulichsten Verwüstung.

Je nach der Stärke des Erdbebens wiederholt sich der Rückzug und der Andrang des Meeres mehrmals, bis sich das Wasser allmählich beruhigt.

Wiederholt wurde das Erdbeben an der peruanischen Küste vom 13. Aug. 1868 erwähnt. Wie es wol das furchtbarste unsers Jahrhunderts genannt werden kann, so war auch die von ihm ausgehende Woge eine der größten, die man kennen gelernt hat.

Kaum war in Arica, einem der dem Erschütterungsherde zunächstgelegenen Orte, der erste heftige Stoß erfolgt, man hatte noch nicht Zeit gewonnen, die angerichteten Zerstörungen zu überblicken, als das Meer von der Küste zurückwich

und dabei alle Schiffe aus der Bucht in das offene Meer hinausschleuderte, wo sie theilweise zusammenstießen und untergingen. Wenige Minuten später erschien eine etwa 18 Meter hohe Woge, majestätisch sich heranwälzend, überschwemmte das flache Land und bedeckte es mit den Trümmern der Schiffe und der zerstörten Häuser. Ein Wrack blieb fern von der Küste auf dem Lande aufrecht stehend zurück, andere schwammen umgestürzt auf dem Wasser. Noch mehrmals verschwand das Wasser bei Arica und kehrte wieder zurück, bis Ruhe eintrat.

Die Schwankungen breiteten sich von hier über die ganze ungeheuere Fläche des Großen Oceans aus, und die Erdbebenwogen erschienen an den fernsten Küsten, wo man keine Ahnung von dem Erdbeben hatte.

Von Arica aus pflanzte sich die erste große Woge sowol gegen Nord als gegen Süden längs der Küste fort. Bis Coquimbo legte sie 262 Seemeilen gegen Süden in einer Stunde zurück; im südlichen Californien erschien sie erst am 14. Aug.

Auf der hohen See war nichts zu beobachten; dagegen wurden die Inselgruppen im Pacifischen Ocean, die Chincha-, Fidschi-, Sandwichinseln u. a. überschwemmt. An der Ostküste von Hawaii war das Meer vom 14. bis 16. Aug. in ungeheuerer Aufregung und an den Samoainseln besaß die erste Welle eine Höhe von 4 Meter.

Auf dem entfernten Neuseeland (zu Littelton auf Banks-Halbinsel) zog sich das Meer zuerst am 15. Aug. morgens zwischen 3 und 4 Uhr zurück, sodaß die Bucht eine halbe Stunde lang ganz trocken lag. Darauf kehrte es als 3 Meter hoher schäumender Wall zurück, der einen Meter über die höchste Springflut anstieg. Dreimal wiederholte sich diese Erscheinung und während des ganzen Tages fanden kleinere Schwankungen statt.

Die Küsten von Australien (Sydney am 15. Aug., 11 Uhr 40 Minuten morgens) wurden von der großen Woge ebensowol noch erreicht als das über 9000 Seemeilen von Arica entfernte Japan.

Man hat die verschiedenen Beobachtungen auf das sorgfältigste verglichen und daraus berechnet, daß sich die Wellen von Arica aus in concentrischen Kreisen ausbreiteten, auf den Radien derselben sich jedoch, wahrscheinlich wegen der verschiedenen Tiefe und der dadurch bedingten größern oder geringern Reibung, mit ungleicher Geschwindigkeit fortpflanzten (von 284—746 Seemeilen per Stunde). Die einzelnen Wasserberge waren auf offener See durchschnittlich 500 Seemeilen auseinander, bildeten also Wogen von so riesiger Breite, daß sie von Schiffen nicht wahrgenommen werden konnten.

Am 9. Mai 1877 erzeugte ein Erdbeben bei Arequipa wieder eine Störung im Ocean. Die Woge ging über den ganzen Großen Ocean, längs Mexico und Californien bis nach Japan und Australien.

An der Küste von Peru und Bolivia hatte die Hauptwelle eine Höhe von 7—20 Meter und richtete vom 12.—32.° südl. Br. die furchtbarsten Verwüstungen auf dem Lande an. Bei Arica lag noch weit landeinwärts der Dampfer Wateren, der am 13. Aug. 1868 dorthin geschleudert worden war, bereits 4 Meter hoch von Sand umgeben. Die neue Ueberflutung hob ihn wieder und trug ihn noch $2^1/_2$ Kilometer weiter. Viele Tausende der Küstenbewohner verloren durch die

Ueberschwemmung ihr Leben. Selbst auf den Sandwichinseln hatte die Woge noch eine Höhe von 5—12 Meter.

Man hat zur Erklärung der Erdbebenwogen zahlreiche, oft sehr phantastische Hypothesen ersonnen. Offenbar hat auch hier die Großartigkeit des Naturereignisses auf die Phantasie zu lebhaft eingewirkt. Diese großen Wogen sind einfach die Folge des von der Küste ausgehenden und auf die Wasserfläche sich fortpflanzenden Stoßes. Der Ocean verhält sich wie eine mit Wasser gefüllte flache Schüssel. Erhält diese einen Stoß, sodaß sie in kaum sichtbare Bewegung geräth, so schwankt doch ihr Inhalt in der heftigsten Weise; an der Stelle des Stoßes sinkt der Wasserspiegel zuerst und schlägt auf der entgegengesetzten Seite über den Rand hinüber, bis nach einigen mattern Schwankungen wieder Ruhe eintritt. So oft daher ein heftiger Stoß den Küstensaum des Meeres trifft, wird durch den Uebergang der Erschütterung von der festen zur flüssigen Masse im Ocean eine starke Störung des Gleichgewichts hervorgerufen, welche in der Erdbebenwoge zum sichtbaren Ausdruck kommt.

Die Untersuchung einzelner hervorragender Erdbeben führt ebensowol wie das Resultat der Statistik zu der Ueberzeugung, daß diese Klasse von Naturerscheinungen eng mit der gesammten Entwickelung des Erdkörpers verknüpft ist.

Sobald der Erdball mit einer festen Rinde bedeckt war, begann die Periode der Erdbeben, welche seitdem fortdauert bis auf unsere Tage. Erderschütterungen begleiteten die allmähliche Gestaltung seiner Oberfläche, die Trennung von festem Land und Meer, die Aufrichtung der Gebirge und das Einsinken anderer Landstriche, und jede erhebliche Veränderung zeigten sie durch steigende Zunahme oder durch außergewöhnliche Heftigkeit an. Mit dem Auftreten der Vulkane begann ein neuer Anlaß zu Erderschütterungen, die im Umfange selten sich so weit ausdehnen, an Menge aber mit den andern wetteifern und an Stärke sie meist übertreffen. Der vulkanische Proceß kann sich nur gewaltsam seine Wege bahnen, und daher ist jeder einzelne Vulkan, von seinen ersten Anfängen an bis zum vollständigen Erlöschen, ein Herd häufiger Erdbeben.

In dem innern Bau der festen Erdmasse legen die Verwerfung und Störungen in den Lagerungsverhältnissen Zeugniß ab von den Erdbeben älterer Entwickelungsperioden. Die Erzgänge, die wir ausbeuten, und die Klüfte, welche wir die Felsmassen zerspalten sehen, erzählen uns von den Ereignissen früherer Zeit, während die Erderschütterungen, die wir unter den Füßen spüren, die Vorgänge in der Tiefe andeuten. Die Erdmasse ist nicht so fest und unveränderlich, wie es den Anschein hat, sondern wie vom Rande eines Gletschers aus gesehen die Eismasse zwar starr und unbeweglich erscheint, aber das in der Stille des Hochgebirges hörbare Knistern und Knacken doch ihre beständige Bewegung verräth, so geben auch die Stöße und Schwankungen, welche den Boden treffen, Kunde von rastloser Arbeit und von den fortwährenden Veränderungen im Bau des Erdkörpers.

Henry Thomas Buckle.

Von

Leopold Katscher.

„Inmitten einer Laufbahn, die nach meinen Begriffen von Größe eine glänzende wäre, ohnmächtig zu werden: der Gedanke an diese Möglichkeit übt eine tödliche Wirkung auf mich aus. Vielleicht habe ich zu hoch gestrebt; aber ich fühlte zuweilen eine so große Geisteskraft, eine so weittragende Befähigung und, wenn ich so sagen darf, eine so umfassende Beherrschung des Gedankenreiches, daß es keine thörichte Eitelkeit war, zu glauben, ich könne mehr thun, als ich in Wirklichkeit werde ausführen können. Ich muß das Gebiet verkleinern — vielleicht kann ich es dann besser übersehen; und andere werden nicht verfehlen, was für mich ein unersetzlicher Verlust ist, indem ich mein Selbstvertrauen verliere."

Der Mann, der diese zugleich stolzen und kleinmüthigen Worte schrieb, gehörte als Schriftsteller wie als Mensch zu den bemerkenswerthesten und merkwürdigsten Erscheinungen, und eine eingehende Lebensbeschreibung desselben war längst Bedürfniß. Erst jetzt (1880) ist diesem abgeholfen, indem Alfred Henry Huth in London „The Life and writings of Henry Thomas Buckle" (2 Bde.) hat erscheinen lassen.*) Trotz aller seiner Mängel und Breiten ist dieses Buch so interessant, daß wir uns veranlaßt fühlen, unsern Lesern an der Hand desselben den berühmten Denker und Culturhistoriker Buckle zu schildern, der in Deutschland ein ebenso großes Publikum gefunden hat und sich daselbst ebenso großer Beliebtheit erfreut wie in England. Bekanntlich gibt es von seiner „History of Civilisation in England" auch eine in Deutschland erschienene Ausgabe des Originalwerkes sowie mehrere deutsche Uebersetzungen, und die beste derselben, die von Arnold Ruge, geht ihrer sechsten Auflage entgegen.

Henry Thomas Buckle wurde am 24. Nov. 1821 in Lee bei London als einziger Sohn — er hatte blos zwei Schwestern — eines sehr gebildeten City-Rheders geboren. Obgleich sehr schwächlich, war er lustig und aufgeweckt, doch wollte er von den gewöhnlichen Kinderspielen nichts wissen. Als reiferer Knabe spielte er gern „Pfarrer und Küster", wobei er als Pfarrer einem den Küster

*) Eine auszugsweise Umarbeitung des Werkes von Huth für Deutschland bereitet der Verfasser dieses Aufsatzes für C. F. Winter's Verlag in Leipzig vor. D. Red.

darstellenden Vetter mit merkwürdiger Beredsamkeit vorzupredigen pflegte. Auch für Jugendschriften interessirte er sich nicht; überhaupt fand er nur an „Tausendundeine Nacht", „Don Quixote", Bunyan's „Pilgerfahrt" und vor allem an Shakspeare's Werken Gefallen. Diese von ihm hochbewunderten Literaturdenkmäler bildeten bis zu seinem 18. Jahre fast seine ganze Lektüre. Ordentlich buchstabiren lernte er erst mit acht Jahren. Der Hausarzt widerrieth die Belastung seines Gehirns. Wenn er trotzdem in die Schule geschickt wurde, so geschah es nur unter der Bedingung, daß er nicht zum Lernen angehalten werde. Er lernte in der That blos, was ihm vom Zuhören im Gedächtniß haften blieb. Am meisten zogen ihn die Algebra und die Geometrie an, und in diesen Gegenständen erhielt er, obgleich gar nicht als ordentlicher Schüler eingetragen, einen ersten Preis, was seinem Vater so sehr gefiel, daß er ihn fragte, was er sich zur Belohnung wünsche. „Aus der Schule genommen zu werden", erwiderte er — und man willfahrte ihm.

Damals zählte er 14 Jahre und war ein sehr lebhafter, muthwilliger Knabe; in geistiger Beziehung jedoch hielt man ihn desto mehr zur Ruhe an. Damit er eine nichtgeistige Beschäftigung habe, lehrte seine Mutter ihn stricken. Er verschmähte die Gesellschaft von Knaben und zog die von Erwachsenen vor. Religiöse und politische Verhältnisse spielten in seinen Gesprächen die Hauptrolle. Mit seinem Vater, der die Universität besucht hatte, plauderte er besonders gern, und er sog von ihm toryistische Anschauungen ein. Nachdem er einige Zeit zu Hause zugebracht hatte, erneuten seine Aeltern den Versuch, ihn auswärts unterrichten zu lassen. In der Schule, die er nun besuchte, war er stets der Erste, obgleich er nie seine Aufgaben zu lernen schien. Da jedoch seine Gesundheit litt, ließ man ihn wieder nach Hause kommen. Bald begann er Zeitungen zu lesen und über den Freihandel nachzudenken, dessen Grundsätze ihm aus den damaligen Erörterungen der Presse anlaßlich der Anti-Korngesetz-Bewegung klar entgegentraten. Eines Tages ereiferte er sich über diesen Gegenstand so sehr, daß er an Sir Robert Peel einen Brief schrieb, zu dessen Absendung es ihm jedoch an Muth gebrach. Nach Wiederherstellung seiner Gesundheit steckte sein Vater ihn, damit er sich doch endlich einem Berufe widme, in sein eigenes Comptoir. Später dachte unser Held an die daselbst verbrachte Zeit mit Widerwillen zurück; doch hielt er dieselbe nicht für verloren; denn durch seine Praxis in der City-Schreibstube hatte er sich einen ausgeichneten Geschäftssinn angeeignet, der ihm in allen Lebensverhältnissen außerordentlich zu statten kam.

Als sein Vater starb, war Buckle etwas über 18 Jahre alt. Da er von ihm ein beträchtliches Vermögen erbte und niemand ihn zum Verbleiben im Geschäft anhielt, zog er es vor, aus diesem zu treten. Zunächst bereiste er mit seiner Mutter Belgien, Süddeutschland, die Schweiz und Italien. Schon damals (1840) hatte er den Gedanken gefaßt, ein großes culturhistorisches Werk zu schreiben, und er verlegte sich im Hinblick darauf auf das eifrige Studium der Literaturen und Sprachen der Länder, die er besuchte. An jedem Aufenthaltsorte nahm er Sprachlehrer an. Er versäumte keine Gelegenheit, die Sitten und den Geist der Völker, mit denen er in Berührung kam, zu studiren und sich durch häufiges Sprechen mit Eingeborenen in der Conversation zu vervollkommnen. Sein Talent für die

Erlernung von Sprachen war ein merkwürdiges. Für Kunstsammlungen interessirte er sich auf dieser Reise wenig, auf spätern dagegen sehr, für Musik gar nicht. In letzterer Hinsicht ging er so weit, daß er seine Damen nie in die Oper begleitete. Ein einziges mal in seinem Leben fand er an einer musikalischen Production Vergnügen: es war Franz Liszt's Klavierspiel. Im großen und ganzen betrachtete er die Musik ganz einfach als ein Geräusch, und er konnte eine Melodie nicht von der andern unterscheiden. Hierin glich er übrigens Walter Scott, Niebuhr, Johnson, Dryden, Edmund Burke, Pitt, Fox und vielen andern berühmten Personen.

In geistiger Hinsicht veränderte ihn die Tour auf dem Continent außerordentlich. Der engherzige Anglikaner verwandelte sich in einen Freidenker, der Tory in einen Radicalen. Den Umschwung in religiöser Hinsicht verdankte er wahrscheinlich seinem Aufenthalt in Deutschland, den in politischer vielleicht seiner Lektüre, der pariser Luft und der Beobachtung despotischer Einrichtungen im Auslande. Er hatte seinen Selbstunterricht begonnen und traute sich eine große autodidaktische Befähigung zu. Eine Hochschule wollte er nicht beziehen, weil die englischen Universitäten in hohem Grade sein Misfallen erregten. Er wurde ein unersättlicher Leser, der kein Buch verschmähte, das ihm in den Weg kam. Aber so ausgedehnt seine Lektüre war, ebenso planlos und unregelmäßig war sie. Aus seinem Tagebuche — das er vom 15. Oct. 1842 an mit einigen Unterbrechungen 19 Jahre hindurch führte, „vornehmlich", wie er sagte, „um den Gang meiner Lektüre übersehen und dadurch meine Fortschritte ermessen zu können" — geht hervor, daß er an dem soeben genannten Tage den Entschluß faßte, „alle Kräfte auf das Studium der Geschichte und der Literatur des Mittelalters zu verwenden". Er führte diesen Vorsatz mit derselben Gründlichkeit und Energie aus, die sein ganzes späteres Thun und Wirken kennzeichneten. Zur Concentrirung seiner schwankenden Plane auf einen bestimmten Gegenstand hatte ihn wahrscheinlich der berühmte Historiker Hallam, mit dem er eng befreundet war, veranlaßt. Jene Mittelalterstudien sollten auf eine von Buckle geplante Geschichte der municipalen und repräsentativen Elemente im 15. Jahrhundert abzielen.

Um jene Zeit war sein Fleiß bewundernswerth. Er studirte täglich emsig Geschichte, lernte mehrere Sprachen zugleich und spielte täglich einige Stunden Schach oder Whist. Viel Zeit verwandte er auf Wanderungen durch ganz London zum Behufe des Aufstöberns antiquarischer Bücher, auf das Lesen von Bücherkatalogen und auf das Zusammenstellen von Verzeichnissen seines Bücherbedarfs. Um die Mitte des Jahres 1843 trat er eine längere Reise nach Deutschland, Oesterreich und Italien an. Nach der Rückkehr dachte er an die Wahl eines Berufs; doch beschloß er, nur einen solchen zu wählen, der ihm genug Muße lassen würde, seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Er entschied sich für die Advocatur; denn er hoffte, mindestens während der Gerichtsferien seiner Leselust nachhängen zu können; auch glaubte er, die Vorbereitung auf die Rechtspraxis werde ihm auch bei seiner literarischen Beschäftigung zu statten kommen. Als jedoch seine Vertrauenspersonen auf seine schwächliche Gesundheit hinwiesen, gab er jeden Gedanken an einen bestimmten Beruf auf und warf sich ausschließlich auf seine Lektüre. Er legte sich nun eine große Bibliothek an, die bald das ganze Haus

füllte, das er mit seiner Mutter bezog, nachdem seine zweite Schwester geheirathet hatte. Zu einer Zeit besaß er 22000 Bände; da er aber die Bücher, die er nicht mehr brauchte, zu verkaufen pflegte, fanden sich nach seinem Tode nur noch 11000 Bände vor. Und es ist Thatsache, daß er fast seine sämmtlichen Bücher auch wirklich las — etwa drei Bände täglich. In jedes schrieb er zahlreiche Bleistiftnotizen, deren wichtigere er dann mit Tinte copirte und, wenn er ein Buch, wie er's nannte, „bewältigen" wollte, häufig durchlas. Zuweilen las er auch das Buch selbst zwei- bis dreimal, doch brauchte das bei seinem ausgezeichneten Gedächtniß nicht oft zu geschehen. Beim Lesen hatte er den Grundsatz, nicht dem Buche, sondern dem Gegenstande zu folgen. Er las also die einzelnen Bücher nicht auf einmal durch, sondern nur bestimmte, einen bestimmten Gegenstand behandelnde Abschnitte. Auf dieselbe Weise studirte er oft zu gleicher Zeit mehrere Gegenstände. Das Lesen betrachtete er zeitlebens als den größten Genuß, und so ist es denn nicht zum Verwundern, daß er die Zeit vom Beginn seiner Studien bis zur ernstlichen Erkrankung seiner außerordentlich zärtlich geliebten Mutter bei aller angestrengten Arbeit als die glücklichste seines Lebens betrachtete.

Trotz der großen und vielseitigen Kenntnisse, die Buckle sich aneignete, war er viel zu ehrgeizig, um sich in der Verwirklichung seiner literarischen Absichten zu überstürzen. Sein Hauptmerkmal war ein ungeheuerer Ehrgeiz, und keinerlei thörichte Eitelkeit konnte ihn bewegen, etwas zu veröffentlichen, was er in einem reifern Alter hätte widerrufen mögen. Daher rührt es, daß er zwar zu einer Zeit hoffte, den ersten Band der „Geschichte der Civilisation in England" — denn an einer solchen arbeitete er — bereits 1852 veröffentlichen zu können, und später glaubte, dies werde 1855 oder 1856 geschehen, daß sich das Erscheinen aber in Wirklichkeit bis Mitte 1857 verzögerte. Er las eben so viel, daß er sein Material fortwährend anwachsen und den Horizont seiner Arbeit sich immer mehr erweitern und zurückweichen sah. Er vermehrte seine Beweise, fügte seinen frühern Quellen neue bei, las längstbenutzte wissenschaftliche Werke nochmals. Aber endlich erblickte sein erster Band denn doch das Licht der Literaturwelt; freilich hatte er seine ohnehin stets schwache Gesundheit durch Ueberarbeitung stark untergraben; denn obgleich er häufig Erholungsreisen machte, konnte er sich auch auf diesen des Arbeitens nicht enthalten. Dazu kommt, daß seine hauptsächlichste Zerstreuung in dem anstrengenden Schachspiel bestand. Und zieht man in Betracht, daß seine Schwäche wesentlich der starken Anspannung seiner Nerven und seinem großen Kummer über die unablässigen physischen Leiden seiner Mutter zuzuschreiben war, so ist es keineswegs überraschend, daß die Spannung sich schließlich als zu groß erwies.

Schon im Jahre 1853 hatte Buckle auf Wunsch Lord Kintore's in großen Zügen den Zweck und die Tendenz seiner „Geschichte der Civilisation in England" dargelegt: „Es ist sehr schwierig, in wenigen Zeilen einen klaren Begriff von einem so umfassenden Gegenstande zu geben. Doch kann ich sagen, daß ich längst zu der Ueberzeugung gelangt bin, die Entwickelung jedes Volkes sei von Principien, oder, wie man es nennt, Gesetzen geregelt, die ebenso fest stehen wie die der physischen Welt. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, diese Gesetze zu entdecken.

Zu diesem Behufe gedenke ich, eine allgemeine Uebersicht der moralischen, geistigen und legislativen Eigenart der großen Staaten Europas zu geben, und ich hoffe im Stande zu sein, die Umstände darzulegen, unter denen diese Eigenheiten entstanden sind. Das wird zur Wahrnehmung führen, daß zwischen den einzelnen Stadien der allmählichen Entwickelung jedes Volkes Beziehungen vorhanden sind. Ich beabsichtige, diese allgemeinen Beziehungen zur speciellen Anwendung zu bringen und mittels einer sorgfältigen Analyse der englischen Geschichte zu zeigen, wie jene unsere Civilisation geregelt haben, und wie die allmählich entstandenen und scheinbar willkürlichen Formen unserer Gesetze, unserer Sitten und unserer Literatur ganz naturgemäß aus den frühern hervorgegangen sind. Dies der Plan meines Werkes, dessen Werth, wenn es einen haben wird, von dem Grade der Treue abhängen muß, mit der ich den Plan ausführen werde, und von dem Gelingen meines Versuches, die Geschichte aus den Händen der Annalisten, Chronikenschreiber und Alterthumsforscher zu retten."

Diesem Plan ist er treu geblieben; doch konnte er ihn, da er von den in Aussicht genommenen 11—20 Bänden nur 2 vollendete, nicht gänzlich durchführen. Als der so lange verzögerte erste Band endlich erschien, errang derselbe sofort schöne Erfolge. In London wurde das Buch zum Tagesgespräch. Es wies so viel Originalität, Geistesstärke, Fleiß und Unerschrockenheit auf, daß man sich allgemein für den Verfasser interessirte. In Privatkreisen gefeiert, wurde er von der Presse stark angegriffen. Die gemeinverständliche Schreibweise verhalf seinem Werk rasch zu einem großen Absatz. „Hätte ich dunkler geschrieben", sagte er, „so würde ich weniger Zorn erregt haben." Die meisten der seitens der verschiedenen Kritiker gegen die von Buckle vorgebrachten Argumente gemachten Einwendungen heben einander, wenn man sie zusammenstellt, auf. Er las und sammelte alle Kritiken, beantwortete öffentlich — und zwar in einer Anmerkung des zweiten Bandes der „Geschichte" — jedoch blos eine einzige, die er auserwählte, „weil dieselbe von einer wunderbaren Unwissenheit zeugt". Ein großer Theil der Angriffe richtete sich gegen seine Lehre, die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft sei mehr der Wirksamkeit der intellectuellen Gesetze als der der moralischen zuzuschreiben. In einem Privatbriefe betonte er mit Bezug hierauf, er habe die höhere Wichtigkeit der moralischen Elemente für das Individuum zugestanden und leugne diese Wichtigkeit blos in Betreff der Organisation der Gesellschaft. „Was beim Einzelnen die oberste Ursache ist, erscheint in der Masse nur als die nächstliegende, während die Wissenschaft immer die entfernteste Ursache oder die höchste Verallgemeinerung zu ergründen hat ... Ich wiederhole mit Vorbedacht, daß meine Forderungen von meinem Gesichtspunkte aus, d. h. wenn man die entferntesten und höchsten Ursachen der Civilisation sucht, unwiderleglich sind. Wenn die allgemein anerkannten und gebräuchlichen Beweisführungsmethoden nicht falsch sind, so bin ich überzeugt, daß ich die höhere Wichtigkeit der intellectuellen Gesetze für den Fortschritt der Gesellschaft a priori wie a posteriori bewiesen habe ... Wenn ich jemand derart gegen Sie stoße, daß Sie getödtet werden, so ist der Gestoßene allerdings die unmittelbare Todesursache, die eigentliche aber bin ich. In der Wirklichkeit würden Sie Ihr Leben dadurch retten, daß Sie dem Gestoßenen auswichen, im Hinblick auf das

Strafgesetz jedoch würden Sie sich an die entferntere Ursache halten und den Stoßenden zur Verantwortung ziehen. Die Wissenschaft muß eben immer von den nächstliegenden zu den entferntesten Ursachen aufsteigen, während es sich in der das Individuum berührenden Praxis des Lebens empfiehlt, die unmittelbaren am meisten zu berücksichtigen. Dieser Widerstreit zwischen Wissenschaft und Praxis oder Kunst liegt vielen meiner Speculationen zu Grunde."

Aus Buckle's nachgelassenen Schriften geht hervor, daß der Einfluß des weiblichen Geschlechts auf den Fortschritt der menschlichen Erkenntniß seine Gedanken in hohem Grade beschäftigte. Als ihn nun der Schriftführer der londoner Royal Institution aufforderte, sich den hervorragenden Männern anzuschließen, die in dieser Anstalt an Freitagabenden Vorträge zu halten pflegen, wählte er das genannte Thema. Er wollte unter anderm nachweisen, daß die meisten tüchtigen Menschen tüchtige Mütter haben, und daß die Menschheit durch Vernachlässigung der weiblichen Erziehung empfindlich geschädigt wird. Er fühlte eben, welch segensreichen Einfluß seine eigene tüchtige Mutter auf seine Entwickelung ausgeübt hatte. Den mit der größten Spannung erwarteten Vortrag hielt er vor einem zahlreichen, begeisterten Auditorium am 19. März 1858, und der Erfolg war ein ungemein glänzender. Man lernte Buckle da von einer neuen Seite, als hochbegabten Redner kennen. Er verhehlte nicht, daß das vollständige Gelingen seiner Jungfernvorlesung ihm viel Vergnügen gewährte. Faraday, Owen und Murchison dankten ihm persönlich für den Genuß, den er ihnen bereitet hatte, und er empfing von vielen Seiten schriftliche Glückwünsche und die Aufforderung, den Vortrag zu veröffentlichen. Er that dies denn auch in „Fraser's Magazine". Der Athenäumclub und der Volkswirthschaftliche Club wählten ihn „in Würdigung seiner literarischen Bedeutung" zum Mitglied.

Den größten Theil des Materials zum zweiten Bande der „Geschichte" hatte Buckle bereits während der Vorstudien zum ersten Bande gewonnen. Nachdem er seine Gesundheit durch eine von Mitte bis Ende 1857 unternommene Reise in Cornwallis und andern Theilen Englands gestärkt hatte, ging er an die Abfassung des zweiten Bandes. Aber seine Studien gewährten ihm nicht mehr die frühere Befriedigung: die zunehmende Krankheit seiner Mutter trat zwischen ihn und sein Glück. Mit Frau Buckle ging es immer mehr abwärts, und das griff die Gesundheit ihres Sohnes von neuem an. Um seine quälenden Gedanken einigermaßen abzulenken, nahm er häufig Einladungen zu Diners ein. Die treffliche alte Frau, die nichts sehnlicher gewünscht hatte, als es zu erleben, daß ihr Henry Thomas berühmt werde — er widmete ihr den ersten und ihren Manen den zweiten Band der „Geschichte" — starb am 1. April 1859. Buckle's Schmerz war unsaglich, und er hat sich von diesem schweren Schlage nicht wieder erholt.

Um diese Zeit schrieb unser Held anlaßlich des Erscheinens von John Stuart Mill's „Freiheit" einen Essay über diesen großen Denker. Den ausgezeichneten Aufsatz veröffentlichte er im Mai 1859 in „Fraser's Magazine", und derselbe erregte geradezu ungeheueres Aufsehen. Er enthielt nämlich den berühmten und glänzenden Angriff Buckle's auf den Richter Sir John Coleridge. Dieser Angriff

wurde durch die Polemik, die er im Gefolge hatte, zum wichtigsten Moment im öffentlichen Leben Buckle's. In Mill's „Freiheit" findet sich die folgende Stelle: „Das (englische) Gesetz kennt noch immer Strafen für Meinungsäußerungen, und deren Anwendung ist selbst in unserer Zeit nicht so unerhört, daß nicht die Möglichkeit vorhanden sein sollte, sie könnte eines Tages wieder vollständig in Kraft treten. Im Jahre 1857 wurde in der Grafschaft Cornwallis ein unglücklicher Mensch, der sonst einen in jeder Hinsicht tadellosen Lebenswandel geführt haben soll, zu 21 Monaten Kerker verurtheilt, weil er einige das Christenthum schmähende Worte äußerte und an ein Thor schrieb." In Anbetracht der in England herrschenden Aeußerungsfreiheit war Buckle über diese Mittheilung Mill's sehr erstaunt, und er ruhte nicht, bis er alle Berichte über den betreffenden Fall, die er auftreiben konnte, gelesen und sich Gewißheit verschafft hatte. Es stellte sich heraus, daß ein armer, sehr braver, allgemein geachteter, fleißiger, einen wirklich „in jeder Beziehung tadellosen Lebenswandel" führender, aber höchst excentrischer und von fixen Ideen besessener Tagelöhner Namens Pooley, der gegen die Bibel und das Christenthum einen großen Haß hegte, an ein Thor einige sehr alberne Worte schrieb, in denen er die Bibel mit der Kartoffelkrankheit in einen thörichten Zusammenhang brachte; auch äußerte er mündlich Schmähungen gegen Christus. Da die Dorfbewohner ihn aber allgemein für geistesverwirrt, wenn auch harmlos, hielten, konnte sein Vorgehen weder Anstoß erregen noch schädlich einwirken. Dennoch zeigte ihn ein Geistlicher beim Friedensrichter an, und dieser, ebenfalls ein Geistlicher, ließ ihn, statt ihn zu bemeitleiden oder ihm eine Rüge zu ertheilen, einsperren und vor die Assisen stellen. Bei der von Sir John Coleridge geleiteten Gerichtsverhandlung hatte der Angeklagte keinen Vertheidiger. Dem Auditorium und den Zeitungsberichterstattern fiel sein starrer Blick, sein ruheloses Wesen und die Zusammenhanglosigkeit seiner Rede auf; der Richter wollte aber keinerlei Anzeichen von Geistesverwirrung wahrgenommen haben; er sprach ihn, ganz im Gegensatz zu der englischen Gepflogenheit in solchen Fällen, schuldig und verurtheilte ihn zu 21 Monaten Kerker. Bald mußte Pooley das Gefängniß mit dem Irrenhause vertauschen.

Eine solche Angelegenheit war begreiflicherweise geeignet, die ganze edle Entrüstung, deren Buckle's energische, Gerechtigkeit liebende Natur fähig war, wach zu rufen. Statt stumm zu bleiben, stürzte er sich, gleich Voltaire, mit Hintansetzung seiner Ruhe in den Kampf für die Sache der Freiheit und Wahrheit. Des angegriffenen Richters Freunde standen vor dem Dilemma, zuzugeben, er habe entweder eine Ungerechtigkeit begangen oder seine Unfähigkeit dargethan: letzteres, indem er die handgreifliche Geistesstörung Pooley's nicht bemerkte und die Zeugenaussagen gegen diesen unwissenden, vertheidigungslosen Menschen so unachtsam erwog, daß die Verhandlung nichts über dessen fixe Ideen einerseits und seinen tadellosen Lebenswandel andererseits zu Tage förderte. Da Buckle nicht annahm, daß Coleridge die Entschuldigung der Unfähigkeit und Unwissenheit für sich in Anspruch nehmen werde, stempelte er die Verurtheilung Pooley's zu einer Ungerechtigkeit, einer Grausamkeit, einem „großen Verbrechen" und stellte den „Schuldigen", d. h. den Richter, als einen „großen Verbrecher" hin. Kurz, er schleuderte wuchtige

Anschuldigungen gegen Coleridge. Selbst wenn dieser, meinte er, nicht gewußt habe, daß Pooley geisteskrank war, bleibe seine Verurtheilung des letztern eine Grausamkeit, eine „Missethat"; denn sie zeuge von religiöser Unduldsamkeit, die dem gegenwärtigen englischen Zeitgeiste widerspreche, gebe Fanatikern ein böses Beispiel, das, wenn wiederholt, vielleicht einmal zur Wiedererstehung des kirchlichen Verfolgungsgeistes führen könnte, und stehe in ihrem Strafausmaß außer allem Verhältniß zur Bedeutung des von Pooley begangenen Vergehens.

Solche Ausfälle konnten selbstverständlich nicht ohne Erwiderung bleiben. Der Sohn des geschmähten Richters und ein anderer Herr — ein anonymer Geistlicher — veröffentlichten im nächsten Hefte derselben Zeitschrift polemische Artikel, deren ersterer Buckle zu dem Ausspruch veranlaßte: „Seine Vertheidigung bildet eine vollkommene Rechtfertigung meines Angriffs, und wenn er (Coleridge) mit meinem Vorschlag einverstanden wäre, so wüßte ich nichts Besseres zu thun, als den Angriff und die Vertheidigung nebeneinander abdrucken und ihnen eine möglichst weite Verbreitung geben zu lassen." Er nahm sich vor, nicht zu antworten, aber es gärte in ihm zu sehr, als daß er lange hätte schweigen können. Er schrieb unter dem Titel „Offener Brief an einen Herrn" eine Broschüre, welche die Polemik über den Gegenstand zum Abschluß brachte, da die Gegenpartei es nicht mehr wagte, zu repliciren. Die Beschuldigung des jungen Coleridge, Buckle sei ein böswilliger Verleumder, erregte mit Recht den Zorn des so selbstlosen Mannes. „Ich darf verlangen, daß man mir Glauben schenke, wenn ich sage, daß ich in dieser Angelegenheit keinen andern Zweck verfolge als die Förderung der großen und in meinen Augen heiligen Sache der Rede- und Schreibefreiheit. Diese Sache liegt mir am Herzen ... Ich habe mir die Feindschaft seiner Freunde zugezogen und das Misfallen einer großen Menge von Leuten erregt, die da glauben, ein englischer Richter nehme eine so erhabene Stellung ein, daß er nicht zum Gegenstande persönlicher Angriffe gemacht werden sollte. Ich aber bin der entgegengesetzten Ansicht, daß gerade die Erhabenheit, Wichtigkeit und Würde dieser Machtstellung mein Vorgehen rechtfertigt. Wäre der Mann bedeutungslos, so hätte es sich kaum der Mühe verlohnt ... Der allgewaltige unduldsame Richter, der dem armen unvertheidigten Tagelöhner den Mund zu stopfen trachtet, ist nur der Typus eines sehr alten und sehr verbreiteten Princips. In allen Theilen der civilisirten Welt wüthet derselbe Kampf, und die Frage, ob die Menschen alles, was sie sagen wollen, auch sollen sagen dürfen, ist noch unentschieden. Mit andern Worten: es handelt sich darum, ob die Sprache durch die Sprache widerlegt werden soll oder durch die Gewalt; man beschönige die Sache, wie man wolle — dies bleibt ihr Kern. In der großen Fehde zwischen Freiheit und Unterdrückung hat Sir John Coleridge seinen Standpunkt gewählt, und ich wähle den meinigen ... Ich halte es für recht und billig, daß ... bewiesen werde, die Literatur sei auch im Stande, zu bestrafen, und sie übe ihren hohen Beruf am würdigsten aus, wenn sie den Schwachen gegen den Starken vertheidigt und der Welt zeigt, daß sie keine Rücksicht auf die Person kennt und sich nöthigenfalls nicht scheut, die angesehensten und stolzesten Namen zu demüthigen."

An seine Freundin Emily Shirreff schrieb Buckle über diese Affaire: „Ich

habe alles Niedergeschriebene auch gefühlt, und ich würde mich vor mir selbst schämen, hätte ich mich in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes weniger warm ausgedrückt. Es ist mir nicht bekannt, daß es gute Argumente gibt, die dafür sprechen, daß man seine Gedanken verbergen solle. Ich darf sagen, daß alles, was ich von unsern unerschrockensten und fortschrittlichsten Männern höre, den Beweis liefert, daß mein Angriff auf Coleridge mir die Sympathien jener gesichert hat, deren Anschauungen dem Zeitalter voraneilen und stetig an Boden gewinnen." Und gegen den Vater seines nunmehrigen Biographen Huth äußerte er mündlich: „Auf nichts in meinem ganzen Leben blicke ich mit solcher Befriedigung zurück wie auf diese Angelegenheit. Seit dem Erscheinen meines Essay werde ich von sehr vielen Leuten, die Unrecht erduldet haben, ersucht, über ihre Fälle zu schreiben. Wollte ich mich jedoch gleich Don Quixote darauf verlegen, jede Unbill gut zu machen, so würde ich vielleicht mein Ziel verfehlen, wenn es sich einmal um einen wirklich wichtigen Fall handelte."

Es war ein großes Glück für Buckle, daß die Polemik über die Affaire Pooley ihn so bald nach dem Tode seiner Mutter beschäftigte; sie bot ihm Anregung und Zerstreuung, und er bedurfte deren in seinem Schmerze; auch war er in physischer Beziehung nur mehr der Schatten seiner selbst, was ihn indeß nicht abhielt, abwechselnd in London, Brighton, Margate, Blackheath, Boulogne u. s. w. an der Vollendung des zweiten Bandes seiner „Geschichte" so eifrig zu arbeiten, als seine Schwäche nur immer zuließ. Die Arbeit ging aber so langsam von statten, daß die Drucklegung erst im Januar 1861 begonnen werden konnte. Mitte Mai verließ das Buch die Presse; damit hörte die Anregung, die ihn noch einigermaßen aufrecht erhalten hatte, auf und er brach physisch zusammen. Die Erschlaffung seines Nervensystems wurde so drohend, daß die Aerzte ihm vollständige Ruhe und Aufenthalt in stärkender Seeluft verordneten. „Welche Kluft gähnt zwischen meinen Planen und meinen Kräften!" schrieb er an die Gattin des berühmten Geschichtschreibers Grote. Er reiste nun nach Margate, Ramsgate, Brighton, Carshalton und machte dann eine mehrmonatliche Tour durch Wales und verschiedene Theile Englands.

Der Absatz der „Geschichte der Civilisation in England" steigerte sich nach dem Erscheinen des zweiten Bandes beträchtlich. Von letzterm wurden in drei Monaten 3000 Exemplare verkauft, und vom ersten mußte damals schon eine dritte starke Auflage veranstaltet werden. In Amerika erfolgte ein Nachdruck, in Deutschland, Frankreich, Belgien, Spanien und Rußland erschienen Uebersetzungen. Die russische Regierung verbot das Werk.

Schon Mitte September versuchte Buckle wieder zu arbeiten, allein er erkannte alsbald, daß sein Gehirn noch lange keine Anstrengung vertrage. Da der Gedanke, in London einen ganzen Winter müßig zu gehen, ihm unerträglich war, plante er eine größere Reise. Er entschied sich für Aegypten. „Das Vergnügen, mit dem ich dem Anblick dieses Landes mit seiner seltsamen, verstümmelten Civilisation entgegensehe, ist unbeschreiblich; seit Jahren hat mich nichts so sehr erregt wie diese gespannte Erwartung." In seiner großen und opferfähigen Freundlich-

keit erbot er sich, zwei Söhne seines Freundes Huth, Knaben im Alter von 11 und 14 Jahren, mitzunehmen. Da er das Reisen für einen nothwendigen und wichtigen Bestandtheil der Erziehung hielt und überdies den pädagogischen Werth seiner persönlichen Einwirkung und Belehrung kannte, hoffte er, in einer günstigen Beeinflussung der Knaben seinen Lohn zu finden für die Mühe und Aufmerksamkeit, die deren gewissenhafte Ueberwachung erfordern mußte. Kaum nach London zurückgekehrt, traf er Reisevorbereitungen, und schon am 20. Oct. 1861 schiffte er sich nach Aegypten ein — leider um sein Vaterland nicht mehr wiederzusehen!

Zum ersten mal in seinem Leben waren Kinder seiner Obhut anvertraut. Er kannte seine Verantwortlichkeit und sorgte für das geistige und leibliche Wohl seiner Schützlinge mit einer geradezu Staunen erregenden Wachsamkeit und Aengstlichkeit, wie sie nur ein so herzensguter, gefühlvoller, menschenfreundlicher, starkgeistiger und gewissenhafter Mensch an den Tag legen konnte. Huth theilt zahlreiche Briefe Buckle's und der Knaben mit, aus denen zur größten Ver- und Bewunderung des Lesers hervorgeht, wie ungemein ernst ersterer seine Aufgabe nahm, die jungen Leute gesund zu erhalten und moralisch wie geistig zu fördern. Leider verbietet uns Raummangel, auf die von ihm eingeschlagene, höchst bezeichnende und werthvolle Unterrichts- und Erziehungsmethode näher einzugehen. Hierin, wie in den Vorsichtsmaßregeln, die er wegen seiner eigenen Gesundheit ergriff, zeigte er sich in allen Stücken als ein durch und durch praktischer Mensch, der es verstand, seine theoretischen Kenntnisse im täglichen Leben zu verwerthen. Er scheute keine Kosten, um sich und den Söhnen seines Freundes die Reise möglichst bequem, angenehm und nutzbringend zu machen. Die Folge war, daß die Gesundheit der drei Reisenden sich erheblich besserte und daß Buckle's geschädigte Geisteskräfte sich rasch erholten. „Ich kann jetzt große Probleme mit einer Sicherheit erfassen, von der ich zu einer Zeit bereits fürchtete, sie auf immer verloren zu haben. Ich fühle, daß ich denn doch berufen bin, noch manches zu leisten.“ Sehr viel Zeit verwandte er auf die Jagd nach Antiquitäten, deren er viele Hunderte an sich brachte. Er katalogisirte alles genau und schrieb die Daten des Katalogs bei der Verpackung auf das jeden einzelnen Gegenstand umhüllende Papier. Zwei mit Alterthümern gefüllte Kisten schickte er nach Hause, und er trug sich mit der Absicht, aus seinen Sammlungen in seinem Hause ein Museum zu machen, das ihm bei seinen Culturstudien zu statten kommen sollte. Er liebte es, die Werkzeuge und Waffen des Alterthums mit denen der Neuzeit zu vergleichen, und ging in seinem Interesse für die Denkmäler der altägyptischen Civilisation so weit, daß er oft äußerte, er würde, falls er reich genug wäre, sämmtliche vorhandene Hieroglyphen copiren lassen.

Da ihm der Aufenthalt in Aegypten so sehr wohlthat, entschloß er sich, auch nach Palästina und Syrien zu gehen. Einen Ausflug nach Nubien, den so wenige Aegyptenreisende wagen, hatte er schon im December infolge seiner praktischen Vorkehrungen glücklich durchgeführt. Um mit der Bevölkerung Kleinasiens sprechen zu können, begann er, obgleich er einen eigenen Dolmetscher mit sich führte, das Studium des Arabischen; doch mußte er es, als für sein Gehirn noch zu sehr anstrengend, bald wieder aufgeben. Nach viermonatlichem Aufenthalt in

Aegypten trat er in Begleitung der zwei Huth'schen Knaben, eines Herrn Glennie, eines Dragomans, eines Kochs und einer starken Escorte von Scheikhs, Kameltreibern u. s. w. die Wüstenreise von Suez nach Palästina an. In Jerusalem zog er sich durch den Aufenthalt in einem ungesunden Hotel — eine Privatwohnung konnte er nicht auftreiben, und für das Zeltleben war das Wetter zu schlecht — ein schleichendes Fieber zu, das zuerst in Nazareth, dann in Sidon und Beirut zum Ausbruch kam. Er wurde von den Aerzten und von sich selbst falsch behandelt und konnte es trotz seiner heftigen Halsschmerzen und seiner großen Schwäche nicht über sich bringen, die Reise zu unterbrechen oder gänzlich aufzugeben. Namentlich war es ihm darum zu thun, Damascus, den Gegenstand seiner Jugendträume, zu sehen. Von dort aus wollte er nach Beirut zurückkehren, sich hier nach Triest einschiffen, einen Monat in Gratz zubringen und Ende Juli in Wien mit den Aeltern der seiner Obhut anvertrauten Knaben zusammentreffen. Die berühmte Aussicht vom Hermon herab ergriff ihn tief, und er rief aus: „Dies ist alles werth, was es mich gekostet hat!" Es kostete ihn auch noch das Leben, denn in Damascus starb er schon wenige Tage nach seiner Ankunft: am 29. Mai 1862. Er wurde auf dem dortigen protestantischen Friedhofe begraben, und vier Jahre später ließ seine einzige ihn überlebende Schwester ihm ein Grabmal errichten.

Das reiche Material, das Buckle für die weitern Bände seiner großartig angelegten „Geschichte der Civilisation in England" gesammelt hatte, wurde zehn Jahre nach seinem Tode von Miß Helen Taylor geordnet und zusammen mit seiner Vorlesung, seinem Essay über Mill und dem „Brief an einen Herrn" unter dem Titel „Miscellaneous and Posthumous Works of H. Th. Buckle" herausgegeben. Die Sammlung besteht naturgemäß fast ausschließlich aus Bruchstücken, deren bemerkenswertheste die „Fragmente über die Regierung der Königin Elisabeth" sind.

Die in der „Geschichte der Civilisation in England" zu Tage tretenden Eigenschaften: Kühnheit der Verallgemeinerungen, weitumfassender Blick, erstaunliche Gelehrsamkeit, ausgezeichnete Schreibweise, sowie die Ankündigung, daß jene zwei dicken Bände blos der Anfang einer Einleitung zu einem großartig angelegten Werke seien: all dies mußte große Aufmerksamkeit erregen. Die Art, wie Buckle seine alle Vorurtheile und Ueberlieferungen außer Acht lassenden Ideen zum Ausdruck brachte, fesselte das unbefangene große Publikum, erzürnte aber die gedankenträgen „Denker", die sich über jeden Stein entsetzen, der ihre Schablone aus dem Gleis zu bringen droht. Aber nicht nur die Theorien Buckle's, sondern auch die Schönheit seines Bruchstückes rief seitens Unachtsamer Angriffe hervor. Von der Trefflichkeit der Umrisse verleitet, legte mancher an diese den Maßstab eines fertigen Gemäldes an und urtheilte danach: „Buckle hat dieses und jenes nicht bewiesen; er hat es unterlassen, dieses zu erwähnen; er hat vergessen, jenem den nöthigen Nachdruck zu verleihen." Als ob das Werk vollendet und die Beweisführung abgeschlossen wäre! Hatte doch Buckle seine Leser schon am Schlusse des ersten Bandes ersucht, „ihr endgültiges Urtheil bis zum Schlusse zu verschieben, da ihnen der Gegenstand erst dann in einer alle Seiten desselben berücksichtigenden Beleuchtung vorliegen werde". In der „Einleitung" wollte er sich ja absicht-

lich auf die Ergründung der den Fortgang der Civilisation regelnden Gesetze beschränken. Die deductive Anwendung und Nachweisung derselben auf die Praxis des Lebens behielt er sich für das eigentliche Werk vor. Dort sollte ihm die Geschichte Englands als eine Reihe von Belegen für die Richtigkeit seiner auf inductivem Wege erlangten theoretischen Entdeckungen dienen; erst dort wollte er Fragen der praktischen Nützlichkeit erörtern, erst dort den Zusammenhang zwischen den Leistungen der Wissenschaft und der Ausbildung der Lebenskunst darlegen. Die „Einleitung" sollte ausschließlich theoretischen Untersuchungen gewidmet sein. Hätte er sie — es wäre dazu nur noch Ein Band erforderlich gewesen — vollendet, so besäßen wir an ihr ein nicht minder vollständiges Werk wie an Comte's „Philosophie positive", d. h. wir hätten eine „Philosophie der Geschichte" ohne die eingehenden historischen Beweise.

Höchst ungerechtfertigt ist auch der von mancher Seite gegen Buckle erhobene Vorwurf des gänzlichen Mangels an Originalität; es hat sogar Stimmen gegeben, die sich nicht scheuten, die „Geschichte der Civilisation in England" eine Compilation zu nennen. Wie thöricht! Es kommt eben ganz darauf an, was man unter Originalität versteht. „Gänzliche Unabhängigkeit von den Arbeiten anderer" ist ein Ding der absoluten Unmöglichkeit. Kein Künstler oder Schriftsteller kann sich von fremden Einflüssen, seien es die von Vorgängern oder von Thatsachen oder andern Vorbildern, freihalten. Man kann derlei also auch von Buckle nicht erwarten. Wer mit Emsigkeit und Geduld alles, was in seinem Fache geleistet worden, studirt, Thatsachen sammelt, sie verallgemeinert, in das Wirrwarr Ordnung bringt, einen auf diese Studien gestützten logischen Proceß ununterbrochen und klar abwickelt, kurz seine Leistungen auf frühere Forschungen basirt, dem kann, wenn er dann etwas Neues, Harmonisches zu Stande bringt, Originalität ebenso wenig abgesprochen werden wie etwa dem Erbauer des Parthenon, der ja doch von ägyptischen und assyrischen Mustern stark beeinflußt war und dennoch ein originales Bauwerk herstellte. Bei Buckle begegnen wir, wie bei jedem andern Genie, vielen einzelnen Aehnlichkeiten mit seinen Vorgängern; im allgemeinen jedoch ist sein Werk ebenso neu und original wie irgendeine bisherige Leistung eines Genies.

Samuel Johnson räth denjenigen, die den Beruf zur Schriftstellerei in sich fühlen, nicht lange mit dem Schreiben zu zögern, da man später aus Mangel an Uebung leicht in die Lage komme, seine Gedanken nicht mehr gut ausdrücken zu können. Aber Buckle bewahrte sich durch Fleiß und Uebung vor dem Eintritt dieser Möglichkeit. Obgleich an und für sich mit einem klaren, logischen Stil begabt, wollte er sich in einem so wichtigen Punkte nicht auf die Natur allein verlassen, sondern machte lange Zeit vier Stunden täglich Stilstudien. Er las einige Seiten eines meisterhaft geschriebenen Werkes und schrieb dann den Inhalt aus dem Gedächtniß nieder; das Geschriebene verglich er mit dem Gedruckten, um zu entdecken, „an welchen Stellen er schlechter schrieb als die Betreffenden". Zu demselben Zwecke las er die Werke der größten französischen Stilkünstler. Noch nach der Veröffentlichung des ersten Bandes seiner „Geschichte" setzte er seine Bemühungen um die Verbesserung seiner Schreibweise und um die Erweiterung seines Wortschatzes emsig fort. Die gute Folge war, daß er sich einen ungemein klaren,

fließenden Stil aneignete, der den Leser unwiderstehlich mit sich fortreißt. Wenn er im Schreiben begriffen war, ging er nachdenkend auf und ab, bis er im Kopfe einen ganzen Absatz fertig hatte, den er dann sitzend niederschrieb. Satz um Satz componirte er schon deshalb nicht, weil er an einer solchen Schreibweise etwas Zerrissenes, Unzusammenhängendes fand. Aus demselben Grunde machte er in seinen Manuscripten keine Correcturen; wenn ihm etwas, das er geschrieben, nicht gefiel, schrieb er es lieber ganz um, als daß er Aenderungen vorgenommen hätte. Große Theile der „Geschichte der Civilisation in England", namentlich die glänzenden Kapitelschlüsse, wurden mehrmals umgeschrieben, ehe sie ihre endgültige Gestalt annahmen. Kein Wunder daher, daß in seinen Schriften keine steife Stelle zu finden ist und daß sie von jeder Manierirtheit frei sind. Buckle's Stil bringt die gewünschte Wirkung genau in dem jeweilig gewünschten Maße hervor. Gewöhnlich ist derselbe einfach und schmucklos, doch zuweilen erhebt er sich zu feuriger Beredsamkeit, und selbst in solchen Fällen sucht Buckle nicht so sehr durch den Tonfall langer, fremdartiger Worte, als vielmehr durch die Wahl angemessener Redefiguren zu wirken.

Buckle war nicht verheirathet. Schon mit 17 Jahren verliebte er sich in ein Bäschen, das sich aber mit einem andern Vetter verlobte. Henry forderte seinen glücklichen Nebenbuhler zu einem Zweikampfe heraus, dessen unmittelbares Ergebniß man nicht kennt, der aber offenbar zu Gunsten des Bräutigams ausfiel, denn dieser bekam die Cousine. Bald darauf verliebte Buckle sich in eine andere Cousine, ein edelmüthiges, großherziges und überdies sehr reiches Mädchen, das ihm ebenfalls zugethan war. Sie waren zusammen aufgewachsen; sobald aber ihre Mütter das Wachsen der gegenseitigen Zuneigung wahrnahmen, thaten sie — um eine Ehe zwischen Blutsverwandten zu verhindern — alles Mögliche, um dieselbe zu unterdrücken. Die Folge war, daß Buckle nach dem Tode seiner Mutter allein dastand und niemand um sich hatte, der ihm den für ihn wahrhaft schrecklichen Verlust hätte ersetzen können. Und später heirathete er nicht, weil er den Entschluß gefaßt hatte, keine Ehe einzugehen, ohne sich vorher ein Jahreseinkommen von mindestens 3000 Pfd. St. gesichert zu haben. Seine Begriffe von Erziehung waren eben sehr hohe, und ihre Durchführung wäre allerdings sehr kostspielig gewesen, wenn er mehrere Kinder gehabt hätte — das zeigte sich auf seiner Orientreise mit Huth und dessen Bruder —, und er rechnete nicht auf eine entsprechende Mitgift. „Ich erwarte bei meiner Frau so viele gute Eigenschaften, daß ich nicht auch noch auf Geld Anspruch machen kann."

Bei all seinen idealen Grundsätzen war Buckle ein äußerst praktischer Mensch. In seinen Rechnungen liebte er die größte Genauigkeit. Seine Gelder wußte er vortheilhaft anzulegen, und auch seinen Freunden ertheilte er gute finanzielle Rathschläge. Alles, was er kaufte, bezahlte er baar und ließ sich jedesmal Quittung geben. Seine Jahresrente betrug beiläufig 1500 Pfd. St., wovon er etwa den fünften Theil auf den Ankauf von Büchern verwandte. Man hat ihm mehrfach den Vorwurf des Geizes gemacht, allein Huth widerlegt denselben auf das überzeugendste. Allerdings wirthschaftete er mit seinem Vermögen haushälterisch und

sparte, wo es sich um unnütze Dinge handelte, aber nur um für den Fall größerer und wichtiger Bedürfnisse ein Mehr übrig zu haben und Wohlthaten ausüben zu können. Freunden gegenüber war er außerordentlich zuvorkommend und gefällig; Bedürftigen erwies er sich als energischer Helfer, wenn er seine Wohlthaten auch nicht an die große Glocke hing. Allerdings übte er nicht die bequeme „falsche Wohlthätigkeit", durch die so viel Unheil gestiftet wird. Sprach ihn ein Bettler auf der Straße an, so erbat er sich dessen Namen und Adresse; in neun von zehn Fällen machte man ihm falsche Angaben; „aber", äußerte er, „obgleich das Durchwandern der engen, schmuzigen Gäßchen mir sehr unangenehm war, belohnte mich das Vergnügen, im zehnten Falle einer hungernden Familie Brot gegeben zu haben, reichlich für meine Mühe". Dabei nahm ihm seine Wohlthätigkeit nicht einmal viel Zeit weg, denn er ging ohnehin principiell bei jedem Wetter täglich sieben englische Meilen spazieren und konnte daher mehrere Fliegen mit Einem Schlage tödten. Wäre er geizig gewesen, so hätte er auch nicht die ihm gemachten Anträge, für Zeitschriften gegen ein Honorar von 100 Mark pro Seite Essays und Tagesartikel zu schreiben, abgelehnt.

Buckle war ein höchst anziehender Gesellschafter und in der Conversation keineswegs wortkarg. Er plauderte gern über alles und jedes. Seine Gesprächsweise war eine glänzende, und sie blieb dieselbe, ob er sich nun unter vertrauten Freunden befand, bei denen er sich wie zu Hause fühlte, oder in großer Gesellschaft, wo ein conversationeller Erfolg Ruhm bedeutete. In ganz vertrautem Verkehr ließ er das ernste Gespräch über die großen Themata, an die er fast ununterbrochen dachte, mit einer gewissen kindischen Scherzhaftigkeit abwechseln. Er benahm sich in Gesellschaft einfach und ruhig, doch regte ihn die Conversation leicht auf. Seine Gespräche waren Ergüsse eines gereiften, ernsten Geistes; sie enthielten mehr Wesenheit als Witz, mehr aus Büchern Geschöpftes als persönlich Beobachtetes. Er gehörte nicht zu den Tischrednern, die dem Grundsatze huldigen: „Glissez, mais n'appuyez pas." Er ging den Dingen gern auf den Grund; sah er aber, daß ein Gesprächsgenosse auf einem jede Einigung ausschließenden Boden stand, so ließ er den Gegenstand fallen und lenkte das Gespräch auf etwas anderes. Die Art, wie er dies that, erregte mitunter Anstoß; auch langweilte er Unbetheiligte nicht selten, indem er bei einem Gegenstande so lange verweilte, bis die Conversation in eine Debatte überging. Ihm war es immer darum zu thun, die Wahrheit zur Geltung zu bringen, und wenn er sie zu wissen glaubte, so hielt es schwer, ihm begreiflich zu machen, daß, während er sie darlegte, andere ungeduldig werden könnten. Einerseits liebte er also das Debattiren und war nicht ohne Selbstgefühl; andererseits aber war sein Temperament während des Debattirens ein vortreffliches und er zeigte sich stets als ein Gerechtigkeit liebender Gegner und ein höchst aufmerksamer Zuhörer.

In der Conversation und bei seinen Arbeiten wurde er von einem wunderbaren Gedächtniß, das an das Macaulay'sche erinnert, aufs wirksamste unterstützt. Er wußte viele Seiten aus den großen englischen Prosaschriftstellern auswendig und recitirte Stelle um Stelle mit derselben Leichtigkeit, wie andere Gedichte declamiren. Von der Poesie pflegte er zu sagen, daß sie sich seinem Gedächtnisse gleichsam von selbst einpräge. Und es hatte in der That den Anschein, als ob

die Meisterwerke der englischen Dichtkunst ihm ohne jede Mühe in Fleisch und Blut übergegangen wären. Auch einen Theil der vornehmsten Werke der französischen Literatur wußte er auswendig. Er declamirte schöne Stellen oft mit so großem Entzücken, daß dadurch sonst Gleichgültige hätten angesteckt werden können. Das Vergnügen, ihm zu lauschen, wurde beträchtlich erhöht durch die schöne Biegungsfähigkeit seiner außerordentlich wohlklingenden Stimme. Aber er war so vorsichtig, daß er sich niemals ausschließlich auf sein Gedächtniß verließ. Wie bereits bemerkt, füllte er jedes Buch, das er las, mit Randnoten an und schrieb oft den ganzen Inhalt in Kürze nieder. Jedes Citat in seiner „Geschichte" verglich er nach Empfang der Correcturbogen mit den Originalquellen. Er trug ein kleines Notizbuch bei sich, in das er gewisse Daten und Citate, an denen ihm besonders viel gelegen war, einzutragen pflegte, die er dann auf seinen Spaziergängen von Zeit zu Zeit durchlas. So ausgedehnt der Kreis seiner Lektüre auch war, er verdaute alles aufs glücklichste und konnte erforderlichenfalls jeden Augenblick davon Gebrauch machen. Zum Unterschiede von jenen, deren Gedanken durch vieles Lesen nur verwirrt werden, wuchsen seine geistigen Kräfte desto mehr, je mehr er las.

Auf seinen Reisen sprach er überall mit Sicherheitswächtern und Schullehrern. Er fragte, welche Verbrechen in der betreffenden Gegend vorherrschen, und stieß in ganz England so ziemlich auf dieselben Ergebnisse, was ihn zu der scherzhaften Bemerkung veranlaßte, daß die Menschen „so wenig Phantasie" haben. In großen Städten durchwanderte er, um die Volkssitten anschaulich kennen zu lernen, die schlimmsten Viertel; er meinte, in die Rubrik „Sitten" ließe sich notiren: „keine". Als man ihm einwandte, solche Wanderungen hätten einen so schwachen Menschen wie er sei in Gefahr bringen können, erwiderte er, daß seine hohe Gestalt und sein dicker Stock ihm wol Achtung verschafften, und überdies habe er sich immer in der Mitte der Gassen gehalten, um den Leuten weniger Gelegenheit zu geben, einen Streit anzufangen. Er erachtete es als nothwendig, alles, worüber er schrieb, namentlich hinsichtlich Englands, mit eigenen Augen zu sehen, falls dies irgendwie thunlich war. Darum hatte er während seines Aufenthaltes in Aegypten den Entschluß gefaßt, nach Beendigung des Unionsbürgerkrieges Nordamerika, Mexico, Peru, Chile, Japan, China und Indien zu besuchen. Auf einer seiner Wanderungen pries ein gebildeter Dorfschullehrer ihm gegenüber die Unerschrockenheit der Verfasser des berühmten Buches „Essays and Reviews" und fügte hinzu: „Aber es gibt einen noch muthigern Autor, von dem Sie gehört und dessen Buch Sie gelesen haben dürften: Buckle." „Was hat der geleistet?" fragte der Unerkannte. „Wie! Sie kennen Buckle nicht?" Und der Lehrer schien vor dem Fremden förmlich die Achtung zu verlieren, weil derselbe nicht zu wissen schien, wer Buckle sei. Dieser beeilte sich daher, zu sagen: „Buckle? O ja, ganz gewiß kenne ich den" — und seiner Wege zu gehen, ohne sich, wie charakteristisch für ihn! zu erkennen zu geben.

Buckle erlernte 19 Sprachen: englisch, deutsch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, holländisch, dänisch, russisch, schwedisch, vlämisch, wallonisch, isländisch, friesisch, maorisch, angelsächsisch, lateinisch, griechisch, hebräisch. Die sieben erstgenannten hatte er sehr gut inne; er konnte in ihnen mit Leichtigkeit sprechen und

schreiben. Der übrigen war er zur Genüge mächtig, um sie ohne Mühe zu verstehen, und das war für ihn die Hauptsache; es kam ihm bei der Erlernung fremder Sprachen vor allem darauf an, die in ihnen geschriebenen Werke lesen zu können. Das Sprechen dünkte ihm weniger wichtig, da er der Ansicht war, daß man mit dem Französischen durch ganz Europa kommen könne. Und weil er das Erlernen fremder Sprachen nur als Mittel zum Verständniß fremder Literaturen schätzte, las er ausländische fremde Werke, wenn thunlich, lieber in Uebersetzungen; denn das gehe rascher, meinte er, und das Original könne im Nothfalle noch immer zu Rathe gezogen werden.

Sehr lange vor seinem ersten Auftreten als Schriftsteller war Buckle ein Schachspieler von europäischem Rufe; man kannte ihn bereits im Alter von 21 Jahren in verschiedenen Ländern als einen ungemein tüchtigen Meister des Schachs von beträchtlicher Combinationsfähigkeit. Ueberhaupt war Buckle stolz auf sein Geschick in allen Verstandesspielen. Sein Whistspiel hielt er selbst für noch besser als sein berühmtes Schachspiel. Der bekannte Schachspieler Kennedy hat gesagt: Buckle entfaltete beim Schachspiel die Phantasie eines Dichters, unterwarf dieselbe aber den Geboten eines logischen Urtheils. Er gewährte vorzüglichen Spielern große Vortheile, gab ihnen Thürme und Springer vor und erzielte dennoch merkwürdige Erfolge. Zu einer Zeit, da er, um Zeit zu gewinnen, sein Gabelfrühstück während seiner Spaziergänge zu verzehren pflegte, brachte er das Opfer, als Mitglied des Ausschusses des Großen Schachturniers zu fungiren, das 1851 aus Anlaß der ersten londoner Weltausstellung stattfand. Er besiegte bei dieser Gelegenheit eine Reihe der hervorragendsten Spieler Europas, und Huth ist der nicht unbegründeten Ansicht, daß Buckle damals der beste Schachspieler der ganzen Erde war. Er war wol der einzige Dilettant, der, obgleich er nur zu seinem Vergnügen zu spielen pflegte und sich niemals mit theoretischen Studien abgab, so große Erfolge errang. Aber bei aller Liebe zum Schachbret betheiligte Buckle sich nie wieder an öffentlichen Wettspielen, denn die Schachturniersiege von 1851 kosteten ihn viel mehr Zeit und Aufmerksamkeit, als er an solche „frivole Triumphe", wie er es nannte, zu wenden willens war.

Wir schließen, wie wir begonnen, mit einem melancholischen Geständniß Buckle's, das wir dem düstern, aber herrlichen Schluß des vierten Kapitels des zweiten Bandes seiner „Geschichte" entnehmen und das wie eine Vorahnung des ihn erwartenden Geschickes klingt:

„ . . . Er mühe sich noch so sehr ab — seine Sonnenzeit, der Mittag seines Lebens wird dahinschwinden, er wird alt werden und von hinnen gehen müssen, ohne daß seine Hoffnung auf Vollendung seiner Arbeit in Erfüllung ginge. Den Grund wird er vielleicht gelegt haben, aber erst seine Nachfolger werden den Bau zu Ende führen. . . . Wie auch nicht? Erfordert doch ein solches Werk nicht nur mehrere Geister, sondern auch die Erfahrung mehrerer Geschlechter! Ich gestehe, daß ich einst anderer Ansicht war. Als ich zum ersten mal das ganze Gebiet des Wissens überblickte und dessen einzelne Theile sammt ihren Beziehungen zueinander, wenn auch unklar, unterscheiden zu können glaubte, riß mich die überwältigende

Schönheit dieses Bildes so sehr hin, daß mein Urtheilsvermögen sich trübte und ich mich für fähig hielt, nicht nur die Oberfläche zu beherrschen, sondern auch in die Einzelheiten einzudringen. Ich ahnte damals nicht, wie sehr der Gesichtskreis sich erweitern, wie weit er zurückweichen kann, und wie vergeblich es ist, nach den nebelhaften Gestalten haschen zu wollen, die zerfließen und in der Ferne verschwinden. Jetzt weiß ich nur zu gut, daß ich von allem, was ich zu vollbringen hoffte, nur einen sehr geringen Theil ausführen kann. Meine Plane enthielten viel des Phantastischen, vielleicht auch des Thörichten. Möglicherweise lag in ihnen auch ein sittlicher Fehler, nämlich die Anmaßung der Stärke, die außer Stande ist, ihre eigene Schwäche einzusehen. Dennoch kann ich es auch jetzt, da meine Absichten vereitelt sind, nicht bereuen, in ihnen geschwelgt zu haben; im Gegentheil, könnte ich sie wieder aufleben lassen, ich thäte es sehr gern, denn solche Hoffnungen gehören jener frohen, sanguinischen Lebenszeit an, . . . da der Ehrgeiz noch keine Qual, sondern ein Vergnügen ist, da man der Schwierigkeiten nicht achtet und die Hindernisse nicht wahrnimmt, da man die Bitternisse der Enttäuschung noch nicht kennt . . . Es ist schmerzlich, solche Geständnisse machen zu müssen; allein ich glaube sie dem Leser zu schulden; denn ich will nicht, daß er erwarte, ich könne in diesem Bande oder im weitern Verlaufe meines Werkes mein Versprechen halten und mein Vorhaben ausführen. Allerdings hoffe ich, etwas zu leisten, welches das Interesse der Denker unserer Zeit wach rufen und vielleicht der Nachwelt als Grundlage, auf der sie weiter bauen kann, dienen wird; aber es wird jedenfalls nur ein Bruchstück dessen sein, was ich zu leisten *gedachte*."

Die Verfassungen der Schweiz.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Man hört bisweilen von der „schweizerischen Verfassung“ sprechen. Der Ausdruck ist ungenau; es gibt keine „schweizerische Verfassung“, sondern eine schweizerische Bundesverfassung und 25 Cantonsverfassungen, indem 3 der 22 Cantone in je zwei Theile zerfallen, von denen jeder die vollen Befugnisse eines Cantons, aber nicht die Würde eines solchen hat, wahrscheinlich damit das Beispiel der Cantonstrennungen nicht ansteckend wirke. Die Schweiz ist die einzige Bundesrepublik in Europa und daher auch die einzige auf der Erde mit beibehaltener charakteristischer Individualität der Bundesglieder, welche es natürlich in Amerika nicht gibt, nicht geben kann. Die Staaten der Nordamerikanischen Union waren vor deren Gründung Colonien einer einzigen Macht; die später hinzugekommenen Staaten sind entweder künstliche Schöpfungen oder, sofern sie andern Mächten abgenommen wurden, wie Florida, Louisiana, Texas, nach und nach dem großen Ganzen assimilirt worden. Die übrigen Bundesrepubliken der Neuen Welt spanischer Nationalität sind nur zertheilte Einheitsstaaten. Es ist eigenthümlich, daß in der Neuen Welt die Tendenz zur Auflösung der Staaten in Conföderationen, in der Alten aber diejenige zur Centralisation der letztern vorherrscht. Beide europäische Bundesstaaten, das Deutsche Reich und die schweizerische Eidgenossenschaft, sind unverkennbar auf dem Wege der Centralisation begriffen; geht man aber weiter zurück in ihrer Geschichte, so findet man, daß die deutschen Staaten sowol als die Schweizercantone einst durch Decentralisation des alten Deutschen Reiches entstanden sind. Es scheint daher, daß junge Staaten zur Zertheilung, ältere aber zum Zusammenwachsen geneigt sind. Frankreich, das sich im frühern Mittelalter ebenfalls in Feudalherrschaften auflöste, hat den entgegengesetzten Proceß, den der Centralisation, bereits längst vollendet; erst in neuester Zeit thaten dies die Niederlande und Italien, freilich auf sehr verschiedene Weise.

Die Schweiz ist im Jahre 1798 durch Antrieb von außen (Einmischung der Franzosen) aus dem Extrem der Zerfahrenheit in das künstliche und ungesunde Extrem der Einheit übergegangen, das daher nicht von Bestand war. Sie kehrte infolge dessen 1803 (durch Napoleon's Machtgebot) zum Föderalismus zurück, freilich zu einem gleichmäßig eingerichteten statt des frühern Wirrwarrs von

verbündeten Orten verschiedenen Ranges und Unterthanländern, und mit einer früher fehlenden Oberleitung; 1815 wurde infolge Einmischung der Alliirten die Conföderation wesentlich laxer; 1831 demokratisirten sich die Cantone mit aristokratischen, timokratischen und plutokratischen Einrichtungen, versuchten aber umsonst eine centralistische Bundeseinrichtung herbeizuführen, welche erst 1848 gelang; 1874 endlich wurde dieselbe durch Vermehrung der Befugnisse des Bundes straffer gespannt. Neben den Veränderungen der Bundesverfassung haben diejenigen der Cantonsverfassungen seit 1831 in stets zunehmender Weise sich vermehrt, nicht nur etwa weil es nothwendig war, sich mit der Bundesverfassung in Einklang zu setzen, wozu meist eine Revision genügt hätte, sondern infolge innerer Reibungen und Bewegungen. Diese Revisionen waren meistens vollständige, selten theilweise bezüglich einzelner Partien und hatten die verschiedensten Tendenzen und Zwecke. Die Genehmigung solcher Total- und Partialrevisionen von Cantonsverfassungen bildet einen sehr häufigen Gegenstand der Verhandlungen beider Räthe der schweizerischen Bundesversammlung. Durchblättern wir die Daten der Cantonsverfassungen, so finden wir den merkwürdigen und gewiß allseitig unerwarteten Umstand, daß gerade die romanischen, heißblütigern Cantone die ältesten und die germanischen, kaltblütigern die neuesten Verfassungen besitzen. Ja das bewegteste und unruhigste von allen Bundesgliedern, das mit italienischer Natur begabte Tessin, hat geradezu die älteste Verfassung und dieselbe war sogar die älteste der in den Jahren 1830 und 1831 reformirten Cantone, sie datirt selbst noch vor der französischen Julirevolution, welche den meisten Antrieb zu den übrigen damaligen Revisionen darbot. Wir können uns diesen auffallenden Umstand nur dadurch erklären, daß die Cantone, je heißblütiger sie sind, desto weniger zu einer befriedigenden Arbeit gelangten, wie denn gerade die namentlich im Wahlsystem veraltete tessiner Verfassung zu den Unruhen in diesem Canton die meiste Veranlassung gegeben hat. Dagegen fanden sich die ruhigern deutschen Cantone öfter bewogen, ihre Angelegenheiten mit deutscher Gründlichkeit zu ordnen. Natürlich ist auch hier keine Regel ohne Ausnahme. Das überaus ruhige Bern, auf welches sein kleiner romanischer Theil wenig Einfluß übt, besitzt nach Tessin die älteste Verfassung, von 1846; dann kommt aber gleich das unruhige Genf mit seiner Verfassung von 1847; fünf Cantone haben Verfassungen aus den funfziger, sechs aus den sechziger und — elf aus den siebziger Jahren; von diesen sind die meisten allerdings 1875 und 1876, also infolge der Bundesverfassung von 1874 entstanden.

Das Verhältniß der Cantonsverfassungen zur Bundesverfassung ist durch die Art. 3, 5 und 6 der letztern bestimmt. Die Cantone sind, heißt es da, souverän, soweit ihre Souveränetät nicht durch die Bundesverfassung beschränkt ist, und üben als solche alle Rechte aus, welche nicht der Bundesgewalt übertragen sind. Diese Souveränetät garantirt ihnen der Bund nebst ihrem Gebiet und ihren Verfassungen; die letztern aber unterzieht er seiner Genehmigung, die unter drei Bedingungen ausgesprochen wird, nämlich sofern sie nichts der Bundesverfassung Zuwiderlaufendes enthalten, die Ausübung der politischen Rechte nach republikanischen Formen sichern und vom Volke angenommen sind, auch auf Verlangen der Mehrheit ihrer Bürger revidirt werden können.

Die schweizerischen Cantonsverfassungen sind das Ergebniß der Geschichte der Cantone. Während sie aber ehedem, je nachdem die letztern aus städtischen, ländlichen oder gemischten Verhältnissen hervorgegangen, man darf sagen himmelweite Verschiedenheiten darboten, befinden sie sich heute auf dem Wege gegenseitiger Annäherung, ja beinahe der Assimilirung. Die rein ländlichen, aus Reichslandschaften entstandenen Cantone, natürlich die kleinern, besaßen ehedem alle das Institut der Landesgemeinde, d. h. der Versammlung sämmtlicher Bürger auf einem Platze zur Berathung der Landesangelegenheiten; jetzt ist diese altehrwürdige Einrichtung, auf welcher die gesammte Verfassung dieser Cantone beruhte, in zweien derselben, in Zug und Schwyz, abgeschafft und besteht nur noch in Uri, Glarus, Unterwalden ob und nid dem Wald, Appenzell-Außer- und -Innerrhoden. Es ist vorauszusehen, daß sie auch hier einst verschwinden wird; denn jene Cantone haben in ihre neuern Verfassungen bereits so manche modernere Elemente aufgenommen, daß die Landesgemeinde sich mit denselben kaum auf die Dauer verträgt. Es ist eine zu sonderbare Anomalie, neben dieser alterthümlichen Erscheinung die Trennung von Verwaltung und Rechtspflege mit neuern Namen (wie Regierungsrath, Obergericht u. s. w.) auftauchen zu sehen, während früher eben die der Landesgemeinde entsprechenden Räthe einfach alles übernahmen, was die Landesgemeinde nicht selbst besorgte, also ohne Bedenken sowol Steuern einzogen als Todesurtheile fällten. Während sonach die Landesgemeindecantone unter Beibehaltung ihres rein demokratischen Charakters sich in Modernisirung ihrer staatlichen Organisation den übrigen Cantonen nähern, kommen ihnen diese in eifriger Annahme demokratischer Einrichtungen entgegen. Die Cantone, welche niemals Landesgemeinden hatten — es sind begreiflich die mittlern und größern — entstanden auf verschiedene Weise, die ältern aus Erwerbungen einer Stadt, welche dann (bis 1798) die ausschließliche Herrschaft und später (1803 bis 1831) den größten Einfluß in ihrem Gebiete ausübte (so in Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel und Schaffhausen), die neuern aus Zusammenfügung verschiedener Gebietstheile, welche ehedem Bundesgenossen mindern Ranges oder eroberte Unterthanen der ältern Cantone gewesen (so Sanct-Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt, Wallis), oder aus Vergrößernng eines ehemaligen Bundesgenossen durch fremdes Gebiet (Genf 1815 durch Abtretung französischer und savoyischer Gemeinden) oder durch Republikanisirung eines Fürstenthums (Neuenburg 1848). Die Verfassung der meisten dieser Cantone war seit 1831, die von Genf seit 1842 und die von Neuenburg seit 1848 eine repräsentativ-demokratische, d. h. die Souveränetät lag im Volke, wurde aber durch dessen Abgeordnete ausgeübt. Die stereotype gesetzgebende Behörde, welche dieselben sammelte, war und ist noch der Große Rath, die vollziehende der Kleine Rath oder Regierungsrath. Beides waren Weiterbildungen der von jeher in den Städten üblichen, vielfach mit denselben Namen benannten Behörden. Der Große Rath in manchen Cantonen direct vom Volke, in andern durch Wahlmänner gewählt, ernannte seinerseits die Regierung und andere höhere Behörden, während diejenigen der Bezirke bald vom Volke, bald anderswie ihre Bestallung erhielten. Das im Jahre 1831 zur Geltung gekommene demokratische Streben schritt aber unaufhaltsam vor. In den vierziger Jahren wurden die indirecten Wahlen des Großen Rathes,

wo sie noch bestanden, durch directe ersetzt und für die Bezirksbehörden die Volkswahl eingeführt. Aber dies genügte dem demokratischen Geiste noch lange nicht. Es bildeten sich, theils früher, theils später, drei Forderungen aus, welche zum demokratischen Dogma gehörten, nämlich die Wahl der Regierung und womöglich noch weiterer Behörden und Beamten durch das Volk, das Referendum, d. h. die Abstimmung des Volkes über Gesetze und Großrathsbeschlüsse, und die Initiative, d. h. die Berechtigung des Volkes, die Berathung resp. Einführung von Gesetzen zu verlangen. Diese Forderungen hatten ihr Vorbild in den Landesgemeindecantonen und in dem ihnen nahe stehenden Graubünden, wo von alters her das Volk in Kreislandesgemeinden über die Gesetze abstimmte. Dem Referendum ging außerhalb Graubündens das Veto voran, zuerst in Sanct-Gallen, wo man damit 1831 ochlokratische Gelüste zu paralysiren suchte. Dies jetzt verschwundene (in Sanct-Gallen 1875 durch das facultative Referendum ersetzte) Veto hatte folgenden schleppenden Gang. Nach dem Schlusse jeder Versammlung des Großen Rathes mußten die während desselben erlassenen Gesetze öffentlich bekannt gemacht und 45 Tage lang in den Kanzleien der Gemeinden zu jedermanns Einsicht aufgelegt werden. Wenn dann wenigstens ein Sechstheil aller stimmberechtigten Bürger einer Gemeinde die Abhaltung einer Bürgerversammlung verlangte, um über eins oder mehrere der erlassenen Gesetze abzustimmen, so mußte innerhalb jener 45 Tage eine solche Versammlung abgehalten werden. Stimmten nun nicht wenigstens 10000 Bürger für Verwerfung, so war das Gesetz angenommen. Stimmte aber diese Zahl für Verwerfung, so mußte erst in den übrigen Gemeinden des Cantons über Annahme oder Verfassung abgestimmt werden und es entschied nunmehr die absolute Mehrheit der mitstimmenden Bürger über das Schicksal des Gesetzes. Dem Veto sehr ähnlich ist das facultative Referendum, welches gleich jenem schon früh in einigen Cantonen eingeführt wurde: es ist jedoch einfacher als jenes und besteht darin, daß, wenn in einer gewissen Zeitfrist nach Bekanntmachung eines Gesetzes oder Beschlusses von einer gewissen Anzahl Bürger es verlangt wird, diese dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden müssen; innerhalb einer weitern gleichen Frist muß die Abstimmung erfolgen.

Weiter geht nun das heute siegreiche obligatorische Referendum. Dasselbe wurde außerhalb Graubündens zuerst in Basel-Landschaft eingeführt, nachdem sich dieses radicale Ländchen (1832) von der aristokratischen Stadt Basel getrennt hatte. Es dauerte jedoch lange, ehe es Nachahmung fand, und dies geschah, da es sich in Schwyz nach Beseitigung der Landesgemeinde sozusagen von selbst verstand, erst 1869 fast gleichzeitig in Zürich und Thurgau und seitdem in mehrern der bedeutendsten Cantone. Es besteht einfach darin, daß alle Gesetze und gewisse Beschlüsse und Verträge in gewissen Fristen dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden müssen. Gegenwärtig haben unter den Cantonen ohne Landesgemeinde nur noch Freiburg und Tessin keinerlei Referendum; Graubünden, Basel-Landschaft, Schwyz, Zürich, Thurgau, Aargau, Bern und Solothurn haben das obligatorische, alle übrigen Cantone, sowie die Eidgenossenschaft für ihre allgemeine Gesetzgebung, irgendeine Art von facultativem Referendum. Aargau unterwirft außer den Gesetzen auch das Budget dem Referendum; in Bern ist dieser Hemmschuh gesunder

Staatswirthschaft seit kurzem wieder abgeschafft; beschränkte Budgetabstimmungen finden unter gewissen Umständen, z. B. für einmalige Ausgaben von gewisser Höhe, in Zürich, Luzern, Schwyz, Zug, Solothurn, Schaffhausen, Aargau, Thurgau, Waadt (für Anleihen) und Wallis (für verschiedene Ausgaben) statt. Wo das sogenannte Finanzreferendum eingeführt worden, ehe eine Staatssteuer dort bestand, wie in Solothurn und Basel-Landschaft, da bewilligt das Volk grundsätzlich keine Steuern und muß sich der Staat mit Mühe und Noth durchkämpfen. Ueberhaupt ist der ökonomische Zustand der Cantone im ganzen kein befriedigender. Die Anforderungen der Zeit werden stets größer und übereilte Eisenbahn- und andere Bauten haben die Staatskassen übermäßig in Anspruch genommen. Die Gehalte der Beamten bleiben fast überall hinter den bescheidensten Anforderungen zurück, und die bessern Kräfte widmen sich wo immer möglich dem besser gestellten und daher auch besser honorirenden Bundesdienste, der in den Zolleinnahmen eine nie versiegende Goldquelle hat und überdies von den bedrängten Cantonen subventionirt wird, daher sich die letztern durch exorbitante Steuern zu helfen suchen, soweit es ihnen die demokratischen Einrichtungen, wie schon angedeutet, gestatten.

Es läge nahe, zu denken, daß unter diesen Verhältnissen die Tendenz Wurzel fassen müßte, die Cantone überhaupt aufzugeben und aus freien Stücken die Einheitsrepublik wieder einzuführen, welche von 1798—1803 infolge französischer Einwirkung bestand. Allein einerseits ist die staatliche Einheit der Schweiz gerade deshalb im Lande unpopulär geworden und geblieben, weil sie ihm einst vom Auslande aufgedrängt wurde; andererseits aber hängt der Schweizer von jeher an seinem Canton gerade so fest wie an dem Gesammtvaterlande, theilweise noch fester, und zwar stehen hierin die erst in neuester Zeit (1803) neugeschaffenen Cantone den ältern ganz und gar nicht nach. Ist auch der alte „Cantönligeist", über den man sich so viel lustig gemacht, infolge der eingreifenden Centralisationen von 1848 und 1874 eine Mythe geworden, so ist doch immerhin der Föderalismus, nicht etwa nur der extreme, sondern auch der an Anhängern reichere gemäßigte, der sich mit Centralisationstendenzen verträgt, noch so stark, daß der Unitarismus gar keinen Boden findet und schlechterdings keine Aussichten hat. Wie aber dem mit der Zeit unvermeidlichen Absterben der Cantone begegnet oder abgeholfen werden soll, danach wird merkwürdigerweise gar nicht gefragt, und man scheint in dieser Beziehung sorgenlos in die Zukunft zu blicken und zu gehen. Was allgemein weit mehr interessirt als solche principielle Fragen, die man nicht einmal aufwirft, sind die materiellen Interessen, und diese waren es auch, welche bei der neuesten, das Land in Bewegung setzenden Revisionsfrage die Hauptrolle spielten.

Diese das abgelaufene Jahr bewegende Lebensfrage betraf die Bundesverfassung selbst. Die letztere, so jung sie ist — sie zählt ja erst sechs Jahre (von 1874) — hat im Jahre 1879 durch die Bewegung zu Gunsten der Todesstrafe bereits eine Bresche erlitten, indem am 18. Mai 1879 durch Volksabstimmung bekanntlich der Art. 65, welcher die Todesstrafe abschaffte, aufgehoben und den Cantonen freigestellt wurde, dieselbe wieder in ihre Strafgesetzbücher einzureihen. Es haben

von diesem Rechte bereits die in der Cultur am weitesten zurückstehenden Urcantone sowie der katholische Theil von Appenzell (Innerrhoden) Gebrauch gemacht. Das weckte den Muth aller Kreise, welche Grund zu irgendeiner Beschwerde gegen die Bundesverfassung zu haben glaubten. Die neueste Ausstellung nun, die an derselben gemacht wurde, bezieht sich auf den Art. 39, welcher lautet: „Der Bund ist befugt, im Wege der Gesetzgebung allgemeine Vorschriften über die Ausgabe und die Einlösung von Banknoten zu erlassen. Er darf jedoch keinerlei Monopol für die Ausgabe von Banknoten aufstellen und ebenso keine Rechtsverbindlichkeit für die Annahme derselben aussprechen." Gegen diesen „Banknotenartikel" erhob sich schon im Jahre 1879 eine lebhafte Agitation. Was an die Stelle der bisherigen Bestimmungen gesetzt werden solle, darüber waren sich die Agitatoren lange unklar; man sprach wol von Einführung eines Monopols zur Banknotenemission, um die allerdings argen Misbräuche, welche durch die Unzahl emissionsberechtigter kleiner Banken hervorgerufen wurden, zu beseitigen; aber man schwankte, ob dieses Monopol dem Bunde oder den Cantonen übertragen werden solle. Am Anfange des Jahres 1880 schien der letztere Standpunkt in der Agitation vorzuwiegen; aber die Gegner derselben machten treffend darauf aufmerksam, daß die Gefahr einer schädlichen Ueberschwemmung des Landes mit Banknoten nur größer werden müßte, wenn der Bund zum Vortheil der nach Vermehrung ihrer Einnahmen strebenden Cantone das alleinige Recht der Banknotenfabrikation in die Hand nähme. Damit schien unsere oben angedeutete Besorgniß um die Zukunft der Cantone zur Geltung zu kommen. Die Agitatoren gingen indessen bereits weiter und sprachen von Ueberführung des in mehrern Cantonen bestehenden Volksrechtes der Initiative in der Gesetzgebung in die Bundesorganisation. Nun mußte es das Hauptbestreben der Agitation sein, 50000 Unterschriften von stimmberechtigten Bürgern zusammenzubringen, welche nach Art. 120 der Bundesverfassung eins der Mittel sind, eine Revision derselben anzubahnen. Es wurden zahlreiche Volksversammlungen gehalten, an denen sich auch Gegner der Bewegung einfanden, die zwar zugaben, daß eine neue Regelung des Banknotenwesens nothwendig wäre, aber auch nachwiesen, daß dies auf dem Wege der Gesetzgebung geschehen könne, somit eine Revision der Bundesverfassung nicht nothwendig sei. Ein eidgenössisches Banknotengesetz war aber wirklich bereits in Arbeit und wurde durch eine Commission zur Vorlage von der Bundesversammlung vorbereitet. Nach dem im Mai 1880 vom Bundesrathe zu Ende redigirten Entwurfe sollte die Ermächtigung zur Ausgabe von Banknoten und Kassenscheinen vom Bundesrathe ertheilt und von diesem bei Erfüllung der gesetzlichen Erfordernisse nicht verweigert werden, unter Vorbehalt einer Revision der Bundesverfassung und des Rechtes der Bundesversammlung, die Gesammtemission des Landes festzustellen. Wie der Bericht des Bundesrathes nachwies, hatte sich in einem Jahrzehnt die Notenemission verdreifacht, der Banknotenumlauf mehr als vervierfacht, die Baarschaft aber kaum mehr als verdoppelt und die Notendeckung war von 105 auf 50 Proc. des Umlaufs gesunken. Vier Banken (und zwar Staatsbanken) hatten gar kein einbezahltes Grundkapital, zwei davon nicht einmal einen Reservefonds, und die Actien zweier (privaten) Emissionsbanken standen unter pari. Die Emission sämmtlicher schweize-

rischen Noten überstieg den Umlaufsbedarf um 27 Mill. Frs. Ohne Rücksichtnahme auf das in Arbeit liegende, aber als ungenügend betrachtete Banknotengesetz ging die Agitation für das Banknotenmonopol ihren Gang und Anfang August hatte sie mit Mühe und Noth innerhalb eines vollen Jahres ihre 50000 Unterschriften zusammengebracht. Es zeigt dieser Umstand, wie wenig Interesse im schweizerischen Volke für die Sache vorhanden war. Es mehrten sich denn auch die Stimmen, welche eine Bundesrevision in gegenwärtiger Zeit als nicht räthlich erklärten und kräftig von diesem Beginnen abmahnten. Es wurde gezeigt, daß die Anhänger des Banknotenmonopols nicht genügten, eine Bundesrevision durchzusetzen, daß daher anderweitige Bestrebungen sich mit den übrigen verbinden müßten, dann aber sehr unwahrscheinlich ein Werk gelingen würde, das Aussicht auf Annahme durch die Volksmehrheit hätte. Die Stimmung war offenbar vorherrschend, daß man des Revidirens müde sei und sich nach Ruhe sehne. Indessen verlangten die Unterschriftensammler bei Einreichung ihrer 50000 Namen an den Bundesrath Revision des Art. 39 der Bundesverfassung, an dessen Stelle folgender, von Dr. Joos aus Schaffhausen, dem Hauptführer der Bewegung, redigirte Artikel treten sollte: „Nur dem Bunde steht das Recht zu, Banknoten, beziehungsweise Cassascheine, auszugeben. Er darf keine Rechtsverbindlichkeit für deren Annahme aussprechen. Der aus der Ausgabe von Banknoten, beziehungsweise Cassascheinen, sich ergebende Gewinn wird nach einem gesetzlich zu bestimmenden Maßstabe zwischen Bund und Cantonen vertheilt.“ Von der Initiative war nun keine Rede mehr; die Revision sollte sich einzig und allein auf den Art. 39 beschränken und zwar in einer Form, welche nur den Ansichten eines Theiles der Anhänger der Bewegung entsprach, während beträchtliche weitere Theile die Abänderung des Banknotenartikels in ganz anderer Weise anstrebten, nämlich die einen im Sinne des Notenmonopols einer zu gründenden Bundesbank, die andern im Sinne eines Notenmonopols der Cantonalbanken. Im Vorschlage des Dr. Joos war aber gar nicht gesagt, in welcher Weise der Bund seine Banknoten ausgeben solle, ob direct durch seine amtlichen Kassen oder durch eine zu errichtende Bank. Die Stimmen der Bewegungsfreunde, die sich unbefriedigt fühlten, erhoben sich denn auch rasch und es fehlte nicht an erweiterten Vorschlägen. Die Demokraten führten ein eidgenössisches Referendum und eine eidgenössische Initiative wieder in die Schranken und die Revisionsfreunde trennten sich auf diese Weise in Anhänger einer Total- und einer Partialrevision.

Der Bundesrath seinerseits fand zwar, das vorliegende Revisionsbegehren sei kein correctes, beantragte aber nach der Bundesverfassung, es solle die Frage an das Schweizervolk gestellt werden, ob eine Revision der Bundesverfassung vorgenommen werden solle oder nicht. Die Anfrage wurde in dieser allgemeinen Weise gestellt, weil der Bundesrath in dieser wie in andern Angelegenheiten von dem Grundsatze ausging, es liege in dem Geiste des Art. 120 der Bundesverfassung, daß nicht über einen Specialgegenstand, sondern nur über die gesammte Bundesverfassung abgestimmt werden könne. Das war sehr mislich für die Agitatoren des Bankmonopols; denn es war damit vorauszusehen, daß man sich nicht gern eines einzigen Artikels wegen in das Wagniß einer Aenderung der gesammten

Verfassung stürzen werde. Die Agitatoren selbst wollten ja keine Totalrevision und ihre Gegner ohnehin gar keine Revision, wie sollte sich da auf die Anfrage des Bundesrathes ein „Ja" erwarten lassen? Die Entscheidung über die Fragenstellung und Abstimmung lag indessen bei der Bundesversammlung, welche am 13. Sept. zusammentrat. Es wurden zwar in derselben Anträge gestellt, eine auf den bloßen Art. 39 beschränkte Anfrage an das Volk zu stellen. Entscheidend in dieser Hinsicht war die schriftliche Aeußerung des Dr. Kern, schweizerischen Gesandten in Paris und eines der wenigen noch lebenden Mitglieder der Commission, welche die Bundesverfassung von 1848 berieth. Derselbe wies im Einklange mit dem Bundesrathe nach, daß das Revisionsbegehren der Verfassung widerspreche und nach derselben nur eine allgemeine Anfrage statthaft sei. Nach heftigem Redekampfe, in welchem der Urheber der Agitation, Dr. Joos, die Gegner seines Standpunktes mit dem bittersten Sarkasmus übergoß, nahm der Nationalrath (Vertretung des Volkes) am 16. Sept. mit 91 gegen 24 Stimmen Stellung zu Gunsten der General- gegen die Specialanfrage und nahm dann mit 97 gegen 11 Stimmen den Vorschlag des Bundesrathes an. Das Nämliche beschloß am 17. Sept. der Ständerath (Vertretung der Cantone) mit 30 gegen 5 Stimmen.

Es hatte nichts geholfen, daß man die Gegner der Revisionsbewegung Börsenmenschen, Gründer, Mammonsdiener u. s. w. genannt hatte; das Bewußtsein war durchgedrungen, daß eine Verfassungsrevision jetzt von Uebel wäre und zu nichts Erfreulichem führen könnte. Jetzt erst trat in der Presse der Schweiz ein wirklich allgemeines Interesse für die aufgeworfene Frage ein; aber die Art und Weise, wie dieselbe besprochen wurde, bestätigte immer wieder die Ansicht der Revisionsgegner. Die Parteien zersplitterten sich in einer bisher unerhörten Weise. Liberale und Radicale, Conservative und Ultramontane vergaßen ihr sonstiges Zusammenhalten und eine jede dieser Fractionen spaltete sich wieder in Anhänger und Gegner der Revision. Die Banknotenfrage war nicht mehr die Hauptsache, und die verschiedensten Wünsche und Projecte machten sich als Motive für eine Revision der Bundesverfassung geltend. Es fanden wieder zahlreiche Volksversammlungen statt, die sich für oder gegen Revision aussprachen und Actionscomités für oder gegen aufstellten. Doch gab es immer noch weite Gegenden und ganze Cantone, in welchen sich wenig oder gar kein Interesse für die Bewegung kundgab. Die Urheber der Agitation selbst erklärten ausdrücklich, sich auf die Revision der Art. 39 (Banknotenwesen) und 120 (Revisionsbedingungen, durch deren Aenderung sie künftige Agitationen zu erleichtern wünschten) beschränken zu wollen. Sie nahmen aber dessenungeachtet die Bundesgenossenschaft solcher an, welche aus andern Gründen eine Revision wünschten, wie z. B. eines Theiles der Ultramontanen und der Conservativen, welche auf diesem Wege sich einbildeten, die fortschrittlichen Errungenschaften der bestehenden Verfassung rückgängig machen zu können, wofür doch die demokratischen Urheber der Bewegung niemals die Hand geboten hätten und die Gegner der Revision ebenso wenig. Andere Theile der Conservativen und Ultramontanen erklärten sich gegen die Revision, damit nicht auch noch die wenigen ihnen günstigen Bestimmungen der Bundesverfassung in Frage gestellt würden. Der Bundesrath setzte die Volksabstimmung über Vornahme oder Ab-

lehnung einer Revision der Bundesverfassung auf den 31. Oct. fest, und so, wie die Sachen standen, war schon vor jenem Tage mit großer Wahrscheinlichkeit eine Mehrheit für die Verneinung der an das Volk gestellten Frage zu erwarten.

So kam es denn auch. Die Revisionsfrage wurde von etwa 120000 Stimmen bejaht, von etwa 250000 dagegen verneint; nur in wenigen Cantonen hatte sich eine bedeutende Minderheit, in noch wenigern eine Mehrheit für die Revision ausgesprochen. Dieses Resultat hat denn auch so abkühlend gewirkt, daß bis heute sich noch keine Stimme zu Gunsten einer Wiederaufnahme der Revisionsangelegenheit hat hören lassen. Die Zufriedenheit mit der bestehenden Bundesverfassung ist groß, die politische Indifferenz unter dem Volke womöglich noch größer. Mit Recht wendet man sein Augenmerk dringendern Fragen und höhern Interessen zu.

Die nationale Stellung der siebenbürger Sachsen.

Von

Professor Dr. J. H. Schwicker in Budapest.

Aus den Tiefländern der Theiß im Westen, der untern Donau im Süden und des Pruth im Osten erhebt sich das riesige Viereck des siebenbürgischen Hochlandes, dessen Südrand von Spitzen umsäumt ist, die in die Regionen des ewigen Schnees hinaufragen. Eine natürliche Feste, schließt sich Siebenbürgen von den Ländern nach Süden und Osten nahezu hermetisch ab; nur schmale Engpässe, zum Theil die Durchbrüche wilder Bergwässer, vermitteln hier den Verkehr nach außen; im Westen und Nordwesten aber öffnen breite Thalmulden den Zugang. Auf diesen Wegen zog die Bevölkerung und die Cultur nach Siebenbürgen und kittete diese Felsenburg eng an das westlich vorliegende ungarische Mutterland. Die Natur selbst bildet die Basis dieser politischen und culturellen Beziehungen, und darum beruhen dieselben auf unerschütterlichem Grunde. Wenn moderne Nationalitäts-schwärmer an der Dimbowitza von einem „großen dacoromanischen Reiche" träumen und dabei ihre begehrlichen Blicke auch auf Siebenbürgen und das angrenzende Temeser Banat werfen, so finden diese annexionistischen Aspirationen schon in der Natur und Geschichte ihre zutreffendste Widerlegung. Wol gab es eine Zeit, in der Siebenbürgen und die Moldau-Walachei in regem politischem Wechselverkehr standen. Allein diese Zeit der selbständigen siebenbürgischen Fürsten zeigt uns stets, daß die felsenumgürtete Hochburg wiederholt den maßgebenden Einfluß aus-übte auf das niedriger gelegene Flachland, dieses „Glacis" der Felsenfeste. Mit alleiniger Ausnahme der ephemeren Herrschaft des walachischen Wojwoden Michael des Tapfern (1593—1601), der ungefähr ein Jahr lang die Länder Siebenbürgen, Moldau und Walachei in seiner Hand vereinigt hielt, war es keinem dieser Wojwoden gelungen, innerhalb der siebenbürgischen Felsenmauern festen Fuß zu gewinnen, so oft sie es auch versucht hatten. Von Siebenbürgen aus drang der culturelle Einfluß auf das an seinen Rändern und in den anrainenden Niede-rungen allmählich angesiedelte walachische oder rumänische Volk. Eine gegenthei-lige Strömung vom Tieflande nach dem Hochlande zu kennt hier die Geschichte nicht.

Doch diese Stellung und Wechselbeziehung Siebenbürgens zur Moldau-Walachei, so lehrreich dieselbe auch für die Culturgeschichte wie für die praktische Politik sein mag, bildet nicht den Gegenstand dieser Zeilen. Dieselben wollen sich viel-mehr mit jenem deutschen Element befassen, das innerhalb der siebenbürgischen

Felsenburg vor mehr als 700 Jahren eine zwar rauhe und beschwerliche, aber doch dauernde Niederlassung erhalten hatte.

Ueber die Sachsen Siebenbürgens besteht eine ziemlich reiche historische, ethnographische und politische Literatur, sodaß es schwer fällt, irgendetwas Neues zu sagen. Namentlich in unsern Tagen bildet das siebenbürgische Sachsenvolk den Gegenstand eingehender Aufmerksamkeit von publicistischer Seite. Die Veranlassung hierzu war nicht stets eine erfreuliche, die Auffassung und Darstellung häufig eine irrige, leidenschaftliche, ungerechte. Es galt, einen politischen Parteikampf zu führen. Wer diese Art von Kämpfen auch nur obenhin kennt, dem wird es einleuchtend sein, daß in der Hitze des Streites hüben und drüben mancher Fehltritt oder Uebergriff geschah, der in seinen Folgen dem ersten Urheber selbst wol am meisten unangenehm oder bedauerlich erscheinen mußte.

Die Sachsen hatten aus den Stürmen des Mittelalters und der Neuzeit eine nationale Municipalautonomie gerettet, welche sie als das heilige Paladium ihres Stammes mit größter Sorgfalt bewahrten und mit all dem Eifer, der Treue und Ausdauer vertheidigten, wie solches dem Alter und der Bedeutung dieser Institutionen würdig war. Das „Erbe der Väter" durfte nicht leichten Kaufes dahingegeben werden. Ob aber die Art und Weise der Kampfführung, ob die hierzu benutzten Mittel und Personen, ob Zeit und Umstände stets richtig gewählt, genau erwogen und geprüft wurden: das ist denn doch eine andere Frage, welche wir keineswegs mit einem unbedingten Ja beantworten könnten. Schon der Standpunkt, bei der Gegenpartei nur feindselige Motive vorauszusetzen, war ein zum voraus verfehlter, unhaltbarer. Man hatte auf sächsischer Seite unrecht, von einer „Erwürgung der Deutschen in Ungarn" zu sprechen und im In- und Auslande einen Nationalitätskampf anzufachen, der schließlich den weit stärkern Gegner derart erbittern mußte, daß er sich zu Gewaltmaßregeln hinreißen ließ, welche im Interesse der Wohlfahrt des sächsischen Volkes wie in dem des ganzen Landes aufrichtig beklagt werden müssen.

Der moderne Staat wendet sich entschieden gegen alle privilegirte Stellungen innerhalb seiner Grenzen. Die alte sächsische Municipalautonomie bildete nun ohne Zweifel die starke Schutzwehr des Volkes zur Wahrung seiner Nationalität und zur Förderung seines geistigen und materiellen Gedeihens. Aber es waren doch andere Zeiten und Verhältnisse, da diese Institution passend war. In der Gegenwart erschien dieselbe in vielfacher Beziehung als ein schädlicher, ruinenhafter Rest vergangener Tage. Eine Reform, resp. eine Umgestaltung und Anpassung an die geänderten staatsrechtlichen, politischen, socialen und nationalökonomischen Bildungen war demnach eine unausweichliche Nothwendigkeit, von der die Leiter des ungarischen Staates nicht abgehen durften. Würden sie bei den Sachsen selbst auf mehr Entgegenkommen gestoßen sein, hätte ferner auf seiten der Regierung nicht gleichfalls ein nationalistischer Chauvinismus übermäßigen Raum gewonnen, und wäre man beiderseits voll aufrichtigen Wohlwollens und Vertrauens gewesen und mit der nöthigen Sachkenntniß und Unbefangenheit ans Werk gegangen: gewiß, die „siebenbürgisch-sächsische Frage" würde weit früher und in befriedigenderer Weise gelöst worden sein, als dies heute thatsächlich der Fall ist.

In jüngster Zeit haben sich in Ungarn und Siebenbürgen einzelne Vorfälle ereignet, welche unsere Hoffnung auf eine Verständigung der Deutschen und Magyaren und auf ein friedlich-freundschaftliches Zusammenleben dieser beiden politisch und culturell wichtigsten Volksstämme des Landes zu vernichten scheinen. Die Bekämpfung des deutschen Theaters in Budapest und Hermannstadt, die obligatorische Einführung der ungarischen Sprache in die Volksschulen und der Entwurf eines neuen Gesetzes für die Gymnasien und Realschulen werden als ebenso viele Momente der neuerwachten „Deutschenhetze" sowie des forcirten Magyarisirens von Amts und Gesetzes wegen betrachtet.

Unleugbar ist, daß in der letzten Zeit in einem Theile der magyarischen Presse und Gesellschaft eine Anfeindung des Deutschthums abermals Mode geworden ist. Die Wortführer dieses Chauvinismus sind jedoch theils Männer der politischen Opposition, bei denen die Bekämpfung alles Deutschen vor allem die Verwerfung des staatsrechtlichen Ausgleiches mit Oesterreich bedeutet und die auf das unsinnige Programm eines selbständigen, von Oesterreich losgetrennten Ungarn schwören. Oder es sind andererseits Leute, die aus persönlicher Abneigung gegen den dermaligen Ministerpräsidenten Tisza jede Gelegenheit ergreifen, um im Lande den Unfrieden, die Verwirrung und Unzufriedenheit zu mehren, damit dem verhaßten Minister neue Verlegenheiten bereitet werden. Oder es sind chauvinistische Krakeeler, politische Streber, neumagyarisirte Journalisten und clientellose Advocaten, die in der hauptstädtischen Repräsentanz und in der Presse ihren Muth und „Patriotismus" im Schimpfen gegen das deutsche Theater und die deutschen Kellner beweisen.

Die anständige Gesellschaft hat an diesen oft knabenhaften, stets aber muthwilligen und ungerechtfertigten Angriffen und Hetzereien keinen Antheil; namentlich muß das eigentliche magyarische Volk gegen den Vorwurf des unduldsamen Chauvinismus in Schutz genommen werden. Es waren denn auch in erster Reihe Magyaren selbst, welche gegen das unsinnige und gefährliche Treiben der oben angeführten Elemente öffentlich Verwahrung einlegten und zur Vernunft mahnten. Würden die budapester Deutschen im Anschlusse an diese besonnenern Magyaren ihr gutes Recht ebenfalls in entschiedener Weise vertheidigt haben, dann wären jene Schreier und Hetzer gar bald zur Ruhe gebracht worden. Allein gerade an diesem moralischen Muth fehlt es den Deutschen, die, statt offen und ungescheut für ihre berechtigten Ansprüche einzutreten, meist nur im Privatverkehr sich beschweren oder in auswärtigen Zeitungen anonym Klage erheben. Dadurch verstimmen sie aber auch die besonnen und rechtlich denkenden magyarischen Kreise. Ein größeres Maß von Selbstgefühl und von Muth würde den Deutschen in Ungarn gar viele Angriffe, Demüthigungen, Zurücksetzungen und sonstige Kränkungen erspart haben.

Der Deutsch-Ungar kennt keinen Separatismus, er liebt sein neues Vaterland aufrichtig und treu und hat dies bei jeder Gelegenheit auch durch die That bewiesen. Er darf also mit Recht beanspruchen, daß man auch seine nationale Art und Eigenthümlichkeit achte, um so mehr, als er eben dadurch dem Lande von besonderm Nutzen ist. Die Erfahrung lehrt es nämlich seit Jahrhunderten, daß die dem Deutschen beiwohnenden socialen Tugenden und culturellen Fähig-

keiten nur dort zur Erscheinung und Geltung gelangen, wo der Deutsche sein Wesen in Haus und Familie, in Sprache, Sitte und Gewohnheiten bewahrt hat. Beispiele von entnationalisirten Deutschen sind in Ungarn nicht selten. Man betrachte aber, was aus den slowakisirten oder ruthenisirten Deutschen in den ungarischen Bergstädten, in der Zips, in den Waldkarpaten u. s. w. geworden ist, und man wird finden, daß dieselben gewöhnlich nur die schlechten Seiten der hier verschmolzenen Nationalitäten bewahrt haben: einerseits die Trunk- und Streitsucht, andererseits die Trägheit und den Schmuz.

Es konnte darum auch nicht die Intention der Regierung sein, das Deutschthum in seiner jahrhundertelangen Berechtigung zu stören, als sie im Jahre 1879 einen Gesetzentwurf über den Unterricht in der ungarischen Sprache in Volksschulen mit nichtmagyarischer Unterrichtssprache der Legislative vorlegte. Dieses Gesetz ist nämlich nur eine Consequenz des Nationalitäten- und Volksschulgesetzes vom Jahre 1868 und verursachte namentlich in den deutschen Volksschulen keine besondern Neuerungen. Denn in zahlreichen Volksschulen der Deutschen war die ungarische Sprache schon seit Jahren freiwillig ein Gegenstand des Unterrichts geworden. Man konnte über die Opportunität eines solchen Gesetzes verschiedener Ansicht sein, aber eine Ungerechtigkeit oder eine Verletzung der übrigen Nationalitäten ist darin nicht zu finden, wenn jedem Staatsbürger Gelegenheit geboten wird, sich die Staatssprache aneignen zu können. Der übrige Unterricht in der Muttersprache wird dadurch nicht alterirt; ja die hierauf bezügliche Ministerialverordnung schreibt ausdrücklich vor, daß „den Mittelpunkt des elementaren Volksschulunterrichtes der Unterricht in der Muttersprache zu bilden habe".

Zudem liegt ja die unmittelbare Obsorge und Aufsicht über die Schule in den Händen der betreffenden politischen oder confessionellen Gemeinde. Diese hat somit nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht, darüber zu wachen, daß in diesen Lehranstalten die Pflege der Muttersprache nicht vernachlässigt werde. Wenn aber übereifrige Deutsche meinen, schon die bloße Kenntniß des Magyarischen sei dem Deutschthum gefährlich, so sind das schwachmüthige Seelen, oder sie zählen ebenfalls zu jenen kurzsichtigen Leuten, die auch ihrerseits vom engherzigen Chauvinismus nicht frei sind.

Das Deutschthum stammt in Ungarn nicht von gestern und heute; es ist so alt, ja älter als das ungarische Königreich selbst, in welchem es nun eine mehr als achthundertjährige bedeutsame und folgenreiche Rolle spielt. Dasselbe verdrängen oder gar ausmerzen wollen, wäre in politischer und cultureller Hinsicht ein herostratisches Beginnen. Sonderbar erscheint freilich, daß diesen Versuch eine Fraction innerhalb der reformirten Kirche jüngstens unternehmen wollte. Diese Herren hatten nämlich im Sinn, das Deutsche aus der Reihe der obligaten Lehrfächer des Gymnasiums zu streichen. Aber diese Absicht traf auf heftigen und erfolgreichen Widerstand im Schose ihrer eigenen Confession.

Von derselben Seite her stammen auch jene Amendements zu dem neuen Mittelschulgesetzentwurfe, der die Gymnasien und Realschulen regeln wollte. Nicht im Regierungsvorschlage, sondern im Elaborat der Commission des Abgeordnetenhauses, wo Männer der Opposition das Uebergewicht besaßen, fanden sich jene

ungerechten Bestimmungen, daß die Lehramtsprüfungen für Gymnasien und Realschulen nur in ungarischer Sprache stattfinden können. Damit wurden allerdings die übrigen Nationalitäten insofern bedroht, als die wissenschaftliche Pflege ihrer Muttersprache, der Besuch nichtungarischer Universitäten u. s. w. überaus erschwert worden wäre. Der fragliche Entwurf hat jedoch bisher keine Gesetzeskraft erlangt, und es ist auch wenig Aussicht vorhanden, daß dies in Zukunft geschehen werde, zum mindesten nicht in der jetzigen Gestalt des Entwurfes.

Jede Vergewaltigung einer Nationalität ruft naturgemäß eine Reaction hervor, und es sind wahrlich sehr böse Dienste, welche die Chauvinisten in Ungarn dem Lande leisten, wenn sie durch unsinnige Deutschenhetzen jenen Volksstamm zu entfremden suchen, der bisher unwandelbar treu zum Lande und zur leitenden politischen Nation gestanden. Doppelt unsinnig und verderblich erscheint dies Beginnen aber in der Gegenwart, wo der Deutsche endlich aufgehört hat, „kosmopolitischer Straßenkoth" zu sein.

Es ist eine müßige Sache, in öffentlichen Dingen über vollendete Thatsachen post festum zu berathen. Aber es kann nur von Nutzen sein, wenn aus den Ereignissen die Summe von Erfahrungen und Warnungen als Fingerzeige für die Zukunft gezogen wird. Diese lohnende Arbeit unternahmen denn auch nach beendigtem politischem Kampfe mehrere verständige und getreue Männer des Sachsenvolkes. An ihrer Spitze stehen Guido von Baußnern, Emil von Trauschenfels u. a., die ihrerseits mit demselben unerschrockenen Muthe den Kampf um das Sachsenrecht gefochten haben, mit dem sie heute ihrem Volke die nöthige Ein- und Umkehr predigen. Trauschenfels' „Rechenschaftsbericht" (Kronstadt, Johann Gött u. Sohn), den er in der Eigenschaft eines ungarischen Reichstagsabgeordneten seinen Wählern abgestattet, erhebt sich in dieser Beziehung weit über das Niveau einer bloßen Gelegenheitsschrift. Er bildet vielmehr ein muthvolles Selbstbekenntniß der Fehler, welche das sächsische Volk und seine Führer in ihrer Politik begangen, und entwickelt dann ein ebenso besonnenes als fruchtbares Programm für die Action in der Zukunft. Emil von Trauschenfels bereut keinen Moment, daß die Sachsen ihre Autonomie mit Energie und Ausdauer vertheidigt: „Gesetzlich bestehende, liebgewonnene Einrichtungen, das Erbe der Väter stand auf dem Spiel, da gab es kein Schwanken. Das Selbstbewußtsein unsers Volkes, welches ja ohnehin nicht allzu reiche Nahrung findet, ist aus diesem Kampfe gekräftigt hervorgegangen. Es wurde in seinen edelsten Gefühlen gehoben und in seinem Vertrauen auf die Zukunft gestärkt durch das Bewußtsein des Zusammenstrebens seiner Söhne in der Stunde der Prüfung."

Außer diesem ethischen Gewinn hatten die Sachsen in dem ungleichen Kampfe jedoch nur schmerzhaften Verlust. Die municipale Einheit wurde aufgelöst, die früher bestehenden kleinen sächsischen Stühle und Freigemeinden beseitigt und mit angrenzenden Gebieten andersprachiger Bevölkerung verbunden. Die Veränderung war eine durchgreifende, die Ausführung eine schonungslose. Der politischen Niederlage mangelte nicht der erbitternde Zusatz nationaler Feindseligkeit und Schadenfreude. Das drückte dem Sachsen den Stachel noch tiefer in die Seele. Der sonst nüchterne Sinn wurde verdunkelt, von der Leidenschaft überdeckt, auf Irr-

wege getrieben. Trauschenfels deckt die Gebrechen der sächsischen Volkspolitik ungescheut auf; er erkennt aber auch mit richtigem Blick das einzige Heilmittel, den alleinigen Rettungsanker in der Gefahr und Noth seines Volkes. Ihm ist es klar, daß ein fortgesetzter Kampf gegen die bestehende staatsrechtliche Ordnung der Dinge in Ungarn für das numerisch schwache sächsische Volk von verhängnißvollen Folgen sein müßte. Er warnt eindringlich vor einer Politik des Schmollens, der grollenden Passivität oder der leidenschaftlichen Opposition. Der Kampf auf politischem Gebiete müsse aufgegeben werden.

Aber die Sachsen sind auch nach der Niederlage ein socialer Factor geblieben. „Ein solcher", bemerkt Emil von Trauschenfels ganz richtig, „wird das deutsche Bürgerthum der siebenbürgisch-sächsischen Wahlkreise auf immer bleiben, solange es sich seiner Pflichten gegen den Staat und gegen sich selbst bewußt ist, und solange es einen Glauben hat an die culturelle Mission, die ihm auch für die Zukunft vorbehalten ist. Auch ist der Kampf dabei nicht ausgeschlossen. Der Kampf um die Erhaltung der eigenen Individualität bildet ja für Volksstämme nicht minder als für Einzelexistenzen zugleich eine Pflicht und eine Aufgabe des Lebens." Jedoch dieser Kampf darf nicht in der Isolirung geführt werden, sondern die Sachsen müssen ihn „im Anschlusse an die übrigen culturellen Factoren des Landes" bestehen.

Damit bezeichnet Emil von Trauschenfels scharf und deutlich die Verschiedenheit der künftigen Operationsbasis der siebenbürgisch-sächsischen Politiker von dem bisher innegehabten Kampffelde. Er sagt: „Als Kampf ums Recht kann dieser fernere Kampf nicht mehr geführt werden, dazu fehlt ihm die Basis. Als gesonderte nationale Partei zwischen den parlamentarischen Majoritäten ständen ihm (dem sächsischen Volke) ohne jede Chance des Erfolges nur Niederlage, Verbitterung und Enttäuschung bevor." Also was ist zu thun? Emil von Trauschenfels kennt die Grundwurzel des herrschenden Mistrauens der Sachsen (und auch anderer Volksstämme in Ungarn) gegen die „führende" magyarische Nation. Es ist die Furcht und Gefahr vor der Magyarisirung, d. i. vor der Entnationalisirung durch die Gewalt des Staates. Diese Krankheitserscheinung im ungarischen Staat ist dem erfahrenen Politiker kein Geheimniß. Allein er lebt der Ueberzeugung, daß die Magyaren selber hierin ihre „Sturm- und Drangperiode" bereits überwunden haben und zu einer kühlern und gerechtern Auffassung und Beurtheilung der realen Verhältnisse gelangt seien. Und diese Verhältnisse lehren, daß Ungarn zu jeder Zeit „ein polyglotter Staat gewesen, in welchem der Einfluß des magyarischen Volkselements zwar immer ausgereicht hat, um ihm ein bestimmtes Gepräge zu geben, niemals aber, um dessen Natur selbst, die ja eben eine polyglotte ist, abzustreifen oder umzukehren. . . . Eine Umkehr in dieser Richtung kann sich jedoch nicht mit Einem Schlage vollziehen. Die Chauvinisten werden niemals aussterben. Aber mit dem bereits betretenen Wege des Anschlusses an die realen Verhältnisse vermindern sich die Antriebe zur chauvinistischen Richtung in demselben Grade, als das männliche «Wollen» des Erreichbaren die Oberhand erhält über das träumerische «Möchten und Trachten» nach dem Unerreichbaren".

Emil von Trauschenfels hält im wesentlichen den Nationalitätenkampf in

Ungarn für beendigt; wir wünschen aufrichtig, daß er recht behalte. Auch seine weitern Ansichten über die Stellung der Sachsen zu den politischen Parteien, seine Argumentationen zu Gunsten eines Anschlusses an diejenigen politischen Kreise, welche das enge Bündniß mit Oesterreich auf ihre Fahne geschrieben, zeugen ebenso von richtiger Einsicht in die Sachlage wie von dem Muth männlicher Ueberzeugung. Mit Kraft und Entschiedenheit wendet er sich gegen alle Bestrebungen, welche „auf eine Lockerung des Verbandes der Monarchie gerichtet sind"; vielmehr wäre das Gegentheil, ein entsprechender Ausbau, resp. eine angemessene Reform der heutigen „mechanischen" Verfassungsformen des staatlichen Dualismus in Oesterreich-Ungarn herbeizuführen. Zum Schlusse seiner überaus interessanten und lesenswerthen politischen Erörterung kommt er zu dem Resultat, das er als politischen Leitstern seinen Kammergenossen in folgenden Sätzen zuruft: „Schutz und Pflege der Stammesindividualität in der Gemeinschaft der Volksgenossen! Unverdrossene Mitarbeit an der Festigung des Staates und der Monarchie, aber nicht in der Isolirung, sondern im Anschluß an die übrigen culturellen Factoren des Landes."

Jeder aufrichtige Freund der Sachsen und Ungarns muß dem Verfasser in dieser Doppelforderung beistimmen. Trauschenfels will sein Volk von dem Isolirschemel befreien, er betrachtet es in der lebendigen Wechselwirkung mit den übrigen Bürgern des Landes und abstrahirt seine politischen Sätze von der Höhe eines umfassendern Gesichtskreises. Die Sachsen und ihre Führer haben diese Weite des Blickes nur zu oft vermissen lassen. Das sagt ihnen offen und ungeschminkt auch ein anderer Stammesgenosse, nämlich Oskar von Meltzl in seiner Schrift: „Die Stellung der siebenbürger Sachsen in Ungarn" (Hermannstadt, A. Schmiedicke). Die Broschüre wendet sich in scharfen Worten einerseits an den ungarischen Minister des Innern, andererseits an die Partei des „Siebenbürgisch-sächsischen Tageblatts". Das Urtheil fällt für beide Theile in gleicher Weise entschieden ungünstig aus. Oskar von Meltzl plaidirt für die Aussöhnung zwischen Magyaren und Sachsen, die einander so fremd geworden, weil sie einander so unbekannt geblieben; und doch wären gerade diese beiden Völkerstämme in Siebenbürgen angewiesen, sich gegenseitig zu stützen und zu helfen, um der Gefahr des Verschlingens durch das Rumänenthum zu entgehen. Das ist in der That eine fast handgreifliche Gefahr, und doch wird sie unbeachtet gelassen.

Auch Oskar von Meltzl findet den Urgrund der Entfremdung zwischen Sachsen und Magyaren in der Nationalitätenfrage. Seltsamerweise redet er aber der Magyarisirung außerhalb des siebenbürgischen Sachsenbodens ernstlich das Wort; denn der „magyarische Nationalstaat" habe seine volle Berechtigung. Eine solche Anschauung widerspricht jedoch der Natur und Geschichte Ungarns; die Durchführung solcher politischer Ziele würde ohne Zweifel abermals den blutigen Rassenkampf heraufbeschwören. Dabei erscheint es allerdings höchst sonderbar, wenn Oskar von Meltzl die Absorbirung des nichtmagyarischen Elements (auch des deutschen, insofern dasselbe nicht sächsisch ist) als ganz berechtigt erklärt; nur die Sachsen Siebenbürgens müßten bei dieser Magyarisirung verschont bleiben. Und weshalb? Man höre: „Die Sachsen kennen in ihrer ganzen Politik nur ein Interesse, eins, dem

sie alles, Vermögen, Freiheit, Leben, ja ich glaube sogar auch ihre Religion aufzuopfern bereit sind: ihre Nationalität. Welcher aufgeklärte, vorurtheilsfreie Mann wollte sie darum tadeln? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, wenn man seinem eigenen Blute die Treue bewahrt, wenn man sich eine fremde Nationalität nicht aufdrängen lassen will?" Ganz richtig. Allein gelten diese Sätze nicht mit gleichem Rechte auch für die übrigen nichtmagyarischen Volksstämme? Haben die nichtsächsischen Deutschen, dann die Serben, Rumänen, Slowaken und Ruthenen weniger ein Recht auf die Bewahrung ihrer Nationalität? Das weitere Argument, daß die Sachsen „eine reiche, ehrenvolle Geschichte" haben, langt nicht aus zur Rechtfertigung eines hier prätendirten Privilegiums. Wir stimmen dem Verfasser bei, wenn er bemerkt: „Sobald die Sachsen aufhören Deutsche zu sein, werden sie ihre Nationalität nicht an die Ungarn, sondern an die Rumänen verlieren." Aber ist das nicht auch bei den Deutschen in der Zips und in ganz Oberungarn der Fall? Man schwächt hier das Deutschthum, angeblich im Dienste des herrschenden Magyarenstammes; in der That wird aber nur der slowakische und ruthenische Volksstamm gemehrt, die Summe der culturellen Factoren im Lande aber erheblich gemindert. Wer die Deutschen Ungarns in ihrem nationalen Wesen beschützt, dient dem Lande weit besser, als wer ihre Absorption befürwortet oder gar befördert. Niemand verlangt eine „vollkommene Gleichstellung" aller Nationalitäten im Lande; das wäre ohne Frage ein Unding, wohl aber verlangt jeder gerechte Mann und wahre ungarische Patriot die gesetzliche Gleichberechtigung der Volksstämme und den Schutz und die Förderung ihrer nationalen Cultur auf dem Gebiete des socialen, communalen und administrativen Lebens.

Oskar von Meltzl steht warm und entschieden für sein Volk ein, er gibt sich als nüchternen Realpolitiker, der mit gegebenen Factoren rechnet, dessen Glaube an den Fortbestand seines sächsischen Stammes unerschüttert ist. Und wodurch wird sich dieser Volksstamm erhalten? Meltzl sagt: „Solange unsere Kirchenverfassung intact bleibt, solange man an unsere Schulen nicht rührt und solange man uns unser sächsisches Nationalvermögen nicht nimmt, so lange haben wir nichts zu befürchten." Zu diesen drei Bedingungen muß aber noch die vierte kommen, nämlich das eigene nationale Selbstbewußtsein. Da auch dieses im sächsischen Volke thatkräftig lebt, so wird dasselbe die Widerwärtigkeiten der Gegenwart siegreich bestehen, wie es die Geschicke von sieben Jahrhunderten in Freud und Leid ertragen.

Im siebenbürgisch-sächsischen Volke waltet ein lebendig-gesunder Kern; das Bürger- und Bauernthum blieb nicht nur in seinen Institutionen den Vätern getreu; es bewahrte diese Treue noch fester in Sprache, Spruch und Lied, in Sitte, Brauch und Gewohnheitssatzung. Das Denken und Dichten, Streben und Thun des Sachsen ist durch und durch kerndeutsch geblieben, ja es haben sich bei dieser verschlagenen ethnographischen Insel Reste des germanischen Alterthums erhalten, die selbst in Deutschland im Laufe der Jahrhunderte hinweggespült wurden. Die geistigen Führer des Sachsenvolkes waren von jeher bemüht, das nationale Wesen ihres Stammes durch Wort und Schrift aufzufrischen. Das kleine deutsche Völklein inmitten fremden Volksthums besitzt eine Literatur, die einem großen Volks-

stamme alle Ehre machen würde. Alljährlich beschenken uns siebenbürgische Sprach- und Geschichtsforscher mit neuen schönen Gaben. Auch jetzt liegen deren zwei vor uns, denen wir einige Aufmerksamkeit widmen wollen. Sie liefern die erfreulichen praktischen Belege zu den obigen politischen Hoffnungen.

Da sind zunächst die „Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, gesammelt von J. Haltrich" (2. Aufl., Wien, Karl Gräser). Sie erzählen in traulicher Weise vom Dichten und Denken des Volkes, wie es sich in Mythe und Sage, in der wundervollen Poesie des Märchens und in dem Aberglauben erhalten und fortgepflanzt hat. Alte Göttergestalten treten in diesen Volksdichtungen vor unser Auge; in Resten der Thiersage, in volksthümlichen Umzügen, in Reimen und Spielen der Kinder und des Volkes bei festlichem Anlasse, in den Zauberformeln und Sprüchen offenbart sich der deutsche Volksgeist, das deutsche Volksgemüth in anziehender Weise. Den Mythen- und Sagenforschern in Deutschland sind diese siebenbürgisch-sächsischen Volksmärchen ein längstbekannter Schatz. Ihr Erscheinen in neuer Auflage wird ohne Zweifel auch in diesen Kreisen mit Freuden begrüßt werden, um so mehr, als der sorgsame, kundige Sammler und Herausgeber nirgends versäumt hat, auf die einschlägige Literatur und mythologische Beziehung hinzuweisen.

Das andere, nicht minder erfreuliche literarische Erzeugniß des siebenbürgischen Sachsenlandes sind die „Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von F. F. Fronius" (Wien, Karl Gräser). Das ist eins jener seltenen Bücher, bei deren Lektüre das Herz sich der Freude öffnet über das gesunde, natürliche und kräftige Volksthum, dessen man hier Zeuge wird. Die Besucher der wiener Weltausstellung erinnern sich gewiß noch des siebenbürgisch-sächsischen Bauerhauses und seiner interessanten Einrichtung mit den anziehenden Bewohnern. Gern nahm man auch die erklärende „Social-historische Skizze" über den „siebenbürgisch-sächsischen Bauer" als bereitwilligen Führer entgegen, um sich von demselben über die Vergangenheit, dann über Brauch und Sitte, Feld und Haus dieses Ablegers des deutschen Volkes unterrichten zu lassen.

Was aber diese Gelegenheitsskizze nur in den flüchtigsten Umrissen zu bieten vermochte, das erhalten wir nun in den „Bildern aus dem sächsischen Bauernleben" in ausgeführten Schilderungen. Pfarrer Fronius ist als genauer Kenner und launiger Schilderer seines Volkes schon seit lange vortheilhaft bekannt. In Kalendern und Zeitschriften brachte er seine „Bilder" zuerst vor die Oeffentlichkeit. Die verdiente beifällige Aufnahme weckte den Wunsch nach einer Sammlung derselben. Bei der Abfassung schwebte dem Autor der Culturhistoriker Riehl in seinen Schilderungen von „Land und Leuten" als Muster vor Augen. Gleich diesem Meister der Volkskunde, der wie kaum ein zweiter die Pulsschläge eines Volkes zu belauschen und zu beurtheilen versteht, sucht auch Pfarrer Fronius seine „Bilder" geistig zu vertiefen, sucht er den äußerlichen Contouren innern Gehalt zu verleihen, sucht er in Brauch und Sitte nur die Kundgebungen der besonders gearteten Volksseele. In seinen „Bildern" führt er uns den siebenbürgisch-sächsischen Bauer als ein „rechtes Originalstück" vor, das in seiner unverfälschten Natur und conservativen Kraft „während einer ehrenvollen siebenhundertjährigen Vergangenheit mitten unter frem-

den Elementen Glauben und Volksthum, Brauch und Sitte mit derselben Zähigkeit vertreten und erhalten hat als irgendwo im deutschen Vaterlande der stammverwandte Bruder".

Es ist nicht bloße literarische Curiosität oder Reliquiensammlung, was Fronius hier bietet; er selber verwahrt sich gegen solche rein literarische Tendenz. Unser Autor ist ein wackerer, praktischer Mann; der Pfarrer von rechter Art steckt in ihm, der da kein Wort umsonst gesagt, keinen Schritt vergeblich gethan haben will. Der sächsische Bauer, dessen Haus und ganzes Wesen, sein Thun und Lassen soll nämlich zugleich dem der städtischen Nivellirung (der „städtischen Nichtsnutzigkeit") ausgesetzten sächsischen Bürger in der Stadt ein Mahn- und Warnruf sein, in dem reichen, herrlichen Schatz der alten guten Volkssitte neuerdings nationale Auffrischung und neue Kraft zu suchen. Denn „ein Volk ist nur einmal jung, und nur aus den Sitten der Jugendzeit der Nation strömt dem bewußt schaffenden Alter ein verjüngtes, gemüthfrisches Leben zu".

Im ganzen sind es zehn „Bilder", welche uns eine Uebersicht des Lebenslaufes dieses siebenbürgisch-sächsischen Bauers von der Wiege bis zum Grabe in anziehendster Weise vorführen. Im ersten Bilde zeichnet der Verfasser den Schauplatz der Thätigkeit des Bauers, Haus und Hof; dann führt er uns im zweiten Bilde an die Wiege des sächsischen Bauerkindes und schildert des Vaters und der Mutter Freud und Leid am Lebensmorgen des Neugeborenen; wir geleiten den jungen Erdenbürger zur Taufe und halten mit den Gevattersleuten den Taufschmaus. Das dritte Bild beobachtet das Bauerkind in der Wiege, an der die Mutter einfach-sinnige Lieder singt; begleitet die Kleinen dann zu Spiel und Scherz, zu Streit und Zank mit den Altersgenossen, bis des Lebens erster Zwang, die Schulbank, an das wachsende Geschlecht herantritt. Von ganz besonderm Interesse ist das vierte Bild, das die treffliche Einrichtung der „Bruderschaft" schildert, wie sie den erwachsenen Burschen (Knecht) in heilsame Zucht nimmt, durch deren gegenseitige Uebung sich die „Brüder" für den Ernst des kommenden Lebens erziehen.

Das fünfte Bild zeigt uns den heirathsberechtigten und heirathslustigen Burschen in seinem Hangen und Bangen, in seiner Liebes- und Brautwerbung und in der festlichen Schließung des Ehebundes am „Ehrentage". Einen überaus wichtigen Gegenstand behandelt das sechste Bild, nämlich die Gemeinschaft der Verheiratheten in dem Bunde der „Nachbarschaft". Diese uralte, ehrwürdige sächsische Institution verdient eine vorzügliche Beachtung. Der Zweck des Verbandes der „Nachbarschaft", die nach den Ortsvierteln mit bestimmten Vorständen und genau vorgezeichneten Rechten und Pflichten constituirt ist, besteht in der gegenseitigen Hülfeleistung in Freud und Leid, in der Emporhaltung der öffentlichen bürgerlichen Ordnung und Sicherheit, in der Pflege sittlicher Wohlanständigkeit und besonders des kirchlichen Sinnes. Aus dem Rechte eigenster Selbstbestimmung hervorgegangen, hat diese echte Volksinstitution auch in den Zeiten ringsum herrschenden Sittenverfalls unter dem sächsischen Volksstamme Selbstzucht und Ordnung erhalten. Wo in einem Volke so viel Sinn für Recht und Ordnung, für gegenseitige Hülfe und Sittlichkeit lebt, da darf man getrosten Muthes in die Zukunft blicken. Institutionen wie die „Bruderschaft" und „Nachbarschaft" bei den Sachsen beweisen

wieder aufs deutlichste, daß dem deutschen Volke einerseits die freie Selbstbestimmung ebenso ureigenster Charakterzug ist wie andererseits der Beharrungssinn bei dem als richtig Erkannten, bei der Väter Brauch und Sitte, Zucht und Ordnung.

Das siebente Bild zeigt den jungen Wirth, wie er sein Haus aufbaut, sich seine „Genährung" einrichtet und in schweißerfüllter Arbeit seinen Lebensberuf treibt. Im achten Bilde finden wir den Bauer Sonntag nachmittags mit den Nachbarn im Gespräch vor den Hausthüren, wo ihm kirchliche, politische und wirthschaftliche Fragen Stoff zu seinem bald naiven, bald derben, in der Regel das Rechte treffenden Urtheil bieten. Das neunte Bild schildert den sächsischen Bauer im Verkehr mit „seinem Wohlehrwürdigen Herrn Vater", dem Pfarrer; das zehnte endlich Brauch und Sitte, die sich um Tod und Begräbniß der Bauern gruppiren. Im „Anhange" erhalten wir noch eine humorreiche Skizze vom „deutschen Badeleben in Siebenbürgen".

Bei den „Bildern" vergaß der Verfasser nirgends die Hervorhebung der culturhistorischen Momente, die sich in Brauch und Sitte, in Lied und Spruch, in Glaube und Aberglaube um die verschiedenen Lebenstage gruppiren. Dadurch und durch die frische, von gesundem Humor und köstlichem Behagen erfüllte Darstellung erhalten diese „Bilder" einen ungewöhnlichen Reiz, der den Leser dauernd fesselt und mit ebenso anziehender als reicher Belehrung entläßt. Es ist ein echtes Volksbuch, genußreich für jeden, der Sinn und Verständniß für kerniges Volksthum hat, namentlich aber für die Deutschen in Ungarn und im Auslande, welche hier einen Stammesgenossen kennen lernen, von dem Pfarrer Fronius, selber ein wackerer Sprößling dieses Stammes, rühmen darf, daß der sächsische Bauer als Colonist im fernen Waldlande, wohin ihn vor sieben Jahrhunderten der germanische Wander- und Freiheitstrieb und der ehrende Ruf wohlwollender ungarischer Könige hinzog, nicht nur seinen vertragsmäßig eingegangenen Verpflichtungen nachgekommen und treu geblieben ist, sondern auch die weitern Aufgaben zu lösen versucht hat, die einer der hervorragendsten Culturhistoriker der Gegenwart dem deutschen Bauer stellt, wenn er von ihm sagt: „Als ob ein dunkles Verhängniß ihn triebe, stürzt er sich oft kopflos in den Strom der Auswanderung; aber sowie er wieder einmal festen Boden unter seinen Füßen hat, sowie er einmal beginnt, die alten Sitten in der neuen Heimat aufzurichten, kehrt ihm auch der alte praktische Blick, der Mutterwitz, das heilsame Mistrauen wieder. Seine Ausdauer und seine Zähigkeit machten den deutschen Bauer zum geborenen Colonisten; sie haben ihn zum großartigen weltgeschichtlichen Beruf geweiht, der Bannerträger deutschen Geistes und deutscher Gesittung an aller Welt Enden zu werden."

Kein Land predigt die Wahrheit dieser Sätze lauter als Ungarn, dessen Culturboden durch deutsche Kraft gedüngt, von deutschem Geiste bearbeitet worden ist. Und an dieser welthistorischen Mission haben die beiden Bruderstämme, nämlich die zipser Deutschen, hoch im Norden am Fuße der Tátra, wie die Sachsen tief im Südosten in der siebenbürgischen Felsenburg, redlich und hervorragend mitgearbeitet und werden auch in Zukunft dieser ihrer Aufgabe in Treue und Ausdauer gerecht werden.

Arnold Ruge.

Ein Essay

von

Rudolf von Gottschall.

Unsere raschlebige Zeit, in welcher die wechselnden Moden immer neue Berühmtheiten schaffen, hat nicht Muße, sich der Vorkämpfer früherer Jahrzehnte zu erinnern, welche in Literatur und Politik eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der jüngern Generation klingt dieser oder jener Name vielleicht bekannt; doch sie hat kein klares Bild seines Wirkens und Schaffens; es ist nur ein dumpfes Echo aus früherer Zeit, das ihr in den Ohren summt. Die Lieblinge des Tages verdrängen die namhaften Autoren früherer Jahrzehnte; erst eine spätere Zeit stellt das rechte Gleichgewicht zwischen beiden wieder her. Noch vergänglicher ist der Ruhm der Politiker und Parlamentarier; manche von ihnen, welche jahrelang in jeder Nummer der politischen Zeitungen eine Rolle spielten, sind jetzt klanglos zum Orcus hinabgegangen. Es ist viel Undank dabei; doch dieser Undank ist die Nothwehr des mit Namen überladenen Gedächtnisses der Jetztzeit gegen den von Tag zu Tag sich mehrenden Ballast der sich vordrängenden Unsterblichen. Man wirft viel über Bord: vielleicht wird dies oder jenes von der Nachwelt wieder herausgefischt.

Es wäre zu bedauern, wenn auch der Name Arnold Ruge's der Vergessenheit anheimfallen sollte: bei der heutigen Art der Literaturgeschichtschreibung, welche Namen auf Namen häuft und gegen beliebige Miniaturleistungen die großen geistigen Impulse allzu sehr vernachlässigt, wäre dies nicht undenkbar; denn bleibende Werke hat Ruge der Nationalliteratur allerdings nicht hinterlassen, dagegen als kritischer Agitator einen hervorragenden Einfluß auf den Entwickelungsgang derselben ausgeübt. Aehnlich ist seine Stellung in der Politik: Ruge gehört zu den Männern energischer Initiative auf allen geistigen Gebieten und hat in der vormärzlichen Literaturepoche den leitenden Ton angegeben, den man aus dem Wirrwarr der heutigen ästhetischen Tonkünsteleien vergeblich herauszuhören sucht, der für die Tonfolgen der Zukunft wieder maßgebend werden dürfte. In der Politik aber hat er das Banner nationaler Einheit von Haus aus hochgehalten, und es ist ihm vergönnt gewesen, noch am Schluß seines Lebens im Schatten desselben auszuruhen.

Auf der Insel der Hertha (Rügen) wurde Arnold Ruge am 13. Sept. 1803 in der Stadt Bergen geboren. Das gesunde tüchtige pommersche Naturell war seine Mitgift: eine tapfer zuschlagende Polemik ist ihm zeitlebens eigen geblieben. Als Ruge in den Jahren 1821—24 auf den Universitäten von Halle, Jena und Heidelberg studirte, culminirte gerade das Gestirn der Hegel'schen Philosophie, welche den jungen Kämpfern die Waffe einer schlagfertigen Dialektik in die Hand drückte. Doch dem Quietismus und Optimismus, welchen der auf das berliner Katheder berufene Philosoph lehrte, wollten Ruge und seine Gesinnungsgenossen nicht huldigen; er gehörte dem Deutschen Jünglingsbunde an, dessen Tendenz, die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung, die jetzt durch die großen Jahre 1866 und 1870 verwirklicht, damals für verbrecherisch galt. Ruge mußte für diese jugendliche Schwärmerei mit fünfjähriger Festungshaft auf der Festung Kolberg büßen (1825—30). Er hatte damit das gleiche Los, wie einige Jahre später, zur Zeit der eigentlichen Demagogenverfolgungen, Fritz Reuter, der plattdeutsche Humorist, der sieben Jahre lang von 1833 ab auf preußischen und mecklenburgischen Festungen saß. Ruge benutzte seine Zeit zu wichtigen philologischen Studien, übersetzte Thucydides und das Trauerspiel „Oedipus auf Kolonos" von Sophokles, und beschäftigte sich eifrig mit Plato. Diese Grundlage classischer Bildung machte ihn später zu einem Anwalt der schönen Kunstform und zu einem gründlichen Gegner alles Unklaren und Phantastischen. Nachdem er die Festung verlassen, wurde er zuerst Lehrer am Pädagogium in Halle; dann habilitirte er sich an der dortigen Universität mit einer größern Abhandlung über die „Platonische Aesthetik". Er las über das Komische als Vorschule zur Aesthetik, wobei er den mit Unrecht hintangesetzten Jean Paul auch als Aesthetiker zu seinem guten Rechte verhalf; über Hegel's Logik und Rechtsphilosophie, wobei er sich gegen dessen politisches System bereits mit scharfer Kritik kehrte. Seine „Platonische Aesthetik" erschien 1832, seine „Neue Vorschule der Aesthetik" 1837. Doch um seinen gegen die Althegel'sche Philosophie selbst polemischen Standpunkt, um seine reformatorischen Tendenzen durchzuführen, fehlte es ihm an einem geeigneten journalistischen Organ. In den „Blättern für literarische Unterhaltung", deren thätiger Mitarbeiter er war, gab er 1837 eine „Kritik aller Literaturzeitungen", und nachdem er mit dieser Kritik der Kritik in die alten Hochburgen der wissenschaftlichen Autorität Bresche geschossen hatte, suchte er mit einer neuen Zeitschrift in diese Bresche seinen siegreichen Einzug zu halten. Im Verein mit Theodor Echtermeyer gelang es ihm, diesen Plan auszuführen, und in Otto Wigand in Leipzig fand er einen unternehmenden Verleger, welcher der Dritte im Bunde wurde. Die Zeitschrift sollte den Standpunkt der Hegel'schen Philosophie festhalten, aber sich kritisch gegen die dogmatischen Althegelianer wenden und auch gegen den Altmeister selbst, wo er seinem eigenen Princip fortgehender Entwickelung untreu wurde. Damit war die Junghegel'sche Richtung aus der Taufe gehoben. Die erste Nummer der Zeitschrift, der „Halleschen Jahrbücher", erschien im Jahre 1838. Anfangs betheiligten sich auch ältere Hegelianer, wie Karl Rosenkranz, an derselben: ihr Princip war das der freien Wissenschaft, des freien Geistes; aber sie war in politischer Hinsicht nicht einmal constitutionell gesinnt; der preußische Beamtenstaat war ihr Ideal.

Waren doch diese Beamten damals meistens Hegelianer. Ruge selbst erklärte sich gegen eine Fortbildung der ständischen Verfassung. Als aber die Anklagen gegen die Hegel'sche Philosophie, gerade infolge des Auftretens der „Halleschen Jahrbücher", sich mehrten, als Leo dieselbe des Atheismus, Schuberth des Hochverraths anklagte, als die preußische Bureaukratie diesen Anklagen mehr und mehr geneigtes Gehör schenkte: da proclamirten die „Halleschen Jahrbücher" eine neue Losung, die des Protestantismus, als dessen Vertreter sie den preußischen Staat ansahen, und nun veröffentlichten sie das Manifest gegen die literarische und politische Romantik, eine der glänzendsten kritischen Thaten auf dem Gebiete der neuen deutschen Journalistik. Es war durchaus im Hegel'schen Geist gehalten, eine Ausführung dessen, was der große Philosoph über Tieck und die romantische Schule mehrfach geäußert, aber so schlaghaft und schonungslos in der Form, so weitgreifend in seinen Anklagen, daß es große Sensation erregen mußte. Einer neuen Literaturepoche, hervorgegangen aus dem Leben des modernen, freien Geistes, war damit die Bahn gebrochen; die jungdeutschen Autoren, als romantische Epigonen verurtheilt, suchten sich alsbald aus ihrer unklar gärenden Sturm- und Drangperiode zu neuen größern Schöpfungen herauszuretten; der modernen Poesie, der politischen Lyrik vor allem, war damit die Bahn gebrochen. In geistvoller Weise machte sich Ruge zum Herold derselben und stellte besonders das Talent von Georg Herwegh als bahnbrechend hin. Immer weiter drängten die Zeitereignisse die „Jahrbücher" nach links: das Verlangen, daß sie in Halle unter Hallescher Censur erscheinen sollten, während sie in Leipzig herausgegeben wurden, hatte zur Folge, daß sie im Jahre 1841 den Namen „Deutsche Jahrbücher" annahmen. Noch im Jahre 1840 hatte Ruge erklärt: „Möge uns ein günstiges Geschick vor aller Praxis bewahren, die nicht das volle Gefühl unserer gegenwärtigen lebendigen Institutionen, des Beamten- und Militärstaates, der Städte- und Kirchenverfassung zur Basis hat." Jetzt erschien der Beamtenstaat auf einmal als Polizeistaat; die Religion der Freiheit wurde postulirt, die Auflösung der Kirche in die Schule, des Militärsystems in die allgemeine Volkserziehung, die Selbstregierung des gebildeten Volkes. Infolge dieser radicalen Wendung wurden die „Deutschen Jahrbücher" 1843 in Sachsen verboten; bis zuletzt hatten sie indeß der Intelligenz des preußischen Beamtenstandes gehuldigt und waren, bei ihrer demokratischen Tendenz, doch dem constitutionellen Schaukelsystem der Gewalten wenig geneigt. Am tapfersten kämpften sie für die von Strauß und Feuerbach eingeschlagene Richtung: diese Philosophen, welche damals so großes Aufsehen erregten, waren ihre eifrigen Mitarbeiter.

Die „Halleschen" und „Deutschen Jahrbücher" sind es vorzugsweise, was Ruge's Bedeutung sichert; sie bilden den geistigen Mittelpunkt seines Wirkens. Ruge ist, wie ich in meiner „Nationalliteratur" sage, von Haus aus der Typus eines echten Sanguinikers. Die Weltgeschichte liegt vor ihm in rosenfarbener Beleuchtung; in jeder leisen Regung der Gegenwart sieht er bereits das Auftauchen einer neuen Gestalt der Idee, einen neuen „Ruck" des Weltgeistes; er selbst ist gleichsam das incarnirte Pathos der gesellschaftlichen Bewegung; aber indem er mit der Kraft der Ideen gegen die Unangemessenheit politischer Existenzen ankämpfte, verlor er für seinen Anlauf gegen das Bestehende das rechte Maß und ließ sich von seinem

sanguinischen Temperament und von der Consequenz des Denkens zu Resultaten fortreißen, mit welchen die politische Entwickelung der Staatsverhältnisse selbst in einer sehr bewegten Zeit nicht Schritt halten konnte. Wenn Ruge daher auch als Staatsmann gescheitert ist, abgesehen davon, daß seine exclusive geistige Bildung ihn zum Agitator der Massen wenig befähigte, so wird er doch in der Geschichte der deutschen Philosophie stets eine bedeutende Stellung behaupten, indem er die Emancipation der Schulweisheit zu einer freien, das Leben bestimmenden und gestaltenden Macht vertritt. Während Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer die dogmatischen Satzungen und historischen Ueberlieferungen durch ihre Dialektik flüssig machten, suchte Ruge gegen die Apotheose des versteinerten Rechtsstaates anzukämpfen und überhaupt in alle fest gewordenen Institutionen, denen die Althegelianer eine orthodoxe Huldigung zutheil werden ließen, die Strömung des fortschreitenden geschichtlichen Processes zu leiten. Sein Stil hatte burschikose Schlagkraft, eine heitere jugendliche Färbung, große Klarheit, Bestimmtheit und Energie. Die Hegel'sche Philosophie galt bisher für schwerfällig, ungelenk und gehörte zu den härtesten Examennüssen der studirenden Jugend. Bei Ruge erschien sie auf einmal im leichten Flügelkleide und credenzte den schäumenden Kelch des Geisterreiches mit heitern Mienen. Die neue kühne Exegese Hegel's zeigte, daß die Weisheit der ältern Hegelianer keineswegs den geistigen Rahm des Systems abgeschöpft, daß noch eine mächtige und geisterbewegende Kraft in ihm liege, welche jene nicht zu entbinden verstanden. Durch Entfesselung dieser Kraft auch auf politischem Gebiete wurde Ruge der Fahnenträger der jüngern Schule, wozu ihn sein kernhafter Stil, seine vor nichts erschreckende Bravour des Denkens, sein herausfordernder Ton und seine polemische Gewandtheit besonders befähigten. So schleuderte er Programm auf Programm mit immer schärferer Schlagkraft, immer extremerer Wendung, ein Percy Heißsporn des Gedankens.

Nach dem Verbot der „Deutschen Jahrbücher" gab Ruge „Anekdota" (3 Bde., 1843) und „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" (1843) heraus. Der letztere Titel erklärt sich damit, daß Werke über 20 Bogen damals von der Censur frei waren. Auch eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" (10 Bde., 1846—48) veranstaltete er in dieser Zeit. Die letztern enthielten außer den ältern Proben auch neue seiner energischen Darstellungsweise; es befand sich darunter auch eine Uebersetzung der „Juniusbriefe".

Vom nationalen Standpunkt ausgehend wurde Ruge jetzt in einen etwas vagen Kosmopolitismus verschlagen. In Paris gab er „Deutsch-französische Jahrbücher" heraus in Gemeinschaft mit dem Socialisten Marx. Der Grundgedanke, eine Gemeinsamkeit der geistigen Bestrebungen Deutschlands und Frankreichs anzubahnen, hatte seine Berechtigung; es war überdies die Zeit der internationalen Friedensträume; das spätere Manifest Lamartine's lag in der Luft. Doch die Ausführung jenes Gedankens scheiterte an innern und äußern Schwierigkeiten, namentlich behagte Ruge nicht lange die Allianz mit den Socialisten, und in seiner Schrift: „Zwei Jahre in Paris; Studien und Entwickelungen" (2 Bde., 1846) sagte er sich von denselben los.

Noch vor der Märzrevolution kehrte Ruge nach Deutschland zurück und gründete

1847 in Leipzig das Verlagsbureau. Im Jahre 1848 wurde er in Frankfurt ins Parlament gewählt, wo er der Stifter und Führer der äußersten Linken wurde, welche die Einheit Deutschlands unter einem souveränen Parlament anstrebte. Misvergnügt über einige Abstimmungen, welche ihm für die Executive des Reichsverwesers zu günstig erschienen, glaubte er von der Nationalversammlung in Berlin die entscheidende Initiative zur Wiedergeburt Deutschlands erwarten zu dürfen; er gab hier die „Reform" heraus, mit großen Opfern, im Interesse der Sache; einen beträchtlichen Theil seines Vermögens setzte er dabei zu. Nach dem Einrücken Wrangel's und seiner Truppen, welche die Nationalversammlung im November 1848 auseinandersprengten, wurde die „Reform" verboten. Ruge lebte nun in Leipzig, dann nach der dresdener Revolution als Agitator in Baden, in Paris, wo er mit Ledru-Rollin in nähere Beziehungen trat. Am 13. Juni 1849 wurde die Partei Ledru-Rollin's bei ihrer Schilderhebuug für Rom zersprengt und Ruge begab sich nach London, wo er ein gemeinsames Comité mit Kossuth, Mazzini und andern Revolutionärs bildete; doch von dieser Vertretung einer solidarischen Revolution in Europa sagte er sich bald wieder los, als er bei Anlaß einer beabsichtigten Blum-Feier sah, daß man die Deutschen durchaus nicht als ebenbürtig mit den andern Nationen betrachtete. So war es doch wieder der nationale Tic, der seinen Kosmopolitismus zur Besinnung brachte.

Seit 1850 bis zu seinem Tode, am 30. Dec. 1880, lebte Arnold Ruge in Brighton als visiting tutor einiger Schulen; auch war er literarisch thätig; er übersetzte Buckle's „Geschichte der Civilisation" (2. Aufl., 1865) und Garrido's „Das heutige Spanien" (1866), schrieb Memoiren unter dem Titel „Aus früherer Zeit" (4 Bde., 1862—67), gab ein „Jahrbuch des Volkes" heraus (1864) und mehrere Broschüren, wie er auch an deutschen Journalen und Zeitungen gelegentlich mitarbeitete.

Es war eine Epoche gekommen, in welcher der Materialismus in Deutschland das große Wort führte; alle Idealisten galten für Reactionäre. Da war es denn erfreulich, daß Ruge nach wie vor das Banner des Idealismus hochhielt. In einem Aufsatze „Etwas über Idealismus und Materialismus" in den „Blättern für literarische Unterhaltung" ging er dem alleinseligmachenden Materialismus mit gewohnter schlagender Polemik zu Leibe; er räumte in der Physiologie dem Satz von Moleschott: „Ohne Phosphor kein Gedanke", sowie den Untersuchungen Karl Vogt's über ein unvollkommenes Seethier, welche Oeffnung das Maul und welche der After sei, in der Zoologie volles Recht ein; dann aber fuhr er fort: „Der Hochmuth der Physiologen, mit dem Gehirn die Geisteswelt in Besitz genommen zu haben, ist derselbe Irrthum, als wenn sie dächten, mit den Sprachorganen vom Französischen oder Arabischen Besitz genommen zu haben. Mit einem neuen wuchtigen Gedanken, der das Denken selbst betrifft, nicht blos seine natürlichen physiologischen Voraussetzungen, bewegen wir eine ganze civilisirte Welt; mit der Entdeckung eines Afters an einem gewissen Seethiere nur jene wenigen vornehmen Seelen, denen gerade diese Frage über den mysteriösen After am Herzen lag."

Und wie Ruge seinem Idealismus treu blieb, so auch seiner nationalen Ge-

sinnung, die nach kurzen Verdunkelungen durch internationale revolutionäre Bestrebungen bei ihm wieder zu ihrem frühern Rechte kam. Die Jahre 1866 und 1870 begrüßte er mit Freuden: brachten sie doch die Verwirklichung seiner Jugendideale. In Broschüren und Journalartikeln gab er dieser nationalen Gesinnung warmen Ausdruck. Die deutsche Reichsregierung setzte ihm, unter Hinweis darauf, daß er früher in nationalen Bestrebungen sein Vermögen großentheils eingebüßt, im Jahre 1877 eine Pension aus. Und so war der Festungsgefangene von Kolberg, der Herausgeber der einst verfemten „Halleschen Jahrbücher", der Agitator von 1848 und 1849, zuletzt Pensionär des Deutschen Reiches!

Auch als Dichter hat sich Arnold Ruge mehrfach versucht: schon im Jahre 1830 hatte er ein Trauerspiel „Schill und die Seinen" veröffentlicht, in welchem das nationale Pathos oft einen schwunghaften Ausdruck fand; ein gleich energisches Pathos charakterisirt sein später in den „Gesammelten Werken" enthaltenes Trauerspiel „Spartakus". Im Jahre 1856 gab er ein Trauerspiel „Die neue Welt" heraus, in welchem er gegen die Ausnahmemoral der Genialen und gegen die freie Liebe eine dramatisch eingekleidete Polemik zur Geltung bringt und welches er mit einem Vorspiel: „Goethe in Walhalla", einleitet. Außerdem verfaßte er ein Trauerspiel „Marie Bloomfield" aus der Zeit der schottischen Revolution (1865), ein Lustspiel „Der Probekuß" (1865) und zwei Bände „Revolutionäre Novellen". In den „Poetischen Bildern" (2 Bde., 1847 und 1848) versammelte er jüngere dichterische Kräfte unter seiner Fahne; von Gustav Freytag nahm er ein interessantes Bruchstück „Der Gelehrte" in die Sammlung auf. Ruge besaß kein eigentliches schöpferisches Talent, besonders nicht das Vermögen, Charaktere zu gestalten; aber er hatte eine Energie des Charakters und einen enthusiastischen Schwung, der auch seinen Dichtungen zugute kam. Vorzugsweise gegen ihn hatte Heine seinen „Atta Troll" gerichtet, den Tendenzbären; Ruge saß ja auf „dem Schlachtpferd der Parteiwuth, das pathetisch stampft und wiehert". Doch Ruge war kein Atta Troll; er war ein ästhetisch feingebildeter Kopf, der in Heine nur einen Nachzügler der Romantik sah.

So ist in der Fremde einer derjenigen deutschen Schriftsteller gestorben, die man als vormärzliche Veteranen bezeichnen kann. Doch während Herwegh gegenüber der nationalen deutschen Wiedergeburt nur heinisirenden Hohn hatte, während Freiligrath sich nach dem Jahre 1866 noch grollend gegenüber den preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen verhielt und erst im Jahre 1870 den patriotischen Kampf mit begeistertem Gesang begleitete, ist Arnold Ruge schon 1866 ein Parteigänger der Bismarck'schen Politik geworden und bis zu seinem Tode ein Anwalt des neuaufgerichteten Deutschen Reiches geblieben.

Die ostasiatischen Studien und die Sprachwissenschaft.

Von

Georg von der Gabelentz.*)

Der Begriff der Orientalistik hat sich bekanntlich in unserm Jahrhundert stetig um ein sehr Bedeutendes erweitert. Noch zu unserer Großväter Zeiten waren die morgenländischen Studien kaum mehr als ein Nebenfach der Theologie; die Sprache des Alten Testaments bildete sozusagen den Kernpunkt; andere semitische Sprachen: Syrisch, Chaldäisch, Samaritanisch, Arabisch und etwa noch Aethiopisch, schlossen sich in zweiter und dritter Reihe an, und da uns einmal das mohammedanische Culturleben näher gerückt war, so wurden wol auch gelegentlich Türkisch und Persisch mit in den Bereich jener Studien gezogen, und einzelne verstiegen sich bis ins Armenische und Koptische: sie blieben aber eben vereinzelt. Christliche Sendboten, zumal die rastlos fleißigen Jesuiten, hatten schon längst eine fremde Sprache nach der andern grammatisch und lexikalisch bearbeitet, Reisende hatten aufgezeichnet, was sie in fernen Landen am Wege aufgelesen: an Stoff zum Sammeln hätte es nicht gefehlt, aber es fehlte an wissenschaftlichen Sammlern. Wohl entstanden polyglottische Sammelwerke — man weiß, welchen Antheil Leibniz' allbefruchtender Geist hierbei hatte —, allein noch ähnelten sie einigermaßen den Raritätencabinets in alten Schlössern: unserm Jahrhundert blieb es vorbehalten, sie in Museen zu verwandeln.

In der That bedurfte es hierzu einer mächtigen Anregung, und diese verdanken wir einem glücklichen Zusammentreffen. Die Philosophie des vorigen Jahrhunderts hatte auch die menschliche Sprache in das Bereich ihrer Speculationen gezogen. Ihr Treiben mochte ein sehr voreiliges sein, aber ein anregendes war es ganz gewiß. Was zeither nur für die Neugier den Reiz des Absonderlichen gehabt, das lernte man nun mit ganz andern Augen betrachten: es war ein gewaltiger Fortschritt von dem „Vocabular" Katharina's II. bis zu Adelung's „Mithridates!"

Dazu nun kam ein zweites. Im Jahre 1799 hatte Gyarmathi einen Theil der Sprachen finnischen (ugrischen) Stammes auf ihre Verwandtschaft hin gramma-

---

*) Bearbeitung der vom Verfasser in der Aula der Universität zu Leipzig am 28. Juni 1879 gehaltenen Antrittsvorlesung.

tisch verglichen. Daß sein Werk nicht in ähnlicher Weise epochemachend wurde wie bald nachher die Arbeiten Bopp's und Grimm's: das war wol nicht Schuld seiner Leistung, sondern es lag an dem gewählten Gegenstande. Die Sache mußte uns vollends zu Haus und Hof gebracht werden, ehe sie rechten Anklang finden konnte. Nun aber erschien das Sanskrit auf der Bildfläche; mit jubelndem Erstaunen sah man ein ganz neues Licht sich über unsere Sprachen ergießen, erkannte man in dem alten Denker- und Dichtervolke ehrwürdige Verwandte unsers eigenen Geschlechts. Unsere Hochschulen sind sonst zähe; ein neuer Wissenszweig muß kämpfen, ehe er sich einen Lehrstuhl erobert. Hier jedoch war nicht lange zu zaudern: Bopp's Schüler nahm man mit offenen Armen auf. Es war kein Zweifel, dieser Zweig der Orientalistik hatte mit der Theologie nichts zu schaffen; sein Platz war in dem Massenquartier der philosophischen Facultät, und dahin folgten ihm denn die andern, soweit sie nicht vorab der Bibelkritik dienen wollten, so sachte nach. Von den großen Entdeckungen auf ägyptischem, persisch-baktrischem und assyrischem Gebiet will ich nicht reden. Genug, der ganze bisher beschriebene Kreis der morgenländischen Forschungen zielt am Ende auf uns selbst hin: woher stammen unsere europäischen Völker? woher stammt ihre Cultur?

So war es vielleicht kein Zufall, daß unsere deutschen Universitäten zunächst innerhalb dieses Kreises Genüge fanden. Sehe ich ab von dem, was unmittelbar aufs Leben selbst abzweckt, von Staats- und Wirthschaftslehre, von Recht, Religion und Gesundheitspflege: so wüßte ich nicht, was unserm Interesse näher liegen sollte als die Frage nach unserer eigenen Geschichte. Frankreich freilich, auch dies-mal von rascherm Entschlusse, ging sofort noch weiter. Mehr als 10000 Bände der wichtigsten chinesischen Bücher schlummerten in den Repositorien der pariser Bibliothek; man ahnte Schätze neuer Belehrung, und das genügte. Im Jahre 1814 wurde Abel Rémusat zum Professor der ostasiatischen Sprachen am Collége de France ernannt, und seitdem haben fast ein halbes Jahrhundert lang die französischen Sinologen den Reigen geführt, bis ihnen englische Meister den Vorrang streitig machten. Erst 1838 folgte Preußen mit der Berufung Schott's an die berliner Universität, und seitdem hat sich die eigenthümliche Begabung des deutschen Geistes auch auf diesem Gebiete gezeigt; denn dem berliner Gelehrten verdanken wir die erste wahrhaft wissenschaftlich systematische Grammatik der Sprache. Ein zweiter Lehrstuhl der ostasiatischen Sprachen und Literaturen besteht seit 1878 an der leipziger Hochschule. Derselbe wurde mir anvertraut, und meine Antrittsvorlesung hatte naturgemäß von den Aufgaben und der Berechtigung des neuen Lehrfaches zu handeln. Letztere war freilich von seiten der Nächstbetheiligten durch die That anerkannt. Allein ich wiederhole es, von der zeitherigen Richtung unserer morgenländischen und sprachwissenschaftlichen Studien scheint der Gegenstand zu weit abzuliegen. Kein Zweifel, jedes wahrhaft wissenschaftliche Streben ist berechtigt. Allein nicht jeder Zweig wissenschaftlichen Forschens ist geeignet, in dem Rahmen der Universitätsstudien Aufnahme zu finden. Die Entscheidung hierüber gehört nicht ausschließlich vor das Forum der Leute vom Fach, der Gelehrten; die Frage ist nur zur einen Hälfte eine wissenschaftliche, zur andern eine praktische. Wie ist sie zu beantworten?

Mit dem bloßen Hinweise auf andere, zum Theil kleinere Länder, auf die Hochschulen Frankreichs, Englands, Rußlands, Hollands und Italiens wäre wenig gedient; denn in wissenschaftlichen Dingen wenigstens pflegt es sonst nicht Deutschland zu sein, das am Vorbilde seiner Nachbarn zu lernen hat. Die Aufgabe, fremden Leistungen mit Aufmerksamkeit zu folgen, bleibt uns darum nicht minder. Es könnte sonst geschehen, daß uns manche jener reichhaltigen Gänge verschlossen blieben, aus welchen andere ihre Schätze fördern. Und wenn ich nun betrachte, was die Gelehrten anderer Nationen, und was so mancher unserer Landsleute aus den unerschöpflichen Fundgruben der ostasiatischen Literaturen heimgebracht: dann muß ich wol wünschen, hier recht viel deutschen Fleiß und deutschen Geist in Arbeit zu sehen. Anders als zur Zeit der Völkerwanderungen, friedlicher, aber nicht minder mächtig treten heute die Völker Ostasiens mit der europäisch-amerikanischen Culturwelt in Berührung. Ein Wettbewerb von stets zunehmender Lebhaftigkeit ist eröffnet. Das hochbegabte, thatkräftige Japanervolk hat sich mit einem Sprunge, wie er für jede andere Nation ein Salto mortale gewesen wäre, mitten in europäisches Wesen hineingestürzt. Der Chinese, bisher weniger zugänglich für unsere Ideen als für unser Silber, fordert zum Entgelt für die Aufnahme unserer Kaufleute, unserer Diplomaten und Missionare freien Einmarsch seiner Arbeiterbataillone in die Werkplätze unsers Gewerbfleißes. Zukunftsreicher als alle andern Asiaten treten uns heute jene Menschen des fernsten Ostens politisch und wirthschaftlich viel näher als die sinnigen, aber passiven Hindus oder die Bekenner des Islams von arischem, tatarischem oder semitischem Blute.

Es gilt, sich in sie hineinzufinden, ihr Denken und Leben zu verstehen. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte hat bewiesen, wie hier jedes Misverständniß zu den bedenklichsten Misgriffen führen könne. Hier fällt dem Gelehrten, dem Völker- und Sprachenkundigen eine Pionnierrolle zu, wie ich sie mir dankbarer kaum denken kann. Kaum dankbarer und auch kaum reizvoller. Ich denke an mich und mein Fach, vor allem an das Studium der chinesischen Gesittung, wie sie sich in einer der interessantesten Literaturen der Welt abspiegelt. Diese Literatur, vor mehr denn 4000 Jahren begründet, mithin unter allen lebenden die älteste, vielseitiger als irgendeine des übrigen Orients, vielleicht bändereicher selbst als die meisten europäischen — ist uns kaum erst in einigen ihrer Erzeugnisse bekannt — und wie wenig bekannt sind noch diese!

Es ist schlimm, daß ich dies gestehen mußte: man schließt zu gern aus der Größe der Nachfrage auf die Güte der Waare. Jedermann weiß, wie trügerisch dieser Schluß in literarischen Dingen ist. Hier ist das Beste für die Besten, also nicht allemal für die Mehrzahl, und selbst das Beste hat sich seinen Platz zu erkämpfen, wenn es ein Seltsames, Ueberraschendes ist. Man soll sich keiner Täuschung hingeben: die Sinologie hat in Deutschland einen schweren Stand. Wir bauen auf dem Felde unserer Orientalistik andere Früchte, und mit wie glänzendem Erfolge! Die herrlichen Errungenschaften unserer indischen, iranischen, semitischen und ägyptologischen Forschungen werden der gebildeten Welt sozusagen zu Haus und Hof behändigt; die Pharaonen und ihre Unterthanen, die Muselmanen und die Brahmanen erscheinen uns nachgerade wie alte Geschäftsfreunde

und Vettern, mit denen man sich nicht schnell genug auf Du und Du stellen kann und deren Geschichten man lauscht wie Märchen aus der eigenen Kinderzeit. Was zu uns aus der chinesischen Culturwelt herübertönt, gemahnt freilich nicht an heimische Klänge. Die Dinge haben sich hüben und drüben so ganz voneinander unabhängig gestaltet, daß das beiden Theilen Gemeinsame kaum viel mehr sein kann als das allgemein Menschliche. Und doch, wie viel ist dies! Man durchbreche die fremdartige Hülle, man dringe ein in den Sinn jener reichen Poesie, in ihre Leidenschaften, ihre Andacht, ihre Sehnsucht, ihren Humor, so wird man bald vergessen, daß man um fast zwei Drittheile unserer Halbkugel ostwärts gewandert ist. Gar bald lernt unsere Phantasie in die glatten, gelben, schlitzäugigen Chinesengesichter sympathische Züge zeichnen, und was von fern einer hölzernen Puppe glich, entpuppt sich nun als ein warm fühlender Mensch.

Oder versuchen wir es, uns in die Geheimnisse der chinesischen Philosophie zu versenken, in ihre tiefsinnige Mystik, ihre optimistischen und pessimistischen, ihre realistischen und idealistischen Strömungen, in die Kämpfe ihrer Systeme, in die Geschichte ihrer stetigen Entwickelung — schließen wir aus dem Wenigen, was uns heute zugänglich ist, auf die Bedeutung jenes riesenhaften Bücherschatzes, von welchem uns die einheimischen Kataloge melden: so werden wir staunend an Stelle jenes Bildes geistiger Uniformität, welches man uns vorgemalt hat, ein Schauspiel gewaltigen geistigen Ringens erblicken und auf der gelben Chinesenstirn die tiefen Furchen des Denkers gewahren. Jener wunderlich trockene Weltweise, dessen Geist seit mehr als zwei Jahrtausenden ein Drittheil der Menschheit beherrscht, war ein Chinese; und des Confucius Lehre sollte man kennen, ehe man über das Mittelreich und seine Bewohner urtheilt.

Wenn wir die Größe einer geschichtlichen Persönlichkeit nach der Mächtigkeit, dem räumlichen und zeitlichen Umfange ihres Wirkens und Nachwirkens bemessen, so ist Confucius unter den großen Männern aller Zeiten einer der größten. Ich finde aber, daß er noch vielfach arg verkannt wird. Man will ihn immer und immer wieder in die Reihe der Religionsstifter stellen: kein Wunder, daß er dabei zu kurz kommt. Er war gewiß nicht irreligiös, wie er etwa dem oberflächlichen Betrachter erscheinen könnte; er glaubte an die Heiligkeit der menschlichen Pflichten und an die Gerechtigkeit der himmlischen Vorsehung, welche straft und belohnt nach Verdienst. Aber es fehlte seinem Geiste die Anlage und Neigung zur Mystik — er kannte, wenn ich den modernen Ausdruck anwenden darf, nur „Gott in der Geschichte". Sein Sinn war überwiegend praktisch, darum historisch. „Ich schaffe nichts Neues", so sagte er von sich, „ich überliefere; ich glaube an die Alten und liebe sie." Allein er überlieferte nur das Bewährte; er kannte, wie nicht leicht ein zweiter, sein Volk und erkannte, was ihm in alle Ewigkeit frommen würde. Hierin erblicke ich seine Größe: es ist die Größe des Staatsmannes und des praktischen Philosophen.

Es ist bekannt, daß kein Reich der Erde besser als das chinesische für Vollständigkeit und Zuverlässigkeit seiner Geschichtschreibung gesorgt hat. Seit dem frühesten Alterthum besoldeten die Regierungen gelehrte Staatsmänner, deren Aufgabe es war und noch ist, jedes denkwürdigere Ereigniß selbständig zu ver-

zeichnen. Die von ihnen aufgenommenen Urkunden wurden in einem geheimen, dem Fürsten und seinem Cabinet selbst unzugänglichen Archiv aufbewahrt und erst nach dem Untergange der Dynastie ans Licht gezogen und verarbeitet. So entstand jenes vielhundertbändige Werk der chinesischen Reichsannalen, der Zeugen einer viertausendjährigen Geschichte. Einzelwerke über Geschichte und Landeskunde der Provinzen und der Regierungsbezirke, deren eins allein 160 starke Hefte füllt, ebenso gewaltige biographische und literaturhistorische Werke schließen sich ihnen ergänzend an. Und was man uns auch von dem stagnirenden Stillstand des Chinesenthums erzählen möge: das Reich und sein Volk hat eine Geschichte, in welcher sich Ideen entwickelt, Staatsformen, gesellschaftliche Sitten und Zustände umgestaltet, neue Erfindungen und Einrichtungen Bahn gebrochen haben — langsamer vielleicht als bei uns, doch kaum weniger mächtig. Da erfahren wir von einem allmählichen Erstarken der feudalistischen Einzelstaaten, von einem jahrhundertelangen Kriegs- und Fehdezustande, landverwüstend und sittenverwilderud wie unser Dreißigjähriger Krieg; dann von der Errettung der Gesellschaft durch das reformatorische Wirken des Confucius und seiner Schule; dann wieder von dem radicalen Regierungssystem des Kaisers Schi-hoang-ti, oder von jenem ephemeren socialistischen Staat zur Zeit der Sung-Dynastie, und von so und so vielen andern staatsmännischen Experimenten, für welche die Analogien in unserer Geschichte nicht immer weit her zu suchen sind. Man wirft den Chinesen Mangel an kriegerischem Heldenmuth vor: nicht mit Unrecht, so scheint es; denn ihre militärischen Leistungen gegen europäische Waffen waren bisher kläglich genug. Allein ich könnte aus den Annalen einer einzigen Dynastie zwei Feldherren nennen, welche mit ihren Heeren dasselbe geleistet haben, was des Leonidas und seiner Spartaner unsterblichen Ruhm begründet hat. Und Folgendes ist sozusagen das Formular zu einer ganzen Menge Episoden der chinesischen Geschichte: der Kaiser gibt im Staatsrathe eine Absicht kund, ein Minister widerspricht; der Kaiser schenkt seinen Gegengründen kein Gehör, und — so drücken sich die Historiker aus — „der Minister stirbt". Brauche ich nun noch zu sagen, welche Aufklärungen wir von dieser Seite für die Geographie und Geschichte Ostasiens und für die Entstehung der Völkerwanderungen zu erhoffen haben? Wir kennen die beharrliche Ausdehnungskraft des Chinesenvolkes und dürfen ahnen, wie sein stetiges Vordringen gen Norden und Westen sich bei seinen nomadischen Nachbarn in ein verheerendes Vorwärtsstürmen umsetzen mochte.

Seit dem 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird in China die Buchdruckerei allgemein geübt. Das Volk ist seitdem eins der lese- und schreiblustigsten der Welt geworden; das Streben nach Bildung ist hier verbreiteter als in manchen Ländern unsers Erdtheiles; Gelehrsamkeit allein berechtigt zu Rang und Macht; und ich erfahre, daß jene Aermsten des Volkes, welche in Californien ihr Glück suchen, ihre Schulmeister und Buchhändler mit sich in die neue Heimat geführt haben. Alle Klassen, aber auch alle Provinzen und Stämme der Nation haben an der schriftstellerischen Arbeit ihren Antheil, und dem uniformirenden Einflusse von oben wirkt von unten eine gesunde decentralisirende Macht entgegen. Erleuchtete Kaiser lassen Prachtausgaben der vorzüglichsten Werke drucken: eine der-

selben in 10000 Bänden hat unlängst die englische Regierung erworben. Reiche Private setzen eine Ehre darein, auf ihre Unkosten neue Auflagen ihrer Lieblingsbücher zu veranstalten und um ein Spottgeld zu verbreiten. Jetzt frage ich: klingt das alles nach Indolenz, nach geistiger Versumpfung?

Von den Leistungen der Chinesen für die Kunde ihrer Sprache, von ihren zweihundertbändigen Wörterbüchern, ihren unermeßlichen philologisch-kritischen Arbeiten will ich meine Leser nicht unterhalten. Wozu auch die Ziffern, die doch das Beste verschweigen? Lieber möchte ich ihnen einen Blick in jenes heitere Gebiet der üppig wuchernden neuern Belletristik eröffnen. Sie ist der treueste Spiegel des heutigen Volkslebens, bunt, vielgestaltig, ab und zu auch unsauber wie dieses, hier pedantisch und superfein, dort in genialer Ausgelassenheit über den Strang schlagend. Tollen, oft glänzenden Humor und dann wieder tiefempfundene, echte Poesie, märchenhafte Phantastereien und wiederum den vollkommensten Realismus voll feinster psychologischer Wahrheit — alles dies besitzt der Chinese in jenen leichtesten seiner Geisteserzeugnisse.

Welchen Gewinn die Kunde des Buddhismus von den chinesisch-japanischen Quellen zu erwarten habe, ist heute noch nicht zu ermessen. Die Reisebeschreibungen kühner Mönche, welche uns Stanislas Julien zugänglich gemacht, haben in den Kreisen der Indianisten gebührende Beachtung gefunden; eine unlängst nach England gelangte Uebersetzung des „Tripiṭaka" in reichlich 2000 Heften wartet noch der Ausbeutung.

Der Fremdherrschaft der Mandschu in China ist unsere Sinologie in mehr als einer Beziehung Dank schuldig. Nicht am mindesten wegen der Mandschuliteratur. Diese ist nicht sehr bändereich und nur zum allerkleinsten Theile heimisches Geistesgut. Aber ihre Uebersetzungen so vieler der wichtigsten chinesischen Werke in eine leicht erlernbare Sprache mit bequemer Buchstabenschrift müssen als nahezu authentische gelten und sind, wo sie vorhanden, uns noch heute ein unschätzbares Hülfsmittel. Kein europäischer Sinolog darf die Mandschusprache vernachlässigen.

Die Geistesarbeit des japanischen Schriftstellerthums können wir eher nach ihrem Inhalt und Werth beurtheilen. Eins erkennt man schon heute: das merkwürdige Inselvolk, so begeistert und erfolgreich es die Bildung des Mittelreiches in sich eingeschlürft, ist in vielen Dingen auf ganz eigenen Wegen gewandelt. Die Sinnesart beider Nationen war zu verschieden, die der Japaner bereits zu sehr entwickelt und gefestigt, als das Chinesenthum eindrang; man nahm dieses in sich auf, statt selbst darin aufzugehen. Eine merkwürdige Mythologie, einmündend in die eigentliche Geschichte des Landes, dann diese selbst bilden den Inhalt der ältesten sehr ansehnlichen Schriftwerke. Bald auch zeichnete man jene ansprechenden kurzen lyrischen Gedichte auf, in welchen das ritterlich leidenschaftliche Volk seine Stimmungen zu äußern liebt. Das Leben selbst bot der Romantik genug; es galt nur, wie unser Dichter sagt, frisch hineinzugreifen, um Stoff zu Romanen und Epopöen zu schöpfen. So entstanden jene zahllosen halbgeschichtlichen Werke, welche uns abwechselnd mit Entzücken und mit schauderndem Entsetzen erfüllen, jene ergreifenden „Monogatari" und die kurzen volksthümlichen Erzählungen, deren

einige unlängst der europäischen Lesewelt bekannt geworden sind. Werke der reinen Erfindung schlossen sich ihnen an, darunter, nach den mir vorgelegenen Proben zu urtheilen, wahre Kunstwerke. Massenhafte beschreibende und belehrende Bücher, meist mit flüchtigen, doch deutlichen Zeichnungen ausgestattet, führen uns in die Landschaften des herrlichen Archipels, in seine Fauna und Flora oder in die gewerbliche und landwirthschaftliche Thätigkeit seiner Bewohner ein.

Die Werke der chinesischen Weisen und die Schriften der Buddhisten haben in Japan begeisterte Aufnahme gefunden. Für die gebildete Jugend dieses Landes waren zeither die Classiker des Mittelreiches genau dasselbe, was die römischen und griechischen für unsere Gymnasiasten sind. Ja sie waren noch mehr, und wir werden an das Zeitalter unsers Humanismus erinnert, wenn wir erfahren, daß der Altjapaner sein Lebtag für um so gebildeter galt, je vertrauter er mit jener fremden Literatur, je gewandter er im chinesischen Stil war. Ein solches Abhängigkeitsverhältniß mußte für die heimische Wissenschaft geradezu verhängnißvoll werden. Man hat, soviel mir bekannt, noch nichts von einem selbständigen japanischen Philosophen gehört: kein Wunder wäre es, wenn es nie einen gegeben hätte. Um so anziehender ist die Art, wie die Japaner ihren Landsleuten die ausländischen Geistesfrüchte mundgerecht machen. Unter jenen volksthümlichen Predigern, welche seit einer Reihe von Jahren das Land durchwandern und vor Arbeitern, Frauen und Kindern die schönsten Sprüche aus den drei landesgültigen Lehren auslegen, trifft man wahre Meister künstlerischer Erfindung und Gestaltung an.

Die philologische Kritik der alten Schriftsteller blüht in Japan kaum weniger als im Mittelreiche, und viel ist für die Erforschung der eigenen Sprache geschehen. Diese hat sich rascher entwickelt und verändert als vielleicht irgendeine der übrigen Culturſprachen unserer Erde. Die schriftlichen Aufzeichnungen ihrer ältesten Denkmäler sind derart, daß sich nur auf dem Wege der scharfsinnigsten Reconstructionen zu ihrem wissenschaftlichen Verständnisse gelangen läßt, und was die Japaner in dieser Richtung geleistet haben, verdient trotz mancher Ungeheuerlichkeiten alles Lob. Von ihren zahlreichen, zum Theil auch sehr bändereichen Wörterbüchern, deren Vorzüge auch der europäische Forscher bald anerkennen lernt, will ich hier nicht weiter reden. Wenig bekannt aber ist der Umfang und die Bedeutung ihrer grammatischen Werke. Indische Bücher, von den Buddhisten eingeführt, mögen ihnen die erste Anregung hierzu gegeben haben; allein ihr Einfluß dürfte kaum über das gebührende Maß hinausgereicht haben. Sehen wir, wie gewaltsam man noch zuweilen bei uns den heterogensten Sprachen die Glieder verrenkt, um sie in die allbeliebte Uniform der lateinischen Sprachen hineinzuzwängen, so werden wir den japanischen Sprachforschern Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihnen um der Genialität ihrer grammatischen Auffassung und um ihres Sammlerfleißes willen so manche Possirlichkeit verzeihen. Jetzt eben ringt auch auf diesem Felde eine europäisirende Schule mit der bodenwüchsigen um die Palme, und unlängst brachte mir dieselbe Post aus Japan zwei Elementar-Sprachlehren der beiden Parteien. Wie reizvoll, einem solchen Kampfe beizuwohnen!

So ist den ostasiatischen Studien ein unabsehbar weites Feld eröffnet. Ihre Aufgabe ist zunächst eine philologische im weitesten Sinne des Wortes. Aber eine zweite, nicht minder wichtige reiht sich ihr an: ich meine die linguistische, die Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntniß vom Wesen der menschlichen Sprache.

Es könnte sein, daß ich insofern mir und meiner Sache erst recht eine Verantwortung schuldig wäre, und indem ich eine Vertheidigung unternehme, könnte es scheinen, als erhöbe ich eine Anklage. In der That liegt mir nichts ferner als dies. Ich muß von Gemeinplätzen ausgehen, um diesen garstigen Schein zu vermeiden.

Die Linguistik begreift die wissenschaftliche Erkenntniß der menschlichen Sprachen. Soll diese Erkenntniß eine vollständige sein, so muß sie ihren Gegenstand nach allen Richtungen hin durchdringen.

Jede Sprache ist zunächst ein Daseiendes und auf jeder Stufe, in jedem Augenblicke seines Daseins ein in sich Vollkommenes. Man hat von einem Organismus der Sprache geredet und diesen Ausdruck dann wieder verworfen, weil er als eigenlebiges Wesen bezeichnet, was nur eine Function ist. Was aber nicht zur Definition taugt, kann darum doch als Gleichniß dienen; und in der That wüßte ich nichts, was Entwickelung und Beschaffenheit der Sprache besser verbildlichen könnte als eben der Organismus. Hier wie dort sind alle Glieder einander und dem Ganzen nothwendig, und jede Redeäußerung ist zugleich eine Aeußerung der ganzen im Redenden vorhandenen Sprache. Man muß die Erscheinungen der jetzigen Sprachperiode mit den gleichartigen früherer Entwickelungsstufen vergleichen, wenn man die äußere Sprachgeschichte erforschen will. Man muß aber alle Erscheinungen einer und derselben Phase untereinander in Beziehung setzen, wenn man die bewegenden Ursachen der Sprachentwickelung begreifen will. Es ist von hoher Bedeutung für unsere Wissenschaft, daß gerade die Indogermanistik zur Zeit den so genannten falschen Analogien vorzugsweise Beachtung schenkt. Die Kluft, welche noch vor wenigen Jahren zwischen ihr und den übrigen Fächern der allgemeinen Sprachwissenschaft zu gähnen schien, ist überbrückt, seit sie ihrerseits mit jener Fülle wohlerhaltenen Beobachtungsmaterials, über welches sie gebietet, den psychologischen Kräften in der Sprachenbildung nachforscht.

Daß diese Kluft entstanden war, daß ihre Erweiterung der gemeinschaftlichen Sache Gefahr drohte, wer will das leugnen? Die sprachgenealogischen Forschungen seit Bopp, durch eine Menge der bedeutendsten Kräfte gefördert, eilten allen übrigen Bestrebungen auf linguistischem Gebiete um ein Weites voraus. Bei den Indogermanisten müssen wir lernen, ihre Methode, ihre Kritik müssen wir uns aneignen, wenn wir je für die Erkenntniß anderer Sprachenfamilien Aehnliches leisten wollen, wie sie für die ihrige gethan. Dies dürfen wir nicht vergessen, und insoweit, aber auch nur insoweit müssen wir die Ueberlegenheit jener anerkennen. Wenn unserer weniger sind, wenn wir mit bescheidenern Mitteln arbeiten müssen: so ist dafür unsere Arbeit um so schwieriger, unser Feld um so größer, aber auch unsere Ernte um so mannichfaltiger.

Es ist nun aber für denjenigen, welcher auf entlegenern Sprachgebieten genea-

logische Vergleichungen unternehmen will, nicht leicht, sich mit der Indogermanistik auseinanderzusetzen. Die sich immer steigernde Sicherheit ihrer Methode wird auch ihm als Ideal vorschweben. Will er sich aber vorzeitig an sie binden, so kann sie ihm zur hemmenden Fessel, wo nicht zum Fallstrick werden. Die Gesetze, welche die Laut- und Formenentwickelungen bedingen, sind ihrerseits wiederum bedingt von so und so vielen geschichtlichen, ethnologischen, psychologischen, vielleicht physiologischen Voraussetzungen. Die Sprachen unsers Stammes mögen, gut gerechnet, etwa ein Zwanzigtheil aller Sprachen der Erde bilden. Wer mag nun die Kräfte alle benennen und bemessen, welche bei ihren Spaltungen und Wandlungen mitgewirkt haben; wer wollte behaupten, daß bei den übrigen Sprachfamilien nicht noch ganz andere Kräfte hier treibend, dort hemmend gewaltet hätten? Um von den Lauten zu reden: muß denn das Artikulationsvermögen überall und zu allen Zeiten genau so stark gewesen sein wie bei uns? Mich wenigstens will bedünken, der Polynesier mit seinen zehn bis zwölf Consonanten sei hierin ärmer, und so manches kaukasische Gebirgsvolk mit der Unmasse seiner Laute und Lautverknüpfungen vielleicht noch reicher als wir. Wenn wir bei uns und so manchen unserer Verwandten die Conjugationsformen schwinden sehen, so können wir dafür anderwärts, z. B. bei den Kalmücken, beobachten, wie Personalendungen am Verbum entstehen. In der That, stellten unsere Sprachen alle Möglichkeiten der sprachlichen Entwickelung dar, so würden sie nicht einem wohlgeordneten Hausrathe gleichen, der bestimmt und geeignet ist den Bedürfnissen seiner Benutzer zu genügen, sondern eher einem riesenhaften Museum, von dessen Stücken man die Mehrzahl lieber betrachten als handhaben möchte.

Gerade dieses, die Vielgestaltigkeit der Sprachen, wird uns gelegentlich bestritten, auch von solchen, die ihre Blicke über die heimischen Grenzen haben hinausschweifen lassen. Noch vor wenigen Jahren las ich in dem Buche eines namhaften ausländischen Gelehrten von einer gemeinsamen Grammatik aller agglutinirenden, und einer solchen aller isolirenden Sprachen. Ich kenne in der That zwei Mittel, sich diese gemeinsamen Grammatiken anzueignen: entweder erlerne man aus jeder dieser Klassen nur eine Sprache — oder, was noch einfacher ist — man erlerne lieber gar keine! Die Wahrheit ist, daß in beiden Klassen sich neben sehr armen und rohen Sprachen andere von ungeahntem Reichthum und Feinsinn vorfinden, und daß die so genannte agglutinirende Klasse kaum mehr als ein cache-désordre, eine große wissenschaftliche Rumpelkammer ist, in welcher die grundverschiedensten Sprachformen vorläufig in ähnlicher Ordnung aufbewahrt werden wie etwa die verschiedenen Wiesenpflanzen im Heu.

Voreiligkeiten jener Art richten sich selbst. Schwerer ist es, einem andern Einwande zu begegnen. Wozu, fragt man, die Betrachtung dieses ganzen bunten Bildes? Wenn ich eine Anzahl Sprachen aus allen Erdtheilen kenne, was besitze ich mehr als eine Art Raritätencabinet? Wo ist das innere Band? Wo bleibt die Wissenschaft? — Dabei wird jedenfalls Eins zugegeben: was der Zulu oder der Hottentotte, der Hurone oder der Quechuá, der Malaie oder der Australneger redet, alles ist menschliche Sprache, oder noch genauer, alles sind verschiedene Aeußerungen des menschlichen Sprachvermögens. Und jetzt frage ich meinerseits:

ist dies Sprachvermögen Gegenstand der Linguistik oder nicht? Und wenn es das ist, muß es dann nicht durch die Linguistik definirt werden? Wie aber soll man es definiren, solange man nicht den ganzen Umfang seiner Aeußerungen, solange man nicht alle Möglichkeiten der Sprachentwickelung kennt? Die Naturforscher lehren uns täglich, daß die niedern Organismen für die Wissenschaft nicht minder belangreich sind als die höhern; unsere Etymologen suchen in der höhern Sprachform die niedere als aufgehobenes Moment zu entdecken, und wer Darwin's Lehre auf die Sprachwissenschaft anwenden will, der muß folgerichtig annehmen, daß auch unsere Sprachen vor Jahrtausenden nicht reicher und feiner gewesen seien als jene der rohesten uns bekannten Völkerschaften. Es dürfte viel Phantasie dazu gehören, sich ohne lebende Vorbilder einen derartigen Urzustand zu vergegenwärtigen, und unsere Sprachanatomen haben manche Anregung zu hoffen von jenen Aermsten und Schwächsten der Sprachenwelt.

Und muß denn eine Sprache todt sein, damit sie unser Interesse verdiene? Oder muß ihre Vorgeschichte zugänglich sein, damit ihre Erforschung uns lohne? Heutzutage veranschlagt man das Alter des Menschengeschlechts so hoch, und weiß man von der verschiedenen Lebensgeschwindigkeit der Sprachen so viel, daß man wol zweifeln darf, ob das, was vor 4000 Jahren aus unserer Vorfahren Mund erklungen, den ältesten Formen menschlicher Rede ähnlicher gewesen als die eine oder andere der jetztlebenden Sprachen oder etwa das Gelalle unserer Kinder.

Es ist dies ein nebensächlicher Gesichtspunkt; denn man erforscht nicht die eine Sprachform, um diese oder jene andere besser zu begreifen, sondern um ein reicheres, volleres, wahreres Bild von der Mannichfaltigkeit der Sprachorganismen zu gewinnen. Es leuchtet ein, daß zu diesem Zwecke nicht ein oberflächliches Nippen an dieser oder jener Grammatik genügt. Nur wenn eine Sprache zu einem Theil unsers Ich geworden ist, können wir über sie, über ihre Vorzüge und Schwächen urtheilen. In einem sehr beliebten und verbreiteten Buche können wir freilich das Gegentheil lesen: ein Selbstlob der Leichtfertigkeit, das seinesgleichen sucht!

Daß Völkerkunde und Linguistik eine ebenso sorgfältige Untersuchung aller Sprachfamilien erheischen, wie sie dermalen für den indoeuropäischen Stamm geführt wird, möchte keines Beweises bedürfen. Namhaftes ist in dieser Richtung bereits geleistet, viel mehr aber noch zu thun. Daß wir uns meist ohne alte Sprachen behelfen müssen, muß uns zu doppelter Vorsicht, zu einem ganz behutsamen Fortschreiten vom Nächsten zum Entferntern veranlassen. Der Erfolg kann bei sorgsam methodischem Vorgehen nicht ausbleiben; der Gewinn aber wird ein doppelter sein. Zunächst eine Vervollständigung und Berichtigung unserer Kenntniß von der Abgrenzung der Sprachstämme nach außen und von ihrer Gliederung nach innen. Dann aber auch, oder ich müßte mich sehr täuschen, eine Bereicherung der Sprachphilosophie selbst. Der indogermanische Sprachstamm scheint nämlich nur einen Theil der möglichen Verwandtschaftsverhältnisse und Entwickelungsrichtungen darzustellen. Man hat, ich weiß nicht mit wie vielem Rechte, seine uns bekannte Entwickelung eine absteigende genannt, und man pflegt noch heute zu bestreiten, daß er wirkliche Mischsprachen enthalte. Sicher ist, daß sich in vielen andern Sprachenfamilien ein lebendigeres Bewußtsein vom Werthe der Bildungs-

elemente bekundet als in der unsern. Und eben jetzt arbeite ich in Fortsetzung der von meinem verewigten Vater eröffneten melanesischen Forschungen an einer Sprachengruppe, in welcher mit den uns geläufigen Verwandtschaftsbegriffen schlechterdings nicht auszukommen ist. Müssen wir hier oder sonstwo echte Mischlinge anerkennen, so ergibt sich von selbst die Folgerung, daß zwei Sprachen mit einer dritten verwandt sein können, ohne es untereinander zu sein: sprachliche Verschwägerungen, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Jene armen Contactsprachen, welche noch heute, fast unter unsern Augen entstehen, das Creolische, Pitchen-Englisch und so viele andere, gewinnen ein hohes Interesse, wenn man zu enträthseln versucht, warum in ihnen gerade diese Elemente der einen, jene der andern Sprache entlehnt sind. Es gilt hier Gesetze zu entdecken, welche der Linguistik mit nicht minderm Rechte angehören als etwa die der Lautverschiebungen.

Die Zeit der allgemeinen oder philosophischen Sprachlehren im Becker'schen Sinne ist vorüber. Was aber unsere Vorfahren speculativ aus ihrem eigenen Denken heraus schaffen wollten, das müssen wir und unsere Nachfolger durch inductive Arbeit zu erringen suchen. Das Problem der allgemeinen Grammatik bleibt; Arbeiten, wie wir sie über den Dualis, die Zählmethoden, das Relativpronomen, das Passivum u. s. w. besitzen, sind Beiträge zu seiner Lösung. Wie wenig hierbei auf apriorischem Wege zu erreichen ist, dafür nur einige Beispiele. Die Sprache der Insulaner von Errub und Maer (Meir) kennt nur die Grundzahlen eins und zwei und kann nur bis fünf zählen, wofür zwei-zwei-eins gesagt wird. Die Chikitos in Südamerika besitzen überhaupt gar keine Zahlen, nicht einmal die Zwei. Dafür besitzen andere melanesische Sprachen neben dem Singular, Dual und Plural noch einen Trialis. Die Sprachen der philippinischen und einiger anderer malaiischer Völker vermögen mit ihrem dreifachen Passivum nicht nur das Object, sondern auch den Ort und das Werkzeug der Handlung zum Subject des Satzes zu erheben. Die schwarzen Bewohner von Annatom, einer Insel der neuen Hebriden, conjugiren nicht das Verbum, sondern das Pronomen. Und wessen Phantasie möchte jene Ungeheuer von Conjugationssystemen für möglich halten, welche uns die polysynthetisch-incorporirenden Sprachen amerikanischer Indianervölker oder in unserm Erdtheile das Baskische aufweisen? Um nur ein Beispiel anzuführen: Die Tscheroki, jenes interessante Indianervolk, welches sich zur Annahme europäischer Cultur so willig und befähigt gezeigt, drücken den Gedanken: „Ich gehe, um wiederholt hier und da damit zu binden", in Einem Worte aus: galöstisanidolega! — Um die menschliche Sprache in dem ganzen Reichthum ihrer möglichen Gestaltungen zu begreifen, müssen wir die lautlichen, morphologischen und syntaktischen Mittel aller Sprachen und das Verhalten einer jeden einzelnen gegenüber den logischen und psychologischen Erfordernissen überschauen.

Offenbar ist dies seinerseits erst dann vollkommen zu erreichen, wenn alle oder doch alle in typischer Hinsicht wichtigern Sprachen in erschöpfender Weise grammatikalisch erforscht sein werden. Und die Aufgabe der Einzelsprachlehre kann man nicht hoch genug stellen. Die Geschichte unserer eigenen Philologie mag dies bezeugen; man braucht nur an die jahrhundertelange Reihe von Vorarbeiten zu denken, deren

es bedurfte, ehe die lateinische Grammatik ihre heutige Verfassung erhielt. Jede Form des Sprachbaues verlangt eine besondere, ihr allein zukommende Form der Darstellung. Diese zu finden, setzt nicht nur wahres Eingelebtsein in das Idiom voraus, sondern auch, und vielleicht vornehmlich, einen sichern und klaren sprachphilosophischen Verstand. Wo dem Verfasser das eine oder das andere mangelt, da eile man rasch über seine Arbeit hinweg und tummele sich um so unbefangener in der lebendigen Sprache, in der Lektüre von Texten und, wenn es sein kann, im Gespräch.

Jede Aneignung einer fremdgeistigen Sprache ist zugleich eine That der Befreiung von so vielen Vorurtheilen, welche uns von den früher erlernten Idiomen her anhaften; man findet Sprachfactoren, die uns nutzlos erscheinen, vermißt andere, welche wir für unentbehrlich hielten. Warum das? Weil man von Haus aus gewöhnt ist, die Theile früher zu betrachten als das Ganze, die Wörter und ihre Formen früher als den Satz. Solange man eine Sprache nur so kennt, wie sie zerstückelt auf dem Secirtische vorliegt, ahnt man nimmermehr, was sie vermag; da fällt man Urtheile, wie wir sie oft genug lesen können, Urtheile, die um kein Gran verständiger sind als jenes: der Fisch hat keine Lunge, folglich kann er nicht athmen! Solange wir unsere Studien auf die uns geistig und leiblich verwandten Sprachenkreise beschränken, liegt die Gefahr nahe, daß wir die Bedeutung des syntaktischen Moments unterschätzen. Allein schon der erste ernstliche Schritt über diese Schranke hinaus wird zu der Erkenntniß führen, wie viel wir bis dahin besessen und unbewußt verwerthet hatten, was nun plötzlich seinen Dienst versagt. Unsere Sanskritgrammatiken dürften nicht da aufhören, wo die Syntax anfangen sollte, wenn nicht die Grundgesetze des altindischen Satzbaues die nämlichen wären wie die der übrigen zur Familie gehörenden Sprachen.

Ich glaube, es ist Zeit, daß auch wir Deutschen uns jener minder gepflegten Gebiete der Sprachwissenschaft annehmen. Auch sie bedürfen der Pflege, das wird niemand bestreiten, und ich glaube, sie dürfen diese Pflege erwarten an einer Hochschule ersten Ranges, deren Aufgabe und Ruhm es ist, recht eigentlich eine universitas literarum zu sein.

Vielleicht bedurfte es nicht einmal dieser Worte pro domo; liegt doch die Sprachwissenschaft in der von mir gewünschten Ausdehnung keinem andern Lehrfache näher als demjenigen, welches selbst die entlegensten Sprachgebiete zum Gegenstande hat. Man kann wol Chinesisch rein praktisch und empirisch erlernen wie jede andere Sprache; wissenschaftlich studiren, begreifen kann man es aber nicht ohne scharfes sprachphilosophisches Nachdenken. Man hat diese Sprache eine formlose genannt, weil sie eine isolirende, der Flexions- und Agglutinationsmittel entbehrende ist; und wieder hat man sie eine Formsprache genannt, weil sie die grammatischen Beziehungen rein und fein wie kaum eine zweite zum Ausdruck zu bringen vermag. Beides ist wahr, so unvereinbar es scheinen mag. Das Chinesische besitzt nur zwei grammatische Factoren: feste und klare Gesetze der Wortstellung und verdeutlichende Hülfswörter. Es würde zu weit führen, wenn ich auch nur andeutungsweise erklären wollte, wie kunstvoll und doch natürlich diese beiden ineinanderwirken. Genug, die Sprache, wie sie ist, hat sich bewährt

als Trägerin einer der bedeutendsten Literaturen, jeder logischen Abstraction gewachsen, fähig eines reichen Periodenbaues und wieder einer wuchtigen Kürze und einer rhetorischen Kraft und Innigkeit, wie sie so vereint sich kaum in einer andern Sprache finden dürften. Die Grammatik stellt an das Gedächtniß des Lernenden sehr bescheidene, an sein logisches Denken sehr hohe Anforderungen. Mit dem Hersagen von Paradigmen und dem Aufzählen von Unregelmäßigkeiten bleibt er verschont. Dafür muß er seinen Geist einer ihm gänzlich neuen Denkweise anbequemen; er muß diese in ihrer ganzen Folgerichtigkeit nicht nur begreifen, sondern geradezu erleben, und ich wüßte nicht, wo ihm die Bedeutung der Syntax deutlicher zu Tage treten sollte als hier, wo nicht nur die Beziehungen der Wörter untereinander, sondern auch ihre Functionen als Redetheile, als Substantiva, Adjectiva, Verba u. s. w. sich lediglich aus dem Satznexus ergeben. Die Anregung mag eine einseitige sein, aber sie ist eine mächtige; wer sie mit wissenschaftlich empfänglichem Sinne empfunden hat, dem wird von selbst nach andern ähnlichen verlangen. Und kein Verlangen ist gegründeter; denn mit jeder neuen Sprache, die wir erlernen, erschließt sich in uns eine neue Gedankenwelt.

Ueber Lassalle's Briefe an Sophie Solnzeff.

Von

Rudolf Heinze.

Ferdinand Lassalle gehört zu den seltenen Menschen, deren Auftreten selbst einen an rastlose Bewegung gewöhnten Blick unwiderstehlich fesselt. Wie gebannt haftet das Auge auf der Gestalt und dem Wirken des Mannes, gleichviel ob man der mit Forschergeist, Gelehrsamkeit und vor allem mit himmelstürmendem Selbstbewußtsein gepaarten Thatkraft Lassalle's Zuneigung entgegenbringt oder vorenthält; ebenso gleichgültig, ob man die nicht immer unzweideutigen Ziele seiner Thätigkeit und den Feuerregen, welchen in der Welt der Gedanken die meteorartige Erscheinung zurückgelassen hat, gutheißt oder tadelt oder sogar bekämpft. So konnte das Idyll, dessen Darstellung unter dem Titel „Une page d'amour de Ferdinand Lassalle. Récit — Correspondance — Confessions", und gleichzeitig in deutscher Ausgabe: „Eine Liebes-Episode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. Tagebuch — Briefwechsel — Bekenntnisse" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878) erschienen ist, von vornherein ebenso allgemeiner wie überraschter Aufmerksamkeit sicher sein. Die dort mitgetheilten Briefe Lassalle's boten nicht nur, rein menschlich betrachtet, außergewöhnliches psychologisches Interesse; sie erschlossen auch einen Einblick von ungeahnter Offenheit und Zuverlässigkeit in den Schrein der Brust des gewaltigen Agitators. Neben den „Confessions", welche J. J. Rousseau in Folio der Welt gemacht hatte, gab es nun ein Seitenstück, von Lassalle in Duodez der Geliebten zugeeignet. Vorausgesetzt immer, daß die bewußten und unbewußten Geständnisse Lassalle's echte Waare sind. Diese Frage tauchte sofort auf; sie ist von verschiedenen Seiten verschieden beantwortet worden. Die socialdemokratische Presse sprach von „grober Fälschung"; ein so vorsichtiger und kundiger Kritiker wie Franz Mehring trug kein Bedenken, auszusprechen, die Echtheit der Briefe stehe aus innern Gründen außer Zweifel.

In ein neues Stadium ist der Streit getreten durch die Schrift „Sophie Solutzew. Ferdinand Lassalle. Eine kritische Studie von A. Kutschbach" (Chemnitz, Schmeitzner, 1881). „Auf Grund sorgfältigster Untersuchungen" ist Kutschbach „zu der Ueberzeugung gelangt, daß die von der russischen Dame veröffentlichten Briefe Lassalle's wenn nicht durchweg, so doch in ihrem größten und hauptsächlichsten Theile gefälscht sind, gefälscht von jener Dame und der Gräfin Sophie Hatzfeld". Seine Schrift soll für diese Behauptung die Beweise beibringen. Am Schluß stellt der

Verfasser als das Ergebniß seiner Ausführungen hin: „Die Gräfin Hatzfeld hatte von der bevorstehenden Veröffentlichung der Memoiren der Frau von Racowitza *) erfahren, höchst wahrscheinlich auch Einsicht von denselben genommen, und da sie daraus ersehen, daß die Verfasserin über sie ein schonungsloses Urtheil fällte, so entschloß sie sich mit Hülfe der Russin, ebenfalls Memoiren zu schmieden, in welchen sie als das Ideal einer edeln Frau geschildert wird u. s. w. Der Erzählung der Russin liegt weiter nichts zu Grunde, als daß Lassalle, durch ihre Koketterien verlockt, sich in ein kleines Liebesgetändel mit ihr einließ, ohne die Absicht, sie zu heirathen. Diesem Verhältniß entsprangen einige unwesentliche Briefe, die Lassalle an die Dame richtete, und diese sind in den Memoiren mit benutzt worden. Die übrigen Briefe Lassalle's jedoch, namentlich die, in welchen er die Herausgeberin bestürmt, seine Frau zu werden, insbesondere aber der große «Manuscriptbrief», der seine Bekenntnisse enthält, sind gefälscht."

Um den Beweis dieser „Fälschung" zu liefern, schildert Kutschbach zunächst jene russische Dame, aber nicht diese allein, sondern auch ihren Vater, ihren Oheim, ihren Mann, ihre Schwester, ihren Bruder als persönlich versunken in einer Flut von Gemeinheit, Niedertracht und Verbrechen. Ich selbst weiß von dem Thun und Charakter dieser Personen, die sämmtlich mir völlig unbekannt sind, nicht das mindeste. Ein jüngerer Freund, der an Ort und Stelle lebt und für dessen Zuverlässigkeit ich einstehen kann, bezeichnet diese Bezichtigungen insgesammt als ganz und gar unbegründet. Ich darf mich eines Urtheils um so eher enthalten, weil bereits Klage wegen Ehrenverletzung gegen Kutschbach erhoben ist, in deren Folge ein deutsches Gericht das entscheidende Wort zu sprechen haben wird. Ob aber solche persönlichen Angriffe, selbst wenn sie sachlich begründet wären, herbeigezogen werden durften, um den Beweis der Fälschung zu führen? Ob dieselben wirklich auch nur geeignet gewesen wären, den von Kutschbach zunächst betonten Erfolg zu erreichen, nämlich zu beweisen, daß nicht Lassalle sich um die Dame beworben, sondern die letztere ihre Netze nach Lassalle ausgeworfen gehabt habe? Sicher wirft es auf die Sorgfältigkeit der Erhebungen, auf deren Boden diese Blumenlese von Komödiantenthum, Cicisbeat, Maitressenwirthschaft, Gaunerei, Falschmünzerei gepflückt ist, ein eigenthümliches Licht, daß Kutschbach nicht einmal den Namen der so schnöd angegriffenen Frau kennt. Frau Dr. Arendt in Sympheropol (Krim) führte als Mädchen nicht den von Kutschbach ihr ständig beigelegten Namen „Sophie Solutzeff", sondern „Sophie Solnzeff"; in der russischen Aussprache des Namens wird der Buchstabe l nicht gehört, was die Verschiedenheit zwischen dem angeblichen und dem richtigen Namen noch vergrößert.

Ein zweites Hauptargument gegen die Echtheit der abgedruckten Lassalle'schen Briefe entnimmt Kutschbach einer Reihe wirklicher und vorgeblicher Varianten, welche in der einleitenden und die Briefe verbindenden Darstellung vorkommen oder doch behauptet werden, wenn man die deutsche Ausgabe, die französische Ausgabe und einen der Zeit nach ersten, das gleiche Thema behandelnden Artikel im Novemberheft 1877 der petersburger Zeitschrift „Вѣстникъ Европы" („Euro-

*) In erster bis dritter Auflage erst 1879 erschienen.

päischer Bote") miteinander vergleicht. Nicht nur, daß in der französischen Ausgabe in der dritten Person erzählt wird, in der deutschen und in der russischen dagegen in der ersten; auch der Text der französischen Ausgabe sei vielfach abgekürzt im Vergleich mit den beiden andern, und die positiven Verschiedenheiten seien nicht auf bloße Uebersetzungsfehler zurückzuführen, wiesen vielmehr hin auf einen andern Ursprung, nämlich auf eine veränderte Niederschrift der Verfasserin. Aus diesem „verbindenden Text" insbesondere soll nun die Unwahrscheinlichkeit der Echtheit der Lassalle'schen Briefe hervorgehen, deren Uebereinstimmung unter sich in den drei Ausgaben anerkannt wird. Hinsichtlich eines Punktes in jener erzählenden Darstellung hat Kutschbach Zeugenbeweis angetreten. Der Erzählung von einem Mittagessen bei Lassalle, welchem unter andern C. F. Scherenberg und Hans von Bülow beigewohnt hätten, haben die Genannten auf Anfrage Kutschbach's theils die absolute Unerinnerlichkeit bei aller Treue des Gedächtnisses, theils ein nacktestes „Nein" entgegengestellt. Mir liegt das Facsimile eines vom 15. Oct. 1860 datirten Erinnerungsblattes vor, welches mit dem Namen eines andern bei derselben Gelegenheit erwähnten Lassalle'schen Freundes, des Botanikers Georg Pritzel, unterzeichnet ist. Ich bin aber nicht in der Lage, die Echtheit dieses Schriftstücks prüfen zu können.

Ohnehin steht die Prüfung aller dieser Einzelheiten mit der Hauptsache, der Echtheit oder Unechtheit der Briefe Lassalle's, nur in einem ganz lockern und unwesentlichen Zusammenhange. Werth hat sie nur etwa insofern, als die Behauptung von Widersprüchen in der Erzählung sich als Erfindung oder Ergebniß einer Täuschung darstellt, und folgeweise auch von dieser Seite her ein ungünstiges Urtheil nahe gelegt wird über die Sorgfalt der von Kutschbach eingeleiteten Nachforschungen und geübten Kritik. Lediglich aus diesem Grunde und unter diesem Gesichtspunkte erwähne ich das unanfechtbare Ergebniß der Vergleichung, welche auf meine Bitte ein des Russischen kundiger College vorgenommen hat, daß nämlich die von Kutschbach S. 19, 24, 25, 38, 42, 58, 66, 70, 71 fg., 75, 90 behaupteten Abweichungen der russischen Ausgabe von der deutschen einfach nicht vorhanden sind, vielmehr überall an diesen Stellen vollständige Uebereinstimmung stattfindet. Doch dies nur im Vorbeigehen. Die wesentliche Function der Erzählung, mit welcher Kutschbach sich so viel zu schaffen macht, ist, als der Faden zu dienen, auf welchen die Briefe aufzureihen sind. Ob neben Erfüllung dieser Aufgabe mehr oder weniger poetische Freiheiten, ob Ungenauigkeiten der Erinnerung und der Darstellung untergelaufen sind, dies weiter zu verfolgen lohnt in der That nicht der Mühe. Für die entscheidende Frage, ob die unter Lassalle's Namen veröffentlichten Briefe echt und folgeweise ein werthvoller Beitrag zur Charakteristik des Mannes sind, oder gefälscht, also werthlos, kann auf diesem Wege nur außerordentlich wenig gewonnen werden. Die Ereignisse könnten in viel weiterm Umfang, als Kutschbach meint, erdichtet, die Briefe aber könnten trotzdem von Lassalle geschrieben sein; dieselben würden auch unter solchen Umständen kaum weniger merkwürdig und beachtenswerth sein.

Das sachliche und persönliche Interesse, das sich an Lassalle's Namen knüpft, und die Art und Weise des Angriffs und der Waffen, welchen hier eine Frau sich

gegenübergestellt sieht, würden eine eingehende Erörterung der entscheidenden Frage schon hinreichend rechtfertigen. Mich aber bestimmt das Wort zu ergreifen noch ein weiterer Grund. Frau Sophie Arendt, geborene Solnzeff, ist Russin. Derjenigen Zankäpfel zwischen Deutschen und Russen, welche nicht mit Feder und Tinte sich aus der Welt schaffen lassen, gibt es gerade schon genug. Um so weniger darf man dulden, daß die in einem großen und einflußreichen Theile der russischen Nation bestehende Erbitterung gegen uns Deutsche auch noch wirklichen Giftstoff zugeführt erhalte durch feindselige und unbegründete Anklagen, zumal durch Anklagen gegen ein vermeintlich wehrloses Weib. Ich habe einigen Grund, anzunehmen, daß die Kutschbach'sche Broschüre den Deutschenhaß in gewissen Schichten der russischen Gesellschaft bereits merklich geschürt hat. Ohne Zweifel wird der Russin vor unsern Gerichten ihr Recht werden, als ob sie Deutsche wäre. Aber auch in der Presse soll Frau Arendt, obschon ihre Schrift mehr als eine unfreundliche Aeußerung über Deutschland enthält, die Genugthuung erhalten, die ihr zukommt, soweit diese Genugthuung mit den Mitteln des Einzelnen erreichbar ist.

Als ich mich bereit erklärte, die Echtheit der angeblich von Lassalle herrührenden Briefe zu prüfen, machte ich ursprünglich die Einsicht der Originale zur Bedingung. Frau Arendt aber fürchtete die Unfälle, denen eine solche Sendung auf der langen Reise ausgesetzt sein würde, und hat mir anstatt der Urschriften photographische Abzüge, in der Kunstsprache unserer Photographen Reproductionen genannt, zugehen lassen, die so trefflich ausgeführt sind, daß sie das Original größtentheils ersetzen, sicher für den Prüfungszweck ausreichen.

So liegen mir, außer den Lichtbildern eines Briefcouverts mit Adresse, eines Telegrammcouverts mit Adresse und eines Telegramms, die photographischen Abbildungen von 38, mit Ausnahme der letzten vollgeschriebenen, Briefseiten in Quart und von 50 meistens vollgeschriebenen Briefseiten in Octav vor. Die photographischen Abzüge geben nicht nur die Schriftzüge, sondern auch die Beschaffenheit der Originalblätter, von welchen sie genommen sind, mit großer Genauigkeit wieder. Man sieht die Blätter vergilbt, großentheils mehr oder minder gebräunt*), der Mehrzahl nach mit den Eindrücken des ehemaligen Faltens, einige mit den deutlichen Wahrzeichen der Zerknitterung. Flecken, wie es scheint zum Theil aus erster, zum Theil aus zweiter Hand, die letztern zum Theil von hellerer Färbung, treten auf; ebenso sind Risse der Blätter erkennbar. Das Lichtbild läßt an vielen Stellen bald mit größerer, bald mit geringerer Deutlichkeit zugleich erkennen, wie die Schriftzüge der andern Seite durch das Papier gedrungen sind. Augenscheinlich hat der Zahn der Zeit an den Originalen stark genagt. Die Quartblätter sind nur einfach zusammengelegt gewesen und dann wol mit andern Papieren zusammengeschnürt; daher überall in der Mitte der Außenseite ein Stoffverlust, der,

*) Um sicher zu gehen, habe ich die unten zu erwähnenden als echt verbürgten Briefe Lassalle's gleichfalls photographisch reproduciren lassen. Dabei hat sich ergeben, daß beim Photographiren die Farbe des Papieres überhaupt, namentlich aber an den Rändern wesentlich dunkler wiedergegeben wird, als sie in Wirklichkeit ist.

ungefähr in der Form eines spitzwinkeligen Dreiecks, eine Fläche bis zu 4 Centimeter in seiner größten Höhe und Breite einnimmt. Dadurch ist auch eine Anzahl einzelner Worte verloren gegangen, an deren Stelle jetzt nur die schwarze Unterlage entgegentritt.

Die Briefe sind, mit Ausnahme einzelner deutscher Sätze und Worte, insgesammt französisch geschrieben. Sie sind sämmtlich von Einer Hand geschrieben, freilich zum Theil bedächtiger und langsamer, zum Theil rascher oder anscheinend selbst im Zustande der Erregung. Die musterhaft deutliche und leserliche Handschrift erscheint in einigen der Briefe mehr, in andern weniger ausgeschrieben, am wenigsten in dem sogenannten Manuscriptbriefe von zwar nicht 40, aber 38 Seiten in Quart, was damit in Einklang steht, daß dieser Brief, abweichend von den andern, von einem Brouillon abgeschrieben ist.

In den Briefen finden sich zahlreiche Correcturen, seltener in dem sogenannten Manuscriptbriefe, häufiger in einem Theile der andern Briefe. Aber diese Correcturen rühren fast ohne Ausnahme ganz unverkennbar von dem Schreiber der Briefe selbst her, sie sind augenscheinlich sogleich bei der Niederschrift von ihm ausgeführt. Am häufigsten so, daß ein Wort, welches sprachlich oder sachlich Anstoß erregte, ausgestrichen, und ein anderes nicht darüber-, sondern in derselben Zeile dahintergesetzt ist. Auch Umstellungen desselben Wortes sind in dieser Weise ausgeführt. Viel seltener ist die Correctur darübergeschrieben. Nirgends findet sich eine Aenderung oder Einschaltung am Rande. Ueberall, mit Ausnahme einiger, auf einzelne Buchstaben beschränkter Aenderungen ist das, was ausgestrichen oder verbessert wird, noch deutlich lesbar. Mit Ausnahme einiger auf Buchstaben beschränkten Verbesserungen, wo vielleicht eine solche volle Gewißheit nicht vorliegt, und der sofort besonders zu besprechenden Aenderungen ist die Handschrift, deren Worte verändert wurden, identisch mit der Handschrift, welche die Aenderung vornahm. Eine Ausnahme machen nur einige wenige Stellen des sogenannten Manuscriptbriefes, nämlich die Jahrzahl 1843, S. 18 (S. 67 der französischen Ausgabe), das S. 15 (S. 61 fg. der französischen Ausgabe) viermal an Stelle des ursprünglichen écus und zwar darübergesetzte Wort Thalers, das Wort pourrais anstatt pouvais S. 7 (S. 48), das Wort correspondances anstatt circonstances S. 20 (S. 70) und das Wort établissant statt d'établir S. 30 (S. 84). Insoweit bin ich mit Rücksicht auf Abweichungen in der Gestalt der Ziffern und der Schriftzüge geneigt, die Thätigkeit einer andern Hand als möglich anzunehmen. Noch wichtiger als diese fast absolute Identität der Handschrift auf 88 Seiten ist, daß bis auf eine einzige Stelle sämmtliche Correcturen entweder auf einzelne Buchstaben oder auf einzelne oder doch auf ganz wenige Worte sich beschränken, nirgends aber den Sinn verändern. Nur an einer einzigen Stelle, nämlich am Ende von S. 21 des Manuscriptbriefes (S. 71 fg. der französischen Ausgabe) ist durch die Correctur der Sinn ein anderer geworden. Dieser Satz lautete ursprünglich: „Je disais à la Comtesse" (so auch sonst meistens anstatt comtesse) „qui voulait s'enfuir pour s'assurer l'enlèvement de son enfant" u. s. w. Durch Einschiebsel, die an drei Stellen darübergeschrieben wurden, ist daraus geworden: „Je disais à la Comtesse, qui ne savait plus que faire et qui voulait s'enfuir pour s'assurer

contre l'enlèvement de son enfant que le comte méditait de nouveau" u. s. w. Der Augenschein macht es aber mindestens höchst wahrscheinlich, daß diese Interpolationen von derselben Hand geschrieben sind wie der ursprüngliche Text.

Ich habe die photographischen Abzüge, die mir vorliegen, sorgfältig verglichen mit den in der französischen Ausgabe als Lassalle'sche abgedruckten Briefen, und soweit die erstere reichte, überall volle, wenn auch nicht diplomatisch-exacte Uebereinstimmung gefunden. Die mir vorliegenden Lichtbilder decken sich mit den sämmtlichen Briefen, welche in dieser Ausgabe unter Lassalle's Namen veröffentlicht sind, bis auf den größern Theil von Nr. 1. Die mir übersandten Abzüge beginnen nämlich erst mit den Worten: „Vous pouvez faire cela pour moi", S. 8, Z. 10 von oben. Nach einer schriftlichen Mittheilung der Frau Arendt sind die vier ersten Seiten des Originals durch den Verlagsbuchhändler Fenon in Petersburg, welchem sie nach dem Erscheinen der Broschüren bei F. A. Brockhaus geschickt worden waren, verloren gegangen. Frau Arendt hatte die Zweifel an der Echtheit entkräften wollen durch lithographische Abdrücke der Originalbriefe. Zu diesem Zweck wanderten die letztern nach Petersburg. Fenon ging auf den Vorschlag nicht ein, ließ aber die fehlenden Blätter abhanden kommen. Bis auf den kleinen Theil daher, über den ich in Ermangelung des zur Vergleichung erforderlichen Materials ein Urtheil nicht habe, ist der Abdruck durchweg sinngetreu, im ganzen und großen auch wörtlich genau; allerdings aber kommen nicht selten einzelne, sachlich ganz unerhebliche Veränderungen, darunter auch Weglassungen vor; theils wie es scheint solche, wie sie bei einer Uebertragung einer an absolute Genauigkeit nicht gewöhnten Hand, namentlich einer weiblichen Feder, fast unausbleiblich unterlaufen werden, theils geflissentlich veranstaltete, in der Absicht nämlich vorgenommen, das ziemlich incorrecte Französisch des Originals zu verbessern. Uebrigens wird man schwerlich fehlgreifen mit der Vermuthung, daß ein Theil dieser Varianten auf Rechnung des Setzers und Correctors zu bringen ist. Zur Veranschaulichung des Sachverhalts mögen einige Beispiele folgen. In der letzten Zeile von S. 8 ist gedruckt dans l'esprit anstatt de l'esprit im Original. Absatz 1 und 2 der S. 9 bilden im Original nur Einen Absatz. Anstatt m'écrire Z. 3 v. u. ist im Original me écrire zu lesen. Hinter félicitations S. 10, Z. 1 v. o. fehlen die Worte des Originalbriefes les plus sincères, hinter faire que Z. 15 v. o. daselbst das Wort de. Die Worte Z. 9 v. u. quelques fois à votre père sind umstellt anstatt à votre père quelques fois. Auf Z. 5 v. u. ist à vor votre souvenir weggelassen. Nach lettre auf Z. 3 v. u. steht nicht ein Punkt, sondern ein Ausrufungszeichen. So gleichgültig sind die sämmtlichen Abweichungen des Abdrucks von dem Original; mit Ausnahme einiger Stellen des sogenannten Manuscriptbriefes, die augenscheinlich nur, weil beleidigend für Friedrich Wilhelm IV. oder für die Geschworenen, Richter und Staatsanwälte in den dort besprochenen Processen, auf S. 81, 82, 89 der Druckschrift unterdrückt oder in abgeschwächter Weise paraphrasirt sind; und etwa noch mit Ausnahme des S. 72 a. E. hinter un combat weggelassenen Satzes „qui a dévoré ma première jeunesse, un combat". Allerdings muß ich zufügen, daß durch die Substanzverluste an der Außenseite der Blätter des Manuscriptbriefes einzelne Worte (z. B. un, je, vous,

qui) verloren gegangen sind. Allein meistens ließ diese Lücke aus dem Zusammenhange mit voller Sicherheit sich ergänzen; und wo dies mir nicht mehr möglich war, ist mindestens nirgends eine tendenziöse Einstreuung oder auch nur eine geflissentliche Aenderung im Druck erkennbar. Dergleichen wäre übrigens bei der geringen Ausdehnung der Lücken selbst dem besten oder vielmehr dem schlimmsten Willen schwerlich erreichbar gewesen. Erwähnenswerth ist, daß der Brief Nr. 4 nicht Lassalle, wie S. 36 der Druckschrift, sondern nur F. L. unterzeichnet ist; auch der sogenannte Manuscriptbrief trägt nicht die S. 96 ersichtliche Unterschrift Lassalle, sondern ist nur F. L. gezeichnet. Die gleiche Aenderung kehrt wieder bei den Unterschriften der Briefe Nr. 8, S. 101, und Nr. 9, S. 102. Falsch ist S. 15 die Adresse des mitgetheilten Telegramms wiedergegeben. Couvert und Depesche sind äußerlich nicht, wie S. 15 gedruckt zu lesen, an Mlle. de S...ff, damals in Dresden, adressirt gewesen, sondern, unbeschadet ihrer Bestimmung für die letztere, an Mr. de Sontzoff. Beiläufig sei bemerkt, daß das Telegramm, wie die facsimilirte Ausfertigung der dresdener Telegraphenstation nachweist, am 4. Oct. 1860, vormittags 9 Uhr 12 Minuten, und zwar unterzeichnet mit dem Namen Lassalle in Berlin, aufgegeben worden ist. Die Data des Briefes vom 5. Oct. sind in der Druckschrift durchaus in Uebereinstimmung mit dem Original angegeben. Es hat aber kein Interesse, auf die Ausstellungen Kutschbach's gegen die bezüglichen Zeitangaben einzugehen. Wenn Widersprüche vorliegen zwischen der Zeitrechnung der Erzählung und den Briefdaten, so liegt auf der Hand, daß die Irrung eher in einer nach 17—18 Jahren verfaßten oder doch zusammengestellten Erzählung zu suchen ist, als in den gleichzeitigen Schriftstücken. Die Umgestaltung des Namens Solnzeff (genauer Ssolnzew) in Sontzoff trug theils der Aussprache Rechnung (die Endsilbe ew wird in russischen Namen nicht selten wie off ausgesprochen), theils der deutsch-französischen Schreibweise.

Halten wir hier ein, um aus den bisjetzt beigebrachten Thatsachen, soweit eben deren Tragweite reicht, das Ergebniß zu ziehen. Die eigentlich entscheidende Frage, ob nämlich die abgedruckten Briefe von Ferdinand Lassalle geschrieben sind, läßt sich auf Grund des bisher vorgeführten Materials noch nicht, wenigstens nicht unmittelbar beantworten. Sehr wohl dagegen, ich will nicht geradezu behaupten mit voller Bestimmtheit, aber doch mit höchster Wahrscheinlichkeit die bis zu einem gewissen Grade maßgebende Vorfrage, ob die Briefe gefälscht sind? Gegen die Annahme einer Fälschung spricht nicht mehr als alles. Verfälscht, sodaß zu einem ursprünglich echten Bestand späterhin unechte Zuthaten hinzugefügt worden wären, sind sie sicher nicht; die verschwindend wenigen Correcturen des Originals, welche vielleicht von einer fremden Hand herrühren können, sind ohne alle Bedeutung für die Charakteristik Lassalle's und seiner Beziehungen zu Sophie Solnzeff. Es könnte also nur an eine Fälschung im engern Sinn gedacht werden, d. h. an die Möglichkeit, daß die abgedruckten Schriftstücke in ihrer Totalität unecht seien. Aber die Photographien lassen deutlich erkennen, daß die Originale schon so manches Jahr dem Proceß der Verwitterung ausgesetzt gewesen sind. Sollte nun wirklich jemand vor langen Jahren auf den Gedanken gekommen sein,

eine solche Fälschung auszuführen, um alsdann das Erzeugniß seiner Industrie 1 — 1 1/2 Jahrzehnte lang unbenutzt liegen zu lassen?' Aber nehmen wir an, wir hätten es mit gefälschten Briefen in einem Umfang von 38 Quart- und 50 Octavseiten zu thun: sollte es dem Fälscher so leicht geworden sein, diese Briefe sozusagen aus den Aermeln zu schütteln, namentlich den sogenannten Manuscriptbrief mit Ausnahme einer einzigen erheblichen Correctur sogleich in einer Art Reinschrift herzustellen? Müßte nicht vielmehr in zahlreichen und erheblichen Umgestaltungen die Arbeit hervortreten, die es jedweden gekostet hätte, sich so in die Seele Lassalle's hineinzudenken, die Mühe, die der Fälscher sich sicher gegeben haben würde, dem untergeschobenen Kinde das Aussehen der Legitimität zu verschaffen? Gewiß hätte auch der Fälscher Reinschriften herstellen können. Aber wozu? Nichts spricht dafür, alles dagegen, daß es irgendjemand im Verlauf dieser Angelegenheit je darauf abgesehen habe, unechte Autographen Lassalle's an den Mann zu bringen. Nicht um die Manuscripte handelte es sich, sondern um den Inhalt. Oder hätte der Fälscher längst vorausgesehen, man werde sich nicht damit begnügen, den von ihm nicht etwa im Original oder in Nachbildungen verbreiteten, sondern lediglich ihrem wörtlichen Inhalt nach durch den Druck veröffentlichten Schriftstücken die Echtheit abzusprechen, man werde ihn selbst vielmehr durch tödliche Beleidigungen dereinst nöthigen, aus seiner Anonymität hervorzutreten und unter Vorlegung seiner Originale den Beweis der Echtheit anzutreten? Darin müßte man denn doch die Befähigung und Bethätigung einer Voraussicht und Vorsicht erblicken, wie sie nur seltenen, besonders begnadeten Individuen verliehen sein dürfte. Nebenbei bemerkt, hätte dann der fälschende Bösewicht auch noch die außerordentliche Schlauheit angewandt, um die Echtheit glaublicher zu machen, vorzugsweise Briefbogen mit Lassalle's eingeprägten Initialen zu verwenden; 20 Blätter tragen deutlich, meistens beiderseitig, auch aus der Photographie erkennbar, nur in verschiedenen Mustern ein F. L. an der Stirn; daneben finden sich Fabrikzeichen und ein Blatt mit einem undeutlich ausgedrückten Monogramm, welches ich nicht entziffern kann. Nicht genug; die Unterstellung, das mühsame Elaborat des Fälschers sei von ihm infolge einer Art übernatürlichen Erleuchtung gleich von Haus aus für den schlimmsten Fall fein säuberlich unndirt worden — warum nicht auch bei einer Behörde deponirt? —, stimmt nun wieder nicht damit, daß ein Theil dieser Briefe nach seiner äußern Erscheinung unverkennbar den Stempel der Eile, der Hast, der Erregung bei der Niederschrift an sich trägt, daß man in Sätzen, Schriftzügen, Correcturen den Verfasser unmittelbar bei der Arbeit sieht, wie er in der Einzelausführung sucht nach bessern Ausdrücken und treffendern Wendungen. Diese Verschiedenheit bildet zugleich, und abgesehen von dem Zustand der fraglichen Blätter, ein durchschlagendes Argument gegen die Unterstellung, der Fälscher habe erst nach erfolgter Publication, um der angefochtenen Echtheit zu Hülfe zu kommen, die Reinschrift hergestellt. Wozu dann diese Verschiedenheit des Ductus, die bei oberflächlicher Ansicht sogar zu der Annahme führen könnte, daß man es mit den Handschriften verschiedener Personen zu thun habe? Es bleibt noch eine Erwägung übrig, deren Gewicht schwerlich verkannt werden wird. Sie beruht auf der unbefangenen Nonchalance, mit der die vorliegenden Manuscripte in der Druckschrift

wiedergegeben sind. Würde ein Fälscher wirklich alle jene kleinen, nichtssagenden, aber die sämmtlichen Abdrücke mehr oder weniger gleichmäßig durchziehenden Abweichungen von seinen gefälschten Manuscripten herbeigeführt oder auch nur zugelassen haben? Oder würde der Fälscher, wären die vorliegenden Reinschriften erst nach dem Druck hergestellt worden, diese Abweichungen von dem Druck für unverfänglich, also für zulässig gehalten haben? Darunter eine Abweichung, die dem Fälscher als Lebensfrage gelten mußte, während sie dem gutgläubigen Besitzer der Manuscripte ganz harmlos erscheinen durfte, nämlich der Tausch des „F. Lassalle" in der Unterschrift von vier Briefabdrücken mit den bloßen Initialen „F. L." in deren Originalen? Sonderbar und unwahrscheinlich wäre es auch, daß ein mit so viel Virtuosität arbeitender Fälscher in diese stattliche Reihe vollendeter und unterzeichneter Schriftstücke auch einen Brief, Nr. 5, S. 27—30 der französischen Ausgabe, eingeschoben haben sollte, welchem Ende und Unterschrift fehlen.

Man sieht, die Annahme der Fälschung stößt nach allen Seiten hin auf unüberwindliche Schwierigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten. So muß denn schon dieses negative Ergebniß zu dem Glauben an die Echtheit führen. Für die Echtheit liegen aber auch sehr positive Beweise vor.

Die mir vorgelegte photographisch reproducirte Briefadresse: „Mademoiselle Sophie de Sontzoff à Simféropol en Crimée", mit dem Poststempel „Berlin Post. Exp. 9 Potsd. Bahnh. 1. 7. 63. 10—11 V." beweist zunächst nur, daß an Fräulein von Sontzoff um jene Zeit eine Briefsendung in Berlin aufgegeben worden ist, nicht aber, daß der Brief vom 28. Juni 1863 (S. 117 fg. der französischen Ausgabe) in Wirklichkeit von Lassalle geschrieben ist. Auch das Telegramm vom 4. Oct. 1860 ist, an sich betrachtet, vollgültiges Beweisstück nur dafür, daß damals unter dem Namen Lassalle aus Berlin eine an Herrn von Sontzoff zur Zeit in Dresden gerichtete, für dessen Tochter bestimmte Depesche expedirt worden ist, welche dem Inhalt der Briefe aus jener Zeit mehr oder weniger zur Bestätigung dient. Das an der Stirn der großen Mehrzahl der für die Briefe benutzten Blätter eingepreßte F. L. stand nicht blos Lassalle, sondern jedermann zur Verfügung; der es aus irgendeinem Grunde für angemessen hielt, seine Briefe mit diesen Initialen zu verzieren. Für die Echtheit der Briefe kann auch das Zusammentreffen dieser immerhin bemerkenswerthen Thatsachen nur als unsicheres Indicium in Betracht kommen. Das Gleiche gilt von den innern Gründen für die Echtheit. Zwar würde es doch wol jedem dritten erhebliche Schwierigkeiten gemacht haben, den Typus der Lassalle'schen Gedankenweise und Schreibart mit solch vollendeter Virtuosität über den eigenen Leib zu ziehen. Und der Historiker, dem kein anderes Material übriggeblieben ist, mag genöthigt sein, ein Urtheil nach solchen Kriterien zu fällen; berechtigt wird derselbe dazu namentlich dann sein, wenn die Frage nach der Echtheit verneinend zu beantworten ist. Kutschbach wendet in der That, namentlich S. 62, das Blättchen nach dieser Seite. Um Lassalle's Uebertritt zum Christenthum ablehnen zu können, macht der Manuscriptbrief, S. 49, für Lassalle geltend: „je suis un homme politique et ce qui est plus, je suis dans la position d'un chef de parti. Et le parti qui est le mien, doit avoir le principe de ne

céder jamais à un préjugé etc." Dazu Kutschbach: „Wer war damals die Partei, deren Haupt zu sein Lassalle sich hier rühmt? Erst 1863 schuf doch bekanntlich Lassalle die socialdemokratische Partei, deren Haupt er allerdings wurde, nachdem er sich von 1850 bis zum Frühjahr 1862 nicht öffentlich der Politik, sondern zum Theil dem Proceß der Gräfin (Hatzfeld), zum Theil ernsten Studien" (kann man nicht auch in der Politik ernste Studien treiben?) „gewidmet hatte." Aber weder nennt der Schreiber jenes Briefes sich das Haupt einer Partei (dans le position d'un chef de parti drückt ersichtlich viel weniger aus), noch ist diese Partei als die socialdemokratische bezeichnet. Eine nähere Bezeichnung seiner Partei, der reinen Demokratie, damals noch ohne ausdrückliche Beifügung des socialistischen Elements, hatte der Briefsteller, S. 45, bereits mit den Worten gegeben: „je suis un homme qui a voué son existence à une sainte cause, à la cause du peuple jusque dans ses" (der Druck hat fälschlich ces) „dernières conséquences." Eine fernere Erläuterung ist S. 79 in den Sätzen enthalten: „En même temps, je faisais l'appel à la presse démocratique. Toute la presse démocratique s'élevait à ma voix." Zudem wäre Lassalle vielleicht weniger als irgendein anderer Sterblicher aus der Rolle gefallen, wenn er von sich selbst in etwas überschwenglicher Weise geredet hätte, zumal bei diesem Anlaß und in diesem Zusammenhange.

Sehen wir an Stelle der innern, immer nur mittelbar beweisenden Gründe uns um nach unmittelbaren Beweisen. Ich habe drei Männer, die einst Lassalle persönlich nahe gestanden haben, um ein Urtheil über die Echtheit der ihnen vorgelegten Proben der photographischen Nachbildungen ersucht. Zwei der Herren haben sich dazu außer Stande erklärt mit Rücksicht auf das Wenige, was sie von Lassalle's Hand gesehen, und auf die Länge der seitdem verflossenen Zeit. Der dritte, es ist kein Geringerer als Dr. Lothar Bucher, nachdem er von dem ihm durch mich übersandten Material (die vier ersten und die zwei letzten Seiten des Manuscriptbriefes, sowie die vier Seiten des Briefes vom 26. Sept. 1860 und die vier Seiten des letzten Briefes vom 12. Dec. 1863) Einsicht genommen, schreibt mir unter dem 9. Dec. 1880: „Ich halte diese sorgfältig geprüften Schriftstücke für echt, von der Hand Ferdinand Lassalle's herrührend", indem er im Anschluß an meine Anfrage bemerkt: „Ich beschränke meine Aeußerung streng auf die mir gestellte Frage (über die Echtheit der Schriftzüge), d. h. sehe von den innern Gründen für oder wider die Echtheit ab." Hieran schließt sich die schon von Kutschbach S. 6 mitgetheilte Aeußerung des Verlegers der deutschen und französischen Ausgabe, wonach an jener mit der Handschrift Lassalle's besonders wohlbekannten Stelle nie Zweifel über die Authenticität der veröffentlichten Briefe bestanden haben und aus den wenigstens theilweise vorgelegten Originalien die Ueberzeugung geschöpft worden ist, daß sie die Handschrift Lassalle's trügen.

Die Firma F. A. Brockhaus hat auf meine Bitte die Güte gehabt, zwei Briefe, die Lassalle in Verlagsangelegenheiten unter dem 16. Juni 1862, resp. 15. Dec. 1862 an sie gerichtet hat, im Original mir zugehen zu lassen. Leider ist es mir nicht gelungen, größere Schriftproben in lateinischen Schriftzügen von der Hand Lassalle's zu erhalten; die Stelle, wo die Bitte wahrscheinlich

hätte erfüllt werden können, durfte ich aus naheliegenden Gründen nicht angehen. Die Beiziehung solcher Schriftstücke war aber auch nicht unerläßlich. Denn die Briefe an F. A. Brockhaus, die mir vorliegen, sind zwar in Anrede und Text mit deutschen Buchstaben geschrieben, aber Wohnort, Wohnung und Unterschrift in lateinischen Schriftzügen. Umgekehrt enthalten die von Frau Arendt veröffentlichten französischen Briefe eine Anzahl deutsch geschriebener Worte und Sätze, die in der französischen Ausgabe ungenauerweise mit lateinischen Lettern wiedergegeben sind, so „Viele sind berufen, wenige sind auserwählt" S. 46, „deutsche Hirngespinnste" S. 55, die S. 100 abgedruckten Verse Heine's, „Antwortschreiben an" S. 115, „Allgemeine deutsche Arbeitervereine" S. 121. Außerdem finden sich im Text des einen der Originalbriefe zwei große Buchstaben von einer charakteristischen, zugleich für die lateinische Schrift der französischen Briefe verwendbaren und verwandten Form. Auch die Ziffern, welche in den Briefen von F. A. Brockhaus vorkommen, bieten Material dar zur Vergleichung mit den Ziffern, die theils in den hier fraglichen Briefen auftreten, theils zur Paginirung des sogenannten Manuscriptbriefes verwandt worden sind.

Die beiden Briefe an Brockhaus, auf Octavblätter mit dem Stempel F. L. geschrieben, fallen zunächst auf durch die Verschiedenheit der Schrift und einzelner Buchstaben. Augenscheinlich ist der frühere Brief mit mehr, der spätere mit weniger Muße und Sorgfalt zu Papier gebracht. Dort die Buchstaben voller gegliedert, schärfer in Grund- und Haarstriche geschieden, höher, in dem Aufbau der Norm einer schulmäßigen Vorschrift näher kommend als hier. Das „H" z. B. zeigt dort in der Mitte die drei kurzen Absätze resp. Schlingen der alten Schnörkelschrift, während hier die Verbindung zwischen oberer und unterer Schleife nur durch einfachen Winkel und Bogen hergestellt ist. Charakteristisch und durchaus vorschrifttreu sind das J und das F in dem frühern Briefe, das letztere durch die aufgesetzte Fahne dem Typus der Lateinschrift angehörig. Beide Buchstaben sowie die Ziffern scheinen die Einwirkung eines kaufmännischen Ductus zu verrathen. Verschieden ist auch die Unterschrift, insofern im ältern Briefe F. Lassalle Ein Wort ausmacht, dessen erste beide Buchstaben nicht durch ihre Form, sondern nur durch ihre Dimensionen sich als große Buchstaben darstellen, während im zweiten Briefe das gleichgestaltete F von einem auch in seiner Structur als groß erkenntlichen L durch einen Punkt getrennt ist. Zu den Eigenthümlichkeiten beider Schriftstücke gehört, daß der Bogen über dem u mitunter vertreten ist durch einen bloßen Punkt, und daß der Punkt, statt geradeaus über dem i zu stehen, häufig so weit dahinter sich befindet, als ob er abgeworfen wäre.

Vergleicht man nun die Schrift in den facsimilirten Briefen mit der Schrift in diesen mir gleichzeitig vorliegenden unbestreitbar von Lassalle's Hand herrührenden Briefen, so läßt sich zunächst die Gleichheit des Gesammtcharakters und des Gesammteindrucks sicher nicht verkennen. Man begegnet der gleichen Manier, die geraden Linien zu biegen oder durch Schlingen zu ersetzen, der gleichen, mäßigen Neigung der Buchstaben nach vorn, der gleichen wesentlich durch lange Haarstriche herbeigeführten Dehnung der Schriftzüge, namentlich in den langsamer und sorgfältiger hergestellten Schriftstücken, dem gleich ungezwungenen geradlinigen, aber ein

wenig schwankenden Lauf der Zeilen, gleichartigen Abständen zwischen den Zeilen und — diese sind ständig ziemlich groß — zwischen den einzelnen Worten. Auch die Größe der einzelnen Buchstaben in dem Briefe vom 16. Juni 1862 stimmt überein mit den Größenverhältnissen in der Mehrzahl der facsimilirten Briefe; in dem eilig hingeworfenen Briefe vom 15. Dec. 1862 freilich sind die kleinen Buchstaben des deutschen Textes wesentlich kleiner, während namentlich in dem sogenannten Manuscriptbriefe die Schrift größer ist. Uebrigens ist überhaupt in den von mir benutzten Schriftproben die lateinische Schrift etwas größer als die deutsche.

Um Einzelheiten hervorzuheben, treten die charakteristischen Formen des A, H, J, wie sie in der ältern Schriftprobe sich vorfinden, sehr deutlich auch in den deutschen Einschiebseln der photographischen Briefe entgegen. Das elegant geschwungene J jener Schriftprobe kehrt in den Photographien außerordentlich häufig wieder; das schwungvolle, echt kaufmännische F jener Schriftprobe kommt auch in den Photographien zur Verwendung, noch häufiger aber ein bis auf den mittlern Querstrich gleichgestaltetes T. Ganz im gleichen Typus wie diese I, F, T sind in den Photographien auch S, P, H, B, C seltener oder häufiger gebildet. Daneben kommen für alle diese Buchstaben auch andere einfachere und minder abgerundete Formen vor; aber sicher ist die Abweichung nicht größer als in den beiden mir vorliegenden Originalbriefen. Am meisten vielleicht wechselt die Schreibweise des B, namentlich in dem Worte Berlin. Allein auch hierbei geben bereits die Schriftproben untereinander ein Beispiel erheblicher Abweichungen. Auch die hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten der Schreibweise des i und des u sind in den Photographien vertreten. Gleiche Uebereinstimmung zeigen die Ziffern.

Ganz unverkennbar ist die Uebereinstimmung in den Schriftzügen des unterzeichneten Namens sowol da, wo Vor- und Zuname in Ein Wort zusammengezogen sind, wie bei der Trennung in der Unterschrift des Briefes vom 7. Oct. 1860 an Herrn von S. Charakteristisch ist im Namen Lassalle ganz besonders das zweite, mehr einem abgekürzten t gleichende s und die Bildung des a nicht aus einfachen Linien, sondern aus zwei durch eine Curve am Fuß miteinander verbundenen Schleifen.

Ich bin nicht gemeint, den Werth der Schriftvergleichung zu überschätzen. So geschickt jedoch ein Fälscher verfahren mag, es wird ihm schon schwer werden, der echten Handschrift einzelne Worte oder Sätze so nachzubilden, daß nicht die Künstlichkeit und Gezwungenheit der Nachahmung mindestens leise sich verriethe. In einer Sammlung aber von 88 Seiten die echten Schriftzüge so nachzuahmen, daß nirgends die eigene, abweichende Manier des Fälschers durchblickte, nirgends der Zwang, welchen dessen Hand sich anthun mußte, erkennbar würde, das halte ich für ein Ding der Unmöglichkeit.

Da das Facsimile der Briefe schon an sich durch seine äußere Beschaffenhei der Annahme stattgefundener Fälschungen so sehr wie möglich widerstreitet, da demnächst die Vergleichung der facsimilirten Briefe mit zweifellos echten Schriftproben die denkbar vollständigste Uebereinstimmung herausstellt, so würde man zu dem kategorischen Ausspruch, daß die facsimilirten Briefe von Lassalle herrühren, berechtigt sein, auch wenn dem nicht die Autorität Bucher's zur Seite stände.

Ich habe oben die, übrigens sämmtlich für die Hauptfrage ganz und gar gleichgültigen, Correcturen aufgezählt, hinsichtlich deren mir die unmittelbare Urheberschaft des Briefschreibers, d. h. Lassalle's, nicht außer allen Zweifel gesetzt erscheint. Aber ich habe keine Anhaltepunkte für Beantwortung der Frage, ob diese Aenderungen gemacht sind, nachdem die Adressatin die Briefe erhalten hatte, oder vorher. An sich wäre das eine so gut möglich wie das andere. Wenn jedoch Fräulein von Solnzeff die Briefe bereits mit den Aenderungen empfangen haben sollte, und wenn diese Aenderungen dennoch nicht von Lassalle's Hand geschrieben sein sollten: es würde sicher nicht schwer fallen, den Hergang und die fremde Hand zu errathen, die dabei im Spiel gewesen sein würden.

Die Vergleichung mit den Originalen habe ich in der Hauptsache beschränkt auf den Abdruck in der französischen Ausgabe; etwaige Abweichungen in der russischen und der deutschen Uebersetzung, welche letztere wesentlich als Uebertragung aus dem russischen Text auftritt, sind gleichgültig für die Echtheitsfrage; diese Uebersetzungen der Briefe Lassalle's können auch inhaltlich neben dem französischen Original eine selbständige Geltung und Bedeutung nicht beanspruchen.

Erst mehrere Tage nach Rücksendung der Revisionsbogen und nicht auf buchhändlerischem Wege erhalte ich Kenntniß von einem „Anhang zu: Sophie Solutzew. Ferdinand Lassalle", welcher die Unterschrift des Autors und das Datum des 15. Nov. trägt. So gleichgültig dieser Nachtrag für das Endergebniß ist, will ich doch erwähnen, daß derselbe, unter Aufrechterhaltung der Hauptsache, einige Selbstberichtigungen in Nebenpunkten enthält. Insbesondere wird als Geburtsname der Frau Arendt nunmehr das richtigere „Solntzeff" anerkannt und zugleich zugegeben, daß die angeblichen Lücken in der russischen Ausgabe der „Romantischen Episode aus Lassalle's Leben" nicht vorhanden sind. Zur Erklärung dieser Irrungen wird Bezug genommen auf eine von Kutschbach mit seinen Auskunftspersonen in französischer Sprache geführte Correspondenz und auf die Ungenauigkeit einer in Kutschbach's Auftrag gefertigten Uebersetzung der russischen Ausgabe. Ich lege nicht das mindeste Gewicht darauf, daß diese Berichtigungen die Richtigkeit eines Theiles meiner Ausstellungen bestätigen. Aber ich glaube die gegenwärtige Notiz nachtragen zu sollen, um selbst nicht den Schein einer Illoyalität auf mich zu laden.

Deutschlands erste Naturforscherin.

Von

Professor Dr. Karl Jessen.

Siebenhundert Jahre sind verflossen, seitdem die heilige Hildegard, 82 Jahre alt, am 17. Sept. 1179, oder wie andere wollen, 1180 aus dem thätigen Leben schied, welches sie als Aebtissin zuerst auf dem Disibodenberg und dann auf dem Rupertsberge bei Bingen unermüdlich mit medicinischer und seelsorgerischer Thätigkeit sowie dem ernstesten Nachdenken über die Natur und die Menschenseele zugebracht hatte.

Ueber Medicin und Naturwissenschaft hat sie zuerst in Deutschland selbständig geschrieben. Sie ganz allein hat über die Medicin, wie sie von deutschen Frauen seit alters geübt worden ist, über die einheimischen Arzneien, welche in Gebrauch waren, und über die altdeutschen Naturanschauungen ausführlich berichtet. In ihrem lateinischen Werke sind eine Menge deutscher Namen von Pflanzen und Krankheiten uns erhalten und verständlich gemacht.

Dieser tiefe Einblick in die Urzeit wird in seinem Werthe wesentlich dadurch erhöht, daß sie selbst auf dieser Grundlage ein großartiges, fest zusammenhängendes System vollständig aufgebaut hat, welches, im Jahre 1160 vollendet, einen mächtigen Grundstein deutscher Wissenschaft darstellt.

Weit und breit schallte derzeit im Rheinthale ihr ärztlicher Ruf; zu ihrem Kloster zogen Scharen von Kranken, und auch nach auswärts gewährte sie in schweren Fällen ihre Hülfe.

Aber in noch viel weitere Kreise war der Ruf ihrer Weisheit gedrungen; Jungfrauen von hohem Stande suchten in ihrem Kloster Belehrung und Bildung, Männer aller Klassen erbaten sich persönlich und brieflich ihren Rath in schwierigen Lagen und bei wichtigen Bedenken.

Einen umfangreichen Band füllt die Beantwortung solcher Anfragen von Nonnen und Mönchen, von Aebten, Bischöfen, Erzbischöfen und Fürsten, ja von Kaiser und Papst. Gesunde, scharfsinnige, fein empfundene Antworten und Rathschläge weiß sie allen zu ertheilen. Mit tiefer Erkenntniß des menschlichen Seelenlebens und seiner Irrwege erkennt sie die unausbleiblichen Folgen thörichter Handlungsweise und weist unbedenklich auf deren Eintreten hin; was dann die Zeit nicht mit Unrecht Prophezeiungen nannte.

Sie freilich war so weit davon entfernt, sich diese Dinge zum Ruhme anzurechnen, daß sie sich ihr ganzes Leben lang nur als das einfache Menschenkind

(simplex homo ist ihr Ausdruck) bezeichnet, dem Gott unverdientermaßen solche Einblicke in den Weltlauf habe gewähren wollen. Vor ihren klaren, rasch fassenden Geist trat die Erkenntniß des Wahren und Rechten bei solchen Fragen so sicher und fest, daß sie solche Erkenntniß von ihrem eigenen Ich ganz abtrennen konnte. Wie viel sie selbst durch Forschen und Nachdenken seit ihrer Jugend zu solcher Klarheit beigetragen, das ließ sie in ihrer Demuth unerörtert; vielmehr erschienen ihr alle neuen und eigenthümlichen Ideen, die ihr vor die Seele traten, als Visionen, als unmittelbare göttliche Eingebung, und diese Auffassung gab ihr dann auch die Kraft und den Muth, alles das unumwunden auszusprechen, was ihr zur festen Ueberzeugung geworden war. So konnte die Kirche sie später unbedenklich heilig sprechen.

Die unverblümte Wahrheit leuchtet aus jedem Satze, den sie niederschrieb, und gibt ihrer Darstellung eine ganz eigene Form und eigenen Reiz. Die Visionen aber, sagt sie immer wieder, seien ihr nicht im Traume, nicht in Unklarheit und Verzückung, sondern in voller Klarheit des Geistes erschienen. Ja sie braucht viele Jahre, bis sie eine Vision oder vielleicht eine Reihe zusammengehöriger und aneinander sich anschließender Visionen bearbeitet und niedergeschrieben hatte. Natürlich, denn was sie Visionen nannte, war das Aufgehen einer neuen Idee, einer geistigen Entdeckung, welche sie nun in den Einzelheiten und zwar unter stets neuen Gesichtspunkten ausarbeitete. So füllt die Schrift „Scivias" (d. h. „Erkenne die Wege zu Gott"), welche 25 Visionen darstellt, 178 große Seiten engen Drucks, und eine zweite Schrift, das „Liber divinorum operum simplicis hominis" oder „Das Buch der göttlichen Werke, beschrieben von dem einfachen Menschen", mit seinen 10 Visionen 149 Seiten. An dem ersten arbeitete Hildegardis über zehn Jahre, von 1141 bis 1151, an dem andern sechs Jahre, von 1164 bis 1171. Mitten zwischen diese beiden großen Werke fallen die naturwissenschaftlichen Schriften, welche sie 1159 im 60. Lebensjahre vollendete.

In dem Glauben an den göttlichen Ursprung ihrer Visionen fühlte sie sich noch bestärkt durch das Gefühl ihrer Unwissenheit, oder wie man heutzutage sagen würde, ihrer mangelhaften Schulbildung; denn von der Schriftsprache jener Zeit, von dem Lateinischen, kannte sie eigentlich nur die Worte, nicht aber die Construction und Grammatik. Ihr Latein ist darum sehr eigenthümlich, denn sie schreibt deutsche Gedanken in deutschen Sätzen mit lateinischen Worten: kurz, bestimmt und unbedenklich, ja fügt ruhig ein deutsches Wort ein, wo ihr das lateinische nicht klar ist. Außerdem scheint sie in ihrer Naturgeschichte indeß zum bessern Verständniß ihrer Landsleute absichtlich viele deutsche medicinische und naturwissenschaftliche Worte eingefügt zu haben. Uns dient diese Unkenntniß fremder Sprachen zugleich als eine fernere Garantie dafür, daß in ihren Schriften wirklich nur die echte altdeutsche Volksmedicin und Volksnaturanschauung enthalten ist. Denn von der alten griechischen Medicin, welche besonders durch Vermittelung der Araber in Süditalien und Spanien damals schon wieder bekannt geworden war, lassen sich bei der Hildegard gar keine Spuren nachweisen. Aber auch darin zeigte sie sich als eine echte Deutsche, daß sie sich nicht damit begnügte, einzelne Beschreibungen lose aneinanderzureihen, sondern daß sie mit kühner,

fester Hand den Plan durchführte: die Einheit der Welt und den Zusammenhang der Dinge unter sich und mit dem Schöpfer ausführlich darzustellen. So schrieb sie denn zwischen den Jahren 1151 und 1158 „Ueber die Natur des Menschen und der Elemente und verschiedener Geschöpfe, auch wie man durch diese den Krankheiten des Menschen Beistand leisten kann", wie ihr Biograph sagt, dem der uns erhaltene Titel: „Feinheiten oder Heimlichkeiten (subtilitates) der erschaffenen Dinge", sehr gut entspricht. Der erste Theil bespricht die „Ursachen der Dinge", das heißt die Himmelserscheinungen und die Gestaltung des Menschen; der zweite Theil aber die drei Naturreiche in ihren. Beziehungen zum Menschen, d. h. meist als Heilmittel. So ist denn in der That das ganze Gebiet der Naturwissenschaft, soweit jene Zeit darüber verfügte, nach seinen geheimen Beziehungen untereinander hier behandelt, und das Ganze stellt das dar, was heutzutage ein „Kosmos" genannt wird.

Dieser „Kosmos" nun beginnt, wie das ja auch heutzutage der Fall zu sein pflegt, mit der Entstehung der Erde, wobei die Mosaische Schöpfungsgeschichte natürlich zu Grunde gelegt werden mußte. Aber es sind nur wenige Worte, welche Hildegardis daraus anführt; denn schon bei den Schöpfungsworten: „Es werde Licht", wendet sie sich völlig davon ab, um von da an ganz selbständige, großartige Bahnen einzuschlagen. Denn sie erklärt als selbstverständlich: die einzelnen Gestirne schuf Gott erst später; dieses allgemeine Licht aber sind die leuchtenden Engel, und, fügt sie etwas später hinzu, als Gott dies Licht schuf, welches flüchtig ist und überall hin sich bewegen kann, hatte er schon die Absicht, diesem Lichte oder geistigen Leben, welches im Menschen das Athmen der Seele ist (spiritalis vita, quae spiraculum vitae est), eine körperliche Masse vom Leimen der Erde beizugeben, damit diese flüchtige Seele nicht verfliegen noch verwehen kann, sondern durch „die Unfähigkeit sich aufzuschwingen so gebunden ist, daß sie deshalb um so begieriger und schärfer zu Gott aufschaut. Deshalb aber hegt auch die alte Schlange gegen diese Verbindung Haß und Neid, weil der Mensch dadurch, obschon mit dem Körper beschwert, sich doch in seinem Geiste (rationalitas) zu Gott erheben kann". Von diesem göttlichen Lichte ist aber, wie es anderswo heißt, auch das Element Feuer nicht verschieden. Das Feuer aber ist der Hildegardis in der Natur nichts anderes als eine alles durchdringende Bewegungskraft; denn die vier Elemente durchdringen und verbinden sich so miteinander, daß sich keins von dem andern trennen kann. Wie sie das meint, ergibt sich an vielen Stellen, z. B. wenn sie sagt: „Wie könnte das Wasser denn laufen, wenn es nicht Feuer in sich hätte?"

Was unser Jahrhundert so eifrig sucht und bearbeitet, die Idee einer ganz allgemein bewegenden Naturkraft, das hatte die Hildegardis schon als nothwendige Forderung der Naturwissenschaft erkannt; sie hatte diese Bewegungskraft für die geistige und materielle Thätigkeit als identisch erklärt und dieselbe sogar aus der mosaischen Schöpfungsgeschichte unmittelbar abgeleitet, sodaß sie als die Frömmste der Frommen ihrer Zeit doch die vollste Unabhängigkeit in der Behandlung der Naturwissenschaft sich zu wahren gewußt hat.

Aber sie ist noch weiter gegangen. Gegenüber der Kirchenlehre von den

Bußen und Kasteiungen, von der Herabwürdigung des irdischen Menschen als einer sündigen, elenden Creatur, die nur im künftigen Leben Freude und Glorie erlangen kann, zieht sie aus der Bibel eine andere Lehre und sagt schon im Anfange ihres Werkes: „O Mensch! Blick' auf den Menschen. Denn der Mensch hat Himmel und Erde und alles Erschaffene in sich und ist doch eine einheitliche Gestalt, in der alles verborgen steckt." Sie erfaßt den Menschen als das Ebenbild Gottes, um dessentwillen alles erschaffen ist, der aber auch, weil er aus dem irdischen Leimen erschaffen ist, an allem Irdischen theilhat und sich davon nicht losreißen kann. Diese großartige Auffassung führt sie mit völliger Sicherheit durch ihr ganzes Werk durch.

Daß eine so freie, unbefangene und gewaltige Auffassung der Natur der Kirche jener Zeit nicht genehm sein konnte, bedarf keines Wortes. Es ist also auch kein Wunder, daß diese erste Abtheilung ihrer Naturgeschichte, welche den Kosmos behandelt, schon sehr früh völlig verschwand. Kein Literarhistoriker des Mittelalters hat sie selbst gesehen und nur wenige geben von ihrer Existenz eine Andeutung. Zum Glück habe ich in der großen kopenhagener Bibliothek die, wie es scheint, einzig übriggebliebene, sehr gute und vollständige Handschrift entdeckt. Diese hoffe ich binnen kurzem in Druck geben zu können. Aber auch der zweite, wesentlich doch mediciniſche Theil ist nur in zwei Handschriften, von denen die beste auch erst von mir in Wolfenbüttel aufgefundene noch ungedruckt ist und in einer Ausgabe des 16. Jahrhunderts auf uns gekommen.

Der erste Theil des „Kosmos" der Hildegard zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste kleinere von den Himmelserscheinungen, das zweite, achtmal größere, von dem Menschen handelt. In diesem werden nicht nur die Lebensvorgänge des gesunden Menschen von seiner Entstehung bis zu den Zeichen des Todes ausführlich behandelt, sondern auch die Krankheiten des Körpers und Geistes, denn diese gehören bei ihr als Folgen des Sündenfalles mit in die Naturgeschichte des Menschen. Im Druck dürfte dies ganze Werk etwa 16 Bogen einnehmen. Etwas umfangreicher ist dann die zweite Abtheilung, d. h. das Werk über die Arzneimittel. Hier findet sich in jedem der neun Bücher eine kurze Einleitung über die abgehandelte Klasse und bei jedem einzelnen Mittel sind die Recepte zur Verwendung gegen bestimmte Krankheiten zusammengestellt. Von Beschreibung der Naturkörper ist dabei allerdings wenig die Rede.

Das Himmelsgewölbe besteht hier nun aus den vier Elementen, welche durch die von allen Seiten blasenden Winde zusammengehalten und vor Fäulniß beschützt werden. Die Gestirne gelten ihr wie dem ganzen Alterthum als lebende Wesen, welche geschaffen sind, um den Menschen Licht und allerlei Zeichen zu geben und sie vor übeln Thaten zu warnen. Dagegen wird ihnen jedes Vorauswissen der Zukunft abgesprochen, während der Einfluß, den Sonne, Mond und Sterne auf den Menschen, namentlich in der Stunde seiner Geburt, ausüben, genau erörtert wird. Ausführlich wird ferner geschildert, wie die Planeten, als die Begleiter der Sonne, die Pflicht haben, diese von Station zu Station auf ihrem schwierigen Wege am Himmel und durch den Thierkreis zu leiten, zu unterstützen und zu ermahnen.

In den Klosterschulen wurde damals hierüber nur so viel gelehrt, als Geistliche brauchten, um die Tage der Kirchenfeste alljährlich richtig feststellen zu können. Man sieht, wie wenig die oberflächlichen und wahrscheinlich ohne alles Verständniß überlieferten Lehren der Schule ihrem Geiste genügten. Eine klare Einsicht in die Ursachen dieser, von den Alten überlieferten und von Rom aus verbreiteten astronomischen Grundlehren hatten zu der Zeit und selbst später nur wenige Geistliche. So hat denn Hildegardis sich selbst dies ganz absonderliche Bild davon geschaffen.

Bei der Besprechung des Menschen unterscheidet sie den Zustand vor und nach dem Sündenfall sehr scharf, wendet sich dann aber bald völlig dem gegenwärtigen Zustande zu und behandelt alle Fragen dabei in materieller Weise, indem sie ganz, wie es in unserm 19. Jahrhundert üblich ist, aus den Thatsachen Hypothesen zu begründen sucht, und diese nun ihrer logisch durchdachten Darstellung in ganz unbefangener, rein sachlicher Weise zu Grunde legt, ohne von mittelalterlich-scholastischen Bedenklichkeiten auch nur eine Spur zu zeigen. Dabei werden alle Theile und Vorgänge des Körpers und der Seele beim Mann wie bei der Frau anatomisch-physiologisch und streng wissenschaftlich, wie man heutzutage sagt, d. h. durchaus sachlich und unverhüllt mit großer Feinheit und Reinheit in unübertroffener Naivetät abgehandelt. Ueberall bilden die Beziehungen zur Materie die Grundlage; selbst das Naturell der Menschen, die sogenannten vier Complexionen, werden auf Mischungsverschiedenheiten der vier Elemente zurückgeführt, welche bei der Zeugung des Menschen eintreten, hauptsächlich von den Eigenschaften und dem Gesundheitszustande der Aeltern und ihrer Harmonie, außerdem aber noch von dem Einfluß der Gestirne, insbesondere dem Alter des Mondes abhängen. Ebenso werden alle Körperverhältnisse und alle Krankheiten in ganz realistischer Weise besprochen, die einander ähnliche Symptome genau unterschieden und eine anatomisch-physiologische Erklärung überall und durchaus nicht ohne Einsicht in die Verhältnisse des kranken und gesunden Körpers versucht. Man darf nur nicht unsere jetzigen genauen Specialkenntnisse vom Bau und den Verrichtungen der einzelnen Körpertheile dabei als Maßstab anlegen. Viele Jahrhunderte später ward ja erst der Unterschied zwischen Sehnen und Nerven, der Blutumlauf und so viel anderes entdeckt. Aber das Zeugniß muß man der Hildegard geben, daß sie, und zwar wahrscheinlich an geschlachteten Thieren, vieles muß selbst gesehen haben, und daß sie nun in groben Zügen das andeutet, was wir in seinem Detail correct scheiden und beschreiben.

Bemerkenswerth ist auch, daß Hildegardis selbständig und wol zuerst im Abendlande die Schilderung der Krankheiten und der Behandlungsweise ganz getrennt und in zwei verschiedene Abtheilungen verwiesen hat. Es erklärt sich dies einestheils allerdings aus der Anlage ihrer Schriften, aber anderntheils hat vielleicht der Umstand darauf vielen Einfluß, daß sie die sehr fest und oft umständlich abgefaßten Recepte offenbar unverändert aus der üblichen Volkspraxis übernommen hat, während sie die verbreiteten Ansichten von den Krankheitserscheinungen erst nach ihrer Theorie umarbeiten und ins Klare bringen mußte. Die angewandten Arzneimittel sind, wie schon erwähnt, außer verbreiteten Gewürzen, nur deutsche; die Bereitungs-

weise weicht von der in Südeuropa damals wieder aufgenommenen Methode der alten griechischen Aerzte weit ab; die Einhüllung der Mittel in Mehl, das dann als Pfannkuchen zubereitet und genossen wird, ist ganz eigenthümlich, und vertritt die aus dem Süden jetzt bei uns eingeführten Einhüllungsmittel, wie Zucker, Syrup, Pillen, Latwergen u. s. w. So ließen sich noch manche interessante Einzelheiten anführen, welche alle darauf hinweisen, daß wir hier ein ganz originelles, echt deutsches Werk vor uns haben; doch dürfte schon das Angeführte für diesen Zweck genügen. Nur das eine sehr Bedeutsame sei noch erwähnt, daß Hildegard zwar zugibt, durch den Teufel und durch Bezauberung könne der Mensch gequält und geschädigt werden, daß sie aber das Besessensein aufs bestimmteste leugnet. Da sie ja von vornherein die Seele der Menschen als eine einheitliche anerkannt hat, war es ihr natürlich unmöglich zuzugeben, daß außer dieser noch eine andere Teufelsseele unabhängig von jener in den Körper eindringen und darin seßhaft werden könne. Da kann man nicht umhin, auszurufen: wie viel Unheil wäre der Menschheit erspart worden, wäre diese so richtige, so klare Einsicht der Hildegard schon vor sieben Jahrhunderten in die Menschheit gedrungen. Was hätte es geschadet, wenn man auch die Theorie, welche sie dieser Ansicht zu Grunde legte, als unhaltbar später durch eine bessere ersetzt hätte, welch einen Segen hätte die katholische Kirche durch Verbreitung solcher Worte der Menschheit gewähren können!

Auf ein solches Werk wie das eben geschilderte kann Deutschland auch jetzt nach sieben Jahrhunderten noch immer als auf einen glänzenden Ausgangspunkt der deutschen Naturwissenschaft mit Freude und Stolz zurückblicken. Zwar die Hildegardis mußte Hypothesen über Hypothesen aufstellen, um ihr Werk durchzuführen; aber sind wir denn anders daran? Sind es nicht Hypothesen, mit denen die Naturforscher immer tiefer in die Natur einzudringen versuchen; sind es nicht Hypothesen, mit denen Forscher der Jetztzeit, die Materialisten, mit denen ein Darwin, ein Haeckel meinen, eine ganz neue Weltanschauung begründen zu können? Wenn heutzutage die Hypothesen der Hildegard zum großen Theil als kindisch und thöricht erscheinen, sind wir denn irgendwie sicher, daß nicht nach sieben, ja vielleicht schon nach ein oder zwei Jahrhunderten die Hypothesen, an deren Gültigkeit das 19. Jahrhundert glaubt oder um deren Gültigkeit es sich aufs lebhafteste streitet, ebenso als ein längst überwundener Standpunkt gelten?

Doch wie dem sei, gewiß ist und bleibt, daß der Geist freier Naturforschung, der das Höchste anstrebt und nur danach mit allen Mitteln ringt, unverändert und unerschütterlich sich im deutschen Volke erhalten hat. Gewiß ist auch, daß deutsche Frauen in der selbstlosen Sorge um das körperliche und geistige Wohl Leidender und Bekümmerter wie in der Höhe ihrer geistigen Anlagen und geistigen Bildung der hohen Urahnin nicht unwürdig geworden sind, wenn auch die Gebiete geistiger und leiblicher Thätigkeit seit jener Zeit sich ganz außerordentlich verschoben, verändert, vervielfacht haben.

Balladen

von

Albert Moeser.

1. Columbus.

(1492.)

Erwartungsvoll steht er an Schiffesbord;
Noch immer winkt nicht, den er sucht, der Port.

Der Welttheil, den ihm Ahnung früh gezeigt,
Wer sagt's, ob jemals er der Flut entsteigt?

Doch hofft er fest, schaut westwärts unverwandt —
Da endlich hoch vom Mastkorb tönt es: „Land!“

Schon steigt es auf mit Fels und Flur und Baum,
Erfüllt sieht er des Lebens kühnsten Traum.

Was er erstrebt, von Sehnsuchtsglut entfacht,
Ein Gott nun hat zur Wahrheit es gemacht!

Das nie ein Europäer noch betrat,
Das Land, er ist zuerst jetzt ihm genaht.

Durch fernste Zeiten, unvergänglich ganz,
Wird strahlen seines Namens hehrer Glanz.

So hofft er, und von Ruhmeszuversicht
Erglänzt verklärt sein stolzes Angesicht.

Hell flammt sein Aug', und froh steigt er ans Land.
Da fällt sein Blick auf glatte Felsenwand,

Und an dem Fels, scharf eingeritzt vom Stahl,
Schaut Runen er, umspielt vom Sonnenstrahl.

Den Deuter heischt er, vieler Sprachen kund,
Und also liest die Zeichen ihm sein Mund:

„Wir, Kinder vom Normannenheldenstamm,
Erstiegen hier des Festlands Uferdamm.

„Als sich nach Christ grad' ein Jahrtausend schloß,
Trug uns hierher das schwimmende Wellenroß.

„Für jeden, der nach uns dies Land einst schaut,
Sei Kunde deß dem Felsen hier vertraut!"

Columbus hört's, ernst wird sein Angesicht,
Nun weiß er's klar: er ist der erste nicht!

Was ihm bisjetzt als höchstes Ziel gelacht,
Ein halb Jahrtausend eh' schon ward's vollbracht.

Der Island sah, Madeira, Corsica,
Normannenmuth fand auch Amerika.

Ihm scheint, des Ruhmes bester Theil verdarb;
Ihn lockt kein Preis, drum schon ein andrer warb.

Und wär's, daß ihm die Nachwelt Kränze flicht,
Stets tönt's in ihm: du warst der erste nicht!

---

2. Wallenstein vor Stralsund.

Mit Hörnergetön in blitzender Wehr
Vor Stralsunds Wälle zog Friedland's Heer;
Ringsum längst zwang er die Länder ins Joch,
Nur Stralsund trotzte, das mächtige, noch.
Doch eh' noch Karthaunen erdröhnten im Feld,
Entbot er zu sich die Rathsherrn ins Zelt;
Die traten gefaßt vor sein Angesicht
Und zitterten nicht.

Der Friedland sprach: „Ihr Herren vom Rath,
Dem Trotz nun entsagt, bevor es zu spat!
Nach Recht und Gesetz ist mein dieses Land,
So will es der Kaiser, Herr Ferdinand;
Drum fügt euch und thut, was der Mächt'ge gebeut,
Von Gegenwehr laßt und ergebt euch noch heut!"
Drauf sprachen die Rathsherrn getreu der Pflicht:
„Das thun wir nicht."

Das Wort, es weckte gar herben Verdruß
Dem böhmischen Generalissimus,
Doch zwang er sich noch und sprach: „Wohlan!
Geehrt stets hab' ich den tapferen Mann;
Drum sei euch gelassen der Freiheit Glück,
Zahlt ihr mir Geldes ein tüchtiges Stück."
Die Rathsherrn entgegneten ernst mit Gewicht:
„Das haben wir nicht."

Da hob sich aufs höchste des Friedland's Groll,
An seinen Schläfen die Ader schwoll,
Er ballte die Faust, und mit grimmigem Muth
Warf er zur Erde den Feldherrnhut,
Er nannte die Bürger verruchte Gesellen,
Schurken, Verräther und schnöde Rebellen.
Drauf sprachen die Rathsherrn gelassen und schlicht:
„Das sind wir nicht."

Sie schieden hinweg, aufnahm sie das Thor,
Der Friedland indessen, der rasende, schwor:
„Und hing' es mit Ketten am Himmelszelt,
Stralsund, das hohe, das trotzige, fällt!"
Viel Kugeln verschoß er in grimmigem Haß,
Bestürmte die Stadt ohne Unterlaß,
Er wollte sie strafen mit blut'gem Gericht —
Und nahm sie nicht.

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

20. Januar 1881.

In keiner beneidenswerthen Lage befindet sich gegenwärtig England: das Cabinet Gladstone hat für die Sünden seiner Vorgänger zu büßen, während der Premier von Haus aus in mehrern der brennenden Fragen Partei ergriffen hat zu Gunsten derjenigen, die jetzt gegen seine Regierung die Fahne der Rebellion erhoben haben. Daß er sich durch seine große Landbill von 1870, die im Parlament trotz 300 Amendements unversehrt durchging, um Irland große Verdienste erworben hat, wird niemand in Abrede stellen; ebenso war er ein Gegner der Annexion von Transvaal, wo jetzt die Boers kriegstüchtig und energisch für ihre Unabhängigkeit kämpfen.

Es war natürlich, daß Gladstone, trotz des eifrigen Drängens des irischen Staatssecretärs Forster, im Einverständniß mit seinen Collegen Bright und Chamberlain sich dagegen sträubte, über die Grüne Insel vor dem Zusammentritt des Parlaments Ausnahmemaßregeln zu verhängen; dagegen sollte der irischen Frage und der Land-Reform-Bill Gladstone's vor allen andern Fragen und Gesetzesvorschlägen die Priorität im Parlament gesichert sein.

Wie es heißt, trägt sich Gladstone mit weitgehenden Planen einer radicalen Wahlreform, besonders für den Fall der Ablehnung der Bill durch das Oberhaus, und mit einer tiefgreifenden Agitation gegen das letztere.

Das Parlament wurde am 6. Jan. eröffnet: in der Thronrede wurde dasselbe angegangen, die irische Executive mit außerordentlichen Machtbefugnissen auszurüsten, um das System des Terrorismus zu brechen, welches in Irland bestehe, die Wirksamkeit der Gesetze verhindere und private Rechte sowie die Ausübung bürgerlicher Pflichten beeinträchtige. Die Ordnung müsse wiederhergestellt, Leben und Eigenthum sowie die persönliche Freiheit der Bürger geschützt werden. Dennoch hege die Regierung auch den dringenden Wunsch, den Beschwerden der Irländer Abhülfe zu gewähren; sie werde in der Verbesserung der Gesetzgebung fortfahren und besonders eine Weiterentwickelung der Principien des Gesetzes von 1870 vorschlagen. Diese soll zunächst auf die Verbesserung der Beziehungen zwischen Grundherren und Pächtern und außerdem einem größern Theile der Bevölkerung durch Ankauf ein permanentes Eigenthumsrecht an Grund und Boden geben, außerdem sollen Countygovernments in Irland errichtet werden.

Die bedrängte Lage des Ministeriums benutzen die Gegner desselben natürlich zu den heftigsten Angriffen. In erster Linie rückte im Oberhause Lord Beaconsfield, und zwar mit sehr scharfen Waffen, gegen seine Nachfolger ins Feld: niemals habe er in einer ernstern Periode und mit größerer Besorgniß im Hinblick auf die allgemeine Lage der Dinge in England im Parlament das Wort ergriffen; die Lage in Irland flöße der Nation geradezu Bestürzung ein. Er erinnert an sein vor den Wahlen an Lord Marlborough, den damaligen Vicekönig von Irland, gerichtetes Manifest, in welchem er darauf hingewiesen habe, daß dort Vorgänge eintreten würden, die so schlimm wie Pestilenz und Hungersnoth sein würden; die gegenwärtige Regierung habe damals die entgegengesetzte Meinung ausgedrückt.

Jetzt habe die Executive der Königin ihre Functionen in Irland gänzlich abgedankt; seit Monaten seien Mord, Brandstiftung und alle denkbaren Ausschreitungen an der Tagesordnung, die Rechtspflege habe gänzlich aufgehört, die Landesgesetze würden nicht mehr respectirt. Alle Schuld, daß bisher nicht energische Schritte geschehen seien, schiebt er auf die Parteigefühle der jetzigen Regierung, welche gezwungen sei, ihre Politik ihren frühern polemischen Erklärungen anzupassen. „Es würde ein Hohn sein, jetzt über irgendetwas anderes als über die Wiederherstellung der Autorität des Gesetzes und der Ordnung in Irland zu discutiren. Lord Granville vertheidigte das Cabinet; außerordentliche Vollmachten zu erlangen sei eine überaus ernste Sache. Er sei der Ansicht, daß Irland fest, sorgsam und vorsichtig behandelt werden müsse. Wenn das Parlament der Regierung die nöthigen Vollmachten ertheile, so werde diese sie unverzüglich zur Anwendung bringen.

Im Unterhause sprach Sir Stafford Northcote, der frühere Schatzkanzler Beaconsfield's, gegen die Regierung. Gladstone, bei seinem Erscheinen von der Linken stürmisch begrüßt, erläuterte die Worte der Thronrede, welche von einer Erweiterung der irischen Landesreformgesetze von 1870 sprachen. Es solle die Auferlegung übertriebener Pachtzinsen verhindert, das Recht des Pachters auf eine entsprechende Entschädigung bei Besitzstörungen mehr als bisher sichergestellt und die Abtragung der Pachtung an einen andern erleichtert werden. Bei der Fortsetzung der Adreßdebatte in den nächsten Tagen sprachen sich außer Parnell, der, während ihm in Dublin der Proceß gemacht wird, im englischen Unterhause Reden hält, mehrere radicale Mitglieder gegen die Zwangsmaßregeln aus; die Debatte wurde am 10. Jan. vertagt.

Inzwischen nehmen die Zustände auf der Grünen Insel immer mehr einen revolutionären Charakter an. Das letzte Wort des Programms der irischen Agitatoren ist die Trennung Irlands von England: die Fenier spielen den geheimen Krieg jetzt nach England hinüber; es sind Verschwörer, die vor nichts zurückschrecken. Ihre frühern londoner Brandstiftungen sind noch in guter Erinnerung, seitdem haben sie manches von den russischen Nihilisten und den pariser Communards gelernt. Als am 8. Jan. der Versuch gemacht wurde, das Gebäude des Centralzollamtes in Brand zu stecken, zögerte man nicht, die Schuld den Feniern zuzuschreiben. Zur Verhütung einer Ueberrumpelung der Arsenale in London seitens der Fenier sind in den Hauptquartieren der londoner Freiwilligencorps Schutzmaßregeln jeder Art befohlen worden; mit geladenem Gewehr stehen zuverlässige Posten auf Wache. In Birmingham, Liverpool, Manchester, Bristol und andern Städten sind von den Gewehren, die in den Arsenalen liegen, die Schlösser abgenommen worden. Auch auf der Staatswerfte von Portsmouth und in der Citadelle von Chester wurden Vorsichtsmaßregeln getroffen.

In Irland selbst mehren sich die Agrarverbrechen; auf großen Volksmeetings werden die Pächter aufgefordert, den Pachtzins nicht zu entrichten, bis die Bodenfrage von der Regierung endgültig gelöst sei. Diese Meetings zählen oft über 6000 Personen, so in Collycastle, Killala und an andern Orten. In Newbrook fand zwischen der Polizei und der Bevölkerung ein ernster Zusammenstoß statt; den Anlaß gab das Erscheinen eines Gerichtsvollziehers, der von einer starken Polizeiwache begleitet war. Ein Bajonnetangriff auf die Aufrührer hatte mehrere schwere Verwundungen zur Folge. Wie es scheint, sind die „beboykoteten" Grundbesitzer des Landes ebenfalls von dem anarchischen Taumel ergriffen worden; sie haben ein geheimes Femgericht gebildet und drohen den Führern der Landliga sowie den liberalen Ministern ebenfalls mit Meuchelmord durch geheime Emissare.

Die Nachrichten aus Südafrika lauten ebenso wenig tröstlich für die Regierung. Die Annexion von Transvaal war eine Gewaltthat der ländergierigen englischen Politik, und wenn die Engländer als Scheingrund dafür anführten, daß sich die Boers der Kaffernstämme nicht erwehren konnten, so bringt es jetzt die Nemesis

mit sich, daß gerade der Krieg der Engländer gegen den mächtigen Kaffernstamm der Basutos und die dadurch nothwendig gewordene Heranziehung der Truppen aus Transvaal den Boers zum Losschlagen die willkommene Veranlassung gab. Der eigentliche Grund zur Annexion von Transvaal (im April 1877) war die Befürchtung der Engländer, daß durch eine Eisenbahn zwischen Transvaal und der portugiesischen Delagoabai, wie sie die Regierung von Pretoria beabsichtigte, der Handel von der englischen Colonie Natal abgelenkt werde und diese darunter leiden könne. Die Annexion Transvaals geschah übrigens so plötzlich und überraschend, daß die Boers sich damals nicht zur Wehr setzen konnten und sich mit ohnmächtigen Protesten begnügen mußten; sie ist nur als ein crasses fait accompli von der europäischen Diplomatie anerkannt worden, sodaß die Boers völkerrechtlich nicht als Rebellen, sondern als eine kriegführende Macht angesehen werden müssen. Ein geheimer Bund zur Abschüttelung des englischen Jochs wurde schon damals gegründet; jetzt tritt er an den Tag; die Triumvirn Pretorius, Paul Krüger und Jaubert stehen an seiner Spitze. Nachdem sie die englische Annexion für null und nichtig erklärt hatten, pflanzten sie in dem Städtchen Heidelberg die republikanische Fahne auf, griffen eine auf dem Marsche befindliche Abtheilung des 94. britischen Regiments an, tödteten die Mannschaften oder nahmen sie gefangen; dann besetzten sie die Städte Middelburg, Utrecht, Potschefffstroom und Pretoria, aus den beiden letztern zogen sich die Truppen in die Forts zurück, ob sie sich dort bis zum Eintreffen der Verstärkungen werden halten können, ist mehr als fraglich. Inzwischen haben die Boers die Grenze von Natal überschritten und streifen bis in die Nähe von Newanka. Die Gesammtzahl der Boers beträgt wol 10000 Mann.

Das Attentat Sir Bartle Frere's, unter dem Zeichen der imperialistischen Politik Beaconsfield's ausgeführt, eins der schmählichsten Attentate auf das Völkerrecht, von denen die neue Geschichte zu erzählen weiß, hat also für England sehr ernstliche Folgen. Die Boers erhalten nicht nur Unterstützung von ihren Landsleuten aus der Oranje-Republik, die auch einige Jahre vorher von England annectirt worden war und dann wieder freigegeben wurde; selbst aus den Diamantdistricten kamen zahlreiche bewaffnete Stammesgenossen ihnen zu Hülfe. Bei den überdies zahlreichen Holländern der Capcolonie zeigen sich die wärmsten Sympathien für die Boers; es droht eine Lockerung der ganzen englischen Herrschaft in Südafrika. Ein Theil der englischen Blätter verlangt strenge Unterwerfung des Aufstandes und Wahrung der englischen Souveränetät, wie sie auch die Thronrede in erster Linie vor allen weitern Zugeständnissen für nöthig erklärt; andere Zeitungen sprechen sich für die Aufrechthaltung des englischen Prestige durch Besiegung der Rebellion, dann aber für die Freigebung der Transvaal-Republik aus; doch gibt es auch liberale Blätter, welche daran mahnen, ohne weiteres den Rechtsbruch der Toryregierung wieder gut zu machen.

Was Afghanistan betrifft, so hatte die Thronrede die Räumung Kandahars in Aussicht gestellt; das bezeichnet Lord Beaconsfield als einen verhängnißvollen Fehler; die Vertheidiger der Regierung behaupten, daß England gegen Rußland gesicherter sei, wenn ein selbständiges Afghanistan zwischen seiner Grenze und der russischen liege. Dunkle Gerüchte über Verschwörungen der Mohammedaner in der Nähe von Bombay deuten auf ein Gefühl von Unsicherheit, welches die Engländer selbst in Bezug auf den Bestand ihres asiatischen Kaiserthums hegen.

Auch die Politik Gladstone's in der orientalischen Frage hat keine sonderlichen Erfolge aufzuweisen. In dieser Hinsicht hat sich der englische Premier stets als ein antitürkischer Heißsporn gezeigt. Freilich hat es solcher Eifer bisher nur zu der Flottendemonstration von Dulcigno gebracht. Offenbar hoffte Gladstone, daß sich weiter gehende Conflicte an dieselbe knüpfen würden: die deutschen und österreichischen Staatsmänner dagegen betheiligten sich offenbar nur an derselben,

um derartige Collisionen möglichst zu verhindern und die Harmlosigkeit einer nicht allzu kostspieligen Demonstration aufrecht zu halten. Man wahrte das Ansehen des Berliner Congresses, indem man in einem der unwesentlichsten Punkte die Abmachungen desselben schützte. Deutschland und Oesterreich gewannen durch diese Spazierfahrt der europäischen Marine an Zeit; die heißblütige Orientpolitik Gladstone's wurde gelähmt und das schwankende Benehmen des Sultans trug wesentlich dazu bei, dies Temporisiren derjenigen Mächte zu unterstützen, welche in einer Theilung der Türkei zwischen England und Rußland eine Bedrohung ihrer Lebensinteressen sehen mußten.

Die maritime Demonstration Europas auch für Griechenland zu verwerthen, wo sie einen ernstern Charakter angenommen haben würde, ist dem englischen Premier nicht gelungen. Gleichwol ist jetzt nach dem neuen Hellas der Schwerpunkt der orientalischen Frage verlegt, und es ist kein Zweifel, daß hier weitreichende Verwickelungen in Aussicht stehen. Die Rüstungen Griechenlands gehen über die Demonstration und die Drohung jetzt weit hinaus; das Land könnte eine so schwere Waffenrüstung nicht einmal auf kurze Zeit ertragen, wenn sie nichts zur Folge hätte als eine moralische Niederlage; die Erschöpfung der Finanzen, ohne irgendwelche Frucht für die nationale Machtstellung, würde Griechenland in seiner Entwickelung um Jahrzehnte zurückbringen: es ist daher zu begreifen, daß die griechische Regierung mit großer Hartnäckigkeit ihre vermeintlichen aus dem Berliner Friedensschluß hergeleiteten Ansprüche aufrecht erhält und auch ohne die Zustimmung und Unterstützung Europas den Krieg beginnen will; denn sie glaubt doch immer, daß, wenn einmal der Krieg entbrannt sein wird, ein Theil der europäischen Mächte nicht müßiger Zuschauer bleiben kann und daß die ganze orientalische Frage durch den Zugwind, den diese Kriegsflamme erregt, ebenfalls wieder zum hellen Aufflackern gebracht werden wird.

Das von Frankreich zuerst angeregte Schiedsgericht, welches die Vertreter der andern Großmächte in Athen und Konstantinopel ebenfalls befürworteten, ohne sich zu dem energischen Schritt einer Collectivnote zu vereinigen, stößt am Goldenen Horn auf Widerspruch, obschon die Pforte sich diesem Vorschlage gegenüber diplomatischer verhält als Griechenland; denn in Athen ist derselbe jetzt definitiv abgelehnt worden, trotz der Friedensmahnungen Englands und Frankreichs, trotz der Versuche des Generals Mouy und des Admirals Lejeune, welcher am Hofe zu Athen eine persona gratissima ist, und trotz des Rundschreibens von Barthélemy Saint-Hilaire an alle diplomatischen Vertreter Frankreichs vom 24. Dec. 1880, in welchem derselbe nachweist, daß der Rechtstitel, auf den sich das an sein Schwert schlagende Griechenland beruft, ein durchaus irriger ist; denn die Bestimmung der Grenzen, wie sie jetzt Griechenland in Anspruch nimmt, habe nicht zu den definitiven Beschlüssen des Berliner Congresses gehört, sondern er sei ein Vorschlag gewesen, welcher der Genehmigung der beiden streitenden Mächte, Griechenlands und der Türkei, unterbreitet werden sollte und erst durch diese völkerrechtliche Geltung gewonnen hätte. Der Appell an die Mitglieder des europäischen Congresses zur Ausführung übernommener Verpflichtungen ist in der That als grundlos zu verwerfen: es ist nur der gute Wille der Mächte, wenn sie einen Ausgleich zwischen Griechenland und der Pforte herbeizuführen suchen, der indeß jetzt wenig Aussicht auf Erfolg hat.

Denn während das griechische Heer bis zu einer Zahl von mehr als 70000 Mann verstärkt worden ist, rüstet auch die Pforte; Osman-Pascha ist zum Kriegsminister ernannt; die Befestigungen an den Dardanellen, wo man eine Ueberraschung befürchtet, werden verstärkt; Truppen jeder Art, auch Cavallerieregimenter, nach Epirus und Thessalien dirigirt. An Disciplin und Kriegstüchtigkeit sind die türkischen Truppen den griechischen überlegen und die letztern werden gewiß anfangs den kürzern ziehen. Der erste Bundesgenosse der Griechen wird indeß allem Anschein nach weder England noch Frankreich sein, obschon Griechenland besonders

unter dem Ministerium Waddington das Schoskind des letztern Staates war, sondern das griechenfeindliche Rußland, das eine so günstige Gelegenheit, der in einem Kriege verstrickten und im Süden beschäftigten Türkei von Norden aus den Todesstoß zu versetzen, kaum wird vorübergehen lassen. Mit einer neuen russischen Aggressivpolitik, die, den Berliner Frieden durchlöchernd, das halb vollbrachte und in seinen Erfolgen geschmälerte Werk der traditionellen Machterweiterung nach Konstantinopel hin zu Ende führen will, ist aber auch die Gefahr eines neuen großen Krieges im Orient in nächste Nähe gerückt. Auf diese Constellation rechnen die athenischen Staatsmänner; sie glauben nicht an ein gänzlich neutrales Europa, das dem Duell zwischen Griechenland und der Türkei ruhig zusieht; das Bild einer Schlacht von Navarin schwebt ihrer erregten Phantasie vor.

Daß die neuen russischen Vasallenstaaten an der Donau durchaus den deutsch-österreichischen Interessen feindlich sein würden, war vorauszusehen und hat sich auch bei den Verhandlungen der Donaucommission gezeigt. Zwar scheint es, als ob zunächst der deutsche und österreichische Einfluß über die Ansprüche der Uferstaaten der untern Donau den Sieg davongetragen habe. Für die Abstimmung der gemischten Commission in Galatz ist der deutsche Vermittelungsvorschlag maßgebend geworden, daß alle zu ihrem Ressort gehörigen Fragen durch einfache Mehrheit entschieden werden und bei Stimmengleichheit die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag geben solle. Auch ist der Rücktritt des bulgarischen Ministers des Innern, Zankow, wol auf sein zweideutiges Benehmen in der Donaufrage zurückzuführen. Eine Zeit lang ging auch das Gerücht, der rumänische Minister Bratiano werde wegen dieser Frage zurücktreten, doch er behauptet sich in seinem Amte und ist in neuerer Zeit wieder populär geworden, als Opfer eines Mordanfalls. Petearu, ein persönlicher Feind des Ministers, verwundete ihn mit einem Messer, offenbar aufgehetzt durch Vertreter einer extremen Partei, deren Journale theils für den russischen Nihilismus, theils für die französische Commune schwärmen, aber, wie es scheint, nicht als Abgesandter einer geheimen Verbindung und Verschwörung. Die Untersuchung über das Attentat ist noch nicht abgeschlossen.

Der Statthalter von Ostrumelien, Aleko-Pascha, hat ein Entlassungsgesuch eingereicht. Die Pforte wird es vielleicht nicht annehmen, immerhin bleibt es ein augenfälliges Symptom der bedenklichen Lage, in welcher sich die von russischen Einflüssen durchwühlte türkische Provinz befindet. Rußland behält, trotz aller Friedensversicherungen, sein Ziel fest im Auge, auf den Mauern von Byzanz statt des Halbmondes das Kreuz aufzupflanzen mit der russischen Fahne, und sucht diesem Ziele jetzt auf unterirdischen Minengängen näher zu kommen, nachdem seinen siegreichen Heeren allzu früh halt geboten worden war. Die Diversion eines russisch-chinesischen Krieges, über dem immer noch ein gewisses Dunkel schwebt, obschon die Rüstungen beider Reiche zu Land und See hinlänglich beglaubigt sind, der bisher erfolglose Kampf gegen die Turkmenen, in welchem Skobelew, wenn nicht eine bedeutende Niederlage, wie anfangs gemeldet wurde, doch immerhin eine Schlappe erlitten hat: das alles mag für einige Zeit die russische Politik zu angelegentlich beschäftigen, um einen Hauptschlag gegen die Türkei zu führen; doch alle stillen Vorbereitungen nehmen ihren Fortgang und der griechische Annexionskrieg, der nicht wie der frühere griechische Unabhängigkeitskampf einen neuen Philhellenismus in Europa wach rufen dürfte, wird, wenn er zum Ausbruch kommen sollte, Rußland jedenfalls schlagfertig finden. Man hört wieder von großen Reformen in Polen; vielleicht gab die Kaiserreise Franz Joseph's in Galizien dazu den ersten Anstoß; doch wenn wie jetzt die warschauer Blätter wieder den Frieden zwischen Polen und Russen mit besonderm Eifer predigen und von der Mission des vereinigten Slawenthums declamiren: dann darf man mit Sicherheit annehmen, daß Rußland sich zu einem Duell rüstet und daher im eigenen Hause die nöthigen Vorkehrungen trifft.

Auch in Nordafrika kann man jetzt von einer orientalischen Frage sprechen, soweit die dortigen mohammedanischen Staaten ebenfalls immer mehr von der europäischen Politik umgarnt werden und die Rivalität der Mächte zu Collisionen zwischen ihnen selbst führt. Wir sprechen zunächst nicht von dem unter europäischer Bevormundung stehenden Nillande, sondern von Tunis und Tripolis, und Frankreich und Italien sind es, deren Interessen sich hier feindlich begegnen; es handelt sich um die Herrschaft über das Mittelmeer. Frankreich, das in Nordafrika durch den Besitz von Algerien bereits festen Boden gefaßt hat, sieht in demselben einen Rechtstitel, um auch das Protectorat über Tunis für sich in Anspruch zu nehmen; haben doch tunesische Stämme sich bei den Aufstandsversuchen der algerischen öfters betheiligt. Von Tripolis aus sucht Frankreich indeß durch Eisenbahnen eine Verbindung mit Algerien herzustellen, durch welche Tunis gänzlich isolirt würde. Italien sieht diesen Bestrebungen nicht müßig zu; die tunesische Frage steht dort auf der politischen Tagesordnung, und erst neuerdings bei der Anwesenheit des Königs Humbert in Palermo kam eine Gesandtschaft von Tunis nach Sicilien herüber, um den Monarchen zu begrüßen. An diese Begrüßung knüpfte sich alsbald eine längere Verhandlung der Gesandten mit dem Minister Cairoli, deren Resultate sie durchaus zu befriedigen schienen. Italien erinnert sich jetzt plötzlich daran, daß durch die Abtretung von Nizza an Frankreich, das an Napoleon III. bezahlte Trinkgeld für seine Unabhängigkeit, die Grenze gegen Frankreich nicht hinlänglich geschützt sei und daß die französischen Truppen über den Col di Tenda bequem in Italien eindringen könnten. Die General-Geniecommission im Kriegsministerium hat sich daher nicht blos mit den östlichen Alpenpässen, den Schutzwehren gegen Oesterreich, beschäftigt, sondern auch mit denjenigen, die nach Frankreich führen, und beschlossen, die Stadt Cuneo gut zu befestigen und ein starkes bewaffnetes Lager in ihrer Nähe zu errichten, um den Franzosen den Uebergang über den Col di Tenda zu sperren. Italiens Expansionsgelüste richten sich zu Lande gegen Oesterreich und zur See gegen Frankreich, und dennoch braucht Italien den einen oder den andern Staat als Bundesgenossen.

In Frankreich haben die Gemeinderathswahlen ein für das Fortbestehen der Republik durchaus günstiges Resultat ergeben; die Conservativen haben viele Stellen verloren; die Communisten sind mit keinem ihrer Candidaten in Paris durchgedrungen, nicht einmal mit dem Schuster Trinquet, der sich jetzt als ein gemäßigter Anhänger der rothen Republik zeigt, nachdem er von Neucaledonien zurückgekehrt ist. In bedenklicher Weise ist der vornehmste Communard, der Laternenmann Rochefort, neuerdings bloßgestellt worden; es werden de- und wehmüthige Briefe von ihm an Gambetta und Trochu veröffentlicht; was Gambetta für ihn gethan, ja wieviel er zu Gunsten seiner Freilassung „subscribirt" hat, ist jetzt an die große Glocke gehängt. Rochefort will durch Duelle seine beleidigte Ehre wiederherstellen und die gute Meinung einer Louise Michel, die ihn jetzt auch in den Bann gethan hat, wiederzugewinnen suchen; doch er findet überall verschlossene Thüren. Gambetta empfängt ihn nicht; die Redacteure, die er wegen der Veröffentlichung seines Briefes an Gambetta zur Rede stellen will, erklären, daß hierin keine Ehrenverletzung liege, nur eine solche, die Graf Rochefort sich selber zugefügt habe. Auf die Processe Jung, Kaulla und Cissey folgt dieser misliche Handel zwischen dem Führer der Opportunisten und dem Pamphletenschreiber der Intransigenten; es folgte die lächerliche Anklage Emile Girardin's als eines Hauptes der preußischen Spione, mit dem daran sich knüpfenden Skandal in der Kammer, eine kühne Erfindung, von welcher sich selbst dieser erfindungsreichste Politiker Frankreichs nichts träumen ließ; kurz für die Unterhaltung des souveränen Volkes in Frankreich wird aufs beste durch diese Circenses gesorgt, deren Kosten der Skandal bestreitet.

Eine ernstere Bedeutung hat offenbar die große Heerschau, welche die Rothen

bei der Beerdigung ihres jüngstverstorbenen großen Apostels Blanqui abhielten, und bei welcher die Arbeiterbataillone von 1871 vorbei an dem Gefängniß von La Roquette, blutigen Angedenkens, nach dem großen Kirchhof Père-Lachaise, dem Kirchhof der Commune, defilirten, 100000 Mann mit Weibern und Kindern. Die Polizei störte weder den Zug noch die Reden an Blanqui's Grabe, welche alle den Geist der Revanche und die Hoffnung auf den baldigen Sieg der Commune athmeten. Die Regierung that der Menge nicht den Gefallen, das Leichenbegängniß mit revolutionären Conflicten zu verherrlichen, wie dies die Napoleon'sche Polizei bei dem Leichenbegängniß Victor Nur's gethan. Unter den Rednern befand sich auch der frühere Communegeneral Eudes, der im Palais Bourbon seine Orgien gefeiert hat.

Die Zustände in Preußen und Deutschland befinden sich gegenwärtig in einem Uebergangsstadium, welches erst durch die parlamentarischen Verhandlungen geklärt werden kann. Der preußische Landtag nahm am 8. Jan. seine Sitzungen wieder auf. Die bisherigen Sitzungen mit ihren Verhandlungen über den Erwerb und weitern Ausbau der Rhein-Nahebahn, mit den noch nicht abgeschlossenen Debatten über das Zuständigkeitsgesetz, die Aufsicht des Staates über die Verwaltung der städtischen Gemeindeangelegenheiten betreffend und andere werden wir später bei einem Gesammtüberblick über die Session des Landtages näher berücksichtigen. Zunächst mußte das Programm für eine Session festgestellt werden, deren Dauer zu kurz ist, um auch nur die hauptsächlichsten Vorlagen zu erledigen; die nächste Berathung wird jedenfalls dem Verwendungsgesetz gelten, über welches die Ansichten bis in die conservative Partei getheilt sind, und doch bildet es ein organisches Glied in der Kette der Steuerreformgesetze. Nach den Auslassungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" soll die Reform der Einkommensteuer im wesentlichen einheitliche Regelung der Personalsteuern, schärferes Heranziehen der Einkünfte aus mobilen Kapitalien, ein vereinfachtes und verbessertes Veranlagungsverfahren bezwecken. Der Hauptnachdruck wird auf eine erhöhte Besteuerung der sachlichen Vermögensquellen gelegt, besonders des Zinskapitals, das bisher bei der Einkommensteuer nur sehr unvollkommen erfaßt wurde. Es entspricht dieser Plan frühern Aeußerungen des Reichskanzlers, der sich mehrfach zu Gunsten einer erhöhten Besteuerung des fundirten Einkommens ausgesprochen hatte; er entspricht auch den Gesetzen der Billigkeit; denn die Steuer auf ein Einkommen, welches keine andere Grundlage hat als die tägliche Arbeit oder den jährlichen Gehalt, erschwert den Vermögenserwerb, während die Steuern auf die Zinsen vorhandener Kapitalien das Vermögen selbst unberührt lassen.

Das große Finanzreformgesetz, dessen Entwurf dem Abgeordnetenhause vor Weihnachten zuging, hat zu seiner Voraussetzung die Bewilligung von etwa 110 Mill. Mark neuer indirecter Steuern seitens des Reichstages. Dafür werden in Aussicht gestellt: die Aufhebung der Einkommensteuer für die vier untersten Stufen der Klassensteuer (bis zu 1200 Mark), die finanzielle Entlastung der communalen Verbände durch den halben Betrag der Grund- und Gebäudesteuern, durch den ganzen Betrag der noch fortbestehenden Klassensteuer für die obersten Stufen. Ferner wird dem Reichstage Bürgschaft geleistet, daß die Mittel, welche dem preußischen Staate infolge der Erhebung einer oder der Erhöhung bestehender Reichssteuern zufließen, zu Steuererlassen oder Steuererleichterungen unverkürzt verwendet werden. Allerdings wird es nicht blos der Wehrsteuer, der Branntweinsteuer, der Brausteuer, sondern auch des Tabacksmonopols bedürfen, wenn diese 110 Mill. aufgebracht werden sollen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Tannhäuser.

Novelle

von

Eufemia Gräfin Ballestrem.

Dein Mund hieß mich den Einz'gen, Süßen, Theuern,
Als schon die Hand des Andern Goldreif trug,
Du brauchtest mich, sein Fischblut anzufeuern —
Unselig Weib, dein Spiel war Lug und Trug.

J. V. von Scheffel, „Magnus vom finstern Grunde".

„Mein einundzwanzigster Geburtstag", sagte sie lächelnd, als er ihr die Hand gab und die üblichen Wünsche für ihr Wohlergehen sprach.

„Eine im Aufblühen begriffene Rose", erwiderte er galant, aber sichtlich zerstreut, und sie lächelte wieder, indem ein leichtes Erröthen über ihre Wangen flog und es wie Freude in ihren Augen aufstrahlte.

Sie waren befreundet gewesen seit Jahren — seit dem Tage, da er zuerst als blutjunger Attaché das Haus ihres Vaters, des Ministers von Fuchs, der ein Jugendfreund seines Vaters gewesen, besucht hatte, um seitdem ein täglicher Gast desselben zu bleiben. Eva von Fuchs war natürlich damals noch unerwachsen gewesen: ein Grund mehr, um sich ungenirt und zwanglos an den jungen Freiherrn Thassilo von Meersburg anzuschließen, mit ihm zu scherzen und zu lachen nach Kinderart, auf die er nur zu gern einging. Eva versprach damals schön zu werden, und Thassilo beobachtete die Metamorphose dieser Mädchenknospe zur Blüte um so genauer und theilnehmender, als Eva schon früh durch Uebereinkunft der beiderseitigen Aeltern ihm zur Braut bestimmt war und er selbst durchaus keinen Grund sah, sich gegen diese Bestimmung aufzulehnen.

Die Zeit verging, doch Eva von Fuchs hielt nicht ganz, was sie versprochen in Bezug auf ihr Aeußeres. Zwar ihre großen, seelenvollen, dunkeln Augen waren dieselben geblieben, doch ihre Züge waren nicht regelmäßig oder gar schön. Das Ganze machte aber einen sympathischen Eindruck, besonders da sie zu denjenigen Menschen gehörte, welche die echte, ungezwungene Liebenswürdigkeit des Herzens besitzen, die sich nie, in keiner Lage des Lebens verleugnen kann.

Vor einem Jahre, beim Beginn des Frühlings, hatte der Minister von Fuchs mit Gemahlin und Tochter den alten Freiherrn von Meersburg auf seinem Schlosse an der Nordsee besucht; Thassilo hatte sich dieser Reise auf Wunsch seines Vaters angeschlossen und dort seine Verlobung mit Eva gefeiert. Nach gegen-

seitiger Uebereinkunft sollte dieses Ereigniß indeß erst publicirt werden, wenn Thassilo seine bevorstehende Ernennung zum Legationsrath erhalten haben würde. Diese Verlobung war so urplötzlich gekommen, daß sie Thassilo schwindeln machte, trotzdem er sich eigentlich seit Jahren mit dem Gedanken daran vertraut gemacht hatte — es war ihm, als müsse er seinen Vater und Schwiegervater um Aufschub angehen; aber dann trat Eva ihm entgegen in ihrer offenen, freundlichen Art, eine ganze Welt von Liebe in den schönen Augen, daß das Wort ihm auf den Lippen blieb, ungesprochen, und er seine Hand in die ihre legte.

An diesen Tag dachte er, als er ihr heut seine Glückwünsche darbrachte und sie mit unverhehltem Stolz in den Augen zu ihm aufsah, denn Thassilo war ein schöner Mann, hochgewachsen, mit fast südlichem Typus — edeln, männlichen Zügen, tief blauschwarzem Haar und Bart.

Eva von Fuchs legte ihre Hand in seinen Arm und führte ihn zu dem Tisch, auf welchem ihre Geburtstagsgaben lagen — obenan das prächtige Armband, welches er ihr schon in der Frühe gesandt, ein sogenanntes Porte-bonheur, bestehend aus sieben schmalen Ringen, ein jeder mit einer andersfarbigen Edelsteinreihe besetzt. Er bewunderte pflichtschuldigst jeden gestickten Kragen und betrachtete dabei seine Braut, wie sie vor dem Tische stand und ihm den Geber jedes einzelnen Sächelchens nannte. Doch er betrachtete sie nicht mit trunkenem Bräutigamsblicke, nein, sein Auge ruhte kritisch auf ihrer hohen, etwas schmächtigen Gestalt, und sein Geist dachte dabei an eine andere, nicht so hohe, aber in classischem Formenmaße prangende — er sah das weiche, glänzende braune Haar seiner Braut und dachte dabei an eine Fülle sinnberauschenden blonden Haares.

Hastig fuhr er mit der Hand über seine Augen.

„Ist es schon so weit mit mir gekommen?“ fragte er sich aufathmend.

Doch alle Gewalt, welche er sich that, konnte seine böse Stimmung nicht verscheuchen, und so blieb er auch während des Familiendiners einsilbig, ohne sichtliche Theilnahme an den Gesprächen.

„Sie begleiten uns doch in die Oper, Thassilo?“ fragte Eva, als sie sich von der Tafel erhoben.

Er murmelte etwas von Zustimmung und wartete, in tiefes Sinnen verloren, bis die Schwiegermama Excellenz mit Eva, gehüllt in warme Pelze, zurückkehrte und dann mit ihm die Equipage bestieg, welche sie in raschem Lauf bis an das Opernhaus führte. Die Ouverture hatte noch nicht begonnen, denn die Familie des Ministers von Fuchs huldigte nicht der Sitte oder Unsitte, inmitten der Vorstellung das Theater zu betreten, um das, was auf der Bühne vorgeht, ganz zu ignoriren und mit dem Ausdruck der Langeweile auf den Gesichtern zwei Acte hindurch Bekannte zu suchen und dann das Theater wieder zu verlassen. Eva von Fuchs war sehr musikalisch im besten Sinn, d. h. sie klimperte nicht zum Entsetzen der zum Zuhören Verdammten die neuesten Salonstücke, sondern sie hatte die Musik zu ihrem Studium gemacht, und ihre Leistungen in Spiel und Gesang hoben sich hoch über alles Dilettantenmaß.

Die einleitenden Klänge zum „Tannhäuser“ waren verrauscht, und die sinnberückenden Scenen des Venusberges mit ihren Herz und Geist berauschenden

Tönen durchbebten das todstille Haus mit all dem fremden Zauber, den Wagner's Genie hineinzulegen gewußt.

Eva wandte sich, um mit ihrem Verlobten einen verständnißvollen Blick des Entzückens einzutauschen; doch zu ihrem Befremden gewahrte sie, daß Thassilo's Augen nicht auf der Bühne, sondern auf der Loge gegenüber hafteten und daß im selben Augenblick eine dunkle Röthe über sein Antlitz flog. Schnell irrte auch ihr Blick nach der Richtung des seinigen und fand das Ziel — in die gegenüberliegende, bisher leere Loge war soeben eine Dame getreten. Eva kannte sie nicht persönlich, nur der Beschreibung nach, sie errieth vielmehr, wer sie war, diese herrliche, ebenmäßige Gestalt im knapp anliegenden schwarzen Sammtkleide, auf welches das farblose, flachsblonde Haar in üppigen Wellen hinabrieselte, mit dem wunderschönen Antlitz, dessen große, fragende Augensterne überragt wurden von dunkelblonden, schön gezeichneten Brauen und beschattet von ebensolchen langen, schleierartigen Wimpern.

Sie ließ sich im Vordergrunde nieder und schien ganz und mit ungetheilter Aufmerksamkeit den süßen Tönen des Venusberges zu lauschen; dabei aber hob sich ihr wundervolles Profil köstlich, wie eine antike Camee, von dem dunkeln Hintergrunde der Loge ab.

Als die Pause eingetreten war, wandte sich Frau von Fuchs nach ihrem Schwiegersohne um:

„Wer ist jene Dame uns gegenüber, lieber Thassilo?"

„Frau von Rothenegg —"

„Ah, die Gemahlin unsers verstorbenen Gesandten in London?"

„Dieselbe. Sie hat ihr Trauerjahr sehr zurückgezogen verlebt und zeigt sich heut zum ersten mal wieder öffentlich", erklärte Thassilo, indem er sich erhob. Doch Frau von Fuchs war noch nicht recht befriedigt. Sie hielt den Fächer vor ihr Antlitz und fragte leise, hinter dem Schutz der durchbrochenen Stäbe von Perlmutter:

„Man spricht allerlei über diese Frau von Rothenegg — was mag Wahres daran sein?"

„Man spricht stets gern über schutzlose und — schöne Frauen", erwiderte Thassilo, indem eine Wolke des Unwillens über seine Stirn zog. „Ueberdies — das on dit ist die Zeitung der Thoren und Müßiggänger."

„Gewiß, gewiß", meinte Frau von Fuchs; „aber", fügte sie mit unbeugsamer Frauenlogik hinzu, „aber ich finde, man flüstert allzu laut über Frau von Rothenegg. Sie soll sehr kokett sein, und — und" — ihre Stimme sank zum leisesten Flüstern herab, „und man munkelte viel über sie, als ihr Mann starb — plötzlich starb — man sagt, ein amerikanisches Duell —"

„Ich verachte das Geschwätz einer müßigen Menge", unterbrach Thassilo kalt das Flüstern der Frau von Fuchs. „Und", setzte er hinzu, „ich hätte nicht geglaubt, daß Sie, liebe Mama, solchen Abgeschmacktheiten ein Ohr leihen würden. Eva, Sie entschuldigen mich für einen Moment."

Er verbeugte sich und verließ die Loge, um gleich darauf in der der jungen Witwe, Frau von Rothenegg, zu erscheinen. Eva bemerkte es und durch ihre Seele ging nicht Eifersucht, aber ein leises Regen wie Trauer, als sie Thassilo sich über

die feine Hand der schönen Frau beugen und den Sirenenblick sah, mit dem diese ihn begrüßte. Sie hatte sich erhoben und stand neben ihm, noch elfenhafter und zarter aussehend neben seiner hohen Gestalt mit dem südlichen Typus.

Andere Herren folgten Thassilo's Beispiel und suchten Frau von Rothenegg's Loge auf, welche schließlich kaum Plätze genug hatte. Thassilo erhob und empfahl sich, indem er abermals die feinbehandschuhte Rechte der schönen Frau eine Secunde länger als gebräuchlich in der Hand behielt. Auch die Loge der Fuchs'schen Damen blieb nicht ohne Gäste, denn ihre Salons waren viel besucht und Eva war allgemein beliebt.

Die Oper war beendet, und Thassilo hatte seiner Braut den warmen Burnus um die Schultern gelegt zur Heimfahrt.

„Nehmen Sie den Thee mit uns?" fragte sie freundlich.

Er murmelte etwas von Engagements — Entschuldigungen u. s. w. und ging voraus, um selbst in der Garderobe seinen Ueberzieher anzulegen. Eva war enttäuscht, doch sie bezwang heroisch die aufsteigende Bitterkeit und folgte ihrer Mutter langsam die Treppe hinab. Drunten im Corridor mußten sie warten, weil der Wagen noch nicht vorgefahren war, und Eva drückte sich in eine Nische der Mauer, weil ein scharfer Zugwind wehte. Eine Herrengesellschaft ging vorüber, einzelne Takte aus der eben gehörten Oper summend.

Der eine, welcher leise ein paar Takte gepfiffen hatte, setzte hinzu: „Prächtige Oper, der «Tannhäuser». Die X. war trefflich als Venus."

„Nun", meinte ein anderer, „wer den Venusberg sehen will, braucht nicht mehr in den «Tannhäuser» zu gehen, sondern nur der schönen Rothenegg aufzuwarten. Die blonde Fee in ihren blauen Atlaspolstern wiegt zehn solche Venusberge auf."

„In der That", lachte ein dritter, „wie viele Tannhäuser mag sie schon behext haben?"

„Das müssen Sie Meersburg fragen", erwiderte der zweite, „der schöne Thassilo, der Schmetterling, soll sich seine Flügel gehörig im Licht dieser Nixenaugen versengt haben. Frau Venus versteht ihre Kunst."

Die Stimmen entfernten sich, und der Wagen der Frau von Fuchs fuhr vor. Thassilo kam noch rechtzeitig herab, um den Damen beim Einsteigen zu helfen, und der Wagen rollte davon. Eva aber preßte ihr bleiches Gesicht in die Polster desselben und dachte: „Ich wollte, ich hätte die Oper nicht besucht, dann wäre mein Herz wenigstens freigeblieben von Zweifeln. Gott schütze ihn vor dem Venusberge!"

Indeß eilte Thassilo durch die kalten, dunkeln Straßen der Wohnung der Frau von Rothenegg zu. Die widerstreitendsten Gefühle zogen durch seine Brust, und er hielt sogar einmal den Schritt an zur Umkehr. Die Zeiten des Selbstbetruges waren vorbei — er redete sich nicht mehr ein, daß seine Besuche nur dem Geist und den Talenten der Frau von Rothenegg galten; das Licht der Wahrheit strömte siegend und gewaltig durch seine Seele und das Gebet Eva's wurde heut zu spät gebetet. Es gab Stunden, wo er sich heimlich in Gegenwart Eva's

einen schlechten, ehrlosen Menschen nannte, der ein doppeltes Spiel spiele, hirnlos, leidenschaftlich wie nur der Spieler am Grünen Tisch. Eva's Güte, ihre Liebenswürdigkeit rührten ihn tief, und oft schon war er daran gewesen, ihr ein offenes Geständniß abzulegen — doch er sprach es nicht, das erlösende Wort. Und wenn er wieder das Reich jener blonden Zauberin betrat, dann war es vorbei mit seinen guten Vorsätzen.

Sie war schon längst daheim, als er endlich bei ihr anlangte und sofort vorgelassen wurde. Sie lehnte in den blauen Atlaspolstern eines Fauteuils und streckte ihm die kleine Hand zum Gruß entgegen.

„Also doch", sagte sie lächelnd — sie war nie schöner als lächelnd, und sie wußte das.

Thassilo küßte die reizende Hand, dann ließ er sich in einen Sessel gleiten. Kein Wort kam über seine Lippen, der Kopf war ihm befangen — machten es jene stahlgrauen Augen ihm gegenüber, das flachsblonde Haar, das leicht und schimmernd auf dem blauen Polster lag, das ganze schöne Weib und die üppige Umgebung mit dem berauschenden Dufte von Ylang-Ylang, der durch das Zimmer schwebte? Er wußte es nicht, was es war, das ihm fast alle Besinnung nahm; er wußte nur noch, daß er nicht anders konnte, als ihr zu Füßen zu sinken und das Haupt vor ihr zu beugen.

„Frau Venus" — flüsterte er.

Luitgart von Rothenegg lächelte — ein dämonisches Lächeln voll Triumph, und in ihren wunderbaren Nixenaugen flammte es seltsam auf, wie Wetterleuchten in der Sommernacht.

„Kommen Sie als Tannhäuser zu mir?" fragte sie leise, fast spöttischen Tones; „der arme Minnesänger war ein Narr, daß er den Venusberg wieder verließ, nachdem er seine Süßigkeiten gekostet."

„Er war ein Narr —", wiederholte Thassilo, kaum bewußt dessen, was er sprach, denn sein Auge, sein Sinnen und Denken hing an dem zauberschönen, verführerischen Weibe vor ihm.

„Nun, und wer bürgt mir, daß Sie es nicht gerade so machen?" fuhr sie fort. „Das Ungewöhnliche, das Glück, die Schönheit, der Geist, alles, alles übersättigt, und wir armen Creaturen sind froh, wenn wir zur Abwechselung etwas Alltäglichkeit erringen, Commißbrot anstatt Marzipan zur Speise erhalten. Dem Tannhäuser ging's ja nicht besser — er ward seiner Frau Venus überdrüßig!"

Thassilo sprang auf und stand hochaufgerichtet vor ihr.

„Weil es ein Rausch bei ihm war und kein nimmer verlöschendes Feuer", sagte er fest. Der Arme — die Berauschten wissen es nicht, daß sie es sind, und Thassilo wußte es ebenso wenig.

„Nun, und was weiter?" frug Luitgart, den Blick fascinirend auf ihn geheftet, in etwas herausforderndem Ton.

„Und Sie fragen noch?" rief er bewegt. „Ich will ein besserer Tannhäuser sein und die Frau Venus, wenn sie mir winkt, nicht loslassen, halte ich sie einmal in den Armen, Luitgart", fuhr er leidenschaftlich fort. „Luitgart, sehen Sie mir nicht so kühl wie eine Mondnacht ins Auge — ich ertrage es nicht. Gott

allein weiß, was ich gelitten habe an meiner unseligen Liebe für Sie — unselig, ja, denn ich mußte einer andern die Treue brechen — Ihretwegen. Doch das Schwanken, Zaudern, Bedenken ist vorbei — ich will nur noch das Eine — Ihre Liebe erringen."

Sie war ebenfalls aufgestanden und hatte ihm wie beschwörend die Hände entgegengestreckt: Thassilo aber hatte sie ergriffen und festgehalten.

„Und wenn ich diese Liebe nicht geben kann?" fragte sie leise.

Er ließ ihre Hände frei und trat leichenfahlen Antlitzes einen Schritt zurück. „Dann —", sagte er fremden Tones, „dann — dann Gnade Gott mir, dann wäre es Zeit für mich zum — Sterben."

Luitgart streifte ihn mit flüchtigem Blicke fast erstaunt, sie hatte nicht geglaubt, daß die Gefühle dieses Mannes für sie so stark, so leidenschaftlich seien, daß es überhaupt solche Gefühle geben könne.

„Sterben!" wiederholte sie mit reizendem Lächeln, „Barbar, wie können Sie im Venusberge vom Sterben sprechen! Sie sind ein großes Kind, Thassilo!"

„Wie gern will ich's Ihnen gegenüber sein", rief er entzückt und bewegt zugleich. „Ach, Luitgart, was haben Sie aus mir gemacht?"

Wie ein Trunkener wankte Thassilo von Meersburg zu später Stunde nach Hause. Er ging am Palais Fuchs vorüber, ohne es gewahr zu werden, ohne an die zu denken, welche droben schlaflos in den weißen Kissen lag und seiner gedachte. Erst am nächsten Morgen, als er erwachte, fiel ihm Eva ein. Er betrachtete lange ihr Bild und verglich es mit der prachtvollen Photographie, welche ihm Luitgart gestern Abend gegeben — die edle, sinnige und vornehme Erscheinung seiner Braut und die sinnbethörende der „schönsten Frau". Dann klappte er das Etui mit Eva's Bilde zu und schob es in eine Schublade seines Schreibtisches, und dabei empfand er etwas wie Reue; er glaubte hinter sich einen schmerzlichen Seufzer gehört zu haben, sodaß er sich rasch, mit einem Gefühl des Schreckens, umwendete. Dann schalt er sich selbst einen Thoren, fügte Luitgart's Bild in einen Sammtrahmen und — stellte es an Eva's Statt auf deren Platz.

Sobald nur die schickliche Zeit dafür gekommen war, stand er auch schon wieder in dem blauen, duftenden Boudoir und wurde von der Fee desselben wie ein Langersehnter empfangen. Sie plauderten über das bunte Nichts des täglichen Lebens der Hofkreise, sie mit einer gewissen, gut cachirten Schärfe, er ein fast betäubendes Glück im Herzen.

Dann hörte man draußen die Glocke ziehen. Gleich darauf schallten feste, elastische Schritte durch den Nebensalon, und einige Secunden später stand ein hochgewachsener, vielleicht einst schön gewesener, nun aber verlebt aussehender Mann in den besten Jahren inmitten der Falten der blauen Atlasportièren und musterte erstaunt den sich erhebenden Thassilo.

„Pardon, Madame", sagte der Fremde mit schleppendem Tonfall, „ich glaubte Sie allein hier zu treffen."

Da loderte in Thassilo ein eifersüchtiger Zorn empor.

„Wer ist der Herr, der es wagt, unangemeldet in Ihr Zimmer zu dringen, Luitgart?" rief er, hochmüthig seinen Gegner messend.

Der aber klemmte sein Binocle auf die classische Nase und sagte einfach, aber erstaunt:

„Wagen? Eindringen? Luitgart? Pardon, ich verstehe nicht — ah so — ich vergaß — ich bin der Fürst Lilianow."

„Mein Freund, Baron Meersburg", stellte Frau von Rothenegg schnell vor. Sie hatte beide Herren mit blitzähnlicher Schärfe beobachtet.

„Ah — der Fürst ist verwandt mit Ihnen?" fragte Thassilo zweifelhaft.

„N—ein, das nicht", erwiderte Luitgart lachend; „aber er war schon in London unser Hausfreund und hat freies Entrée bei mir." Und dabei warf sie Thassilo einen ihrer bezaubernsten Blicke zu und beugte ihr Antlitz dann über die Theerosen, die er ihr heute gebracht.

Fürst Lilianow sah erstaunt auf beide, nahm dann Platz, sprach von dem letzten Derby-Rennen, von dem Gold-cup-race in London, vom Longchamp-Rennen bei Paris, von seinen Rennpferden Such und Sarah Bernhardt, von seinen großen neuen Neufundländern und erzählte eine für Liebhaber sicher sehr interessante Geschichte seines Lieblingsdächsels Knieper.

Er erzählte langsam und schleppend noch viele ähnliche Geschichten; aber Luitgart war zerstreut und antwortete kaum, während Thassilo verstimmt, wie er nun einmal war, ganz verstummte. Endlich mahnte die Pendule ihn zum Aufbruch, und er erhob sich, indem er sich Luitgart empfahl.

„Begleiten Sie mich, Fürst?" fragte er provocirend.

„Bedauere sehr —", erwiderte der Russe etwas erstaunt, „ich muß Madame noch die Chancen des morgigen Offizierrennens auseinandersetzen — der kleine Scholten von der Garde-du-Corps reitet meine Sarah Bernhardt."

„Was hat aber Frau von Rothenegg mit Ihrer Sarah Bernhardt zu thun?" fragte Thassilo finster.

„O — sie wird auf die Sarah wetten", entgegnete der Fürst sehr phlegmatisch.

Thassilo biß sich auf die Lippen und empfahl sich, nicht ohne einen warmen Händedruck und ein reizendes Lächeln Luitgart's als Lebewohl empfangen zu haben. Als er hinaus war, fragte der Fürst:

„Was ist das für ein Mensch?"

„Ein *sehr* lieber Freund von mir", entgegnete sie.

„Warum waren Sie und er verstimmt, als ich kam?" forschte der Fürst weiter.

Luitgart verbarg wie verlegen ihr Antlitz in den Theerosen und schwieg.

„Werfen Sie diese Blumen fort, Madame", begann er wieder; aber Luitgart that es nicht. Sie küßte die zarten Blätter einer Gloire de Dijon und steckte das Bouquet dann in eine prachtvolle Sèvresvase.

„Wollen Sie mich in Zorn bringen?" fragte der Fürst etwas weniger apathisch wie sonst.

„Ich?" Sie wandte sich erstaunt nach ihm um. „Was gehen Sie meine Rosen an?"

„Oh — rien du tout, certainement", entgegnete er und breitete einen Race-Plan vor sich aus. Das Thema war für ihn erledigt; aber in Luitgart's Wangen war ein feines Roth gestiegen — das Roth des Zornes. Doch sie bekämpfte ihre

Regung und hörte mit anscheinender Theilnahme den Fürsten Lilianow noch dreiviertel Stunden über die Chancen des Offizierrennens sprechen.

Thassilo hatte die Wohnung Luitgart's mit einem Gefühl des Unbehagens verlassen: der so ungenirt sich als Hausfreund gerirende Russe hatte ihm ernstlich misfallen. Er fühlte, daß er eigentlich die Dame vom Hause hätte tadeln müssen, die dem Fremden so viel Freiheit gestattete; aber er konnte es nicht. Luitgart stand vor seinen Augen wie eine Göttin da ohne Fehl, er war schon so tief in ihren Netzen, daß an ein Zurückweichen nicht zu denken war.

Verstimmt trat er in seinen Club und nahm dort die Gelegenheit wahr, Näheres über diesen plötzlich aufgetauchten, unbequemen „Hausfreund" der Frau von Rothenegg zu erfahren.

Sie hatte ihn in London kennen gelernt, als Rothenegg dort X.'scher Gesandter war. Der immens reiche russische Bojar, dessen größte Leidenschaft in Hunden und Pferden bestand, hielt sich in der englischen Metropole der Rennen wegen auf und war bald der getreue Cicisbeo der jungen, zauberschönen Frau des Gesandten. Seine Huldigungen und die Art, wie sie dieselben aufnahm, fielen endlich doch dem Herrn von Rothenegg auf, und als eine Ermahnung seiner Gattin nichts fruchten wollte, stellte er den kaltblütigen Russen zur Rede. Einige Monate später fand man den Gesandten mit durchschossenem Kopfe todt in seinem Arbeitszimmer vor, und die Annahme, diese Katastrophe sei die Folge eines amerikanischen Duells mit dem Fürsten Lilianow, fand in allen Kreisen Bestätigung und Glauben.

Frau von Rothenegg begab sich zur ersten tiefen Trauer zu Verwandten in die Schweiz, wohin ihr Fürst Lilianow ebenfalls folgte, „um sich im Bootfahren auf dem Lac Leman zu üben", dann aber, als die schöne Gesandtin sich in ihrer niedlichen Villa am Thierpark zu X. niedergelassen hatte, erschien auch, wie Figura gezeigt, der sonderbare, übrigens als Pistolenschütze berühmte und berüchtigte Russe in den Mauern dieser Hauptstadt, „um die Offizier- und Jockeyrennen mitzumachen".

Diese Thatsache war nun nicht zu leugnen; aber über die maliciösen Anspielungen, welche man im Club über die Rothenegg und ihren Cicisbeo machte, lächelte Thassilo verächtlich. Er wußte es ja besser und wollte die boshaften Bemerkungen binnen wenigen Tagen als Lüge dadurch an den Pranger stellen, daß er Luitgart von Rothenegg öffentlich als seine Verlobte erklärte.

In diesem Augenblicke fuhr die Fuchs'sche Equipage an den Clubfenstern vorüber; in ihrem Fond saß die Gemahlin des Ministers mit ihrer Tochter. Ein wehes Gefühl durchzuckte jetzt Thassilo's Herz, als er dachte, daß er heimlich der armen Eva die Treue schon gebrochen, daß er im Begriff stand, ihr den größten Schmerz ihres Lebens zu bereiten.

Es litt ihn nicht länger im Club, er eilte nach Hause und schrieb an Eva. Er sagte ihr, daß er eine andere unheilbar bis zum Wahnsinn liebe, daß er sie bitte, ihn freizugeben. Sie möchte ihn verdammen, ihn hassen, ihn verwünschen, er verdiene es nicht besser; aber er könne nicht anders. Und wenn sie ihn nicht freigeben wolle, so würde er sich zu Tode sehnen und kranken nach jener „andern".

Und er sandte den Brief ab, ruhelos der Antwort harrend. Er wollte ohne diese nicht zu Luitgart gehen, er schämte sich der Sünde der Treulosigkeit.

Eva von Fuchs fand den Brief vor, als sie von ihrer Ausfahrt heimkehrte. Jedes Atom des frischen Rothes ihrer Wangen wich einer tiefen Bläße, als sie ihn las; dann sank sie auf die Knie nieder mit gerungenen Händen und versuchte es, an den Tod ihres Glückes zu glauben. Wieder und wieder las sie die grausam verwundenden Zeilen, und ein todestrauriges Lächeln umzuckte ihren Mund bei den Worten: „Und wenn Du mich nicht freigeben willst, Eva, dann sei es so. Aber ich werde mich zu Tode sehnen und kranken nach jener andern —."

„O", flüsterte sie weinend, „sei unbesorgt — ich werde dich freigeben, um dich dein Glück suchen zu lassen. Was kann's dich kümmern, ob ich mich auch zu Tode sehne und kranke nach dir?"

Dann streifte sie langsam den goldenen Reif mit dem funkelnden Saphir von dem schlanken Finger und küßte ihn innig. Sie legte ihn in ein Etui und adressirte es an Thassilo, innen aber fügte sie noch einen Zettel bei, auf welchen sie die Worte schrieb: „Leb' wohl, Thassilo, Du hast es gewollt, es sei! Möchtest Du es nimmer bereuen, ein liebend Herz von Dir gestoßen zu haben. Eva."

Sie faltete den Zettel zusammen und wollte ihn in das Etui stecken, da tönte aus dem gegenüberliegenden Hause der Gärtnerwohnung eine volle, mächtige Tenorstimme herüber. Es war ein junger Sänger, der drüben im Grünen wohnte und studirte, und in dämonischem Jubel klang es aus seinem Munde:

Zu dir, Frau Venus, kehr' ich wieder
In deiner Zauber holde Nacht;
Zu deinem Hof steig' ich danieder,
Wo nun dein Reiz mir ewig lacht!
Ach! Laß mich nicht vergebens suchen,
Wie leicht fand ich dort einstens dich!
Du hörst, daß mir die Menschen fluchen,
Nun, süße Göttin, leite mich!

Ein wildes, neues Weh zuckte durch Eva's Herz — sie gedachte des gestrigen Abends, sie hörte von neuem das Gespräch der aus dem Theater gehenden Herren — es überkam sie wie eine bange Angst, und mit fliegender Hand setzte sie noch unter ihre Abschiedszeilen die halbirren Worte: „Hüte Dich vor der Frau Venus — sie spielt mit Dir."

War es eine Sehergabe, die sie plötzlich überkam? Sie wußte nichts, nichts Positives, das gegen Frau von Rothenegg sprach, aber sie wußte, daß sie Thassilo warnen mußte, selbst um den Preis, für nichts als eine beleidigte eifersüchtige Frau zu gelten, die sich rächen wollte. Und doch wußte dies reine, edle, stolze Herz nichts von Rache oder Bosheit — es wußte nur von Liebe für den, der es verrathen.

Frau von Fuchs betrat das Zimmer, als Eva das Päckchen mit dem Ringe versiegelte.

„Eva —", rief sie erschrocken, als sie das thränengebadete Antlitz ihrer Tochter sah, „um Gott, was ist dir geschehen?"

Eva rang nach Worten — was sollte sie sagen, ohne ihn hart anzuklagen? Da tönte des Sängers Stimme von drüben aufs neue durch die offenen Fenster:

Zu dir, Frau Venus, kehr' ich wieder
In deiner Zauber holde Nacht —

Da sagte sie leise:

„Mutter, es ist alles vorbei. Thassilo — zürne ihm nicht, er kann ja nichts dafür — er ist im Venusberge; aber — er kehrt — dereinst — zurück." Und sie sank ohnmächtig zu Boden.

Thassilo von Meersburg las kaum die Worte Eva's, die seinen Ring begleitet hatten; er wußte nur, daß er frei sei, daß Luitgart von Rothenegg sein werden durfte.

Er trat vor sie hin und sagte ihr mit athemlosem Ungestüm, daß er jetzt ihre Hand begehre, die sie ihm versprochen, daß er für sie arbeiten wolle und höher und höher steigen für sie. Sie hörte ihn schweigend an, und ihr Auge, das schöne, stahlgraue, ruhte dabei mit seltsamem Ausdruck auf ihm — dann reichte sie ihm lächelnd die kleine weiße Hand und sagte mit ihrer melodischen Stimme:

„Ich nehme das Geschenk Ihrer Liebe an — es ist so süß, geliebt zu werden mit jener gewaltigen Liebe, die alle Hindernisse besiegt."

Dann bat Thassilo, sie öffentlich seine Braut nennen zu dürfen. Es flog bei dieser Bitte etwas wie eine Wolke über Luitgart's schönes Antlitz; aber sie lächelte sogleich wieder und sagte, sie möchte die Erklärung ihrer Verlobung bis zum Herbste verschoben wissen — bis das zweite Jahr nach dem Tode Rothenegg's verstrichen sei.

Thassilo seufzte — es war jetzt im zeitigen Frühjahr, der Winter war noch nicht ganz gewichen, und bis zum Herbst währte es noch so lange; aber er mußte nachgeben, sie wußte es ihm abzuschmeicheln.

Und die Zeit verging. Kein Tag verstrich, da Thassilo nicht stundenlang in dem blauen Boudoir zu ihren Füßen saß und sich nicht satt sehen konnte an ihrer feenhaften Schönheit, an ihrem blonden Haar, das sich in tausend kleinen Federlöckchen auf ihrer Stirn kräuselte. Aber täglich wurde dieses berauschende tête-à-tête durch den Fürsten Lilianow gestört, der mit merkwürdiger Consequenz pünktlich erschien und ein Unbehagen mit sich brachte, das alles umfing.

Eines Tages, nachdem er gegangen, sagte Thassilo:

„Luitgart, empfangen Sie diesen Mann nicht mehr. Ich mag ihn nicht — und sein Ruf ist kein guter."

„Sind Sie eifersüchtig, lieber Freund?" fragte sie kühl.

Thassilo biß sich auf die Lippen — es verletzte ihn, wenn sie ihn „lieber Freund" in jenem allgemeinen Convenienztone nannte.

„Ich bin nicht eifersüchtig", sagte er, „aber ich mag diesen Mann nicht leiden. Ich bitte Sie, ihn nicht mehr zu empfangen, wenigstens in diesem Boudoir nicht, wenn ich zugegen bin."

„Ich sehe den Grund dafür nicht ein", sagte sie achselzuckend.

„So fordere ich die Erfüllung meines Wunsches von Ihnen, Luitgart", rief Thassilo erregter als vorher.

„Ah", sagte sie und es lag ein unbeschreibliches Etwas in dem Klange ihrer Stimme, „Sie fordern das! Und mit welchem Rechte fordern Sie?"

„Mit dem Recht des Verlobten, dessen Braut keinen andern Beschützer hat vor der Welt als eben nur ihn", entgegnete Thassilo fest.

„Ich danke für die gütige Bevormundung", rief Luitgart mit Hohn. „Ich selbst bin mir mein bester Beschützer!"

„So habe ich nichts weiter zu sagen." Und Thassilo wandte sich stolz der Thür zu. Da legten sich zwei weiche Arme um seinen Nacken und eine süße Stimme flüsterte:

„O du lieber Heißsporn, kannst du den Scherz vom Ernst nicht unterscheiden?"

Und Thassilo war besiegt. Es ging ein solcher gewaltiger Zauber von dieser Frau über ihn aus, daß er nicht widerstehen konnte — die blonden krausen Locken spannen um ihn ein goldenes Netz, aus dem er keinen Ausweg fand, das er nicht zerreißen konnte. Ein Blick dieser stahlgrauen Augen genügte, um ihn festzubannen an die Stelle, wohin sie eben ihn befahlen, und der weiche melodische Klang ihrer Stimme bezauberte und fesselte ihn, wie der Gesang der Lorelei „den Schiffer im kleinen Schiffe" mit „wildem Weh" ergriff.

Er stand willenlos ihrem Willen gegenüber; ein Blick ihrer Augen, ein Wort hätte ihn zu der verwegensten That getrieben. Er hielt sie für das höchste, herrlichste Weib der Welt; aber er legte sich nie die Frage vor, ob sie „reines Herzens durch das Erdenthal walle". Ein dumpfes Gefühl sagte ihm manchmal leise, daß sie kein Engel sei, sondern ein Dämon.

Von einem Engel hatte er sich losgerissen, der Dämon hielt ihn gefesselt mit unlöslichen Banden.

Fürst Lilianow aber kam nach wie vor und erhielt niemals den Bescheid, daß Frau von Rothenegg Excellenz nicht zu Hause sei für ihn. Und wollte Thassilo zurückkommen auf dieses Thema, so legte sie ihre kleine weiße Hand auf seinen Mund und erklärte ihm lachend, sie wolle sich nicht langweilen lassen, und scherzte seine ernste Stimmung hinweg.

So verging der Sommer, und der Herbst kam. Luitgart hatte ihre Cottage am Thierpark den Sommer über nicht verlassen, folglich ging auch Thassilo nicht auf Urlaub. Fürst Lilianow seinerseits interessirte sich so lebhaft für den X.'er Tattersall und führte solch ernste Verhandlungen wegen Ankaufs eines echten Mopses, daß er unmöglich abkommen konnte.

Die Familie von Fuchs hatte ihr Palais verlassen und eine Villeggiatur am Meere, in der Nähe von N...y, bezogen; „alle Welt" war hinaus in die Sommerfrische gewallfahrtet, sodaß sich verhältnißmäßig wenig Lästerzungen in der Residenz befanden, welche Frau von Rothenegg's Thun und Treiben commentiren und ihren fortwährenden Verkehr mit dem Russen und Thassilo Meersburg shocking finden konnten. Aber Luitgart gehörte nicht zu denen, die sich um das Gerede der Welt kümmern oder sich danach richten. In ihrer Verachtung des Molochs „on dit" vermied sie sogar nicht einmal den Schein, sondern that, was ihr und nicht was der Welt beliebte.

Doch obgleich nun der Herbst gekommen war, sprach Luitgart kein Wort von der Veröffentlichung ihrer Verlobung mit Thassilo. Als dieser endlich von neuem darum bat, lächelte sie ihm zu und sagte ihm mit einem unwiderstehlich tiefen Blick, es sei noch nicht ganz die Zeit dazu da — zu Weihnachten wollte sie ihren Freunden die frohe Nachricht unter den Weihnachtsbaum legen. Was konnte Thassilo thun? Er mußte sich fügen.

Eines Tages hatten sie wieder zusammen gesessen, plaudernd am lodernden Kaminfeuer des blauen Boudoirs. Luitgart war sichtlich gelangweilt und entschuldigte sich mit Kopfschmerzen; Thassilo saß ihr gegenüber, den Blick mit trunkener Bewunderung an ihren schönen Zügen hangend, ohne daß ihm der Gedanke gekommen wäre, daß Luitgart sich in seiner Gesellschaft langweile, sie, seine Braut, die ihn auserwählt hatte vor allen andern.

Da trat, wie gewöhnlich, Fürst Lilianow ein. Luitgart von Rothenegg empfing zu dieser Stunde nur ihre intimen Freunde, und so trafen die beiden Herren stets zusammen, wechselten einen kühlen Gruß, ein paar kalte Worte und widmeten sich dann nur der Dame des Hauses. Gewöhnlich verabschiedete sich dann der Fürst zuerst und Thassilo konnte von seiner Braut unbeobachtet innigen Abschied nehmen — bis morgen, ein Vorrecht, das sie ihm stets gestattete. Heute aber rief Thassilo der Dienst — er mußte zu seinem Chef eilen und ließ Luitgart in Gesellschaft des Russen.

„Dieser hochmüthig aussehende Attaché kommt sehr oft zu Ihnen, Madame", sagte der Fürst, als Thassilo gegangen.

„Alle Tage — gleich Ihnen", erwiderte Luitgart kühl.

„Und warum kommt er alle Tage — gleich mir?" fragte er mit affectirter Gleichgültigkeit.

„Weil es mir so beliebt", entgegnete sie ebenso.

Es entstand eine kleine Pause.

„Wann werden Sie sich wieder vermählen?" begann Lilianow von neuem.

„Ich weiß es nicht — vielleicht nächstes Jahr, vielleicht schon in einer Woche", sagte sie gleichgültig, das schöne Haupt zurücklehnend.

„Mit wem?" —

Sie zuckte mit den Achseln.

„Ich habe ja die Wahl", sagte sie lachend. „Da ist vor allen dieser Baron Meersburg —"

„Vor allen?" unterbrach sie der Fürst, und in seinen Augen loderte es wie von verhohlener Glut. „Ich hatte gemeint, ich würde einen andern Namen «vor allen» nennen hören."

Luitgart warf einen schnellen Blick auf ihr vis-à-vis.

„Sie thun gerade, als ob auch Sie sich unter den Freiern Penelope's befänden", rief sie lachend.

„Nun, wenn dem so wäre —?"

„So habe ich bisjetzt noch nichts davon bemerkt", entgegnete sie übermüthig. „Wenigstens habe ich einen andern Begriff von der Art und Weise, wie man sich als Freier benimmt, als Sie!"

„Ich komme alle Tage zu Ihnen."

„Bah!"

„Ich folge Ihnen von Ort zu Ort."

„Und erzählen mir von Ihren Pferden und Hunden. Ist das der Weg zum Herzen?"

Fürst Lilianow erhob sich und ging einigemal auf und nieder. Endlich blieb er vor Luitgart stehen:

„Ich hasse den Gedanken an die Ehe."

„So bleiben Sie unvermählt", entgegnete sie achselzuckend; „ich werde dem Baron Meersburg die Hand reichen. Ich fürchte aber, er wird über Ihre Rolle als Hausfreund anders disponiren."

Das ohnedem unschöne Gesicht des Russen verzerrte sich bei diesen Worten zur abschreckenden Fratze. Er faßte Luitgart's Handgelenk so hart, daß sie fast aufgeschrien hätte, und flüsterte mit heiserer, fast versagender Stimme:

„Wollen Sie mich reizen, Luitgart? Soll ich diesem erbärmlichen, kleinen, pauvren Attaché ein amerikanisches Duell anbieten, wie ich es Ihrem Gatten angeboten? Er fuhr schlecht dabei, denn ich habe ein fabelhaftes Glück im Auswürfeln meines Lebens. Was ging mich dieser Rothenegg an? Sein Weib wollte ich, sein blondes, dämonisches, kokettes Weib, mit all ihren vielen schlechten und ihren wenigen guten Eigenschaften. Aber, Sie waren mir zu klug, Luitgart! Eine Freundin wollte ich an Ihnen haben, Sie aber wollten nur meine Gattin, die Gattin des Millionärs sein, dessen Fürstentitel Ihre «Excellenz» einigermaßen aufwog. Und da ich keine Anstalten traf, um Ihre Hand zu bitten, so reizten Sie mich und stachelten mich auf durch Ihre Kälte, und jener pauvre Attaché mußte dazu dienen, mich eifersüchtig zu machen. Aber ich durchschaute Sie, Luitgart, und bewunderte Sie, denn Sie sind mit Ihrer Klugheit, mit Ihrer raffinirten Koketterie würdig, die Fürstin Lilianow zu werden. Eine solche Frau wie Sie ist eine Macht — eine Macht in der Diplomatie, am Roulette, eine Staffel für die höchsten Ehrenämter bei Hofe. O, ich kenne Sie, kenne Sie, wie ich mich selbst kenne, ich durchschaue alle Ihre Künste, und ich muß gestehen, Sie sind eine Meisterin in der Koketterie, eine Meisterin in der Intrigue —"

Luitgart wand ihren Arm aus seiner sie umklammernden Hand los. Sie war todtenbleich.

„Wollen Sie mich beleidigen, Fürst Lilianow?" unterbrach sie ihn schneidend.

„Nein", erwiderte er ruhig, „ich werde mich hüten, es zu thun; denn Sie würden mich so zu Tode hassen, wie Sie Ihren ersten Gatten gehaßt haben. Aber ich wünsche, wir lernten einander ganz verstehen und ließen alle Illusionen hinter uns liegen auf unserm neuen Lebenspfade. Sie würden als meine Gattin die Herrin meines Hauses sein, aber unterthan meinem Willen —"

Luitgart lächelte — sie wußte es besser. Verstand er sie wirklich so ganz, wie er meinte?

Und als sie spät abends allein blieb mit sich selbst, mußte sie wieder lächeln. Sie trat vor den prachtvollen, silberumrahmten Trumeau und betrachtete sich lange und sinnend.

„Solange diese Schönheit mir treu bleibt", sagte sie leise, „so lange ist die Macht mein. Und ich werde sie nützen", setzte sie mit dämonischem Blitzen ihrer Augen hinzu, indem sie sich von dem Spiegel abwandte. Kein Gedanke, auch nicht der leiseste streifte den, der sie seine Braut nannte.

Es mochten wieder zwei Wochen vergangen sein, da wurde Thassilo von Meersburg eines Tages nicht vorgelassen, als er sich zur bestimmten Stunde bei Luitgart einfand. Excellenz sei unwohl, war der Bescheid. Er sandte seine Karte hinein mit einigen besorgten, zärtlichen Worten, und Luitgart ließ ihm zurücksagen, sie hoffe, ihn morgen zu sehen — ihre Migräne sei heute allzu heftig. Enttäuscht verließ er seit Monden zum ersten mal ihre Schwelle; sonst hatte sie ihm erlaubt, in ihr verdunkeltes Boudoir zu treten und ihr Umschläge von Eau-de-Cologne auf die schmerzende Stirn zu machen.

Im Thierpark traf er den dort promenirenden Minister von Fuchs, der ihn freundlich begrüßte. Er liebte den Sohn seines Freundes wie sein eigenes Kind, und Eva hatte ihm gesagt, es sei ihr Wille gewesen, der sie von ihm getrennt hatte; sie sei der Meinung gewesen, Thassilo müsse sich erst in der Welt umsehen, frei und ungebunden, ehe er sich an sie fesselte. So stand Thassilo ohne Tadel vor dem Minister, er ahnte nicht, welchen Schmerz er seinem einzigen Kinde bereitet hatte. Freilich waren ihm Thassilo's Besuche bei Frau von Rothenegg nicht verborgen geblieben; aber er kannte die Witwe seines Collegen allzu gut, um nicht zu wissen, daß sie wol eines kurzen Rausches, aber keiner dauernden Fessel bedurfte. Außerdem war er gern geneigt, dergleichen „flirtations" zu entschuldigen. So erzählte Herr von Fuchs Thassilo, daß seine Damen immer noch nicht an die Heimkehr dächten und daß sie den Spätherbst auf der Meersburg, im Hause von Thassilo's Vater, zubringen würden. Der alte Herr betrachtete Eva so vollkommen als seine Tochter, daß er sich nicht die Freude versagen konnte, sie auf ein paar Wochen bei sich zu haben.

Thassilo hörte kaum auf die Auseinandersetzungen des Ministers — seine Gedanken weilten fernab — im Venusberge, bei ihr, die ihn mehr denn je in ihrem Zauberbann gefangen hielt. Was kümmerte ihn die ganze übrige Welt, wenn Luitgart vor seinem geistigen Blicke stand?

Noch zwei- bis dreimal fragte er im Laufe des Tages bei ihrer Thür nach ihrem Befinden. Der Bescheid lautete stets gleichmäßig.

Am folgenden Morgen, als Thassilo ans Fenster trat, war der erste Reif gefallen und die Blätter waren braun geworden vom Frost des Spätherbstes. Ein eisiger Wind fegte durch die leeren Alleen des Thierparkes und machte Thassilo erschauern. Es war ein wehes Gefühl, das durch die sterbende Natur zitterte, und Thassilo stand lange sinnend und sah beklommen hinaus in das herbstliche Wetter:

Ein Schatten schwebt,
Von Nebeln gewebt,
Leis, ohne Spur
Durch die öde Flur —

Das ist der Tod. Er geht durch die Welt,
Wo noch Blumen blühn, wo noch Leben schwellt,
Er nimmt es mit.

Und es überkam ihn plötzlich der Gedanke: wie, wenn Eva, die Verlassene, zu den Blumen gehörte, welche der Herbst tödtet —? Was fiel ihm Eva mit einem mal ein und warum überkam es ihn so seltsam wie die Sehnsucht nach verlorenem Glück?

Da pochte es an seine Zimmerthür und herein trat der Diener Luitgart's, einen Brief in der Hand. Thassilo nahm ihn hastig entgegen — fort waren alle beklommenen Gedanken — Frau Venus lockte mit ihrem mächtigen Zauber. Mit dem Briefe zum Fenster tretend, fragte er nach Luitgart's Befinden, ob sie wieder wohl sei?

„Excellenz waren nicht unwohl —", rapportirte der Diener. Thassilo sah ihn befremdet an. Was sollte das heißen? „Excellenz hatten befohlen, gestern jeden Besuch abzuweisen", fuhr der Diener fort, „denn Excellenz packten und wollten ungestört sein bis zur Abreise."

Damit ging der Diener, Thassilo mit einer hereinbrechenden Sturmflut von Befürchtungen und Ahnungen zurücklassend. Mit fiebernden Händen riß er das Couvert des Billets entzwei, und da stand es, deutlich und jeden Zweifel bannend, auf dem glatten, taubengrauen Papier:

„Seien Sie mir nicht böse, lieber Thassilo, daß ich ohne persönlichen Abschied von Ihnen gehe und dadurch ohne weiteres Ihrer mir sehr schmeichelhaften Anbetung ein Ziel setze. Aber es gibt Verhältnisse im Leben; deren wir selbst oft nicht Herr werden können. Gedenken Sie meiner recht freundlich, aber vergessen Sie's, daß Ihre Freundin Luitgart einst so schwach war, Ihrem Liebesfeuer nicht gleich dämpfend entgegengetreten zu sein. Aber Sie wollten ja durchaus einmal ein Stück Romantik kosten und wissen, wie's dem Tannhäuser im Venusberge zu Muthe gewesen sein mag. Ich reise heute Abend noch in Begleitung des Fürsten Lilianow ab; morgen um diese Zeit bin ich seine Gemahlin. Behalten Sie lieb Ihre Freundin — Luitgart."

Wäre die Welt aus ihren Fugen gegangen, wäre die Sonne herabgestürzt von ihrer himmlischen Bahn: es hätte Thassilo nicht in der Weise berührt, als es der kühl-spöttische Brief Luitgart's von Rothenegg that.

„Verloren — ich habe sie verloren", stöhnte er im wildesten Schmerz des ersten Moments, und verzweifelnd faßte er an seine Stirn — dann kam die Besinnung über ihn, und sein männlicher Stolz bäumte sich empor. „Verrathen, schmählich betrogen, unerhört hintergangen von einem Weibe", knirschte er, „und wie soll ich's ertragen?"

Es waren entsetzliche Stunden, die er durchkämpfen mußte, Stunden, in denen seine tiefverletzten Gefühle mit seiner wahnsinnigen Leidenschaft für sie rangen.

„Und ich will sie zwingen, ihr Wort zu halten — sie soll wissen, daß sie mit mir nicht spielen durfte", rief er und erhob sich zum Handeln; „ich will sie mir wiedererobern und sollte ich darüber zu Grunde gehen und — sie auch!"

Mit fieberhafter Hast rüstete sich Thassilo zur Abreise. Sein Diener, den er

nach Luitgart's Wohnung gesandt, hatte von der dort zurückgebliebenen Dienerschaft erfahren, daß Frau von Rothenegg am vergangenen Abend in Begleitung ihrer Kammerfrau die Residenz verlassen und am Billetschalter des Bahnhofs von dem zurückgebliebenen Diener Billets nach N. an der Nordsee hatte lösen lassen.

N. war ein sehr fashionables Seebad, dessen Saison jetzt natürlich vorbei war — es lag etwa zwei Meilen entfernt von der Meersburg, deren Mauern Eva von Fuchs gastlich beherbergten. Daran dachte Thassilo nicht, als er, in die Kissen des Coupé erster Klasse gelehnt, den glatten Schienenweg dahinflog, der heimatlichen Nordsee zu. Er hatte nur den einen Gedanken — Luitgart's Untreue. Vernichtend sollte sein Erscheinen auf sie wirken, er wollte vor sie hintreten als Gläubiger und eine große Schuld von ihr fordern — sein Lebensglück, das sie lachenden Mundes mit Füßen getreten. Sie sollte wissen, daß er kein Spielzeug sei für ihre Launen, und dann, wenn sie zitternd vor seinem gerechten Zorn sich vor ihm gebeugt, dann wollte er sie an sein Herz ziehen, ihr vergeben und sie wieder lieben in Ewigkeit.

Und die Räder und Werke des Zuges rasselten und rollten und pochten, unhaltsam ging es vorwärts in rasendem Laufe, und in Thassilo's Hirn kehrte der einzige Gedanke an *sie* wieder und wieder und spann sich von neuem ab mit automatischer Gleichförmigkeit.

Es war Abend, als er sein Ziel erreichte. Die Sonne war eben hinabgesunken ins Meer und —

Wie Todesahnung Dämm'rung deckt die Lande.

Die Leute, denen er auf seinem Wege zu dem großen Hotel begegnete, sahen ihm erstaunt nach: so blaß und unsicher wankte er dahin, wie ein Schwerkranker, der sich mühsam aufrecht erhält.

Auf seine Fragen nach Frau von Rothenegg erhielt er die Antwort, sie sei am frühen Morgen des heutigen Tages in dem Hotel angelangt, habe es aber wieder verlassen. Die Kammerfrau, welche noch droben in den Zimmern beschäftigt sei, könne vielleicht Auskunft geben.

Das Mädchen stieß einen Schrei aus, als sie plötzlich den täglichen Gast ihrer Herrin vor sich sah — sie hatte geglaubt, einen Geist zu sehen. Dann erzählte sie Thassilo, Luitgart von Rothenegg sei noch hier, sie würde in der Villa wohnen, welche Fürst Lilianow drunten am Strande für sie gemiethet habe; zu dieser Stunde aber sei Madame in der russischen Kapelle, um mit Seiner Durchlaucht vermählt zu werden.

Thassilo verließ wie ein Träumender das Hotel; er sah es nicht, wie eine hohe, schlanke Frauengestalt schnell vor ihm in den Schatten des Vestibule trat und ihn vorbeipassiren ließ — er hörte nicht den tiefen Seufzer, der hinter ihm wie ein ersticktes Schluchzen erklang — er ging geraden Weges nach der Strandvilla hinab. Jeder Blutstropfen war aus seinem Antlitz gewichen und seine Rechte faßte krampfhaft nach dem kleinen zierlichen Revolver in seiner Brusttasche.

„Ich werde ihn niederschießen wie einen Hund, und sie wird dann doch noch die Meine sein", sagte er fortwährend halblaut vor sich hin. „Er hat sie geblendet, verhext, aber sie liebt doch nur mich allein."

Auf seinem Wege überholte ihn ein Wagen, der vor der Veranda der Villa drunten hielt. Thassilo sah ihm die hohe Gestalt des Fürsten Lilianow entsteigen, und dieser hob dann eine kleine Elfe in perlgrauer Seide mit weißblondem Lockengewirr, in dem ein Orangenblütenzweig lag, heraus — o, Thassilo kannte diese Elfe —!

Er schritt hastiger dahin und stand, ehe er sich's selbst bewußt war, in der Vorhalle der eleganten Villa. Eine rothe Ampel warf ein unheimliches Licht auf die Marmorbüsten, welche die Halle schmückten, und zitterte blutig auf dem Steinestrich umher — und in Thassilo's Hirn begann es zu brausen und zu klingen; denn nebenan ertönte ein silberhelles, herzbethörendes Lachen, ein Lachen, mit dem sie im Stande war, ihn in Tod und Verderben zu locken wie der Gesang der Lorelei.

Da öffnete sich die Thür, und Fürst Lilianow trat in die Vorhalle — er fuhr zurück, als er Thassilo gewahrte.

„Baron Meersburg —?" fragte er zweifelnd.

Der Ton seiner Stimme gab Thassilo einen Theil seiner Besinnung zurück.

„Ja, Baron Meersburg", sagte er laut; „ich komme, meine Braut von Ihnen zu fordern, Verführer!"

Lilianow maß ihn mit kaltem Blick. „Sie träumen, Baron", sagte er kalt „ich bin durchaus nicht, was Sie anzunehmen scheinen. Ich verstehe Sie nicht!"

„Sie haben mir Luitgart geraubt, verlockt zum Treubruch gegen mich", entgegnete Thassilo glühend, fiebernd.

„Sie irren, Baron Meersburg", sagte der Fürst noch kälter als vorher. „Luitgart von Rothenegg ist mir freiwillig hierher gefolgt und seit einer halben Stunde meine Gemahlin. Sie hat mit Ihnen nichts gemein!"

„Lügner", donnerte Thassilo und zog seinen Revolver; „Luitgart ist meine Braut und ich werde sie mir zurückfordern und dein Blut dazu."

Mit einem kühnen Griffe riß der Fürst den Revolver aus Thassilo's Hand — dieser aber stürzte sich auf den Gegner und rang mit ihm um die Waffe. Die Thür war abermals aufgegangen, und in ihrem Rahmen erschien Luitgart's reizende Gestalt.

„Frei sollst du sein, du Holde, und dann mein —", jauchzte Thassilo im Wahnsinn auf und griff mit der Kraft des Irren nach der Waffe.

„Zurück, Thassilo, ich befehle es", tönte ihre Stimme zwischen die stumme Scene des Kampfes — zu spät! Ein Schuß krachte — ein zweiter — ein Stöhnen, ein Schrei — dann war es still geworden, unheimlich still. Fürst Lilianow aber starrte entsetzten Blickes, den rauchenden Revolver noch in der Hand, auf die Scene vor ihm: da lag dicht vor seinen Füßen Thassilo, blutend, besinnungslos und dort an der Thür lag sie, Luitgart, noch mit dem bräutlichen Orangenblütenkranze in den blonden Locken blaß und starr auf den Steinfliesen, und ein paar Blutstropfen rieselten aus ihrer linken Schläfe — eine Kugel hatte ihr Haupt durchbohrt — sie war todt.

Tage, Wochen, Monde waren verstrichen seit jenem Abend. Schnee deckte die Erde rings und das alte Jahr neigte sich zur Rüste. Die Wellen der Nordsee

spülten an den hartgefrorenen Strand und küßten den weißen Schnee hinweg von dem Sande; aber die Leute in N. gingen scheu vorüber an der festverschlossenen Strandvilla und behaupteten mit scheuem Flüstern, sie irre Nacht für Nacht dort umher, die schöne, blasse, blonde Frau mit dem Kugelmale an der linken Schläfe und ächze als wie in Todesnoth — die Fischer wollten sie gesehen haben.

Ganz N. war in jener Nacht, als das grausige Unglück in der Strandvilla ruchbar wurde, vor das weiße Haus geströmt. Der alte Freiherr von Meersburg, der mit seinen Gästen in dem großen Hotel geweilt, hatte seinen leblosen, blutenden Sohn in Empfang genommen und nach der Meersburg geführt. Das Gericht hatte den Fürsten Lilianow verhaftet, doch da sich keine Beweise einer Schuld vorfanden, bald wieder freigelassen. Da hatte er sein todtes Weib in einen kostbaren Sarg legen lassen und war mit ihr auf seiner Jacht, die bei N. vor Anker lag, nach Rußland abgesegelt. Die Fürstin Lilianow hatte den schimmernden Preis ihres Treubruchs, ihres grausamen Spieles mit einem Herzen, das prächtige, stolze Castell in der Krim errungen, aber sie zog nicht ein in die kostbaren mit orientalischer Pracht ausgestatteten Gemächer der Châtelaine, sondern ihr Brautzug führte hinab in die kalte, stille, einsame Familiengruft. Die Fürstenkrone, welche ihre weiße Stirn nicht schmücken konnte, ziert ihren Sarg, und in der nie geschauten Heimat schlummert sie unter den Ahnen ihres Gatten dem Weltgericht entgegen.

Droben in der alten Meersburg an der Nordsee aber rang Thassilo mit dem Todesengel und dem finstern Dämon des Wahnsinns — er rang mit ihm Tage, Wochen, Monde lang. Seine Wunde in der Schulter war bald geheilt, aber sein Gemüth krankte an den Ereignissen, die ihn zu Boden geschmettert. Wilde Fieberphantasien zogen mit dämonischer Gewalt durch sein Hirn und drohten ihm mit ewigem geistigen Tode. Bald rief er Luitgart's Namen mit allen Tönen des Herzens, dann forderte er den Fürsten vor seine Todeswaffe, dann lachte er grell auf und fluchte sich, weil er seine Braut von sich gestoßen um eines Dämons willen, der ihn betrogen, ihn nur begünstigt hatte, um den andern zu gewinnen.

Und über sein Krankenlager beugte sich mit nimmer ermüdender Milde und Geduld ein Engel der Barmherzigkeit — Eva. Sie legte ihm die Eisbinden um die brennende Stirn, sie verband seine Wunde, ihre Hand reichte ihm die Arznei, und ihr zuckendes, todeswundes Herz lauschte seinen Fieberphantasien und betete dennoch für ihn.

Endlich, endlich genas er. Da war es Eva wiederum, die ihn pflegte und hütete und seine Genesung überwachte. Ein müdes Auge folgte ihr oft, wenn sie für sein Behagen alles vorbereitete, und senkte sich, wenn ihre schönen, großen Augen ihm jeden ungesagten Wunsch von den Lippen lasen.

Und als der Frühling wieder kam und Thassilo zum ersten mal am Stock hinaustrat in die Flut von Sonnenschein und Veilchenduft, als er sah, wie die Welt so schön und sein Leben gerettet sei, da sank er nieder auf eine weiße Steinbank im lauschigen Bosket von Hollunder und Wildrosen und weinte bitterlich.

Da fühlte er eine weiche Hand über seine Stirn streifen, so liebevoll und tröstend — es war Eva, die ihm in den Garten gefolgt war.

„Eva, Eva, o du Engel des Lichtes", rief er, ihre Hand ergreifend, „kannst du, o kannst du vergeben, was ich dir gethan?"

Sie lächelte — ein schönes Lächeln, in welchem der Glanz des Himmels sich widerspiegelte.

„Thassilo!" sagte sie einfach, und doch wie viel mehr sagend als Worte.

„Könnte ich deine Liebe wiedergewinnen", flüsterte er traurig, „aber ich habe sie verwirkt, denn du kennst ja den Spruch:

Hast du so böse Lust getheilt,
Dich an der Hölle Glut entflammt,
Hast du im Venusberg geweilt,
So bist auf ewig du verdammt.

Brich den Stab über mich, Eva, ich habe es verdient." Und er beugte sein Haupt herab auf ihre Hand.

Eva aber legte ihren Arm um seinen Nacken und kniete neben ihm nieder, ihr Haupt an seine Schulter legend.

„Thassilo", sagte sie mit dem vollen, schönen Ausdruck ihres reinen Empfindens, „wir alle sind Menschen und können irren. Ich habe nimmer aufgehört, dich zu lieben!"

Da schlang er seinen Arm um sie und küßte sich den Frieden der Seele von ihren reinen Lippen: „Eva, meine Eva! Aber der Venusberg — vergibst du ganz?"

Und wieder lächelte sie sanft.

„Ein halbes Vergeben ist kein Vergeben. Du bist mir gerettet, Thassilo, und ich bin dem Himmel dankbar dafür. Hinter dir liegt nichts als ein böser Traum, vor dir die Sonne einer glücklichen Zukunft. Im übrigen — sei ruhig! Du bist ja nicht der Einzige, der sich in den Venusberg verirrt hatte!"

Großbritanniens überseeische Machtstellung.

Von

einem preußischen Stabsoffizier.

Bei Beginn des Jahres 1881 sieht sich das Königreich Großbritannien im Innern und auf verschiedenen Punkten seiner auswärtigen Machtsphäre von ernsten Gefahren und Schwierigkeiten bedroht. In einem Reiche von der Ausdehnung, wie sie England besitzt, das nach den verschiedensten Richtungen im Vordringen begriffen und vielfach an den Grenzscheiden der Culturwelt seine Niederlassungen besitzt, gehen die Kriege so wenig aus, wie sie in dem römischen oder macedonischen jemals vollständig aufgehört haben. An irgendeiner Stelle findet sich immer ein Volksstamm oder eine Völkerschaft, die sich dem beherrschenden Scepter zu entwinden strebt; gerade in solchen Augenblicken und Situationen hat es ein besonderes Interesse, das vielgliederige, über alle Zonen des Erdballes vertheilte Staatswesen näher in das Auge zu fassen und den Umfang und die Natur der Kräfte, welche es sich dienstbar gemacht und die ihm zur Vertheidigung seiner weltumspannenden Positionen zu Gebote stehen, prüfend zu betrachten.

Ueberblickt man Großbritanniens überseeischen Besitz im ganzen und erwägt die sich hieraus ergebende Größe des Reichthums und dessen stetig zunehmende Entwickelung, und zieht man alle Hülfsquellen in Betracht, die sich an diesen Besitz knüpfen, so wird man zunächst der Thatsache, daß ein kleiner Theil der teutonischen und der stammverwandten Rasse sich zum Beherrscher fast aller fremden Erdtheile aufgeschwungen hat, seine Anerkennung nicht versagen. Es sind Engländer, welche Amerika seine heutige Gestalt und Verfassung gegeben; es sind dieselben, welche den größern Theil Asiens theils direct, theils indirect unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben; sie sind es wieder, die durch ihre Kriege mit Abessinien, mit den Aschantis und Zulus ihren Einfluß in Afrika geltend gemacht, und den Süden dieses Welttheiles dem britischen Colonialbesitz gewonnen haben. Australien, der am letzten in den Bereich der Culturwelt gezogene Erdtheil, ist ebenfalls ihre Colonie, auf welche gestützt sie ihre Machtsphäre in der Südsee immer weiter vorschieben.

Dieser ausgedehnte, über den ganzen Erdball zerstreute Besitz ist hervorgegangen aus einem Geist der Initiative, welcher das weite Meeresgebiet zum Felde seiner Thätigkeit machte und vor den Beschwerden und Gefahren desselben nicht zurückschreckte. Gestützt auf diese Macht und getragen von dem willensthätigen Muthe

der Nation, erwuchs Englands Welthandel. Der letztere war es, der der nationalen Production stets neue Absatzgebiete eröffnete; dadurch erstarkte Großbritanniens wirthschaftliche Kraft, und mit ihr wuchs wiederum der Handel der Nation. So dehnte sich in steter Wechselwirkung Wohlstand im Innern und Macht nach Außen aus, so wurde der Brite unter den Völkern aller fremden Welttheile zum Typus der Europäer, und das Prestige der Civilisation in Amerika und Asien, in Australien und Afrika war damit angelsächsisch geworden.

Zur Befestigung der einmal gewonnenen Position in fernen Ländern und fremden Welttheilen ist dem Engländer wesentlich das große Geschick förderlich, seine Eigenart auf die Bevölkerung des Auslandes zu übertragen. Dieses Festhalten an dem Hergebrachten, das Sich-nicht-kehren an andere, die Consequenz im äußern Wesen sind ein sehr bedeutendes Moment unter denen, welchen Großbritannien seine so vielfachen Erfolge im Auslande verdankt. Die stetige Gleichmäßigkeit in der Ausführung eines bestimmten Vorhabens fördert namentlich das schnelle Emporblühen der englischen Ansiedelungen, welche immer damit beginnen, daß auf einem günstig gelegenen Punkt mit schöner Aussicht der Palast des Gouverneurs erbaut wird, um die Würde der Stellung zur Anschauung zu bringen. Ebenfalls auf der Höhe und luftig gelegen in gesunder Gegend werden dann Baracken als Kasernen errichtet, und mit ihnen zugleich entsteht ein Hospital, ausgestattet mit jenen vorzüglichen Einrichtungen, in denen England bisher unerreicht dasteht. Denn jeder einzelne Mann kostet viel; es ist daher zweckmäßig, durch gute, angemessene Kleidung, gesunde, kräftige und dem Klima angemessene Kost ihn gesund zu erhalten und ihn im Krankheitsfalle möglichst schnell wiederherzustellen. Nächstdem wird in der Ebene ein schöner Platz ausgesucht, auf dem alsbald ein kurzgeschorener Rasen prangt, der unentbehrlichste aller Plätze, der Cricket-Place. Nicht minder wichtig ist die Auswahl des Race-Ground, d. h. des Platzes, wo die Pferderennen abgehalten werden, der etwas entfernter zu liegen kommt. Dann denkt der Engländer auch neben seinen volksthümlichen Spielen an seine Kirche und vergißt nicht einen Platz für die Church auszuwählen. Damit sind die Hauptpunkte gegeben, die nun mittels breiter guter Wege miteinander in Verbindung gesetzt werden. Solche Wege sind stets mustergültig in ihrer Anlage und in ihrem Bau, da man in England, wo alles reitet und fährt, die Pferde auszunutzen, aber auch zu schonen versteht und nebenbei nie den eigenen Comfort außer Augen läßt. Bald erheben sich nun zu beiden Seiten der Wege und der freien Plätze die verschiedensten Gebäude in palastartigem Stil; denn weder der Abenteurer noch der Mittellose bildet den Hauptbestandtheil der englischen Auswanderung, sondern der vermögende, nicht unbemittelte Geschäftsmann, der dahin strebt, sein Vermögen zu vermehren, wo auch immer sich ihm die Gelegenheit dazu im Auslande bietet, und für gewöhnlich sind es gerade die angesehensten englischen Firmen, die alsbald in der neuen Colonie Filialen errichten. Deshalb sind alle Geschäfte von vornherein gut fundirt, aller Schwindel ist ausgeschlossen, und deshalb gewährt die Colonie alsbald in dem äußern Settlement den wohlthuenden Eindruck englischer Gediegenheit und Wohlhabenheit. Durchstreift man die Straßen, so sieht man überall englisches Wesen und den Einfluß, welchen die Achtung vor dem Gesetz

sowie die Ordnungsliebe des Engländers unwillkürlich auf die fremde Bevölkerung übt. Und dieses Verfahren, mit Ruhe und Consequenz durchgeführt, verfehlt seine Wirkung um so weniger, als es dem Engländer fern liegt, den Einwohnern rauh zu begegnen oder sie zu chicaniren, er vielmehr gewissenhaft im Geschäft und zuverlässig in dem ist, was er verspricht. In erster Reihe nur auf kaufmännischen Gewinn bedacht, läßt er alle unpraktischen, philanthropischen Ideen oder Gelüste beiseite, deren gewaltsame Durchführung andern Völkern schon so viel Schaden gebracht hat. Vor allem ist er gänzlich fern von irgendwelchem Fanatismus, irgendwelcher Bekehrungswuth. So bildet sich allmählich, wenn auch kein herzliches, doch ein vertrauendes Verhältniß zwischen ihm und der fremden Bevölkerung aus. Er wird geachtet, wenn auch nicht geliebt, und durch den stillen Einfluß, den sein consequentes, ruhiges und ordnungsmäßiges Verhalten auf die Gemüther seiner Umgebung ausübt, wirkt er erziehend nicht nur auf den einzelnen, sondern auf die gesammte fremde und heidnische Bevölkerung, mit der er in Verkehr tritt.

Der überseeische Besitz Englands ist in drei große Gruppen vertheilt, welche, ihrer Weltstellung nach, drei zusammengehörige Ganze bilden und die mit dem Mutterlande durch verschiedene Reihen von strategischen Positionen und maritimen Stationen verbunden sind. Als die drei Hauptgruppen sind Ostindien und Australien nebst ihren Dependenzen, ferner Südafrika, endlich Britisch-Nordamerika mit den anliegenden Inseln, Theilen von Westindien und Britisch-Guyana zu bezeichnen.

Fassen wir zunächst den amerikanischen Colonialbesitz in das Auge, d. h. das seit 1867 begründete Reich Canada (Dominion of Canada) nebst Columbia mit Vancouver, Neufundland und Bermudagruppe, in Westindien die Bahamainseln, ferner Jamaica (Antillen), den größern Theil der Karaibengruppe (Saint-Vincent, Barbados, San-Domingo u. s. w.) und die Falklandsinseln. Den Schwerpunkt dieses weitzerstreuten, seiner Natur und Cultur nach aus sehr heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Landescomplexes bildet Canada mit 153745 Quadratmeilen und 4,127300 Einwohnern. Es ist die Position, von welcher aus das Mutterland seinen politischen Einfluß den Vereinigten Staaten gegenüber zu wahren und denselben ein Gegengewicht in der Concurrenz um die Beherrschung des transatlantischen Handels fühlbar zu machen strebt. Dieser Gegendruck hat dank der straffern Zusammenfassung, welche der gesammte englisch-nordamerikanische Besitzstand in den Jahren 1867—73 erfahren, dazu beigetragen, den Hang nach Unabhängigkeit vom Mutterlande in Canada etwas abzuschwächen. Die staatsrechtliche Stellung, die dasselbe jetzt zu England einnimmt, ist durch die Ausdehnung, welche man seinen autonomischen Befugnissen gegeben hat, eine ganz besondere. Freilich muß die Colonie dafür, daß sie in innern Angelegenheiten selbständig ist, für ihren Schutz nach außen selbst Sorge tragen. Der zum Statthalter von der Krone bestellte Großwürdenträger hat nur das Recht, die Beschlüsse und Vorlagen des Colonialparlaments zu billigen oder zu verwerfen; ein unmittelbares Eingreifen in die Regierung und Verwaltung des Landes ist auf außerordentliche Fälle beschränkt.

Der militärische Schutz, welchen Großbritannien seinem amerikanischen Colonialbesitze im Frieden gewährt, ist ein ganz unbedeutender. Nach dem letzten Budget unterhält dasselbe in einer einzigen Stadt von Canada, in Halifax, eine Garnison von 1800 Mann. Außerdem besteht nur eine Miliz zur territorialen Landesvertheidigung, welche in eine active Miliz und eine Reserve zerfällt. Die erstere ist ein aus ganz lockern Elementen zusammengefügter Organismus, der nominell einige 30000, effectiv nur etwa 28000 Mann, d. h. Leute, die jährlich 8, höchstens 14 Tage üben, umfaßt. Im Fall von Krieg, Insurrection oder Invasion kann die Miliz sogleich oder theilweise zum Dienst einberufen werden; dies gleicht aber nicht die Mängel der Ausbildung aus; das Fehlen einer regulären Truppenmacht, an welche sich die Miliz wie an einen festen Kern anschließt und dadurch erst einen Halt gewinnt, bleibt eine fühlbare Lücke im Vertheidigungssystem von Canada. In neuerer Zeit hat die Regierung auch einige maritime Streitkräfte im Lande bereit gestellt, und zur Verwendung auf den großen Seen und dem Lorenzstrom acht Schraubendampfer mit zwei und drei Geschützen, zum Dienst auf den Binnengewässern einige Seedampfer, welche Artillerie an Bord nehmen können, bestimmt.

Nächst Canada bilden die weder durch ihre Größe noch durch ihre Productivität ausgezeichneten Bermudainseln einen Anhalts- und Stützpunkt der englischen Macht in Nordamerika. Der Werth derselben beruht auf ihrer Lage zwischen den britischen Besitzungen im Norden und Jamaica, der England zugehörigen Insel in Westindien. Die 160 Meilen von der Küste von Nordcarolina entfernten Bermudainseln sind indeß nicht allein ein bequemer Ruhe- und Vermittelungspunkt zwischen den einzelnen Gliedern der englisch-amerikanischen Machtsphäre, sie geben auch einen wichtigen Observationsposten den Vereinigten Staaten gegenüber sowie einen Verbannungsort für politische Gefangene ab. Deshalb sind sie auch mit Panzerforts und schwimmenden Batterien wohl ausgerüstet und mit einer Besatzung von 2000 Mann englischer Truppen sowie mit allen Erfordernissen großer Ausrüstungshäfen versehen. Jamaica hat in maritimer wie strategischer Hinsicht den Werth einer ausgesuchten Position; es beherrscht mittels des zu einem großen Kriegsarsenal erweiterten Hafenplatzes Kingstown mit Port-Royal die Küste von Mittelamerika und Venezuela, und die Verbindung derselben mit den übrigen Antillen und mit Europa. In den Gewässern Britisch-Amerikas und Westindiens sind in der Regel und unter gewöhnlichen Umständen 1 Panzer-(Admiral-)Schiff, 1—2 größere Corvetten und 6—8 Kanonenboote stationirt, welche an den drei befestigten Kriegshäfen Halifax, Hamilton (Bermuda) und Kingstown sichere und bequeme Depots und Ausrüstungsplätze haben.

Als eine Zwischenstation in sehr isolirter Lage an den Küsten Amerikas müssen die in der Nähe von Cap-Horn liegenden Falklandsinseln genannt werden, die aber bei der Armuth und Dürftigkeit, welche in den Natur- und Anbauverhältnissen herrschen, sehr geringe Hülfsmittel bieten.

Die Basirung der Vereinigten Staaten Nordamerikas am Westrande des Atlantischen Oceans ist jener der Briten sehr überlegen. Stützt sich doch die Marine der Vereinigten Staaten auf eine die reichsten Hülfsmittel bietende Küste

von circa 5000 Seemeilen. Halifax und Bermuda sind gewiß englische Positionen von hohem Werth, noch fehlt ihnen aber die Verbindung durch ein Kabel. Sanct-Helena und die Falklandsinseln sind wichtige Stationen im südlichen Atlantischen Ocean; doch mangelt der erstern noch die telegraphische Verbindung mit dem Cap; die den Weg um das Cap-Horn beherrschenden Falklandsinseln sind ganz unbeschützt.

Besser arrondirt und in Zusammenhang gebracht erscheint der afrikanische Colonialbesitz des Vereinigten Königreiches, d. h. Gambia, Sierra Leone, die Goldküste, Lagos, an der Westküste. Die Capcolonie, Natal, Westgriqualand, Transvaal im Süden und außerdem die noch wenig bekannten und durchherrschten weiten Gebiete von Damara und Großnamaqualand im Südwesten des Welttheils.

Nach der Rede, welche jüngst ein Minister (Hicks-Beach) gehalten, betrachtet Großbritannien Afrika als das Hauptausbeutungsobject der Zukunft und als das Consumtionsgebiet, das ihm den Verlust des europäischen und des amerikanischen Marktes ersetzen soll, und auf dieses Ziel deuten auch die vielen nach dort entsandten Forschungsexpeditionen hin. Die gegenwärtigen Kriege mit den Eingeborenen und die zahlreichen Einzelunternehmungen der Franzosen, Portugiesen und Holländer zwingen England, sich eine starke maritime und militärische Position in Südafrika zu schaffen, wenn es sein Uebergewicht daselbst behaupten will.

Der Besitzstand daselbst umfaßt jetzt, mit Ausnahme des Oranje-Freistaates und der von einzelnen Timbustämmen bewohnten Küstenstriche, und nachdem England infolge des mit den Kaffern des Zulugebietes geführten Krieges auch seine Macht über dieses letztere Land insofern ausgedehnt, als es dasselbe in sechs Gebiete unter der britischen Krone tributären und jeder Selbständigkeit beraubten Häuptlinge theilte, alles Land südlich des 22.° südl. Br. Nach der chronologischen Folge geordnet, begann der Absorptionsproceß im Jahre 1874 mit der Occupation des nördlichen Theiles von Ostgriqualand, 1876 folgte das darangrenzende Romansland und Gingoland. Im Jahre 1877 wurde die englische Machtsphäre über Transvaal und Galekaland ausgedehnt und zuletzt das Pondoland besetzt, zugleich faßte man Anfang 1878 an der Walfischbai festen Fuß; der dort annectirte Landstrich bezifferte sich auf etwa 300 englische Quadratmeilen; die Grenze beginnt an einer Stelle der Küste 15 englische Meilen südlich von Pelican-Point. Damit ist jedoch nur der Anfang zu weitern Annexionen gemacht, welche voraussichtlich den Küstenstrich zwischen der Walfischbai und dem Caplande sowie das Land östlich bis zur Transvaal-Republik umfassen werden. Man nimmt an, daß England jetzt in den drei Hauptprovinzen Capland, Natal und Westgriqualand ein Gebiet von 12250 Quadratmeilen mit 2 Mill. Einwohnern beherrscht.

In dem Streben, die andern Niederlassungen mit diesen gleichsam den Kern des Besitzes bildenden Territorien zusammenwachsen zu lassen, ist die englische Colonialregierung bisjetzt nicht besonders glücklich gewesen. Dem Zulukriege folgte der Basutosaufstand, diesem die Erhebung der 1877 annectirten Transvaal-Republik gegen die Autorität Englands. Die Boers haben ihren Unabhängigkeitskampf mit der nachdrücklichen Kraft begonnen, welche diesen Stamm von Hirten und Jägern kennzeichnet. Die Engländer wurden aus ihren Stellungen zurück-

gedrängt, und in diesem Augenblick ist noch nicht zu übersehen, welchen Ausgang der Krieg nehmen wird. Die Befreiung von Transvaal ist nicht vorübergegangen, ohne einen gewissen Eindruck auf die eingeborene Bevölkerung zu machen und auf das Verhältniß zwischen derselben und dem europäischen Ansiedlerthum seine Schatten zu werfen.

In der Capcolonie stehen den 235000 Weißen noch 800000 Eingeborene gegenüber; Port-Natal hat neben einer Bevölkerung von 320000 Kaffern nur 20000 Europäer, das Transvaalgebiet zählt 250000 Schwarze auf 40000 Weiße, während der holländische Oranjestaat mit 30000 Weißen und nur 15000 Farbigen bevölkert ist. Der Eingeborene bildet hier überall einen wichtigen Factor, mit dem zu rechnen ist. In den Diamantminen von Westgriqualand, in den Städten, auf den Schaffarmen, bei den Eisenbahnbauten der Capcolonie, in den Kupferbergwerken von Namaqualand, auf den Zucker- und Kaffeeplantagen von Port-Natal ist der Eingeborene als Digger, als Viehwächter, Tagelöhner, Kutscher, Handwerker überall unentbehrlich und die Basis der Bevölkerung. Dieser Bedeutsamkeit der einheimischen Bevölkerung steht die Zwiespaltigkeit des erobernden und civilisatorischen Elements gegenüber. In Nordamerika vereinigten sich und vereinigen sich noch heute Briten und Deutsche, um der Ureinwohnerschaft die Spitze zu bieten. Sollte man nicht meinen, daß zwei Rassen, die sich hinsichtlich der Abstammung so nahe stehen wie der niedersächsische und angelsächsische Volksstamm, beide dem protestantischen Glauben angehörig, beide republikanischen Principien huldigend, daß so geartete Völker in Friede und Eintracht nebeneinander leben, sich unter denselben Gesetzen behaglich fühlen und schließlich zu einem einheitlichen, gedeihlich sich entwickelnden Staatswesen verschmelzen würden? Das Gegentheil ist der Fall. Beide Nationen stehen sich gegenüber wie etwa die Nord- und Südstaaten im amerikanischen Kriege. Die Holländer, oder vielmehr ihre Nachkommen, die Boers, vertreten den Conservatismus in dem Sinne der amerikanischen Südstaaten bis zur Rechtfertigung des Sklaventhums für die Schwarzen, die Engländer den Fortschritt, die Reformen, insbesondere die Emancipation der Farbigen. Ausschlaggebend in dem Interessenstreite, welcher, wie auf der Hand liegt, auch die Stellung Englands in tiefgehender Weise berührt, wird schließlich das Verhalten der eingeborenen Stämme sein.

Die Streitkräfte, welche das Inselreich gegenwärtig in Südafrika vereinigt hat, sind infolge der beiden Kriege, die dort geführt werden müssen, schwer zu schätzen. Gegen Ende des Jahres 1880 waren dort circa 9000 Mann vereinigt, zu denen jetzt infolge des Transvaalaufstandes 5000 Mann Verstärkung gestoßen sein sollen. Von den übrigen Positionen sind Sierra Leone mit 400 Mann, die Goldküste mit 200 Mann besetzt. Die von den Engländern für die ganze Capcolonie angestrebte Einführung einer Selbsthülfe zur Sicherung der verschiedenen Landestheile ist bisjetzt in Westgriqualand am erfolgreichsten durchgeführt. Die dort organisirten Freiwilligencorps sandten bereits zu Anfang des Jahres 1878 ein Hülfscorps nach Transvaal zur Verstärkung der dortigen Garnisonen. Als die Kämpfe mit den Zulus begannen, wurde das Corps der Cape Mounted Police Force, eine Art berittene Gensdarmerie, zur Bewachung des Innern wie der

Grenzen gegen räuberische Kaffernstämme in eine leichte Reitertruppe mit ganz strenger militärischer Organisation verwandelt. Diese Vermehrung der organisirten Streitkräfte der britischen Regierung hat gestattet, theils die irgend abkömmlichen Garnisonen und Besatzungen nicht bedrohter Punkte den Feldtruppen zuzutheilen, theils die neugebildeten Freicorps zur Verstärkung der Armee heranzuziehen.

Auch die Flottenstreitkräfte, die England jetzt an den Küsten Südafrikas concentrirt hat, sind nicht genau bekannt; bis zu dem Kriege waren dort stets etwa 10—11 Kriegsfahrzeuge mit 56 Geschützen und 1000 Mann stationirt, welche den Dienst zwischen den einzelnen Häfen und Küsten versahen und zur Unterhaltung der Verbindung mit dem Mutterlande wie mit den benachbarten Staaten dienten. Relais zu vergleichen, die zwischen England und seinen südafrikanischen Besitzungen bestehen, sind das Küstengebiet Sierra Leone und die befestigten Posten an der Goldküste: Cape-Coast-Castle, Aura, Annamabu sowie die Inseln Ascension und Sanct-Helena.

Die meisten der vorstehend genannten Punkte sind Ausrüstungshäfen für Kriegsschiffe, die dort Inventar, Proviant und Kohlen finden; die an der Goldküste besetzten kleinen Landstriche sind sämmtlich auch Depots für Kriegsmaterial. Ein Zwischenglied nach der Seite der indischen Besitzungen ist die Insel Mauritius, auf welcher die Engländer den Handel monopolisirt haben, und commerziell die anliegende Sphäre, namentlich Madagascar, die Seychellen- und Amirantengruppe beherrschen. Die Regierung hat auf der Hauptinsel der Seychellengruppe, Mahé, ein Ausrüstungsdepot angelegt und die Stadt Port-Victoria zu einem allerdings noch sehr wenig Hülfsmittel bietenden Nothhafen gemacht. Die Seychellen gelten ihrer Fruchtbarkeit und ihrer günstigen klimatischen Lage wegen für einen Erholungsplatz, auch werden englische Soldaten, die das Klima Ostindiens und Afrikas nicht vertragen können, dorthin gebracht.

Die dritte und wichtigste Gruppe des englischen Colonialbesitzes umfaßt die britischen Colonien in Asien und Australien. Zwischen denselben und den afrikanischen Besitzungen bildet die Insel Mauritius ein Zwischenglied im Indischen Ocean. Auf diesem isolirten Posten unterhält die Regierung eine stehende Besatzung von 5—600 Mann und ein Kriegsschiff, dem hauptsächlich die Aufgabe zufällt, dem französischen Einfluß auf den genannten kleinen Inselgruppen entgegenzuwirken und dem britischen Handel daselbst seinen Schutz zu leihen. Alle drei Gruppen dieses Archipels haben seit Eröffnung des Suezkanals als Zwischenstationen Bedeutung gewonnen.

Man kann Asien und Australien füglich als eine Gruppe bezeichnen, weil die Welthandelsstraße, die durch das Mittelmeer und die angrenzenden Meeresstraßen und Engen zieht, sie mit dem Mutterlande verbindet. Diese Gruppe ist für England die wichtigste, denn ihr Besitz begründet Englands beherrschende Stellung im Indischen wie im Stillen Ocean; sie ist die vielseitige Quelle wirthschaftlicher Thätigkeit, des Blühens und Gedeihens des Mutterlandes. Die großartige Bedeutung dieses Colonialbesitzes kommt, wenn auch nicht vollständig, so am schärfsten in den Ziffern der Handelsbewegung zwischen ihm und dem Mutterlande zum Ausdruck.

Trotz der wenig günstigen Verhältnisse erreichte beispielsweise im Jahre 1878 die Export- und Importbewegung Großbritanniens nach und von Indien die ungeheuere Zahl von 151 Mill. Pfd. St.

Mit scharfem und sicherm Blick für materiellen Gewinn hat England vor nahezu drei Jahrhunderten festen Fuß gefaßt auf dem Boden Vorderindiens. Durch kraftvolle und glückliche Kriege und kluge Benutzung der Feindseligkeiten der schwachen einheimischen Fürsten hat es sich bis heute, geringe Besitztheile ausgenommen, zum Herrn von ganz Vorderindien gemacht. Die Ostindische Compagnie und ihre Rechtsnachfolgerin, die Krone Großbritanien, erfaßten aber den Erwerb nicht im Geiste eines Alexander des Großen; beide dachten nicht an die Uebertragung von Cultur und Wohlstand, von Civilisation und Bildung auf die Völker der neuerschlossenen Machtsphäre. Ihnen war und ist Indien die milchende Kuh, die England mit Butter versorgt.

Die nothwendige Folge des britischen Ausbeutungssystems ist der materielle Ruin Indiens. Während aus Indien jährlich 200 Mill. Fl. als Gewinn für Briten nach England wandern, verarmt die indische Gesellschaft unter der britischen Herrschaft in zunehmendem Maße. Faßt man das Budget, so wie es zur geschickten Täuschung anderer gemacht wird, näher ins Auge, so werden aus den indischen Staatseinnahmen in England an Zinsen für Actien der alten Compagnie, für englisches Darlehn und an Pensionen ungefähr 5 Mill. Pfd. St. gezahlt. Mehr als 26000 Actionäre und Pensionäre mit einer Durchschnittsrente von 1600 Pfd. St. leben von den indischen Einkünften in England. Sehr bedeutende Summen werden von den englischen Offizieren und Beamten an Ersparnissen von ihren hohen Gehalten nach Hause geschickt. Der englische Ueberfluß an Kapital findet in den industriellen Unternehmungen in Indien, namentlich in den Eisenbahnen, die rentabelste und sicherste Anlage. Ungefähr 80 Mill. Pfd. St. sind in letztern allein untergebracht, deren Actionäre fast ausschließlich in England leben. In diesen Budgetzahlen sind ferner alle diejenigen beträchtlichen Ausgaben für Bauten, Wegeregulirung, Kanäle, Meliorationen, Brücken mit inbegriffen, welche das dafür verausgabte Kapital voll und ausreichend später wieder direct oder indirect zurückliefern.

Vor dem indischen Aufstand hatte auf den Grundbesitz eine nur geringe Steuer geruht; Gewerbe und Kaufleute, Bankiers und Kapitalisten, Actiengesellschaften trugen unmittelbar nichts zu den Staatsbedürfnissen bei. Es bedurfte für diese Klassen nur eines ganz geringen Druckes an dem Steuerhebel, um die Einnahmen so reichlich fließen zu lassen, daß die infolge des Aufstandes hoch aufgelaufene indische Schuld (im Jahre 1863 107 Mill. Pfd. St.) innerhalb dreier Jahre schon bis 85 Mill. Pfd. St. reducirt war und außerdem noch ein Ueberschuß der Einnahme sich ergab. Aber abgesehen von dem allen, abgesehen auch davon, daß es ein hoch anzuschlagender Gewinn ist, wenn das Mutterland sich in der Lage befindet, einer großen Zahl seiner Reichsangehörigen im Auslande höchst einträgliche und angenehme Aemter und Stellungen anzuweisen — und man bedenke, wie groß die Zahl der Beamten und sonstigen Angestellten in diesem ungeheuern Reiche ist — was sind alle diese direct nachweisbaren Vortheile gegen die, welche

sich daraus ergeben, daß der gesammte Productenreichthum des alten Wunderlandes Indien von Engländern nach England exportirt wird und die Fabrikate Englands nach Indien ihren Weg finden! Wie ungeheuer ist der Gewinn, den der englische Handelsstand und die mit ihm in Verbindung stehenden Geschäftszweige aus dieser großartigen Handelsbewegung erzielen!

Einige Daten werden hinreichen, um zu zeigen, wie gewaltig die Productionskraft dieses Landes ist, das mit dem feuchten tropischen Klima auch die reine Luft der Alpenlandschaft vereint. Im Jahre 1869 betrug die Einfuhr 51 Mill. Pfd. St., die Ausfuhr 54 Mill. Pfd. St., und seitdem ist der weitere Aufschwung des Handels in rapidester Entwickelung begriffen. Bis zum Jahre 1860 wurde für etwa 7 Mill. Pfd. Baumwolle jährlich in Indien gewonnen; heute beträgt die Production zwischen 40 und 50 Mill. Der große Fortschritt, welchen die Cultur des Theestrauches in Indien in den letzten Decennien gemacht, ist am leichtesten aus der Gegenüberstellung der Jahre 1850 und 1880 ersichtlich. Während früher beinahe ausschließlich China die Welt mit Thee versah, bildet nunmehr der indische Thee einen wichtigen Factor im Welthandel. Im Jahre 1850 waren in Indien kaum 1000 Acres (Hektaren) mit Theesträuchern bepflanzt, die etwa 125000 Kilogramm Thee lieferten. Im letzten Jahre waren bereits 206700 Acres dieser Cultur gewidmet, welche etwa 20 Mill. Kilogramm Thee auf den Weltmarkt sendeten. Mehr als 165 Mill. Fl. waren in Indien blos in diesem Zweige der Landwirthschaft investirt, und mehr als 22 Mill. Fl. betrugen die jährlichen Gestehungskosten. Die einschneidende Wirkung eines so namhaften Geldbetrages auf die Verhältnisse der theebautreibenden Gegenden läßt sich leicht vorstellen. Der größte Theil der Theecultur (150000 Acres) befindet sich im Verwaltungsgebiete von Assam; die statistischen Erhebungen beweisen den fortdauernden und raschen Aufschwung dieser Cultur und die namhaften Erträge, die aus den Theeplantagen erzielt werden, die zum größten Theil wieder der Bevölkerung zugute kommen. Es sind noch unermeßliche Landstriche übrig, die der Umwandlung in reichtragendes Culturland harren. Die einzige Schwierigkeit besteht in der Beschaffung der nöthigen Arbeitskräfte zu Lohnsätzen, die eben die Theecultur noch zu einer lohnenden machen, wobei insbesondere die Kosten der Anwerbung und des Transports dieser Arbeitskräfte in die Theedistriete schwer in die Wagschale fallen. Die Einnahme aus dem Opiumhandel betrug im Jahre 1870 12 Mill. Pfd. St.; die Einnahme aus dem Salz (Monopol wie das Opium) 6 Mill. Pfd. St. Worauf sich nur die Cultur legt, da zeigt sich sofort, wie reichhaltig und unerschöpflich die Productionskraft des Landes ist. Wenn von den Schätzen Indiens die Rede ist, so denkt man wol an Perlen, Gold und Edelsteine, die dort mehr als sonst irgend in der Welt bei den reichen indischen Fürsten und den Großen des Reiches, den Nabobs, zu finden waren. An solche Schätze denkt man, wenn man von den Palastbauten der indischen Städte und von dem Luxus hört, mit dem sich die Besitzer derselben umgeben. Aber so reich auch Ostindien an diesen Schätzen ist, was sind die Diamanten von Golkonda und in den Flußbetten des Maharadi, des Krischna und Pennar u. s. w., was sind die reichen Fundorte aller übrigen Edelsteine, namentlich auf dem Plateau von Meyfur,

auf Ceylon und der Koromandelküste, was sind die Perlen aus dem Golf von Manar, was endlich das Gold und Silber in den Flüssen und im Schose der Gebirge gegen diejenigen Schätze, welche die Productionskraft dieses gesegneten Landes zu Tage fördert! Jene Schätze werden erschöpft und sind schwer zu gewinnen; diese strömen in unerschöpflicher Fülle und es bedarf keiner besondern Mühe, um sie nutzbar zu machen.

Als die Träger der englischen Machtstellung in Indien sind immer die in Indien lebenden europäischen Truppen angesehen worden. Da diese dem Bedarf numerisch niemals gewachsen waren und da die Zahl der in Indien lebenden Europäer eine verhältnißmäßig geringe ist (36000), zogen die Engländer schon frühzeitig das taugliche eingeborene Element zum Kriegsdienst heran; danach besteht die militärische Streitmacht aus den nach Indien commandirten englischen Truppentheilen, die in der Regel alle zehn Jahre abgelöst werden, zum andern Theile aus der eigentlich indischen oder Eingeborenenarmee. An englischen Truppentheilen sind in Indien vorhanden 62 Bataillone Infanterie (45850 Mann); 10 Regimenter Cavalerie (4900 Mann); 14 reitende, 41 Feld-, 33 Fuß-(Festungs-) Batterien (12200 Mann); Genietruppen 428 Mann; im ganzen 63378 Mann. Die eingeborene Armee zerfällt, der alten Eintheilung der Ostindischen Compagnie entsprechend, in die Bengal-, Madras- und Bombayarmee, von denen die erste die bedeutendste ist. Die Gesammtstärke der Eingeborenenarmee beträgt circa 135000 Mann. Davon gehören etwa 105000 Mann der Infanterie, 22000 Mann der Reiterei, der Rest der Artillerie an, und zwar sind dieselben in 143 Regimenter Infanterie, 42 Reiterregimenter, 2 Artilleriecompagnien und 25 Compagnien Sappeurs-Mineurs vertheilt. Eingerechnet in diese Stärke sind einzelne speciell zur Grenzbewachung bestimmte Corps, wie das Sindh-Grenzcorps, das Pendschab-Grenzcorps. Die auffallend geringe Ausstattung der eingeborenen indischen Armee mit Artillerie ist eine seit dem letzten großen Aufstande in Indien (1857) beobachtete Vorsichtsmaßregel. Die eingeborene Artillerie, welcher europäische Artillerieoffiziere zugetheilt sind, zählt nur 4 Bergbatterien und 1 Garnisonbatterie der Pendschab-Grenztruppen und 2 Bergbatterien der Bombayarmee mit einer Gesammtstärke von 28 Geschützen und 500 Artilleristen.

Gelegentlich der Kämpfe und Niederlagen der Engländer in Afghanistan hat sich das Bedürfniß herausgestellt, die indische Armee einer umfassenden Reorganisation zu unterziehen, um die Truppen vor allem durch Verminderung des Trains für größere Operationen geeigneter zu machen und jederzeit eine Feldarmee von ansehnlicher Stärke verfügbar zu haben. Man hält jetzt ein leicht zu mobilisirendes Heer von rmnd 70000 Mann nöthig, um allen Zwischenfällen gewachsen zu sein und die britische Herrschaft gegen äußere Feinde sicherzustellen, und denkt durch zweckmäßigere Vertheilung des stehenden Heeres so viel Truppen verfügbar zu machen, daß die Bildung mobiler Colonnen überall ohne Zeitverlust ins Werk gesetzt werden kann.

Schon vor Jahresfrist hatte der Vicekönig von Indien eine Commission höherer Offiziere mit der Berathung der bezüglichen Frage und der Aufstellung eines Entwurfs für die Reorganisation des Indischen Heeres beauftragt. Diese Commission

hat inzwischen ihr Gutachten abgegeben. Der wesentliche Inhalt der Vorschläge läßt sich wie folgt zusammenfassen.

Die indische Armee soll in Zukunft in vier Armeecorps eingetheilt werden, welche bestimmte Territorialbezirke besetzen. Ein Armeecorps ist für Bengalen, Assam, Audh und die Nordwestprovinzen, ein zweites für das Pendschab und die rechts von dem Indus gelegenen Gebiete, ein drittes für Bombay, die Centralprovinzen, Radschputana und Scinde, das letzte für Madras, Hyderabad und die Besitzungen an der Westküste von Hinterindien bestimmt. An der Spitze jedes Armeecorps soll ein Generallieutenant stehen und der Oberbefehlshaber des indischen Heeres im Rathe des Vicekönigs eine ähnliche Stellung wie der Herzog von Cambridge beim britischen Kriegsministerium bekleiden. Die Truppen sollen in große Garnisonen an den wichtigsten Punkten im Innern des Reiches gelegt und die kleinen Garnisonen aufgehoben werden, soweit letztere nicht an Eisenbahnlinien liegen. Die Zahl der eingeborenen Truppen soll nicht verändert werden, doch gedenkt man mehr britische Offiziere als bisher bei denselben anzustellen, da sich herausgestellt hat, daß die Brauchbarkeit dieser Truppen lediglich durch das Vorhandensein europäischer Führer im Felde bedingt ist. In jedem indischen Regiment sollen deshalb zwei neue Stellen für britische Offiziere geschaffen werden. Nach dem Reorganisationsentwurfe soll stets ein Heer von 55000 Mann Infanterie, 12600 Mann Cavalerie, 240 Feld-, Positions- oder Gebirgsgeschützen und 18 schweren Belagerungsgeschützen derart in Bereitschaft stehen, daß man dasselbe ohne großen Zeitverlust versammeln kann. Die Feldarmee wird dann künftig aus 18 britischen (18792 Gewehre) und 40 indischen (36480 Gewehre) Infanterieregimentern, 5 britischen (2930 Säbel) und 16 indischen (9744 Säbel) Cavalerieregimentern, 30 fahrenden oder reitenden Feldbatterien, 3 Positions-, 7 Gebirgs- und 3 Belagerungsbatterien sowie 21 Geniecompagnien bestehen und bezüglich ihrer Mobilmachung und Versammlung alles Erforderliche so vorbereitet werden, daß eintretendenfalls an jeder Stelle der Grenze die gesammte Feldarmee rasch in operationsfähigem Zustande zur Verfügung steht.

Als Auxiliarstreitkräfte stehen hinter der britoindischen Feldarmee die Freiwilligencorps, gebildet aus den in Indien ansässigen Engländern, ungefähr 70000 Mann stark. Sie bilden eine Reserve für die englisch-indische Armee, deshalb ist man in neuester Zeit dazu geschritten, ihnen eine provisorische Organisation zu geben. Aehnlich verhält es sich mit der Militärpolizei, deren Angehörige ehemalige Soldaten sind, die von europäischen Offizieren geführt werden. Das Polizeicorps, 190000 Mann stark, bildet nach Ausbildung, Verwaltung, Disciplin ein militärisches Corps, welches als Armeereserve, von der Verluste ersetzt werden können, unschätzbar ist. Auch könnte es jederzeit in das Feld rücken, und würde dann unzweifelhaft sich mindestens der Eingeborenenarmee ebenbürtig erweisen.

Einen nicht zu unterschätzenden Zuwachs zum indobritischen Heere liefern die Streitkräfte, welche die eingeborenen Fürsten Indiens eventuell theilweise England vertragsmäßig zur Verfügung stellen müssen. Eine Abschätzung des militärischen Werthes derselben ist bei der Mannichfaltigkeit dieser Contingente in Bezug auf Nationalität, körperliches Geschick, religiöse Anschauungen, Ausbildung, Bewaffnung,

Ausrüstung nicht ausführbar. Während 190 Mill. Indier ausschließlich unter englischer Herrschaft stehen, regieren auf 2800 Quadratmeilen 153 eingeborene Fürsten, unter Assistenz von britischen politischen Agenten, über 50 Mill. Indier und haben sämmtlich das Recht, Truppen zu halten, obgleich die militärische und diplomatische Vertretung nach außen England zusteht. Im ganzen stehen den eingeborenen Fürsten nach oberflächlichen Schätzungen etwa 240000 Infanteristen, 64000 Cavalleristen, 9000 Artilleristen und 5250 Geschütze zu Gebote. Speciell besteht die Armee des größten Staates Mittelindiens, der etwa Baierns Größe hat, das Hyderabadcontingent, welches nicht von England bezahlt, aber von englischen Offizieren geführt wird (deren oberster Commandant, ein Brigadegeneral, dem Befehl des britischen Residenten von Hyderabad untersteht), aus 6 Infanterie-, 4 Cavallerieregimentern, 4 reitenden Batterien, à 4 Geschütze, und zählt im ganzen 8350 Mann. Dieses Contingent ist absolut verläßlich. Die Cavalerie von Mysore, etwa 2200 Mann, hat dagegen nur 2 englische Offiziere. Die 1500 Mann der 2 Bataillone der Nairbrigade im Staate Travancore werden von englischen Offizieren geführt. Dagegen sind die Truppen der (nach Hyderabad) größten centralindischen Staaten Gwalior und Indore (etwa von der Größe Würtembergs und Badens) ohne englische Offiziere, dabei aber so gut ausgebildet, daß man sie den englischen Natives gleichwerthig hält. Das Gwaliorcontingent besteht aus 5 Infanterie-, 4 Cavallerieregimentern, 2 Trupps reitender Artillerie mit glatten 6-Pfündern und 2 9pfündigen Feldbatterien, außer 200 Positionsgeschützen. Diese geringe Truppenzahl gewinnt dadurch aber eine ganz andere Bedeutung, daß der Scindia von Gwalior eine Art Krümpersystem anwendet und somit über bedeutende Reserven von Mannschaften verfügt, die nach europäischem Muster ausgebildet sind; letztere werden auf 100000 geschätzt.

Nächst dem Contingent von Gwalior ist das von Indore der Zahl und Ausbildung nach das hervorragendste. In Einem Punkte allerdings stehen diese Truppen den eingeborenen englischen nach: das ist die Bewaffnung. Aus Besorgniß, daß die eigenen Kriegsmittel den Herren des Landes gefährlich werden können, hat man hier wie bei den eingeborenen Heeresabtheilungen der indobritischen Armee es abgelehnt, die Infanterie mit Hinterladern, die Artillerie mit gezogenen Geschützen zu versehen.

Im scharfen Gegensatze zu den großen stehen die kleinen Contingente, d. h. die Hülfstruppen der kleinen Fürsten; es sind dies irreguläre Scharen, verschieden ausgerüstet, bewaffnet, ausgestattet, eingetheilt, gleichwie die Gefolgschaften in der alten feudalen Heeresfolge. Für gewöhnlich dienen sie dazu, den Glanz des von ihren Lehnsherren bei feierlichen Gelegenheiten entfalteten Pompes zu vermehren und die Abgaben einzutreiben. Der Grad ihrer militärischen Brauchbarkeit hängt ganz von der Organisation und Ausbildung ab, welche ihnen der Souverän, dem sie dienen, gegeben hat.

Die angloindische Armee hat vorwiegend die Aufgabe, die britische Herrschaft in Indien aufrecht zu erhalten, d. h. die innere Ruhe in den englischen Provinzen und die Botmäßigkeit der Lehnsstaaten zu gewährleisten. Sie ist demnach weniger eine Staatswehr nach außen, als vielmehr eine militärisch organisirte Staats-

polizei. Wie unverhältnißmäßig schwach sie auch als solche ist, geht daraus hervor, daß auf 3830 Eingeborene 1 englischer Soldat entfällt. Das letztere Verhältniß auf die europäischen Hauptstädte angewendet, gäbe für Paris 483, Wien 218, Berlin 215, Petersburg 174 und Rom 64 Mann Garnison. Welche Regierung wagte es, dieses Verhältniß zu realisiren? Wir sehen hieraus, wie sehr insbesondere die englischen Truppen im indischen Kaiserreiche an die Scholle gebunden sind; für eine militärische Verwendung außerhalb der Grenzen Indiens wird überhaupt nur ein kleiner Bruchtheil derselben in Betracht kommen, da in einem Kampfe mit einem europäischen Gegner auf die eingeborenen Truppen allein nicht zu zählen ist.

Die maritimen Streitmittel, welche in Britisch-Indien verfügbar sind, bilden einen häufig wechselnden Bestandtheil der in den Gewässern der ostasiatischen Besitzungen vertheilten Flottenabtheilungen. Der Regel nach befinden sich auf der ostindischen Station, zu militärisch-politischen Sendungen und Aufträgen, 2 größere Corvetten, 4—5 Kanonenboote und einige kleinere Fahrzeuge, welche durch der Handelsflotte zu entnehmende Schiffe leicht verstärkt werden können. Außerdem sind in Bombay, dem Haupthafenplatz, für alle von England kommenden Transporte, 2 Monitors stationirt und zum Schutz der Einfahrt nach Kalkutta einige Werke daselbst neuerdings angelegt worden.

Ein Factor, welcher der Machtstellung Englands in Indien einen wesentlichen Rückhalt bietet und der Defensivkraft, welche durch die aus dem Mutterlande entsandten Heeresabtheilungen, die Eingeborenenarmee, und die Streitkräfte der indischen Vasallen repräsentirt wird, einen bedeutsamen Zuwachs gibt, ist das weitläufig angelegte, einer Entwickelung in großartigem Stil entgegengehende Eisenbahnnetz. Der englische Eisenbahnplan Indiens und seine Ausführung ist das größte Verdienst, welches sich England um seine dortigen 240 Mill. Unterthanen erworben hat. Früher konnte man von Kalkutta nach der Westgrenze nur auf dem Wasserwege gelangen. Die systematische Herstellung von Straßen und Wegen führte bis 1850 dazu, daß 650 deutsche Meilen lange, feste Straßen und 360 Meilen Kanäle dem Verkehr geöffnet waren. Erst 1853 wurde die erste Eisenbahnstrecke in Indien eröffnet. Diese Verspätung brachte sich aber reichlich ein, denn es wurden alle die Erfahrungen Europas auf diesem Gebiete nutzbar. Vor allem gewann Indien den einen enormen Vortheil, daß mit dem Beginn des Bahnbaues der Generalgouverneur Marquis Dalhousie einen ganz Indien umfassenden einheitlichen Eisenbahnbauplan für etwas über 2000 deutsche Meilen Länge, also nur für ein Zehntel der Dichtigkeit des europäischen Bahnnetzes, feststellte. Dieser Plan ist dann allmählich so verwirklicht, daß zur Zeit vier Fünftel der ganzen Länge fertig gestellt sind. Nur zwei Fehler hat man anfangs gemacht: den einer zu großen Normalspurweite — etwa ein Drittel größer als die deutsche — und den, daß der Bau Privatgesellschaften unter Staatszinsgarantie übertragen wurde. Beides macht den Betrieb unnützerweise kostbar. Die zu große Spurweite macht größere Baukosten für Planum und Wagentrain in jeder Beziehung und verursacht unnütze Tageskosten, indem das viel volumінösere rollende Material einen größern Kohlenverbrauch zur Fortbewegung unumgänglich macht. Der Privatbau unter Staatszinsgarantie führte aber nur zum Bau von Speculationsstrecken und hätte den

ganzen Plan unausgeführt gelassen. So sah sich denn das englische Gouvernement genöthigt, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Seit 1870 hat nur der Staat die Bahnstrecken gebaut und durch verringerte Normalspurweite von 1 Meter Breite, durch billigeres Fahrmaterial und geringern Kohlenverbrauch sowie durch Eingleisigkeit so günstige finanzielle Resultate erzielt, daß der Eisenbahnplan sicher durchgeführt werden wird, wenn auch der veränderliche Lauf der Ströme den Brückenbau sehr kostbar macht. England liefert das Material, z. B. die Schwellen, die Maschinen, die Kohlen.

Die Eisenbahnen sind für die Eingeborenen der augenscheinlichste Beweis für die Energie, Macht und Hülfsquellen der herrschenden Engländer sowie für die Vortheile, die Indien aus der Verbindung mit England zieht. Wo der Dampfwagen rollt, muß die Hungersnoth weichen, Kleidung und Nahrung der Bevölkerung werden wohlfeiler, die Schwierigkeiten des Klimas mindern sich, da die ungesunden Landstriche im Fluge passirt werden. Der Hauptvortheil für die Indier besteht aber darin, daß Vorurtheile gehoben werden und Gewohnheiten sich ändern, welche sonst keine Macht der Erde überwunden hätte. Die Angehörigen der über 300 Hindukasten und der 1000 Bengalkasten reisen jetzt in demselben Raume ohne Scheu zusammen, ja selbst die Pilger benutzen die Bahnzüge. Auch die indischen Fürsten, zu deren Ceremoniell es gehört, stundenlang warten zu lassen, stellen sich pünktlich auf der Station ein, nachdem sie die trübe Erfahrung gemacht haben, daß das Dampfroß auch nicht eine Minute auf ihre Herrlichkeit wartet. Aber auch die Lage der Regierung ist eine bessere geworden, da die verschiedenen Sitze der Behörden einander näher gerückt, die militärischen Kräfte mit Leichtigkeit, Schnelligkeit und größter Präcision zu nutzen sind (für militärische Zwecke besteht ein specieller Wagenpark) und Europäer sich leichter zum Dienst in Indien entschließen, seitdem in der ungesunden heißen Jahreszeit die Schienenstraße in kürzester Frist zu den schönen und gesunden Sommerfrischen des Himalaja führt. Bei der Expedition nach Malta haben die indischen Bahnen ihren hohen militärischen Werth gezeigt. Ohne dieselben wäre sie weder mit solcher Schnelligkeit noch bei so guter Verfassung der Truppen möglich gewesen. Hätte das alte Kastenwesen durch den Bahnverkehr nicht einen gewaltigen Stoß bereits erhalten, so würden die Truppen der Maltadivision auf der langen Seereise gar nicht zu verpflegen gewesen sein. Wie hätten auf den Schiffen beispielsweise alle die verschiedenen Kasten getrennt kochen sollen, ganz abgesehen von denen, welche überhaupt nur auf dem Lande kochen dürfen. Für letztere wird die Euphratthalbahn dereinst eine Gewissensberuhigung sein; denn die ganze 430 deutsche Meilen betragende Entfernung von Currachee bis Cypern wird nur die 120 Meilen lange Dampfschiffahrt über den Persischen Meerbusen von Kuwait bis Jashk erfordern, während von Tripolis über Bagdad bis Kuwait 170 deutsche Meilen und von Jashk bis Currachee weitere 140 deutsche Meilen auf dem Landwege mit Dampfwagen zurückgelegt werden sollen. Dieses Bahnproject ist ein großartiges, wenig Schwierigkeiten bietendes, da der Libanon auf dem Wadi-Khalidpaß passirt werden soll. Die Reise von Currachee bis Cypern wird dann nur 7 Tage kosten, während die Verbindung durch den Suezkanal 24 Tage erfordert.

Durch die letzten Kriege in Afghanistan hat Englands militärisches Ansehen in Indien viel von seinem Prestige eingebüßt. Auf den Besitz der isolirten Position von Kandahar beschränkt, ist die englische Heeresleitung in Begriff, unter dem nicht abzuleugnenden Druck schwerwiegender Factoren, auch diesen das ganze südliche Afghanistan beherrschenden Schlüsselpunkt aufzugeben. Mit der Cession Kandahars gibt sich England in den Augen der afghanischen Bevölkerung eine große Blöße; denn es verliert nicht nur alle Früchte eines langen, opferreichen Kampfes, sondern einen wichtigen strategischen Posten, der ihm bei der Stellung der russischen Heere am Paropamisus von Nutzen ist. Es verliert ferner damit einen commerziellen Knotenpunkt, an welchem die Handelsstraßen zwischen Persien, Mittelasien und Britisch-Indien zusammenlaufen, und dessen Besitz dazu beitragen würde, weite Absatzgebiete der durch die Schutzzolltarife Rußlands ins Stocken gerathenen und schwer geschädigten britischen Manufacturindustrie aufzuschließen.

Durch die Vorschiebung der russischen Machtsphäre bis nach Geoktepe, der Hauptstellung der Tekke-Turkmenen, ist der Ruhm der russischen Waffen von neuem Glanze umkleidet worden. Das weitere Vordringen in der Richtung auf Merw und die Occupation dieser Provinz ist nunmehr nur eine Frage der Zeit.

Dieser Umstand macht das Aufgeben Kandahars, gegen welches sich in der öffentlichen Meinung Englands laute Misbilligung erhoben, nur noch peinvoller, und ruft im Geist der eingeborenen Bevölkerungen, welche zwischen der russischen und britischen Machtsphäre wohnen, Vergleiche und Vorstellungen wach, die nicht zu Gunsten der Engländer sprechen.

Die Position, welche England in Australien einnimmt, gibt ihm zugleich eine einflußreiche und beherrschende Stellung in den Gewässern und im Archipel des Stillen Oceans. Mit seinen Flottenabtheilungen und seinen auf die entscheidenden Punkte vertheilten politischen Agenten überwacht es sorgsam die Grenzen seiner dortigen Machtsphäre und ist, namentlich seitdem Deutschland angefangen, in der Südsee festern Fuß zu fassen, seitdem Frankreich die Marquesas- und Gesellschaftsinseln annectirt und die Amerikaner Anstrengungen gemacht, auf die Regierung einzelner Südseegruppen Einfluß zu gewinnen, unablässig bemüht, seine Action weiter auszudehnen, ein Bestreben, in welchem es durch die Haltung der australischen Colonien bestärkt wird. Durch die ganze Presse Australiens geht immer dringender der Ruf nach Besitzergreifung von Neuguinea und Neubritannien, von den Salomon- und Admiralsinseln durch die Krone Englands, um das dortige Arbeitsfeld für britische Interessen zu monopolisiren und zu verhindern, daß dasselbe in die Hände anderer Interessenten falle. Der räumliche Besitz, über den England in Australien gebietet, umfaßt gegen 115000 Quadratmeilen mit der spärlichen Bevölkerung von nur 2 Mill. Einwohnern.

In den australischen Besitzungen unterhält England keine regulären Truppen und ist das militärische Element seines Staatswesens nur durch Freiwilligencorps repräsentirt, welche in häufig wechselnder Stärke und Zusammensetzung bestehen. Angestrebt wird eine militärische Organisation mit Milizen, welche die Volunteers in den großen Städten ersetzen sollen, und zwar zunächst mit 2500 Mann in

Victoria, 2800 Mann in Sydney; auch sollen die Häfen von Melbourne und Sydney befestigt werden. Von Seestreitkräften sind in den australischen Gewässern 9 Schiffe, die ungefähr eine Besatzung von 1100 Mann und eine Artillerie von 54 Geschützen haben, und im Stillen Ocean 10 Kriegsschiffe, darunter 2 Panzerschiffe, mit im ganzen 100 Geschützen und 2200 Mann vertheilt. Beide Geschwader können unschwer vereinigt werden. Das verbindende Glied zwischen dem Kaiserreiche Indien und den Colonien in Australien bilden die sogenannten Strait-Settlements, d. h. jene theils insulare, theils an der Küste der Malaiischen Halbinsel und des Malaiischen Archipels sowie Chinas gelegenen Besitzungen, die von den Engländern in Besitz genommen worden sind, weil sie für den Handel und die Beherrschung desselben von Bedeutung sind. Die wichtigsten Positionen derselben sind Singapore und Hongkong. Jenes, welches man nicht mit Unrecht das Alexandria des Ostens genannt hat, ist eine commerzielle Hauptstadt, in der die indochinesische Handelswelt eine Art Mittelpunkt besitzt, weil die Producte der umliegenden ertragreichen tropischen Ländergebiete hier ihren Zusammenfluß haben. Hongkong ist ein Hauptstapel- und Verkehrsplatz des europäisch-chinesischen Handelsgeschäfts und zugleich die Ausgangspforte des Kantonstromes, einer Hauptarterie des Schiffahrtsverkehrs im südlichen China. Seit nahezu 40 Jahren hat das große Emporium Kanton (bei Hongkong) seine Schlüssel in englischen Händen liegen und ebenso wie Singapore eine englische Besatzung aufnehmen müssen. Handels- und politische Agenten, die in den Strait-Settlements residiren, fungiren als die Träger und Werkzeuge der britischen Regierung an diesen Hauptstationen der hinterindischen Culturwelt und sorgen dafür, daß Englands Einfluß und Macht auf dem Gebiete von Gesetz, Recht und Verwaltung überall maßgebend bleibt und auch in den Nachbarländern fest eingebürgert wird. England hat in den chinesischen Gewässern mit Rücksicht auf den noch immer drohenden Conflict zwischen China und Rußland eine sehr ansehnliche Flottenmacht versammelt, welche bis vor kurzem 23 Fahrzeuge zählte. Unter denselben befand sich allerdings nur 1 Panzerschiff, der Rest bestand zum größern Theil aus Kanonenbooten mit im ganzen circa 2000 Mann. Von Australien, Indien und den eingeschobenen Positionen der Strait-Settlements aus übt Großbritannien einen in manchen Dingen maßgebenden Einfluß auf China und Japan aus. Die Fülle der Machtmittel, die ihm ein ausgedehnter Territorialbesitz gibt, als Basis hinter sich, beherrscht es nicht nur mittels der Ueberlegenheit seiner Truppen, Schiffe und Agenten, sondern auch mittels der Sprache, Sitte und seiner Einrichtungen den dortigen Interessenkreis und nimmt es die ihm von niemand bestrittene Stellung einer Vormacht ein. Eine Kette von maritimen Stationen und militärischen Positionen, welche sorgfältig ausgewählt und in Bezug auf Vertheidigungsfähigkeit mit den reichsten Mitteln ausgerüstet worden sind, verbindet das Mutterland mit den überseeischen Besitzungen in Indien und Australien.

Diese große Verbindungs- und Etappenstraße zerfällt in zwei Hälften; als die einzelnen Glieder der westlichen Hälfte erscheinen die das Weltmeer beherrschenden Stellungen Gibraltar, Malta und Cypern. Gibraltar, die Eingangspforte aus dem Atlantischen in das Mittelmeer, der Hüter des wesentlich abgekürzten Weges

nach Ostindien, vermag zwar mit den Batterien seiner Felsenkasematten nicht die Meerenge zu verschließen und sich der Durchfahrt feindlicher Flotten zu widersetzen. Dazu ist die Entfernung auch für die schweren Geschütze, die in den kaum sichtbaren Felsengalerien aufgestellt sind, zu groß. Und die Spanier behaupten noch heute, daß das Gibraltar gegenüberliegende Ceuta deswegen wichtiger sei, weil dort die Strömung eine stärkere und vortheilhaftere, sodaß alle aus dem Atlantischen Ocean einfahrenden Schiffe nothwendigerweise in den Bereich der Kanonen von Ceuta kommen müßten. Dafür bietet indeß der Golf von Algesiras Raum zur Aufstellung einer größern Flotte, sodaß einem die Meerenge forcirenden feindlichen Geschwader englische Schiffe in die Flanke fallen könnten. Die Besatzung von Gibraltar befindet sich stets in kriegsmäßiger Schlagfertigkeit: gegen 700 Kanonen richten ihre Mündungen nach dem Meere hinaus; Munition, Kriegsmaterial und Proviant soll für die circa 4000 Mann starke Besatzung stets auf zwei Jahre vorhanden und vorbereitet sein, sodaß auch die dort anlaufenden Fahrzeuge alles finden, was sie bedürfen.

Ziemlich central im Mittelmeerbecken gelegen ist Malta, der zweite Stützpunkt, und zur Basis für Operationen, die gegen Tunis, Aegypten, die Orientküste gerichtet sind, geeignet. Sechs miteinander verbundene Forts umgeben eine Citadelle, welche den Kern des ganzen Defensionssystems bildet; kleinere Werke schließen sich den Forts an, die wohl ausgestattete Arsenale und Depots enthalten und durch Telegraphenleitungen miteinander correspondiren. Torpedoreihen, in gehöriger Tiefe versenkt, umsäumen die Gestade der Insel, und stehen mit Seeminen und andern Sperrmitteln in Verbindung, die auf elektrischem Wege entzündet werden können. Malta hat eine ständige Garnison von 4 Bataillonen Infanterie und einige Batterien Feld- und Festungsartillerie, im ganzen zwischen 5000 und 5500 Mann. In seinen Magazinen befindet sich ein reichhaltiges Material zur Belagerung und Unterbringung und Verpflegung von Truppen.

Das seit dem Jahre 1878 von England militärisch besetzte Cypern darf wegen seiner gleichweiten Entfernung von Aegypten, Syrien und Kleinasien als ein hervorragend wichtiger strategischer Punkt bezeichnet werden, der sowol als Stützpunkt für die Stellung, die Großbritannien gegenwärtig innerhalb der türkischen Machtsphäre einnimmt, wie auch als Beobachtungsstation und Wachtposten zur Sicherung des Weges nach Indien und des Suezkanals von Belang ist. Man ist gegenwärtig bemüht, die sehr vernachlässigte und heruntergekommene Insel durch die Anlage von Befestigungen an allen militärisch wichtigen Punkten und durch bessere Vertheidigung seiner Häfen sowie durch Anhäufung von Kriegsmaterial zu einer strategischen und maritimen Position zu machen. Von dauernder Belegung mit einer Besatzung hat man, des ungesunden Klimas halber, vorläufig Abstand genommen. Mit der Fortification Hand in Hand geht auch der Bau von einigen Eisenbahnlinien. Zur Durchführung der genannten Projecte hält man einen Zeitraum von zehn Jahren erforderlich und schätzt die Kosten auf 40 Mill. Mark. Telegraphisch ist Cypern durch ein nach Latakia in Syrien geführtes Kabel mit dem Festlande verbunden. Zu den ebengenannten drei Mittelmeerpositionen gehört gleichsam als verbindendes Glied zwischen denselben die Mittelmeerflotte Englands.

Im Hinblick auf die mannichfaltigen Interessen, welche Großbritannien in den Gestadeländern des Mittelmeerbeckens wahrzunehmen hat, ist diesem Theil seiner Streitmacht zur See sowol der Zahl wie der Art der Schiffe nach eine größere Stärke und Operationsfähigkeit gegeben. Mit Leichtigkeit können einzelne kleinere Flottenabtheilungen aus demselben entnommen und zu verschiedenen Aufträgen verwendet, resp. einzelne Schiffe mit bestimmten Missionen entsandt, auch das Ganze zu einer einheitlichen Action vereinigt werden. In der jüngsten Zeit bestand dies Mittelmeergeschwader aus 6 großen Panzerschiffen, 1 Schraubenfregatte, 1 Sloop, 10 Kanonenbooten und verschiedenen Schlepp- und Transportdampfern, im ganzen circa 20 Kriegsfahrzeugen mit 130 Kanonen und etwa 3600 Mann.

Die Strecke von Alexandria nach Indien beherrscht das Königreich theils mit Hülfe des von ihm käuflich erworbenen Suezkanals und einer Reihe von befestigten und dominirenden Stellungen, die den südlichen Ausgang des Rothen Meeres vertheidigen. Zu den letztern, welche wie Sperrforts wirken, sind die Befestigungen auf der Insel Perim (an der Straße von Bab-el-Mandeb), die Schanzen und Forts auf der Insel Masyah an der Somaliküste, die Felsenwälle von Aden und die gleichsam ein vorgeschobenes Werk bildende Insel Socotora im Indischen Ocean zu rechnen. Aden mit seinen schweren und weittragenden Geschützen schließt, wie Gibraltar den westlichen, den östlichen Zugang zu den europäischen Gewässern ab, und ist der Schlüssel des Mittelmeeres. Ebenso wie Gibraltar ist auch Aden in Bezug auf seine artilleristische und fortificatorische Ausrüstung mit großer Sorgfalt ausgestattet, und wird von zwei Infanterieregimentern und einem halben Artillerieregiment, im ganzen wol 2000 Mann, besetzt gehalten.

Zwischen Socotora und Bombay, einer Strecke von etwa 300 deutschen Meilen, bewegt sich das ostindische Geschwader, das gegenwärtig von 12 Kriegsschiffen gebildet wird. Rechnet man zu den hier zuletzt genannten Flottenabtheilungen noch das Kanalgeschwader hinzu, so tritt das Bild der Vertheilung der britischen Kriegsmarine über die Länder und Meere der östlichen Hemisphäre seinem ganzen Umfang nach hervor. Nicht weniger als einige 70 Kriegsschiffe, darunter stets 10—12 große Panzerschiffe, halten permanent die Seewacht, und Gibraltar, Malta, Cypern, Aden, Perim, Socotora, Point-de-Galle, Singapore und Hongkong setzen dabei die britischen Schiffe in den Stand, auf der großen Weltstraße Kohlen, Proviant, Kriegsmaterial einzunehmen, während im Atlantischen Ocean etwa einige 30 Kriegsfahrzeuge den leichtbeweglichen Gürtel bilden, welcher die dort liegenden Besitzungen mit seinen Panzern und Kanonen umschlingt.

In der neuern Zeit vermehren sich die Stimmen, welche behaupten, daß Großbritannien vor einem Wendepunkt seiner überseeischen Machtentwickelung steht, daß es mit den bisherigen Hülfsmitteln die in den Colonien und in Indien erworbene Stellung auf die Dauer nicht wird behaupten können, und daß es bei Anwendung eines größern militärischen Aufwandes zum Schutz derselben Gefahr läuft, das bisherige wirthschaftliche und politische Colonialsystem über den Haufen zu werfen. Und in der That haben heute die Verhältnisse, denen das Mutterland in mancher

Beziehung seine überseeische Ausbreitung und Prosperität verdankt, einen Umschwung erfahren. Während früher ein geringer Aufwand an Geld und Menschenkraft zur Wahrung der Herrschaft in den überseeischen Ansiedelungen gehörte, beginnt seit einigen Jahren das Verlustconto zu überwiegen. Die Industriellen und die Kaufleute begegnen in den Colonien fremdländischen Concurrenten, welche sie vom Markte verdrängen; der commerzielle Gewinn wird von Jahr zu Jahr geringer, die Behauptung dafür desto kostbarer. Auf die Vertheidigungsmittel muß ein größerer Geldbetrag verwendet werden als die mittelbaren und unmittelbaren Einnahmen aus den zu vertheidigenden Gebieten. Solange im Innern des Landes keine Schwierigkeiten erwachsen, läßt sich diese Anspannung ertragen. Anders aber, wenn große revolutionäre Erschütterungen dasselbe bedrohen oder auswärtige Complicationen dazutreten. Dann wird die Weltmachtstellung Großbritanniens einer harten Probe unterworfen sein, die zu bestehen es weniger der Macht des Kapitals als der thatkräftigen Hingebung des Individuums an den Dienst des Vaterlandes bedürfen wird.

Zur Säcularfeier von Chamisso's Geburtstag.

Von

Otto Hammann.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer deutschen Literatur ist Adelbert von Chamisso. Bei flüchtigem Zuschauen haben die äußern Lebensschicksale dieses Mannes den Anschein des Abenteuerlichen; scharfe Gegensätze liegen dicht beieinander. Da ist vor allem sein französisches Blut und seine deutsche Gesinnung: ein Zwiespalt, der ihn, als er sich für ein Vaterland entscheiden mußte, die bittersten Schmerzen verursachte. Als Graf zu Boncourt geboren, muß er sich, mit seinen Aeltern aus Frankreich durch die Revolution vertrieben, als junger Mensch mit Blumenverfertigen und Porzellanmalen abgeben. Seine vorzügliche Geburt und sein Unglück verhelfen ihm zu einer Pagenstelle bei der Königin Luise, der Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. und Großmutter unsers Kaisers. Von wissenschaftlichem Eifer und tiefem Bildungsdrange beseelt, wird er Offizier in einer Armee, die ihre Ueberlieferungen aus der Zeit Friedrich's des Großen vergessen hatte, und unter Kameraden, denen die gute altpreußische Zucht über Renommiren und Bechern abhanden gekommen war. Aus dem Dienste verabschiedet, von der Familie in die alte Heimat zurückgerufen und dem deutschen Boden anhangend, verliert er eine Zeit lang allen innern Halt, bis ihn in Coppet bei Genf, im Kreise der Frau von Staël, die Flora der schweizer Berge zu dem Studium der Botanik anregt. Der Studiosus medicinae wird zum Naturforscher und Weltumsegler. Dieser, der hochgeborene Graf, läuft hierauf in den Hafen der Ehe und einer schlicht bürgerlichen Existenz ein, die bis ans Ende seiner Tage sein Thun ausfüllt und sein Herz befriedigt. Chamisso, der sich schon als Jüngling dichterisch versucht hatte, kam erst, als der Schnee des Alters sich auf seinen lang herabwallenden Locken zeigte, zu dem Bewußtsein, daß er ein Dichter sei. Eine lange, mit gelehrten Studien ausgefüllte Wanderzeit lag zwischen des Poeten Lehr- und Meisterjahren. In allen Phasen, die er durchlief, blieb er, der er war — das alte herzige Kind, der treue Naturbursche, der eine Pfeife Taback allem geistreichen Theegespräch vorzog und trotz seiner vornehmen Herkunft, statt in auserwählten Cirkeln zu verkehren, lieber bei seinem alten guten Freunde Hitzig, von ihm „Ede" genannt, in der Sofaecke saß. Sein Jugendgenosse Varnhagen von Ense, der nachmalige Mann der Gesellschaft, bezeichnet ihn als eine der merkwürdigsten Gestalten seiner Zeit, als ein Phänomen, das, wie es früher nicht dagewesen, auch in dieser Weise

nicht wiederkehren werde, und Alexander von Humboldt hat es öfter ausgesprochen, daß Goethe und Chamisso zu den größten Naturforschern zählen würden, wenn sie mit der ganzen Kraft ihres Geistes auf dieses Gebiet allein sich geworfen hätten. Nun, die Literaturgeschichte verehrt in Chamisso den Wiedererwecker und einen Meister der poetischen Erzählung, sowie einen seltenen Formkünstler, namentlich in der Behandlung von Terzinen; mit einzelnen seiner Lieder aber hat er sich in das Herz des deutschen Volkes hineingesungen, das vor kurzem durch die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages nicht erst daran erinnert zu werden brauchte, seiner dankbar zu gedenken.

Chamisso's Leben ist uns ausführlich von Julius Eduard Hitzig, früher Criminaldirector in Berlin und Herausgeber des „Neuen Pitaval", beschrieben worden. Der Dichter hatte schriftlich den Wunsch niedergelegt, Hitzig solle, wenn er ihn überlebe, eine Auswahl aus seinen nachgelassenen Papieren herausgeben und eine biographische Notiz vorausschicken. Diese Papiere boten ein sehr reiches Material, das von Hitzig mit der größten Pietät und so verwerthet wurde, daß die Biographie dem Dichter selber in Briefen und Gesprächen möglichst oft das Wort läßt. Sie wurde bei der Besorgung einer neuen Ausgabe der Werke Chamisso's von Friedrich Palm weiter vervollständigt. Endlich ist auch zur Säcularfeier von Chamisso's Geburtstag ein Buch von Karl Fulda: „Chamisso und seine Zeit" (Leipzig, Reißner), erschienen, welches eine Reihe bisher unbenutzter Briefe enthält, die, einst von dem Dichter an seine nächsten Verwandten und Freunde nach Frankreich gerichtet, vor einigen Jahren wieder nach Deutschland an seine Söhne gelangt sind.*)

Hitzig, Chamisso's anderes Ich, hat dafür gesorgt, daß uns in dessen Lebensgeschichte wenig oder nichts dunkel oder verborgen geblieben ist. Der einzige Punkt, über den einige Unklarheit herrscht, ist merkwürdigerweise der Tag von Chamisso's Geburt. Auf dem Kirchhofe vor dem Halleschen Thor in Berlin liegt er neben seiner Gattin begraben. Grüne Epheuranken kriechen des Sommers über die deckende Granitplatte hin; auf derselben ist als Geburtstag des darunter schlummernden Todten der 30. Januar genannt. Im Widerspruche hiermit wird von vielen Literarhistorikern, Goedeke, H. Kurz u. a., der 27. Januar als der betreffende Tag angegeben. Chamisso erzählt selber: „Am 31. Jan. 1816 ward in der Nähe des Cap Victoria mein 34. (?35.) Geburtstag oder vielmehr Taufstag gefeiert. Wann und ob ich überhaupt geboren bin, ist im Document nicht verzeichnet, Zeugen sind nicht mehr zu beschaffen und es streitet nur die Wahrscheinlichkeit dafür." Indessen scheint doch das Datum der Grabplatte das Richtige zu sein, denn in einem Briefe vom 30. Jan. 1821 heißt es: „J'ai aujourd'hui 40 ans."

Adelbert, eigentlich Louis Charles Adelaide von Chamisso, war einer der jüngern Söhne des Comte de Chamisso, Vicomte d'Ormond, Seigneur de Boncourt

*) Leider kann ich das Fulda'sche Buch nicht sehr empfehlen. Es entbehrt der übersichtlichen Anordnung des Stoffes, citirt großentheils die ältere Biographie und bringt, abgesehen von den französischen Briefen, nichts bei, was ein neues Licht auf das Gesammtbild des Dichters zu werfen vermöchte.

u. s. w. Das lothringische Geschlecht derer von Chamisso führt seinen Stammbaum in gerader Linie zurück bis zu einem Träger dieses Namens, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts lebte. Der Name selbst rührt wahrscheinlich von einer verschwundenen Stadt her, die nach Hitzig bereits in einer Urkunde aus dem zweiten Jahre der Regierung Karl's des Großen als Cambisonum in der Eigenschaft eines Palatium regis vorkommt. Durch eheliche Verbindungen trat die Familie mit vielen regierenden Häusern Europas in Verwandtschaft. Die beiden ältern Brüder Adelbert's, Hippolyte und Charles, genossen bei den Führern der Emigration eines besondern Ansehens deshalb, weil sie beide sich im Dienste und in der Umgebung des unglücklichen Königs Ludwig XVI. befunden hatten. Die Familie bewahrt noch heute einen Degen und ein etwa thalergroßes Stückchen Papier auf, welche Dinge der gefangene König seinem treuen Pagen Karl von Chamisso zustecken ließ. Auf den Zettel hatte er eigenhändig geschrieben: „Je recommande M. de Chamisso, un de mes fidèles serviteurs, à mes frères; il a plusieurs fois risqué sa vie pour moi. Louis."

Nachdem die Revolution das Schloß Boncourt dem Boden gleichgemacht und die Familie Chamisso aus Frankreich vertrieben hatte, kam es so weit, daß diese ernstlich mit dem Gedanken umging, den einen Sohn Adelbert Tischler werden zu lassen. Es haben ja bekanntlich viele emigrirte Familien, auch nachdem ihnen von dem Consul Bonaparte die Rückkehr nach Frankreich gestattet worden war, vorgezogen, nicht wieder in das Land, das sie ihrer Güter beraubt und schmählich vertrieben hatte, zurückzugehen, sondern in der neuen Heimat, die sie gastlich aufgenommen hatte, zu bleiben. Die Lostrennung vom Vaterlande wurde Chamisso dadurch erschwert, daß seine Familie nach Frankreich heimkehrte und ihn in ihren Schos zurückrief, und es ist nun die Frage, was ihn eigentlich in Deutschland festhielt.

Wenn wir von der zufälligen Verkettung der Umstände, die auch in Chamisso's Leben ihre Rolle spielen, absehen, so gewahren wir besonders zwei Momente, welche ihn zu einer so merkwürdigen Erscheinung gemacht haben: die deutsche Literatur und deutsche Freundschaften. Chamisso war noch ein Knabe, als er nach Deutschland kam, wohin er, von jenseit des Rheins, nur trübe Erinnerungen mitbringen konnte. Er war von früh an eine innerliche, sich nach einem bescheidenen Glück sehnende Natur. In einem Briefe aus seiner Fähnrichszeit heißt es: „Werde ich nicht zur Klasse der schlichten und guten Bürger zurückkehren, die der Welt und ihrem Vaterlande nützen, Kinder, die wie wir einander lieben, zur Tugend und zum Glück erziehen und selbst das Glück von einer Frau empfangen, die dem Manne das ihrige dankt?"

Dieser bürgerliche Traum schien in dem zerstückelten und zerfallenen Deutschland leichter zu verwirklichen als in Frankreich, das die Folgen der Revolution noch nicht verwunden hatte und von einem kühnen Geiste in abenteuerliche Bahnen gerissen zu werden im Begriff war. Chamisso war widerwillig Page und mit noch größerm Widerwillen Lieutenant; seine Seele lechzte nach Bildung. Während seine Kameraden sich bei Gelagen ergötzten, war er daheim classischer Studien beflissen und versuchte sich in deutschen Versen. Seine Natur war so beschaffen, daß sie die Eigenheit deutschen Geistes leicht auf sich wirken ließ. Nach seinem

Aeußern zwar verleugnete er, wie Varnhagen mittheilt, in keinem Zuge den Franzosen. Sprache, Bewußtsein, Sinnesart und Wendungen, alles erinnerte an seine Herkunft; nur war sein ganzes Wesen mit einer besondern, seinen Landsleuten sonst nicht gerade eigenen Ungeschicklichkeit behaftet, die doch so viele Gewandtheiten und Fertigkeiten gar nicht ausschloß, sondern ihnen nur etwas Wunderliches zugesellte. Mit welcher Lust er die deutsche Luft schon frühzeitig einathmete, beweist ein Brief an seine Schwester Luise vom 5. Mai 1800:

„. . . Du begreifst es nicht, meine Freundin, und Du würdest lachen, wollte ich Dir auseinandersetzen, mit welchem Entzücken noch heute das heimatlich französische Grün, sein bekannter Duft mein Herz erfüllt. — Und wohl, meine gute Freundin, wirst Du es glauben, daß ich, meinem theuern Vaterlande wiedergegeben, dennoch theuere Erinnerungen aus meinem Exil mitnehmen werde. Ich würde weinen, wenn ich wieder das Land meiner Geburt küssen würde, aber in mein Geburtsland würde ich das süße Andenken an das gastliche Land mitnehmen und diesem Andenken würde sich die Erinnerung an die guten Leute, an die Orte, wo sich mein Jünglingsalter entwickelt und wo ich unter dem Einfluß der Verhältnisse in der That das geworden bin, was ich bin, anknüpfen. — Ich würde gern auf dem französischen Boden Rindfleisch mit Pfefferkuchen, Suppe mit Speck und Mandeln u. s. w. wiederfinden. Ich schätze den Charakter des Volkes, das zwar wenig versteht, den Geschmack der Speisen zu verfeinern, aber nicht unterläßt, große Dichter und Philosophen zu erzeugen, wäre es auch nur mein Freund Kant . . .“

Auf wen Schiller so rasch und mächtig wirkt und wer im Vergleich zu ihm Voltaire einen Lumpenkerl nennt, dessen Herz muß eine offene Thür für deutsche Gesinnungen haben. Chamisso schreibt als Jüngling von 20 Jahren in sein Tagebuch: „Vielleicht werde ich, da man es wünscht, auch das «Théâtre français» wieder lesen, namentlich Stücke von Voltaire. Ich sehe diesen Lumpenkerl an Charakter und Gesinnung und seinen Esprit als Eigenart der französischen Literatur an, welche man in Deutschland ebenso wenig zu erreichen im Stande sein wird, wie man im Französischen z. B. Schiller mit seiner poetischen Urkraft, dem Schwung seiner Gedanken, der Tiefe seines Gemüths und allen seinen übrigen hervorragenden Eigenschaften copiren kann.“ Was seine Sprache betrifft, so behauptete immer die französische Herkunft einen gewissen Einfluß. Wenn auch ziemlich fest steht, daß er nicht, wie angenommen wurde, die Perle seiner Lieder, das „Schloß Boncourt“, zuerst in französische Sprache faßte, so legte er sich doch einzelne Gedanken französisch zurecht, hörte nie auf in seiner Muttersprache zu zählen und lieh in dieser auch tags vor seinem Tode seinen Fieberphantasien Worte. Gleichwol besaß er außergewöhnliches Sprachtalent; als Lieutenant lernte er in kurzer Zeit Griechisch, später auch Isländisch, und noch in den letzten Jahren seines Lebens war er mit der Herausgabe eines hawaiischen Lexikons beschäftigt. Ohne dieses Talent würde es ihm nicht in so kurzer Zeit gelungen sein, in der Sprache Goethe's zu dichten und die Verdienste der Luther'schen Bibelübersetzung zu würdigen.

Sein Bruder Eugen war 1802 in die Ingenieurschule zu Potsdam aufgenommen worden, erkrankte aber so bedenklich, daß ihn Adelbert zu seinen im Jahre zuvor nach der Champagne zurückgekehrten Aeltern bringen mußte. Nach

dem Tode des Bruders blieb Adelbert noch eine ganze Zeit bei den Aeltern, denen er einen Theil der verlorenen Güter zu retten behülflich war. Wurde ihm auch der Abschied schwer, so waren doch schon damals die Vergleiche zwischen seinem Geburtslande und seiner zweiten Heimat zu Gunsten der letztern ausgefallen; namentlich war eben schon zu dieser Zeit die deutsche Sprache Gegenstand seiner hohen Verehrung. Diese Hinneigung zum Deutschthum wußten seine Aeltern, so sehr sie ihn liebten, doch nicht zu ehren; vielmehr wurden sie nur noch besorgter, als sie ihn bestrebt sahen, in eine seinen Neigungen entsprechende Laufbahn einzubiegen. Er war dem Zauberkreise des deutschen Dichterwaldes so nahe gekommen, daß er sich aus demselben nicht wieder hinausfand. Und Hand in Hand mit ihm schritten gleichgesinnte Genossen, mit denen ihn eine Freundschaft von jener Herzlichkeit und Beständigkeit verband, die heute so selten anzutreffen sind. Ein Tropfen Sentimentalität war wol dabei, aber es war doch blos die der Jugendeselei überhaupt, nur daß Chamisso und seine Freunde von ihr zu gut dachten, um sie später mit diesem Namen zu schelten. In der That herrschte in der Romantischen Schule und unter fast allen, die mit ihr in entfernter Verbindung standen, eine viel echtere Innigkeit, als sie etwa das Junge Deutschland, dessen Glieder sich gegenseitig gelegentlich herabzuwürdigen bemühten, aufzubieten vermochte. Das praktischere Zeitalter der Maschine, das den Grundsatz der Arbeitstheilung, d. h. des Stückwerks, aufstellte, hat vollends die Herzen abgestumpft und im Feuer materieller Interessen unempfindlich und hart geschmiedet. Dabei ist denn freilich ein Theil Poesie mit entflohen.

Der Charakter eines Mannes ist daran zu erkennen, wie er seine Freundschaften hält. Chamisso ist in seinem Leben — und wie gut deutsch ist das — keiner Untreue schuldig befunden worden; er hielt es all seine Tage mit dem Wahlspruch:

Freundschaft ist ein Knotenstock auf Reisen,
Lieb' ein Stäbchen zum Spazierengehn,

und bedurfte, um sich glücklich zu fühlen, des Verkehrs mit gleichstrebenden Genossen. Diese waren in seiner Lieutenantszeit: Theremin, de la Foye, preußischer Offizier und Emigrant wie er, Varnhagen und Wilhelm Neumann. Die beiden letztern befanden sich in ein und demselben Handlungshause und waren von dem gleichen Eifer für Poesie und Erweiterung ihrer Kenntnisse beseelt. Allen ist Chamisso Freund geblieben, obgleich sich mit der Zeit und manchen veränderten Verhältnissen seine Beziehungen zu Varnhagen, Theremin und Neumann lockerten. Mit de la Foye, der bald den preußischen Dienst quittirte und nach Frankreich zurückging, wo er später eine Professur in Caën bekleidete, verband ihn bis an sein Ende ein herzlicher brieflicher Verkehr. In jener Zeit, die der Herausgabe des „Musenalmanach" für 1804 vorausging, schlossen sich nach Varnhagen's Worten die Herzen der Freunde aneinander; ihre Empfindungen, Vorsätze und Geistesrichtungen entfalteten und erhoben sich auf den Schwingen der glühendsten Vereinbarung, ihr Vertrauen kannte keinen Rückhalt, alles Aeußere lag zwischen ihnen wie vernichtet.

Die Gedichte des „Grünen Buches", das unter der Redaction von Varnhagen und Chamisso noch zwei Jahrgänge erlebte, sind vergessen. Es waren Jugend-

versuche, deren Herausgabe dem Wunsche, sich gedruckt zu sehen, entsprang. Einen besondern Charakter trug der Almanach nicht und es war ungewiß, zu welcher Fahne die jugendlichen Dichter schwuren. So konnte es nicht ausbleiben, daß sie, so großes Aufsehen sie auch in ihrem engern Kreise erregten, doch sowol von der alten wie von der neuen Schule nicht gerade liebevoll empfangen wurden. Chamisso, der sich gern dem Glück des Erfolgs hingab, hat doch auch später niemals während des Schaffens an den Erfolg gedacht. „Durch das «Grüne Buch» empfingen wir", sagt Varnhagen, „eine neue Mündigkeit, die wir selbst ausgaben; wir traten auf das Feld, wo die Kränze lagen, und wenn wir Dichter zu sein behaupteten, so mochte dies im ästhetischen Sinne noch ferner wie bisher bejaht oder verneint werden können, im literarischen waren wir es aber einmal gewiß." Aus diesem Kreise war der Franzose der einzige, der nachmals als Dichter wirklich Stich gehalten hat. Ermunterung brachte ihm das „Grüne Buch" immerhin zur Genüge; August Wilhelm Schlegel sprach sich wohlwollend aus und Fichte unterstützte ihn sogar mit seinem Rath. Auf dessen Anregung studirte er Griechisch, ohne dabei seine dichterische Thätigkeit aufzugeben. Der dritte Jahrgang brachte ihn endlich auch mit de la Motte Fouqué in Berührung.

Inzwischen war jedoch mit dem Freundeskreise eine Veränderung vorgegangen, indem Hitzig als Regierungsassessor nach Warschau berufen worden war, Theremin theologischer Studien halber nach Genf ging, de la Foye der Tod seines Vaters nach Caën (1804) rief, Varnhagen sich nach Hamburg begab, um sich dort für den Besuch einer Universität vorzubereiten, und Neumann ihm bald dahin folgte. Wie oft hatten sie alle bei Chamisso auf der Brandenburger- oder Potsdamer-Thorwache gesessen und mit ihm halbe und ganze Nächte, mit Abzug der Zeit militärischer Verrichtungen, in Gesprächen über Poesie oder Lebenspläne verwacht! „Ich möchte mit Fäusten mich schlagen!" ruft Chamisso in einem Briefe an de la Foye aus; „ein Kerl von 24 Jahren und nichts gethan, nichts erlebt, nichts genossen, nichts erlitten, nichts geworden, nichts erworben, nichts, rein nichts, in dieser erbärmlichen, erbärmlichen Welt!"

Zwei Jahre später, als man gegen Ende 1806 schrieb, hätte er sich nicht mehr darüber zu beklagen brauchen, nichts erlitten zu haben. Er erlebte in sich einen dramatischen Conflict, der seinem Herzen und seinem Ehrgefühl die größte Ehre machte. Sein Regiment rückte, nach zwecklosem Umherziehen im Hessischen und Hannoverischen, zum Frühjahr in die Festung Hameln ein. Chamisso hatte die Absicht, einen Urlaub nach Frankreich zu nehmen, um sich mit seinen Aeltern über seine fernere Laufbahn und die Herbeischaffung der äußern Mittel zu verständigen. Zu Ostern trafen Varnhagen und Neumann, die sich von Hamburg auf die Universität nach Halle begeben wollten, bei ihm zu Besuch ein. Am zweiten Osterfeiertage, so erzählt Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten", hatte Chamisso am Ostendthor die Wache; Neumann und Varnhagen brachten alle ihre Stunden bei ihm zu und mancherlei Gespräche fanden statt über künftiges Studiren, Bilden, Handeln. Unter solchen Erörterungen kam die Nacht; die drei Freunde lustwandelten bei herrlichem Mondschein durch die einsamen Festungswerke. Da überkam Chamisso ein mächtiges Gefühl; er fiel den Freunden um den Hals und

erklärte fest und feierlich, er wolle nun ganz ihnen gehören, ihre Studien und Geschicke theilen, den Abschied fordern und ihnen nach Halle folgen. Von diesem Augenblicke rechnete er selbst die ganze nachherige Entscheidung seines Schicksals. Man wird sich nicht ohne tiefes Mitgefühl in die Lage des königlich preußischen Offiziers versetzen können, der mit seinem Stande unzufrieden ist und doch dankbar sein muß, daß dieser ihn, den Mittellosen, in sich aufnahm, und der voll Gram den Tag herankommen sieht, da seine eigenen Landsleute als Feinde vor den Wällen der von ihm vertheidigten Festung erscheinen werden.

Der nachgesuchte Abschied wurde ihm abgeschlagen; er mußte bleiben. Um diese Zeit schloß er mit Fouqué, der sich in dem nahen Nennhausen aufhielt, einen Freundschaftsbund fürs Leben. Von ihm angeregt, begann er ein größeres dramatisches Gedicht: „Fortunatus' Glückseckel und Wunschhütlein, ein Spiel", das unvollendet geblieben ist. Da erging plötzlich die Kriegserklärung Napoleon's an Preußen, und nicht genug damit, erließ dieser am 7. Oct. von Bamberg aus ein Decret, wonach jeder Franzose, der in den Reihen des Feindes diente, im Falle der Gefangennehmung vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen 24 Stunden erschossen werden sollte. Durch dasselbe wurden seine Familie und seine Freunde in die peinvollste Unruhe versetzt, aber es half nichts, er mußte bleiben. Bleiben in Reih und Glied gegen sich selber, um den Rock, den er — wenn auch unlustig — trug, mit Schmach bedecken zu lassen, als gegen den Willen der Offiziere die Festung schimpflich übergeben wurde. Und wie fühlte der Franke diese Schmach! Man kann diesen zornigen Worten, die sie schildern, nicht widerstehen; ich setze Einiges her:

„Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen, es ist vollbracht das Schmähliche, die Stadt ist über ... Erwarte keine Erzählung von mir, nein, den tiefen Ingrimm meiner Seele will ich nur in Dein Herz weinen ... O Freund, müssen Einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende, Starke und Gesunde auszuleeren vermögen und sie in eigene Niedrigkeit ziehen und verderben. O, es ist ein Hartes, bei Gott! Ein Hartes, der schuldlosen Opfer eins zu sein und zürnend Schamröthe über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man nichts verbrochen ...

„Aber auch durch diese schwere Prüfung mußte ich gehen, und die angeborene Freiheit, nach der ich vergebens die Hand streckte, duldend von der Schmach empfangen und nicht selbsthandelnd sie wieder erwerben. So rächt sich die Jugendsünde an dem Manne. Herben Kampf hatte ich gekämpft, mein Freund, und gelitten, was ein Mensch, was einer, der alles schwer nimmt, wie es meine Art ist, nur leiden kann und mag, bevor ich, mich in meine Lage schickend, verschmerzt habend das Ungeheuere, selbst gegen mein Volk, ins schöne waltende Waffenspiel zu treten, nun ungetheilt und froh mich gerüstet ...

„Und also, also sollte es mir vergolten werden! In der gewaltigen Stimmung hatte ich nicht der Pfeile geachtet, die wol schonungslos von den Unsern gegen mich geschnellt wurden. Ich hatte mir ein Genüge gethan, und sie hatten nicht Macht über mich, aber nun, siehe, nun in der Stunde der Entscheidung, da streckte die alte Sünde wieder ihr Haupt empor und höhnte gräßlich. Ich, der ich unternehmenden Muth, wie es die Zeit heischte, und erhöhte Kraft innen fühlte, ich,

der Franke, war als ein solcher gelähmt, und konnte vor Wuth nur weinen, weinen wie ein Weib, da Männerthaten geschehen mußten, Thaten, die nur mir, aber nur mir zu unternehmen verwehrt waren. O, wäre ich nur ein preußisches Kind gewesen, Freund, und hätten wir auch zu Grunde gehen müssen, da es zur Gegenwehr zu spät war, so wäre doch mindestens mit kühner That blutigem Siegel unser Untergang gestempelt ein edlerer gewesen; nicht blos in sich selbst wühlend, wäre dieser starke muskulöse Körper in unmittelbare Fäulniß übergegangen, wie es meine Augen geschaut, sondern hätte sein Brandmal getilgt und wäre dann durch das Eisen, wie es schön ist, umgekommen."

Mit glühenden Farben schildert er dann die nähern Umstände der Uebergabe. Unter anderm heißt es da:

„Bei der Compagnie des Kapitäns von Britzke, Regiment von Haack, standen die zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne und Soldaten selbst. Ihre Geschichte zeigt, wie sie, engverbunden, stets in Freud und Leid aneinander gehangen. Die setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust und drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, nicht überlebend die Schmach ihrer Waffen.

„Ich habe Dir die Nacht zu schildern versucht; laß vom dämmernden Morgen mich schweigen. Sollt' ich Dir die Haufen schildern der geschmähten zerschlagenen deutschen Waffen, wie sie im Kothe lagen, denn es ist kein Bursche gewesen, der nicht selber sein Gewehr zerschellt hätte, damit es nicht von andern Händen rühmlicher geführt werde als von den seinen; Dir sagen, wie die alten Brandenburger weinend Abschied von ihren Offizieren nahmen, wie diese stumm und starr dastanden, wünschend, daß eine verirrte Kugel sie noch treffen möchte; da Betrunkene, die abgeworfenen Taschen durchsuchend, noch Patronen fanden und hin- und herschwankend ihr Gewehr abfeuerten — laß weg mich wenden von diesen Bildern."

Von Wesel aus schrieb er in einem zweiten Briefe an Varnhagen: „Wo Du auch seiest und Dich diese Zeilen treffen, ersuch' ich Dich, meiner zu gedenken und mich nicht lange Deines Wortes harren zu lassen. Meine Schicksale weißt Du. Schmach denen, die Schmach bereitet haben, wir waren bei Gott! ein gutes, ein starkes Kriegsvolk und freudig der Waffen; aber da das Haupt fehlt, muß in dem Körper die Gärung eintreten, die in Fäulniß übergeht. Gewesen! nicht rückgeschauet und nicht mit Bangigkeit die Seele gequält! Vorwärts denn, immer vorwärts, ich bin mir bewußt, ein Reiner zu sein, der da gethan hat, was in ihm war, die Kräfte sind da und die alten begehrten Bahnen mir offen.

„Auf der Pilgrimfahrt bin ich begriffen. nach dem Mutterlande — die mußte ich so begehen; doch verarmt und des Segens Eurer Umarmung beraubt, zieh' ich hin. Möge liebevoll meiner warten das Waltende! Ihr indeß werdet die alte, donnergeschlagene, auseinanderversprengte Heerde wieder sammeln und meiner denken, daß ich zu ihr mich fügen kann, in der Zeit, wenn es Gott gibt; darum liegt es Euch ob, mit Worten mich zu verfolgen und nicht sinken zu lassen."

Schöneres ist über diese Zeit nicht geschrieben worden.

Eine Beschreibung der Person Chamisso's von damals ist uns von Rosa Maria, der Schwester Varnhagen's, aufbewahrt worden. Sie schreibt: „Chamisso trug eine elegante polnische Kurtka mit Schnüren besetzt, ging mit schwarzem,

natürlich herabhängendem Haar, mit einer leichten Mütze, was ihm sehr wohl stand und nebst einem kleinen Schnurrbart seinem geistreichen Gesicht voll Ernst und Güte, seinen schönen sprechenden Augen voll Treue und Klugheit einen eigenthümlichen Ausdruck verlieh; sodaß er als eine angenehme Erscheinung auffiel und Bekannte von mir sich erkundigten, wer der schöne Mann gewesen sei, mit dem man mich auf der Straße hatte gehen sehen. Zugleich war er voll ritterlicher Höflichkeit und Galanterie, ein Erbtheil seiner französischen Abkunft, die manchmal einen Anstrich von Steifheit hatte, weil sie echt altritterlich war, sich im ganzen aber sehr gut in ihm machte, sodaß man, sich in alte Zeit versetzend, ihn sich gern als einen Chevalier und ritterlichen Troubadour hätte denken mögen ... Mit seinem lieben Gemüth, seinem ausgezeichneten Geiste wußte er Zustände und Verhältnisse, bald mit Ernst und Gefühl, bald mit Witz und Humor, immer richtig aufzufassen. Manchmal war er voll der heitersten Laune, fröhlich wie ein Kind, zu Spiel und Scherz aufgelegt. Er sprach das Deutsche zwar nicht ohne Anstoß; an sich war es jedoch vortrefflich und die Unterhaltung mit ihm immer angenehm und interessant."

Nach der Uebergabe von Hameln ging er zum zweiten mal nach Frankreich (December 1806 bis October 1807). In Paris fand er seine Aeltern nicht mehr am Leben; sie waren beide kurz hintereinander gestorben. Die Bitten seiner Geschwister und Verwandten konnten ihn nicht halten, es zog ihn wieder nach Deutschland zu den Freunden zurück. Trotz aller Liebe, die er empfing, fand er doch Paris verödet und sich selber vereinsamt. Denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher wollte er in seinem Herzen sein und immerdar bleiben. In Halle waren inzwischen auf Napoleon's Befehl die Vorlesungen geschlossen worden. Chamisso begab sich über Nennhausen und Hamburg nach Berlin, wo er bis zum Januar 1810 blieb. Die Aussicht auf eine Professur am Lyceum zu Napoléonville lockte ihn zum dritten mal nach Frankreich, wo er sich bis 1812 in Paris, in Napoléon bei dem Präfecten der Vendée, Prosper von Barante, und in Chaumont und später in Coppet bei Genf im Kreise der Frau von Staël aufhielt. Er trieb altfranzösisch, spanisch, englisch und übersetzte mit Wilhelmine von Chezy A. W. von Schlegel's „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" ins Französische. Besonders aber verdient erwähnt zu werden, daß er in Paris Uhland kennen lernte, der nach Chamisso's Meinung im Gegensatz zu so vielen, die gar vortreffliche Gedichte verfertigten von der Art, wie alle sie machen und keiner sie liest, welche schrieb, wie keiner sie macht und jeder sie liest. „Er ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klötzig." Von sich selber sagt Chamisso an einer andern Stelle, er sei nirgends klötziger deutsch gewesen als gerade in Paris.

In dieser ersten Hälfte seiner Wanderjahre (1806—12) finden wir ihn immer von einem tiefen Bildungsdrange fortgerissen. Viel unklares Wollen läuft dabei mit unter. Wie ganz anders war doch jene Zeit! In idealem Schwunge flog man weit über das wirkliche Leben hinweg, während heutzutage alle Welt auf der Jagd nach Geld und der Suche nach einer gesicherten Lebensstellung gegeneinander rennt. Nichts zeigt deutlicher, als die leidige sogenannte Realschulfrage, wie gering das

Gold der Bildung geschätzt wird. Den Durchgang bildete die Zeit des Jungen Deutschlands, da man die Ideale zu verwirklichen vorgab, das Gefühl aber dialektisch behandelte und gelegentlich in den Netzen der Politik hängen blieb.

Chamisso hatte mit Eifer von Fichte's Civilisationsideen und Wissenschaftslehre gekostet, er that noch die heidnischen Vorstellungen des Homer und ein wenig mittelalterliche Mystik hinzu, und das alles vereint hatte für ihn einen unsagbaren poetischen Reiz. Weder in Paris noch in Chaumont noch in Coppet erfüllte ihn wahre Befriedigung; das, was er hier sah und hörte und erlebte, war ihm alles noch nicht der echte Gehalt, mit dem er sein Leben ausfüllen wollte. Der Kreis der Frau von Staël war ihm zu geistreich, oder vielmehr Chamisso war zu schlicht für ihn; denn daß er auch mit dem nöthigen Geist aufwarten konnte, beweisen seine Briefe, in denen er auf eine reizende Weise die Gesellschaft skizzirt, und die von Hitzig mitgetheilten Bruchstücke aus der „Petite poste". Dort heißt es: „In dieser alten Burg hausen denn nun die vornehmen Gäste alle, der kluge, zierliche, kühle, schwerfällige Schlegel, die dicke, feurige Staël, leichter, froher, anmuthiger Bewegung; der milde, fromme Matthieu de Montmorency; die schöne, angenehme Recamier; der nüchterne, häßliche, kleine, stumm lauernde, witzige Sabran; der schöne, zarte Nordländer Bölk; eine kugelrunde, harte, kalte Engländerin; ein guter Teufel von naivem, fröhlichem, zahmem, furchtsamem, gesprächigem italienischen Künstler; und ich, nach Zauberers Sitte, räuchere dann diese Geisterschar nach Herzenslust ein, worüber sie die seltsamsten Gesichter schneiden. Die Staël möchte mir sogar die Unart abgewöhnen . . . Sie ist kein gemeines Weib. Sie hat Geradheit und Enthusiasmus; sie faßt alle Ideen mit dem Herzen an, sie ist leidenschaftlich und stürmisch. Andererseits ist die Welt ihr Geburtsort, sie bewegt sich nur in ihren Formen, und aus Paris verwiesen, ist sie eben aus der Welt verbannt; ihre Existenz ist mit politisch und alles, was mich von ihr trennt, macht sie mir wiederum zu einer merkwürdigen Erscheinung. Sie predigt mir übrigens die so wesentliche Eleganz und zieht besonders gegen die Pfeife musikalisch zu Felde. Vox clamavit in deserto!" Aber mitten in all dem Treiben sehnte er sich zurück nach jenem stillen Glück, von dem er schon als Jüngling geträumt hatte. Daneben war ihm in den Thälern bei Coppet, diesem Botanischen Garten Europas, ein neuer Lebensweg aufgegangen. Nachdem „die Herrin" auch von da vertrieben worden war, ging er nach Berlin, wohin das Geschick auch seinen Freund Hitzig wieder verschlagen hatte, um Naturwissenschaften zu studiren. Er glaubte erkannt zu haben, daß er hier, weil er ein Fremder war, dort in Frankreich durch seinen Haß gegen die Tyrannei, vom öffentlichen Leben ausgeschlossen sei. Aber auch in dieser neuen Sphäre, als Studiosus medicinae, sollte er vorläufig keine Ruhe finden, da bald die Kriegsstürme von neuem zu toben begannen. Er hatte den Charakter eines Premierlieutenants außer Dienst, und vom Ehrengericht war ihm seinerzeit wegen seines Benehmens in Hameln ausdrücklich das Zeugniß der Pflichttreue im Kriege ausgestellt worden. Es kann nach Hitzig's Versicherung nicht zweifelhaft sein, daß, wenn er überhaupt das Schwert gezogen hätte, es nur für Deutschland geschehen wäre. Aber seine wiederholte Klage war ja eben, daß die Zeit kein Schwert für ihn habe.

Auf dem Lande bei der Familie von Itzenplitz in Kunersdorf dichtete er, um sich zu zerstreuen und Hitzig's Frau und deren Kinder zu ergötzen, Peter Schlemihl's in Wahrheit wundersame Geschichte. Gewiß verfolgte er bei ihrer Erfindung keine andern als die angegebenen bescheidenen Absichten, und ahnte nicht, daß noch nach einem halben Jahrhundert sich Tausende von Menschen an seinem Märchen ergötzen würden. Berührte er darin auch mannichfache wirkliche Lebensverhältnisse und identificirte er auch an einigen Stellen unzweifelhaft sein Geschick mit dem des unglücklichen, schattenlosen Peter Schlemihl, so ist doch das Ganze sicher ein freies Spiel des noch in romantischen Schuhen steckenden Dichters. Dieses ist nun freilich nicht ganz unbestritten, indem zu verschiedenen Zeiten die albernsten und die geistreichsten Versuche gemacht worden sind, den an den „Grauen" verhandelten Schatten rationalistisch zu deuten. Nichts lag Chamisso ferner als solches Calcul. Denken wir nur an den Anlaß, aus welchem die Geschichte entstanden ist. Er erzählt selber: „Ich hatte auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und mein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué frug: ob ich nicht auch meinen Schatten verloren habe? und wir malten uns das Unglück aus. Ein anderes mal ward in einem Buche von Lafontaine geblättert, wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde — ich meinte, wenn man dem Kerl ein gut Wort gäbe, so zöge er auch noch Pferde und Wagen aus der Tasche. Nun war der «Schlemihl» fertig, und wie ich einmal auf dem Lande Langeweile und Muße genug hatte, fing ich an zu schreiben."

Rauschenbusch, der dem Dichter persönlich nahe gestanden, ergänzt die Erzählung weiter dahin: „Ich kann aus einer mündlichen Mittheilung, die ich entweder von Chamisso oder Fouqué habe, hinzufügen, daß zur Entwickelung des Märchens wesentlich ein Spaziergang beigetragen, den beide einmal auf Fouqué's Gute Nennhausen gemacht. Die Sonne warf lange Schatten, sodaß der kleine Fouqué nach seinem Schatten fast so groß aussah als der hochgewachsene Chamisso. «Sieh, Fouqué», sagte da Chamisso, «wenn ich dir nun deinen Schatten aufrollte und du ohne Schatten neben mir wandern müßtest?» Fouqué fand die Frage abscheulich und reizte dadurch Chamisso, die Schattenlosigkeit weiter auszubeuten. Wahrscheinlich ist dieser Vorfall der Anlaß gewesen, daß Fouqué, dem Briefe an Trinius gemäß, demnächst Chamisso fragte, ob er nicht auch seinen Schatten verloren habe."

Endlich enthält ein von Fulda veröffentlichter Brief des Dichters an seinen Bruder Hippolyte vom 17. März 1821 folgende Stelle: „Schlemihl oder besser Schlemiel ist ein hebräischer Name und bedeutet Gottlieb, Theophil oder Aimé de Dieu. Dies ist in der gewöhnlichen Sprache der Juden die Benennung von ungeschickten oder unglücklichen Leuten, denen nichts in der Welt gelingt. Ein Schlemihl bricht sich den Finger in der Westentasche ab, er fällt auf den Rücken und bricht sich das Nasenbein, er kommt immer zur Unzeit. Schlemihl, dessen Name sprichwörtlich geworden, ist eine Person, von welcher der Talmud folgende Geschichte erzählt: Er hatte Umgang mit der Frau eines Rabbi, läßt sich dabei ertappen und wird getödtet. Die Erläuterung stellt das Unglück dieses Schlemihl ins Licht, «der so theuer das, was jedem andern hingeht, bezahlen muß»."

Alle Erklärungen, wie etwa die, Chamisso habe den allgemeinen Erfahrungssatz zur Anschauung bringen wollen, daß der Mensch in der gesellschaftlichen Welt sich nur durch den Besitz der nichtigsten, bedeutungslosesten Dinge Ansehen und Anerkennung verschaffen könne, sind mehr oder weniger misslungen. Er selbst ließ sich auf keine verstandesmäßige Erklärung ein. Er wolle mit der Poesie selten etwas; wenn eine Anekdote, ein Wort, ein Bild (in diesem Falle jene scherzhafte Unterhaltung mit Fouqué) ihn selber von der Seite der „linken Pfote" bewege, denke er, es müsse andern auch so gehen, und nun ringe er mühsam mit der Sprache, bis es herauskomme.

Das Märchen vom dummen Teufel, der den Schatten statt des Körpers in der Hand behält, ist ziemlich alt und schon von Theodor Körner in dem Gedicht „Der Teufel in Salamanca" mit dem Schlußvers: „Der Graf warf keinen Schatten mehr", behandelt worden. Erinnerungen an dieses Märchen mögen Chamisso durch den Kopf gegangen sein, obgleich weder er noch Hitzig ausdrücklich desselben gedenkt. Seinen ganzen Anschauungen von der Poesie nach wollte er auch in diesem Punkte keine philiströse Rechenschaft geben. Wie wahr gleichwol das Motiv in „Peter Schlemihl" ist, möge eine Anekdote beweisen, welche Arnold Ruge, der den Schatten, ihn mit einem Paß vergleichend, für das Zeugniß des Soliden nimmt, in den „Halleschen Jahrbüchern" (1840, S. 574) von einem Freunde mittheilt. Dieser habe als Student in Berlin seinen Mantel versetzt. Darauf sei eine furchtbare Kälte eingefallen und für ihn, dem nur ein Leibrock zu Gebote gestanden, nun nicht sowol der grimmige Frost als das Bewußtsein unbequem, ja drückend geworden, unter allen Bemäntelten so abenteuerlich nackt einherzugehen. Er habe sich verstohlen an den Häusern hingeschlichen und tausendmal das Versetzen seines Mantels verwünscht, ja er sei gar nicht ausgegangen als zur höchsten Noth, um nur diesem Gefühl der Unvollständigkeit und Abenteuerlichkeit zu entgehen. Gerade damals habe er sich viel mit der Deutung des Schlemihl und überhaupt mit der übeln Manier, im Kunstwerk den allgemeinen Gedanken zu suchen, herumgeschlagen, bis er eines Tages einen Freund um seinen Mantel gebeten habe mit den Worten: „Borg' mir einmal deinen Schatten", bei welchem Ausdruck ihnen beiden auf einmal die Wahrheit des Motivs im „Schlemihl" klar geworden sei.

Es war offenbar nicht gleichgültig, ob der Freund den Mantel versetzt hatte oder ob dieser ihm gestohlen worden war. Schlemihl betheuert fortwährend den Leuten gegenüber, daß er unverschuldet in seine Calamität gekommen sei; gleichwol fühlt er sich in der Hand des Teufels, weil er ihm einmal den kleinen Finger gegeben hat. Daß Chamisso den Schmerz des vaterlandslosen Dichters im „Schlemihl" nachzittern ließ, ist außer allem Zweifel, und es wäre ohne dieses der ungeheuere Erfolg, welchen die Geschichte unter den Deutschen in Nordamerika davontrug, kaum begreiflich. Bedenken wir nur, daß Chamisso mit seiner Schattenlosigkeit in dem damals entbrennenden Nationalitätskampfe keineswegs bei allen Leuten so gerechtfertigt dastand wie bei seinem Freunde Hitzig und dem „tentonischen" Fouqué, vielmehr, da er die Schmach der aus Rußland flüchtenden Franzosen nachfühlte, mancherlei Unbill zu erdulden hatte. Man wird schwerlich Wolfgang

Menzel beistimmen können, wenn er sagt, Chamisso hätte den Stoff im Geiste der alten Teufelssage durchführen und nicht in so phantastischer Willkür enden sollen. Das Ergreifende der Geschichte ist das, was im Gemüth Schlemihl's vorgeht. Die Siebenmeilenstiefeln, mit denen er die Erde vom Nordpol bis zur Südsee ausschreitet, tragen ihn aus dem Bereiche menschlichen Mistrauens und menschlicher Kleinlichkeit hinaus und befreien ihn von dem Fluche einer unbedachten und abgebüßten That. Allerdings verkörperte sich in ihnen ein Wunsch des Dichters, eine merkwürdige Vorahnung.

Nach vielem Herumtasten war er endlich Naturforscher geworden und fand wie Schlemihl in dem exacten Erkennen seinen Trost. Ein Jahr vor Abfassung des „Schlemihl" schrieb er an de la Foye: „Mir ist das müßige Construiren a priori und Deduciren und Wissenschaftaufstellen von jedem Quark und Haarspalten zum Ekel geworden; leben will ich meiner Ethik — folge ich meiner Nase nach und bin fromm und gut, wird mir Gott schon die vielen Wörte schenken und sich mit mir erbarmen. Der Wissenschaft will ich durch Beobachtung, Sammeln und Vergleichen mich nähern. Vergessen habe ich schon, daß ich je ein Sonett geschrieben — Gott verzeihe mir meine Sünden."

Diese Studien und die schöne Schuld seines Kosmopolitismus wurden ihm erleichtert, als er (1815) zum Naturforscher für die von dem Grafen von Romanzow ausgerüstete Entdeckungsreise in die Südsee und um die Welt ernannt worden war. Das schien in der That die natürliche Bahn desjenigen zu sein, der der Geburt nach ein Franzose, der Sprache, dem Sinne, der Bildung nach ein Deutscher war. Nun kam er aus der Trübsal heraus, die er humoristisch so besungen hat:

Das ist die schwere Zeit der Noth,
Das ist die Noth der schweren Zeit,
Das ist die schwere Noth der Zeit,
Das ist die Zeit der schweren Noth.

Nun machte er auch sehr bald die Entdeckung, daß er die Fähigkeit besitze, überall und sehr rasch sich heimisch zu fühlen, und daß gleichwol seine wahre Heimat Berlin sei mit seiner Universität und dem Freundeskreise, den er dort zurückgelassen hatte. Reiche Schätze an Pflanzen und an Erfahrungen brachte er nach drei Jahren mit zurück:

Und keines von den Ländern allen
Hat wie das deutsche mir gefallen,
Und das war meiner Reisen Frucht,
Daß mir gefiel die deutsche Zucht.

Natürlich floß auch seiner poetischen Anschauung auf dieser Weltreise reichlicher Stoff zu, und sein bestes Gedicht: „Salas y Gomez", wäre ohne sie wahrscheinlich nicht entstanden. Nun war er über den Berg; vor dem in sich gefestigten Manne breitete sich sehr bald ein stilles, friedliches Gefilde aus, das bis ans Ende seiner Tage mit kurzen Unterbrechungen sich kaum veränderte, ja noch lieblicher wurde, als seine Gesänge Widerhall fanden und auf jeden verkauften Uhland ein halber Chamisso kam.

Ueber die letzten 20 Jahre können wir uns kürzer fassen. Als Schlemihl die Siebenmeilenstiefeln abgelegt hatte, bekam er von einem gütigen Geschick auch seinen Schatten wieder. Dreifach sogar, wie Hitzig in einem Gedicht ausführt; zuerst den Schatten des Preußenaars, der seine Flügel über ihn breitete, dann den jener alten Bäume, zu deren Hütern er mit bestellt war (als Adjunct des Botanischen Gartens in Berlin) und als dritten endlich Antonie Piaste, Hitzig's Pflegetochter, die als sein treues Weib bis zu ihrem Tode (1836) ihn nicht wieder verließ. Mit erweiterten Sinnen schickte er sich in seine neue wissenschaftliche Thätigkeit, aber auch mit dem alten, guten Herzen; die ganze Weltumsegelung war ihm eine lustige Anekdote, nur manchmal langweilig erzählt — und weiter nichts! Was seine Frau betrifft, so hatte er mit dem Verstande die um die Hälfte der Jahre Jüngere gewählt und ihr Bild mit dem Herzen erfaßt, er hatte wirklich „sich nach einem Plane verliebt".

Im Jahre 1823 machte er eine Studienreise nach Greifswald, um daselbst barometrische Messungen anzustellen. Im Jahre darauf gründete Hitzig die Mittwochsgesellschaft, deren eifriges Mitglied neben Alexis, Holtei, Curtius, Varnhagen, Wilhelm Müller, Fouqué, dann Immermann, Eichendorff, Simrock, Kugler u. a. Adelbert Chamisso war. Seine Thätigkeit wandte sich mehr dem königlichen Herbarium und der Bearbeitung seiner Pflanzen für die Schlechtendal'sche „Linnaea" zu. Das Jahr 1825 rief ihn noch einmal zu seiner Familie nach Paris. Es handelte sich nämlich um 100000 Frs., die für ihn bei der Commission zur Regulirung der Entschädigungsgelder für die Emigranten liquidirt waren. Das Verwaltungsgericht sprach diese Summe zwar nicht ihm direct, weil er nicht mehr Franzose war, aber doch seiner Familie zu, wodurch seine Anwälte zu seinen Richtern geworden waren. Wie unser Schlemihl damals über seinen Schatten dachte, über sein Verhältniß zu Deutschland gibt uns eine Stelle aus einem Briefe an seine Frau den besten Aufschluß:

„«Findest Du noch alles besser dort wie bei uns?» Laß einen gutmüthigen Vergleich Dich nicht verdrießen. Hätte ich je alles in Frankreich besser gefunden als in Deutschland, so würde mich nichts vermocht haben, die Heimat, die die Natur mir gab, mit einer andern, selbstgewählten zu vertauschen. Deutscher Volksthümlichkeit hat sich das Tiefere, Heiligere in mir zugewandt; so bin ich durch Sprache, Kunst, Wissenschaft, Religion ein Deutscher. Aber dem Manne, der viele Städte der Menschen gesehen und Sitten gelernt hat, ziemt am besten, nachdem er eine Wahl getroffen hat, ein freier Blick und ein freimüthiges Urtheil, und so mag ich wol vieles in Deutschland tadeln, wie ich auch in Frankreich vieles loben muß. Wollt mich nicht zu einem gemeinen Berliner machen, und laßt es Euch genügen, daß ich ein Berliner bin. Ich darf sagen: ich habe es bewiesen."

Noch im Jahre 1827, da „Das Schloß Boncourt" entstand, sah er sich als Dichter keineswegs für voll an. Erst seit dem folgenden Jahre wächst ihm der Poetenmuth und der Glaube, daß er ein deutscher Dichter sei. Allgemeine und verdiente Bewunderung fand sein „Salas y Gomez", welches Gedicht zuerst (1830) im Wendt'schen „Musenalmanach" erschien. Im Jahre 1833 gab er eine Reihe erzählender Gedichte in Terzinenform heraus; von da ab datirt auch die Redaction

des „Deutschen Musenalmanachs", in die er sich bis 1836 mit Gustav Schwab, dann mit Gaudy theilte. „Mein alter Freund", schreibt er an Fouqué, „man mag die Katze werfen, wie man will, sie fällt doch immer wieder auf die Beine. Mit einem Musenalmanach bin ich aus der Wiege gestiegen und muß nun mit einem Musenalmanach mich zum Abwärtssteigen anschicken."

Bei seiner naiven Unbefangenheit hatte er an seinen Erfolgen die unverhohlenste Freude: so ließ er sich gern von zarten Frauenhänden Locken aus dem zuweilen bedenklich nach Taback riechenden Haar schneiden und erzählte heiter, daß man seine Gedichte in Schulen declamire. Zwischen den beiden alten Männern Hitzig und Chamisso bestand ein poetischer Stoffverkehr der seltensten Art. Unser Dichter erblickte in den modernen gesellschaftlichen Einrichtungen nur lästige Fesseln; sein Ideal war, in heißen Sommertagen im eigenen Garten nackt mit der Pfeife im Munde herumspazieren zu können, und auf seiner Weltreise hat er auch oft mit Insulanern gelebt als ein Eingeborener. Ganz ein Mann der Natur, hatte er einen sehr lebhaften Sinn für das Außergewöhnliche. Die Welt der Naturvölker interessirte ihn fast mehr als unsere europäisch civilisirte. Aus alledem erklärt sich die Seltsamkeit seiner Stoffe, besonders in den erzählenden Dichtungen. Gleichwol war er verständig genug, Freiligrath zu warnen, daß dieser es ihm in der Bevorzugung des Graulichen und Schrecklichen nicht nachthun möge. Hitzig aber war ein für allemal beauftragt, alles, was ihm bei der Redaction seiner criminalistischen Zeitschriften und sonst Poetisches aufstieß, dem Freunde zuzutragen. Chamisso, vorbeigehend an dem Fenster des parterre wohnenden Criminaldirectors, klopfte ihn gewöhnlich vom Schreibtisch und den Acten auf, mit den Worten: „Vater Ede, gib Stoff, ich bin abgebrannt", und dann erzählte dieser, was er wußte. Selten haben Dichter das Glück, einen solchen getreuen Famulus zu finden, wie es Hitzig war. Soll derartiger Umgang wirklich befruchtend auf das poetische Schaffen des dichtenden Freundes wirken, so muß der andere selbst rein sein von literarischen Sünden; bescheiden, um sich nie aufzudrängen, aber auf dem Platze, wenn man ihn braucht; immer liebenswürdig und um alles in der Welt nicht eitel; nicht verblendet von den Leistungen des Freundes, sondern scharf und klar dessen eigenste Sphäre und seine Fehler erkennend; begeistert für seine Ideen und doch praktisch ihn am Boden des realen Lebens festhaltend. Solch ein Mann war Hitzig, der als „getreuer Eckart" unserer Literatur neben Chamisso auch Zacharias Werner und E. Th. A. Hoffmann biographische Denkmäler gesetzt hat.

Mit dem Zeitpunkte, als Chamisso selbst die ihm zusagende praktische Lebensthätigkeit ergriffen hatte, war er aus der Sphäre der Romantik herausgetreten. Jene Periode, da er schon alt mit verjüngtem Herzen zum Dichter zu reifen begann, reichte in die Zeit des Jungen Deutschlands hinein. Von seiner Jugend Tagen her hatte er sich die Vorliebe für die alte Sage, das Volkslied und den volksmäßigen Ton bewahrt, den er besonders in den Werken Uhland's und Béranger's hochschätzte. Aber alle nebeligen und schwebeligen Redensarten und das „sonettisch Schreiben", wie er sich ausdrückte, waren ihm so verhaßt, daß er leicht den Mangel an Poesie in einem Gedicht, wenn es nur klar und leicht verständlich war, übersehen konnte. Die Romantiker bauschten ihre Komödien und Romane zu Welt-

begebenheiten auf, während das Junge Deutschland die großen Weltereignisse in einem Witzwort aufzufangen und die Tagesinteressen abzuhandeln trachtete, wo es nur ging, am liebsten in poetischen Werken. Chamisso hatte weder mit der einen noch mit der andern Richtung vieles gemein. Der Bildungsnebel, der ihn in seiner Jugend umgeben hatte, schlug zum Boden nieder und befruchtete auf seinem Lebenswege das Studium der Gräser und Pflanzen. Obgleich er an dem Leben seiner Zeit den lebhaftesten Antheil nahm, insbesondere die Begebenheiten in Frankreich vor und nach der Julirevolution aufmerksam verfolgte und das erste Dampfroß als Zeichen einer neuen Aera begrüßte, war ihm doch das jungdeutsche Vermengen von Politik und Aesthetik zu unwahr und erkünstelt.

Glut der Leidenschaft und hohen Flug der Phantasie treffen wir nicht bei ihm an, dafür aber warme Empfindung, scharfe Beobachtung der Seelenzustände und einen wehmüthigen, noch öfter beißenden Humor. Stoffe zu erfinden war nicht seine Sache, wohl aber, die gegebenen poetisch zu gestalten. Zuweilen kommt er Goethe nahe, wenn er in einer schlicht vorgetragenen Begebenheit die Empfindungen der auftretenden Personen widerspiegelt; selbst eine einfache Anekdote weiß er poetisch anzuhauchen, sobald er sie in Verse bringt. „Salas y Gomez" beweist, daß der heitere Dichter der tragischen Geschichte „Der Zopf der hängt ihm hinten" das Tragische eines Stoffes auch wirklich herauszuarbeiten vermochte. Für das Specifische seiner Befähigung, ein Motiv poetisch so zu gestalten, daß es „herauskommt", wie er sagte, kann als das beste Beispiel gelten, wie er auf der „Letzten Schiefertafel" den Vergleich zwischen der brütenden Geduld des auf kahlen Felsengipfel verschlagenen Greises und den stürmischen Hoffnungen des Jünglings durch den Gegensatz von Träumen und Wachen einführt:

Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen,
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher wilder Knabe,
Ich seh' dich an und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren;
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!

Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret!
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen.

In einem eigenhändigen Schreiben des geistreichen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen an Chamisso vom 16. Mai 1836 heißt es unter anderm:

„Wo haben Sie das Goethe'sche Deutsch her? Manche Franzosen haben wol ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend Einer es den Besten gleich und darüber hinaus gethan in der Sprache. — Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten sind keine welsche, sondern echt national, und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht — ich wollte, Sie hätten ihn zerdeutscht! Ihre Strophen an Boncourt möcht' ich singen hören! schon beim Lesen gehen Einem die Augen über und man gibt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Ackerer auf der theuern Stelle zurufen . . ."

Vollauf verdient hat er sich diesen Segen durch die Vornehmheit seiner Gesinnung, die ihn als Dichter und Mensch eigen war, mochte ihm auch die äußere vornehme Form gänzlich abgehen. Sein Charakter war im Grunde ehrenfest und tüchtig. Tüchtigkeit galt ihm als das zuverlässigste Gut, und in seinem Testament rieth er seinen Söhnen, diese vor allem sich zu erwerben. Er hatte sogar nichts dawider, wenn der eine oder der andere, im ganzen hatte er sieben Kinder, zu bürgerlichem Gewerbe übergehen wolle; die Zeit des Schwertes sei abgelaufen, und die Industrie verlange in der Welt, wie sie werde, Macht und Adel. Auf jeden Fall besser ein tüchtiger Arbeitsmann als ein Scribler oder Beamter aus dem niedern Trosse.

Die Welt, in der er geboren und erzogen worden, war eine andere als die, in welcher er den größten Theil seines Lebens verbrachte und sein Haupt zur Ruhe neigte (am 21. Aug. 1838). Immer aber ist er, wie gesagt, geblieben, der er war: „ein Kind — ein Narr."

Directe oder indirecte Steuern?

Eine statistische Parallele.

I.

Die Steuerreformfragen im Deutschen Reiche und in seinen Einzelstaaten beschäftigen seit einer Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Körperschaften, der Regierungen, des politisirenden Publikums: aller Wahrscheinlichkeit nach wird dieses auch noch eine fernere Reihe von Jahren der Fall sein. In dem Wirrwarr der praktischen Einzelfragen ein gewisses Maß von Klarheit über die leitenden Gesichtspunkte zu erlangen, eine principielle Anschauung der vorhandenen Einrichtungen und ihrer Besserungsfähigkeit zu gewinnen, wird hierbei immer ein Bedürfniß bleiben. Denn alles Einzelne wird erst durch den Zusammenhang mit den allgemeinen Gründen verständlich, wird auf diese Weise erst für eine rechte Reform zubereitet. Erst unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten wird auch die Vergleichung mit den bestehenden Steuerverhältnissen des Auslandes, welche hier gegeben werden soll, den thatsächlichen Bestand der fremden Gesetzgebungen flüssig machen und fruchtbar werden lassen für die heimischen Verhältnisse. Der Gegensatz, in welchem am häufigsten sich die heutige Discussion über Steuerfragen zusammenfaßt: directe oder indirecte Steuern, der Gegensatz, welcher auch die Ueberschrift dieses Artikels bildet, läßt sich nur auf solche Art hinreichend würdigen.

Im Folgenden wollen wir daher zuerst eine möglichst gedrängte Darstellung der in der deutschen Wissenschaft gegenwärtig herrschenden Ansichten von dem Wesen der Steuern und ihrer Gestaltung geben, alsdann einen Ueberblick über die Steuersysteme der hauptsächlichen Staaten des Auslandes.

Gleich an der Schwelle der heutzutage üblichen Erörterungen über Steuerreform ist ein principielles Misverständniß aus dem Wege zu räumen. Sie alle nämlich pflegen, wenigstens in demselben Maße, als sie den Charakter liberaler Gesinnung für sich in Anspruch nehmen, die „Steuerreform" zu identificiren mit einer Steuerentlastung, mit einer absoluten Verminderung der Steuern. Sie alle pflegen davon auszugehen, daß die Steuern selbstverständlicherweise ein Uebel sind, das auf ein mindestes Quantum zu beschränken sei, weshalb derjenige Staat, diejenige Gemeinde die glücklichsten seien, welche am wenigsten Steuern haben.

Dieses ist richtig nur insoweit, als es überhaupt ein Uebel ist, daß die meisten Dinge, deren wir bedürfen, Geld kosten, daß wir unsere Wohnung, Nahrung, Klei-

dung u. s. w. bezahlen müssen, als es ein Uebel ist, daß wir nicht im Paradiese leben, sondern im Schweiße unsers Angesichts unser Brot erwerben müssen; worüber bekanntlich Geschichte und Ethik eine Ansicht haben, die mit der wirklichen Welt versöhnt. Sobald man aber diese wirkliche Welt einmal als das Nothwendige und Vernünftige anerkennt, kann es sich nicht mehr darum handeln, den wirthschaftlichen, d. h. entgeltlichen, Charakter aller der Dinge, die wir brauchen, in Frage zu ziehen, sondern lediglich darum, das Gleichgewicht zwischen diesen Dingen und den Mitteln für ihre Befriedigung im Auge zu behalten. Nun ist es eine Thatsache gerade unsers Zeitalters, mit seinen Erfindungen, seinen Verkehrsmitteln, seiner Production und Productivität, mit seinen politischen und socialen Ideen, daß der Umfang menschlicher Bedürfnisse in allen Schichten der Bevölkerungen bedeutend zugenommen hat; daß theils höhere Ansprüche der Gesittung, theils die gesteigerte Zusammendrängung der Menschen, theils die leichtern Mittel der Befriedigung, theils der größere Wohlstand, theils die nach oben hin drängenden Triebe in allen Schichten der socialen Pyramide, und mancherlei anderes sonst, in den verschiedenen Klassen und Ständen eine vorwärts schreitende Bewegung der Bedürfnisse hervorgerufen haben, welche im großen Ganzen erfreulich, im Einzelnen vielfach bedenklich sein mag. Dieses ist eine Bewegung, welche ebensowol in den öffentlichen Haushaltungen wie in den privaten vor sich geht; und die öffentlichen Haushaltungen sind ja eben nur die eine der beiden Kategorien von Anstalten, durch welche die mannichfaltigen Bedürfnisse eines Volkes befriedigt werden. Parallel den erhöhten Ansprüchen an Lebensgenuß und Bildung, welche durch die Anstalten des privaten Verkehrs sich befriedigen lassen, gehen diejenigen erhöhten Ansprüche materieller und ideeller Art, für deren Befriedigung die politischen Verbände der Gemeinde, des Bezirks, der Provinz, des Staates, des Reiches zu unserer Verfügung stehen. Gerade auch in diesen hat in allen Culturländern der Gegenwart dasjenige, was die Menschen an bessern Straßen und andern öffentlichen Bauten, an Schulen, Armenpflege, Polizei u. s. w. beanspruchen, eine Steigerung erfahren, welche freilich, gleich allem Guten im Leben, den einzelnen Menschen sehr bald gewohnt und selbstverständlich erscheinen mag, welche aber um nichts weniger Geld kostet und zwar regelmäßig derartige Summen, daß sie sich in ganz kolossalem Maße über das in frühern Menschenaltern Gewohnte erheben.

Zu den erhöhten Ansprüchen ideeller Art, welche das deutsche Volk durch sein modernes Staatswesen, im Gegensatz zu frühern Zeitaltern, befriedigen will, gehört ganz vorzugsweise die Einheit, und zwar die durch Macht gesicherte Einheit des deutschen Vaterlandes. Sie kostet neben anderm auch viel Geld; aber dieses ist der Preis, welcher gezahlt werden muß, wenn man jene Einheit ernstlich haben will.

Nur dann, wenn die begründete Ueberzeugung vorhanden ist, daß bestimmte Ausgaben überflüssige sind gegenüber dem wirklich bestehenden Bedürfnisse, oder daß die Befriedigung gewisser Bedürfnisse überhaupt falsch ist, wenigstens unter den gegebenen Umständen, bei dem Maße der verfügbaren ökonomischen Mittel, nur dann hat der Widerspruch gegen die öffentlichen Mittel, welche Staat und Gemeinde von ihren Bürgern verlangen, einen richtigen Grund. Ist das aber nicht der Fall, so bedeuten die Klagen nichts weiter als jenen freilich nur zu sehr

verbreiteten Mangel an ökonomischer Cultur, vermöge dessen man immer klagt, so oft man irgendeine Ausgabe, auch die nothwendigste und berechtigtste, zu machen hat. Das geschieht ja denn wol in gleicher Weise bei den Ausgaben für den Schneider und Schuster wie bei den Steuern und hat seine Beruhigung in allgemein ökonomischen Einsichten, in ökonomischer Zucht überhaupt zu suchen, nicht in den besondern Schwierigkeiten des Gegenstandes, welcher uns hier beschäftigt.

Indessen, ist nicht die Abneigung wider die Steuerzahlung in der That verbreiteter als jene allgemeine ökonomische Unart? Gibt es nicht eine Menge von Menschen, welche mit der vollkommenen Einsicht in deren Nothwendigkeit und Angemessenheit ihre Schneiderrechnung, ihren Wohnungszins u. s. w. pünktlich bezahlen, dagegen sehr unwirsch werden, wenn der Mann mit dem Steuerzettel sich meldet? Unleugbar, ja! Und es läßt sich das leicht erklären. Die Gewöhnungen unsers öffentlichen Lebens sind noch viel zu neu, sie knüpfen heute noch viel zu unmittelbar an die Ueberlieferungen des alten Polizeistaates an, es gehört eine weit längere Erfahrung und Schulung im öffentlichen Leben dazu, bis die Vorstellung von dem Wesen der öffentlichen Verbände, von der großen Nothwendigkeit des Staates, der Gemeinde u. s. w. in Fleisch und Blut aller Bürger übergegangen ist, bis sich jene alte Vorstellung des ancien régime verliert, nach welcher der einzelne Mensch einen feindlichen Gegensatz zwischen sich und dem Staate empfand. Erst wenn das Bewußtsein der Einheit von Mensch und Staat in ganz anderm Umfang als gegenwärtig eingedrungen sein wird in die große Mehrzahl der Bürger, erst wenn dem sinnlichen Verstande derselben dieser abstracte Begriff ein lebendiges Wesen geworden: erst dann wird auch das entsprechende Bewußtsein von der Berechtigung und Nothwendigkeit des Steuerthalers kommen, welches jetzt noch fehlt; erst dann wird der Irrthum schwinden, welcher es veranlaßt, daß es so viele ehrliche Leute gibt, die zwar niemals einen einzelnen Mitbürger betrügen — denn er ist ein leibhaftiges Wesen —, aber um so leichtern Herzens Staat und Gemeinde betrügen.

Derartige Betrachtungen, und es sind hier nur kurze Andeutungen gegeben, müssen vorangehen, wenn man von den Steuern und ihren Arten reden will. Sie hängen zusammen mit den landläufigen Klagen über den Steuerdruck. Denn dieser Druck ist natürlich nicht eine bestimmte physische Belastung der wirthschaftlichen Tragkraft, welche die Bürger in Gemeinde und Staat besitzen, sondern sie ist eine mehrfältig zusammengesetzte moralische Thatsache, welche nicht blos auf einem gewissen Maße der geforderten ökonomischen Opfer, sondern namentlich auch auf den damit verbundenen psychologischen Vorgängen beruht, die nun so oder so geartet sein mögen. Dieselbe Summe, welche der einzelne zahlt, drückt ihn offenbar mit sehr verschiedener Stärke, wenn er sie freudig darbringt, durchdrungen von ihrem Zweck und von ihrer Unentbehrlichkeit für diesen Zweck, als wenn er sie ohne solches Bewußtsein zahlt. Sie drückt ihn mit verschiedener Stärke, je nach dem Grade seiner Opferwilligkeit für öffentliche Angelegenheiten; sie drückt ihn aber auch verschieden, je nachdem seine Wirthschaftlichkeit entwickelt ist, je nachdem er gewohnt ist, Einnahmen und Ausgaben in geregelten Zusammenhang zu bringen.

Namentlich aber Eins! „Nicht was ein Mensch äußerlich besitzt oder entbehrt“,

sagt Thomas Carlyle, „macht sein Glück oder Elend aus: Nacktheit, Hunger, Leiden aller Art, der Tod selbst sind freudig ertragen worden, wenn es mit dem Herzen recht stand: das Gefühl der Ungerechtigkeit ist es, was allen Menschen unerträglich ist."

Und was ist das Gerechte in der Besteuerung? Mit dieser Frage hat sich gerade in den letzten Jahren die deutsche Fachwissenschaft, lebhaft angeregt durch die praktischen Reformfragen, eingehend beschäftigt.*) Auch die alte Streitfrage: ob directe oder indirecte Steuern? hängt eng hiermit zusammen, indem seit hundert Jahren und länger den indirecten Steuern vorgeworfen wird, daß sie vor allen Dingen ungerecht seien, weil sie das Geld der Bürger nehmen, wo sie es finden, nicht aber nach dem Princip der Gerechtigkeit vertheilt sind.

Worin besteht nun die gesuchte Gerechtigkeit, und wie verhalten sich zu dieser Frage die Gesetzgebungen der verschiedenen Länder in der Gegenwart? Nach dem oben Bemerkten wäre, gegenüber dem bisher vorhandenen Mangel an Verständniß für die Nothwendigkeit der Steuern, schon mit der dürftigen Begründung derselben, welche sie aus lediglich egoistischen Gesichtspunkten erklärt, ein Erhebliches gewonnen. Es wäre viel damit erreicht, wenn alle Bürger unserer öffentlichen Gemeinwesen von der Ueberzeugung erfüllt wären, daß für die unmeßbaren Wohlthaten, die der Einzelne dem Staat und einer civilisirten Gesellschaft verdankt, jeder Einzelne seinerseits zu entsprechenden Opfern verpflichtet sei. Ja selbst damit wäre schon viel erreicht, daß alle wenigstens überzeugt wären, wie sie für die Kosten und Vortheile, die sie verursachen und genießen im staatlichen Verbande, auch entsprechende Gegenleistungen schuldig sind: denn selbst diese Einsicht fehlt ja noch vielfach. Und freilich ist dieser letztere Standpunkt dürftig genug, reicht keineswegs an die Gesammtheit der Opfer heran, welche der moderne Staat von seinen Bürgern fordert. Eine solche Vortheils- und Kostenausrechnung vermag nämlich gerade für die wichtigsten staatlichen Aufgaben keine Begründung abzugeben; sie paßt nur für einzelne und zwar secundäre Verrichtungen von Staat und Gemeinde, wie Post und Telegraph, wie Gas- und Wasserwerke u. dgl. m. Schon bei dem allgemeinen Nutzen, welchen die Post für den Staat, die Wasserwerke für die Gemeinde bringen, unabhängig von der privaten Benutzung durch die einzelnen Bürger, zeigt sich die Schwierigkeit, Kosten und Vortheile für die Bürger auszurechnen. Man hat wol in früherer Zeit versucht — und diese Ansicht ist dann gelegentlich und nicht selten wieder aufgetaucht — den ganzen Staat als eine Versicherungsanstalt aufzufassen, sodaß die Steuer einer Assecuranzprämie gleichzusetzen wäre und die Gesammtheit dieser Assecuranzprämien die Kosten zu decken hätte für die Sicherung der im Staate lebenden Personen und Sachen; aber solcher Auffassung widerspricht der wirkliche Staat bei allen civilisirten Nationen ganz und gar. Wollte man nämlich nur den einen Zweig in den Verwaltungsaufgaben dieses wirklichen Staates als

*) Es sei hier statt einer längern Aufzählung der Literatur namentlich verwiesen auf die kürzlich veröffentlichte „Allgemeine Steuerlehre" von Adolf Wagner. Sie bildet den sechsten Band des von Wagner bearbeiteten oder vielmehr neugearbeiteten Rau'schen „Lehrbuch der politischen Oekonomie", den zweiten Band der „Finanzwissenschaft" (Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1880).

vorhanden sehen und die andern übersehen, den einen Zweig, welcher für diese Ansicht allein existirt, nämlich die Rechtspflege, die Sicherung der Rechtsordnung durch Gericht, Polizei, Militär: so würde sich dennoch schon hierbei ergeben, daß ja dieser Rechtsschutz sich nicht auf Dinge von ökonomischem Werthe beschränkt, welche man versichert, wie man es bei einer Assecuranzanstalt gewohnt ist, sondern daß es hierbei sich ebenfalls und vor allem um die Gesammtheit des nationalen Lebens handelt, um das Vaterland, die Sprache, Sitte, die nationale Freiheit. Ja welche wunderliche Assecuranz wäre das, welche durch die „allgemeine Wehrpflicht" aller Staatsbürger das Leben dieser Versicherten selber einsetzt im Interesse der Versicherung!

Und nun vollends jene Kategorien von staatlichen und communalen Thätigkeiten, welche, wachsend an Umfang und Bedeutung gerade in den heutigen Staaten, ganz und gar darauf angelegt sind, daß die zu Opfern ökonomisch Befähigten diese bringen sollen für die dürftigen Mitglieder, wie es der Fall ist bei der öffentlichen Armenpflege, wie es der Fall ist bei der unentgeltlichen oder beinahe unentgeltlichen Volksschule. Es wäre eine nicht blos sehr cynische, sondern eine dem historischen Gange der Gesetzgebungen und den vorherrschenden Gesinnungen schnurstracks widersprechende und obenein logisch falsche Ansicht, welche die Opfer für diese Zwecke als Assecuranzprämie der Wohlhabenden und Reichen gegen einen socialen Umsturz betrachten wollte. Thatsächlich sind dieses Pflichten des modernen Staates, welche als Bewährung christlicher Nächstenliebe aus der mittelalterlichen Kirche in den Staat der Neuzeit mit seinen erweiterten Zwecken übergegangen sind.

Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß in jenen einzelnen Arten von Fällen, in welchen Staat und Gemeinde dem einzelnen Bürger besondere Vortheile gewähren und dieser einzelne ihnen besondere Kosten verursacht, auch eine besondere Vergütung neben den allgemeinen Steuern platzgreife: dieses geschieht durch die „Gebühren" (im wissenschaftlichen Sinne), welche sich an die Rechtspflege, Polizei u. s. w. knüpfen; dieses geschieht durch die besondern „Beiträge", welche etwa bei Deichverbänden, Straßenanlagen u. dgl. die davon besondern Vortheil ziehenden Grundeigenthümer zu leisten haben. Aber diese individualistischen Zahlungen stehen in zweiter Reihe neben den allgemeinen Steuern.

Es bleibt hiernach als Grundsatz der Besteuerung, unter dem in den letzten Zeilen angedeuteten Vorbehalt, nur bestehen die allgemeine staatsbürgerliche Verpflichtung, die Nothwendigkeit, daß jedes einzelne Mitglied der Gemeinschaft eintrete für das Ganze, das ja aus lauter solchen Einzelnen besteht. Wären alle Bürger gleich an wirthschaftlichen Kräften, an Einkommen und Vermögen, wären ihre persönlichen Umstände, ihre Familienverhältnisse, kurz und gut alles was von irgendeinem Einfluß auf ihre Steuerfähigkeit sein kann, gleich, so wäre es sehr einfach, den Steuerbedarf auf die einzelnen zu vertheilen. Man hätte von jedem Bürger für Staats- und Gemeindehaushalt einen absolut gleichen Betrag zu erheben, der sich aus der Division der Kopfzahl der Bürger in die Summe des Gesammtbedarfs ergäbe. Da dies nicht und niemals der Fall ist, noch sein wird, so folgt die schwierige Aufgabe, die verschiedenen einzelnen Bürger nach ihrer verschiedenen Leistungsfähigkeit zu fassen. Es ergibt sich das Princip der sogenannten

Leistungskraft: schon Aristoteles hat dasselbe aufgestellt, und ihm sind seit dem 16. Jahrhundert eine lange Reihe von Staatsrechtslehrern und Kameralisten darin gefolgt. Die Kirche hat denselben Grundsatz für die von ihr erhobenen Steuern in frühern Jahrhunderten ausgesprochen; neuerdings haben die zahlreichen Verfassungsurkunden seit der großen Französischen Revolution in den einzelnen europäischen Staaten das Gleiche gethan.

Daraus entsteht nun allerdings das schwierige Problem, für jeden Staat diese verschiedene Steuerkraft der Bürger gerecht zu fassen, d. h. derart, daß jeder Bürger den gleichen Druck wie jeder andere Bürger erfahre: ein Ideal, welchem man nachstreben soll, welches aber natürlich bei der Tausendfältigkeit der individuellen Zustände in der Wirklichkeit unerreichbar ist.

Diese Unerreichbarkeit des Ideals muß man sich gegenwärtig halten, um bei den einzelnen praktischen Steuerfragen nicht Maßstäbe anzulegen, welche für die Wirklichkeit überhaupt versagen. Hier liegt ein Hauptirrthum des Radicalismus, welcher seit einem Jahrhundert in seinen politischen Programmen (so heutzutage noch in den Programmen der Socialdemokratie und der Deutschen Volkspartei) an die Stelle der verhaßten indirecten Steuern und aller andern Steuerarten die eine Einkommensteuer setzen will als die einzige und ausschließlich gerechte Art der Besteuerung, dabei aber, neben andern wichtigen Dingen, auf die wir zu sprechen kommen, gänzlich übersieht, daß Einkommen und Steuerkraft weit davon entfernt sind, identisch zu sein.

Aus dem Princip der Besteuerung nach der Leistungskraft ergibt sich zuvörderst der Grundsatz der progressiven Besteuerung im weitesten Sinne des Wortes. Das bedeutet: es ist eine augenscheinliche Folgerung aus dem Princip gleicher Belastung der verschiedenen Steuerkraft der Einzelnen, daß derselbe Procentsatz für das kleine Einkommen eine schwerere Last ergibt als für das große Einkommen, daß beispielshalber 30 Mark Steuer auf ein Einkommen von 1000 Mark viel schwerer drücken als 300 Mark Steuer auf ein Einkommen von 10000 Mark. Daher eine aufsteigende Scala im Procentsatz. Aber welche? Welchen Spielraum soll diese Progression haben, wie weit soll sie sich erstrecken? Bekanntlich knüpfen sich hieran Besorgnisse und Misverständnisse, welche den Gedanken der Progression als eine einfache Consequenz aus dem Princip der Besteuerung nicht fassen. Daß die Progression folgerichtig bei der Confiscation des großen Einkommens und Vermögens anlangen muß, weil ja bei stetig wachsendem Procentsatz das größte Einkommen den höchsten Procentsatz (also gleich 100 Proc.) tragen müsse, ist eine öfters gehörte Einwendung, welche indeß nur den äußerlichen Betrachter besticht, nicht das Wesen der Sache trifft. Denn in dem rohen Sinne kann freilich die Progression nicht gemeint sein, daß sie die Thatsache der Verschiedenheit socialer Schichten aufzuheben berufen wäre, daß sie dem großen Vermögen und Einkommen den Krieg zu erklären, daß sie die Wirklichkeit des privaten Eigenthums und der darauf gebauten privaten Existenzen zu nivelliren hätte. Dieses sind vielmehr Realitäten, welche die Besteuerung nicht zu ändern hat; ihr Ziel kann es nur sein, in möglichster Uebereinstimmung mit den gegebenen Gesinnungen, dem gegebenen Maße von Eigennutz und Aufopferung, den Druck

für die individuellen Kräfte zu bemessen. Ziffermäßig scharf wird sie das überhaupt niemals können; aber alle gesetzlich normirten Zahlengrößen sind weit davon entfernt, der strenge zutreffende Ausdruck der Gerechtigkeit zu sein: im Strafgesetzbuch ist offenbar keine der Strafbemessungen irgendwie eine mathematisch nothwendige Größe, welche in einem strengen Zusammenhange stünde mit der Art des Verbrechens, wofür die Strafe normirt ist: sondern es wird irgendeine ungefähre Grenze gezogen und in Ziffern bestimmt, weil irgendeine sichere Bestimmung für die Rechtspflege wünschenswerther ist als gar keine Norm. Ebenso in der Besteuerung. Auch ist es natürlich nicht richtig, etwas für alle Zeiten und Verhältnisse gleichmäßig Gültiges, eine absolute Norm der Progression als Ziel anzustreben: so etwas gibt es nicht; vielmehr steht jede Bemessung im Zusammenhang mit den besondern Verhältnissen von Land und Zeitalter, von Staatsverfassung, socialer Entwickelung u. s. w. Egoismus oder Gemeinsinn, Engherzigkeit oder Vaterlandsliebe, staatsbürgerliche Roheit oder Cultur werden je in verschiedenen Stadien der Geschichte, je in verschiedenen Staaten auch verschiedene Gestaltungen der Steuerprogression zur Folge haben, und niemals kann dasjenige, was gerade irgendwo in irgendeinem Augenblicke besteht, als das allein Richtige angesehen werden. Wie es sich hierbei auf der einen Seite um die Pflichten des größern Wohlstandes und Reichthums für die öffentlichen Lasten handelt, wie von dem heute Vorhandenen aus in dieser Hinsicht noch vieles sich ändern kann, so ist auf der andern Seite den von unten heraufstrebenden und heraufdringenden Elementen der Demokratie und der socialen Demokratie das eine Sittengesetz des Staatslebens entgegenzuhalten, daß der Einfluß auf die staatlichen Angelegenheiten nicht ein Mittel sein soll, die Lasten des Gemeinwesens von sich abzuwälzen, sondern daß man nach dem Maße der politischen Macht auch verpflichtet ist, Opfer zu tragen.

In der finanzwissenschaftlichen Literatur hat bereits im Jahre 1722 der brandenburgische Rath Karl die progressive Einkommensteuer vertheidigt in seinem „Traité de la Richesse des Princes et de leurs États"; nach dessen Vorschlägen hat dann im Jahre 1766 ein anderer brandenburgischer Rath, von der Lith, ähnliche Projecte gemacht, hat nicht nur den (ganz neuerdings unter andern im Einkommensteuergesetze des Cantons Bern verwirklichten) Vorschlag einer Ermäßigung der Abgaben wegen zahlreicher Familie damit verbunden, sondern ist namentlich auch so weit gegangen, die Progression behufs Verminderung der Vermögensungleichheiten zu empfehlen. Die Praxis des 19. Jahrhunderts hat, wozu in frühern Jahrhunderten bereits vereinzelte Anfänge vorlagen, in ausgedehntem Maße derartige Steuern einzuführen begonnen: in England, in Preußen, in den schweizer Cantonen, ganz neuerdings in mehrern andern deutschen Staaten; nirgendwo aber ist dieses die einzige Form der Steuer, oder ist die Besteuerung überhaupt beschränkt auf eine einzige Einkommensteuer. Allenthalben vertheilt sich das wirklich erhobene Steuermaß in Staat und Gemeinde auf eine Verschiedenheit der Steuerarten, und gerade in dem heute verbreiteten Verlangen nach Steuerreform in deutschen Landen, zumal in Preußen, spielt eine nicht geringe Rolle das Ueberwuchern der Einkommensteuer in den Gemeinden, während man doch gleichzeitig die wirklichen Ausgaben der Gemeinden nicht herabsetzen will.

Damit treten wir in die Frage: directe oder indirecte Steuern? mitten hinein.

Nach allen bisherigen Erfahrungen hat es sich nämlich gezeigt, daß die scheinbar allein richtige Steuerform einer einzigen Einkommensteuer mit den schwersten Bedenken verknüpft und sehr weit davon entfernt ist, jene Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit zu verwirklichen, welche man ihr häufig zugeschrieben hat, namentlich unter solchen Umständen, wo man nur geringe oder gar keine Erfahrungen damit gemacht. Die Bedenken, um welche es sich hierbei handelt, sind vornehmlich die folgenden.

Zunächst, wie schon oben bemerkt, ist die Annahme nicht richtig, nach welcher man meint, Einkommen und Steuerkraft seien dieselbe Sache, sodaß, wenn das Einkommen festgestellt sei, hiermit auch die Steuerkraft zu Tage liege. Das ist ein Irrthum. Es bedarf nur einer etwas eingehendern Beobachtung dessen, was im täglichen Leben beständig vor sich geht, um zu bemerken, daß je zehn Haushaltungen mit denselben Einkünften, demselben Gehalte u. dgl. sich in sehr verschiedenen Lagen befinden, je nach Familienverhältnissen, Verwandtschaft, Wirthschaftseinrichtung, socialer Stellung, Beruf, Gesundheitsumständen u. s. w., woraus sich die unmittelbare Folgerung ergibt, daß thatsächlich dieselbe Steuer für diese zehn Haushaltungen eine wesentlich verschiedene Last bedeutet. Die starre gleiche Ziffer der Steuerzettel ist hier also nur scheinbar eine gleichmäßige Gerechtigkeit.

Zweitens liegt es in der Beweglichkeit des heutigen Verkehrslebens, in der täglich weiter zunehmenden Mobilisirung der Gesellschaft, daß Einkommensteuern, mit ihrem nothwendigerweise sich an die Person direct heftenden Apparat der Einschätzung und Eintreibung, dieser Beweglichkeit vielfach nicht zu folgen vermögen. Das eclatanteste Beispiel dafür ist der specifische Fremdenverkehr, wie ihn etwa die Stadt Paris, wie ihn die Schweiz und ähnliche Reiseziele der Nationen, aufweisen: die Stadt Paris erfaßt durch ihr (in mancher andern Hinsicht freilich discutables) System der Octrois für Staat und Gemeinde die Steuerkraft der Hunderttausende und Millionen von Fremden auf einem zweckmäßigen Wege, welchen die Einkommenbesteuerung nun und nimmermehr zu bieten im Stande wäre. Und was von diesem ganz hervorragenden Beispiele gilt, dasselbe gilt auch von minder concentrirten Fällen der Art, gilt auch innerhalb ein und desselben Staates.

Drittens — selbst angenommen, daß die Einkommensteuer jenes Ideal der Gerechtigkeit wäre, welches sie für gewisse abstracte oder radicale Anschauungen ist —, so entsteht eine Reihe von Schwierigkeiten in der praktischen Ausführung, welche das Ideal der Gerechtigkeit in sein gerades Gegentheil verwandeln. So vor allem die bedeutenden Hindernisse, welche sich der Ermittelung der Wahrheit entgegenstellen, unter allen Umständen da, wo zu der angeblich idealen Steuer nicht auch der ideale Bürgersinn und die damit verbundene Ehrlichkeit in der Entrichtung der Steuer hinzukommt. Weil leider der heutige wirkliche Staatsbürger, wie er einmal ist, jenen Gemeinsinn, jenes Verständniß für die öffentlichen Bedürfnisse und für seine Verpflichtung, zu deren Befriedigung beizutragen, weil er staatsbürgerlichen Sinn und Moral in einer großen Zahl von Fällen nicht in zureichendem Grade besitzt: so stellt sich der Einschätzung seines Einkommens, sofern dasselbe eben, wie meistens, nicht offen zu Tage liegt, ein solches Maß der Schwierig-

keiten entgegen, daß selbst mit strengen Controlmitteln der richtige Thatbestand schwerlich zu ermitteln ist. In der Erfahrung von dieser Gesinnung und den dadurch erzeugten Schwierigkeiten stimmen die verschiedensten Völker der Gegenwart überein — England so gut wie Deutschland oder die Cantone der Schweiz. Die Sache wird nur dadurch erschwert, daß, je größer der Widerstand der Einzelnen gegen eine gewissenhafte Pflichterfüllung in der Zahlung der Steuern ist, je dringender also scharfe Controlmittel des Staates angezeigt wären, um so mehr der heutige Einfluß der Völker auf ihre Gesetzgebung und also auch auf die Steuergesetzgebung den verschärften Controlmitteln, die natürlich sehr unpopulär sind, sich in den Weg stellt, und daß gerade in solchen Ländern, wo dieser Einfluß am größten ist, wo die Regierung am wenigsten sich über ihn hinwegsetzen kann, der gesetzliche Steuereinschätzungsapparat am gebrechlichsten sein muß — wie das besonders das Beispiel einzelner schweizer Cantone beweist.

Es knüpft diese Erfahrung ja unmittelbar an das eingangs Bemerkte an, sie ist das Ergebniß eines Mangels an staatsbürgerlicher Vernunft und Erziehung, sie wird erst mit einer größern Verbreitung dieser letztern sich selber ändern. Aber weil nach dem Wesen aller derartigen historischen und politischen Erscheinungen eine Aenderung überhaupt erst in Menschenaltern, ja in Jahrhunderten eintritt, weil obendrein gerade in den Verhältnissen der Gegenwart mit ihrem Rennen und Drängen um die Existenz eine intensive Entwickelung des Eigennutzes liegt, die allen öffentlichen Anforderungen widerstrebt: so soll man für jedes Steuersystem der Gegenwart diese thatsächlichen Unterlagen zum Ausgangspunkte nehmen und für den Bürger, wie er ist, nicht für den Bürger, wie er sein sollte, Steuergesetze machen. Je größer aber die Hindernisse einer ernsthaften und scharfen Einschätzung zur Einkommensteuer sind, je unpopulärer eine solche Einschätzung ist, um so mehr soll man sich zu rückhaltsvoller Anwendung dieser Steuerart veranlaßt sehen.

Nahe verwandt hiermit ist dann weiter die Erwägung, daß ja bei dem Bedürfnisse einer gewissen großen Steuersumme und einer beständig wachsenden Steuersumme es solchen staatsbürgerlichen Gesinnungen gegenüber nicht blos eine Sache der Gerechtigkeit, sondern auch der Zweckmäßigkeit, der verständigen Finanzpolitik sein muß, den wirklichen Druck dieser Steuerlast möglichst zu erleichtern, indem man den unzureichenden Pflichtgefühlen für Staat und Gemeinde entgegenkommt und die Steuern auf einem Wege erhebt, welcher als des Staatsbürgers, wie er sein *soll*, aber nicht des Staatsbürgers, wie er ist, unwürdig betrachtet werden darf. Wie der Stiefel drückt, welcher nicht für den wirklichen, sondern für einen idealen Fuß gemacht ist, so drücken auch Gesetze, welche für den idealen Bürger, und nicht für den wirklichen Bürger gemacht sind. Ist der wirkliche Bürger seiner Mehrzahl nach nun einmal so geartet, daß ihm die Steuer eine bittere Medicin bedeutet, so ist es einfach die Aufgabe jener staatsmännischen Klugheit, welche den Steuerdruck zu vermindern bestrebt sein muß, dem Bürger diese bittere Medicin zu versüßen, indem man sie verhüllt. Wendet man ein, das gezieme sich Kindern gegenüber, nicht reifen Männern, so würde dieses kein Einwand sein, sondern das Gesagte nur bestätigen —: daß die Mehrzahl der Staatsbürger heutzutage noch nicht jene wünschenswerthe Reife des Mannes besitzt — wenigstens für die Steuer-

zahlung nicht. Und im Glase Bier, im Dunste der Cigarre entrichten sie lieber ihre Schuld an den Staat als in der unverhüllten Gestalt der Steuer selber.

Hierzu kommt und eben mit den letzten Worten berührt ist die größere Leichtigkeit der tropfenweisen und pfennigweisen Entrichtung eines Steuerbetrages, an Stelle der starren Nothwendigkeit concentrirter Steuerzahlungen, an festen Terminen. Für durchgehends normale Haushalter sollte allerdings ein solcher Vorzug nicht existiren und existirt auch in der That nicht, indessen um so mehr für die große Zahl der nicht normalen Haushalter. Ja für viele Leute, zumal in Gegenden minder entwickelter ökonomischer Cultur, wie etwa in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie, ist es geradezu unmöglich oder doch unverhältnißmäßig mühsam, selbst bescheidene Steuerbeträge zu festen Terminen parat zu halten. Es ist für sie eine Wohlthat, wenn der Staat ihnen dasjenige, was sie doch zahlen müssen, in indirecter Gestalt abnimmt.

Indessen es mag an den angeführten Gründen gegen eine einzige oder eine auch nur den großen Theil des gesammten Steuerbedarfs einfordernde Einkommensteuer genügen. Es mag zur Erklärung dafür genügen, daß fort und fort in dem einen und in dem andern Staate von Steuerreformen geredet wird, bei welchen alle Theile an gar nichts anderes denken oder doch denken sollten, als an eine anderweitige Erhebungsform derselben Last, als an eine andere Tragungsart dieser Last, wie wenn einer Person die eine Schulter oder der eine Arm erleichtert wird und dafür die andere Schulter, der andere Arm in Anspruch genommen werden. Oder wenn ein unzweifelhafter Mehrbedarf an Steuern aufzubringen ist und man darüber einig ist, daß aus den bestehenden Einkommensteuern u. s. w. dieser Mehrbedarf nicht aufgebracht werden kann, dagegen durch *andere* Steuern — womit natürlich eingeräumt ist, daß es sich blos um die zweckmäßigste *Form* der Steuer handelt.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich wol zur Genüge, daß ein wirklich anzustrebendes Steuersystem von jener Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit, welche auf dem vermeintlich so einfachen Wege der einzigen Steuer nach allen Erfahrungen heutzutage nicht erreicht werden kann, durch eine Zusammenfügung verschiedener Steuerarten gebildet werden muß, welche ihre Schwächen und Mängel wechselseitig ausgleichen. Ein bloßes Zugreifen des Finanzwesens, welches die Steuern nimmt, wo es sie am bequemsten findet, ist gewiß nicht dasjenige, was der heutige Staat und die heutige Staatswissenschaft — ebenso wenig wie die Finanzwissenschaft — erlauben. Das wirkliche Steuersystem soll ein zusammengesetztes Ganzes sein, in welchem sozusagen die einspringenden und ausspringenden Ecken zueinander passen — ein Mosaik, in welchem die Harmonie auf der Mannichfaltigkeit der Theile beruht.

Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß der alte Kampf gegen die indirecten Steuern als eine Ueberbürdung der Masse der „kleinen Leute" in frühern Zeiten und zum Theil selbst heute noch seinen guten Grund hatte oder hat. Diejenigen, welche das Wort der „directen" und „indirecten" Steuer erfunden haben, die französische Oekonomistenschule des 18. Jahrhunderts, welche überhaupt die

erste wissenschaftliche Schule der Nationalökonomie war, und welche nachmals mit dem Namen der Physiokraten bezeichnet worden ist: diese Schule ging von einem thatsächlichen Zustande der Lastenvertheilung aus, welcher die Mehrzahl der wenig bemittelten Leute in unverhältnißmäßiger Weise und gerade durch die indirecten Steuern bedrückte. Sie trat ein für eine gerechtere Vertheilung der Steuerlast, für Entlastung der Mehrzahl, für Belastung der Eximirten, und so ist das Wort der „directen" und „indirecten" Steuern selber das Merkmal, das Stichwort des demokratischen Gegensatzes geworden, welcher die Erleichterung des Volkes vom Steuerdruck verlangt. So hat noch Lassalle jene glänzende Gelegenheitsschrift über „Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen" (eine Vertheidigungsrede vor dem königlichen Kammergericht zu Berlin gegen die Anklage, die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben, Zürich 1863) aus demselben Standpunkte geschrieben, und wenn in dieser Schrift auch vieles Uebertriebene, vieles Unrichtige im einzelnen enthalten ist, im ganzen ist darin dennoch ein beachtenswerthes Körnlein von Wahrheit eingeschlossen.

Es muß aber bestritten werden, daß es im Wesen jeder indirecten Besteuerung liegt, jenen ungerechten Druck auf die arbeitenden oder unbemittelten Klassen überhaupt auszuüben; es ist vielmehr die Aufgabe, jenes zusammengesetzte System derartig zu gestalten, daß die größere Zweckmäßigkeit, die wünschenswerthe Verminderung des Steuerdrucks für die Gesammtheit durch diese Erhebungsform, vereinigt werde mit dem Anspruche an Gerechtigkeit und Billigkeit in der Vertheilung der Lasten auf die verschiedenen Klassen, zumal der ärmern Klassen.

Und freilich muß eingeräumt werden, daß um der Gerechtigkeit willen die Einkommensteuer unentbehrlich ist zu dem Zweck der angemessenen Heranziehung des größern Wohlstandes und Reichthums. Niemals können die höhern und vorzugsweise steuerfähigen Klassen ohne die Einkommensteuer, durch bloße indirecte Besteuerung, ihr gerechtes Theil für Staat und Gemeinde leisten — die Luxussteuern reichen für diesen Zweck anerkanntermaßen und nach mancherlei Erfahrungen keineswegs aus.

Fragt man nun, worauf sich die indirecte Besteuerung nun eigentlich richten soll, so bieten sich als Gegenstände derselben die verschiedenen Seiten des ökonomischen Lebens dar, welche unter gewissen Umständen, nach gewissen Merkmalen, den Schluß auf irgendeinen Grad von Steuerfähigkeit der betreffenden Bürger gestatten und demgemäß zur Besteuerung einladen. Jene verschiedenen Seiten des ökonomischen Lebens sind theils das Erwerbsleben, theils das Genußleben, theils die Production und der Verkehr, theils der Consum oder Verbrauch. An den Erwerb knüpfen sich jene sogenannten Ertragssteuern, welche sei es den Grundbesitz in Stadt und Land einschätzen, sei es das Gewerbe, sei es die Rente anderer Kapitalien. Im üblichen Sinne der Praxis und theilweise der Wissenschaft nennt man auch die Ertragssteuern „directe Steuern". An den Erwerb knüpfen sich ferner die sogenannten „Verkehrssteuern", welche auf Acte des täglichen Geschäftslebens, auf Wechsel, Facturen, Quittungen, Schlußscheine, Policen und andere Urkunden eine Abgabe legen, die sich äußerlich regelmäßig in Gestalt des Stempels

oder neuerdings der Stempelmarke darstellt. Es gehören hierher ferner die Abgaben vom Verkauf der Grundstücke, namentlich aber die Erbschaftssteuer.

Im einzelnen berührt sich diese Kategorie mit der andern, noch weit beträchtlichern, nämlich den Verbrauchssteuern oder Consumtionssteuern. Bei diesen namentlich ist es, wo die Forderungen der Gerechtigkeit im Gegensatze zu frühern Zeiten eine vorsichtige Auswahl der Consumtionsgegenstände erheischen, eine Auswahl, vermöge deren man Steuerkraft da sucht, wo thatsächlich die Consumtion ein Zeichen von Steuerkraft ist, und dann wiederum je nach dem gewählten Gegenstande mit Rücksicht auf die durchschnittsmäßige Steuerkraft der Mehrzahl seiner Consumenten die Auflage auf den einzelnen Artikel vorsichtig bemißt. Rücksichten auf die Zweckmäßigkeit können dabei freilich niemals außer Acht gelassen werden, und wie die Dinge einmal liegen, wird man wegen solcher Rücksichten manche an sich gerechte und erwünschte Consumtionssteuer unterlassen, dagegen gewisse allgemein erprobte und ergiebige Steuern mit Vorliebe entwickeln, wie das aus guten Gründen heutzutage ganz besonders bei der Besteuerung des Tabacks allgemein der Fall ist.

Indessen es sei hiermit der mehr principiellen Bemerkungen genug, und wir wollen uns jetzt mehr concreter Betrachtung der positiven Steuersysteme zuwenden.

Wir beginnen mit *England*. Man muß in diesem Staatswesen unterscheiden das *staatliche* Steuersystem und das *communale*. Das erstere zunächst baut sich ganz vorzugsweise auf indirecte Steuern auf.

Im Unterschiede von andern Ländern und speciell den indirecten Steuern anderer Länder ist charakteristisch für England die Behaglichkeit, mit welcher man im letzten Menschenalter hier die indirecten Steuern, statt sie erhöhen und ausdehnen zu müssen, umgekehrt vielmehr eingeschränkt oder gemildert hat, soweit sie als besonders drückend empfunden wurden — begünstigt durch die großartige Entfaltung des englischen Wirthschaftslebens und nicht genöthigt durch außerordentliche Opfer für große Kriege. Man ist seit einer Reihe von Jahren dahin gelangt, daß der größere Theil der Steuern für die Staatsverwaltung (d. h. also abgesehen von der Communalverwaltung des Selfgovernment) vorwiegend durch die innern und Grenzsteuern von geistigen Getränken und Taback aufgebracht wird.

Die ganze Staatseinnahme von Großbritannien und Irland für das Finanzjahr, welches mit dem 31. März 1878 endete, setzte sich in folgender Weise zusammen (1 Pfd. St. = 20 Mark 40 Pf.):

Eingangszölle	20	Mill.	Pfd.	St.
Accise (d. h. vornehmlich innere Verbrauchssteuern)	27½	„	„	„
Stempel	11	„	„	„
Haus- und Grundsteuer	2⅔	„	„	„
Einkommensteuer	5⅘	„	„	„
Postüberschuß	3	„	„	„
Summe rund	70	Mill.	Pfd.	St.

Die Eingangszölle trafen vornehmlich folgende Gegenstände:

Thee . .	4	Mill.	Pfd.	St.
Branntwein	5½	„	„	„
Wein . .	1⅔	„	„	„
Taback . .	8	„	„	„
	19⅙	Mill.	Pfd.	St.

Zu dem Gesammtbetrage von 20 Mill. Pfd. St., welchen die Eingangszölle lieferten, trugen also diese vier Gegenstände allein fast das Ganze bei, und zwar unter diesen wiederum Branntwein und Taback allein zwei Drittel. Aehnlich steht die Sache bei der innern Besteuerung, der sogenannten Accise (excise). Hier ergibt Branntwein allein mehr als 15 Mill. Pfd. St., Malz (also Biersteuer) 7¾ Mill. Pfd. St.; daneben die sogenannten licenses, welche wiederum in erster Reihe die Schankwirthschaften treffen (Gewerbesteuer auf den Betrieb von Schankwirthschaften u. dgl.), mehr als 3½ Mill. Pfd. St.

Die Stempelsteuern vermengen mancherlei miteinander: es sind theils sogenannte Verkehrssteuern, auf Wechsel, Quittungen u. s. w., theils und namentlich Erbschaftssteuern in Höhe von rund 6 Mill. Pfd. St.

Bei einer Gesammteinnahme von 70 Mill. Pfd. St. bezieht also der englische Staat aus der Besteuernng geistiger Getränke und des Tabacks allein etwa 41 Mill. Pfd. St.

Dabei haben im Laufe der letzten Jahrzehnte große Erleichterungen der indirecten Besteuernng stattgefunden, weil die Staatsbedürfnisse, beziehungsweise der Bedarf an Steuern zu deren Befriedigung, während des ganzen letzten Menschenalters und noch weiter zurück nicht gestiegen, ja, mit Veranschlagung der Geldentwerthung während dieses Zeitraumes, nicht unerheblich gefallen sind. Die Einnahme auf den Kopf der Bevölkerung betrug in den Jahren 1841 — 54 durchschnittlich 41 Sh. (1841: 39 Sh., 1845: 42½ Sh., 1854: 43 Sh.) und in den Jahren 1861—78 durchschnittlich mit ebenso geringen Schwankungen 47 Sh. Mit dieser finanziellen Sachlage zusammenhängend, ferner veranlaßt durch den Einfluß der Freihandelsreformen in der gesammten Zollgesetzgebung, ist die Zahl der dem Eingangszoll unterworfenen Waaren von 1046 im Jahre 1840, von 397 im Jahre 1859, von 53 im Jahre 1875 endlich seit Mai 1875 auf sieben vermindert worden: neben den als Aequivalent für die Accise erhobenen Zöllen von Bier, Branntwein, Silber- und Goldgeräthen und Spielkarten sind es Cacao, Kaffee, Cichorie, getrocknete Früchte, Thee, Taback, Wein. Es sind auch die einstmals wichtigsten und einträglichsten Gegenstände der indirecten Besteuerung zugleich oder zum großen Theile vom Zoll befreit worden. Zucker, dessen Besteuerung (und zwar ausschließlich durch den Zoll, da England nur Colonialzucker oder sonstigen importirten Zucker verbraucht, nicht bei sich im Inlande Zucker producirt) noch im Jahre 1863 eine Summe von 6½ Mill. Pfd. St. brachte, wurde seit 1864 allmählich erleichtert und ist seit dem Jahre 1875 von der Steuer ganz frei. Thee, welcher im Jahre 1852 gegen 6 Mill. Pfd. St. eintrug, ist gleichfalls seit 1864 erleichtert und zahlt seit 1866 nur noch 6 Pence vom Pfund, d. h. 50 Pfg.

— immerhin hart genug für ein so verbreitetes Genußmittel des ganzen Volkes, wie es der Thee in England ist, aber doch viel niedriger, als der Satz früher war, wo er mehrere Shilling (Mark) für das Pfund betrug.

Das Hauptgewicht der ohnehin vorherrschenden Verbrauchssteuern im englischen Staatshaushalt fällt also auf Taback und Spirituosen. Taback zahlt im unfabricirten Zustande 3 Sh. 2 D. bis 3 Sh. 6 D., im fabricirten Zustande 3 Sh. 9 D. bis 5 Sh. für das Pfund Eingangszoll (eine innere Besteuerung des Tabacks existirt nicht, da in England der Tabacksbau verboten ist, wodurch sich die ganze Tabacksbesteuerung auf den Eingangszoll beschränkt). Bei diesen Zollsätzen wird ein Jahresertrag von etwa 5 Sh. per Kopf erzielt: der Consum per Kopf beträgt etwa $1^1/_3$ Pfd. (in Frankreich $1^2/_3$ Pfd.). Branntwein, Bier, Wein zusammen ergeben gar 19 Sh. per Kopf der Bevölkerung (19 Mark 40 Pf.).

Eine sehr bescheidene Rolle spielt neben diesen Consumtionssteuern und andern indirecten Steuern die Einkommensteuer (Income and property tax). Ihrem Gesammtbetrage nach ergibt sie, laut der voraufgehenden Zusammenstellung, nicht einmal 6 Mill. Pfd. St., d. h. den siebenten Theil dessen, was Taback und Spirituosen aufbringen. Sie dient thatsächlich nur dazu, gegenüber den unerheblichen Schwankungen des Jahresbedarfs, soweit die indirecten Steuern für deren Deckung nicht genügen, die Ausgleichung zu schaffen, derart, daß für die vorherrschenden Meinungen in England die gänzliche Beseitigung der Einkommensteuer als das eigentlich Wünschenswerthe erscheint. Je nach dem Bedarf wird der Procentsatz in dem jährlichen Budget normirt, und während der Betrag ausnahmsweise in einzelnen Jahren (wie 1863 und 1870) sich auf 10 Mill. Pfd. St. erhob, ist er meistens und so neuerdings auf 4 oder 5 Mill. herabgebracht worden. Der Satz, welcher in den Jahren 1876—78 erhoben wurde, war 3 Pence vom Pfund, d. h. $1^1/_4$ Proc., mit einer Erleichterung der kleinern Einkünfte. Und zwar in folgender Weise. Die Steuer wird nur von solchen Einkünften bezahlt, welche mehr als 150 Pfd. St. (3060 Mark) betragen; und für alle Einkünfte, die nicht 400 Pfd. St. (8160 Mark) erreichen, wird ein Abzug von 120 Pfd. St. gewährt, welcher also von der Steuer befreit ist; sodaß alle Einkommensbeträge, welche sich nur bis zu der Höhe von etwa 6000 Mark erheben, eine ganz verschwindend geringe Steuer bezahlen.

Da im Deutschen Reiche während der letzten Jahre von sehr einflußreicher Seite aus die Vorliebe für dieses englische Steuersystem wiederholt geäußert worden ist und im Anschluß daran sich auch gewisse Steuerreformplane entwickelt haben, so ist doppelter Anlaß vorhanden, an dieser Stelle ein paar Worte darüber zu sagen.

Jene indirecte Besteuerung mit vorzugsweiser und mehr und mehr ausschließlicher Betonung von Taback und Spirituosen (es besteht längst die Absicht, den Theezoll gänzlich abzuschaffen) erfüllt den Anspruch auf Zweckmäßigkeit, auf Bequemlichkeit der Steuerlast ganz gewiß in hohem Grade: die große Masse des Steuerbedarfs wird in einer Weise aufgebracht, welche sich möglichst unmerklich anknüpft an gewisse stark verbreitete, relativ wohlfeile, relativ überflüssige Gegenstände der Consumtion. Die Trinker und Raucher des Landes, die erstern obenein von einem vielfach nur gar zu billigen Getränk, entrichten die vorwiegende

Masse der Staatssteuern. Dabei concentrirt sich diese Art von Verbrauchsbesteuerung auf verhältnißmäßig sehr wenige Gegenstände — und die übrigen bleiben von aller Controle verschont, was zumal der Freiheit der Zollgrenze und dem jetzt in England herrschenden consequenten System des Freihandels entspricht.

Entspricht aber diese Art der zweckmäßigen, bequemen Besteuerung in gleichem Maße auch den Anforderungen der Gerechtigkeit? Hier liegt eben die schwache Seite dieses Systems. Denn welche Art von Gerechtigkeit ist es, den Trinkern und Rauchern des Landes den überwiegenden Theil der Steuerlast aufzubürden? Welche Art von Gerechtigkeit ist es, diejenigen, welche nicht rauchen und nicht trinken, von einem großen Theile der Steuerlast zu befreien? Offenbar kann es nicht der Gedanke der Besteuerung in irgendeinem heutigen Staate sein, diejenigen, welche rauchen oder trinken, durch eine Steuer für diese ihre Geschmacksrichtung zu bestrafen; ebenso wenig wie es auf der andern Seite einen Sinn hätte, diejenigen, welche eine andere Geschmacksrichtung haben, durch eine Mäßigkeitsprämie in Gestalt der Steuerfreiheit zu belohnen. Das kann nicht gemeint sein, weder das eine noch das andere. Wenn das aber nicht, so zeigt sich eine Lücke, welche im Sinne der obengegebenen theoretischen Andeutungen auszufüllen ist, indem man die einspringenden und ausspringenden Ecken zueinander passend macht, indem man also andere Steuerarten entwickelt, welche jene Lücke ausgleichen. Das Interesse der finanziellen Zweckmäßigkeit und möglichst geringen Belästigung für das Publikum wird es immer erwünscht erscheinen lassen, die Zahl der besteuerten Gegenstände möglichst zu vereinfachen und zu beschränken. Aber wenn es nun in heutigen Zuständen für England wirklich schwierig sein sollte, an dieser Einfachheit, wie sie jetzt besteht, etwas zu ändern — was jedenfalls noch der Erörterung bedürfte —, so bliebe doch unzweifelhaft nach einem bestimmten Punkte des englischen Steuersystems die Aufmerksamkeit hingelenkt, wo ganz gewiß eine stärkere Ausbildung und gerade aus dem beregten Grunde angemessen wäre, nämlich nach der Einkommensteuer. Jene Consumtionsbesteuerung trifft in vorherrschendem Grade die Masse des Volkes; der größere Wohlstand, der Reichthum wird dadurch nur in sehr unzureichendem Maße getroffen. Auch die bestehenden Verkehrssteuern enthalten nur eine sehr unzureichende Compensation dafür: mit ihren kaum 6 Mill. Pfd. St. aus Erbschaftsstempeln treten sie immer noch winzig zurück vor den Summen, welche jene Verbrauchssteuern jahraus jahrein liefern müssen. Der Gedanke der Einkommensteuer mit ihrem constanten Bestreben, das kleine und mittlere Einkommen zu befreien, ist auch darauf gerichtet, vorzugsweise das größere Einkommen zu treffen. Es käme nur darauf an, daß dieses Bestreben gründlicher und durchgreifender zur Geltung gelangte. Als Gegengewicht einer derartigen Consumtionsbesteuerung müßte nach allen Grundsätzen finanzieller Gerechtigkeit das größere Einkommen mit ganz andern Sätzen getroffen werden, als es bisher geschehen ist. Die abstracte Idee des Continents von einer einzigen Einkommensteuer, als der allein eines freien Volkes würdigen Steuer, hat in diesem Lande, bei diesem freien Volke sein praktisches Gegenstück in einem Steuersystem, welches am liebsten davon gar nichts wissen will und die staatsbürgerliche Steuerpflicht womöglich ganz und gar im Dunste des Branntweins und Tabacks unmerklich erfüllt sehen will.

Wenn jene abstracten Theorien dem Ideal der finanziellen Gerechtigkeit einseitig nachjagen, ohne übrigens es erreichen zu können, so haben diese praktischen Gewöhnungen allein oder ganz vorzugsweise die Zweckmäßigkeit im Auge: es kommt aber für jedes Steuersystem darauf an, diese beiden Gesichtspunkte womöglich zu versöhnen, zu versöhnen soweit es unter gegebenen Umständen thunlich ist.

Wäre die englische Einkommensteuer nur auf die Höhe des preußischen Einkommensteuersatzes gebracht, so würde sie bereits eine Summe von etwa 12—15 Mill. Pfd. St. Jahresertrag geben; sie würde vollends noch weit höhere Erträge liefern, wenn die Mittel der Einschätzung zu dieser Steuer in höherm Grade entwickelt wären, als es der Fall ist: was freilich für alle heutigen Staaten gilt, in denen eine Einkommensteuer besteht.

Man kann nun allerdings einer derartigen Forderung weiter ausgebildeter Einkommensteuern dasjenige entgegenhalten, was wir selber oben dem abstracten Ideal einer einzigen Einkommensteuer entgegengehalten haben. Wir bitten aber zu beachten, daß wir ausdrücklich betont haben, wie es sich immer nur um eine erträgliche Annäherung an das principiell Richtige handelt, wie also jedes wirkliche Steuersystem sich damit begnügen muß, die schroffsten Härten zu vermeiden und das eine Uebel durch das andere relativ Gute zu compensiren. Es ist eine ganz andere Sache, wenn mit doctrinärer Verblendung die gesammte Steuerlast auf diesen gebrechlichen Apparat der einzigen Einkommensteuer gewälzt werden soll und so alle Mängel dieser einen Steuer zehnfach verstärkt werden, als wenn man, dem nothgedrungenen Bedürfnisse irgendeiner gerechten Ausgleichung folgend, eben diese Einkommensteuer gerade nur insoweit anwendet, als sie unentbehrlich erscheint, um die nun einmal auf andern Wegen nicht zu fassenden Summen der Steuerkraft nach der Gerechtigkeit heranzuziehen. Immer bleibt es eine gleichzeitige Forderung an die Steuergesetzgebung, daß sie den Hauptmangel aller heute bestehenden Einkommensteuern beseitigt, nämlich daß sie die Controlmittel der Einschätzung energisch verbessert.

Uebrigens liegt es in der gegenwärtigen Gestaltung des englischen Steuersystems, daß jeder bedeutende Mehrbedarf an Steuern sich zuerst an die Einkommensteuer wendet, sofern die spontane Steigerung der indirecten Steuern durch zunehmenden Verkehr und Wohlstand zur Deckung desselben nicht ausreicht. Jeder größere Krieg würde aller Wahrscheinlichkeit nach England nöthigen zu einer wesentlich stärkern Heranziehung derjenigen Steuerkraft, welche durch die Einkommensteuer vorzugsweise getroffen wird.

Nach der Natur dieser gedrängten Darstellung unterlassen wir es, auf weiteres Detail einzugehen, und verweisen auf wissenschaftliche Specialschriften, wie unter andern die Abhandlungen von K. G. Kries in der tübinger „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft", und die „Geschichte der Steuern des britischen Reiches" von Vocke.

Nun ist in England wesentlich verschieden von dem staatlichen Steuersystem gestaltet das communale Steuersystem: und dieses ist in Deutschland während der letzten Jahrzehnte theils von volkswirthschaftlicher Seite (wie von Julius Faucher in der „Berliner Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte"),

theils von staatsrechtlicher Seite (wie von Rudolf Gneist in mehrern Schriften zur preußischen Verwaltungsreform, Schulreform u. s. w., namentlich ganz letzthin in dem Buche über die „Preußische Finanzreform durch Regulirung der Gemeindesteuern", Berlin 1881) als Vorbild empfohlen worden.

Man kennt die im Gegensatze zum Festlande, auch zu Deutschland, weitgehenden Competenzen des englischen Selfgovernment oder der communalen Selbstverwaltung in Grafschaft, Gemeinde u. s. w. Dieser Ausdehnung der Aufgaben entsprechen die bedeutenden Summen, welche für die communalen Bedürfnisse erhoben werden. Sie sind gegenwärtig zu einem Betrage von rund 30 Mill. Pfd. St. gestiegen, davon 25 Mill. Pfd. St. in der Form einer auf das „real visible property" — auf den sichtbaren Realbesitz — gelegten Steuer nach jährlicher Einschätzung. Man hat diese Art der communalen Besteuerung als eine vorzugsweise gerechte, weil den am communalen Leben, zumal in England, vorzugsweise betheiligten und damit solidarischen Grundbesitz in erster Reihe oder ausschließlich belastende Steuer gepriesen. Man hat darin bereits die wünschenswerthe Ergänzung des staatlichen Steuersystems durch angemessene directe Besteuerung gefunden. Indessen stammt doch diese Grundsteuer auch in England, ebenso wie anderswo, aus einer Zeit, in welcher der Grundbesitz noch den Hauptstock des Nationalvermögens bildete, wo wenigstens die übrigen Einnahmequellen noch so unentwickelt waren, daß man den Schwierigkeiten, die bei einer Abschätzung derselben sich herausstellten, durch gänzliche Freilassung lieber ganz aus dem Wege gehen wollte. Nach dem Gesetze alles historischen Lebens hat sich diese Einrichtung, in gesteigerter Bedeutung vermöge einer ausdehnenden Interpretation der Gerichte, lange über ihr Zeitalter hinaus bis in die Gegenwart hinein erhalten. Es erhob sich dagegen ein stärkerer Widerspruch so lange nicht, als die ganze politische Macht der Centralregierung und der Localverwaltung, die Parlamentsverfassung und das Selfgovernment ausschließlich auf dem Grundbesitz beruhten, solange dieser Grundbesitz sogar specielle Privilegien genoß, wie namentlich dasjenige der bis zum Jahre 1846 geltenden Korngesetze, welche durch die Erschwerung der Zufuhr ausländischen Korns die Grundrente zu Gunsten der Grundherren steigerten. In dem letzten Menschenalter hat sich nun aber bekanntlich in der englischen Staatsverwaltung, in Parlamentsvertretung und Localverwaltung mancherlei geändert; jene Privilegien bestehen nicht mehr und wären heutzutage ganz undenkbar; auch hat sich unterdessen das bewegliche Vermögen Englands gewaltig vermehrt, ebensowol wie der politische Einfluß desselben.

Ist nun auf der einen Seite die ausschließliche Heranziehung der Grundeigenthümer für die communalen Lasten fragwürdig, so entsteht auf der andern Seite der Zweifel, *wer* denn eigentlich die Last dieser Realsteuer trägt. Die Steuer wird nicht von den Eigenthümern, sondern von den nutznießenden Inhabern erhoben, sodaß bei der großen Ausdehnung des Pachtsystems in England sich gar nicht ermessen läßt, inwieweit hier eine wirkliche Grundsteuer vorhanden ist, oder inwieweit eine Abwälzung auf Pächter und Miether stattfindet. Im einzelnen ist eine derartige Abwälzung von weitgehendem Umfange festgestellt durch amtliche Ermittelungen; vor dem Parlamentsausschusse des Jahres 1870, welcher sich mit

der Communalbesteuerung (Local Taxation) beschäftigte, sagte ein Gutspachter aus, daß in den letzten 30 Jahren die Communallasten des Grundeigenthums auf beinahe das Doppelte des bis dahin geforderten Betrages gestiegen seien, ohne daß dadurch die Grundrente oder der Pachtergewinn beeinflußt worden seien, sodaß also für Pachter und Grundeigenthümer die Mittel zur Zahlung der doppelten Steuerlast in der Steigerung der Preise für die ländlichen Erzeugnisse gelegen haben müssen.

Eine Thatsache ist es, daß seit lange eine lebhafte Bewegung für Reform dieses communalen Steuersystems in England besteht und aller Wahrscheinlichkeit nach allmählich auch zu einer wirklichen Reform führen muß. Richtig in diesem System ist nur der Gedanke, das Grundeigenthum (Liegenschaften an Grund und Boden wie an Gebäuden, städtischen wie ländlichen) für die öffentlichen Lasten, zumal für die communalen Lasten in hervorragendem Maße heranzuziehen auf Grund der hervorragenden Vortheile, welche das Grundeigenthum durch die öffentlichen Anstalten genießt, auf Grund der engen Verknüpfung der Wohlfahrt des Grundeigenthums mit dem gesammten Gemeinde- und Staatsverbande.

Wir schließen diese kurzen Betrachtungen und wenden uns einem andern Lande zu, welches einen merkwürdigen Contrast gegen Englands Steuersystem bildet, nämlich der Schweiz. Der Contrast liegt, tiefer gefaßt, in der Verschiedenheit der politischen Zustände begründet, welche hier, anders als in England, ein Emporkommen radicaler und demokratischer Ideen zur allgemeinen Herrschaft in Bund und Cantonen befördert haben, und im Zusammenhange damit denn auch in der Finanzpolitik die Ausführung des üblichen demokratischen Programms zur Folge gehabt haben. In einzelnen Cantonen, namentlich in Zürich, ist mit der Idee der einzigen, gerechten, eines freien Volkes würdigen Steuer neuerdings in der That bitterer Ernst gemacht worden. Durchaus im Gegensatze zu der praktischen Staatsweisheit Großbritanniens mit seiner Voranstellung der Bequemlichkeit und Hintansetzung der Gerechtigkeit in der Erhebung der Steuern hat dieses Land, in dem Grade als die radicalen Ideen sich darin häuslich eingerichtet haben, dem Ideale der Gerechtigkeit die andern Rücksichten geopfert. Zürich speciell hat seit seiner neuesten demokratischen Aera durch Staatsverfassung und Steuergesetz vom Jahre 1870, bei bedeutend gesteigerten Ausgaben (zumal für Schul-, Straßen- und Eisenbahnwesen) eine sogenannte Einkommen- und Vermögenssteuer entwickelt, welche seit dem Jahre 1876 für den Staat allein (von der Communalsteuer sprechen wir sogleich) mehr als 3 Mill. Fr. jährlich abwirft, bei Hinzurechnung von Erbschaftssteuer und Militärpflichtersatz $3\frac{1}{2}$ Mill. Fr. neben etwa $\frac{1}{2}$ Mill. Fr. aus indirecten Steuern (Stempel, Schankwirthschaftsabgaben u. dgl.) und knapp 1 Mill. aus dem Staatsgute.*)

Dreißig Jahre früher betrug der gesammte Steueraufwand des Cantons nicht ganz 2 Mill. Fr., und die damalige Einkommensteuer lieferte dazu nicht mehr als $\frac{1}{3}$ Mill. Fr.

*) Vgl. G. Cohn, „Die Einkommensteuer im Canton Zürich", in Conrad's „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik", Neue Folge, I, 1880.

An der gegenwärtigen bedeutenden Last für den Staat, welche auf diese Steuer fällt, ist es nun aber nicht genug; die Gemeinden, deren Ausgaben neuerdings in noch weit stärkerm Verhältnisse gewachsen sind, nehmen dieselbe Steuer von der Seite des fundirten Einkommens her (des Vermögenseinkommens) ebenfalls und zwar sehr stark in Anspruch, regelmäßig noch weit stärker als der Staat. Neben rund 55 Mill. Fr. eigenem nutzbringenden Vermögen haben die Gemeinden des Cantons Zürich im Laufe der neuesten Zeit ihren Steuerbedarf in dem Grade gesteigert, daß sie im Jahre 1875 mehr als 4 Mill. Fr. und im Jahre 1877 gar $5^1/_3$ Mill. Fr. insgesammt erhoben, während sie noch im Jahre 1866 nicht eine ganze Million Franken bedurften. Also eine Steigerung auf das Fünfeinhalbfache im Laufe von blos 11 Jahren! Auf den Kopf der Einwohnerzahl traf im Jahre 1875 an Gemeindesteuer ein Betrag von 14 Fr., im Jahre 1877 ein Betrag von $17^1/_2$ Fr.; und speciell im Bezirk Zürich (Hauptstadt Zürich und deren Nachbargemeinden) war im Jahre 1875 dieser Betrag 24 Fr., im Jahre 1877 waren es $28^1/_3$ Fr. Die Zunahme der Bevölkerung während des Jahrzehnts von 1870—80 hat nur 11 Proc. für das ganze Jahrzehnt betragen, und die gegenwärtige Zahl beläuft sich (nach der Zählung vom 1. Dec. 1880) auf 317058 Personen.

Berechnet man hiernach die Summe, welche durch diese eine Steuer für Staatshaushalt und Gemeindehaushalt im Canton Zürich gegenwärtig aufgebracht wird, so wären es rund 9 Mill. Fr., oder nicht viel unterhalb 30 Fr. auf den Kopf der Bevölkerung, oder 130 Fr. auf jede Haushaltung! Und zwar würde dieser Betrag in einzelnen Gemeinden oder Bezirken sich noch wesentlich höher stellen, also im Bezirk Zürich gegen 40 Fr. auf den Kopf der Bevölkerung oder gegen 175 Fr. auf die Haushaltung.

Die Steuer, auf Grund deren solche Summen erhoben werden, beruht auf einer Zweitheilung in die beiden Kategorien des Personaleinkommens und des Vermögenseinkommens, vermittels deren eine schärfere Heranziehung des letztern bewirkt wird. Diese Zweitheilung ist durchgeführt in einem sogenannten Kataster, welches nach den Grundsätzen der progressiven Besteuerung in der Gestalt der sogenannten Degression gewisse Theile des Vermögens- und Personaleinkommens, die unterhalb einer gewissen Höhe liegen, als steuerfrei erklärt oder von der vollen Steuer zum Theil befreit. Dabei ist billigerweise die Erleichterung zu Gunsten des kleinen und mittlern Personaleinkommens eine viel größere als die Erleichterung zu Gunsten des kleinen und mittlern Vermögens. Die Abstufung für die „Vermögenssteuer" ist so eingerichtet, daß von den ersten 20000 Fr. Vermögen nur fünf Zehntel in das Kataster gesetzt (besteuert) werden, von den weitern 30000 Fr. Vermögen nur sechs Zehntel, und so fort: erst dasjenige, was bei einem einzelnen Vermögen über die Summe von 400000 Fr. hinausgeht, wird voll in das Kataster gestellt. Damit kommt die Erleichterung bis zu diesem Betrage hinauf auch dem größten Vermögen zugute, wird aber relativ immer geringer, je größer das einzelne Vermögen ist: aber auch das kleinste Vermögen (abgesehen von ganz kleinen Beträgen bei besonderer Dürftigkeit) zahlt mindestens die Hälfte des vollen Satzes. Dieser volle Satz wird nach dem Gesetze jährlich durch Regierungsrath und Cantonsrath (die executive und die repräsentative

Körperschaft des Cantons) als ein Vielfaches pro Tausend des Vermögenskatasters festgesetzt; seit dem Jahre 1877 beträgt dasselbe 4 vom Tausend, was bei Annahme eines durchschnittsmäßigen Vermögensertrages von 5 vom Hundert sich auf 8 Proc. des Jahresertrages beläuft. Das kleinste Vermögen also zahlt mindestens 4 Proc., das größte 8 Proc., das mittlere Vermögen zwischen 4 und 8 Proc. von seinem Ertrage. Nimmt man dann weiter aber an, daß der Ertrag vielfach weniger ausmacht als 5 vom Hundert Vermögen, so steigert sich dem entsprechend die Höhe dieser Vermögenssteuer.

Die Besteuerung des Personaleinkommens beruht nun, wie bereits bemerkt, auf einer Progressiv- oder Degressivscala, welche das kleine und mittlere Einkommen wesentlich stärker erleichtert; während für die Vermögenssteuer (laut der Staatsverfassung) der Spielraum der Erleichterung nur die Hälfte ist, erstreckt sich derselbe für die Einkommensteuer bis auf den fünften Theil; außerdem ist ein sogenanntes Existenzminimum von 500 Fr. für jedes Personaleinkommen freigelassen. Es werden nun von den ersten 1500 Fr. blos zwei Zehntheile in das Kataster gesetzt, von den weitern 1500 Fr. blos vier Zehntheile u. s. w., bis das Volle erst von dem die Summe von 10500 Fr. überschreitenden Betrage eines individuellen Personaleinkommens in das Kataster gesetzt wird. Der Satz selbst wird gefunden, indem so oft 2 vom Hundert des Personaleinkommens-Katasters entrichtet werden, als 1 vom Tausend des Vermögenssteuer-Katasters (also nach dem Verhältnisse des Einkommens zum Vermögen wie 5 zu 100); danach beträgt der Satz seit 1877 für das Personaleinkommen 8 vom Hundert. Während bei diesem Satze ein großes Personaleinkommen (sagen wir 50000 bis 100000 Fr.) nahezu 8 Proc. Steuer bezahlt, fällt auf ein Personaleinkommen von 2000 Fr. bei demselben Satze blos $1^1/_5$ Proc., auf ein Personaleinkommen von 4000 Fr. blos $2^2/_5$ Proc., auf ein Vermögenseinkommen von 2000 Fr. (bei obiger Relation ein Vermögen von 40000 Fr.) fallen dagegen nahezu 5 Proc. (nämlich $4^4/_{10}$ Proc.), auf ein Vermögenseinkommen von 4000 Fr. (Vermögen von 80000 Fr.) fallen $4^9/_{10}$ Proc.

Diese beiden Hälften der gesammten Einkommensteuer gelten indessen blos für die Staatssteuer; für die Gemeindebesteuerung ist ausschließlich oder fast ausschließlich die Vermögenssteuer und zwar ohne jede Degression, rein proportional, herangezogen, die Einkommensteuer gar nicht. Das Gemeindegesetz vom Jahre 1875 bestimmt nämlich, daß die Gemeindesteuern auf Vermögen, Haushaltung und Mann nach dem Verhältnisse von 1 Fr. auf 1000 Fr. Vermögen, 1 Fr. auf die Haushaltung und 1 Fr. auf jeden anwesenden mindestens zwanzigjährigen Mann, verlegt werden sollen. Dieses hat offenbar für das bloße Personaleinkommen eine starke Erleichterung zur Folge, und eine Haushaltung mit 20000 Fr. Personaleinkommen, die nur das gesetzlich befreite Vermögen von Kleidern, Büchern und nöthigem Hausrath besitzt, würde an die Gemeinde nicht mehr zu zahlen haben als ein kleiner Tagelöhner mit eigener Haushaltung, nämlich den auf das Tausend Vermögen festgesetzten Satz, einmal für die Haushaltung, zweitens für den Mann, bei dem jetzt durchschnittlich geltenden Satze von 6 pro Tausend, also etwa 12 Fr. jährlich. Erwägt man vollends, daß in einer großen Anzahl von Gemeinden das Vermögen mit mehr als 6 Proc. belastet ist, in einzelnen sogar mit mehr

als 10 vom Tausend (über 20 Proc.!), so hat man eine Vorstellung nicht blos von der schweren Belastung an sich, sondern auch im Verhältniß zu dem Personaleinkommen. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß in der Schweiz, und auch in Zürich, der Vermögensbesitz sehr verbreitet ist, daß ein hohes Personaleinkommen selten und ein hohes Personaleinkommen bei Mangel eines Vermögens äußerst selten ist. Immerhin ist dieses eine merkwürdige Lücke des Gesetzes.

Ohne an diesem Ort in dergleichen Erörterungen näher eintreten zu können, kommt es hier vorzugsweise darauf an, zu fragen, welchen Erfolg denn auf diesem Versuchsfelde der Demokratie das Experiment mit der einzigen gerechten Steuer im Staats- und Gemeindehaushalt aufzuweisen hat; ob dieses Experiment in der That so gelungen ist und die Bürger derart befriedigt, dem Gesammtinteresse von Staat und Gemeinden in solchem Grade entgegenkommt, daß hiermit ein nachahmenswerthes Vorbild für andere Länder oder auch zunächst nur für alle übrigen Cantone der Eidgenossenschaft geschaffen wäre.

Es fehlt leider viel daran, daß man diese Frage bejahen könnte. Abgesehen von vielerlei Reformbedürftigkeit im einzelnen, womit ja das Princip der ganzen Steuer wirklich noch nicht erschüttert wäre, ist es ganz vorzugsweise ein Punkt, welcher gerade so wie in andern Ländern zu den schwersten Bedenken Anlaß gibt und auf das engste mit den einleitenden Betrachtungen dieses Aufsatzes zusammenhängt.

Man könnte nämlich meinen, daß zwar in unsern großen monarchischen Staaten das nothwendige Maß von Bürgersinn, welches diese einzige Steuer voraussetzt, nicht entwickelt ist, daß dagegen um so mehr in diesen von alters an Selbstverwaltung und politische Freiheit gewöhnten, durch Vaterlandsliebe ausgezeichneten kleinen Gemeinwesen der Schweiz, wo ohnehin schon aus Gründen der geringern geographischen Ausdehnung der einzelnen Cantone der Ueberblick über das Ganze und dessen Bedürfnisse dem einzelnen Bürger leichter fallen sollte: man könnte annehmen, daß *hier* jenes Ideal einer Besteuerung unter besonders günstigen Umständen verwirklicht und daher in besonderm Maße gelungen wäre; obwol dieser Erfolg für ganz andersartige Verhältnisse in andern Staaten dann noch immer nichts beweisen würde, oder doch nichts mehr als das leidliche Gelingen der andern radical demokratischen Verfassungseinrichtungen, welche offenbar anderswo in dieser Weise unmöglich am Platze wären. Es ist aber dem keineswegs also. Nach privaten und nach amtlichen Beobachtungen, nach allgemein verbeiteten Urtheilen so gut wie nach besondern Ermittelungen steht es fest, daß die wirkliche Einschätzung zu dieser Steuer auf die allergrößten Hindernisse stößt, auf Hindernisse, welche in nichts anderm begründet sind als in dem Mangel an Pflichtgefühl für den Staat und an daraus fließender Wahrheitsliebe in der Angabe des Vermögens und Einkommens.

Es bestehen aus frühern Zeiten theilweise noch traditionelle Vorurtheile zu Gunsten der Art und Weise, wie es einstmals gelang, eine ehrliche Steuerentrichtung der Bürger zu veranlassen. Zürich und Genf, ähnlich wie in Deutschland die Freie Stadt Bremen, haben hier und da eine Art von Berühmtheit dafür erlangt. Wie weit diese Berühmtheit begründet war, kann nicht untersucht werden, oder sie mag selbst als begründet zugegeben werden. So viel steht fest, daß heute die Dinge leider so gestaltet sind, daß sie zum Rühmen keinen Grund geben. Sollte

es früher viel besser gewesen sein und sollte also eine sehr ungünstige Aenderung eingetreten sein, so ließe sich diese leider nur zu gut erklären. Denn erstens ist es ein anderes, ob man so bedeutende Summen wie bei der heutigen züricher Einkommen- und Vermögenssteuer für Staat und Gemeinde einfordert, oder jene viel geringern Beträge, wie sie in alten Zeiten üblich und ausreichend waren. Die Verführung zur Unehrlichkeit ist, sofern überhaupt ein Hang zur Unehrlichkeit vorhanden, natürlich viel größer bei solchen Summen, wie sie gegenwärtig verlangt werden, als bei dem fünften, dem zehnten Theil derselben, welche einstmals genügten. Zweitens hat der moderne Geist des Egoismus, des fieberhaft gesteigerten Erwerbstriebes, auch in diesen alten Zuständen der schweizer Cantone und gerade in Zürich gegenüber den einst herrschenden Sitten zersetzend gewirkt: der alte Gemeinsinn ist in demselben Grade gewichen, als dieser moderne Eigennutz eingezogen ist. Dazu kommt dann weiter noch der Parteigegensatz, vermöge dessen die am meisten steuerfähigen Klassen der Gesellschaft durch die neue demokratische Bewegung mehr und mehr in die Opposition gedrängt worden sind, und daß unter solchen Umständen das ohnehin nicht taktfeste Pflichtgefühl für den Staat durch den Gegensatz der politischen Macht noch mehr erschüttert worden ist, sodaß es gerade die politischen Verhältnisse eines specifisch freien Staatswesens sind, welche die allseitige Bekundung des Pflichtgefühls für die Steuerzahlung, zumal in den wohlhabendern und reichern Klassen, erschweren.

Ueber den Zustand der Einschätzungen zur Einkommensteuer im Canton Zürich gibt amtliche Ermittelung insoweit Auskunft, als die waisenamtlichen Inventarisationen des Vermögens für Zwecke der Vormundschaft einen Vergleich des wirklichen Befundes mit der versteuerten Summe nahelegten. Diese Zusammenstellungen sind für die letzten beiden Jahrzehnte von Regierungs wegen gemacht worden, und sie ergeben, daß durchschnittlich nur die Hälfte des wirklichen steuerpflichtigen Vermögensbestandes zur Steuer herangezogen wird. Natürlich setzt sich dieser Durchschnitt der Hälfte individuell aus sehr verschiedenen Differenzen zusammen, und zwar steht den relativ wenigen, welche, durch ihr Gewissen bewogen, der Wahrheit gemäß ihr Vermögen versteuern, die große Zahl derjenigen gegenüber, welche ihr Vermögen nur zu einem Drittheil oder noch weniger versteuern, in einzelnen Fällen gar herab bis zu einem Zehntheil! Nicht wesentlich besser steht es im Gebiete der Personaleinkommensteuer, theilweise sogar in jenen Kategorien von Fällen nicht besser, in welchen bei einigermaßen vorhandener Ordnung und Strenge es ein Leichtes sein müßte, die Wahrheit festzustellen, nämlich bei den öffentlichen Gehalten.

Aber es ist eben das Charakteristische dieser züricher Steuer, daß zwar derjenige höher entwickelte Gemeinsinn fehlt, welchen man in einem solchen Gemeinwesen erwarten sollte, daß dagegen der Mangel einer strengen Controle im höchsten Maße vorhanden ist, welcher mit den Ansprüchen eines freien Volkes freilich nahe verknüpft ist. Und es folgt aus der Natur einer consequent demokratischen Verfassung, daß es hier ganz besonders schwer hält, im Gegensatze zu den vorherrschenden Neigungen der Mehrzahl der Bürger Controlgesetze und Controlmaßregeln durchzuführen, welche nur mit Zustimmung ebendieser Mehrzahl in das Leben treten können. Das ist aber ein Punkt, welcher nachdenklich machen soll gegenüber dem

demokratischen Ideal der „einzigen eines freien Volkes würdigen" Steuer. Denn, wie wir oben bereits gesagt haben, die Steuern sollen für die Bürger, wie sie sind, gemacht werden, nicht für die Bürger, wie sie sein sollten. Sind also einmal in fernen Zeiten die Bürger ideal geartet, so mag auch die ideale Steuer am Platze sein. Aber gegenwärtig sind sie es durchaus noch nicht und nirgendwo.

Nun erwäge man, welche horrenden Ungerechtigkeiten durch eine Steuer begangen werden, die durchschnittlich 130 Fr. auf die Haushaltung erhebt, im Bezirk der Hauptstadt sogar 175 Fr., und welche den einen je nach seiner Ehrlichkeit voll trifft, den andern zur Hälfte, zu einem Drittel u. s. w. Welche himmelweite Entfernung ist das von jedem selbst zur Zeit erreichbaren vernünftigen Ideal der Besteuerung!

Bei dieser Lage der Dinge ist es mehr als begreiflich, daß eine solche Entwickelung dieser directen Steuer in keinem andern Canton der Schweiz zum zweiten mal existirt, ja daß eine Reihe von Cantonen eine ähnliche Steuer noch gar nicht besitzt. Wie sich in der Schweiz mit ihren vielfältigen Particularitäten im allgemeinen die größten Verschiedenheiten vorfinden, so auch in den Einrichtungen des Steuerwesens. Während wir in Zürich diese einzige dem modernen demokratischen Programm entsprechende Steuer zu solcher Höhe entwickelt sehen, besitzt z. B. der Canton Solothurn bis zu dieser Stunde gar keine Einkommensteuer. Er bestreitet seine Ausgaben ganz und gar aus indirecten Steuern; der Versuch der Einführung einer mäßigen Einkommensteuer (mit Vorbehalt der Zustimmung des ganzen „Volkes" bei einer Erhöhung derselben über *eins* vom Tausend hinaus) mislang der Regierung erst vor kurzem, indem das Volk einen dahin zielenden Entwurf zu Ende des Jahres 1879 mit Mehrheit ablehnte. Ganz ähnlich ist es seit einer Reihe von Jahren im Canton Aargau gegangen. Im Canton Sanct-Gallen sind analoge Reformen der Steuer wiederholt vom Volke verworfen worden. Im Canton Schaffhausen ist erst zu Ende des Jahres 1879 eine ganz mäßige Einkommensteuer eingeführt worden. Im Canton Bern, wo eine solche Steuer seit einem Jahrzehnt und zwar ziemlich entwickelt besteht, liefert sie gleichwol nur ein Drittel der Staatseinkünfte und weniger als das, nämlich $2^1/_2$ Mill. Fr.; dagegen werden aus der Besteuerung der Getränke und des Salzes allein $3^1/_4$ Mill. Fr. gewonnen.

Fast ganz auf indirecte Steuern und zwar auf Eingangszölle angewiesen ist der Bedarf des schweizerischen *Bundeshaushaltes*. Abgesehen von dem sogenannten Militärpflichtersatz, wovon wegen des vorliegenden Steuerprojects im Deutschen Reiche sogleich ein paar Worte zu sagen sind, abgesehen hiervon wird der ganze Bedarf des Bundes aus den *Zöllen* und dem Ueberschuß der *Post* bestritten. Weil nun der Bund an großen Ausgaben bisjetzt blos den Haupttheil der Militärkosten zu bestreiten hat (einen Theil tragen immer noch die Cantone), so genügen für den Gesammtbedarf sehr mäßige Zolltarifsätze, welche — ebenso wie die züricher Einkommensteuer zur englischen Einkommensteuer — zu dem englischen Finanzsystem einen schlagenden Contrast bilden. Gemäß der Bundesverfassung vom Jahre 1848, und in der Hauptsache unverändert nach dem damals erlassenen Zolltarif, erhebt die Eidgenossenschaft eine Reihe geringer Zollsätze, über deren niedriges Niveau einzelne Gegenstände, die dem Luxus dienen, sich relativ

mäßig erheben. Andererseits sind gewisse minimale Sätze auf fast alle Gegenstände ausgedehnt, welche überhaupt eingeführt oder ausgeführt werden. Die Folge von beidem ist, daß die große Masse der Zolleinnahmen, verschieden von andern Ländern, zumal von England, nicht durch einzelne fiscalisch wichtige Verbrauchsgegenstände aufkommt, sondern durch die ganze Mannichfaltigkeit aller dieser Ein- und Ausfuhrobjecte, von welchen jeder einzelne oder doch die meisten einzelnen nur einen geringen Beitrag zu dem ganzen Ertrage liefern. Die große Mehrzahl der Dinge hat einen Satz zu entrichten, welcher als ein blos nomineller, nur für die Zollstatistik angelegter (droit de statistique) zu betrachten ist: nämlich 15 C. per Centner für die Einfuhr und 10 C. für die Ausfuhr. In einzelnen Fällen bringt dieser Zoll einen relativ bedeutenden Ertrag, so namentlich von Getreide, das im Jahre 1875 bei einer Einfuhr von $5^1/_2$ Mill. Ctr. mehr als 800000 Fr. abwarf, d. h. doppelt soviel als der Taback! Die Rohstoffe der Industrie zahlen 30 C. vom Centner für die Einfuhr; die Manufacte zahlen je nach dem Stadium der Verarbeitung Sätze bis höchstens 8 Fr. per Centner. Der höchste Satz, welcher überhaupt an der Grenze der Schweiz erhoben wird, ist derjenige von 15 Fr. per Centner. Diesen Satz zahlen Thee und Cigarren; Taback in Blättern dagegen zahlt nur $3^1/_2$ Fr., Kaffee nur $1^1/_2$ Fr., Wein in Flaschen $3^1/_2$ Fr., Wein in Fässern $1^1/_2$ Fr. per Centner, Bier in Fässern 75 C. Die Summe der Zollerträge aus Bier, Branntwein, Wein, Taback, Kaffee und Thee zusammen ergibt wenig mehr als ein Viertel der ganzen Zolleinnahme, nicht wegen der Geringfügigkeit der eingeführten Quantitäten, sondern wegen der Geringfügigkeit der angeführten Zollsätze.

Erst ganz kürzlich und zwar im Juni 1879 hat man sich veranlaßt gesehen, wenigstens für Taback und Tabackfabrikate den lächerlich niedrigen Zollsatz zu erhöhen und zwar auf $12^1/_2$—50 Fr. per Centner, je nach dem Stadium der Verarbeitung. Weitere Erhöhungen der Tarifsätze der andern Artikel sind in Aussicht genommen; ihre definitive Normirung ist aber bis auf die Feststellung des ganzen Zolltarifs verschoben, welche mit der Erneuerung der verschiedenen internationalen Handelsverträge zusammenhängt. In den bisher so wenig ausgebildeten Consumtionssteuern des schweizerischen Zolltarifs liegt eine Quelle der Befriedigung künftiger Bedürfnisse, welche — charakteristisch genug — das Gegenstück zu der noch unausgenutzten Quelle der englischen Einkommensteuer bildet: beides, das eine hier, das andere dort, wird zu seiner Zeit herankommen, wenn das einschneidende Bedürfniß sich meldet. Bei den eigenthümlichen Verhältnissen der Schweiz liegt in der Ausbildung des Zollsystems für finanzielle Zwecke zugleich die Gelegenheit, das Budget der einzelnen Cantone nachhaltig zu erleichtern und die Ausschreitungen des directen Steuersystems, wie desjenigen von Zürich, auf vernünftige Grenzen zurückzuführen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Contrast des schweizerischen Zollsystems zu dem englischen Zollsystem auch eine Seite zu Gunsten der schweizerischen Einrichtungen hat: den Ansprüchen der *Gerechtigkeit* nämlich genügt offenbar ein Verbrauchssteuersystem wie das schweizerische in höherm Grade als das englische, indem es nicht auf einzelne wenige Gegenstände diese Steuerlast concentrirt. Ob auch den Ansprüchen der Zweckmäßigkeit, das ist freilich eine andere Frage.

Unter den im ganzen etwa 19 Mill. Nettoeinnahmen des Bundesstaates der Eidgenossenschaft figurirt neben 16 Mill. aus Zöllen und 2 Mill. aus Post auch der Militärpflichtersatz mit etwa 1 Mill. Fr. Wie man weiß, ist dieses eine ältere Einrichtung der schweizer Cantone, welche durch die revidirte Bundesverfassung vom Jahre 1874 auf den Bund derart übertragen worden ist, daß ein gemeinsames Gesetz für die ganze Schweiz diese Steuer regelt und den Ertrag zur Hälfte dem Bunde, zur Hälfte den Cantonen zuweist. Das Gesetz ist am 15. Oct. 1878 zu Stande gekommen. Dasselbe beruht auf Anschauungen, welche seit Menschenaltern in der Schweiz zu Hause sind und aus der französischen Revolutionszeit datiren. Augenscheinlich haben dieselben Anschauungen neuerdings auch im Deutschen Reiche sich mehr und mehr Anhänger erworben, bis sie jetzt zu einer Vorlage des Bundesrathes an den Reichstag geführt haben.

Die Rechtfertigung dieser Steuer liegt einfach darin, daß die oft angerufene abstracte Ehre der Wehrpflicht unzweifelhaft in der Idee ebenso existirt wie die Idee des freien Staatsbürgers. Eine Ehre ist in der Idee aber auch jede andere staatsbürgerliche Last, also die Steuerzahlung! Man kann nun, wenn man für die wirklichen Bürger und ihre wirklichen Empfindungen die Gerechtigkeit herstellen will, nicht nach der Idee die Lasten und Ehren vertheilen, sondern man muß den wirklichen Druck der verschiedenen Leistungen zum Maßstab nehmen. Und man folgt dieser nüchternen, echt realistischen Politik, wenn man statt der Phrase von der Ehre des Militärdienstes, die nur neulich wieder öfters zu hören war, das wirkliche Leben betrachtet und sich überzeugt, daß es in der Mehrzahl eine Last ist, welche der einen Hälfte der männlichen Bürger auferlegt wird, der andern Hälfte nicht. Diese andere Hälfte, zum großen Theil dennoch erwerbsfähig oder vermögend, darf im Einklange mit allen Anforderungen der Gerechtigkeit zu den Staatslasten durch eine Steuer herangezogen werden, welche ihr darum auferlegt wird, weil sie von jener Personalleistung des Wehrdienstes freibleibt. Daß die „Ehre" des Wehrdienstes darunter leidet, ist eine Redensart, welche auf einer unklaren Vorstellung von dem Wesen dieser Steuer beruht. Denn die etwa vorhandene Ehre des Militärdienstes kann dadurch offenbar nicht leiden, daß andere, welche wegen irgendeines Gebrechens dieser Ehre und damit auch dieser Last nicht theilhaftig werden, wenigstens dafür eine Steuerlast zu tragen haben.

In der Schweiz ist diese Steuer nach dem Princip der Vermögens- und Einkommensteuer, den cantonalen Traditionen folgend, gestaltet. Es besteht eine einheitliche Taxe von 6 Fr. mit Zuschlägen von $1^1/_2$ Proc. vom Einkommen, wobei das Vermögenseinkommen stärker gefaßt wird als das Personaleinkommen. Näheres über das schweizerische Gesetz von 1878 findet man in der tübinger „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft", Jahrg. 1879 und 1881, wie denn die Literatur über diesen Gegenstand neuerdings lebhafter geworden ist. Hier können wir darauf nur hindeuten, nicht darauf näher eingehen.

Und wir müssen hiermit überhaupt das über die schweizerischen Steuern Gesagte schließen.

Der chilenisch-peru-bolivianische Krieg.

Seine Ursachen, Entwickelung und Verlauf.

Von

Dr. Karl Loeffler.

I.

Zwischen dem 26. und 23.° südl. Br. ist den Cordilleren ein breites Plateau vorgelagert, das von 2400 Meter Höhe an sich in stufenartigen Abhängen zum Stillen Oeean abdacht. Ohne Fluß, ohne atmosphärische Niederschläge ist es dürr und unfruchtbar und bildet eine von tiefen Schluchten (Quebradas) durchschnittene, sandige und felsige Einöde mit großen Salzsümpfen und seichten oder ausgetrockneten Salzseen ohne Trinkwasser und Vegetation, die unter dem Namen „Atacamawüste" („El desierto del Atacama") bekannt ist. Zur Zeit der spanischen Herrschaft zum Vicekönigreich Peru gehörend*), ward dieser öde, verlassene Strich nach der Unabhängigkeitserklärung der südamerikanischen Colonien Spaniens und deren Constituirung zu selbständigen Staaten eine wahre terra incognita, um die niemand sich kümmerte und die nicht einmal so viel Werth zu haben schien, daß ihretwegen einer der vielen Volksschreier den Mund aufthat, um sie zu einem integrirenden Bestandtheile dieser oder jener Republik erklären zu lassen. Wol hatte Bolivia nach seiner am 6. Aug. 1825 proclamirten Selbständigkeit zu der Provinz Potosi auch einen Streifen nach der Küste am Rio Loa entlang genommen und das im vorigen Jahrhundert unter Karl III. gegründete elende Fischerdorf Cobija 1827 zum Freihafen erklärt, 1839 zur Hauptstadt des neugeschaffenen Departements Atacama erhoben und demselben den hochtönenden Namen „Puerto de La Mar"

*) Nach J. J. von Tschudi („Reisen durch die Andes von Südamerika. Von Córdova nach Cobija", in „Petermann's Mittheilungen", Ergänzungsheft 1860) zog sich die alte Grenzlinie zwischen dem Vicekönigreich Peru und der Audiencia real Chile von der Mündung des Rio Salado in den Stillen Ocean bei Paposo unter 25° 39′ südl. Br. Ostsüdost gegen die Cordilleren über Basquillas nach dem Portazuelo de Come Caballos, einem 4356 Meter hohen Passe unter 27° 30′ südl. Br., wo sie sich nach Norden dreht und über die Schneegebirge von Chaco alto und die Einsattelungen von Carachapampa, über Cerro Galvan und Puerta de los burros (Eselspforte) verlaufend, die argentinischen Provinzen Catamarca und Salta von Bolivia scheidet. „Zwei bis drei Leguas von Rio Frio gegen Basquillas stehen zwei Pyramiden, welche die Jurisdictionen des (Vice-)Königreiches Peru von denen des Königreiches (?) Chile trennen."

(zu Ehren des ersten Präsidenten, des Generals La Mar) gegeben, doch weder mit Peru im Norden noch mit Chile im Süden irgendwie die Grenzen geordnet. Spät erst, im Jahre 1859, wurde gemeinschaftlich mit Peru die Grenze im Norden (der 22.° südl. Br. bis zum 69.° 40′ westl. L. und von da bis zur Küste der Rio Loa) festgestellt, während mit Chile wenige Jahre darauf, besonders als die Entdeckung von Guano den Küstenstrich werthvoll erscheinen ließ, der Grenzstreit acut wurde und, da Chile das Gebiet nördlich bis zum 23.°, Bolivia aber südlich bis zum 26.° beanspruchte, 1864 zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen führte. Erst als Melgarejo 1865 ans Ruder gekommen war, wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen und die beiden Staaten einigten sich im Vertrage vom 10. Aug. 1866 dahin, daß der 24.° südl. Br. die Grenzlinie bilden und die Erträge aus dem Guano und dem Export von Mineralien aus dem Gebiete zwischen dem 23. und 25.° südl. Br. zu gleichen Theilen zwischen den beiden Contrahenten getheilt werden sollten, wozu denn auch 1870 durch eine gemeinschaftliche Grenzregulirungscommission die Grade 23, 24 und 25 abgesteckt wurden. Aber schon ein Jahr darauf weigerte sich Bolivia, als dort Morales den „Tyrannen" Melgarejo gestürzt und alle Regierungshandlungen desselben als „null und nichtig" erklärt und diesen seinen Machtspruch von dem aus seinen Creaturen zusammengesetzten constituirenden Congreß durch die Beschlüsse vom 9. und 14. Aug. 1871 hatte sanctioniren lassen, die Einkünfte aus den reichen Silberminen von Caracoles, die gerade kurz zuvor, nur eine Meile unter dem 23.° südl. Br. belegen, entdeckt waren, mit Chile zu theilen, zumal auch der 23.° „schlecht und ungenau" abgesteckt sei und Chile obendrein auch die Hälfte der Kosten zu tragen habe, welche die Erhebung der Abgaben verursache. Als indessen Morales von seinem Neffen, dem Obersten Lafaye, infolge eines Wortwechsels am 27. Oct. 1872 erschossen worden war, kam unter der Regierung des Dr. Tomas Frias 1873 ein neuer Vertrag zu Stande, den Chile ratificirte und promulgirte. Allein Bolivia verlangte jetzt anstatt der ihm zugestandenen Hälfte der Zollerhebungskosten die Hälfte der Verwaltungskosten und weigerte sich, das Abkommen zu vollziehen. Um nun ein für allemal den Streit zu enden, verzichtete Chile in dem Vertrage vom 6. Aug. 1874, der beiderseitig rite vollzogen wurde, auf die Hälfte der Zollerträge des bolivianischen Gebietes und wahrte sich nur das gemeinschaftliche Besitzrecht an dem Guano zwischen dem 23. und 24.° südl. Br., setzte aber für diesen Verzicht im Art. 4 des vorerwähnten Vertrages zu Gunsten seiner Angehörigen die Bestimmung durch, daß „die Ausgangszölle auf Mineralien, welche in der von den vorhergehenden Artikeln erwähnten Zone (23.° bis 24.°) gewonnen werden, nicht über die gegenwärtig bestehenden hinausgehen und daß ebenso wenig die Chilenen, ihre Kapitalien und industriellen Unternehmungen höher als augenblicklich besteuert werden dürfen", eine Bestimmung, deren Gültigkeitsdauer im Art. 6 auf 25 Jahre vereinbart wurde.

In dem strittigen Gebiete hatte nämlich seit 1867 chilenischer Unternehmungsgeist und chilenisches Kapital begonnen, die entdeckten Salpeterfelder auszubeuten, wozu Melgarejo bereitwilligst das damals werthlose Terrain, um das niemand noch sich beworben hatte, unentgeltlich abtrat, und die Stadt Antofagasta gegründet,

die trotz ihres schlechten Hafens nach kurzer Zeit Cobija überflügelte und Sitz der obersten Provinzialbehörden wurde. Mit der Ungültigkeitserklärung aller Regierungshandlungen Melgarejo's (9. und 14. Aug. 1871) widerrief man auch diese Schenkung, ermächtigte jedoch später, als im April 1873 Adolfo Ballivian — ein einsichtsvoller, entschlossener und thatkräftiger Mandatar, der dem stark unterwühlten Lande Ruhe und Fortschritt versprach, leider aber schon nach wenigen Monden vom Tode ereilt ward — zum Präsidenten der Republik erwählt worden war, die Regierung, alle durch die erwähnten Gesetze vom 9. und 14. Aug. 1871 hervorgerufenen Reclamationen gerichtlich und außergerichtlich beizulegen, über die letztern aber dem Congreß seinerzeit Rechenschaft zu geben. Die Regierung des Dr. Tomas Frias, der nach dem Tode Ballivian's wieder, zuerst provisorisch, dann definitiv, an die Spitze des Landes trat, traf nun mit der „Salpeter- und Eisenbahngesellschaft von Antofagasta" das Abkommen vom 27. Nov. 1873, nach welchem diese Gesellschaft von der ganzen Melgarejo'schen Schenkung nur 50 Estacas (Kuxen) von je 64000 Quadratmeter behielt und für jede derselben eine jährliche Abgabe von 40 Bolivianos, d. i. im ganzen 2000 Bolivianos (6400 Mark) zu zahlen hatte, eine Abgabe, die, wie wir oben sahen, Bolivia gemäß der Art. 4 und 6 des Staatsvertrages vom 6. Aug. 1874 während 25 Jahre nicht erhöhen durfte.

Inzwischen war aber in Peru Manuel Pardo, ein gewissenloser Speculant, zur Herrschaft gelangt, der, um das Land für sich und seinen „Ring" (argolla) bequemer und gründlicher noch als sein Vorgänger, der brutale Oberst Balta, auszubeuten zu können, die peruanischen Finanzen auf das Salpetermonopol zu gründen suchte. Die Spitze dieses Planes richtete sich gegen das in den Salpeterdrísticten Tarapacás angelegte chilenische Kapital; derselbe begann mit den unausführbaren Monopol-(estanco-)Gesetzen vom 18. Jan. und 23. April 1873 und endigte mit den berüchtigten Expropriations- und Zollgesetzen vom 24. Mai 1875 und 8. Juni 1876 und der Abfindung der chilenischen Salpeterindustriellen mit ad hoc fabricirten Papierlappen (Certificados de salitre), da der europäische Geldmarkt trotz aller Lockungen die vom peruanischen Congreß bewilligte Anleihe von 7 Mill. Pfd. St. zur Bezahlung der zwangsweise erworbenen Salpeteretablissements perhorrescirte. Da Prado bei der Ausführung seines Planes einen Krieg mit Chile fürchtete, so suchte er in Bolivia einen Verbündeten und wußte den Dr. Tomás Frias zum Abschluß des geheimen peru-bolivianischen Allianzvertrages vom 6. Febr. 1873 zu gewinnen, der für Peru so verhängnißvoll werden sollte. Nachdem der größte Theil der Salpeterfabrikanten durch den hohen Zoll mürbe gemacht, ihre Etablissements an den Staat gegen Certificados de Salitre verkauft hatten, wurden durch Juan Meiggs, einen Bruder des bekannten Eisenbahnkönigs Südamerikas Henry Meiggs, gegen eine jährliche Zahlung von 200000 Bolivianos auch die ausgedehnten Salpeterfelder von Toco am Rio Loa gepachtet, um die Concurrenz zu verringern. Diese ward aber gerade durch die peruanische Zollpolitik anderwärts ungemein gehoben. Die „Compañia de salitre y de los ferrocarriles de Antofagasta" entwickelte sich zu einer ungeahnten Blüte; ihr in dem großartigen Etablissement angelegtes Kapital von 5 Mill. Pesos (20 Mill. Mark) trug immer größere Dividenden, und ihre Concurrenzfähigkeit berührte die peruanischen Staatssalpeterindustriellen

recht unangenehm. Um daher diese zu mindern und herabzudrücken, wußte sich peruanischer Einfluß in La Paz bei der Executive sowol wie bei dem vom General Daza im November 1877 einberufenen constituirenden Congreß so weit geltend zu machen, daß dieser kurz vor seinem Schlusse am 14. Febr. 1878 das Abkommen vom 27. Nov. 1873 als den Verhältnissen thatsächlich nicht mehr entsprechend modificirte und die Ueberlassung der 50 Salpeterkuxen an die „Salpetercompagnie von Antofagasta" nur unter Auflegung einer Minimalabgabe von 10 Cts. pro Quintal von 46 Kilogramm genehmigte, während jene sich beeilte, den Congreßbeschluß zu promulgiren. Auf die Vorstellungen des chilenischen Geschäftsträgers Vidal wurde jedoch die Ausführung sistirt, zumal plötzlich mit Peru wegen des von diesem verweigerten freien Waarentransits eine bedenkliche Spannung eintrat. Unterm 8. Nov. desselben Jahres wiederholte auf Weisung seiner Regierung der chilenische Diplomat mit Bezug auf Art. 4 und 6 des Staatsvertrages vom 6. Aug. 1874 seine Forderung um Zurücknahme des Zollgesetzes. Umsonst! Die Spannung mit Peru hatte nachgelassen und so erschien am 1. Dec. ein finanzministerielles Rescript, durch welches die Zahlung des Zolles vom Tage der Promulgation des Gesetzes vom 14. Febr. ab mit 90800 Bolivianos 17 Cts. angeordnet wurde. Natürlich wurde der Gérant der Salpetergesellschaft gegen diese Verfügung vorstellig und der Geschäftsträger Chiles verlangte die Aufhebung oder doch vorläufig die sofortige Sistirung derselben. Diesem jedoch reproducirte der bolivianische Minister des Aeußern mittels Note vom 17. Dec. das vom Finanzministerium erstattete Gutachten und schloß seine sonderbare Auseinandersetzung, als ob die Art. 4 und 6 des obenerwähnten Grenzvertrages gar nicht existirten, mit der in ihrer Allgemeinheit allerdings unanfechtbaren Behauptung, daß, wenn ein Staat einer Privatgesellschaft Salpeterfelder von 32 Mill. Quadratmeter einräume, er füglich wohl auch berechtigt sei, Bedingungen zu stellen, die von der Gesellschaft wol angenommen oder abgelehnt werden, doch niemals Gegenstand diplomatischer Einmischung sein könnten, weil der Entscheidung des Congresses über das Abkommen vom 27. Nov. 1873 durch den Staatsvertrag vom 6. Aug. 1874 nicht habe vorgegriffen werden können. Zugleich wurden dem Präfecten der Küstenprovinz Atacama Zwangsmaßregeln zur Beitreibung des festgesetzten Zolles aufgegeben. Am 7. Jan. 1879 wurde der „Salpeter- und Eisenbahngesellschaft Antofagastas" amtlich die Mittheilung gemacht, daß, wenn nicht binnen drei Tagen die Zahlung der bis zum 1. Dec. des vergangenen Jahres aufgelaufenen Zölle geleistet sei, die Beschlagnahme aller Pertinenzien der Gesellschaft erfolgen werde, die denn auch trotz des Gesuches des chilenischen Generalconsuls in Antofagasta vom 8. um einige Tage Aufschub der Präfect am 11. vollzog, weil er, wie es in seinem Bescheide vom 9. heißt, die Regierungsverfügungen ausführen lassen müsse, wenn dieselben, wie in diesem Falle, der Verfassung und den Gesetzen des Staates nicht widersprächen. Augenscheinlich sollte eine vollzogene Thatsache geschaffen werden, ein fait accompli, dem gegenüber Chile, wie man in La Paz und in Lima wähnte, seine Reclamationen als nutzlos aufgeben würde. Allein Chile beantwortete diese Maßnahme mit der Drohung, die Grenzverträge als thatsächlich von Bolivia zerrissen anzusehen und seine alten Ansprüche auf das Gebiet bis zum

23.° südl. Br. wieder geltend zu machen, wenn nicht durch sofortige Sistirung der Beschlagnahme die Möglichkeit einer schiedsrichterlichen Entscheidung gewahrt bleibe, die im Art. 2 des Anhangs zu dem Vertrage vom 6. Aug. 1874 zur Schlichtung von etwaigen Streitigkeiten vorgesehen sei, und ließ, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, eins seiner neuen Panzerschiffe, den Blanco Encalada, nach Antofagasta abgehen.

Als Daza, der „Sultan Bolivias", die Ankunft dieses Schiffes in bolivianischen Gewässern erfuhr, tobte er in unbeschreiblicher Wuth und weigerte sich die Verhandlungen fortzusetzen. Auf den Rath des peruanischen Gesandten Quiñones, eines politischen Jongleurs und geriebenen Intriguanten, ward schließlich ein Streich ausgeheckt, dessen Tragweite die überschlauen Politiker in ihrer Kurzsichtigkeit nicht ermessen hatten und dessen unheilvolle Folgen sie später mit Schrecken inne werden sollten. Am 1. Febr. 1879 unterzeichnete Daza den Bescheid an den Gérauten der „Salpetercompagnie", daß der Staat die Schenkung der Salpeterfelder zurücknehme und den Stand der Dinge, wie er durch die Congreßbeschlüsse vom 9. und 10. Aug. 1871 geschaffen worden, wiederherstelle, weil ihm die geforderte Gegenleistung von 10 Cts. für den Quintal fertigen Salpeters verweigert werde, und zu gleicher Zeit erhielt der Präfect der Provinz Atacama mit einer Verstärkung von 300 Mann Infanterie, um einer etwaigen Revolte der chilenischen Arbeiter vorzubeugen, den Befehl, die Confiscation unverzüglich durchzuführen und zur Zahlung der Zollrückstände das Salpeteretablissement unter den Hammer zu bringen. Am 11. Febr. nahm der Präfect im Namen des bolivianischen Fiscus Besitz von dem Eigenthum der Compagnie, deren Gérant unter dem Beistande des chilenischen Generalconsuls Protest gegen diesen Gewaltact erhob und dann sich an Bord des Blanco Encalada flüchtete. Zur selben Zeit traf das kurzgefaßte Telegramm des chilenischen Geschäftsträgers, dem erst an diesem Tage der Bescheid bekannt gemacht ward, daß Bolivia, den Reclamationen Chiles nachgebend (sic!?), den Salpeterzoll aufgehoben, dagegen aber auch die abgetretenen Salpeterfelder wieder für den Staat eingezogen habe, von La Paz in Santiago ein und erregte hier einen so allgemeinen Sturm des Unwillens, daß noch an demselben Tage nach einer bewegten Minister- und Staatsrathssitzung an die in Caldera, dem nördlichsten Hafen Chiles, stationirten Schiffe telegraphisch der Befehl erging, sofort alle verfügbaren Truppen einzuschiffen und zur Besetzung Antofagastas abzudampfen, während dem Vertreter Chiles in La Paz aufgegeben ward, unverzüglich seine Pässe zu verlangen und sich zurückzuziehen.

Am 14. Febr. 1879, dem Tage, an dem die öffentliche Versteigerung des Salpeteretablissements stattfinden sollte — es war alles „fix und fertig", um dem peruanischen Consul José Maria Seguin für den rückständigen Zoll von etwa 100000 Bolivianos (320000 Mark) das ganze Anwesen in die Hände zu spielen — erschienen das Panzerschiff Almirante Cochrane und die hölzerne Corvette Chacabuco, welche am 12. Caldera verlassen hatten, vor Antofagasta und setzten ohne Verzug 1000 Mann Infanterie mit etwas Reiterei und einigen Krupp'schen Gebirgsgeschützen ans Land, wo der bolivianischen Paschawirthschaft ein jähes, unerwartetes Ende bereitet ward. Dem Präfecten und den übrigen bolivianischen

Behörden wurde gestattet, ihren Sitz wieder in Cobija aufzuschlagen, jedoch mit dem Ersuchen, sich auf das Gebiet bis zum 23.° südl. Br. zu beschränken. Chile hatte seine alten Ansprüche wieder aufgenommen und „revindicirte" sich das im Vertrage vom 10. Aug. 1866 an Bolivia abgetretene Gebiet zwischen dem 23. und 24.° südl. Br., weil der andere vertragschließende Theil sich geradezu geweigert habe, seine übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Bei der größtentheils chilenischen Bevölkerung — von den 8507 Bewohnern, welche Antofagasta mit den Salpeterminen zählte, waren 6554 Chilenen und nur 1226 Bolivianer — war die häusliche Einrichtung ungemein leicht; der chilenische Generalconsul in Antofagasta übernahm vorläufig die Verwaltung der „neuen Provinz", deren beide Häfen Antofagasta und Mejillones de Chile (zum Unterschied von dem $3^1/_4$ Grad nördlicher liegenden peruanischen Guanoplatze Mejillones del Peru bis dahin Mejillones de Bolivia geheißen) durch finanzministerielle Verfügung vom 19. Febr. zum Range von Haupthäfen (Puertos majores) erhoben und durch das unterseeische Kabel in directe telegraphische Verbindung mit Valparaiso gesetzt wurden, während der Befehlshaber der gelandeten Truppen, der Oberst Emilio Sotomayor, in kurzer Zeit die Nationalgarde organisirte, aus der später zwei der besten Bataillone der chilenischen Nordarmee hervorgingen, die reichen Silberminen Caracoles und, nach blutigem Kampfe, auch Calama am Rio Loa besetzen ließ. Eine Woche später (am 21.) wurden die bolivianischen Behörden auch aus Cobija und Tocopilla von dem chilenischen Admiral Williams Rebolledo der Absperrung halber vertrieben, sodaß die ganze ehemals bolivianische Küste bis zum Loafluss im Norden und bis zum 69.° westl. L. von Greenwich im Osten nun in der Gewalt Chiles war.

Durch ihr entschlossenes Vorgehen gegen „den Sultan von Bolivia", der „zur Beleidigung auch noch den Hohn gefügt", hatte die chilenische Regierung im ganzen Lande eine Begeisterung sondergleichen entfesselt. Alle Parteien, von der radicalen Linken bis zur conservativ-klerikalen Rechten, waren einig in der Anerkennung der kraft- und würdevollen Haltung der eben noch von ihnen scharf angefeindeten Regierung, und sagten derselben in der Wahrung der Ehre des Landes die ausgiebigste und weitgehendste Unterstützung zu. „Chile hat nur ein Herz, nur eine Seele; seines Herzens Pulsschläge können gezählt werden, an wessen Brust immer man das Ohr legt. Der Greis wie der Jüngling, der Arme wie der Reiche, alle fühlen, alle denken dasselbe", rief damals der klerikal angehauchte „Mercurio" von Valparaiso und fügte dann hinzu: „Die Regierung hat heute das Volk in ihren Händen; ihre wird die Schuld sein, verliert sie es."

In die Regierungskreise von La Paz schlug aber die Meldung von diesen nichts weniger als erwarteten Maßnahmen Chiles wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Ueberzeugt von dem Erfolge des, wie man wähnte, fein „ausgeklügelten" Schachzuges und im Hochgefühl über die der chilenischen Diplomatie beigebrachte Schlappe hatte man sich eine ganze Woche lang den Fest- und Trinkgelagen zur Feier des Geburtstages Daza's in bacchantischer Ausgelassenheit*) überlassen und

*) Das Staatsoberhaupt, Generalkapitän Daza, hatte bei den „Toros", dem Stierkampfe, den die hauptstädtische Municipalität ihm zu Ehren veranstaltet hatte, dem Gotte des Weins

wurde erst durch den Bericht des Expräfecten von Atacama in unsanfter Weise aus dem Taumel gerissen. Aufs höchste enttäuscht, schnaubte nun Daza, und mit ihm auch seine politischen Feinde — wie der in Puno in Verbannung lebende Dr. Corral — blutige Rache gegen das „infame" Chile; mit der Kriegserklärung gegen dieses ward eine umfassende Amnestie erlassen, zugleich über das Land der Belagerungszustand verhängt, alles chilenische Privateigenthum eingezogen und zu Spottpreisen verkauft und auf das eifrigste gerüstet, um, wie Daza seinem Consul in La Serena (Coquimbo) am 2. März 1879 schrieb, innerhalb 60 Tagen mit 10000 Mann über den chilenischen Räuber herzufallen, den „schönen" (?) Boden Atacamas zu säubern und in Santiago de Chile den Frieden zu dictiren, wozu auch „der Segen der Kirche" von dem Erzbischof von La Paz nach einem ad hoc abgehaltenen Hochamte, an dem Daza, das Ministerium und das Heer mit den sogenannten „Ayacuchofahnen", den Fahnen Argentiniens, Bolivias und Perus, theilnahmen, in einer echt farcenhaften Weise auf der Plaza mayor vor der Kathedrale ertheilt ward. Da die bolivianische Armee bei einer nominellen Stärke von 2232 Mann nur 976 Gemeine, dagegen 1 Generalkapitän (Daza), 2 Divisions- und 5 Brigadegenerale, 60 Obersten, 37 Commandanten, 32 Oberstlieutenants (Sargentos mayores), 82 Hauptleute, 104 Lieutenants, 53 Cadetten, 460 Sergeanten und 366 Unteroffiziere zählte — im Bataillon Daza gab es bei einer Stärke von 543 Mann nur 173 Gemeine — außerdem es aber noch eine Unmasse nicht activer, noch völlig feldtüchtiger Offiziere, sogenannte „Indefinidos" (auf Halbsold gesetzte Offiziere), gab, so hielt es nicht schwer, dieselbe bald durch neu formirte Bataillone auf eine verhältnißmäßig bedeutende Stärke zu bringen, falls nur das nöthige Kriegsmaterial und besonders der Montecuculi'sche nervus belli vorhanden war. Zugleich ward der Gedanke angeregt, das strittige, von Chile besetzte Gebiet an Argentinien abzutreten, um auch diese Republik zur Einmischung zu veranlassen und somit eine argentinisch-peru-bolivianische Triplealliauz zusammenzubringen. Doch die Argentina verhielt sich trotz des Geschreies ihrer Presse und des Dr. Felix Frias, Präsidenten des Provinzialabgeordnetenhauses von Buenos Ayres, diesem Vorschlage gegenüber sehr kühl und blieb neutral, sei es weil ihr Präsident Dr. Avellaneda und sein Kriegsminister General Roca, der jetzige argentinische Präsident, einem Kriege gegen Chile abgeneigt waren, sei es weil Brasilien der argentinischen Kriegslust einen Dämpfer aufgesetzt hatte.

Dagegen trieb in Peru, wo ein ungeheuerer Sturm der Entrüstung über das „unamerikanische" Vorgehen Chiles losgebrochen war, alles bewußt und unbewußt, gehetzt von einer nichtsnutzigen Presse, dem Kriege zu, trotzdem, wie diese selbe Presse constatiren mußte, in allen öffentlichen Kassen eine entsetzliche Leere herrschte, das Staatspapiergeld bereits auf die Hälfte seines nominellen Werthes gesunken, die Ausrüstung des Heeres eine geradezu jämmerliche und die Flotte, einst die beste unter denen der Republiken des spanischen Amerikas, in Verfall gerathen

---

so zahlreiche Spenden dargebracht, daß er Arm in Arm mit einem Schotten Speedie, einem rohen ungebildeten Emporkömmling, die Stufen vor seiner Loge hinabkollerte und sich im Staube wälzte.

war.*) Zugleich kam von La Paz der bolivianische Minister Serapio Reyes Ortiz, mit Specialvollmachten versehen, nach Lima, um die sofortige Kriegserklärung Perus an Chile durchzusetzen, da gemäß des geheimen Allianzvertrages vom 6. Febr. 1873 der casus foederis gekommen sei, und andere das Bündniß betreffende Fragen zu regeln. Peru wußte aber seinem Verbündeten begreiflich zu machen, daß ihren Interessen anders besser gedient sei; daß, da es vor allem sich darum handle, Zeit zu gewinnen, um bequemer und besser rüsten zu können, die Existenz des geheimen Bündnisses vorläufig noch unbekannt bleiben müsse. Deshalb mußte das officielle Organ „El Peruano" versichern, Peru habe in La Paz sowol wie in Santiago alle Anstrengungen gemacht, um die Angelegenheit friedlich beizulegen, zumal beide Nationen im Art. 2 des Anhanges zum Grenzvertrage das beste Mittel zur friedlichen Schlichtung des Zwistes hätten; deshalb mußte der bolivianische Bevollmächtigte wiederholt um die Erlaubniß zum Durchmarsch Daza's mit seinem Heere durch peruanisches Gebiet nachsuchen, ohne dieselbe jemals zu erhalten; deshalb wurde ein außerordentlicher Gesandter mit einem Militärattaché (sic!) nach Santiago gesandt, um die Mediation Perus anzubieten; deshalb auch mußte der päpstliche Nuntius in Lima, Msgre. Mocenni, in einem Briefe an Anibal Pinto, den Präsidenten Chiles, im Namen des Höchsten diese Mediation empfehlen, eine Mediation, die Chile zumuthete, ohne vorherige Sicherstellung seiner Angehörigen und des Eigenthums derselben gegen etwaige Gewaltacte Bolivias das besetzte Gebiet zu räumen. Unterdessen wurden in Peru die Rüstungen betrieben, eine Commission ernannt, welche die Flotte zu untersuchen und deren Ausrüstung zu überwachen hatte, Truppen und Kriegsmaterial in den südlichen Departamentos angehäuft und die Armirung der Häfen von Iquique, Pisagua, Arica und andern Orten angeordnet. Diese auffallende Haltung veranlaßte Chile, durch seinen Gesandten in Lima Erklärungen zu verlangen, die vom Dr. Irigoyen, dem peruanischen Minister des Auswärtigen, unter dem nichtigen Vorwande, daß der peruanische außerordentliche Bevollmächtigte Lavalle dem santiaguiner Cabinet solche geben werde, verweigert wurden, bis Señor Godoy in einer Sommation die Neutralitätserklärung bis zum 27. März forderte. Jetzt mußte die Existenz des geheimen Allianzvertrages bekannt gegeben und die verlangte Neutralitätserklärung mit Rücksicht auf dieses, seinerzeit vom Congreß gutgeheißene Abkommen abgelehnt werden, „bis nicht der zum 24. April einberufene außerordentliche Congreß über den casus foederis entschieden habe". Der Bericht Godoy's brachte Klarheit in die verworrene Situation. Einstimmig gutgeheißen vom chilenischen Staatsrathe am 1. und beschlossen vom Congreß am 3., wurde die Kriegserklärung von

*) So lag z. B. das Thurm- und Widderschiff Huascar, das beste Fahrzeug der peruanischen Marine, mit absichtlich unbrauchbar gemachter Maschine im Hafen von Callao, da man nach dem pierolistischen Putsche vom 7. Mai 1877, um vor ähnlichen Ueberraschungen sicher zu sein, einzelne Maschinentheile herausgenommen hatte. Diese waren dann, als man sie brauchte, spurlos verschwunden, und die neuen, nach einmonatlicher Arbeit fertig gestellten paßten derartig, daß der Monitor, kaum ausgelaufen, wieder umkehren mußte, um abermals auf vier Wochen ins Dock zu gehen, ehe die Maschine ordnungsmäßig functioniren konnte.

Anibal Pinto, dem Präsidenten, und dem ganzen Ministerium am 5. April 1879 unterzeichnet, veröffentlicht und dem peruanischen Bevollmächtigten, Antonio Lavalle, der auf die Kunde, daß der Staatsrath für die Kriegserklärung gestimmt habe, angefragt und, als ihm kein Bescheid wurde, seine Pässe verlangt und ohne weiteres erhalten hatte, noch an demselben Tage zugestellt, während an den Geschwadercommandanten Williams Rebolledo telegraphisch der Befehl erging, ohne Zeitverlust zur Blokade der peruanischen Küste zu schreiten. Die ehernen Würfel waren gefallen! Das Rollen derselben aufzuhalten machte England noch einen vergeblichen Versuch, indem es durch seine Vertreter Pakenham in Santiago und Spencer Saint John in Lima am 24. April seine freundschaftliche Vermittelung anbieten ließ. Allein nur Chile erklärte sich zur Annahme derselben bereit; Peru dagegen lehnte sie ohne weiteres ab, weil, wie der Minister des Auswärtigen in seiner Antwortnote vom 28. desselben Monats sagt, dieselbe zu spät komme, weil die Interessen und der Patriotismus Perus compromittirt (?) und das Nationalgefühl in hohem und gerechtem (?) Maße aufgebracht seien, abgesehen davon, daß Peru die Integrität Bolivias durch einen feierlichen Pact garantirt habe.

Am 7. April, ehe noch die Kriegserklärung in Lima officiell abgegeben war, erschien der chilenische Admiral vor Iquique, wo General Buendia damals ungefähr 8000 Mann — die Besatzung Pisaguas und Pabellon de Picas ebenso wie die kleinen Detachements in Pozo de Soledad und Huatacondo eingeschlossen — befehligte, und legte dort in der eiteln Hoffnung, die verbündeten Peru-Bolivianer auszuhungern und zur Uebergabe zu zwingen, sein Geschwader fest, indem er seine kostbare Zeit in einer, wenn nicht gänzlich nutzlosen, so doch höchst langwierigen Blokade vertrödelte und den günstigen Augenblick, die fast wehrlosen peruanischen Schiffe in Callao, dessen Befestigungswerke ebenfalls in denkbar schlechtestem Zustande waren, zu überfallen, ungenützt verstreichen ließ. Nur hin und wieder ließ er zwei Schiffe, in der Regel die Panzercorvette Lord Cochrane und eine der drei Holzcorvetten O'Higgins, Magallanes oder Chacabuco bis Mollendo kreuzen, um dort, wie in Pisagua, die Kähne und anderes Ein- und Ausschiffungsmaterial zu vernichten und das unterseeische Kabel abzuschneiden, sodaß die Peruaner Zeit gewannen, ihre Flotte auszubessern und zu armiren und einen Transportdampfer nach dem andern nach Panamá zu entsenden, dort trotz des Protestes des chilenischen Consuls das aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas für sie angekommene Kriegsmaterial an Bord zu nehmen und ungehindert nach Callao zu bringen.

Am 30. April rückte der bolivianische Präsident Generalkapitän Daza mit 6000 Mann in Tacna ein, wo er von dem Contreadmiral Lizardo Montero, der, „obwol er auf eine geeignetere Verwendung Anspruch gehabt hätte", die Ernennung zum Generalcommandanten von Arica angenommen hatte, und dem Präfecten mit den Spitzen der Departementalbehörden feierlichst eingeholt wurde, und ließ nach einigen Tagen der Ruhe die beiden Divisionen Villamil und Villegas von je 1500 Mann, die Hälfte seiner Truppen, zur Verstärkung Buendias von Arica abgehen, während in Tupiza der General Campero, der Befehlshaber der bolivianischen Süddivision, sein Hauptquartier aufschlug, um von hier aus gegen die

rechte Flanke der Chilenen auf Canchas Blancas und San Pedro de Atacama zu operiren und der ersten Abtheilung des Südheeres der vereinigten Peru-Bolivianer unter Buendia bei dessen Vorrücken an den Loafluß die Hand zu reichen.

Am 16. Mai verließ der peruanische Präsident General Prado, nachdem ihm der Congreß die nachgesuchte Erlaubniß, die Hauptstadt verlassen und den Oberbefehl über Heer und Flotte übernehmen zu dürfen, am 7. desselben Monats ertheilt hatte, an Bord des inzwischen von der englischen Pacific Steam Navigation Company angekauften Raddampfers Oroya die Rhede von Callao, begleitet von der in zwei Geschwader getheilten Flotte (1 Panzerfregatte, 2 Thurmschiffe, 1 Holzcorvette, 1 Kanonenboot und 4 Avisodampfern), die endlich see- und gefechtstüchtig auslaufen konnte — das erste mal am 20. April hatte sie wiederum umkehren müssen — um sich als „supremo director de la guerra" („oberster Kriegsleiter") auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Ganz Peru vertraute auf das Glück eines charakterschwachen, unfähigen Menschen, der früher allerdings einige Proben von Muth und Tapferkeit gegeben hatte. Und in der That, abermals schien die launische Göttin Fortuna den „Cholo" begünstigen zu wollen. Williams Rebolledo, trotz des Geheimnisses, in das man das Auslaufen der Flotte zu hüllen wußte, von den Vorgängen in Callao unterrichtet, war, die beiden ältesten und schwächsten Holzschiffe, die Corvette Esmeralda und das Kanonenboot Covadonga mit dem Transportdampfer La Mar zur Aufrechthaltung der Blokade vor Iquique zurücklassend, mit den beiden neuen Panzerschiffen Blanco Encalada und Lord Cochrane, den Corvetten O'Higgins, Magallanes und Chacabuco nordwestwärts bis etwas über Callao gesteuert, wo er das Ablaufen der peruanischen Flotte abwarten, dieselbe abschneiden und zum Kampfe zwingen wollte. Fürwahr ein kühner Gedanke — aber auch der einzige des chilenischen Admirals während der sieben Monate seines Commandos — dessen Gelingen höchst wahrscheinlich dem Kriege ein schnelles Ziel gesetzt hätte! Doch bei dem dichten Nebel, der vom Mai bis zum November an der Westküste Südamerikas zu herrschen pflegt, war die peruanische Flotte ungesehen vorbeigefahren, hatte in Arica den Director de la Guerra, Truppen, Kanonen und sonstiges Kriegsmaterial gelandet, und da in Arica von Lima eine Depesche über die Anwesenheit des chilenischen Geschwaders zwischen Callao und Ancon eingetroffen war, waren die beiden Hauptschiffe, der Monitor Huascar und die Panzerfregatte Independencia, sofort nach Iquique weiter gegangen, wo die schwachen chilenischen Schiffe am 21. Mai überrascht wurden. Der Transportdampfer La Mar ergriff die Flucht, während die Esmeralda und Covadonga, kaum daß ihre Maschinen arbeiten konnten, zum Kampfe gezwungen wurden. Bekannt ist der Verlauf desselben. Die Esmeralda ward nach langem vierundeinhalbstündigem Kampfe und mehrfachem Rammen vom Sporn des Huascar tödlich getroffen und sank, als dieser sich freigemacht, unverzüglich, während ihr tapferer Commandant Arturo Prat, dessen Befehl zum Entern im Donner der Geschütze ungehört verhallte, mit blanker Waffe und den Revolver in der Hand auf dem Verdeck des feindlichen Widderschiffes einen ruhmvollen Soldatentod fand, den vergebens kleinlicher, echt peruanischer Neid zu verdunkeln sucht. Der Covadonga dagegen gelang es, obwol übel zugerichtet, nach der Caleta de Molle in seichtes Fahrwasser zu entkommen und

den peruanischen Commandanten Moore in blinder Verfolgungswuth hinter sich her zu locken. Die schwere, tiefgehende Panzerfregatte Independencia rannte in voller Fahrt auf einen unterseeischen Felsen auf und ward dann von der Covadonga aus ziemlicher Nähe beschossen, bis diese vor dem herannahenden Huascar die Flucht ergreifen mußte und von dem in der Nähe gebliebenen Transportdampfer La Mar nach Antofagasta geschleppt wurde. Moore zündete die rettungslos verlorene Independencia an und der Huascar kehrte mit der geretteten Mannschaft und 42 Gefangenen nach Arica zurück, um dem „obersten Kriegsleiter" Bericht abzustatten. Die Blokade Iquiques war gebrochen; die Chilenen hatten eine empfindliche Lehre erhalten, die Peruaner aber einen noch empfindlichern Verlust erlitten. Trotzdem nahm der chilenische Admiral, der, als er das Auslaufen der peruanischen Flotte gewahr genommen, umgekehrt war und in Mollendo am 28. Mai von einem Postdampfer der englischen Pacific Steam Navigation Company Erkundigungen eingezogen hatte, die Blokade Iquiques wieder auf, um abermals dort sein Geschwader festzunageln, nur ab und zu eins der Panzerschiffe und eine Holzcorvette zur Sicherung eines Truppentransports nach dem Süden entsendend.

Von jetzt ab ward vier Monate lang das Thurm- und Widderschiff Huascar, die Säule der peruanischen Seemacht, der Schrecken Chiles, indem es im Verein mit der leichten und sehr schnellen Corvette Union unermüdlich, kühn und wachsam die Küstenwasser durchfurchte, bald zur Nachtzeit in den blokirten Hafen von Iquique eindrang, ein und das andere Holzschiff des Blokadegeschwaders beschoß und sogar mit seinem Widder zu rammen suchte, bald das Blokadegeschwader umging, hier Handelsschiffe kaperte, in Brand steckte und seinen Verfolgern entgegentreiben ließ, dort am hellen Tage in chilenische Häfen einlief, die Hafenanlagen, das Ein- und Ausschiffungsmaterial vernichtete und die daselbst verankerten Schiffe in Grund bohrte, immer aber schnell genug, um den nachkommenden, oft telegraphisch herbeigerufenen Verfolgern nur von fern seine Flagge zu zeigen, zumal auch die chilenische Flotte, von der ein Schiff nach dem andern unbrauchbar wurde, sich auf wenige disponible Schiffe reducirt hatte, auf das Admiralschiff Blanco Encalada, den bereits ausrangirt und verkauft gewesenen hölzernen Dampfer Abtao und den von der Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft erworbenen Schraubendampfer Loa, zu denen dann durch Kauf das schnellste Schiff der Pacific Steam Navigation Compagny, der Schraubendampfer Amazonas kam, der ebenfalls wie der Loa als Kreuzer ausgerüstet und mit neuen gezogenen Armstrong-Geschützen armirt wurde. Das Panzerschiff Almirante Cochrane hatte bei seinen Parforcejagden auf den Huascar seine Kessel verbrannt und mußte nach Valparaiso ins Dock geschleppt werden, wo bereits das Kanonenboot Covadonga zur Heilung seiner schweren, vor Iquique empfangenen Wunden lag, und wohin ihm baldigst auch, nach Aufhebung der Blokade Iquiques, die Corvetten O'Higgins, Magallanes und Chacabuco folgten, deren Reinigung, schon beim Beginn des Krieges nöthig, eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden war. Als aber im September 1879 nach fieberhafter Thätigkeit diese Schiffe ausgebessert, gereinigt und theilweise neu armirt waren, da begann sich die ganze Scenerie zu ändern.

In Peru war in den vier Monaten wenig, fast gar nichts geschehen. Die vom außerordentlichen Congreß bewilligte Kriegsanleihe machte, wie der erste Vicepräsident General Luis La Puerta in seiner Botschaft bei der Eröffnung des ordentlichen Congresses am 28. Juli einräumen mußte, trotz der kühnen Thaten und Erfolge des Huascar und trotz der Colportirung der Subscriptionsbogen von den Provinzial- und Municipalbehörden — auch mir wurde mehrmals ein solcher Bogen vorgelegt — gründlich Fiasco, weil jedermann der Ehrlichkeit der peruanischen Regierung mistraute, und die „freiwilligen Beiträge", die „donativos de guerra", aus deren Erträgen die Regierung anfangs die Truppentransporte und die Ausrüstung der Flotte hatte bestreiten können, begannen so ungemein spärlich zu fließen, daß die Regierungskassen gar bald wieder ihre gewöhnliche schreckliche Leere aufwiesen, zumal Peru auch zu einem Drittel den Sold der 6000 Bolivianer, die auf seinem Gebiete standen, zu zahlen hatte. Zwar wurden während dieser Zeit weitere Truppen nach Arica befördert, um die durch den Abgang der beiden bolivianischen Divisionen Villamil und Villegas von je 1500 Mann nach Iquique hervorgerufene Lücke wieder auszufüllen, Kanonen und Munition in Mollendo, Ilo, Arica, Pisagua und Iquique ausgeschifft, auch der Morro, die Hafenfeste Aricas, etwas verstärkt und neu armirt, doch zeigte sich auch hier überall ein grenzenloser Schlendrian, der die ganze peruanische Verwaltung kennzeichnet, und paralysirte oft die nothwendigsten Maßnahmen.*)

Am 5. Oct. 1879 erschien das chilenische Geschwader unter einem neuen Commandanten, dem Kapitän zur See Galvarino Riveros, zum ersten mal wieder geschlossen vor Arica, recognoscirte den Hafen und kehrte, da der Huascar und die Union nicht in dem Hafen lagen, sofort wieder nach Süden um. Auf der Höhe von Mejillones de Chile am 7. angelangt, setzte die eine Abtheilung, aus dem Admiralschiff Blanco Encalada, dem Kanonenboot Covadonga und dem armirten Transportdampfer Itata bestehend, ihren südlichen Curs fort, während die

*) Der Director de la Guerra General Prado, der in Arica sich die Zeit mit Sect und Rocambole vertrieb, während sein hoher Verbündeter, der Generalkapitän Daza, in Tacna Baccho et Veneri huldigte und hin und wieder des „variatio delectat" halber nach Arica fuhr, um mit dem Contreadmiral Montero auf die Seelöwenjagd zu gehen oder sich von den Batterien des Morro etwas vorschießen zu lassen — der General Prado also wollte wenigstens hinlängliches Kriegsmaterial im Süden Perus anhäufen und wiederholte mehrmals telegraphisch seine Weisungen. Allein der Ministerpräsident und Kriegsminister Mendiburu ließ die Telegramme uneröffnet auf seinem Schreibtische und die Krupp'schen Kanonen mit Munition in Callao liegen. Als endlich der Avisodampfer Chalaco mit dem kategorischen Befehl kam, das Verlangte sofort zu laden, gab der Minister zwar seine Zustimmung, doch der Arsenaldirector Viceadmiral de la Haza hielt es mit dem „Eile mit Weile" und verschob trotz der Vorstellungen und trotz der Gefahr, die im Verzuge lag, die Herausgabe um volle 24 Stunden.

Um zwischen der Hauptstadt und dem Hauptquartier telegraphische Verbindung zu Lande über Jca und Arequipa herzustellen, da die unterseeische von den Chilenen bedroht war und dann auch durch Abschneiden des Kabels in Mollendo zerstört wurde, wies man wol das Geld an, doch die Verbindung selbst blieb in der ad hoc ernannten Commission, deren Vorsitzender ein Bischof und in Vertretung ein Professor des Römischen Rechts war, stecken.

andere Abtheilung unter dem Kapitän zur See Latorre, dem bewährten kaltblütigen alten Commandanten der Magallanes, mit dem Panzerschiffe Almirante Cochrane, der Corvette O'Higgins und dem Kreuzer Loa von Antofagasta telegraphisch den Befehl erhielt, bis zum folgenden Tage mittags dort zu kreuzen. Am folgenden Morgen $4^1/_2$ Uhr kamen der ersten Abtheilung die gesuchten beiden feindlichen Schiffe in Sicht, die am 5., am selben Tage, an dem die chilenische Flotte vor Arica erschienen war, den Hafen Coquimbo verlassen, nochmals die nördlicher liegenden chilenischen Häfen abgesucht hatten und in der vergangenen Nacht in Antofagasta eingedrungen waren, und wurden sofort verfolgt. Doch gelang es den Peruanern, an dem chilenischen Geschwader vorbeizukommen und gegen den verfolgenden Blanco Encalada, der nur 8 Knoten lief, bedeutenden Vorsprung zu gewinnen, und schon glaubten sie abermals dem Feinde entgangen zu sein, als gerade vor ihnen, in ihrem Curse Nordwest, das zweite chilenische Geschwader auftauchte und, durch einen Signalschuß seines Admiralschiffs obendrein noch wachsamer geworden, sofort den Weg verlegte. Die schnellfüßige Union zog sich sofort nach Westnordwest zurück und wurde von der O'Higgins und dem Loa bis zur Höhe von Pisagua vergeblich verfolgt, da ihr „tapferer" Commandant Aurelio Garcia y Garcia, der Befehlshaber des zweiten Geschwaders, nicht nur in einer unqualificirbaren Weise seinen Waffengefährten in der Stunde der Gefahr verließ, sondern, seiner Feigheit die Krone aufsetzend, nicht einmal dem ihm allein noch auf der Ferse sitzenden Kreuzer Loa — die Corvette O'Higgins war bei 12 Knoten Fahrgeschwindigkeit bedeutend zurückgeblieben und nicht mehr in Sicht — standhielt, um dessen Schüsse zu erwidern, während der Huascar vergeblich versuchte, zwischen der Küste und dem neuen Feinde durchzukommen, da ihm der Almirante Cochrane, kaum erst gründlich gereinigt und mit neuen Kesseln aus dem Dock gekommen, an Geschwindigkeit und Manövrirfähigkeit überlegen und an Geschicklichkeit und Kühnheit seines Führers gewachsen war. Als der Peruaner sich in der Falle sah, machte er sich klar zum Gefecht und eröffnete um $9^1/_2$ Uhr auf 4000 Meter Entfernung sein Feuer, das der Gegner aber erst auf 400 Meter Distanz erwiderte und dann bis auf 200 Meter heranrückte. Um $10^1/_4$ Uhr vormittags, nach einem Kampfe von nur dreiviertel Stunden, hatten die Stahlgeschosse des Chilenen den Thurm des Huascar durchschlagen und gesprengt, den Contreadmiral Grau getödtet und den zweiten Commandanten schwer verwundet. Im weitern Verlaufe des Gefechts fielen der dritte und vierte Offizier; der junge Lieutenant Palacios übernahm die Führung und setzte den Kampf, trotz dreimaliger schwerer Verwundung, fort, indem er die weiße Fahne, die, während ihm der Schiffsarzt einen Verband anlegte, gehißt ward, wieder entfernen ließ. Als die Fahne verschwand, nahm der Almirante Cochrane sofort sein Feuer wieder auf, das er beim Hissen der Parlamentärflagge hatte einstellen lassen. Um 11 Uhr kam auch das Admiralschiff Blanco Encalada auf dem Gefechtsplatze an und griff sofort mit solchem blinden Ungestüm in den Kampf ein, daß er dem Almirante Cochrane mehr schadete als nützte, da dieser nur dank der Wachsamkeit seines geschickten Führers La Torre und der durch seine Zwillingsschraube gewährleisteten Manövrirfähigkeit der Gefahr entging, von seinem eigenen Admiralschiffe beschossen und in den Grund gebohrt zu werden. Als nach einer weitern

halben Stunde der Almirante Cochrane bereits seine Boote herunterließ, um den bewegungslos liegenden Peruaner zu nehmen, erschien noch das Kanonenboot Covadonga und feuerte sein Heckgeschütz auf den Feind ab, der es am 28. Mai in Antofagasta mit Vernichtung bedroht hatte. Um 11½ Uhr war der Huascar, der Stolz und die Hoffnung Perus, in der Gewalt der Chilenen, welche an Bord desselben trotz der 200 Mann Seesoldaten unter dem Befehle des Oberstlieutenants Ugarteche, eines Schwagers des „obersten Kriegsleiters" Prado, nicht den geringsten Widerstand fanden, sofort das Feuer — eine Bombe des Blanco Encalada hatte das Deck durchschlagen und in der Kajüte gezündet — dämpften und die — allerdings von dem nordamerikanischen Ingenieur aus Vorsicht nur halb — geöffneten Luken schlossen. Das chilenische Admiralschiff hatte im Kampfe gar nichts gelitten, der Almirante Cochrane nur 4 Schüsse erhalten, von denen 2 ihm die Panzerbekleidung durchschlagen und 8 Mann leicht, 2 schwer verwundet hatten. Die peruanische Seemacht war von dieser Stunde an machtlos geworden, und Chile hatte zur See nicht das Geringste mehr zu befürchten und demnach völlig freie Hand. Die Zeit war somit gekommen, auch zu Lande den stolzen Prahlereien der peru-bolivianischen Allianz ein schmähliches Ende zu bereiten und zu zeigen, daß Chile, obwol ungerüstet, als der Krieg erklärt ward, die Zeit ausgenutzt hatte, um aus dem kleinen stehenden Heere von 3127 Mann, das obendrein im vorhergehenden Jahre, um das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen, noch durch Auflösung einiger Truppenkörper bedeutend verringert worden war, eine den Peru-Bolivianern gewachsene Landmacht zu schaffen.

Am 28. Oct. verließ die chilenische Flotte, 16 Schiffe stark, mit einem Landungsheere von 8000 Mann Antofagasta, erschien am Abende des 1. Nov. vor Pisagua und begann am nächsten Morgen unter einem verheerenden Feuer die Landung der Truppen, die zu gleicher Zeit an der Caleta de Junin, 8 Seemeilen südlich von Pisagua und 9 Kilometer zu Lande, erfolgte, während nach dem ursprünglichen Plane zunächst hier 2500—3000 Mann ausgeschifft werden sollten, um gleichzeitig zu Wasser und zu Lande die fast uneinnehmbaren Positionen Pisaguas zu stürmen. Auf der den Hafen beherrschenden Anhöhe, die 1125 Fuß über dem Meeresspiegel sich von Norden nach Süden in einer Länge von ziemlich 7 und von Westen nach Osten in einer Breite von ungefähr 2 englischen Meilen erstreckt und im Norden durch die Quebrada de Pisagua viejo, im Westen durch die steil zum Meere abfallende Hügelkette, im Süden durch eine die Caleta de Junin beherrschende Pampa und im Osten durch die zu 2350 Fuß Höhe ansteigende Bergkette von Arenal begrenzt wird, waren 2 hundertpfündige Geschütze aufgestellt, welche der peruanische Artilleriecommandant Recabárren mit ungefähr 900 Mann befehligte, während im Hospicio, das in gerader aufsteigender Linie eine englische Meile vom Hafen liegt, das bolivianische Bataillon Victoria 1500 Mann stark unter dem Obersten Granier lag. Aus Pisagua hätte seiner natürlichen Befestigung halber ein zweites Gibraltar gemacht werden können, wenn die Peruaner es eben verstanden und gewollt hätten. Der General Buendia erschien zwar auf das noch am Abende des 1. Nov. abgegangene Telegramm von der Ankunft der chilenischen Flotte, hatte aber, trotzdem ihm von Iquique aus 106 englische Meilen Eisen-

bahn mit genügendem Wagenpark zur Verfügung standen und nur 20 englische Meilen bei ziemlich gutem Wege zu Fuß zurückzulegen waren, keine Verstärkung beordert.

Unter dem Schutze der Schiffsartillerie gelang es nach schwerem Verlust einigen Booten, ihre Mannschaft an den beiden allein zugänglichen Punkten ans Land zu bringen, wo die Chilenen sofort die Abhänge hinankletterten und die peruanischen Vertheidiger mit Bajonnet und Messer delogirten. Um 2 Uhr waren die Geschütze genommen; die Peru-Bolivianer, aus ihrer ersten, zweiten und dritten Stellung geworfen, zogen sich nach San Roberto, einer Eisenbahnstation in 3232 Fuß Höhe, und von da nach Jaspampa zurück, und Buendia eilte noch an demselben Tage nach Agua Santa, um seine Truppen zusammenzuziehen, deren Gros 9700 Mann stark staffelweise an der Eisenbahn von Iquique nach La Noria stand.*)

Diese Waffenthat der chilenischen Rotos steigerte die Erbitterung, die in Peru schon wegen des Seesieges an der Punta Angamos und der Wegnahme des Huascar herrschte, ins Grenzenlose, aber ohne andere Früchte zu zeitigen als elendes Schimpfen. „Dieser Haß", ließ der limeñer „Nacional", ein großes pardistisches Blatt, das dem Minister des Aeußern, Dr. Irigoyen, als Mundstück diente, sich vernehmen, „den wir heute gegen Chile hegen, muß in den Herzen unserer Kinder verewigt werden; mit dem ersten Liebesworte, welches die Mutter dem Kinde zu stammeln lehrt, muß sie auch in dem jungen Herzen unversöhnlichen Haß erwecken gegen dies verkommene Volk, welches sich Chile nennt. Wir wollen keine Versöhnung, keinen Frieden mit dieser Horde Karaiben; mit diesen Niederträchtigen darf (!?) kein civilisirtes Volk in Verbindung treten." Wahrhaftig nicht schlecht gebrüllt von dem peruanischen Löwen, der sich nicht aufraffen und den kühnen Feind aus dem Lande werfen konnte!

Als von Jaspampa telegraphisch nach dem Hauptquartier die Erstürmung Pisaguas gemeldet wurde, ward der Generalkapitän Daza von Tacna nach Arica zum Kriegsdirector General Prado beschieden und mit seinen 4500 Bolivianern zur Unterstützung Buendia's beordert. Am 11. Nov., neun Tage nach der Landung der Chilenen, fand der mit großem Geräusch in Lima angekündigte Abmarsch Daza's, des „Typus der Helden des Mittelalters", statt und am 17. langte das Gros von 3000 Mann — wiederum in Arica an, weil zu den Peabody-Gewehren man Remington-Munition eingepackt hatte. An der Spitze seines Leibbataillons Los Colorados (die Rothen) und der Reiterei setzte Daza den Marsch noch zwei Tage fort, um dann vor den Schrecken der Wüste ebenfalls umzukehren, er, der dem „chilenischen Räuber" den Fuß auf den Nacken zu setzen geschworen hatte.

Mittlerweile waren die Chilenen bis Agua Santa, dem Endpunkte der 50 englischen Meilen langen Eisenbahnstrecke von Pisagua, vorgedrungen, gaben jedoch diesen Punkt wieder auf und zogen sich vor den nachdrängenden Peru-Bolivianern

*) Die Division Velarde mit der Guardia Nacional, 2200 Mann, in Iquique, Bolognesi, 1200 Mann, im Hospicio von Iquique, Cáceres, 1400 Mann, in Alto de Molle, Dávila, mit dem Regiment Ayacucho, 1900 Mann, in Noria, die bolivianischen Divisionen Villamil und Villegas, je 1500 Mann, in San Juan und San Lorenzo. Hierzu kamen noch die Reiterei, 2 Infanteriebataillone in Monte de Soledad und 1 bolivianisches Jägerbataillon in Huatocondo.

langsam bis unweit Dolores zurück, wo sie nur 4000 Mann stark — der commandirende General Escala befand sich mit dem Gros des Heeres noch in Pisagua — eine vortheilhafte Stellung einnahmen. Hier ließ Buendia am 19. angreifen und wurde, trotz seiner dreifach überlegenen Macht (11—12000 Mann), gründlich geschlagen, da seine Truppen am Alto de San Francisco, einem die Straße beherrschenden Hügel, der den Schlüssel der chilenischen Stellung bildete, und mit 18 Krupp'schen Geschützen und 6 Mitrailleusen gespickt, Tod und Verderben auf die Angreifer spie, zerschellten und, einmal ins Wanken gekommen, jeglichen Halt verloren und in wilder, kopfloser Flucht nach allen Richtungen auseinanderstoben. Der General Bustamante, dessen Truppen zuerst vorgegangen waren, floh nordwärts und traf wenige Tage später mit seiner Division „fast unversehrt" (sic!), 2000 Mann stark, auf dem Wege nach Arica in Camarones ein; die beiden bolivianischen Divisionen eilten mit fabelhafter Schnelligkeit ihrer Heimat zu*), und der Rest mit Buendia und dem Generalstabschef Obersten Suarez zog sich nach Tarapacá zurück, wohin auch die 1500 Mann starke Division Rios aus Iquique beordert wurde, um den Kern abzugeben, um den die zerstreuten Bataillone sich sammeln konnten. Der Tag hatte den Verbündeten nach ihren eigenen Angaben 2000 Mann gekostet und eine ausgiebige, entschlossene und schonungslose Verfolgung würde dieselben völlig aufgerieben haben. An diese konnte aber der Sieger vor eigener Erschöpfung nicht denken, zumal auch die Nacht hereinbrach; erst von Verwundeten und Gefangenen, welche am andern Tage von der ausgesandten Reiterei eingebracht wurden, erfuhr man die Auflösung, welche durch die Niederlage unter den Verbündeten erzeugt war. Nun wähnte man aber im chilenischen Hauptquartier, das bei gänzlicher Vernachlässigung des Eclaireurdienstes jegliche Fühlung mit dem geschlagenen Feinde verloren hatte, es nur noch mit einigen aufgelösten, ganz und gar demoralisirten Resten zu thun zu haben, obendrein als am 23. desselben Monats auch Iquique ohne Schwertstreich gefallen war, sodaß die chilenische Abtheilung von 2500 Mann mit 10 Geschützen, die den Feind in Tarapacá am 27. zu überraschen meinte und nur darum besorgt war, denselben „von allen Seiten einzuschließen, ihm jedes Entweichen unmöglich zu machen und ihn zu zwingen, sich auf Discretion zu ergeben", selbst überrascht wurde, da der thätige, unermüdliche Generalstabschef Suarez mit der obenerwähnten Division Rios ungefähr 5000 Mann hier gesammelt und leidlich reorganisirt hatte. Die Chilenen wurden, zumal als die peruanische Vorhut, welche tags zuvor schon den Abmarsch

*) Die Bolivianer, die, wie ein peruanischer Kriegscorrespondent dem leichtgläubigen limeñer Publikum in „El Nacional" aufzubinden wußte, wegen ihres spurlosen Verschwindens von den Chilenen mit Dynamitminen in die Luft gesprengt sein sollten, fanden sich truppweise mit Sack und Pack in ihren verschiedenen Heimatsorten ein und geberdeten sich als echte Marodeure; so z. B. in Cochabamba, das in der Luftlinie beinahe 600 Kilometer vom Schlachtfelde entfernt liegt, bereits — incredibile dictu! — am 26. Nov., d. i. sieben Tage nach der Schlacht, und zeigten, wie mir ein dort ansässiger, völlig glaubwürdiger deutscher Kaufmann mittheilte, die größte Neigung, mit gewaffneter Hand die Stadt zu plündern: eine Neigung, die man glücklicherweise durch reichliche Chichaspenden zu ertränken und dann durch heimliche Wegnahme der Waffen zu vertreiben wußte.

nach Arica begonnen hatte, von dem 3 spanische Meilen entfernten Pachica zurückgerufen, auf dem Schlachtfelde eintraf, überall geworfen, verloren 60 Gefangene, 8 Geschütze, 1 Standarte und verschiedene Fahnen und mußten sich nach achtstündigem erbittertem Kampfe mit ungeheuern Verlusten zurückziehen.*) Die Peruaner vergruben die erbeuteten Geschütze, die einen Monat später von den Chilenen mit Verschluß und allem Zubehör wieder aufgefunden wurden, und traten mit Zurücklassung ihrer Todten und Schwerverwundeten am andern Tage ihren Abmarsch nach Arica an, und chilenische Streitkräfte besetzten drei Tage später den Ort. Die „erste Etappe" war den Chilenen, trotz der schweren Fehler, welche ihre Führer gemacht hatten, gelungen, die erste Abtheilung des peru-bolivianischen „Südheeres" war aufgerollt und das ganze Departamento Tarapacá mit seinen reichen Salpeter- und Guanoschätzen besetzt. Nun trat eine große Pause ein — denn die erste Expedition nach Moquegua war nichts weiter als ein toller Neujahrsscherz, der glücklich für die Betheiligten auslief und mit dem Unbrauchbarmachen von vier Locomotiven der Eisenbahn von Ilo nach Moquegua und der Zerstörung der telegraphischen Verbindung zwischen Arica und Arequipa endigte — um für die „zweite Etappe", die Wegnahme Aricas und Tacnas, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, wohl aber auch, um die Umwälzungen, die sich in den verbündeten Republiken vollzogen, zu Friedensverhandlungen zu verwerthen.

Der Kriegsdirector General Prado, den nach der Schlacht von San Francisco wol ein unheimliches Gefühl beschlichen haben mochte, verließ Arica, nachdem er den General Buendia wegen dessen Führung und Haltung vor ein Kriegsgericht zu stellen befohlen und den Contreadmiral Montero als Haupt der Militär- und Civilverwaltung der südlichen Departamentos (Jefe politico y militar de los departamentos del Sur) eingesetzt hatte, und stieg am 29. Nov. 1879 in Callao ans Land, um durch Uebernahme der Regierungsgeschäfte aus den altersschwachen Händen des ersten Vicepräsidenten General La Puerta angeblich wieder Leben in die stagnirende Verwaltung zu bringen, in Wahrheit aber um unter dem Deckmantel der ausgiebigen Sorge für Kriegsbedürfnisse die Staatskassen gründlicher plündern zu können und dann mit ungefähr 5 Mill. Mark in Silber und Wechsel — gerade einen Monat nach der unglücklichen Schlacht am Alto de San Francisco — bei Nacht und Nebel durchzugehen. In der hinterlassenen Proclamation und dem vom ganzen Ministerium gegengezeichneten Decrete, durch welches Prado sich „in Commission nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas und Europa" schickte, wurde zwar die Flucht verschleiert und Vertrauen zu dem „Helden des 2. Mai" (dem Tage, an dem 1866 die Spanier so schmählich vor Callao abziehen mußten) gepredigt; doch Glaube und Vertrauen war wie mit Einem Schlage geschwunden und am selben Tage noch wäre der Sturz der Regierung erfolgt, wenn der alte Verschwörer Nicolas de Piérola nicht selbst völlig überrascht und gänzlich unvorbereitet gewesen wäre. Drei Tage später jedoch, am 21. Dec. 1879, als

*) Vgl. die eingehende Schilderung dieser in lauter Einzelgefechte aufgelösten Schlacht von einem Augenzeugen in „Unsere Zeit", 1880, I, 870 fg.

man in den Regierungskreisen alles vorüber wähnte, brach durch die vom Zaun gebrochene Gehorsamsverweigerung des pierolistischen Obersten Arguedas — derselbe verweigerte die Abgabe einer Compagnie seiner „Freiwilligen von Ica" zur Palastwache — eine Militärrevolte aus, die schließlich infolge der mehr als zweideutigen Haltung eines großen Theils des pardistischen „Partido Civil" Nicolas de Piérola ans Ruder brachte, trotzdem derselbe bei dem Straßenkampfe den kürzern gezogen, Lima verlassen und seine zersprengten Parteigänger in Callao gesammelt hatte. Am Abend des 23. Dec. stand der „Don Cárlos Perus" am Ziele seiner Wünsche und der „alte Proscribirte und stetige Patriot" zog unter dem Jubel des hauptstädtischen Pöbels als „Jefo supremo" der Republik in den Regierungspalast ein, von dessen Balkon aus er „ganz Peru den Bruderkuß" gab.

Fast zu gleicher Zeit ward in Tacna Hilarion Daza, „der Sultan Bolivias", nicht ohne Mitwirkung Montero's, der nach der obersten Kriegsleitung lüstern war*), depossedirt. In La Paz war unter der Leitung des hauptstädtischen Alcalden Nuñez de Prado in den letzten Tagen des November eine Revolution ausgebrochen und hatte die von Daza zurückgelassene Regierung wie Spreu weggefegt. Daza, der zur Dämpfung derselben und zur Wiederherstellung seiner Regierung mit seinen Truppen nach La Paz aufbrechen wollte, eilte von Tacna nach Arica zu einer Besprechung mit Montero, dem „obern politischen und militärischen Chef der Departamentos des Südens", wurde aber in seiner Abwesenheit von seinen Offizieren wegen „Feigheit" (cobardia) abgesetzt und von seinem falschen Freunde, der sofort telegraphisch von dem gelungenen Coup benachrichtigt worden war, zur Flucht an Bord des nordamerikanischen Kriegsschiffes Alaska gedrängt. Von den zu einem Kriegsrathe zusammengetretenen Offizieren fast einstimmig gewählt, trat der Oberst Camacho an die Spitze der Bolivianer und stellte sich und seine Bataillone unter den Oberbefehl Montero's, der seinerseits den in Lima vollzogenen Wechsel der obersten Gewalten anerkannte und dafür von dem Dictator Piérola zum Oberbefehlshaber der „ersten Armee" ernannt wurde. Da der Oberst Camacho es ablehnte, an die Spitze des Staates zu treten, so wurde in Bolivia schließlich der General Campero, der seine Operationen im Südwesten auf der rechten Flanke der Chilenen als aussichtslos aufgegeben und seine Truppen nach Oruro geführt hatte, zum provisorischen Präsidenten ernannt und wußte auch die Militärrevolution des Generalinspectors Silva, trotzdem er zuerst aus La Paz flüchten mußte, mit Hülfe seiner ehemaligen „Süddivision" zu unterdrücken und seine Herrschaft zu befestigen.

Doch weder Piérola, der, wenngleich in einem im April 1879 erlassenen Manifest er den Krieg als das Werk der damaligen peruanischen Machthaber gebrandmarkt hatte, jetzt feierlichst sein Wort für die Unverletzlichkeit des perua-

---

*) Gemäß dem zwischen den Bevollmächtigten Perus und Bolivias am 8. Mai 1879 zu Lima getroffenen Abkommen, nach welchem der Präsident derjenigen Republik, auf deren Gebiet das verbündete Heer operire, und in dessen Verhinderung der Präsident der verbündeten Republik den Oberbefehl führen sollte, war nach der Abreise des Generals Prado die oberste Kriegsleitung dem Generalkapitän Daza zugefallen.

nischen Gebietes verpfändete, noch Campero, der durch seine Antecedentien gebunden war, wollten irgendetwas von Friedensunterhandlungen wissen, sodaß man endlich sich in Santiago entschließen mußte, nachdem die Flotte, verstärkt durch ein inzwischen neu angekauftes Schraubendampfschiff, den mit neuen Armstrong-Kanonen von über 6000 Meter Tragweite armirten Kreuzer Angamos und das ehemals peruanische Widderschiff Huascar, zu denen später noch das am 18. Nov. 1879 an der Punta Chacota den Peruanern ohne irgendwelchen Widerstand, wenn auch halb verkohlt, abgenommene Kanonenboot Pilcomayo kam, längst zur Blokade der peruanischen Häfen Arica, Pacocha (Ilo), Mollendo und Islay geschritten war, die letzten Vorbereitungen zur „zweiten Etappe" zu treffen: das Expeditionsheer wurde 14800 Mann stark in 4 Divisionen von je 2 Regimenter und 2 Bataillonen Infanterie, 1 Schwadron Cavallerie und 2 Batterien Artillerie nebst 1 Ingenieurcorps und 2 Pionniercompagnien formirt, und am 24. Febr. 1880 liefen 19 Schiffe — 1 Panzerschiff, 1 Holzcorvette, 1 Kriegsdampfer, 3 Kreuzer, 7 Transportdampfer, 1 Schlepper, 3 Segelschiffe und 2 Torpedoboote — mit zunächst 3 Divisionen von 11000 Mann von Pisagua aus. Am folgenden Tage erschien diese Flotte vor Ilo und landete dort die Truppen, welche, ohne Widerstand zu finden, von dem Hafenplatze und der Eisenbahn Besitz nahmen. Nach Ankunft der 4. Division, die am 1. März in Pisagua eingeschifft wurde, erfolgte, theilweise unter Benutzung der Eisenbahn, der Vormarsch gegen Moquegua, das ohne Schwertstreich besetzt wurde, und die 2. Division zersprengte die Peruaner, die sich nach Los Anjeles, einer natürlichen Feste, nordöstlich von Moquegua zurückgezogen hatten, während gleichzeitig (9. März), um die etwa in Arequipa stehenden peru-bolivianischen Truppen am Abmarsch auf Moquegua zu hindern, in Islay und Mollendo eine Landung stattfand, bei der man die angelegten Batterien, in denen aber keine Geschütze vorgefunden wurden, den Telegraphen, die Wasserleitung, den Hafendamm, die Eisenbahn und deren Material vollständig zerstörte und dann am 14. März nach Pisagua zurückging. Nun trat in den Bewegungen des chilenischen Heeres eine vierwöchentliche Pause ein, die zur Erforschung des Terrains verwandt wurde. Hierbei überzeugte man sich, daß durch die Wahl Ilo-Pacochas zum Ausschiffungsplatze der Truppen man zwar etwas sicherer und bequemer gegangen war, als wenn man die „Caleta" (Bucht) von Sama oder von Ite gewählt hätte, wo wegen der größern Nähe von Tacna und Arica man beim Landen auf Schwierigkeiten zu stoßen und während des Ausschiffens des Parkes und des massenhaften Proviants von heranmarschirenden feindlichen Colonnen an ganz unwirthlicher Küste sich überrascht und angegriffen zu sehen fürchtete, wobei dann die Vorräthe ganz oder zum Theil verloren gehen konnten, daß man dagegen aber auch diese Bequemlichkeit und Sicherheit beim Landen mit weit größern Schwierigkeiten beim Vormarsch und mit 15—20 Proc. Verlust von Mannschaften an Sumpf- und Wechselfieber bezahlen mußte.

Lord Beaconsfield's neuester Roman.

Von

Rudolf von Gottschall.

Premierminister, welche Romane schreiben, würden in Deutschland, wo man diese „Unsitte" schon bei Regierungsräthen sehr tadelnswerth findet, eine Unmöglichkeit sein; auch ist im sogenannten Lande der „Denker und Dichter" bisher nichts Derartiges passirt. In England hat es stets große Staatsmänner gegeben, die zugleich namhafte Schriftsteller gewesen sind, und vor kurzem ist ein englischer Premier, der Romane verfaßt, von einem andern abgelöst worden, der sich mit eingehenden Studien über Homer und sein Zeitalter beschäftigt und Werke darüber veröffentlicht hat. Trotz eines Ostermeßkatalogs von einem schwerern Volumen, als der irgendeines andern Volkes aufzuweisen hat, und trotz der Gymnasialbegeisterung für unsere classischen Dichter, steht die Literatur in der allgemeinen Schätzung bei uns tiefer als bei den andern civilisirten Nationen, die nicht so viele Programmreden halten, nicht so viele literarische Gedenktage feiern und Denksteine errichten.

Der Vertreter der phantasievollen imperialistischen Politik, in deren Aera die Gründung des indischen Kaiserthums fällt, Lord Beaconsfield, der Sohn eines jüdischen Literaten und Literaturforschers, war von Jugend auf bestrebt, in der Politik und der Literatur zugleich sich Ruhmeskränze zu erringen. Ehe er indeß in die parlamentarische Arena trat, hatte er schon einige Romane geschrieben, die seinen Namen bekannt gemacht. Zu der Zeit, als er die Partei des Jungen Englands gegründet hatte, ging seine politische und dichterische Thätigkeit Hand in Hand: in seinen damaligen Romanen, besonders in „Coningsby", „Sybil" und „Tancred" machte er in romanhafter Form Propaganda für seine politischen Ueberzeugungen, zu denen in erster Linie die Emancipation des Judenthums gehörte. Später benutzte er die Pausen seines ministeriellen Wirkens zur Abfassung von Romanen, und auch neuerdings, nachdem er von Gladstone als Premierminister gestürzt und abgelöst worden war, verfaßte er in ländlicher Muße seinen „Endymion".*)

---

*) „Endymion. By the author of «Lothair»" (3 Thle., London, Longman); „Collection of British Authors, Tauchnitz-Edition, Vol. 1940, 1941: Endymion. By the author of «Lothair»" (2 Thle., Leipzig, Bernhard Tauchnitz). Eine autorisirte deutsche Ausgabe erschien in dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig unter dem Titel: „Endymion. Von Earl of Beaconsfield (Benjamin D'Israeli). Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger" (3 Thle.). So ist in rascher Weise auch dem großen deutschen Lesepublikum das

Was zuerst, schon bei dem Beginn der Lektüre dieses Romans, ins Auge fällt, ist die Täuschung, welche der Titel hervorruft. Endymion ... der Liebling der Göttin Selene, die ihn zuletzt in ewigen Schlaf versenkte, um ihn ungestört küssen zu können: ruft ein solcher Romanheld nicht Erinnerungen an die träumerische Romantik der Liebe wach? Erwartet man nicht in ihm einen phantastischen Helden zu finden, der in irgendeine Mondscheinliebe, in irgendeine pastorale Schwärmerei verstrickt ist? Und wie erstaunt man, in diesem Endymion einen ganz modernen Engländer zu sehen, der sich einer regelmäßigen Schulbildung erfreut hat und sich dann im Parlament seine Sporen verdient! Freilich, verliebt ist dieser Endymion auch, aber nur wie jeder andere Sterbliche, und mit einer durch die politische Luft etwas temperirten Romantik.

Doch wenn ein Autor seine Helden mit einem so absonderlichen Namen aus der Taufe hebt, so ist schwer anzunehmen, daß er dabei nicht blos einer zufälligen Laune folgt, oder sich durch den Wohlklang desselben bestechen läßt, oder dem christlichen Kalender aus dem Wege geht, nur um eine Anleihe bei der griechischen Mythologie zu machen. Lord Beaconsfield weiß als Staatsmann, was er thut, und wird es auch als Dichter wissen. In der That ist der Name „Endymion" mit vollem Bewußtsein von der Bedeutung desselben gewählt. Jener mythologische Held war ein Liebling der Göttinnen: und so ist auch der Held des Romans ein Liebling der modernen Olympierinnen, der Ladies der fashionablen Gesellschaft, der politischen Modedamen, nur mit dem Unterschiede, daß Endymion von seiner göttlichen Geliebten in den Schlaf geküßt wurde, während die modernen Göttinnen ihren Liebling wach zu küssen suchen.

Fast alle Romane D'Israeli's kann man als biographische bezeichnen. Ohne Frage verlangt das ästhetische Gesetz, daß der Roman einen Hauptheld hat, und dies Gesetz erfüllt der biographische Roman in der entschiedensten Weise. Doch ein anderes, nicht minder berechtigtes Kunstgesetz, dessen Bewährung so alt ist wie Homer's Meisterwerke, verlangt, daß der Roman ein Sector eines größern Kreises, ein Lebensausschnitt ist. Dagegen verstößt die, wir möchten sagen lineare Form des biographischen Romans, wie sie z. B. auch zum Theil in Freytag's „Ahnen", besonders in dem letzten Bande derselben, herrscht. Lebensläufe in auf- und absteigender Linie sind kein Roman: ein solcher muß ein künstlerischer Organismus sein, der sich um einen Grundgedanken krystallisirt. Der Biograph muß seinem Helden von der Wiege bis zum Grabe folgen; der Romanschriftsteller greift eine Epoche aus dem Leben desselben heraus und gestaltet aus derselben heraus eine ineinandergreifende Handlung, welche zugleich als Culturbild die Epoche wiederspiegelt, in der sie sich abspielt. Für den biographischen Roman ist ein Abschluß schwer zu gewinnen; denn in seinem Wesen liegt die Fortführung der Handlung bis zum Tode des Helden. Ein solcher Abschluß ist oft willkürlich, wie in D'Israeli's erstem, lebensvollstem Roman „Vivian Grey".

Endymion sehen wir zuerst als einen talentvollen, hübschen Knaben, den

---

Werk des englischen Romanschriftstellers zugänglich geworden durch diese treu dem Original sich anschließende Uebersetzung.

Zwillingsbruder seiner Schwester Myra. Der Vater, Ferrars, hatte ein wichtiges Staatsamt bekleidet; aber sein Streben nach einer ersten Stelle scheiterte an der Wandlung der politischen Verhältnisse. Er und seine Frau galten für vermögend: es war nur Schein. Sie mußten auf das glänzende sociale Leben, das sie bisher geführt, verzichten und sich in eine einsame Landwohnung zurückziehen. Endymion studirt in Eton und tritt in früher Jugend in ein untergeordnetes Staatsamt ein. Inzwischen stirbt seine Mutter, und der Vater, dem noch einmal die Hoffnung aufgedämmert war, eine hohe Stellung zu gewinnen, nimmt sich, nachdem diese Hoffnung gescheitert war, überdies in Verzweiflung über den Tod seiner Gattin, selbst das Leben. „Das war das Ende jenes William Pitt Ferrars, den Natur, Glück und Geist mit allen ihren reichsten Gaben überschüttet zu haben schienen. Seine Fähigkeiten waren bedeutend, größer noch sein Ehrgeiz. Obgleich ein Weltkind, war er herzlicher Zuneigung fähig. Er nahm, wie manche, seine Zuflucht zum Selbstmord aus Mangel an Einbildungskraft. Die Gegenwart war zu hart für ihn und die Zukunft ein chaotischer Nebelfleck." Nun standen die Kinder allein: Myra tritt als Gesellschafterin in das Haus eines ausnehmend reichen Bankiers, Neuchatel. Dort kommt sie mit der auserlesensten Gesellschaft zusammen, in welcher ein geheimnißvoller Fremder, Oberst Albert, eine große Rolle spielt. Myra's Schönheit und Klugheit erregen Aufsehen; dabei ist sie von einem grenzenlosen Ehrgeiz beseelt, weniger für sich als für Endymion; ihr Lebensziel ist es, den Glanz des Hauses Ferrars wiederherzustellen.

Wie ihr dies in unerwartet großartiger Weise gelingt: dies darzustellen ist die Aufgabe des Romans, dem wir in alles Detail nicht folgen wollen. Zunächst heirathet sie einen vornehmen Lord Roehampton, welcher Premierminister wird und nun Endymion in jeder Weise begünstigt. Dieser hat indeß noch eine andere einflußreiche Lady protectrice, die Lady Montfort, eine der glänzendsten und vornehmsten Schönheiten des Landes, deren politischer Salon von tonangebender Bedeutung ist. Myra und Lady Montfort bieten alles auf, Endymion's Laufbahn zu fördern, ihm einen Sitz im Parlament zu verschaffen; ja er hat noch eine dritte Gönnerin in einer frühern Hausfreundin Imogene, die inzwischen Lady Beaumaris geworden ist und als Salongrazie der Tories eine große Rolle spielt. In Wahrheit wird also Endymion von drei Selenen protegirt und außerdem noch durch einen von dem Autor wohlweise angeordneten Todtentanz; denn die beiden Lords, die dem Glück des jungen Ferrars noch im Wege stehen, müssen sterben. Zuerst stirbt Lord Roehampton: das Schicksal hat für Myra noch ein höheres Ziel im Auge, als die Frau eines Premierministers zu werden. Ein junger Prinz, ein Prätendent, hat sie früher kennen gelernt; Prinz Florestan hat inzwischen die Krone seines Landes erobert; er hält um Myra's Hand an und macht sie zu seiner Königin. Dann aber stirbt auch der grillenhafte Lord Montfort, der stets von seiner Frau getrennt, dabei aber in den freundlichsten Beziehungen lebte; nur mußte sie ihm immer Briefe schreiben, an denen er sich ergötzte. Er hinterläßt ihr sein großartiges Vermögen, und Lady Montfort heirathet ihren Schützling Endymion. Als der Romanautor den Vorhang fallen läßt, ist derselbe englischer Premierminister.

Der neue Roman Beaconsfield's ist sehr interessant als der Roman des englischen Streberthums, von dem er uns ein treugezeichnetes Bild gibt; freilich indem er es in die Kreise der whigistischen Partei verlegt. Doch dies ganze Streberthum des englischen high-life, diese Jagd nach Ehrenstellen und Millionen, nach Glanz, Macht, Reichthum, mit ihrer ganzen nervösen Fieberhaftigkeit und der Unfähigkeit, sich zu beschränken, in beschränkten Verhältnissen ein Glück zu suchen, zu finden, ist hier mit vollster Lebenswahrheit geschildert. Alle diese Menschen haben kein anderes Ziel als emporzukommen, immer höher zu steigen. Endymion macht sich zwar dabei keiner unehrenhaften Handlung schuldig; ja er will nicht einmal die Millionärin Adriana, trotz alles Zuredens seiner Schwester, heirathen, weil sein Herz eben der Lady Montfort gehört; auch Myra ist keine intriguante Borgia, keine giftmischende Mediceerin; aber ebenso wenig hat dies Dioskurenpaar irgendein politisches Pathos oder ein sachliches Interesse, noch weniger eine opfermuthige Ueberzeugung. Obschon sie Tag für Tag die politischen Karten mischen, machen sie doch niemals einen andern Trumpf als ihren hochstrebenden Egoismus. Kein einziger Charakter ist in dem Roman, der von diesem Fieber frei wäre; bei den Erfolglosen herrscht der bitterste Neid.

Die Schilderungen des englischen high-life sind durchaus pikant; daß sie wahrheitsgetreu sind, darf man von einem Mann erwarten, der sich seit Jahrzehnten in diesen Kreisen bewegt hat und gewiß in vieler Hinsicht mehr Photographien als Gemälde liefert. D'Israeli hat in diesen Schilderungen einen Vorgänger: Bulwer, der auch ein Muster ist in der Zeichnung des fashionablen Lebens in England; nur ist bei D'Israeli alles mit Politik getränkt. Seine hohen Damen sind meisterhafte Reiterinnen und Jägerinnen; Lady Montfort arrangirt selbst ein Turnier; alle wetteifern darin, ein Haus zu machen; die Parteien sind glücklich, wenn sie eine schützende Lady haben. In dem ganzen Roman sind die Damen Trumpf, weit mehr als die Könige und Buben. In ihren Salons herrscht nicht der Esprit der französischen; es ist keine Recamier, die den Ton angibt, keine Frau von Staël; ja selbst eine Manon Roland, die so scharf in die Politik eingreift, würde man hier vergeblich suchen; denn es fehlt ja der Brustton einer politischen Ueberzeugung. Die eine hißt die Fahne der Whigs auf, die andere die Fahne der Tories. Doch die Rivalität gilt mehr dem Einfluß der Salons als der Ueberzeugung der Parteien. Gleichwol reiht sich die ganze Handlung an einen politischen Faden, was bei Bulwer in solcher Weise nie der Fall ist. Dagegen hat D'Israeli mit Bulwer eine satirische und sarkastische Ader gemein, obgleich er an beweglichem Esprit hinter ihm zurücksteht. Den Farbenreichthum seines ersten Romans „Vivian Grey" würde man hier vergeblich suchen; seine Darstellung ist in „Endymion" knapp, wie sie es schon in „Lothair" war, und liebt epigrammatische Abschlüsse.

„Endymion" ist ein zeitgeschichtlicher Roman; die Geschichte Englands seit 1828 ist in denselben verwebt; ja er wird oft zu einer Jahreschronik der parlamentarischen Ereignisse. Im auffallenden Widerspruch mit dieser, wir möchten sagen zeitungsmäßigen Actualität steht die poetische Maskerade, in welcher D'Israeli einige der politischen Charaktere auftreten läßt. Oft fragt man sich, ob man sich

in dem Märchen von Tausendundeine Nacht bewegt oder in einer Zeit, deren Hauptereignisse die Leser selbst miterlebt haben? Offenbar ist diese Art der Mischung des Geschichtlichen und Erfundenen eine bizarre, welche zuletzt ein Gefühl der Unklarheit hervorrufen muß.

Nirgends ist uns lebhafter die Frage über die Berechtigung des politischen Zeitromans und die für ihn gebotene Behandlungsweise entgegengetreten als bei der Lektüre des Romans von Beaconsfield. Wie soll das Problem der „Actualität", des naheliegenden Interesses an einem mehr oder weniger der Zeitgeschichte angehörigen Stoff, gelöst werden? Wie sehr dies Interesse beim Publikum ins Gewicht fällt, das beweist der große Erfolg, den seinerzeit die Romane von John Retcliffe und neuerdings diejenigen von Gregor Samarow davontrugen. Was den buchhändlerischen Absatz betrifft, so konnte sich John Retcliffe, der Postsecretär Goedsche, mit Ebers und Freytag in Eine Linie stellen; „Sebastopol", „Nena Sahib", „Villafranca" gingen in 70—100000 kaufende Hände, freilich auf dem wenig vornehmen Wege der Colportage.

Retcliffe und Samarow haben jenes Problem in der einfachsten Weise gelöst: sie nahmen die öffentlichen Charaktere der Zeit, mochten sie nun todt oder noch am Leben sein, ohne weiteres mit ihrem vollen Namen und ohne jede Maske in ihren Roman auf, suchten sie in ihren Cabineten, bei ihren Privatunterhaltungen auf, legten ihnen Worte und Gedanken in den Mund, die sie vielleicht ausgesprochen haben konnten, die aber möglicherweise nur der Feder des Romanschreibers entflossen, und setzten sich damit, was für einen Poeten immerhin bedenklich ist, der Gefahr eines Widerspruchs aus, da die Lebenden sich doch nicht als Phantasiegestalten brauchten behandeln zu lassen.

Die Sache wird dadurch nicht viel anders, wenn der Dichter den Namen verschweigt, im übrigen aber die Person so kenntlich zeichnet, daß ihre Identität nicht in Frage kommen kann. So verhält es sich z. B. mit der kleinen Excellenz in Spielhagen's „Sturmflut", welche doch nur ein photographisches Bild von Windthorst ist.

D'Israeli hat in seinen Romanen meistens einen gänzlich verschiedenen Weg eingeschlagen, besonders aber in „Endymion"; er führt uns gleichsam auf den Maskenball der hohen Politik und es schlägt keine Mitternachtsstunde, in welcher sich seine Helden demaskiren; aber auch in Bezug auf ihre Abenteuer wechselt Wahrheit und Dichtung in einer Weise, welche doch unzulässig erscheinen muß gegenüber Thatsachen, die im hellsten Tageslicht der neuen Geschichte stehen. Er hat ein neues Genre erfunden, das einen eclatanten Widerspruch in sich selbst trägt: das Zeitungsmärchen; er hat Thatsachen, die man in den letzten Jahrgängen aller europäischen Zeitungen verzeichnet findet, phantastisch aufgeputzt und in eine märchenhafte Beleuchtung gerückt. Schon in „Vivian Grey" spielten deutsche Großherzoginnen und Diplomaten mit und zwar ebenfalls in einer maskenartigen Vermummung; dagegen nannte D'Israeli in seinem vorletzten Roman „Lothair" die Dinge bei ihrem rechten Namen; er gab ein Bild des Treffens von Mentana, indem er dies geschichtliche Ereigniß rundweg so bezeichnete, wie es in der Chronik der Zeitgeschichte steht, und auch Garibaldi, den er freilich nicht näher porträtirt,

durfte ohne jede Maske als Leiter einer Bewegung auftreten, welche für den Fortgang der Romanhandlung von Wichtigkeit ist.

Wie anders das Versteckspiel in „Endymion"! Die englischen Cabinetsminister führen falsche Namen; man weiß nicht, sind die rechten gemeint oder hat der Autor poetische Figuren ihnen untergeschoben. Die Controle ist zur Hand; ja D'Israeli selbst erläutert sie durch seine genauen Jahreszahlen. Die Chronologie und das Märchen — wie paßt das zusammen?

Am märchenhaftesten erscheint Prinz Florestan; schon der Name erinnert an die Prinzen der Scheherezade oder an die Novellenprinzen, aus denen die altbritischen Dramatiker ihre Helden machten. Prinz Florestan ist der Sohn der Agrippina: er verweilt später als geheimer Verschwörer in England; es ist keine Frage, wir haben es mit Louis Napoleon, dem Sohne der Hortense, zu thun, und wie wir gleich hinzufügen wollen, D'Israeli schildert ihn als einen höchst sympathischen, etwas verschlossenen, aber sanften und gutmüthigen Charakter.

Der in England sich aufhaltende Prätendent erobert sich schließlich seine Krone, aber nun wieder in ganz unhistorischer Weise, etwa wie wenn er bei seinem boulogner Abenteuer Erfolg gehabt hätte. Das Land wird auf einmal in den Süden verlegt. Von einem Kaiser ist nicht die Rede, nur von einem Könige, und dieser König wählt zuletzt zu seiner Gattin die schöne hochstrebende Myra, die Heldin des Romans neben dem von ihr vorwärts geschobenen Endymion. Myra als Eugenie — diese Vermischung des Phantastischen und Wirklichen hat nur ein Hin- und Herrathen zur Folge, das einen echt künstlerischen Eindruck nicht aufkommen läßt. „Wer bist du, schöne Maske?" fragt man in einem fort; die Maske kommt uns bekannt vor und ist es doch wieder nicht.

Wir bleiben dabei: das politische Märchen, die phantastisch aufgeputzte Zeitung hat kein ästhetisches Recht; das Fabuliren muß aufhören, wo es sich um allgemein bekannte Thatsachen handelt, die sich nicht in Sagenduft hüllen lassen.

Wenn auch einige neuere deutsche Romanautoren in gleicher Weise verfahren und Charaktere der Zeitgeschichte durch falsche Namen unkenntlich machen, während ihr Signalement, ihre Stellung im Staate keinen Zweifel an ihrer Identität übriglassen, so halten wir doch das entgegengesetzte Princip für das richtigere, aber unter zwei Einschränkungen. Einmal steht der zeitgeschichtliche Roman unter demselben Gesetz wie der geschichtliche: die hervorragenden Charaktere dürfen nicht seine Helden sein, sondern nur episodisch in die Handlung eingreifen. Dagegen haben John Retcliffe und Gregor Samarow consequent gefehlt: die poetische Erfindung in ihren Romanen tritt gänzlich zurück gegen das Gewicht der politischen Helden, die mit ihren zeitgeschichtlichen Tendenzen und Thaten im Vordergrunde der Handlung stehen. Dann aber muß der Dichter überhaupt vermeiden, lebende Personen redend und handelnd einzuführen. Etwas anderes ist es mit den Verstorbenen; sie gehören dem Schattenreiche der Geschichte, der Vergangenheit und damit der Phantasie an; sie sind poetisch verklärt, und wie sie widerspruchslos dem Historiker preisgegeben sind, so hat auch der Dichter ein Recht auf sie, auch wenn diese Verstorbenen der neuesten Zeit angehörten.

Das Versteckspiel des Lord Beaconsfield mag mit seiner diplomatischen Stellung

entschuldigt werden; er war selbst in vieles verwickelt, was er schildert, und behält daher die Ziffernschrift bei; aber die Poesie kennt nicht diese diplomatische Ziffernschrift; ihre Grün- und Blaubücher legt sie dem Lesepublikum offen vor. Prinz Florestan gehört bereits zu den Todten; aber freilich! wenn der Autor ihn ins Leben zurückrief, so konnte er ihn nicht mit einer Myra Ferrars, einer verwitweten Lady Rochampton, verheirathen.

Was man auch an dieser Mischung von Geschichte und Mythe bei Begebenheiten, für welche viele tausend Augenzeugen auftreten, tadeln mag: der neueste Roman des Lord Beaconsfield bleibt immer das Werk eines scharfen und feinen Kopfes, und selbst in seinem phantastischen Zuge erkennen wir den Schöpfer der imperialistischen Politik und des indischen Kaiserthums wieder. „Endymion" hat nicht die jugendliche Lebendigkeit von „Vivian Grey"; er enthält keine glänzenden Naturschilderungen, wie dieser Roman z. B. in seiner Schlußscene; auch ist er weniger sentenzenreich als „Coningsby" und selbst „Lothair". Der Autor ist älter geworden, jetzt ein Mann von 76 Jahren; er ist sachlicher in allem, was er erzählt. Der Liebe, die er schildert, fehlen die leidenschaftlichen Impulse — es handelt sich ja auch meistens nur um gute Partien — und die Liebe zwischen Endymion und Lady Montfort bewegt sich in einem gewissen Element des Gefühls; doch sind auch hier die Umrisse mehr fein und zart gehalten, als daß sie ein glühendes Colorit ausfüllte.

Dagegen haben die Erfahrungen eines langen Lebens, das meistens im Parlament und in den Ministercabineten zugebracht wurde, dem Autor einen reichen Stoff gewährt, den er in „Endymion" nicht nur in sachlich zutreffender, sondern auch in einer oft fein satirischen Weise verwerthet hat.

Auch die Charakterzeichnung hat große Vorzüge, und zwar besonders bei den episodischen Figuren. Lord Montfort, dieser grillenhafte Ehegatte, ist ein originelles, prächtiges Charakterbild, mag der Autor nun dafür ein bestimmtes Modell gehabt haben oder nicht; ebenso ergötzlich ist der Journalist St. Barbe, eine vorzügliche Lustspielfigur, ein Vertreter des perennirenden Neides auf alles Hervorragende und Erfolgreiche, auf jede gesellschaftliche Auszeichnung, die einem andern zutheil wird, und die Art und Weise, wie er diesen Neid immer zu verbergen sucht und gerade damit recht explodirt, ist sehr charakteristisch. Auch der Bankier Neuchatel und seine Frau sind lebenswahr gezeichnete Figuren. Die großen Damen des Romans dagegen haben alle eine gewisse Familienähnlichkeit: sie wollen die erste gesellschaftliche Rolle spielen und tonangebend sein in ihrem politischen Salon.

Wir haben uns gegen das Hineingeheimnissen in „Endymion" ausgesprochen; es scheint dies indeß eine Eigenheit alt gewordener Autoren zu sein. In der That ist in „Endymion" dieselbe Geheimnißkrämerei, dasselbe Behagen im Räthselaufgeben, im Maskenspiel und der Vermummung der Persönlichkeiten, wie im zweiten Theile des Goethe'schen „Faust".

Oberalbanien und die Gegen.

Von

Spiridion Gopčević.

II.

Bereits im ersten Artikel habe ich die Ueberzeugung ausgesprochen, daß wir in den Albanesen die Nachkommen der alten Pelasger vor uns haben. Das zähe Festhalten derselben an ihrer Nationalität inmitten der hellenischen Cultur kann als kein Gegenbeweis gelten, denn erstens haben auch die Israeliten trotz aller Unterdrückungsversuche, trotz ihrer Zerstreuung in alle Länder unter viel ungünstigern Verhältnissen bis heute ihre Nationalität bewahrt, und zweitens muß bemerkt werden, daß die Hellenen sich niemals die Mühe gaben, die Ureinwohner des Landes mit sich zu verschmelzen. Im ganzen Königreich und auf den Inseln findet man Leute, welche griechisch sprechen und auch gut griechische Patrioten sind, aber unter sich albanesisch reden. Nun hat aber niemals eine albanesische Einwanderung in Griechenland stattgefunden; sonst müßte die Geschichte etwas davon wissen; auch wäre es unbegreiflich, wie so viele Albanesen auf die Inseln gekommen sind, denn Hydra, Spetzas u. s. w. sind mehr albanesisch als griechisch, wie ich mich bei meinem Aufenthalt auf denselben überzeugen konnte. Danach unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Albanesen schon im Lande waren, als die Hellenen einwanderten — diese fanden aber bekanntlich die Pelasger vor.

Daß die Illyrier als Stammväter der Albanesen zu betrachten seien, kann ich nicht glauben. Vorerst muß man sich der Thatsache erinnern, daß die in Illyrien einwandernden Slawen (Serben und Kroaten) die damals schon sehr gelichtete Urbevölkerung nach den übereinstimmenden Zeugnissen von Zeitgenossen auffangten. Die Illyrier gingen in den Slawen unter und diese dehnten sich immer weiter nach Süden aus, bis sie endlich in Epirus mit den Albanesen zusammenstießen. Ich bin überzeugt, daß im Mittelalter das heutige Oberalbanien nicht von Albanesen, sondern von Serben bewohnt war. Der französische Mönch Brocard berichtet um 1332, daß die „Lateiner" auf sechs Städte beschränkt seien, das ganze Land aber den Slawen gehöre. Die Fürstenfamilie Balšić, welche Zeta (Montenegro) beherrschte, war serbisch und dehnte ihre Macht bis Avlona und Argyrókastron aus! Die Fürsten Dakadžin waren serbisch und ebenso die Herzoge von Drivasto, da Petar Spanós (letzteres Wort, im Griechischen einen bartlosen Menschen bezeichnend, ist blos Beiname) seinen vier Söhnen die rein serbischen

Namen Aleksis, Božidar, Uroš und Mirko beilegte. Der sicherste Beweis jedoch für die ehemalige Anwesenheit der Serben in Oberalbanien liegt in dem Umstande, daß heute noch die meisten Ortsnamen daselbst rein serbisch sind. Man findet solche sogar bis über Avlona hinaus.

Erinnert man sich überdies des Factums, daß damals im Kosovopolje der Kern des serbischen Reiches war, aus dem in spätern Jahrhunderten die großen Einwanderungen in Ungarn stattfanden und der heute überwiegend Albanesen beherbergt, so läßt sich daraus wol der Schluß ziehen, daß auch die im Süden und Südwesten dieses Kerns gelegenen Landstriche von Serben bewohnt gewesen sein müssen.

Uebrigens ist zum Schlusse noch die Geschichte da, um unsere Vermuthungen und Behauptungen zu bestätigen. Skanderbeg, welcher selbst Serbe war (dies geht aus den von Professor Hopf entdeckten Aufzeichnungen des albanesischen Despoten Musaki hervor), beherrschte nur Mittelalbanien, und die Hülfstruppen, welche er von den nordalbanesischen Despoten erhielt, werden von seinen zeitgenössischen Geschichtschreibern wiederholt als „slawische" bezeichnet. Aus den einzelnen Stammessagen der Malissoren ist ersichtlich, daß diese erst nach dem 14. Jahrhundert eingewandert sind und die slawischen Bewohner verdrängt haben. Je weiter die Serben nach Norden zurückwichen, desto mehr drängten die Škipetaren nach, und so kommt es, daß diese heute ihren Schwerpunkt nach Albanien verlegt haben und deshalb Albanesen genannt werden, obwol sie mit den Ureinwohnern der Landschaft Albanon gar nichts gemein haben. Natürlich mußten die Škipetaren in dem Maße, als sie in Albanien vordrangen, Griechenland und den Epirus verlassen, und daher kommt es, daß sie in diesen beiden Ländern nicht mehr so zahlreich sind wie ehedem.

Nachdem wir auf diese Art die Abkunft der Škipetaren festgestellt, dürfte es nicht uninteressant sein, sich mit ihrer bisher ziemlich unbekannten Geschichte zu beschäftigen.

Im Alterthum spielten die Pelasger, wie wir wissen, eine sehr bescheidene Rolle. Solange das ihnen überlegene hellenische Element herrschte, konnten sie ihre untergeordnete Stellung nicht verändern. Nach dem Untergange der griechischen Selbständigkeit kamen sie unter römische Herrschaft und dadurch natürlich nur vom Regen in die Traufe.

Als das Römische Reich getheilt wurde, kam das heutige Albanien sammt den südlicher gelegenen Ländern zu Byzanz. Nordalbanien war in der Provinz Prävalis, Mittelalbanien in der Provinz Neuepirus, Südalbanien in der Provinz Altepirus inbegriffen. Der Gothenkönig Ostroilus bemächtigte sich aller drei Provinzen und ernannte sich selbst 493 zum Könige von Prävalitana. Justinian machte jedoch 535 seiner Herrlichkeit ein Ende.

Im Jahre 639 erschienen die Serben und überschwemmten Bosnien, Dalmatien und Nordalbanien; im nächsten Jahre folgten die Kroaten nach. Nachdem die Serben den christlichen Glauben angenommen, wurden 875 unter der Regierung des Königs Pavlimir die Grenzen des serbischen Reiches feierlich geregelt. Doclea wurde damals statt Škodra Metropole.

Zu derselben Zeit ergossen sich aber auch die Bulgaren über das oströmische

Reich und überschwemmten es bis tief nach Albanien. Die Reste dieses Landes bildeten die byzantinischen Provinzen (Themata) Dyrrhachion und Nikopolis. Beide gingen bis auf schmale Küstenstriche an die Bulgaren verloren. Deren Kaiser Simeon eroberte 914—927 Glavnica, Chimara und Buthroton (gegenüber Korfu), und Kaiser Samuel 986—989 Durazzo selbst. Avlona und das nahe Kanina waren bulgarische Häfen. Im Jahre 1018 machten die Bulgaren einen neuen Angriff auf Durazzo, doch schon im nächsten Jahre fand ihr Reich durch Kaiser Vasileos seinen Untergang.

Dieser stellte das Thema Dyrrhachion wieder her und nochmals war Albanien byzantinisch. Aber jetzt drückten die Serben von Norden her. Der Serbenfürst Michael, welcher sich „Rex Sclavorum" nannte, und sein Sohn Bodin residirten in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bereits in Skutari. Zu derselben Zeit kamen die Normannen unter Guiscard aus Italien herüber (1081), belagerten Durazzo, das sie 1082 eroberten, und bemächtigten sich der Städte Avlona, Kanina, Cassope, Buthroton, Joannina, Trikala, Larissa, Kastoria, Moglena, Ochrida und Skoplje. Doch schon 1085 (nach Guiscard's Tode) ging es mit den Normannen bergab. Zur Abwechselung eroberten jedoch die Serben 1110 Durazzo, welches sie erst später wieder zurückgaben.

Kaiser Manuel Komnenos (1143—80) bekriegte die Serben mit Glück und nahm ihnen viele Eroberungen ab, sodaß er zum letzten mal noch das Thema Dyrrhachion herstellen konnte. Aber nach seinem Tode drangen die Serben neuerdings vor, eroberten ganz Nordalbanien und gründeten 1189 das Königreich Rascien, dessen erster Herrscher der Veliki-Župan Stefan Nemanja wurde. Von da an blieb Nordalbanien im Besitze der Serben. Diese eroberten unter König Stefan Uroš II. Milutin (1282—1320) auch einen großen Theil Mittelalbaniens und Macedoniens.

Um das Jahr 1288 gingen die Serben von der römischen zur griechischen Kirche über. Ihre albanesischen Unterthanen waren aber damit nicht einverstanden. Im Jahre 1312 begannen die Zwistigkeiten, bis endlich 1320 die Albanesen sich offen von der griechischen Kirche lossagten. Manculus und Andreas Musaki, Vladislav von Doclea und mehrere andere albanesische Häuptlinge waren die Seele der Bewegung. Philipp von Tarent, welcher Durazzo 1304 erworben hatte, schloß sich derselben an, und es kam zum Kriege und endlosen Feindseligkeiten, welchen erst Stefan Dušan der Große (1333—56) ein Ende machte. Derselbe eroberte ganz Albanien, den Epirus, Thessalien, einen Theil Griechenlands, die Reste von Macedonien, und ließ sich 1346 zum „Kaiser der Serben, Griechen und Albanesen" krönen. Im Begriff, das Byzantinische Reich gänzlich zu vernichten, starb er 1356. Nach seinem Tode schwand der Glanz des serbischen Reiches. Sein Sohn Uroš wurde 1368 ermordet und die Monarchie zersplitterte sich in viele kleine Reiche.

Mittel- und Südalbanien hatten unterdessen wechselvolle Schicksale gehabt. Vor Dušan's Eroberung war eigentlich nur Nordalbanien rein serbisch gewesen. Mittelalbanien war der Hauptsache nach neapolitanisch, Unteralbanien byzantinisch. Aber da gab es viele kleine Herren.

Bis 1107 hatten die Normannen Einfälle in Mittelalbanien gemacht, welche indeß selten gelangen. Michael, Despot vom Epirus, hatte seiner Tochter Helena Avlona, Kanina und Korfu als Mitgift gegeben, als sie den deutschen Kaisersohn Manfred von Hohenstaufen heirathete (1259). Nach dessen Tode nahm Karl I. von Anjou diese Plätze in Besitz (1267). Von den Byzantinern aufgestachelt, bekämpften die Albanesen die Neapolitaner, konnten jedoch die Abtretung Durazzos an Philipp von Tarent (1304) nicht hindern. Im Jahre 1318 erhoben sich die albanesischen Häuptlinge als serbische Vasallen gegen König Uroš.

Nach der Zersplitterung des serbischen Reiches zerfiel Albanien in mehrere Despotien. Im Norden hatte sich schon Balša I. 1360 unabhängig erklärt und seine Macht immer mehr ausgedehnt. Aus dem Fürstenthum Zeta (Montenegro) wurde nach und nach durch Eroberung Durazzos, Avlonas, Berats und Argyrokastrons ein albanisches Reich, das sich bis 1421 hielt. Zahlreiche Kämpfe mit den Venetianern hatten die Macht der Balšić beim Aussterben dieser Familie sehr geschwächt. Stefan Crnojević riß das eigentliche Montenegro an sich, Lek und Paul Dukadžin bemächtigten sich der noch heute nach ihnen so benannten Landschaft; Lek Zacharia hielt sich in Dajna, Petar Spanós in Drivasto, die Musaki behaupteten sich in der Musakjá und Südalbanien, die Thopia in Mittelalbanien, Georg Stresius und Gojko Balša in Misia, Groppa in Dibra, die Spatha im Südepirus, Arianites Thopia in den Akrokeraunischen Bergen, Zenevisi um Argyrokastron, Lek Dušman in Pulati, während die Venetianer Durazzo, Leš, Škodra und die Küste bis Castelnuovo im Besitz hatten.

Unterdessen war aber ein neuer Factor aufgetaucht, mit dem die Albanesen zu rechnen hatten — die Türken! Diese versetzten durch die Schlacht an der Savra (1385) dem mächtigsten albanischen Fürstenthum, jenem der Balšić, einen empfindlichen Streich, bekriegten dann die übrigen Despoten mit Erfolg, und wenn auch Montenegro 1410 den Evrenos-Pascha zurückschlug, so gingen doch Mittelalbanien und Theile Südalbaniens an die Osmanli verloren. Bei dem Auftreten Skanderbeg's (1443) war bereits ganz Mittelalbanien türkisch, und von den andern Despotien hielten sich blos die Musaki, Thopia, Dukadžin, Spanós, Stresins, Arianites und Crnojević, die meisten jedoch in sehr bescheidenen Grenzen.

Wir sind jetzt bei dem Glanzpunkt der albanesischen Geschichte angelangt, und man wird es begreifen, wenn ich hier etwas länger verweile, schon deshalb, weil sich über Skanderbeg ein Mythenkranz geschlungen hat, der erst durch neuere Forschungen und neuentdeckte Documente etwas gesichtet worden.

Vorerst muß es als eine wichtige Entdeckung erscheinen, daß wir durch die von Professor Hopf aufgefundenen Aufzeichnungen des Despoten Musaki über Skanderbeg's Familie endlich einmal Sicheres erfahren.

Die Kastriota gehörten danach keiner albanesischen, sondern einer serbischen Familie an, welche zur Zeit der serbischen Herrschaft mit einigen Gütern in Mittelalbanien belehnt worden war. Es wird jedoch ausdrücklich betont, daß Kruja niemals dem Vater Skanderbeg's gehört hatte, wie man bisher angenommen. Die ganzen Besitzungen desselben bestanden aus den Dörfern Gardi-post (Kjutet

Skanderbegut), Sinje ſiper und poſt und Zeruja in Matija und Dibra. Skanderbeg's Großvater, Konſtantin Kaſtriota, heirathete die einzige Enkelin des großen Karl Thopia, Helena, und erhob daher Anſprüche auf Kruja und andere Beſitzungen der Thopia. Aus dieſem Grunde wurde er 1402 von den Venetianern als „Rebell" hingerichtet. Im Jahre 1407 erklärt ſich ſein Sohn Ivan (Johann) zum Vaſallen Venedigs, das ihm Penſion auszahlt, und kämpft 1410 gegen Evrenos-Paſcha. Beſiegt, muß er in Unterwerfung und Stellung von Geiſeln einwilligen, als welche er mehrere ſeiner Söhne gab; nach den ältern Quellen vier, nach den Aufzeichnungen Muſaki's drei: Staniſa, Konſtantin und Georg. Doch fand Profeſſor Hopf den Erſtgenannten noch nach 1445 urkundlich erwähnt, ſodaß es fraglich iſt, ob der Sultan Georg's Brüder wirklich vergiften ließ.

Georg war 1403 geboren (nicht 1410 oder 1414, wie man bisher geglaubt), wurde alſo mit ſieben Jahren nach Konſtantinopel gebracht und war beim Tode ſeines Vaters (1432) bereits 29 Jahre alt. Alle Erzählungen, daß er ſeine Abſtammung nicht gekannt habe, erweiſen ſich ſomit als Fabeln. Georg wurde in der mohammedaniſchen Religion erzogen, diente im türkiſchen Heere mit Auszeichnung und erhielt den Beinamen Iskender-Bej („Herr Alexander"), woraus die Albaneſen ſpäter „Skanderbeg" machten.

Bis zu ſeinem 40. Lebensjahre ſtritt Skanderbeg wacker gegen die Feinde des Halbmondes, und nichts läßt ſchließen, daß er damals nicht aufrichtig Muſelman und dem Sultan ergeben war. Daß er die Chriſten beſonders ſchonte, iſt ſpätere Erfindung. Er hätte ſich dadurch den Türken blos verdächtig gemacht; dieſe aber hielten große Stücke auf ihn, und er verſtand es, ſich allgemein in Reſpect zu ſetzen. Es iſt daher unbegreiflich und auch bis heute nicht aufgeklärt, was eigentlich Skanderbeg bewogen hat, vom Sultan, der ihn mit Wohlthaten überhäuft, abzufallen und wieder Chriſt zu werden. Daß er durch Verweigerung von Kruja verſtimmt worden, ſcheint mir nicht ſtichhaltig, da er überhaupt keinen Anſpruch auf dieſe Stadt hatte. Eher halte ich es für wahrſcheinlich, daß Skanderbeg durch religiöſe Bedenken zum Abfall bewogen wurde, denn er zeigte ſich von ſeiner Converſion an als ein ungemein frommer und dem Papſt ergebener Chriſt. Dies würde jedoch vorausſetzen, daß ihm vorher ein Prieſter oder Mönch zu Gewiſſen geſprochen, denn von ſelbſt kam der im ſtrengſten Islam erzogene Skanderbeg ſchwerlich auf die Idee, das Chriſtenthum für die richtigere Religion zu halten.

Uebrigens, wie dem auch ſei, hiſtoriſch ſteht feſt, daß Skanderbeg in ſeinem 40. Lebensjahre plötzlich ein anderer Menſch wurde und nach der Niederlage des türkiſchen Heeres durch Hunyady (1443) offen vom Sultan abfiel. Er zwang den Reis-Efendi des Sultans, dem er auf der Flucht begegnete, zum Ausſtellen einer gefälſchten Vollmacht, durch welche Skanderbeg zum Commandanten von Kruja ernannt wurde, und ermordete dann den Schreiber. Mit 300 Albaneſen, die ihm treu geblieben, begab er ſich ſodann nach Kruja, wo er infolge der gefälſchten Vollmacht arglos eingelaſſen wurde. In der Nacht ließ Skanderbeg noch 300 Dibraner ein, welche ſich ihm unterwegs angeſchloſſen und vorläufig in den nahen Wäldern verſteckt hatten; dann fiel er über die türkiſche Beſatzung her und metzelte ſie im Schlafe nieder. Am folgenden Morgen rief er das Volk zur Freiheit auf und

erklärte seinen Uebertritt zum Christenthum. Sein Neffe Hamsa ließ sich ebenfalls taufen und besetzte Unterdibra (Dibra poſt), während Skanderbeg selbst 2000 Mann nach Oberdibra (Dibra ſiper) sandte, um die Festung Svetigrad zu beobachten. Dort schloß sich ihm Moses Golem (genannt Dibranus, weil er einen großen Theil von Dibra als türkischer Vasall beherrschte) an. Er wurde Skanderbeg's rechte Hand.

Nachdem dieser 12000 Mann zusammengezogen hatte, beschloß er, die im Süden von Tirana gelegene Feste Pertreila (Petrella) wegzunehmen. Hamsa schloß gleichzeitig die Feste Gur-i-barth (Petralba) mit 3000 Reitern ein, und nach kurzen Unterhandlungen übergab der türkische Commandant den Platz gegen freien Abzug. Skanderbeg hatte unterdessen Pertreila zur Ergebung gezwungen und war vor Stellusio gerückt (das ich unweit Dajti vermuthe). Die Besatzung überlieferte ihren Commandanten Desdrota gebunden dem Skanderbeg, sodaß dieser damit die drei südlichen Zugänge zu Matija, welches, nebst Miridita und Kruja, Skanderbeg's ganzen Besitz bildete, in Händen hatte. Es blieb also nur noch der östliche Zugang durch Dibra zu sichern über, und hier befand sich das unzugängliche Felsennest Svetigrad (wahrscheinlich bei dem heutigen Kodžadžik, gegenüber von Trebište, südlich der Stadt Dibra) in den Händen der Türken. Da eine Aufforderung vergeblich blieb, ließ Skanderbeg Moses Golem mit 3000 Reitern zur Blokade zurück und kehrte nach Kruja zurück. Er besaß bereits 8000 Reiter und 7000 Fußgänger nebst 200000 Dukaten. Als sich bei Ochrida ein türkisches Corps concentrirte und Miene machte, Svetigrad zu entsetzen, eilte Skanderbeg mit 100 Reitern herbei und bewirkte lediglich durch das Gerücht seiner Ankunft den Rückzug der Türken.

Im Frühjahr 1444 erschien Skanderbeg mit 6000 Reitern vor der belagerten Festung und bemächtigte sich der Ebene Mochri in Unterdibra. Unterdessen rüstete Murad II. ein Heer aus, um Skanderbeg zum Gehorsam zurückzuführen. Dieser lud daher alle benachbarten Despoten zu einer Conferenz nach Leš ein. Es fanden sich ein: Arianites Thopia Komnenos, Beherrscher von Nordepirus; Andreas Thopia, Despot der mittelalbanischen Küstenländer; Georg Stresius und Gojk Balša von Misia; Nikolaus und Paul Dukadžin; Džin Musaki; Lek Zacharias, Herr von Dajna; Peter Spanos, Herzog von Drivasto; Lukas Dušman von Pulati und endlich der montenegrinische Fürst Stephan Crnojević. Die venetianischen Statthalter von Leš, Škodra und Durazzo wohnten ebenfalls der Berathung bei. Die Versammlung beschloß den gemeinsamen Krieg gegen die Pforte und wählte einstimmig Skanderbeg zum Oberfeldherrn der Liga. Fürst oder gar König von Albanien war also Skanderbeg niemals. Seine Hausmacht beschränkte sich auf Krnja, Miridita und Matija, wozu später noch Dibra, die Kleine Musakjá, Tomoritza, Misia und andere Landstriche kamen, die er seinen Alliirten entrissen.

Inzwischen hatte Moses Svetigrad genommen, eine Besatzung daselbst gelassen und war mit 5000 Mann nach Krnja zurückgekehrt, woselbst Skanderbeg seine Armee concentrirte. Es war höchste Zeit; denn bereits rückte die erste türkische Armee unter Ali-Pascha, 40000 Reiter stark, heran. Skanderbeg ging ihm mit 15000 Mann nach Unterdibra entgegen und stellte sich halbmondförmig auf, sodaß er die Türken von drei Seiten umfaßte. Džin Musaki und Hamsa mit 3000 Mann

sollten aus dem Hinterhalt gegen den Rücken des Feindes losbrechen, der dadurch von allen Seiten angefallen wurde. So geschah es auch und eine vollständige Niederlage der Osmanli war die Folge; 22000 Türken deckten das Schlachtfeld, 2000 Gefangene und 25 Fahnen bildeten die Trophäen der Sieger, welche nach einem kurzen Einfall in Feindesland triumphirend heimkehrten.

Bald darauf wurde Skanderbeg von den christlichen Alliirten eingeladen, sich am Kreuzzuge gegen den Islam zu betheiligen. Er marschirte auch mit 20000 Mann gegen Belgrad, doch verweigerte ihm der serbische König Georg Branković den Durchzug. Schon wollte er sich diesen mit Gewalt erzwingen, als ihm die Kunde von der Niederlage des christlichen Heeres bei Varna ward. Er führte also seine Truppen wieder nach Albanien zurück. Hier erhielt er einen vom 15. Juni 1445 datirten Brief des Sultans, welcher keine Versprechungen sparte, Skanderbeg zu gewinnen. Nachdem dieser am 12. Aug. eine abschlägige Antwort gegeben, rückte Fisur-Pascha mit 9000 Reitern heran, wurde jedoch von Skanderbeg mit 3500 Mann in den Mokrenapässen unvermuthet überfallen und fast gänzlich aufgerieben; 700 Türken ergaben sich gefangen.

Mustapha-Pascha, welcher mit 15000 Mann nachgefolgt war, nahm die Reste der Flüchtlinge auf und hielt sich im Mokrenapaß in „unangreifbarer" Stellung. Dies hinderte Skanderbeg nicht, mit 5000 Mann über die unzugänglich scheinenden Berge zu steigen und Mustapha's Armee zu überfallen. Bis auf 300 Gefangene fielen fast alle Türken unter den Streichen der Albanesen, deren Verlust sich angeblich auf blos 70 Todte belief.

Zur selben Zeit (1446) kam Skanderbeg mit den Venetianern in Krieg. Lek Dukadžin hatte den Herrn von Dajna, Lek Zacharias, ermorden lassen, um sich seiner Güter zu bemächtigen. Die Witwe des Ermordeten trat jedoch Dajna an Venedig ab. Dagegen veröffentlichte Skanderbeg einen Vertrag, laut welchem ihm Zacharias für den Todesfall Dajna cedirt hätte. Mit 14000 Mann zog Skanderbeg vor diese Stadt, um sich Recht zu verschaffen.

Die Venetianer erhielten durch die Despoten Dušman und Spanós Verstärkung und ihr škodraner Statthalter Danilo Jurić brach mit 13000 Mann zum Entsatz auf. Skanderbeg ließ 5000 Mann vor Dajna, marschirte mit dem Reste gegen die Venetianer und brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei. Dann erbaute er die Feste Balese (welche meiner Meinung nach am heutigen Drinasi zwischen Špathari und Kosmaći lag) und übergab ihr Commando seinem Neffen Hamsa. Dieser wollte Drivasto überrumpeln, erlitt jedoch von dem dortigen Herzog Andrea Angelo (?) eine Niederlage. Skanderbeg war wüthend und überhäufte Hamsa mit Schmähungen. Dann sah er sich gezwungen, gegen die Türken Front zu machen, welche, 15000 Mann stark, unter Mustapha-Pascha wieder heranrückten.

Skanderbeg ließ Hamsa die Blokade Dajnas weiter führen und Marino Spanós in Balese; mit 2000 Mann eilte er den 5000 Albanesen zu Hülfe, welche von Mustapha-Pascha's Angriff bedroht waren. Bei Droši, der heutigen Hauptstadt von Miridita, kam es zur Schlacht. Mustapha wurde nebst 12 Begs gefangen, 15 Fahnen erobert, 10000 Türken niedergemacht. Die Albanesen hatten angeblich blos 200 Todte (1447). Nach der Schlacht erfuhr jedoch Skanderbeg, daß Marino

Spanós vor einem anmarschirenden venetianischen Heere Balese kampflos geräumt habe, das hierauf zerstört worden sei. Entrüstet darüber wandte sich Skanderbeg gegen Durazzo, das er 1448 vergeblich angriff. (Auch dies war bisher unbekannt.) Jetzt erst gaben die Venetianer nach und schlugen einen Frieden vor, nach welchem Skanderbeg auf Dajna verzichten, dagegen Landstriche von Drin erhalten sollte.

Von diesen Feinden befreit, konnte jetzt Skanderbeg seine ganze Kraft gegen die Türken wenden. Sultan Murad II. machte ungeheuere Rüstungen, da er in eigener Person den Feldzug führen wollte. Mit 90000 Infanteristen und 60000 Reitern brach er im Frühjahr 1449 auf und wandte sich gegen Svetigrad, das er am 14. Mai angriff.

In dieser Feste befehligte Perlat etwa 1000 Mann. Die Türken hatten blos zwei schwere und mehrere leichte Geschütze, die Albanesen gar keine. Nach dreitägiger Beschießung war eine Bresche geöffnet, welche gestürmt wurde, aber vergeblich. Dreitausend Türken erneuerten den Sturm, wurden jedoch mit brennendem Pech und heißem Oel abgewehrt. Eben sollte ein dritter Sturm unternommen werden, als Skanderbeg mit 5000 Mann erschien und ihn durch einen demonstrativen Angriff verhinderte. Am 22. Juni folgte ein neuer Ueberfall Skanderbeg's, welcher 2000 Türken und blos 40 Albanesen das Leben kostete und 600 verwundete Türken in Gefangenschaft brachte. Wuthentflammt ordnete Murad II. drei Stürme hintereinander an, welche jedoch sämmtlich scheiterten.

Um sich Skanderbeg vom Leibe zu halten, ließ der Sultan Fisur-Pascha mit 18000 Mann die Belagerung decken. Dies hinderte Skanderbeg nicht, fortwährend kleine Ueberfälle zu unternehmen, welche meistens durch Ausfälle aus der Festung secundirt wurden.

Jetzt befahl der Sultan einen Generalsturm. Perlat vertheidigte sich mit Löwenmuth, während Skanderbeg mit 9000 Mann gegen Fisur-Pascha demonstrirte. Dieser detachirte 4000 Reiter zur Umgehung, doch Skanderbeg umging diese selbst mit 2000 Mann und schlug sie, während zugleich Musaki mit 1500 Mann aus einem Hinterhalt gegen Fisur losbrach. Der Pascha selbst fiel bald darauf unter Skanderbeg's Streichen und das Ganze endete mit einer Niederlage der Türken, welche 4000 Mann einbüßten. Unterdessen hatte auch ein zweiter Generalsturm Murad's keinen Erfolg gehabt, sondern nutzlos 7000 Mann gekostet.

Der Sultan hatte bisher 30000 Mann vor einem winzigen Felsennefte verloren und dachte an den Rückzug. Vorher versuchte er jedoch Philipp's goldbeladenen Esel, dem keine Festungsmauer zu hoch; die Besatzung blieb zwar unbestechlich; dagegen fand sich ein Einwohner, welcher sich herbeiließ, einen todten Hund in die Cisterne zu werfen. Die abergläubischen Dibraner hätten um keinen Preis von diesem Wasser getrunken, und so blieb dem wackern Perlat nichts übrig, als auf freien Abzug zu capituliren. Froh, diesen kleinen Triumph errungen zu haben, zog der Sultan am 31. Juli mit dem Rest der Armee ab. Mit 10000 Mann folgte ihm Skanderbeg und belästigte die Türken derart, daß der Pascha von Rumelien mit 30000 Mann zurückbleiben mußte, um den Rückzug zu decken.

Skanderbeg beschäftigte sich jetzt mit der Organisation seines Gebietes. Die Albanesen wollten, er solle sich verheirathen, doch vertröstete er sie damit auf die

Wiedereroberung Svetigrads. Er erschien auch am 20. Sept. (1449) mit 18000 Mann vor der Feste; allein nach mehrern vergeblichen Stürmen, die ihm 500 Mann gekostet, sah er sich genöthigt, wegen Mangels an Artillerie am 23. Oct. die Belagerung aufzuheben.

Murad hatte geschworen, im Jahre 1450 mit einer noch furchtbarern Armee zurückzukommen; Skanderbeg that daher sein Möglichstes, die festen Plätze vertheidigungsfähig zu machen. Am 5. April 1450 erschien Sewali-Pascha mit dem Vortrabe der türkischen Armee vor Kruja, wo sich blos 2000 Mann unter dem berühmten Vrana-Conte befanden. Skanderbeg mit 7000 Albanesen und 2000 Montenegrinern, die unter ihrem Fürsten Crnojević herangerückt waren, hielt sich in den Schluchten des Tumeništ, östlich von Kruja, versteckt. Ende April traf der Sultan mit dem Rest der Armee ein, welche jetzt 160000 Mann stark war, und ließ 10 Riesengeschütze im Lager gießen.

Nach viertägiger Beschießung sollte die Bresche gestürmt werden. Schon standen die Janitscharen auf derselben, als plötzlich Skanderbeg mit 5000 Reitern einhersauste und durch diese Diversion die Türken in Verwirrung brachte. Als der vom Sultan abgeordnete Sermet-Pascha mit 4000 Reitern zu Hülfe eilte, war Skanderbeg schon verschwunden.

Die Stürme folgten sich jetzt ununterbrochen. Durch Feuerzeichen benachrichtigt, verfehlte Skanderbeg niemals, die Türken von einer Seite anzufallen, von der sie es am wenigsten erwarteten. Auf diese Weise gelang es ihm, alle Anstrengungen der Türken zu vereiteln. Die Venetianer waren erbärmlich genug, während der ganzen Belagerung die türkische Armee zu verproviantiren.

Vergeblich suchte der Sultan in der Festung einen Verräther zu bestechen — es fand sich keiner. Ebenso wenig Erfolg hatten die Anträge an Skanderbeg, gegen jährlichen Tribut von blos 5000 Piastern die türkische Oberhoheit anzuerkennen. Skanderbeg, welcher theils in den Gebirgen östlich, theils in der J̌šmi-Ebene westlich von Kruja lauerte, unternahm statt aller Antwort noch einen heftigern Ueberfall, der endlich den kranken Sultan bestimmte, die Belagerung im October aufzuheben, nachdem er über 24000 Mann in fruchtlosen Stürmen dahingeopfert. Aus Aerger hierüber starb er am 5. Febr. 1451 in Adrianopel.

Skanderbeg, welcher die abziehenden Türken nach Kräften belästigt hatte, kehrte triumphirend zurück und erhob Vrana-Conte zum Herzog von Matija.

Hatten Skanderbeg's Heldenthaten schon früher die Augen Europas auf ihn gelenkt, so wurde er jetzt als Vorkämpfer der Christenheit gepriesen, und die vornehmsten Regierungen beeilten sich, ihm Gesandte zu schicken und ihn mit Geld und Kriegsbedarf zu versorgen. Auf das Andrängen der Großen des Landes verheirathete sich Skanderbeg im Mai 1451 mit Andronica, der Tochter des Arianites Golem, und bereiste dann das Land. Ueberall mit Ovationen empfangen, benutzte Skanderbeg seine Macht, um sich auf Kosten seiner Alliirten zu vergrößern, indem er mehrere kleine Despoten ihrer Besitzungen beraubte.

Um den Zugang von Struga gegen Dibra zu beherrschen, ließ Skanderbeg südlich Trebište die Bergfeste Modritza bauen, deren Ruinen noch heute bei dem gleichnamigen Dorfe existiren. Als ihm um diese Zeit vom neuen Sultan Mo-

hammed II. eine Aufforderung zum Tributzahlen zukam, beantwortete er diese durch einen verheerenden Einfall in das türkische Gebiet.

Diese Frechheit zu züchtigen, sandte der Sultan Hamsa-Pascha mit einer beträchtlichen Armee gegen Skanderbeg, welcher mit 5000 Mann bei Modritza stand. Dessen Neffe Hamsa umging den Feind, brachte diesem eine schmähliche Niederlage bei und nahm seinen türkischen Namensvetter selbst gefangen; 7000 Türken waren gefallen, während die Albanesen blos 34 Mann verloren haben wollen.

Im nächsten Frühjahr (1452) erbat sich Debreas-Pascha die Ehre, Skanderbeg zu unterwerfen. Mit 15000 Mann marschirte er heran und lagerte sich auf einer Ebene zwischen Skoplje und Ochrida hinter dem Berge Polog. Da er noch weit von Skanderbeg entfernt und in der Ebene vor Ueberfall sicher zu sein glaubte, vernachlässigte er alle Sicherheitsmaßregeln und wurde daher unvermuthet von Skanderbeg mit 6000 Reitern nächtlicherweile überfallen. Sein Heer war bald durch Musaki's und Moses' Angriffe zersprengt, er selbst fiel von Skanderbeg's Hand und 4000 der Seinigen mit ihm. Der Verlust der Albanesen war lächerlich gering.

Skanderbeg benutzte das Steigen seines Kriegsruhms, um seinen treuen Lieutenant Moses der beiden Dibra zu berauben, welche diesem gehörten. Gekränkt über solchen Undank, ging er zu den Türken über, welche ihn mit offenen Armen aufnahmen und ihm nicht nur sein Eigenthum zurückzustellen, sondern auch die Krone Albaniens versprachen. Am 15. Febr. 1453 brach Moses mit 15000 Mann von Adrianopel gegen Skanderbeg auf.

Mohammed II. war seiner Sache doch nicht ganz sicher; denn vor Eröffnung der Belagerung von Konstantinopel machte er Skanderbeg nochmals den Vorschlag, gegen kleine Tributzahlung seine Oberhoheit anzuerkennen. Skanderbeg schlug dies stolz aus und rückte mit 10000 Mann seinem ehemaligen Lieutenant entgegen.

Dieser war mittlerweile bis Drosi vorgedrungen, wo es zur Schlacht kam. Moses hatte anfangs Skanderbeg zum Zweikampfe herausgefordert; als aber dieser heransprengte, war ihm der Muth entsunken und er zurückgekehrt. Dies machte auf die Türken einen übeln Eindruck und der Kampf endete mit einer Niederlage. Von seiner ganzen Armee brachte Moses blos 4000 Mann nach Adrianopel zurück, während sich Skanderbeg's Verlust angeblich auf blos 180 Mann belief. Wie schon öfters hatte auch in dieser Schlacht Skanderbeg einen riesigen Türken mit Einem Hieb entzweigespalten. Ueberhaupt soll er im Laufe seiner Kämpfe über 2000 Türken eigenhändig getödtet haben.

Mehr noch als dieser Sieg freute jedoch Skanderbeg die Rückkehr Moses, welcher über seinen Abfall Reue empfunden. Dennoch scheint sich Skanderbeg gewisser Uebergriffe nicht enthalten zu haben, denn bald darauf fiel sein eigener Neffe Hamsa ab und ging zu den Türken über. Der Sultan nahm ihn freundlich auf, versprach ihm das Paschalik Albanien und gab ihm 5000 Reiter, mit denen er im Frühjahr 1454 vereint mit 45000 Mann des Isa-Pascha von Rumili Albanien erobern sollte.

In der That rückten Hamsa und Isa mit ihren 50000 Mann in Unterdibra ein, wo sich ihnen Skanderbeg mit 11000 Mann entgegenstellte. Aber fern lag es diesem, eine so beträchtliche Uebermacht offen zu bekämpfen. Er zog sich auf

Drosi zurück, um die Türken in das Gebirge zu locken. Isa und Hamsa folgten auch. Skanderbeg ließ sein Gepäck nach Leš abgehen, zog sich aber in südlicher Richtung gegen den Berg Tumeništ zurück. Dann brach er plötzlich hervor, überfiel die Türken und vernichtete, trotz Hamsa's energischem Widerstande, deren Heer: 20000 Osmanli deckten das Schlachtfeld, 10000 wurden auf der Flucht getödtet, Hamsa und ein Sandschakbeg nebst 1500 Mann gefangen.

Diese Siege brachten Skanderbeg überdies noch Unterstützungen durch abendländische Fürsten ein. Besonders Alfons V. von Neapel und Aragonien versorgte ihn mit Geld, Munition, Getreide, Kanonen, Artilleristen, 500 Büchsen- und 500 Armbrustschützen. So verstärkt, dachte Skanderbeg sich der Festung Berat (Belgrad bei Barletius) zu bemächtigen. Mit 15000 Mann (die 1000 Italiener eingeschlossen) und dem erhaltenen Geschütz rückte Skanderbeg im Frühjahr 1455*) gegen die Stadt, welche blos 1000 Mann Besatzung enthielt. Nach viertägiger Beschießung hielt man die Bresche für gangbar. Schon rückten die Sturmcolonnen vor, als zwei Parlamentäre erschienen. Da jedoch Skanderbeg blos freien Abzug bewilligen wollte, erklärten sie sich damit nicht einverstanden. Sie verlangten einen Waffenstillstand von einem Monat, nach welcher Zeit sie sich ergeben würden, falls bis dahin kein Entsatz gekommen. Skanderbeg wollte davon nichts wissen und gleich stürmen, doch ließ er sich durch den Kriegsrath bestimmen, einen sechzehntägigen Waffenstillstand zu bewilligen.

Inzwischen befand sich aber Sewali-Pascha mit 40000 Reitern im Anmarsche, ohne daß es die Albanesen wußten. Skanderbeg hielt mit 4000 Mann die Stadt eingeschlossen, während Musaki und Tanusios Thopia mit dem Reste das Belagerungscorps decken sollten. Um einen etwa herannahenden Entsatz zu melden, waren 25 Albanesen auf einem hohen Berge aufgestellt und sollten ein Feuerzeichen geben. Dieses erfolgte nicht, und ehe Musaki es sich versah, war er von allen Seiten eingeschlossen. Die Albanesen wehrten sich tapfer und wurden von dem herbeigeeilten Skanderbeg herausgehauen; doch kam er schon zu spät, um den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Er mußte froh sein, mit Zurücklassung seiner Artillerie und 5000 Todter den Rückzug bewerkstelligen zu können. Fast alle Neapolitaner waren umgekommen, die Türken bezahlten jedoch ihren Triumph mit der Hälfte ihrer Streitmacht.

Skanderbeg benutzte den Tod Musaki's, der in der Schlacht gefallen, um sich der Hälfte seiner Besitzungen zu bemächtigen.

Ueber das Jahr 1456 erfahren wir von den ältern Biographen Skanderbeg's blos, daß er dem Sultan, welcher Frieden verlangt, solchen unter der Bedingung der Rückgabe Berats und Svetigrads gewähren wollte; daß der Sultan deshalb im Spätherbst die Paschas Sinan und Umur mit je 14000 Mann ausgesandt, um in Mochri und Ochrida beobachtende Stellung einzunehmen. Skanderbeg hätte sie vergeblich zum Kampfe herausgefordert. Dagegen heißt es im Verzeichniß der von Professor Hopf entdeckten Documente des mailänder Archivs:

„1456. Skanderbeg erficht einen wichtigen Sieg."

---

*) Bisher glaubte man, der Feldzug habe schon 1452 stattgefunden.

„1457. Die Türken haben fast die ganze Ebene Albaniens im Besitz. Skanderbeg hält sich in den Bergen; der Papst sendet ihm Geld."

Es scheint somit, als sei es doch zur Schlacht gekommen und wieder ein Pascha zum Opfer gefallen. Das Document von 1457 dürfte sich dann auf das obige Factum der Occupation Dibras durch Umur- und Sinan-Pascha beziehen, mit denen Skanderbeg einen Waffenstillstand abschloß.

Am 27. Juni 1458 starb Skanderbeg's Protector, Alfons von Neapel, und Ferdinand wurde sein Nachfolger. Skanderbeg beraubte auch die Brüder Balša von Misia ihres Landes und sandte sie gefangen nach Neapel, dafür die Rückgabe Hamsa's verlangend, den er nach dessen Gefangennahme Alfons als Sklaven geschenkt hatte. Hamsa erhielt nach seiner Rückkehr Verzeihung und durfte sich nach Konstantinopel begeben, wo er indeß bald darauf starb.

Im Jahre 1459 vermehrte Skanderbeg abermals seine Hausmacht durch Vergewaltigung kleiner albanesischer Herren. Bei seinem Ansehen wagte es niemand, sich dem zu widersetzen. Im Jahre 1460 ging er mit 8000 Mann nach Neapel, um den vom Grafen Anjou in Bari belagerten König Ferdinand zu entsetzen. Er erfocht über den berühmten Piccinino einen glänzenden Sieg und eroberte Trani, das ihm zu Lehen gegeben wurde, worauf er nach Albanien zurückkehrte. Der Papst hatte ihm zur selben Zeit Geld für einen neuen Krieg mit den Türken gesandt.

Skanderbeg überfiel also mit frischen Kräften den bei Mokrena lagernden Sinan-Pascha, der mittlerweile 20000 Mann concentrirt hatte, hieb 13000 davon nieder und zersprengte den Rest vollständig.

Im nächsten Jahre (1461) erschien Hussejn-Bej mit 30000 Mann,. um Skanderbeg zu züchtigen, erlitt jedoch eine noch größere Niederlage und wurde selbst gefangen. Kaum war Skanderbeg zurückgekehrt, als ihm die Nachricht ward, Jussuf-Bej sei mit 18000 Türken in Skoplje eingetroffen, um in Albanien einzufallen. Skanderbeg raffte schnell seine Cavalerie zusammen, eilte dorthin, überfiel unvermuthet das türkische Lager, hieb 2000 Türken nieder und zersprengte den Rest nach allen Richtungen.

Dieses neue Misgeschick entflammte Mohammed zur Wuth und er beschuldigte seine Generale der Dummheit und Feigheit. Karadscha-Bej gab ihm recht und erbot sich, Skanderbeg den Garaus zu machen. Der Sultan freute sich darob und sandte ihn mit 40000 auserlesenen Kriegern nach Albanien. Von Chieri in Macedonien schickte Karadscha-Bej 4000 Mann zum Recognosciren voraus. Skanderbeg, welcher sie mit 2000 Albanesen erspähte, griff sie an und rieb sie völlig auf. Aergerlich rückte der Pascha zwei Tagereisen weiter und bot Skanderbeg in der Ebene Livad eine Schlacht an. Skanderbeg machte einen heftigen Angriff auf die Türken und hätte diese zersprengt, wenn nicht plötzlich ein furchtbarer Wolkenbruch der Schlacht ein Ende gemacht hätte. Als sich das Unwetter gelegt und die Albanesen neuerdings angreifen wollten, war Karadscha-Bej verschwunden! — Er hatte sich heimlich aus dem Staube gemacht.

Das Unglück seiner Feldherren bestimmte endlich den Sultan dazu, am 6. Mai 1462 einen freundschaftlichen Brief an Skanderbeg zu schreiben, der ihn am 1. Juni ablehnend beantwortete. Am 10. Juli kam jedoch ein Friedensantrag des Sultans,

und da dieser allen Ansprüchen auf Albanien entsagte und Skanderbeg als souveränen Fürsten anerkannte, wurde wirklich ein feierlicher Friede abgeschlossen.

Derselbe war jedoch von kurzer Dauer. Papst Pius II. hatte eine Coalition christlicher Mächte zusammengebracht und lud auch Skanderbeg zum Beitritt ein. Dieser entschloß sich nach längerm Schwanken zum Friedensbruch, fiel in das türkische Gebiet ein, raubte 150000 Stück Vieh, verheerte das ganze Land und kehrte beutebeladen zurück. Entrüstet warf ihm der Sultan Vertragsbruch vor und beschwor ihn, den Frieden zu beobachten. Am 25. Mai 1463 empfing Skanderbeg das kaiserliche Schreiben und beantwortete es auf der Stelle mit einer offenen Kriegserklärung. Skanderbeg war vom Papst zum Führer des Coalitionsheeres ausersehen, Pius II. wollte selbst in seinem Hauptquartier den Feldzug mitmachen. Begeistert erneuerte Skanderbeg seine Einfälle. Türkischerseits waren blos 14000 Reiter zur Hand. Sie warfen sich Skanderbeg entgegen, wurden jedoch von dessen 10500 Mann bei Ochrida zermalmt; 10000 Türken fielen, der Sohn des Paschas, der Defterdar und 12 Bejs wurden nebst 1000 Mann gefangen (14. Aug. 1463). An demselben Tage starb jedoch der Papst, welcher eben im Begriff stand sich einzuschiffen; die Coalition zerschlug sich, und Skanderbeg war allein der türkischen Rache preisgegeben. Diese ließ auch nicht lange auf sich warten.

Balaban-Pascha-Badera, ein albanesischer Renegat, eilte mit 15000 Reitern herbei. Er galt für den besten Heerführer des Sultans. Von Hochachtung für Skanderbeg beseelt, der ehedem sein Herr gewesen, suchte er mit ihm zu unterhandeln; jener stieß ihn jedoch unklugerweise hochmüthig zurück, sodaß er sich Balaban zum Todfeinde machte. Skanderbeg hatte mit 6500 Mann im Valchaliathale Stellung genommen und hier kam es zur Schlacht. Balaban erlitt eine Niederlage, welche indeß den Albanesen auch theuer zu stehen kam. Am empfindlichsten war für Skanderbeg der Verlust von acht hervorragenden Helden (darunter Moses, Musaki und Perlat), welche sich bei der Verfolgung zu weit gewagt hatten und gefangen genommen wurden. Der Sultan ließ ihnen 14 Tage lang langsam die Haut abziehen, obwol Skanderbeg alles für ihre Freilassung bot.

Aus Rache verheerte Skanderbeg das türkische Gebiet mit Feuer und Schwert. Balaban-Pascha sammelte unterdessen zu Ochrida eine neue Armee von 18000 Mann, während Skanderbeg mit 6500 Mann zu Drosi campirte. Durch sein Gold wußte sich Balaban freien Durchzug durch Dibra zu verschaffen und bis in die Nähe Skanderbeg's zu dringen. Dieser entdeckte ihn jedoch noch rechtzeitig, fiel ihn entschlossen an und zersprengte seine Armee vollständig. Nur kümmerliche Reste brachte Balaban zurück, ohne sich indeß dadurch abschrecken zu lassen. Da ihm das Paschalik Albanien versprochen worden, wartete er so lange, bis er wieder 20000 Mann beisammen hatte, und rückte dann gegen Svetigrad, wo Skanderbeg mit 10500 Mann stand. Auch diesmal erlag er dem Genie des albanesischen Helden; er hatte 9000, die Albanesen 3000 Mann verloren.

Zu Beginn des Jahres 1464 versuchte Balaban neuerdings sein Glück. Mit 24000 Mann drang er gegen Gur-i-barth (Petralba) vor, während Jakub-Arnaut mit 16000 Mann gleichzeitig von Berat gegen Tirana marschiren sollte. Skanderbeg sammelte 12000 Mann und nachdem er mit genauer Noth einem gedungenen

Meuchelmörder entgangen, überfiel er den vor Gur-i-barth erschienenen Balaban und rieb seine Armee vollständig auf. Dann wandte er sich gegen Jakub-Arnaut und vernichtete dessen Heer bei Kassar (Kassija?). In beiden Schlachten fielen 20000 Türken, 6000 wurden gefangen, 4000 gefangene Christen befreit. Jakub-Arnaut wurde von Skanderbeg selbst getödtet, die Albanesen hatten blos 1100 Mann eingebüßt.

Der Sultan beschloß jetzt, in eigener Person gegen Skanderbeg zu ziehen. Nachdem zwei von ihm gedungene Meuchelmörder von den Albanesen rechtzeitig entdeckt worden, erhielt Balaban den Befehl über die bereits zusammengezogene Cavalerie, 80000 Pferde stark, mit welcher er vorläufig Kruja cerniren sollte. Der Sultan selbst mit der 120000 Mann zählenden Infanterie folgte nach. Im Juni (1464) waren somit 200000 Türken vor Kruja vereinigt. Skanderbeg konnte sich mit einer solchen Armee in keine Schlacht einlassen. Balthasar Perducci führte die Vertheidigung der Stadt, Skanderbeg mit 12000 Mann hielt das offene Feld.

Perducci beantwortete die Aufforderung zur Uebergabe durch einen glücklichen Ausfall. Mohammed II. ließ die schwere Belagerungsartillerie an Ort und Stelle gießen und fleißig stürmen; aber die Besatzung schlug alle Stürme ab und unternahm fortwährend neue Ausfälle, indeß Skanderbeg die Türken durch unaufhörliche Angriffe ermüdete. Um nicht länger Zeuge dieser schmachvollen Belagerung zu sein, entschloß sich endlich der Sultan, mit 86000 Mann abzuziehen; 35000 Mann hatte er nutzlos hingeopfert, mithin blieben noch 79000 Mann unter Balaban's Befehlen zurück, der die Blokade unterhalten sollte.

Abziehend vermehrte Mohammed II. das blutige Buch seiner Geschichte um eine neue Schandthat. Die Feste Chidna im Bezirk Delvino hatte sich infolge verrätherischer Lügenberichte dem Sultan auf freien Abzug ergeben. Der Sultan ließ jedoch nicht nur die Besatzung, sondern auch die ganze Bevölkerung ohne Unterschied des Geschlechts niedermetzeln. Es waren allein 8000 Männer, deren Köpfe der Sultan nach Konstantinopel schickte, um dort glauben zu machen, er kehre siegreich heim.

Die zweiundzwanzigjährigen Kämpfe hatten Skanderbeg's Macht bedeutend geschwächt und ohne auswärtige Hülfe konnte er kaum daran denken, den mit 79000 Mann im Herzen Albaniens stehenden Balaban-Pascha wieder hinauszuwerfen. Er entschloß sich daher zu einer Reise nach Rom, wo er allerdings glänzende Aufnahme fand, aber vom Papst außer einigen geweihten Kleinigkeiten blos 3000 Thlr. erlangen konnte. Mehr erhielt er von Venedig, und auch der montenegrinische Fürst Ivanbeg, der seit 22 Jahren an seiner Seite gekämpft, brachte einige Tausend Montenegriner mit, sodaß Skanderbeg über 13000 Verbündete verfügte, was mit seiner eigenen Armee 24000 Mann ausmachte (1465). Erfahrend, daß Balaban's Bruder Jonima mit Verstärkungen im Anmarsch sei, überfiel er erst diesen, zersprengte sein Heer, nahm ihn selbst nebst seinem Sohne gefangen und wandte sich hierauf gegen Kruja. Von rückwärts nahend, besetzte er den Kamm des Krueseeberges (Sara-Saduk), an dessen Abhange die Stadt liegt, und machte einen überraschenden Angriff auf Balaban, während gleichzeitig die Besatzung einen heftigen Ausfall unternahm. Die türkische Armee ergriff die Flucht,

als sie ihren Commandanten todt vom Pferde sinken sah, und zog sich auf Tirana zurück, von wo sie zwei Bejs zu Skanderbeg sandte, mit der Bitte, derselbe möge ihr nach Auslieferung der Waffen, Pferde und des Gepäcks freien Abzug gestatten. Statt diesen unerwarteten Vorschlag anzunehmen, wollte Skanderbeg die türkische Armee gänzlich aufreiben, daher brach er sofort gegen Tirana auf. Die Osmanli suchten, so gut es ging, zu entrinnen, was auch den meisten gelang. Skanderbeg folgte ihnen und verheerte das türkische Gebiet, worauf er wieder heimkehrte.

Der Sultan hatte aber die Demüthigung nicht verschmerzt. Im Frühjahr 1466 brach er neuerdings mit 130000 Mann in Albanien ein und belagerte Durazzo. Da alle Stürme abgeschlagen wurden, wandte er sich gegen Kruja, das nun zum dritten mal belagert wurde. Aber auch diesmal war der Sultan nicht glücklicher. Die abgeschlagenen Stürme, die verlustreichen Ausfälle, die endlosen Anfälle Skanderbeg's, das schlechte Wetter, alles trug dazu bei, dem Sultan die Lust zu fernern Feldzügen zu verleiden. Nach sechsmonatlichen Kämpfen verließ er Albanien, nachdem er das neuerbaute, aber unvertheidigte Fort Tschorli zerstört. Doch ließ er 28000 Mann zur Beobachtung Skanderbeg's an den Grenzen.

Um über den neuen Feldzugsplan mit seinen Alliirten zu berathen, begab sich Skanderbeg im Winter 1466 nach Leš, wo er jedoch vom Fieber ergriffen wurde. Auf die Nachricht, Achamat-Pascha verheere das Gebiet von Škodra, wollte Skanderbeg krank zu Pferde steigen und sandte seine Reiterei voraus. Allein bei deren Erscheinen ergriff der Pascha die Flucht, da er Skanderbeg im Anzug glaubte. Nachdem auf diese Art noch einmal sein bloßer Name gesiegt, starb Skanderbeg am 17. Jan. 1467, 63 Jahre alt; 24 Jahre hindurch hatte er siegreich die Unabhängigkeit Oberalbaniens vertheidigt.

Nach seinem Tode besetzten die Venetianer infolge geheimen Vertrags mit Skanderbeg seine Hauptstadt Kruja und die meisten kleinen Despoten verließen verzweifelnd das Land, welches den Türken kampflos in die Hände fiel. Im Jahre 1474 führte Sulejman-Pascha 70000 Mann gegen Škodra, das von Antonio Loredano vertheidigt war. Ivanbeg mit 8000 Montenegrinern hatte jedoch den Berg San-Marco (heute Tepé) besetzt und zwang die Türken zum Aufheben der Belagerung, die sie um 7000 Mann nutzlos geschwächt.

Um endlich die Venetianer ganz aus Albanien zu vertreiben, zog Mohammed II. 1477 in Person heran und führte 350000 Mann mit sich. Im Frühjahr erschien er vor Kruja, das von Victurio vertheidigt war. Francesco Contarini eilte von Durazzo mit 2500 Mann herbei, während Fürst Nikolaus Dukadžin mit 8000 Bogenschützen vom Norden herankam. Sie überfielen unerwartet das türkische Lager, während Victurio einen Ausfall machte, und brachten die feindliche Armee in Unordnung. Da sich aber die Sieger zu lange mit dem Plündern beschäftigten, inzwischen der anbrechende Tag ihre Schwäche enthüllte und die Dukadschiner an Rückzug dachten, ermannten sich die Osmanli und warfen die Christen in die Festung zurück, welche jetzt eng cernirt wurde. Nach dreizehnmonatlichem Widerstande sahen sich die Belagerten am 15. Juni 1478 zur Capitulation auf freien Abzug genöthigt. Trotzdem wurden alle ohne Unterschied des Geschlechts heimtückisch niedergemetzelt.

Inzwischen war auch Škodra am 8. Juni (1478) eingeschlossen worden, nach-

dem vorher Leš bezwungen. Der Sultan selbst erschien nach dem Falle Krujas vor der Stadt, welche blos 1600 Bürger und 1600 Montenegriner nebst 250 Weibern enthielt. In Einem Monat verschoß die Belagerungsartillerie 2534 300—1300 Pfd. schwere Kugeln. Trotzdem wurden zwei Generalstürme abgeschlagen.

Um den fortwährenden Neckereien der Besatzung des nahen Drivasto ein Ziel zu setzen, befahl der Sultan am 3. Aug. dem Seraskier von Anatolien, diese Festung einzuschließen. Es geschah, und nach 16 Tagen war Bresche geschossen. Trotzdem hielten sich die Belagerten, bis sie endlich am 1. Sept. dem vom Sultan persönlich dirigirten Generalsturm erlagen und bis auf den letzten Mann fielen. Ihre Köpfe wurden vor den Wällen Škodras aufgethürmt, konnten jedoch die Belagerten nicht einschüchtern. Da sich der Sultan mit seinem Riesenheere nur lächerlich machte, ließ er 40000 Reiter unter Achmed-Evrenos-Pascha zur Blokade zurück und zog mit dem Rest ab. Am 26. Jan. 1479 kam es dann zum Frieden, in welchem die Venetianer Škodra an den Sultan abtraten. Infolge dessen zog der Rest der Besatzung: 250 Bürger, 200 Montenegriner und 150 Weiber, am 25. April ab. Blos den bedungenen Geiseln verdankten sie die Schonung ihres Lebens. Im nächsten Kriege (1501) nahmen die Türken auch Durazzo. Damit waren sie Herren von ganz Albanien. Blos die Küstenstädte Dulcigno und Antivari blieben venetianisch bis 1571; auch da begingen die Türken die Schändlichkeit, die Besatzungen nach der Capitulation niederzumetzeln.

Albanien bildete unter den Türken ein Paschalik, dessen Geschichte von nun an größtentheils Kriege gegen Montenegro und Kämpfe mit den Malissorenstämmen enthält. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts verstand es ein Nachkomme der montenegrinischen Fürstenfamilie Crnojević (als Renegaten Bušatlija genannt), Namens Mehemed, den schwachen Pascha derart zu beherrschen, daß er ihn nach seiner Abberufung zum Gouverneur empfahl. Seither behaupteten sich die Bušatlijas im Paschalik als halbsouveräne Despoten. Der berühmteste war Kara-Mahmud-Pascha in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1770 zog er mit 20000 Albanesen zur Bezwingung der griechischen Insurgenten nach Morea, bekämpfte dann den Pascha von Peć (Ipek), suchte 1775 mit 30000 Mann Montenegro zu erobern, erlitt jedoch eine Niederlage. Besser gelang es ihm zehn Jahre später nach Cetinje zu dringen, als eben der Vladika abwesend war. Er konnte sich jedoch nicht halten und mußte sich über das venetianische Gebiet zurückziehen. Da sich die Republik deshalb beklagte, benutzte dies die Pforte als willkommenen Vorwand, sich des übermächtigen Satrapen zu entledigen. Das anrückende kaiserliche Heer wurde jedoch von Kara-Mahmud's Verbündeten, Bateli von Dibra und Staniša von Bosnien, so lange aufgehalten, bis der Pascha mit seinen Albanesen herbeigeeilt war, worauf die kaiserliche Armee aufgerieben wurde.

Da sich mit Gewalt nichts ausrichten ließ, griff die Pforte zur List. Sie sagte dem Pascha Pardon zu, wenn er ihr die Köpfe seiner Alliirten ausliefere. Er that es, worauf ihm die Pforte höhnisch antwortete: „Jetzt fehle nur mehr Ein Kopf — nämlich sein eigener!"

Um sein Schicksal besorgt, knüpfte Kara-Mahmud mit Oesterreich Unterhand-

lungen an und erbot sich, gegen Anerkennung seiner Souveränetät nebst seinen Unterthanen Christ zu werden und die Pforte zu bekämpfen. Da diese Vorschläge angenommen wurden, schleuderte der Scheich-ül-Islam das Anathema über ihn und 24 Paschas vereinigten ihre Streitkräfte zur Unterwerfung des Rebellen. Der Seraskier Kara-Seki übernahm das Obercommando und rückte gegen Škodra.

Kara-Mahmud schloß sich mit 90 Mann in das Castell Rosafa (von Škodra) ein, während er mit den belagernden Paschas (unter denen sich ein anderer großer Rebell, der nachmals so berüchtigte Ali-Pascha-Tepeleni von Joannina befand) heimlich verkehrte. Das Resultat war eine Kriegslist und Komödie. Kara-Mahmud fingirte seine Unterwerfung, verließ mit 60 Getreuen das Castell, bemächtigte sich unterwegs der kaiserlichen Artillerie, welche gegen die Osmanli gerichtet wurde; seine im Hinterhalt lauernde Armee und die Malissoren eilten herbei, die einverstandenen Paschas ergriffen die Flucht und das Ganze endete mit einer jämmerlichen Niederlage der kaiserlichen Truppen. Selim-Pascha, welcher mit 15000 Bosnjaken zur Unterstützung Kara-Seki-Pascha's im Anzug gewesen, war gleichzeitig von den Hotti empfindlich geschlagen worden, und so stand Kara-Mahmud wieder auf dem Gipfel seiner Macht. Bald darauf wurde auch sein Bruder Ibrahim von den Miriditen und Malissoren geschlagen, während er selbst die türkische Bojanaflotille durch brennende Flöße verbrannte. Um sich mit der Pforte jedoch auszusöhnen, ließ er heimtückisch die österreichische Gesandtschaft am 20. Juni 1789 ermorden und ihre Köpfe und Geschenke dem Sultan senden. Da ihm hierauf wirklich verziehen wurde und Oesterreich sich den Schimpf ruhig gefallen ließ, wandte sich Kara-Mahmud 1792 gegen Montenegro, wo jedoch sein ganzes 10000 Mann starkes Heer den Untergang fand, während er selbst verwundet entkam. Dies hinderte ihn vier Jahre später nicht, mit 30000 Mann Kerntruppen abermals in Montenegro einzubrechen. Der Vladika Petar I. erwartete ihn jedoch mit 6000 Montenegrinern im Engpaß von Kruse und vernichtete am 22. Sept. 1796 sein Heer bis auf 3 Mann. Er selbst wurde in Cetinje nebst 26 Bejs und 3000 Gefangenen geköpft.

Sein Bruder Ibrahim bemächtigte sich darauf des Paschaliks, wurde von der Pforte bestätigt und ließ seinen Bruder Achmet köpfen. Er blieb der Türkei treu und hinterließ die Regierung seinem Neffen Mustapha. Letzterer zog gegen die griechischen Insurgenten und sollte von Botzaris getödtet werden. Dieser irrte sich aber im Zelte und fiel unter den Streichen des Miriditenhäuptlings Lek Sij.

Nach Škodra zurückgekehrt, trat Mustapha-Pascha mit Miloš Obrenović und durch diesen mit der russischen Regierung in Unterhandlung. Das Schicksal Ali-Tepeleni's schreckte ihn und er suchte sich gegen den Sultan Mahmud sicherzustellen. Daher zog er auch dem vom Diebič bedrohten Padischah erst dann zu Hülfe, als jener den Balkan überschritten hatte. Mit 35000 Mann besetzte er Niš, Sofia und Philippopel, woselbst er blieb, bis er eine halbe Million Piaster erhalten. Auf dem Rückwege ließ er noch obige Städte brandschatzen.

Trotzdem vergaben ihm die Türken alle Tyranneien, da ihr Haß gegen den „Reform-Sultan", welcher die Janitscharen vernichtet, ein noch größerer war. Wenn Mustapha-Pascha damals nach Ende des russischen Krieges (1829) auf Konstantinopel losrückte, war der Sultan verloren und wahrscheinlich säße heute

eine Dynastie Bušatlija am Goldenen Horn. Aber Mustapha war der Rolle, die er spielen wollte, nicht gewachsen. Statt dem Padischah zuvorzukommen, wartete er unthätig dessen Angriff ab. Der Großvezir Mehemed-Reschid-Pascha unternahm es, die kaiserliche Autorität wiederherzustellen. Der Moment war kritisch. Im Epirus war der Aufstand Seliktar Poda's noch nicht gänzlich bezwungen, Arslan-Hassan-Beg hatte eben in Bosnien das Banner der Empörung entrollt, Mehemed-Ali that dasselbe in Aegypten, Mahmud-Pascha von Prizren versicherte die Rebellen seiner Unterstützung, Miloš Obrenović lieferte ihm wirklich Geld, Rumili befand sich in Aufregung und die ganze Macht des Großvezirs überstieg nicht 21000 Mann, während Mustapha allein 45000 Mann unter Waffen hatte. Dazu kam, daß Mehemed-Reschid 16000 Mann zur Deckung seiner Flanken verwenden mußte, sodaß ihm in Monastir blos 5000 Nisams und 150 Albanesen blieben.

Mustapha zog unterdessen aus, um sich zum Großherrn zu machen. Achttausend Mann sandte er unter Ali-Bej voraus, um Sofia zu nehmen. Dies geschah auch, doch Ali-Bej machte sich durch Grausamkeit und Erpressungen so verhaßt, daß die Begeisterung der Bevölkerung für Mustapha dahinschwand. Statt energisch zu handeln, zeigte jedoch dieser so viel Unentschlossenheit und Schwäche, als sein Gegner Kühnheit. Von sieben befreundeten Paschas begleitet, brach er mit 40000 Mann von Škodra auf (1831). Der Miriditenfürst Lek Sij (Alexander der Schwarze) befand sich mit seinen Leuten bei ihm. Ohne Schwierigkeit gelangten die Rebellen bis Prilip. Wenn sie hier nicht drei Tage zwecklos verloren hätten, fiel Monastir in ihre Hand.

Mehemed-Reschid hatte unterdessen 400 albanesische Bejs unter dem Vorwande von Unterhandlungen zu sich geladen und dann während des Mahles heimtückisch niedermetzeln lassen. Hierauf stieß er plötzlich gegen Prilip vor und nahm es den Albanesen ab. Etwas aus der Fassung gebracht, stellte sich Mustapha vor den Pässen von Babuša (Babuna) auf. Statt aber persönlich auf dem Punkte der Gefahr zu weilen, ließ sich Mustapha in seinem Zelte den Hof machen und kümmerte sich wenig um militärische Anordnungen. Daher gelang es auch dem Großvezir, die Albanesen vor den Pässen zu schlagen und in diese selbst hineinzuwerfen. Hier hielten sich jene zehn Tage lang, und bei der Schwäche der Nisams wäre Mehemed-Pascha vielleicht doch noch unterlägen, wenn nicht ein griechischer Kapitän von Chamuri mit 300 Palikaren das von den Miriditen besetzte Kloster erstürmt hätte. Dadurch fühlten sich die Nisams zu gleichen Thaten angespornt und erstürmten den Rest des Miriditenlagers. Dies entmuthigte die andern Albanesen und sie begannen zu fliehen. Jetzt erst stellte sich Mustapha mit gezogenem Säbel den Flüchtlingen entgegen; Mahmud-Pascha von Prizren rief ihm aber zu: „Ein blanker Säbel macht noch keinen Feldherrn, viel weniger einen Großherrn! Es ist zu spät!"

Alle verbündeten Paschas verließen Mustapha und dieser erreichte nur mit einer kleinen Schar Škodra, wo er sich in das Castell einschloß und nach Wien zwei Unterhändler schickte. Bald darauf erschien der Großvezir vor Škodra und schloß es ein. Auf dem Tarabos und dem Tepé wurden Batterien errichtet und der Rosafa 15 Tage lang bombardirt. Am 16. erschienen 3000 Maljsoren bei Renzi und versuchten den Entsatz. Da aber weder ein Ausfall erfolgte, noch ein Aufstand

der Stadt, wurden die von 2 Nisambataillonen, 1 Lancierregiment und 2 Kanonen in der Flanke gefaßten Maljsoren nach hartem Kampfe zurückgeworfen. Zweiundzwanzig Gefangene ließ der Großvezir vor seinem Zelte köpfen.

Das Bombardement wurde nun fortgesetzt und mehrere Stürme versucht, doch die im Castell eingeschlossenen 150 Miriditen unter Prenk Marku schlugen alle Angriffe ab. Endlich sprengte eine Bombe das Pulvermagazin in die Luft und steckte das Palais des Paschas in Brand, welcher sich jetzt in Unterhandlungen einließ. Schon wollte er sich nach viermonatlichem Widerstande auf Gnade und Ungnade ergeben, als sich Oesterreich ins Mittel legte und ihm Gnade erwirkte. Er wurde später wieder Vali anderer Provinzen. Mit ihm endeten die erblichen Paschas von Albanien.

Mehemed-Reschid dachte nun auch Montenegro zu unterwerfen, doch erlitt er 1832 eine Niederlage und gab diesen Plan wieder auf. Er ließ nach seinem Abzug Morali-Ali-Pascha (Namik-Ali) als Vali von Škodra zurück. Dieser hatte blos ein Bataillon Nisam zu seiner Verfügung, womit er natürlich den Albanesen wenig imponirte. Es kam zu fortwährenden Reibereien, welche endlich mit offener Revolte endeten. Der Kulukdschibaschi Hamsa-Aga-Kasasi drang mit 300 Zaptjés in den Bazar und drohte diesen anzuzünden, was momentan die Ruhe herstellte. In der Nacht wählten jedoch die Städter Ali-Bej und Jussuf-Bej zu provisorischen Regenten und bildeten eine Truppe, welche andern Tags den Pascha zum Rückzug in das Castell zwang. Einen Monat lang dauerte die gegenseitige Blokade, denn auch die Škodraner konnten ihren unter dem Castell gelegenen Bazar nicht besuchen. Sie schrieben daher nach Stambul um Absetzung des Vali. Die Pforte gab nach und sandte den Tscherkessen Hafis-Pascha nach Škodra. Dieser wartete blos das Eintreffen Daut-Pascha's mit sieben Bataillonen ab, um der Škodraner Trotz zu brechen (1836). Die versuchte Arrestation Jussuf-Bej's mislang, aber auch der Angriff auf das Castell. Dagegen brachte die versuchte Verhaftung Hamsa-Aga-Kasasi's ganz Škodra in Aufstand und es kam zum offenen Kriege. Hamsa-Aga und Hussejn-Bej-Bušatlija übernahmen die Führung der Rebellen, welche durch 3000 herbeigeeilte Maljsoren verstärkt wurden. Hafis-Pascha ließ als Antwort die Stadt bombardiren und verursachte den Albanesen ungeheuere Verluste. Als er jedoch drei Bataillone ausfallen ließ, konnten diese die Barrikaden nicht nehmen und mußten mit großen Verlusten zurückkehren. Hamsa-Aga setzte unterdessen mit einem Theile der Rebellen über die Bojana, ließ gleich Cortez seine Schiffe davonschwimmen, um den Albanesen die Rückkehr unmöglich zu machen, und erstürmte die türkischen Batterien bei Kassina. Dann detachirte er 1500 Albanesen nach Leš, um jedem Entsatzversuch entgegenzutreten. Sechs Monate lang dauerte dieser Krieg unter fortwährendem Bombardement der Stadt, das angeblich die Hälfte der Bevölkerung weggerafft haben soll.

Jetzt nahte sich der Vali von Rumili, Mahmud-Pascha-Terala, mit 20000 Mann zum Entsatz. Allein seine Avantgarde, aus 3000 Tosken bestehend, wurde beim Passiren des Drin unweit Leš geschlagen, und so hielt er es für räthlicher, zu Unterhandlungen zu greifen, welche um den Preis der Abberufung Hafis-Pascha's zum Ziele führten.

Der Vali Hassan-Pascha sandte 1839 den Vesir-Bej-Busatlija mit 10000 Mann und 12 Kanonen gegen Montenegro, doch holte sich dieser blos eine jämmerliche Niederlage und den Tod. Die Montenegriner unternahmen darauf einen Einfall in Albanien und hieben 600 Hotti nieder. Im Jahre 1840 erfochten sie abermals einen glänzenden Sieg über 7000 Türken.

Im Jahre 1842 kam es in Škodra wegen des Jesuitenseminars zum Aufstand, und obwol diese Sache gleich beigelegt wurde, blieb doch eine gewisse Aufregung zurück, welche sich den andern Albanesen mittheilte und im Jahre 1843 zu gräßlichen Excessen gegen die Christen führte. Omer-Pascha mußte herbeigerufen werden. Er schlug die Albanesen bei Kaplan Han, nahm Skoplje, erfocht bei Kalkandelen einen zweiten Sieg und erstürmte Pristina, wodurch Albanien pacificirt war (1844).

Den Blutbädern und Schandthaten der Türkei in Albanien (1846) folgte im nächsten Jahre ein neuer Aufstand Unteralbaniens, welcher durch die Schlachten von Argyrókastron und Berat niedergeworfen wurde.

Zur selben Zeit (1847) erlitt Osman-Masar-Pascha von Škodra mit 12000 Mann durch die Montenegriner eine Niederlage am Suturman. Im Jahre 1849 erlagen 3000 Albanesen in Kuči den blos 700 Mann starken Montenegrinern, und am 20. März 1851 wurden 8000 Albanesen bei Fundine von 300 Montenegrinern mit Verlust von 40 Mann zurückgeworfen. Im Jahre 1854 kam es abermals zwischen dem Vali und der Bevölkerung zum Kampfe und der Scheich Schamil belagerte Allah-Pascha im Castell. Durch den französischen Consul wurde jedoch wieder Friede hergestellt. Im nächsten Jahre brach neuerdings wegen des katholischen Seminars eine Revolte aus, bis endlich 1856 nach Beendigung des Krimkrieges Mustapha-Pascha mit 10000 Mann erschien und dadurch solchen Schrecken verbreitete, daß der Stolz und Trotz der Škodraner gebrochen wurde. Seither herrschte bis 1872 Ruhe, und das Blutbad, welches Mehemed-Ali in diesem Jahre anrichtete, trug nur dazu bei, die Albanesen einzuschüchtern.

Im Kriege von 1876 kämpften die Albanesen mit den Türken gegen Montenegro; dagegen schlossen im folgenden Winter Fürst Nikita und der eben aus der türkischen Gefangenschaft entlassene Miriditenfürst Prenk-Bib-Doba eine Allianz ab, welche sich indeß zerschlug, als letzterer 1877 zu früh losbrach und von Derwisch-Pascha zum Gehorsam zurückgeführt wurde.

Nach Beendigung des Krieges sollte die Pforte einige albanesische Landstriche, welche die Montenegriner erobert hatten, an Montenegro abtreten. Andere sollten auf den Wunsch Oesterreichs vertauscht werden; nämlich für das eroberte Dulcigno sollte Montenegro Plava und Gusinje erhalten. Die Albanesen waren nebst ihren türkischen Alliirten in allen Schlachten von den Montenegrinern geschlagen worden, und da der Sieg ein Factor ist, dessen Berechtigung niemand mehr anerkennt als der Orientale, fügten sich die Albanesen dem Ausspruch der Mächte. Die Sache konnte ganz glatt ablaufen. Das paßte aber nicht in die türkische Politik. Nach Bekanntwerden der Entscheidung der Berliner Conferenz erhielt der Vali von Škodra, Hussejn-Pascha (ein grimmiger Feind der Montenegriner, welche ihn wiederholt geschlagen hatten), von der Pforte den Auftrag, alles zu thun, was

eine Uebergabe des abzutretenden Gebiets an Montenegro erschweren könnte. Ohne die Pression Rußlands, das noch in San-Stefano stand, wären die Montenegriner nicht einmal in den Besitz der drei Grenzfestungen gekommen.

Hussejn-Pascha war seinem Auftrage getreu nachgekommen. Offen konnte er sich nicht der Uebergabe widersetzen; wie aber, wenn man die Albanesen zum Widerstand aufstachelte? Dann riskirte die Hohe Pforte nichts, andere verbrannten sich die Finger und der Zweck wurde ohne Kosten erreicht. Von diesem Standpunkt aus berief der Vali im Sommer 1878 eine Versammlung aller vornehmen Albanesen zu sich und stellte ihnen vor, wie schmählich es sei, daß sich die Nachkommen Skanderbeg's gleich einer Heerde von den Diplomaten verschachern ließen. Die Pforte müsse scheinbar ihre Zustimmung dazu geben, da ganz Europa gegen sie sei; sie rechne jedoch mit Zuversicht darauf, daß die Albanesen sich als treue Söhne des Sultans ihrer selbst würdig zeigen und dem Machtspruch der Mächte opponiren würden.

Nachdem diese Worte allgemeine Zustimmung gefunden, legte Hussejn-Pascha seine Ansichten über einen organisirten Widerstand gegen Serbien und Montenegro dar. Man stimmte ihm bei und Ali-Bej von Gusinje, der zunächst bedroht war, schlug den prizrender Deputirten vor, in ihrer Stadt eine Liga zum Schutz der Integrität Albaniens zu gründen. Der Vorschlag wurde angenommen und zur Ausführung gebracht. Die vornehmsten Mohammedaner von Prizren wurden in die „Commission" (Comité) gewählt, die Christen vorläufig ausgeschlossen, und Ali-Bej, der sich eigenmächtig zum Pascha ernannte, mit dem Commando der Streitkräfte betraut. In Škodra wurde vorerst keine Liga gegründet, um Montenegro nicht argwöhnisch zu machen, da es sonst Dulcigno nicht eher geräumt hätte, bevor es nicht in den Besitz Gusinjes gelangt.

In der That war Fürst Nikita unvorsichtig genug, dies dem Wortlaut des Friedens gemäß zu thun. Als er seine Truppen aus dem Bojanagebiet zurückgezogen hatte und nun Gusinje occupiren wollte, stieß er auf den Widerstand der prizrender Liga, welche daselbst 8000 Mann concentrirt hatte. Die Montenegriner, blos 5000 Mann stark, drangen zwar bis Velika vor und griffen hier Ali-Bej an, doch konnten sie bei ihrer Minderzahl die in furchtbaren Positionen liegenden Albanesen nicht zum Rückzuge zwingen und mußten daher dort stehen bleiben. Die Albanesen suchten jetzt ihrerseits die Montenegriner zurückzuwerfen, waren darin aber auch nicht glücklicher.

Unterdessen hatte Hussejn-Pascha kein Bedenken getragen, auch in Škodra eine Liga zu gründen, welche jedoch bei der numerischen Ueberlegenheit der Katholiken im ganzen Vilajet auch die Christen umfassen mußte. Sollten ja doch die tapfern Miriditen und Malissoren den Kern der Streitmacht bilden, welche man Montenegro entgegensetzen wollte. Hussejn-Pascha sorgte wie ein Vater für seine Liga, versah die Mohammedaner mit Hinterladern und sparte keine Versprechungen bezüglich der geheimen Unterstützung der Pforte.

Inzwischen zog diese den ersten Nutzen aus ihrer Verrätherei. Oesterreich drohte, nach Niederwerfung des bosnischen Aufstandes auch das Paschalik Novibazar zu occupiren. Dies mußte verhindert werden. Die Liga von Prizren

erhielt sonach Befehl, ihre entbehrliche Streitmacht nach Novibazar zu dirigiren; 3000 Liguisten rückten auch thatsächlich in das Sandschak ein und es hieß, daß andere nachfolgen sollten. Der Mufti von Plevlje (Tašlidža) predigte die Vernichtung der Oesterreicher, und diese ließen sich wirklich dadurch einschüchtern. Da man zur Bezwingung von 20000 Insurgenten 300000 Mann benöthigt hatte, schien es dem Grafen Andrássy zu gewagt, auch noch die Albanesen gegen sich in Waffen zu bringen. Dieser Erfolg machte natürlich die Albanesen noch übermüthiger, und gern hätte man auch Serbien seine neuen albanesischen Provinzen entrissen. Aber einige die Grenze verletzende Horden wurden von den serbischen Truppen gezüchtigt, und diese waren so stark, daß ein Angriffskrieg gegen Serbien Wahnsinn gewesen wäre.

Inzwischen hatte aber Rußland eine neue Pression auf die Hohe Pforte ausgeübt, welche sich gezwungen sah, abzuwiegeln und den Muschir Mehemed-Ali-Pascha zur Beschwichtigung abzusenden. Die Albanesen geriethen jedoch über diese vermeinte Treulosigkeit der Pforte in Entrüstung, und als Mehemed-Ali erklärte, er sei allen Ernstes gekommen, die Uebergabe Gusinjes an Montenegro zu bewerkstelligen, verbrannte man ihn in Djakava in seinem Hause und ermordete ihn, als er halb gebraten zu fliehen suchte, auf gräßliche Weise.

Jetzt merkte erst die Pforte, daß die Bewegung ihr über den Kopf gewachsen sei. Gewandt wie immer, wußte sie aber auch hieraus Kapital zu schlagen. Sie konnte nun mit einiger Wahrscheinlichkeit den Mächten einreden, sie sei nicht im Stande, die Albanesen zu bemeistern. Sie wäre es allerdings gewesen; es hätte jedoch einer Armee und des offenen Kampfes mit den eigenen Unterthanen bedurft, wozu natürlich die Pforte keine Lust hatte.

Das Einfachste wäre nun gewesen, wenn die Mächte der Pforte gesagt hätten: „Entweder bist du Herrin in Albanien und dann ist es deine Pflicht, den Berliner Frieden um jeden Preis durchzuführen; oder du bist nicht Herrin, dann aber verzichte auf Albanien und überlasse es einer stärkern Hand, Albanien zu unterwerfen und zum Gehorsam zu bringen.“ Einer solchen Sprache gegenüber hätte die Pforte sicher alles aufgeboten, sich Albanien zu erhalten.

Statt dessen kam das schwächliche Project Corti zum Vorschlag. Montenegro sollte statt der noch unbesetzten Hälfte des Bezirkes Gusinje das Semgebiet erhalten. Es läßt sich vermuthen, daß dieser Vorschlag von der italienischen Regierung blos in der Absicht gemacht wurde, Oberalbanien recht in Aufruhr zu bringen, um dann im Trüben fischen zu können, wie dies Italien so gern thut. Denn dessen Consul Zerboni ist ein Intriguant vom reinsten Wasser und selbst eine Seele der skodraner Liga, wie ich mich persönlich überzeugt. Diesmal hatte sich jedoch Italien getäuscht; denn nachdem die Montenegriner durch die verrätherische Uebergabe Tusis an die Ligatruppen verhindert worden, das Semgebiet zu besitzen, verlangten die Mächte anstatt dessen die Abtretung Dulcignos, was unter allen Projecten der italienischen Regierung am unangenehmsten war. Es ist daher nicht zu wundern, wenn der italienische Consul Zerboni die Liga fortwährend zum Widerstand gegen die Abtretung Dulcignos aufhetzte, indeß die italienische Regierung ihr Geschwader zur Flottendemonstration schickte. Dieses hinterlistige Doppelspiel Italiens hat ihm jedoch bis jetzt noch keine Früchte getragen.

Italien hat seit Jahren in Albanien für sich Stimmung zu machen gesucht und dabei kein Geld gespart. Die Franciscaner, sämmtlich gebürtige Italiener, beziehen gegen das Gesetz von der italienischen Regierung Pension — was sie allerdings nicht hinderte, bis vor wenigen Monaten auch österreichische Subvention einzustecken, welche ihnen erst über Betreiben des österreichischen Generalconsuls entzogen wurde. Italien besitzt in Apulien 150000 albanesische Unterthanen, und in den Städten und Küstenstrichen Albaniens hat sich als Erinnerung an die venetianische Herrschaft die italienische Sprache erhalten. Trotzdem hatte Italien mit seiner Agitation gegen Oesterreich einen schweren Stand, da dieses die Jesuiten und Weltpriester auf seiner Seite hat und seit Beginn dieses Jahrhunderts für das geistliche Wohl des Volkes Sorge trug. Die Schulen, Kirchen und socialen Erleichterungen, welche die Christen in Oberalbanien genießen, verdanken sie lediglich Oesterreich. Nun gibt es aber kein undankbareres Volk als die Albanesen, wenigstens die katholischen, wo dann wieder speciell die Škodraner ein erbärmliches Gesindel sind, das nicht werth ist, daß man sich seiner annimmt. Sobald daher Oesterreich sich auf die Seite Montenegros stellte, welches das Recht für sich hatte, begannen die wackern Albanesen ebenso auf Oesterreich zu schimpfen, als sie vorhin ihre Sympathien für dasselbe ausgedrückt.

Der österreichische Generalconsul Lippich kann leider nicht als geeignete Persönlichkeit angesehen werden, den Intriguenkampf mit dem verschmitzten Zerboni aufzunehmen. Die Sympathien, welche Oesterreich früher in Albanien hatte, sind jetzt größtentheils geschwunden und haben im Gegentheil dem Hasse Platz gemacht. Heute dürfte Oesterreich nicht mehr an eine Occupation Albaniens denken, wenn es nicht eine zweite Auflage der bosnischen Campagne heraufbeschwören wollte. Aber auch Italien könnte sich arg enttäuscht finden, wenn ihm die Idee käme, sich einiger albanesischer Parcellen zu bemächtigen. Die italienischen Sympathien sind nämlich so sehr im Lande verstreut, daß Italien, welchen District es immer annectiren wollte, dabei auf hartnäckigen Widerstand der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung stieße.

Die Türkei besitzt heute noch Albanien nominell; factisch hat sie von Oberalbanien nicht mehr als Škodra in Händen. Die Liga hat sich zwar bisjetzt als gehorsames Werkzeug der Pforte erwiesen, doch weiß ich bestimmt, daß die Mehrzahl der Albanesen nur unwillig das türkische Joch trägt. Die Verhandlungen, welche ich mit dem Ligacomité behufs Abschüttelung der türkischen Herrschaft hatte, werde ich in meinem (Frühjahr 1881) erscheinenden Buche über Oberalbanien veröffentlichen; hier begnüge ich mich mit dem Constatiren der Thatsache, daß meine Vorschläge geneigte Ohren fanden und die meisten Comitémitglieder sich mit der Empörung gegen die Pforte einverstanden erklärten.

Die Liga hätte übrigens schon längst die Unabhängigkeit Albaniens proclamirt, wenn sie unter sich über die Art derselben nur einig wäre. Aber vorerst ist die Religionsspaltung ins Auge zu fassen. Die Mohammedaner sind heute das herrschende Element, zahlen wenig Steuern und fühlen sich als Herren. Selbstverständlich würden sie nur ein unabhängiges Albanien wünschen, in dem sie ebenfalls die erste Stelle einnähmen.

Die Katholiken hingegen sind mit ihrer jetzigen Lage sehr unzufrieden. Sie wünschen mit den Mohammedanern zum mindesten gleichberechtigt zu werden, und dies könnten sie schwerlich in einem aus sich selbst constituirten Albanien, in dem die Mohammedaner die moralische Ueberlegenheit besäßen.

Die Malissoren und Miriditen sind ohnehin schon seit Jahrhunderten factisch unabhängig; sie können also nicht mehr Freiheit erlangen, als sie ohnehin schon besitzen. Sie würden sich daher wol einem selbständigen Albanien anschließen, aber schwerlich etwas thun, den andern Albanesen gleiche Freiheit zu verschaffen.

An dieser Uneinigkeit der Albanesen müssen alle Versuche zur Gründung eines eigenen albanischen Reiches scheitern. Was sollte auch gegründet werden? Eine Monarchie? Wer sollte aber dann Regent sein? Wenn man einen fremden Prinzen dazu ernennen wollte, hätte der Arme — vorausgesetzt, daß ihn die Albanesen überhaupt duldeten! — die Hölle im Hause! Er könnte es niemals allen Hauptparteien recht machen; denn was den Katholiken gefällt, muß natürlich den Mohammedanern misfallen, und umgekehrt. Da eine Befriedigung beider Theile unmöglich wäre, würde sich die Regentschaft in soliden Bürgerkrieg und gegenseitige Massacres auflösen. Ein Albanese könnte jedoch deshalb nicht zum Regenten gemacht werden, weil erstens keiner existirt, der zu regieren fähig wäre, und dann, weil zu viele Prätendenten vorhanden sind und kein Albanese sich dem andern unterordnen will. Ali-Bej, Prenk-Bib-Doda, Hodo-Bej, Dod-Gega, Kol-Prenka, Schaban-Bej u. s. w. dünken sich jeder über den andern erhaben und würden sich ihm nicht unterwerfen.

An Annexion sollte, wie ich schon betont, keine Macht denken, wenn sie sich nicht die Finger verbrennen will. Es bleibt somit nichts übrig, als den Dingen in Albanien ihren natürlichen Lauf zu lassen. Wahrscheinlich wird jeder Bergstamm wie bisher seine eigene kleine Republik bilden; in den Städten und Ebenen werden entweder ebensolche kleine Republiken entstehen oder Fürstenthümer (wenn der Vojvoda oder Barjaktar im besondern Ansehen steht), und möglicherweise einigen sich alle diese kleinen Staaten gegen das Ausland zu einem Bundesstaat oder Staatenbund. Mit der steigenden Civilisation der Albanesen würden sich auch nach und nach die Gegensätze ausgleichen und ein Einheitsreich ermöglicht werden. Sonst gibt es, falls man die Albanesen jetzt schon und gegen ihren Willen civilisiren will, nur Ein Mittel. Ein großer Militärstaat muß Albanien erobern, wie Rußland den Kaukasus erobert hat, muß es dann mit Rücksichtslosigkeit niederdrücken, wie dies Rußland in Polen that, und durch ein strenges Militärregiment die streitigen Parteien im Zaum halten. Eine solche Civilisirung à tout prix wäre jedoch so kostspielig und undankbar, daß sich kaum eine Macht fände, welche Lust und Kraft hätte, dieses Riesenwerk durchzuführen.

Die Ligas (zu denen sich jüngst noch eine dritte in Argyrokastron gegen Griechenland gesellt) sind jetzt ziemlich ohnmächtig. Der Verzicht der Montenegriner auf Gusinje hat bereits jene von Prizren überflüssig und bedeutungslos gemacht Die Liga von Škodra hat durch die Dulcignofrage zwar unter dem mohammedanischen Element an Stärke gewonnen, dafür aber alle Malissoren und Miriditen verloren, welche sich blos für das Sengebiet interessiren. Die Dulcignoten selbst hätten gar nichts gegen die montenegrinische Herrschaft einzuwenden, denn sie befanden sich

unter der montenegrinischen Occupation so wohl, daß sie nur mit Bedauern die Montenegriner wieder abziehen sahen. Wenn sie scheinbar von einer Vertheidigung ihrer Stadt bis auf den letzten Mann gesprochen, so ist dies nur durch den Terrorismus der Liga zu erklären; denn ich selbst war an Ort und Stelle, als sie der Liga die Antwort gaben: „Wenn ihr unsere Stadt vertheidigen wollt, so mögt ihr es thun; wir selbst haben nichts gegen Montenegro einzuwenden."

Heute ist die skodraner Liga auf das Gebiet und die Umgebung der Stadt beschränkt. Die Geldmittel werden nach wie vor durch Contributionen und türkische Subventionen beigeschafft; das Heer besteht blos aus 6500 Mann, von denen jedoch höchstens 4000 wirklich der Liga gehorchen. Zu Beginn der Bewegung war dies freilich anders; als ich im Mai 1880 nach Albanien kam, hatte die Liga 10000 Mann unter Waffen, doch nach und nach verlor sich einer nach dem andern. Die Malissoren abgerechnet, welche blos zur Vertheidigung des Gebietes zu den Waffen greifen, kann die Liga blos auf die Stadt Škodra und die Umgebung zählen; es ist also absolut undenkbar, daß die Streitmacht der Liga die Ziffer von 7000 Mann übersteigen werde. Von dieser Zahl sind jedoch die katholischen Städter abzuziehen, da dieses feige Gesindel bei dem ersten Schusse davonlaufen würde; bleiben also 4000 Mohammedaner übrig. Wenn Montenegro trotzdem nicht angreifen will, hat dies nicht in Furcht seinen Grund, sondern in diplomatischen Rücksichten. Der Fürst besteht nämlich auf seinem Rechte, seinem Schein. Nachdem er auf Wunsch der Mächte das eroberte Bojanagebiet ehrlich ausgeliefert, darf er auch verlangen, daß es ihm ehrlich wiedererstattet werde.

Der Vali hat gegenwärtig 8000 Nisams in Škodra. Damit könnte er leicht die Liga auflösen, wenn er wollte. Aber er will oder wagt es wenigstens nicht. Die Liga hat vor einigen Monaten noch Europa imponirt: heute ist sie blos mehr ein lächerlicher Popanz, mit dem keine Macht zu rechnen braucht. Alles hängt nur vom guten Willen der Pforte ab. Diese hat aber so lange mit dem Feuer gespielt, daß sie es jetzt nicht mehr aus der Hand legen kann, ohne sich die Finger zu verbrennen. Ihre Treulosigkeit wird sie noch um die ganze Provinz Albanien bringen.

Nachschrift. Diese Zeilen waren im October 1880 geschrieben, und die seither stattgefundenen Ereignisse haben meine Ausführungen blos bestätigt. Um die griechische Frage leichter abwickeln zu können, hielt es die Pforte für rathsam, sich die montenegrinische vom Halse zu schaffen. Da sie nun entschlossen war, Dulcigno wirklich abzutreten, genügte ein einfaches Ersetzen des mit der Liga stark engagirten Risa-Pascha durch Derwisch-Pascha, um dem ganzen Ligaschwindel ein Ende zu machen. Derwisch-Pascha konnte es sogar unternehmen, die Liga formell aufzulösen. Für jetzt ist demnach in Oberalbanien wieder alles beim alten. Dies hindert natürlich nicht, daß erforderlichenfalls (wenn es nämlich der Pforte wieder passen sollte) die Liga noch einmal wiedererstehen werde. Freilich möchte es dann auch leicht geschehen, daß die Pforte die gerufenen Geister einmal nicht mehr los werden könnte. Qui vivra, verra!

Zur wissenschaftlichen Reform der Logik.

Von

Friedrich von Baerenbach.

Der Klage über die Stagnation des philosophischen Denkens gegenüber dem Aufschwung der Detailforschung und dem allgemeinen Hindrängen zur Aufarbeitung des Rohmaterials auf Gebieten, die mehr der Technik als der Wissenschaft angehören, hat sich bereits vielfach die Beschwerde über zunehmende Ueberproduction in der philosophischen Literatur der Gegenwart entgegengestellt. Der Widerspruch zwischen diesen beiden Urtheilen über die philosophische Arbeitsleistung in der Gegenwart ist nur scheinbar. In der Klage über die Stagnation liegt nur ein Urtheil über die Resultate, über den Werth, nicht über die Menge der Arbeiten. Die Klage über die Ueberproduction enthält nur ein Urtheil über das Zuviel, das aber zugleich die Ueberflüssigkeit oder das Verfehlte der meisten Productionen mit hinreichender Deutlichkeit ausdrückt.

In der That hat in Kreisen, welche die Philosophie überhaupt als Wissenschaft nicht anerkennen mögen, großentheils vielleicht, weil sie sich, abgesehen von ihrem Schulpensum, nicht mit Philosophie beschäftigt haben, ein Construiren metaphysischer Hypothesen platzgegriffen, dessen Methode mit der Speculation der kühnsten und willkürlichsten Systembauer der Metaphysik wetteifert. Wir verweisen nur auf das üppige metaphysische Unkraut im empirischen Weizen „exacter" Naturforscher, welche den thörichten Ideologen belächeln, der abseits von der „grünen Weide" der empirischen oder „exacten" Forschung auf der „dürren Heide" der vermeintlichen Wissenschaft Philosophie heutzutage noch mit unfruchtbarer Speculation sich abmüht, ausgeschlossen von dem Besitz des empirischen Details, wie von der wahrhaft naturwissenschaftlichen Metaphysik, welche von einzelnen exacten Forschern cultivirt wird. Andererseits haben die populären Prediger des Materialismus die Redefreiheit in philosophischen Fragen, namentlich für Adepten des Materialismus, auf die breiteste, echt demokratische Grundlage gestellt.

Ist die Philosophie überhaupt keine Wissenschaft oder ist wahre Philosophie lediglich bei den auf einleuchtende Axiome und unwiderlegliche Thatsachen gestützten Thesen des Materialismus zu suchen; so wäre es ebenso ungerecht wie zwecklos, von demjenigen, der mitsprechen will, wissenschaftliche Vorarbeit zu fordern; es wäre denn, die wissenschaftliche Vorbereitung zur philosophischen Arbeit beschränkte sich auf die Lektüre der neuern Materialisten.

Diese auf andern Gebieten verbotene demokratische Redefreiheit wird von den Verächtern der Philosophie für die letztere bereitwilligst zugestanden und von Bearbeitern anderer Disciplinen wie von Außenstehenden fleißig benutzt. Zuweilen trifft es sich, daß die erstern von dieser Erlaubniß den minder maßvollen Gebrauch machen. Mit dieser merkwürdigen Rechtsauffassung, welche die schiffbrüchige Philosophie nach dem Strandrecht zu behandeln vorgibt, hängt größerntheils die Ueberproduction und die in dieser hervortretende Stagnation des philosophischen Denkens zusammen.

Was nach Abzug dieser Contrebande, deren Gleichstellung mit der wissenschaftlichen Arbeit die Philosophie zu einem Tummelplatz subjectiver Meinungen machen müßte, oder, um mit Kant zu reden, die Philosophie zur „Philodoxie" macht, übrigbleibt, möchte vielleicht die Vorwürfe nur in gemilderter Fassung erscheinen lassen, statt sie zu beseitigen. Es erübrigt auch nach Abzug desjenigen, was als durchaus unzugehörig oder als Rudiment längst überwundener Irrthümer erscheint, genug, um dem Vorwurf der Ueberproduction Raum zu geben. Es tritt keine erhebliche Zahl bedeutsamer Ergebnisse und bleibender Errungenschaften in bestimmter, abgeschlossener Form hervor, um das Verhältniß zwischen Arbeit und Leistung in günstiges Licht zu stellen.

Gleichwol zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß bei abwechselnder Arbeitstheilung und Arbeitsvereinigung bestimmte Probleme und ganze Gruppen von Problemen von vielen Seiten beleuchtet, gründlicher untersucht, in bestimmterer Fassung formulirt werden, daß von den zahlreichen Arbeitern und von verschiedenen Standpunkten an gewissen gemeinsamen Aufgaben gearbeitet wird, deren Lösung nicht vollständig durchgeführt ist, deren Durchführung vielmehr die zahlreichen Arbeiter durch vielseitige Arbeit nach allen Richtungen immer näher bringen.

Diese gemeinsamen Aufgaben sind von höchster Wichtigkeit für die Entwickelung der Philosophie; denn sie zielen auf eine wissenschaftliche Grundlegung der Philosophie. Die Lebensfrage der Philosophie ist: ob sie Wissenschaft sein und bleiben kann. Kein willkürliches, sogenanntes Philosophiren, nur die Philosophie als Wissenschaft hat den Anspruch, mit andern Wissenschaften der Bildung des Geistes zur wahren Erkenntniß zu dienen. Daher herrscht auch dort, wo im Einzelnen die Meinungen auseinandergehen, die Uebereinstimmung in dem Bestreben, an den Aufgaben der Philosophie mitzuarbeiten, die wissenschaftliche Philosophie gegen alle Speculation, welche in ihrem Gegenstand und ihrer Methode über das Gebiet der Wissenschaft hinausgreift, sorgfältig abzugrenzen. Diese Arbeit ist von Kant unternommen und von den Bearbeitern der kritischen Philosophie erneuert und fortgeführt worden. Innerhalb des durch diese abgegrenzten Gebietes liegen die Aufgaben der wissenschaftlichen Philosophie.

Diejenigen Aufgaben derselben, welche in erster Linie nothwendig und von grundlegender Bedeutung scheinen, liegen auf dem Gebiet der Erkenntnißtheorie. Mit diesen steht eine andere im innigen Zusammenhang, eine Aufgabe, welche schon Bacon von Verulam gestellt, an welcher seither das wissenschaftliche Denken fortgearbeitet hat, ohne sie vollständig zu lösen: die durchgreifende Reform der Logik. Diese gipfelt aber in der vollständigen Grundlegung und in der syste-

matischen Durchführung der wissenschaftlichen Logik, als Methodenlehre des wissenschaftlichen Denkens überhaupt.

Windelband bemerkt in seiner „Geschichte der neuern Philosophie" (in dem vortrefflichen Abschnitt über Francis Bacon) mit Beziehung auf die Theorie der inductiven Methode, welche die große Aufgabe der modernen Logik sei: „Es ist richtig, daß Bacon diese Aufgabe nicht gelöst hat. Aber es ist ebenso richtig, daß dieselbe noch heute nicht gelöst ist. Mit so vollendeter Sicherheit die jetzige Naturwissenschaft sich ihrer bedient, hat sie doch noch niemals eine principielle Feststellung von der zweifellosen Durchsichtigkeit und Anerkanntheit gefunden, welche die Grundzüge der deductiven Logik von Aristoteles genießen. Und nach dieser Richtung hin hat die Philosophie noch immer an der Aufgabe zu arbeiten, die ihr Bacon gestellt."*)

Das theoretische Ideal einer wissenschaftlichen Logik, welche einer allgemeinen Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntniß gleichkommt, steht im Brennpunkte der philosophischen Bestrebungen der Gegenwart. Das ist die philosophische Aufgabe, auf welche die erkenntnißtheoretischen und die logischen Untersuchungen der zeitgenössischen Philosophen zielen, welche den größten Theil der philosophischen Arbeit der Gegenwart vorwiegend in Anspruch nimmt, auf deren Lösung die Bewegung der modernen Philosophie von Descartes bis Kant einer-, von Bacon bis Kant andererseits und über Kant hinaus in den Untersuchungen der neuern Erkenntnißtheoretiker und Logiker hindrängt. Die entscheidenden Kämpfe, die wichtigsten Entdeckungen, die bahnbrechenden Leistungen auf dem Wege dieser Entwickelung kommen nicht sowol auf dem Felde der formalen Logik, als vielmehr auf dem der Erkenntnißtheorie zu Stande. Die fundamentalen methodologischen Principien sind in letzter Instanz auf erkenntnißtheoretische Voraussetzungen zurückzuführen.

Dieser enge Zusammenhang der allgemeinen Methodologie des wissenschaftlichen Erkennens mit den Grundprincipien der Erkenntnißtheorie, der Regeln des wissenschaftlichen Verfahrens mit den Grundgesetzen der Erkenntnißthätigkeit ist namentlich von denjenigen, welche die logische Aufgabe vom principiellen Standpunkte in systematischem Zusammenhang zu lösen unternahmen, berücksichtigt worden. Dies wurde auch von denjenigen nicht versäumt, welche die Verknüpfung der logischen und methodologischen Untersuchung mit metaphysischen Annahmen auf das bestimmteste ablehnen.

So konnte der Logiker des modernen englischen Empirismus in seinem groß angelegten System der deductiven und inductiven Logik es nicht umgehen, sich auf psychologische und zumal auf erkenntnißtheoretische Grundvoraussetzungen einzulassen; während andererseits in den erkenntnißtheoretischen Untersuchungen der Empiristen auf die Lehrmeinungen von J. St. Mill in umfassender Weise Bezug genommen wird. Im einzelnen sind andere Logiker noch tiefer auf die erkenntnißtheoretischen Grundlagen der Logik eingegangen als der englische Empirismus. Alle bedeutsamen Versuche auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Logik, die sich nicht von

*) Vgl. W. Windelband, „Die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besondern Wissenschaften dargestellt" (Bd. 1, Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1878).

vornherein auf die Schlußformen beschränken, tragen den „erkenntnißtheoretischen Grundcharakter der neuern Philosophie".*)

Dieser Charakter prägt sich in den verschiedenartigen systematischen Grundlegungen der Logik, welche in neuerer und jüngster Zeit von den verschiedensten, vielfach entgegengesetzten philosophischen Standpunkten unternommen wurden, kräftig aus. Wie in England John Stuart Mill mit den entschiedenen Vertretern des Empirismus, sind in Deutschland namentlich einige selbständige Vertreter verschiedener Standpunkte über die Aufgaben der formalen Logik hinausgegangen. Das Eingehen auf erkenntnißtheoretische Voraussetzungen konnte nicht einmal der hervorragende Wortführer der Selbständigkeit der formalen Logik, M. W. Drobisch, in seiner lehrreichen „Neuen Darstellung der Logik" völlig vermeiden. Unter den selbständigen Bearbeitern der logischen Probleme haben von verschiedenen Seiten Ueberweg, Lotze und insbesondere H. Ulrici in seinem „System der Logik" und dem spätern „Compendium der Logik" das wissenschaftliche Arbeitsfeld der Logik erheblich erweitert und durch scharfsinnige Untersuchungen manches Stück Arbeit für das größere Ganze einer wissenschaftlichen Logik als allgemeiner Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntniß geleistet.

In der schwer zu überblickenden Literatur, welche die anhaltende und vielseitige Beschäftigung mit den erkenntnißtheoretischen Grundproblemen hervorgerufen hat, sind bemerkenswerthe Ansätze zu der Construirung einer breitern Grundlage der wissenschaftlichen Logik hervorgetreten. Auf diese weitverzweigten und von philosophischen Arbeitern verschiedener Richtung eifrig geförderten Bestrebungen, welche auf die erkenntnißtheoretische Begründung einer Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntniß gerichtet sind, hat in neuester Zeit L. Rabus in einer mit hingebendem Fleiß ausgeführten Schrift über „Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik u. s. w." hingewiesen.**) Ohne der Kritik und der methodologischen Auffassung des Autors im einzelnen zuzustimmen, meinen wir, sein Werk, das von anhaltenden Studien und hingebender Beschäftigung mit den zahlreichen Erscheinungen der logischen und der erkenntnißtheoretischen Literatur der neuesten Zeit Zeugniß ablegt, der Aufmerksamkeit derjenigen, welche sich im allgemeinen über die geleistete Arbeit auf diesen Gebieten orientiren wollen, als einen guten Wegweiser empfehlen zu dürfen.

Unter den neuern Arbeiten auf dem Gebiete der Logik ist auch der bemerkenswerthe Versuch einer eingreifenden Reform hervorzuheben, den W. Schuppe in dem Werke „Erkenntnißtheoretische Logik" (Bonn 1878) unternommen hat. Kann das Werk auch nicht als systematische Durchführung dieser Logik bezeichnet werden, so enthält es doch neben manchen Urtheilen, die noch der Begründung entbehren, fruchtbare Reformgedanken, wie schon der Titel das Postulat einer durchgreifenden Reform und Neubegründung enthält.

Nicht durch systematische Ausführung der Aufgabe, sondern durch kritische und methodologische Vorarbeit haben von verschiedenen Seiten ein namhafter Histo-

*) Vgl. Windelband, a. a. O.

**) „Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik bei den Deutschen und die logische Frage" (Erlangen, A. Deichert, 1880).

riker der Philosophie, F. Harms, und der gelehrte Geschichtschreiber der Logik, von Prantl, an der Aufgabe der modernen Logik mitgearbeitet. Des letztern „Reformgedanken zur Logik" (1875) enthalten manchen wichtigen Fingerzeig für die erkenntnißtheoretische Grundlegung der Logik.

Unter den systematischen und grundlegenden Arbeiten selbst ragt in neuester Zeit ganz besonders Sigwart's „Logik" hervor, ein Werk, das vermöge der wissenschaftlichen Denkweise und gründlichen Gelehrsamkeit des Verfassers hohen Ansprüchen genügt und jedenfalls eine der tüchtigsten Leistungen auf dem Gebiete der modernen Logik ist. Dieselbe bezeichnet sich als einen Versuch, „die Logik unter dem Gesichtspunkte der Methodenlehre zu gestalten und sie dadurch in lebendige Beziehung zu den wissenschaftlichen Aufgaben der Gegenwart zu setzen." Diese Arbeit ist in der That ein in mancher Beziehung erfolgreicher Versuch, die Logik in die allgemeine Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntniß überzuführen, welche auch in letzter Linie „Anleitung gibt, zu gewissen und allgemeingültigen Sätzen zu gelangen", eine Aufgabe, deren Lösung mit anerkennenswerther Gründlichkeit in Sigwart's „Logik" versucht wird. Auf diesem Standpunkte wird die Beziehung auf bestimmte erkenntnißtheoretische Grundvoraussetzungen unvermeidlich, auch wo auf diese nicht mit Worten hingewiesen wird. Doch bildet deren umfassende Berücksichtigung und selbständige Untersuchung in dieser systematischen Darstellung keinen selbständigen Theil der Logik. Die erkenntnißtheoretische Grundlage, deren Voraussetzung als unvermeidlich erscheint, wird nicht besonders ausgeführt. Mit Bestimmtheit formulirt Sigwart das Endpostulat der wissenschaftlichen Logik, indem er die eigentliche Aufgabe derselben präcisirt. Die psychologischen Untersuchungen und die erkenntnißtheoretischen Einsichten, welche das Fundament für die durchgreifende Ausführung der ganzen Aufgabe legen, liegen nicht in dem Rahmen dieser Darstellung. Das wesentliche Verdienst, die Aufgabe richtig gestellt und im einzelnen durch scharfsinnige Untersuchungen der logischen Normen und methodologischen Principien neue Einsichten erzielt zu haben, wird durch diese Abgrenzung der eigenen Aufgabe nicht geschmälert. Aber die Forderung, welche in den meisten gründlichen Raisonnements über die Reform der Logik hervortritt, welche insbesondere E. Zeller in einem vortrefflichen Vortrage „Ueber Bedeutung und Aufgaben der Erkenntnißtheorie" dahin ausdrückt, daß sich die Logik, um eine wissenschaftliche Stellung zu gewinnen, auf die Erkenntnißtheorie gründen müsse; dieser Forderung ist auch in dem groß angelegten Werke Sigwart's nicht im einzelnen Rechnung getragen.

Wilhelm Wundt unternimmt in seinem neuesten Werke den sehr bemerkenswerthen Versuch, dieser Forderung in dem systematischen Zusammenhange einer Darstellung der Principien jeder wissenschaftlichen Logik gerecht zu werden. Es ist nichts Geringeres als „eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung", was Wilhelm Wundt unter seiner Darstellung der Logik begriffen haben will.*) Diese Darstellung verbindet zuerst in systematischem

*) „Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Erster Band: Erkenntnißlehre" (Stuttgart, F. Enke, 1880).

Zusammenhange und zu didaktischem Zweck die Lehre von den logischen Normen und den wissenschaftlichen Methoden mit der psychologischen Entwickelungslehre und der erkenntnißtheoretischen Grundlage des logischen Denkens. Die theoretischen Postulate, welche in den Bemühungen um die Reform der Logik ihren Ausdruck gefunden, werden hier neuerdings zusammengefaßt und zu klarem Ausdruck gebracht. Aber es bleibt nicht bei den Postulaten, sondern die Ausführung derselben bildet den eigentlichen Gegenstand des Werkes. Vor allen Dingen werden die einzelnen Aufgaben, in welche sich die Gesammtaufgabe der wissenschaftlichen Logik gliedert, auf das bestimmteste formulirt. Diese sind „neben der Darstellung der logischen Normen" folgende: eine „psychologische Entwickelungsgeschichte des Denkens", eine „Untersuchung der Grundlagen und Bedingungen der Erkenntniß" und eine „Berücksichtigung der logischen Methoden der wissenschaftlichen Forschung". Noch präciser faßt Wilhelm Wundt diese Forderungen in ein Postulat zusammen: „Die Logik bedarf der Erkenntnißtheorie zu ihrer Begründung und der Methodenlehre zu ihrer Vollendung." Die Tendenz zu diesem Postulat charakterisirt die neuern Versuche einer Reform der Logik. In wesentlichen Punkten erscheint dasselbe in den bedeutsamsten Erscheinungen der neuern Logik theilweise durchgeführt. Doch unternimmt erst das vorliegende Werk die bestimmte und deutliche Darstellung der einzelnen Aufgaben und versucht zugleich eine erste umfassende Lösung derselben. In diesem Sinne dürfte das Werk, mit Rücksicht auf die wesentlich erweiterte wissenschaftliche Aufgabe der Logik, als der erste Versuch einer vollständigen Darstellung der gesammten wissenschaftlichen Logik bezeichnet werden.

Der vorliegende erste Band bringt die „grundlegenden Ausführungen, welche der Erkenntnißlehre oder allgemeinen Logik angehören". Auf dieser Grundlage will der Verfasser die Methodologie der wissenschaftlichen Forschung in dem zweiten Bande entwickeln. „Diesem Plane gemäß bildet der erste Band ein selbständiges Werk, das nur selten auf die nachfolgende Methodenlehre als seine Ergänzung hinweist." Wie innig auf dem Standpunkte des Verfassers die logischen und die erkenntnißtheoretischen Untersuchungen in der Grundlegung der Logik zusammenhängen, wird durch die Bezeichnung der selbständigen Grundlegung als „Erkenntnißlehre" und durch die vorausgängige Gleichstellung von Erkenntnißlehre und allgemeiner Logik genügend illustrirt. Gegen diese Gleichstellung ließe sich Einiges einwenden. Dies scheint auch der Autor empfunden zu haben, als er die Zusammenfassung psychologischer, logischer und im eigentlichen Sinne erkenntnißtheoretischer Untersuchungen nicht als Logik, sondern als „Erkenntnißlehre" bezeichnete.

Einwendungen der Kritik gegen die „bis zu einem gewissen Grade willkürliche" Anordnung des Stoffs hat der Verfasser selbst vorweggenommen. Die logische Gliederung des Stoffs und der didaktische Zweck schienen ihm die vorgenommene Anordnung zu empfehlen. An erster Stelle werden nämlich die psychologischen Grundlagen der Logik und Erkenntnißtheorie, an zweiter die „logischen Formen", an letzter die Principien der Erkenntniß behandelt. Doch stellt es der Verfasser dem Leser frei, die Grundbegriffe und Gesetze des Erkennens als Fundament der Logik zu benutzen und die Darstellung des logischen Algorithmus zu übergehen. Der Verfasser hielt zwar die mathematische Behandlung der Logik nicht für mer-

läßlich, wohl aber für ein „unschätzbares Hülfsmittel für die exacte Untersuchung der logischen Normen". Darum sei von der „Benutzung einer der mathematischen nachgebildeten Symbolik" nicht abgestanden worden; doch sei diese, wenngleich sie „nicht einmal die Kenntniß der vier Species voraussetzt", in besondere Kapitel „verwiesen" — „im Interesse solcher Leser, welche gegen mathematische Formeln eine unüberwindliche Abneigung (!) hegen".

In der Einleitung werden abgehandelt: die Aufgabe der Logik, Richtungen der Logik, das Verhältniß der Logik zur Philosophie, die Eintheilung des Gegenstandes.

„Die wissenschaftliche Logik hat Rechenschaft zu geben von denjenigen Gesetzen des Denkens, welche bei der Erforschung der Wahrheit wirksam sind." Sie lehrt, wie sich der Gedankenverlauf vollziehen „soll", um zu „richtigen Erkenntnissen" zu führen. Die Logik sei daher eine „normative" Wissenschaft wie die Ethik. Ihre Aufgaben weisen zurück auf die psychologische Untersuchung und vorwärts zu den „allgemeinen Erkenntnißprincipien" und den „Verfahrungsweisen der wissenschaftlichen Forschung".

Der formalen und der metaphysischen oder dialektischen Behandlung der Logik stellt Wilhelm Wundt mit Recht die erkenntnißtheoretische und methodologische Bearbeitung gegenüber, welche zwischen jenen stehe. Diese Bearbeitung sehe ihre Aufgabe in der „Entwickelung der Grundlagen und Methoden der wissenschaftlichen Erkenntniß". Hier wird gegen die Meinung, die Denkformen seien gleichgültig gegen den Erkenntnißinhalt, der Grundsatz aufgestellt, „daß die Erkenntnißmethoden sich richten müssen nach ihren Objecten". Auch müsse die wissenschaftliche Logik die „Voraussetzung einer Identität des Denkens und Seins oder auch nur eines Parallelismus der Existenz- und Erkenntnißformen zurückweisen". Dies hieße von der Logik fordern, „einen metaphysischen Satz als oberstes Axiom anzuerkennen". Es könne nur von „Uebereinstimmung" des Denkens mit seinen Gegenständen, nie von „Identität" die Rede sein. Die formale Logik stelle sich außerhalb der Philosophie; die metaphysische wolle selbst die Philosophie sein; die wissenschaftliche Logik sei ein „Theil" der Philosophie. Sie habe das „werdende Wissen darzustellen, „die Wege, die zu ihm führen, und die Hülfsmittel, über die das menschliche Denken verfügt". Die logischen Normen und Methoden müsse die Erkenntnißtheorie in Bezug auf ihren Ursprung und ihre Sicherheit prüfen. Die Logik könne die Hülfe erkenntnißtheoretischer Untersuchungen gar nicht entbehren. Ja es sei „mindestens praktisch undurchführbar, die Gebiete der Erkenntnißtheorie und der wissenschaftlichen Logik in der Darstellung voneinander zu trennen".

Wie der selbständige Charakter der beiden Aufgaben nicht wohl geleugnet werden kann, scheint uns auch eine relative Selbständigkeit der besondern Darstellung beider Disciplinen nicht ausgeschlossen zu sein. In der That blieben auch bisher Logik und Erkenntnißtheorie zumeist streng voneinander geschieden. Von dem umfassenden Gesichtspunkte der „wissenschaftlichen Logik", der beide Gebiete in ein größeres Ganze eingegliedert erscheinen läßt, wäre allerdings eine vollständige Trennung nicht zulässig. Nur in diesem Sinne kann und muß sogar die zusammenhängende Bearbeitung als nothwendig bezeichnet werden.

Die Vorbereitung zur Methodenlehre der wissenschaftlichen Forschung bildet die erste, die Methodologie selbst die letzte Aufgabe. Demnach zerfällt die Gesammtdarstellung der Logik in einen allgemeinen, logisch-erkenntnißtheoretischen und einen speciellen, methodologischen Theil. Der erste Theil behandelt die Entwickelung und die logischen Normen des Denkens und die „für das logische Denken und seine Anwendungen gültigen Principien der Erkenntniß". Dies bildet den Inhalt des vorliegenden Bandes. Der zweite Theil soll die „Formen des systematischen Denkens und die Methoden der wissenschaftlichen Untersuchung" behandeln. Somit versucht der erste Theil als „Erkenntnißlehre" die psychologische, die erkenntnißtheoretische und die formal-logische Grundlage einer allgemeinen Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntniß auszuführen, mithin die eigentliche Grundlegung einer wissenschaftlichen Logik.

Die allgemeine Erkenntnißlehre stellt nicht mit Unrecht die psychologische Entwickelungslehre obenan. Hier werden zunächst die associativen, sodann die apperceptiven Verbindungen der Vorstellungen und die Beziehung der Associationsformen zur Apperception dargestellt. „Alle Associationen sind psychophysische Processe in dem Sinne, daß zu jeder psychischen Verbindung eine entsprechende Form physischer Verbindung sich nachweisen läßt." Doch werde die eigenthümliche Form der associativen Verbindung jedesmal wesentlich „mitbedingt" durch eine apperceptive Thätigkeit. Diese Thätigkeit beschränke sich bei der associativen Synthese darauf, daß „sie aus dem ganzen Empfindungscomplex herrschende Empfindungen aussondert, welche allein in den Blickpunkt des Bewußtseins gehoben werden". Diese „Apperception der herrschenden Empfindungen" stehe in unmittelbarer Beziehung zu den fundamentalen Eigenschaften unsers Bewußtseins. Die Apperception selbst sei nur als eine Willensthätigkeit zu begreifen. Der Act der Apperception sei überall von übereinstimmender Art und bestehe immer in einer Willenshandlung gegenüber den Vorstellungen. Die Associationsformen bezeichnen immer nur „die möglichen Verbindungen, die dem Bewußtsein zu Gebote stehen, — welche Verbindung aber wirklich ausgeführt wird, dies entscheidet überall erst der Act der Apperception". Es sei unzutreffend, von unwillkürlichen Apperceptionen zu sprechen. Doch ließe sich die „primitivere Willensthätigkeit gegenüber den Vorstellungen" als passive, die bestimmte Auswahl der verfügbaren Vorstellungen als active Apperception bezeichnen. Die eigentlichen psychologischen Gesetze der Apperception zeigten sich vorwiegend bei der letztern. Darum würden die apperceptiven Verbindungen der Vorstellungen dieser zugerechnet. Diese bilden im engern Sinne die psychologische Grundlage des logischen Denkens. „Da hauptsächlich die apperceptiven Verbindungen jenen Verlauf unserer Vorstellungen beherrschen, den wir mit dem Namen des Denkens belegen, so werden wir sie auch zur Unterscheidung von den Associationen und der zufälligen Verknüpfung der Sinneseindrücke als Denkverbindungen, die Gesetze, nach denen sie sich bilden, als die psychologischen Denkgesetze bezeichnen." Hier unterscheidet der Autor neuerdings sorgfältig die psychologischen und die logischen Denkgesetze. Erstere sind Regeln des thatsächlichen Gedankenverlaufs, letztere schlechtweg „Normen des richtigen Denkens".

Die psychologischen Grundlagen dieser Darstellung der Logik sind mit umfassen-

der Berücksichtigung der wissenschaftlichen Untersuchungen der neuern Psychologie ausgeführt und stehen in den meisten wesentlichen Punkten in durchgängiger Uebereinstimmung mit den Ergebnissen, zu welchen Wilhelm Wundt in den „Grundzügen der physiologischen Psychologie" gelangt ist.

Der Entwickelung der logischen Normen geht eine Darstellung der allgemeinen Merkmale des logischen Denkens und der innern Beziehung der logischen Denkgesetze zu den psychologischen voran. Diese einleitende Grundlegung der „eigentlichen Logik" enthält manche Ansätze zu einer durchgreifenden Reform der Logik in ihren Fundamenten. Manche weitblickende Bemerkung des Autors weist in die erkenntnißtheoretische Grundlegung hinüber. Das Denken sei als eine „unmittelbare innere Willenshandlung", die logischen Denkgesetze seien als „Gesetze des Willens" aufzufassen. Die logische Evidenz liege nicht in den Processen, sondern nur in den Resultaten des Denkens. Die „unmittelbare Evidenz" des Denkens habe ihre Quelle in der „unmittelbaren Anschauung". Das logische Denken sei als „allgemeingültige Form des innern Geschehens anzusehen". Das Postulat von der „Begreiflichkeit der Erfahrung" sei ein unbestreitbarer „Grundsatz unsers Erkennens". Das logische Denken sei einestheils das „Urbild eines der Forderung der Begreiflichkeit entsprechenden Zusammenhangs", anderntheils Hülfsmittel zur Erfüllung. Die in bestimmten Gedankenverbindungen bestehende Evidenz lasse aus den psychologischen die logischen Denkgesetze hervorgehen. Die Psychologie enthält die Entwickelungsgeschichte des logischen Denkens.

In drei Hauptabschnitten werden die Lehre von den Begriffen, die Lehre von den Urtheilen und die Theorie des Schließens dargestellt. Nach genetischer Methode wird zuerst die Entwickelungsgeschichte, dann die Darstellung der Eigenschaften, Formen, Beziehungen geboten. Mit besonderer Gründlichkeit ist die Lehre von den Begriffen behandelt, bei welcher in der kritischen Auseinandersetzung mit andern Bearbeitern der einschlägigen Fragen mehrfach fruchtbare Reformgedanken zum Durchbruch kommen und bisher vermißte gründlichere Erklärungen versucht werden. Die Darstellung der logischen Normen steht in wesentlicher Uebereinstimmung mit hervorragenden Logikern der Neuzeit, ganz besonders mit den Darstellungen bei Sigwart, der in manchen Fragen die Anregung zur tiefern Untersuchung gegeben und Resultate erzielt hat, welche eine nachfolgende Bearbeitung verwerthen kann. Auch dieser Theil des Wilhelm Wundt'schen Werkes legt mannichfach ein glänzendes Zeugniß von den umfassenden und eindringenden Studien und der gründlichen Gelehrsamkeit ab, welche in den frühern Arbeiten dieses unermüdlich thätigen Forschers zu Tage getreten sind.

Im Einzelnen ließe sich namentlich gegen die erkenntnißtheoretischen Untersuchungen im letzten Theile des Werkes manche begründete Einwendung machen. Die erkenntnißtheoretischen Grundlagen der Logik scheinen uns weder vollständig noch im systematischen Zusammenhange dargestellt zu sein. Eben in diesem Abschnitte können wir die logische Gliederung des Stoffs keine glückliche nennen. Vor allen Dingen können wir die Kritik, welche der Autor an den Grundprincipien der kritischen Philosophie und an der Kant'schen Theorie der Erfahrung übt, keineswegs als zureichend begründet anerkennen. Scheint uns diese in manchen Punkten

entschieden verfehlt zu sein, so müssen wir andererseits die mannichfache Anregung und Aufklärung dankbar anerkennen, die uns die positiven und kritischen Ausführungen des Autors in andern Fragen gewähren. Die Kritik des radicalen Apriorismus und des einseitigen Empirismus enthält viel Beherzigungswerthes. Die tiefe Einsicht, daß der letztere sich in eine Metaphysik auflöst, welche die übrige Wissenschaft aufhebt, gilt heutzutage als eine wichtige philosophische Entdeckung.

Ein Urtheil über das Werk als Ganzes, das fertige Gebäude, wird erst die eigentliche Methodologie ermöglichen. Der Standpunkt und die Grundlage lassen das Werk als Versuch und Anfang einer wissenschaftlichen Logik erscheinen, der die Begründung derselben und damit die Reform der Logik an Haupt und Gliedern zu fördern verspricht.

Chronik der Gegenwart.

Revue der bildenden Künste.

Nach der großen Kunstausstellung der berliner Akademie im Herbst 1880, über die wir seinerzeit ausführlich Bericht erstatteten, haben nur wenige umfangreiche Ausstellungen stattgefunden. Selbstverständlich können dabei weder die theils permanenten, theils cyklischen Ausstellungen in Betracht gezogen werden, welche von den zahlreichen Kunst- und Künstlervereinen, deren wir in unserm guten Deutschland mehr als hundert besitzen, veranstaltet werden, noch die ständigen Ausstellungen der größern Kunsthandlungen in Wien, Berlin, Düsseldorf, Dresden, München u. s. w. Denn in diesen findet man, weil sie meist dem praktischen Bedürfniß, d. h. dem Zeitgeschmack, zu genügen suchen und also vorzugsweise, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, Marktwaare enthalten, zum überwiegend größten Theil nur Mittelgut, das wiederum zum größten Theil sozusagen fabrikmäßig producirt wird. Daß unsere Revue sich hiermit nicht befassen kann, bedarf wol keiner besondern Rechtfertigung.

Unter den namhaftern Ausstellungen, deren wir Erwähnung zu thun haben, sind als von besonderm Interesse hervorzuheben: die Lessing-Ausstellung in der berliner Nationalgalerie, die historische Porträtausstellung in Wien und ferner, um auch des Auslandes zu gedenken, die Couture-Ausstellung in Paris und der erste türkische Salon in Konstantinopel. Was die Lessing-Ausstellung in Berlin betrifft, welche die Direction der Nationalgalerie in den Räumen dieses prächtigen Kunsttempels zum Andenken an den großen dahingeschiedenen Meister, gleichzeitig mit der großen akademischen Ausstellung des Jahres 1880, veranstaltet hatte, so sind wir durch unsere Studie über Lessing*) der Pflicht überhoben, in eine nähere Beschreibung der Ausstellung einzugehen, da sämmtliche hier ausgestellte Bilder des Meisters dort mehr oder weniger ausführlich charakterisirt worden sind. Vielmehr möchten wir dem Bedauern Ausdruck geben, daß mehrere und zwar Hauptwerke des Meisters für die Ausstellung zu gewinnen nicht gelungen war; unter andern die drei großen Luther-Bilder: Verbrennung der Bannbulle, Anschlag der Thesen an die Kirche zu Wittenberg und die Disputation mit Eck, ferner von den Huß-Bildern: Huß im Verhör zu Konstanz, endlich auch das Trauernde Königspaar und Ezzelin im Kerker, im Grunde also ziemlich die bedeutendsten Historiengemälde Lessing's. Auch nach einer andern Seite hin, nämlich im Gebiet der Landschaftsmalerei, zeigte die Ausstellung in qualitativer Beziehung große Lücken, da die sämmtlichen dem Städel'schen Museum in Frankfurt angehörigen Werke Lessing's — und gerade dieses Institut besitzt die schönsten Landschaften desselben — nicht zur Ausstellung gekommen waren. Allerdings hatte die Direction dafür gesorgt, daß durch eine große Reihe von Stichen, Lithographien und selbst Oelfarbendrucken nach den fehlenden Werken die Lücken einigermaßen ergänzt wurden, obwol selbstverständlich

*) Vgl. S. 566 fg. des Jahrgangs 1880, II.

ein Ersatz der Originale dadurch nicht ermöglicht werden konnte. Außerdem gewährte die Ausstellung durch einen großen Reichthum an Vorstudien zu jenen großen Werken sowie an den mannichfaltigsten Entwürfen und Skizzen aus den außerordentlich umfangreichen Mappen des Meisters höchst interessante Anhaltepunkte für das Studium der künstlerischen Entwickelung desselben.

Eine wesentlich andere Bedeutung hatte die historische Porträtausstellung im Künstlerhause zu Wien, welche als Fortsetzung oder Ergänzung der im Jahre 1877 von der wiener Akademie zur Eröffnungsfeier des neuen Akademiegebäudes veranstalteten großen historischen Ausstellung von Werken wiener Akademiker zu betrachten war. Es waren etwas über 900 Gemälde ausgestellt, von denen jedoch verhältnißmäßig nur bei einem geringen Theil, namentlich bei etwa 180, die Künstler bestimmt werden konnten, während von mehr als 300 Werken die Verfasser unbekannt waren. Jedoch befanden sich gerade unter diesen viele, welche theils durch die dargestellten Persönlichkeiten, theils durch die coloristische Behandlung und künstlerische Auffassung von hohem Interesse waren. Daß trotzdem auch diese Ausstellung nicht nur manche beträchtliche Lücken zeigte, sondern auch vieles Unbedeutende und Schwache enthielt, darf bei der Neuheit des Unternehmens nicht wundernehmen. Von einem nähern Eingehen in den künstlerischen Werth der einzelnen Werke kann selbstverständlich hier nicht die Rede sein; statt dessen wollen wir eine kurze Ueberschau über die dargestellten Persönlichkeiten ihrer öffentlichen Stellung nach zu geben versuchen. Daß die namhaftesten bildenden Künstler selbst, und zwar meist in Selbstporträts, zahlreich, wenn auch lange nicht vollständig vertreten waren — es fehlten beispielsweise selbst Koryphäen wie Cornelius, Carstens u. a. m. — ist begreiflich; fast ebenso zahlreich waren die Porträts berühmter Musiker, unter denen namentlich Beethoven und Mozart Aufmerksamkeit erregten; geringer schon war die Anzahl der Architekten, sehr schwach die Vertretung der Dichter. Daß die von den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts an auftretenden Dichter fast gänzlich durch ihre Abwesenheit glänzten, mochte seine besondere Ursache haben; daß aber auch Goethe und Schiller vergebens gesucht wurden, erschien denn doch auffallend. Auch von Philosophen und überhaupt von Vertretern der Wissenschaft war nur wenig vorhanden. Das Hauptcontingent, nämlich ziemlich den dritten Theil der gesammten Werke, stellte die Aristokratie, und zwar nicht nur die Oesterreichs, sondern auch Ungarns und Polens. Daß schließlich das österreichische Kaiserhaus selbst in seinen hervorragendsten Mitgliedern vollständig vertreten war, erklärt sich schon daraus, daß die betreffenden Galerien dem Comité zur Disposition gestellt waren. Außer den Gemälden waren auch plastische Porträts, theils Büsten, theils Medaillonreliefs, zur Ausstellung gebracht. Dieselben waren, obschon an sich nicht von künstlerisch bedeutendem Werth, doch insofern von relativer Wichtigkeit, als sie theils einige Lücken der Porträtgemäldesammlung ausfüllten, theils, wo sie dieselben Persönlichkeiten darstellten, welche schon auf Gemälden vertreten waren, eine in vielem Betracht interessante Vergleichung hinsichtlich der Auffassungsweise des Charakters darboten.

In der Tendenz war die von einigen Freunden Couture's im Palais der Champs-Elysées zu Paris veranstaltete Ausstellung der Gemälde des berühmten Künstlers wol mit der Lessing-Ausstellung in der berliner Nationalgalerie zu vergleichen, dem Inhalt nach ließ sie keine Vergleichung zu. Couture hat sich außer durch die kolossalen Preise seiner Bilder hauptsächlich durch sein großes und, wie man anerkennen muß, großartiges Gemälde: Les Romains de la décadence, einen bedeutenden Namen gemacht. Aber nicht eins seiner spätern Bilder ist diesem Werke nahe gekommen, geschweige denn daß dasselbe durch sie übertroffen worden wäre. Im Gegentheil hat er — die Ausstellung lieferte dafür deutliche Belege — sich von der ernsten dramatischen Malerei mehr und mehr abgewendet, um sich der Darstellung des Phantastisch-Curiosen, ja selbst des Zweideutigen und Frivolen zu

widmen. Als Ankäufe zu Historiengemälden kann man noch das von der pariser Akademie bestellte, aber unvollendet gebliebene Bild: Engagement des volontaires en 92, sowie das kaum untermalte Gemälde Le baptême du Prince impérial betrachten; dagegen bilden Darstellungen wie die Moderne Courtisane, die in Gesellschaft ihrer Mutter als Ehrendame auf einem Wagen sitzt, der von einem Studenten, einem Dichter, einem Aristokraten und einem Geldmann, als Repräsentanten der modernen Gesellschaft, gezogen wird, und ähnliche prosaische Frivolitäten den Hauptinhalt der Ausstellung.

Von besonderm Interesse für jeden, der da weiß, daß den Mohammedanern durch den Koran die bildliche Darstellung lebendiger Wesen noch strenger als das Weintrinken verboten ist, muß die Nachricht von einer in Konstantinopel eröffneten türkischen Kunstausstellung sein, worüber vor einiger Zeit die „Kölnische Zeitung" einen belehrenden Aufsatz brachte. Hiernach scheint überhaupt in den letzten Decennien sich eine wesentliche Reformation des Geschmacks in Konstantinopel vollzogen zu haben, da nicht nur die Konaks der Vornehmen, sondern auch die Empfangszimmer bürgerlicher Haushaltungen mit Bildern in Goldrahmen und Statuen ausgeschmückt zu werden beginnen; ja in den vornehmen Harems erhalten die jungen Damen sogar Unterricht im Aquarelliren, und schließlich fördert der Sultan selbst die Kunst und das Interesse an derselben durch Ankäufe und Bestellungen von Gemälden. Wenn daher schon vor einigen Jahren die Idee einer einheimischen Gemäldeausstellung, d. h. einer Ausstellung von Gemälden mohammedanischer Künstler auftauchte, so erscheint die jetzt erfolgte Verwirklichung dieser Idee weniger außerordentlich. In dem reizenden Villenstädtchen Therapia am Bosporus, so meldet der Berichterstatter, dem Sommeraufenthalt der englischen und französischen Botschaft, waren die Räume der griechischen Mädchenschule zur Aufstellung der Gemälde hergerichtet. Zugelassen waren alle in Konstantinopel ansässige Künstler ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität, und als die Ausstellung eröffnet war, wurden die Räume von zahlreichen Besuchern aus allen Kreisen der Gesellschaft angefüllt. Daß auch manche ausländische Künstler, namentlich französische, vertreten waren, ist selbstverständlich; für uns haben indeß vornehmlich die Werke der türkischen Maler Interesse; unter diesen zeichneten sich besonders Hamdy-Bei, Sohn des frühern Großvezirs Edhem-Pascha, welcher ein sehr beifallswürdiges Genrebild: Zwei musicirende Haremsdamen, ausgestellt hatte, und die Prinzessin Nas-il-Hanum, welche mit mehrern trefflichen Blumen- und Fruchtstücken aufgetreten war, durch hervorragendes Talent aus. Hamdy, etwa 40 Jahre alt, ist in Paris erzogen und in der That mehr Franzose als Türke, auch seiner ganzen Erscheinung nach. Er ist auch mit einer Pariserin verheirathet. Bei Lebzeiten seines Vaters bekleidete er lange Zeit die Stelle eines Präfecten in Pera, kümmerte sich indeß nicht viel um die Geschäfte. Jetzt lebt er ausschließlich der Kunst; im Jahre 1880 ist ein größeres Gemälde, das Grabgewölbe (Türbeh) des Sultans Mahmud darstellend, vom Sultan angekauft worden. Noch interessanter sind die Schicksale seiner Kunstgenossin, der Prinzessin Nas-il-Hanum. Als Tochter des geistvollen und aufgeklärten Mustapha-Fasyl-Pascha, des Bruders des Exkhedive von Aegypten, empfing sie eine durchaus europäische Erziehung, ohne deshalb sich dem Orientalismus zu entfremden, sodaß sie nicht nur französisch, englisch und italienisch, sondern auch arabisch, persisch und türkisch spricht und schreibt; außerdem spielt sie Klavier, zeichnet und malt. In ihrem 15. Jahre an den berüchtigten Khalil-Scherif-Bei vermählt, welcher später als türkischer Botschafter in Paris sich durch seine Verschwendungen und seine Ausschweifungen auszeichnete, verlebte die liebenswürdige Prinzessin mehrere Jahre in schrecklicher Lage, bis der Tod ihres Mannes im Jahre 1878 sie freimachte und ihr gestattete, ganz ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen zu leben. Sie ist gegenwärtig etwa 25 Jahre alt und von großer Schönheit.

Von andern orientalischen Künstlern, die sich an der Ausstellung betheiligten, sind noch zu nennen: der Armenier Krikor-Efendi-Keutscheoglu, welcher außer mehrern Porträts auch ein Genregemälde, darstellend einen Derwisch, der ein krankes Mädchen durch Handauflegen zu heilen sucht, ausgestellt hat, ferner der Armenier Boghos-Efendi-Schaschian, der durch Landschaften und Stillleben, die Armenierin Servicen, welche durch das Porträt ihres Vaters vertreten ist; außerdem die Levantiner Preziosi, Farnetti und Laruana, welche Genrebilder, Landschaften und Porträts theils in Oel, theils in Wasserfarben eingesandt hatten. Schließlich sei noch erwähnt, daß das officielle Journal Konstantinopels, ein streng im mohammedanischen Sinn redigirtes Blatt, der „Osmanli", die Ausstellung selbst wie insbesondere die Betheiligung des türkischen Elements daran sehr günstig beurtheilt: ein Beweis, daß das Eindringen modern-europäischer Ideen in die Türkei von oben her gefördert wird.

An interessanten und für die ältere Kunstgeschichte werthvollen Ausgrabungen ist das verflossene Semester ziemlich reich gewesen. Auf der Insel Delos hatte die Ecole d'archéologie française zu Athen Ausgrabungen veranstaltet, die zur Auffindung eines antiken Hauses geführt haben, das sowol in der Anlage wie im architektonischen Ausbau viel Aehnlichkeit mit den altpompejanischen Häusern zeigt. Am Westabhange der Akropolis von Athen fand man mehrere interessante Sculpturen, darunter ein Relief mit einer Quadriga. Von größerer Bedeutung und beträchtlicherm Umfang sind die Ausgrabungen, welche vermittels der vom Deutschen Kaiser zu diesem Zweck bewilligten Geldmittel durch eine besondere Commission in Olympia veranstaltet wurden und noch werden. Die ersten bedeutenden Resultate derselben sind in einer Olympia-Ausstellung zu Berlin in den Räumen des nicht vollendeten Campo santo dem Publikum zugänglich gemacht worden. Dr. Treu, welcher die umfangreichen Denkmäler nach Deutschland gebracht und dann wieder zum Abschluß der Ausgrabungen nach Olympia zurückgekehrt ist, hat im Verein mit Professor Curtius einen Katalog der berliner Olympia-Ausstellung veröffentlicht, der bereits in dritter Auflage erschienen ist. Ueber das Unternehmen selbst erscheint eine umfangreiche officielle Monographie, von der bereits vier Bände herausgegeben sind. Was die Ausstellung selbst betrifft, die in archäologischer wie in kunsthistorischer Hinsicht von großer Bedeutung ist, so verbietet der große Umfang derselben ein näheres Eingehen in eine Charakteristik der verschiedenen Werke. Von besonderm Interesse sind die Relieffragmente, durch welche die bekannten Giebelgruppen des berühmten Tempels des Zeus zum großen Theil ergänzt werden; ebenso eine kleine Erinnys aus griechischem Marmor, die darauf hinzudeuten scheint, daß noch ein Jahrhundert nach Beginn der Olympiadenrechnung die hellenische Sculptur ein erkennbar orientalisches Formgepräge gehabt hat. Außer den durch die deutsche Reichsregierung veranstalteten Ausgrabungen in Olympia ist auch ein anderes, ebenfalls deutsches Unternehmen von Bedeutung, nämlich die auf Antrag des Archäologischen Instituts und der Akademie der Wissenschaften in Berlin vom preußischen Unterrichtsministerium deputirte Commission zu einer correcten topographischen Aufnahme von Athen und dessen Umgebung, sodann in weiterer Ausdehnung der Ostküste von Attika, welche für die Geschichte des alten Hellas von besonderer Wichtigkeit ist. Von dem engern Kreise sind die Karten bereits gezeichnet und gehen ihrer demnächstigen Veröffentlichung entgegen. Von anderwärtigen Ausgrabungen sind die Ruinen einer antiken Badeanstalt zu erwähnen, welche Professor Giuseppe Novi in der Nähe von Herculanum aufgefunden hat. Die Ruinen nebst den sie umgebenden Gebäuden lagen unter eine Aschenschicht von circa 10 Meter Tiefe. Es scheint, daß dieser Fund von großer Wichtigkeit ist: die Wasserbehälter dieser Thermen bestehen aus orientalischem Granit und sind mit schönen Reliefs ornamentirt. Der Fußboden besteht aus einem Mosaik, das

aus quadratischen Pasten von buntfarbigem Glase zusammengesetzt ist, während die Wände mit Stuccaturen bekleidet sind. Aus Pompeji sind kürzlich Berichte über interessante neue Entdeckungen eingegangen, nach denen im siebenten Block der neunten Region ein zur Zeit der Verschüttung im Bau begriffenes Haus bloßgelegt worden ist. Dasselbe weicht in seiner Anordnung wesentlich von den bisher bekannten Häusern Pompejis ab. In einem dicht daranstoßenden Hause fand man an einer Wand ein in dieselbe mit vier Nägeln eingefügtes großes viereckiges Stück schwarzen Glases, welches angefeuchtet die vorgehaltenen Gegenstände deutlich wiederspiegelt, sodaß dasselbe als ein erster Versuch zu den spätern Spiegeln betrachtet werden darf. In einem dritten Hause wurden vier Wandgemälde entdeckt, von denen drei wohl erhalten sind und die Befreiung Andromeda's vom Seeungeheuer durch Perseus, die Ueberführung des Pferdes nach Troja und einen von Nymphen bevölkerten heiligen Hain darstellen.

An diese Denkmäler der antiken Kunst, deren Entdeckung den gegenwärtigen Forschungen zu danken ist, schließen wir die Denkmäler an, deren Entstehung selbst der Gegenwart angehört. Die Zahl derselben, wenigstens insofern sie von hervorragender Bedeutung sind, ist nicht groß. Das in Form einer Columna rostrata componirte Denkmal für den Admiral Tegetthoff, von Professor A. Kundtmann in Wien, nähert sich seiner Vollendung; doch ist man über den Platz, auf dem es aufgestellt werden soll, noch nicht zu einem definitiven Entschluß gekommen. Ursprünglich war dafür der Gartenplatz vor der Votivkirche bestimmt; man scheint indeß zu der Einsicht zu kommen, daß die Form des Denkmals sich in der Nähe einer gothischen Kirchenfaçade nicht gut ausnehmen dürfte, und neigt sich neuerdings dem Vorschlage zu, den Praterstern als Aufstellungspunkt zu wählen. Neben der Vollendung des Tegetthoff-Denkmals ist Professor Kundtmann noch mit der Ausarbeitung des großen Thonmodells für das Grillparzer-Denkmal beschäftigt. Nach dem kleinen Hülfsmodell zu urtheilen, dürfte das Werk zu den schönsten Denkmalsstatuen der Gegenwart gerechnet werden. Auch das kolossale Nationaldenkmal für den Niederwald schreitet rüstig seiner Vollendung entgegen. Bereits Ende 1880 ist das Modell der gegen 40 Fuß hohen Germaniastatue aus dem Atelier des Professors Schilling in Dresden nach München in die Erzgießerei gesandt worden; bald darauf folgten die beiden das Postament schmückenden Figuren des Krieges und des Friedens. Gegenwärtig arbeitet der Meister mit aller Anstrengung an den großen Reliefs des Sockels, darstellend den Auszug zum Kampfe und die Kaiserproclamation in Versailles. Am 24. Oct. 1880 fand, um auch des Auslandes zu erwähnen, die Enthüllung des von L. Noël ausgeführten Standbildes des Bildhauers David d'Angers auf dem Lorraineplatz in letzterer Stadt, in Anwesenheit des Ministers Barthélemy Saint-Hilaire und des Staatssecretärs Turquet, statt. Der berühmte Künstler ist im Zeitcostüm dargestellt und stützt sich auf einen Stein mit der Inschrift „Patrie", während seine Rechte die Figur Frankreichs vom Giebel des pariser Panthéon hält. Es wird an dem Haupte der schöne Ausdruck wehmüthigen Ernstes gerühmt.

Im Gebiet der Kunstliteratur und der reproductiven Künste erscheint das verflossene Jahr außerordentlich reich an bedeutenden Werken. Wir können hier selbstverständlich nur diejenigen erwähnen, welche entweder von besonderer Wichtigkeit für die Kunstgeschichte und Aesthetik oder von speciellem Interesse für die Gegenwart sind. In erster Linie nennen wir die zur Feier des 3. Aug. 1880, an welchem Tage vor 50 Jahren das von König Friedrich Wilhelm III. gestiftete Museum zu Berlin eröffnet wurde, von der jetzigen Generaldirection der Museen herausgegebene Festschrift: „Zur Geschichte der königlichen Museen in Berlin", welche eine ausführliche Geschichte des Ursprungs und der Entwicke-

lung der berliner Kunstsammlungen enthält. Leider ist diese auch culturgeschichtlich interessante Monographie nicht im Buchhandel erschienen, sondern nur in beschränkter Auflage zur Vertheilung an bestimmte Persönlichkeiten gedruckt. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, mit Unterstützung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, erschienen bekanntlich die von Alexander Conze, Aloys Hauser und Georg Niemann bearbeiteten „Archäologischen Untersuchungen auf Samothrake" bereits im Jahre 1875. Im Anschluß daran neuerdings: „Neue archäologische Untersuchungen auf Samothrake", von Conze, Hauser und Benndorf. Die erstern enthielten außer dem Text 72 Tafeln und 36 Holzschnitte, Abbildungen der aufgefundenen Denkmäler; die letztern 76 Tafeln und 43 Illustrationen. Schon früher, in den sechziger Jahren, hatte der französische Consul in Janina, Champoiseau, mehrfach interessante Funde auf Samothrake gemacht, welche die französische Regierung veranlaßten, eine Commission unter Führung von Deville und Coquart zu näherer Untersuchung der wenig besuchten und an unentdeckten Alterthümern reichen Insel hinzusenden. Aber die Krankheit des einen und der Tod des andern Führers hatten die völlige Ausführung des Plans verhindert; trotzdem hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß dort noch reiche Schätze zu heben seien. Conze hatte ebenfalls schon früher, 1858, die Insel besucht und den lebhaften Wunsch gehegt, Untersuchungen in weiterm Umfange anzustellen. Dazu reichten aber private Mittel nicht aus, und so wandte er sich denn im Jahre 1872 an die österreichische Regierung um Unterstützung. Dieselbe ging darauf ein; sie rüstete zwei Expeditionen aus, deren Resultate in den obengenannten Werken vorliegen. Wenn die Ergebnisse auch weniger die eigentliche Kunstgeschichte bereichern, so haben sie um desto größere Bedeutung für die Kenntniß der culturgeschichtlichen Zustände des alten Hellas. Samothrake stellt sich dadurch als eine hervorragende Cultusstätte dar, deren detaillirtes Studium, auf Grund der erhaltenen Trümmer der Tempel und Denkmäler, neue und ungeahnte Schlüsse auf das religiöse und öffentliche Leben des alten Griechenlands überhaupt zu ziehen gestatten.

Gegenüber den vielfach parteiisch gefärbten Darstellungen der Geschichte der französischen Kunst, welche in Frankreich selbst erschienen sind — eine Parteilichkeit, die zum großen Theil aus mangelhafter Kenntniß der fremdländischen, namentlich der deutschen Kunst stammt — zeichnet sich das kürzlich erschienene Werk A. von Wurzbach's: „Die französischen Maler des 18. Jahrhunderts" (mit 60 Bildern in Lichtdruck; Stuttgart, Neff), in vortheilhafter Weise nicht nur durch objective Kritik der einzelnen Künstler und ihrer Werke, sondern auch durch prägnante Charakterisirung der in jener Zeit herrschenden Kunstanschauung überhaupt aus. Namentlich legt er mit Recht einen Accent auf die Wechselwirkung zwischen Hofleben und Kunstrichtung, ohne welches manches, namentlich hinsichtlich der Wahl der Motive, in der französischen Kunstgeschichte unerklärt bleibt. Sehr dankenswerth sind die beigegebenen Lichtdruckbilder von einigen Hauptwerken Rigaud's, Lebrun's, Watteau's, Boucher's, Grouze's, Fragonard's u. s. w., welche auch in technischer Hinsicht als vortrefflich bezeichnet werden müssen. Im Anschluß daran erwähnen wir ein anderes, ebenfalls mit Lichtdrucktafeln illustrirtes Werk von Hans Semper: „Hervorragende Bildhauerarchitekten der Renaissance" (6 Bogen Text und 27 Tafeln in Lichtdruck; Dresden, Gilbers). Der vielfach von frühern Forschungen in Hinsicht der Datenbestimmung abweichende Inhalt beruht auf eingehenden Quellenstudien. Hauptsächlich sind es die Porträtbildhauer der Donatello'schen Schule, Mino da Fiesole, Andrea Sansovino, Benedetto da Ravezzano u. a., welche in dem Werke behandelt werden. Auch die im Entstehen begriffene vierte Auflage des großen Werkes von Jakob von Falke, des Vicedirectors des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie: „Die Kunst im Hause; geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und

Ausstattung der Wohnung", verspricht in ihrer neuen Gestalt ein Prachtwerk ersten Ranges zu werden. Es soll mit 6 Farbendruckbildern, 50 Lichtbildern und Tondruckplatten sowie mit mehr als 220 Holzschnittillustrationen ausgestattet werden. Es erscheint bei Karl Gerold Sohn in Wien und zeichnet sich nach den uns vorliegenden Proben auch in typographischer Hinsicht durch höchst splendide Ausstattung aus.

Die letztgenannten Werke der Kunstliteratur machen bereits durch die hinzugefügten Tafeln den Uebergang zu denjenigen Werken, welche Reproduction von Originalkunstwerken zum ausschließlichen Inhalt haben; und hier haben wir vor allem das höchst interessante Skizzenbuch von Jacques Callot, welches unter dem Titel „Livre d'esquisses par Jacques Callot dans la collection Albertine à Vienne, avec cinquante héliogravures en fac-simile et huit vignettes, publié par Moriz Thausing" (Wien, Miethke) erschien, zu erwähnen. Auf die „Callot'sche Manier" ist in Deutschland, wenn nicht zuerst, so doch in weitern Kreisen durch die Hoffmann'schen „Phantasiestücke" die Aufmerksamkeit gelenkt worden. Das vorstehend verzeichnete Skizzenbuch ist die Publication eines kleinen Pergamentbandes, der sich im Besitz eines Herrn Pulsky in Pest befand und vor etwa sechs Jahren durch Vermittelung des bekannten wiener Kunsthändlers Posonyi durch die Albertina erworben wurde. Der Herausgeber hat den phototypischen Facsimilereproductionen der einzelnen Blätter — es sind im ganzen 72 Blätter, wovon jedoch mehrere auf beiden Seiten Zeichnungen enthalten, wodurch sich die Zahl der Reproductionen entsprechend vermehrt hat — einen französischen Text hinzugefügt, worin er die eigenartige Richtung Callot's zu charakterisiren versucht hat. Mehr als dieser Text interessiren die Zeichnungen selbst, welche hauptsächlich mit der Feder, einzelne auch mit Rothstift und schwarzer Kreide, zum Theil ganz flüchtig hingeworfen sind. Allem Anschein nach stammen sie aus der Mitte der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts, d. h. aus einer Zeit, in welcher sich bei Callot der Uebergang aus seiner frühern phantastisch-burlesken Richtung in eine reifere, stilvollere Behandlung der Motive vollzog: ein Uebergang, den Callot offenbar dem eingehendern Studium der großen Meister niederländischer und deutscher Malerei, eines Lukas von Leiden, Albrecht Dürer und Hans Holbein verdankte. Nach dem berühmten Todtentanz des letztgenannten Meisters, für dessen humoristisch-satirische Weise Callot eine besondere Sympathie fühlen mußte, findet sich daher in dem Skizzenbuch eine Reihe von Studien, die schon durch die Vergleichung seiner Behandlung mit der Auffassungsweise der Originale höchst anziehend und lehrreich erscheinen. Außerdem bietet das Skizzenbuch auch zahlreiche Studien nach der Natur, welche durch Feinheit der Charakteristik und Prägnanz der Behandlung von hohem Interesse sind und den Künstler von einer ganz neuen Seite zeigen. Das Werk kann demnach als eine erhebliche Bereicherung für die Kenntniß Callot's, auch in kunstgeschichtlich-ästhetischer Beziehung, betrachtet werden.

Eine bedeutende und umfangreiche Publication ist ferner das große Prachtwerk von Heinrich Köhler: „Polychrome Meisterwerke der monumentalen Kunst in Italien vom 5. bis 16. Jahrhundert" (dargestellt durch 12 perspectivische Ansichten in Farbendruck, mit erläuterndem Text; Leipzig, Baumgärtner). Das Werk ist in Lieferungen erschienen; die kürzlich herausgegebene sechste bringt dasselbe zum Abschluß; der Beginn der Publication datirt bis in den Anfang der siebziger Jahre zurück. Jede Lieferung enthält zwei große Tafeln in Lithochromie, der dazugehörige Text ist in vier Sprachen (deutsch, französisch, englisch und italienisch) abgefaßt. Nur durch „die Munificenz der preußischen Regierung", wie es ausdrücklich auf dem Titel heißt, war es möglich, das in jeder Beziehung kostbare Werk zur Ausführung zu bringen; ein Werk, wie es in solcher Gediegenheit, wenigstens aus diesem Gebiete, kaum seinesgleichen haben dürfte. Als Beispiele der künstlerischen Reproduction, welche den Inhalt bilden, führen wir an: Die

Camera della Segnatura mit Rafael's Loggien, Die Sixtinische Kapelle, Die Libreria im Dom von Siena, Die Loggia im Palast Doria zu Genua, Die Stanza des Heliodor, Das Innere des Domes Sanct-Peter in Rom u. s. w. Man muß diese herrlichen Blätter, welche auch als Farbendrucke von unübertrefflicher Schönheit sind, gesehen haben, um die zauberhafte Wirkung der Darstellungen ihrem wahren Werthe nach schätzen zu können.

Im Anschluß an das obige Werk führen wir an das „Rafael-Werk" von Gutbier, welches die sämmtlichen Tafelbilder und Fresken Rafael's in Nachbildungen nach Kupferstichen und Photographien enthält. Das Werk ist auf circa 50 Hefte zu je 4 Tafeln berechnet, also ziemlich umfangreich angelegt. Bisjetzt sind sechs Hefte erschienen. Die Anordnung der Tafeln ist so eingerichtet, daß jede Gattung der Rafael'schen Compositionen für sich im Zusammenhange publicirt wird; begonnen wird (im ersten Bande) mit den Madonnendarstellungen und heiligen Familien, und zwar chronologisch geordnet; dann folgen die Porträts; ferner die großen Fresken, die Teppiche u. s. w. Ein anderes „Rafael-Werk" ist im Streit'schen Verlag in Dresden erschienen und von mehr populärer Bedeutung. Es enthält in 100 Nummern die Hauptwerke Rafael's, phototypisch nach den besten Meisterstichen vervielfältigt. Die erste, bereits edirte Serie von 56 Drucken, in Cabinetsformat zu dem sehr billigen Preise von 30 Pf. pro Bild, enthält außer einer großen Zahl von Abbildungen Rafael'scher Staffeleigemälde, namentlich seiner Madonnen, auch verschiedene Einzelfiguren aus seinen großen Fresken wie aus seinen größern Oelgemälden, z. B. die einzelnen Figuren der Sixtina, der Kreuztragung u. s. w. In demselben Verlage erschienen auch in ähnlicher Form und Ausstattung die Werke Angelica Kaufmann's in zwei Serien zu je 25 Blättern. Die erste Serie liegt bereits fertig vor. Bei der letzten Lieferung soll ein kunstgeschichtlicher Text (von wem, ist nicht gesagt) beigegeben werden. Endlich erwähnen wir noch eine ebenfalls in der Publication begriffene, auf fünf Lieferungen berechnete „Illustrirte Monographie der Bildnisse Goethe's", welche im Verlage von Braumüller in Wien erscheint und zum Verfasser den Dr. Hermann Rollett in Baden (bei Wien) hat. Dieser nämlich hat seit einer Reihe von Jahren eine große Zahl von Goethe-Porträts gesammelt. Er selbst besitzt über 100 Originalporträts des großen Dichters, und in dem Werke sollen mehrere hundert Reproductionen derselben beschrieben und in Nachbildungen mitgetheilt werden. Von speciellem Interesse ist das Werk insofern, als bei chronologischer Anordnung der Porträts, welche den verschiedensten Lebensepochen Goethe's angehören, man eine fast lückenlose Anschauung seiner Entwickelung nicht nur in körperlicher, sondern auch in geistiger Beziehung erhält. Dankenswerth ist dabei, daß etwa von acht zu acht Jahren aus dem Leben des Dichters die betreffenden Bildnisse als besondere Blätter in Radirungen von W. Unger reproducirt werden sollen, während die übrigen in Holzschnitt ausgeführt und in den Text gedruckt zu werden bestimmt sind.

Zum Schlusse unserer diesmaligen „Revue" wollen wir noch eine gedrängte Uebersicht über die Lücken geben, welche der Tod in die Reihe der bildenden Künstler im verflossenen Halbjahre gerissen hat. Am 30. Aug. 1880 starb einer der ältesten Schüler von Cornelius, Hermann Anschütz, geboren am 12. Oct. 1802. Als Ludwig I. Cornelius nach München berief, schloß sich Anschütz, damals in Dresden, den zahlreichen andern Kunstjüngern, die ihrem Meister folgten, an. Er führte im Odeonssaale, im Auftrage des Meisters, das große Deckengemälde: Urtheil des Midas, in Fresco aus. Nach Vollendung desselben im Jahre 1827, wurde er nebst andern jungen Künstlern, um für die im Stil der pompejanischen Wandgemälde auszuführenden Fresken des neuen Königsbaues die Originale an Ort und Stelle zu studiren, von König Ludwig nach Italien gesandt. Nach seiner

Rückkehr führte er nicht nur die erwähnten Fresken, sondern noch verschiedene andere große Wandgemälde, z. B. die Scenen aus „Anakreon" nach Entwürfen von Clemens Zimmermann, im Speisesaale des Königs aus. Später widmete er sich, er war Katholik, speciell der kirchlichen Malerei; unter den einschlägigen Werken zeichnet sich seine im Jahre 1863 vollendete Himmelfahrt Mariä für die fürther Stadtkirche durch schönes Colorit und Innigkeit des Ausdrucks aus. Im Jahre 1873 wurde er als Professor der münchener Akademie pensionirt. — In Hannover verstarb im October 1880 der im Jahre 1809 geborene Bildnißzeichner Professor Theodor L'Allemand; in demselben Monat in Wien der bekannte Historienmaler Professor Johann Nepomuk Geiger, geboren 1804, und der bedeutende münchener Landschaftsmaler Bernhard Stange, geboren zu Dresden 1807. Er gehörte noch der ältern Münchener Schule an und behandelte mit Vorliebe und in ausgezeichneter Weise Mondscheinbilder. Namentlich haben seine Vier Tageszeiten aus Venedig, von denen jedoch nur Der Abend und Die Nacht zur Ausführung gelangten, seinen Namen den besten Landschaftern der Münchener Schule angereiht.

Im November 1880 starb der bekannte Schlachtenmaler und Illustrator Otto Fikentscher zu Düsseldorf. Er war 1831 geboren und studirte auf der düsseldorfer Akademie, wohin er später nach mehrjährigem Aufenthalt in Stuttgart und München zurückkehrte. Außer seinen zahlreichen Illustrationen für die „Illustrirte Zeitung" und „Ueber Land und Meer" gab er auch ein Album für Cavalerie in Lithographien heraus. Seine Oelgemälde — namentlich die aus dem Deutsch-Französischen Kriege — zeichnen sich mehr durch lebendige Composition als kräftiges und harmonisches Colorit aus. — Unter den hervorragenden Künstlern des Auslandes hat der Tod ebenfalls reichliche Ernte gehalten. Im August 1880 starb zu Neuyork der amerikanische Landschafts- und Marinemaler Sanford Robinson Gifford, zu Greefield im Staate Neuyork im Jahre 1823 geboren. Er hatte sich anfangs einem gelehrten Berufe gewidmet, ging aber bald von der Universität zur Kunst über. Zu verschiedenen malen bereiste er Europa, um die Sammlungen älterer und neuerer Meister zu studiren, besuchte Italien, Griechenland und selbst Aegypten. Seine Bilder, welche etwas Trübes besitzen, fanden in Neuyork große Anerkennung. Im October 1880 starb in Boulogne-sur-Mer der durch seine „Histoire des Arts industriels" und „Peinture sur émail dans l'antiquité" bekannte Kunstschriftsteller Jules Labarte, geboren 1796; in Rom der Marchese Campana, dessen Sammlungen von antiken Vasen, Terracotten und Marmorwerken ihrerzeit sehr berühmt waren; in Paris der 1817 geborene bedeutende Maler Alexandre Guillemin, der Historienmaler Henri Chopin, ein geborener Lübecker, und der Landschaftsmaler Léon Herpin, ein Schüler von Daubigny; im November Léon Cogniet, der berühmte Historienmaler, in seinem 86. Lebensjahre.

Politische Revue.

18. Februar 1881.

Die Sitzungen des preußischen Landtages, deren Verlauf längere Zeit hindurch jeder politischen Spannung entbehrte, haben durch das Erscheinen des Reichskanzlers und sein parlamentarisches Eingreifen einen erhöhten Aufschwung genommen.

Vorher hatte vor allem der Antrag Windthorst, betreffend die Straffreiheit des Sakramentespendens und des Messelesens, eine Theilnahme auch in weitern Kreisen wach gerufen: der am 26. Jan. eingebrachte Antrag, der schon vorher in

allen Zeitungen viel Staub aufgewirbelt hatte, beschäftigte das Abgeordnetenhaus zwei Tage lang. Er richtete sich im wesentlichen gegen die Anzeigepflicht, also gegen den Grundstein der ganzen Kirchengesetzgebung aus der Epoche des Culturkampfes; doch er maskirte diesen Angriff, indem er den Anschein zu erwecken suchte, als handle es sich nur um eine temporäre Maßregel zur Abhülfe eines dringenden Nothstandes. Windthorst plaidirte auf das lebhafteste für „Gewissensfreiheit", deren Gewährung das erste Zeichen einer civilisirten Nation ist; er berief sich auf die Bestimmung der Verfassung, welche Gewissensfreiheit garantirt; er nahm also die Waffen aus dem Arsenal seiner Gegner; denn wie die Curie und wie die streng katholischen Staaten zu allen Zeiten über Gewissensfreiheit gedacht haben und noch denken, das berichtet die Geschichte der Vergangenheit und die Zeitgeschichte zur Genüge. Windthorst protestirte dagegen, daß die Spendung der Sakramente und die Feier der heiligen Messe aus irgendwelchem Grunde mit Strafe belegt werde; das sei absolut unzulässig und verwerflich. Der Nothstand der Gemeinden sei so groß, daß er nicht länger fortdauern könne. Dann suchte der Redner nachzuweisen, daß die Maigesetzgebung durch seinen Antrag nicht alterirt werde, wobei er indeß nicht zu erwähnen unterließ, daß dieselbe auf einem unmoralischen Princip beruhe. Die Annahme seines Antrags werde wirken wie die wohlthuende Wärme der Frühlingssonne in einer Winterlandschaft. Der Friedensrede Windthorst's, als welche er selbst sie bezeichnete, fehlte es nicht an Wärme der Empfindung für das traurige Los der Gläubigen, denen sogar der letzte Trost auf dem Sterbelager versagt sei, nicht an lebendigem Colorit und rhetorischer Ausschmückung. Der Cultusminister behauptete diesmal dem Centrum gegenüber keine entgegenkommende Haltung: sein statistischer Nachweis über die wesentliche Verbesserung des sogenannten „Seelsorgernothstandes" wirkte sehr abschwächend gegenüber den rhetorischen Auslassungen Windthorst's: die Thatsache, daß infolge des gegen die Stimmen des Centrums durchgesetzten Art. 5 des Gesetzes vom 14. Mai 1880 953 Pfarreien mit mehr als 1,900000 Seelen wieder regelmäßige Seelsorge erhalten haben, überraschte offenbar das Abgeordnetenhaus: man hatte eine so weitgreifende Wirkung dieses Gesetzes nicht erwartet.

Wenn der Minister von Puttkamer durch seine Rede die Sympathien des Centrums zum großen Theil wieder verscherzt hat, so gelang es dem Abgeordneten von Bennigsen durch die seinige, sich zu dem vom Centrum bestgehaßten Culturkämpfer aufzuschwingen, wie sich in der erbitterten Erwiderung Windthorst's zur Genüge zeigte. Die Rede Bennigsen's hatte das bekannte staatsmännische Air und die vornehmen auf größere geschichtliche Perspectiven hindeutenden Handbewegungen des einflußreichen Parlamentariers; er sah in der erbitterten Feindschaft Roms gegen das neuerrichtete evangelische Kaiserthum die Wurzel des ganzen Kampfes zwischen Kirche und Staat und suchte in seiner zweiten Rede hierfür den geschichtlichen Nachweis zu führen, indem er auf das Vorgehen der Päpste gegen das neugeschaffene preußische Königthum zurückging. Schorlemer und Windthorst protestirten hiergegen auf das eifrigste; sie wollten überhaupt nur etwas von einem paritätischen Kaiserthum wissen. In ihren Augen ist Bennigsen ein Feind des Katholicismus, ein Protestantenvereinler. In der Agitation des Centrums sieht Bennigsen dagegen nur ein Mittel, die im Kampfe erlahmenden Massen wieder aufzufrischen. Windthorst blieb die Replik nicht schuldig: er meint, daß die oratorische Leistung von Bennigsen wesentlich an die Wähler gerichtet sei. In dem Rededuell der beiden Parteiführer war eine persönliche Verbitterung nicht zu verkennen, die wol noch aus den politischen Kämpfen in der engern Heimat herrührt. Bennigsen verlangte eine Nachgiebigkeit seitens der Kirche, die er in den bisherigen sogenannten Concessionen des Papstes nicht finden konnte. Wenn der Staat nur noch ein bis zwei Jahre festbliebe, werde er die Curie zum Friedensschlusse nöthigen.

Die Mitglieder der conservativen Partei, besonders der Abgeordnete von Rauch-

haupt, hatten eine motivirte Tagesordnung eingebracht, für welche sie, wie der rednerische Vorkämpfer des Antrags, von Hammerstein, mittheilte, nicht auf eine Mehrheit rechneten, sondern durch welche sie nur ihre Abstimmung gegen den Windthorst'schen Antrag motiviren wollten. In dieser Tagesordnung wurde gegen denselben geltend gemacht, daß er eine Quelle neuer Verwickelungen zwischen Staat und Kirche schaffen würde, während die baldige Beendigung des kirchenpolitischen Streites als ein dringendes Bedürfniß für den Frieden zwischen Staat und Kirche und die Beseitigung des Nothstandes vieler katholischen Gemeinden als allen Ernstes erstrebenswerth hingestellt wurde. Bennigsen erklärte, jedenfalls im Namen seiner Partei, diese motivirte Tagesordnung ablehnen zu müssen, weil ein wesentliches Moment fehle: die Hinweisung auf das non possumus und das Erforderniß eines versöhnlichen Entgegenkommens seitens der Römischen Curie.

Von den Secessionisten erklärte sich Abgeordneter von Helldorff für den Windthorst'schen Antrag, und zwar von dem Standpunkte aus, daß Handlungen, welche rein kirchliche sind, nicht ferner als Handlungen eines vom Staate anzuerkennenden Beamten zu betrachten seien; er hob ferner hervor, daß er die Liberalen der königlichen Staatsregierung gegenüber, wie sie jetzt ist, nicht mehr für verpflichtet halte, allein die Kosten des Culturkampfes zu tragen. Abgeordneter Virchow trat, wie schon öfter, für eine gemeinsame neue Gesetzgebung ein, welche sämmtliche Kirchengesellschaften umfasse.

Bei der namentlichen Abstimmung erklärten sich außer Herrn von Helldorff noch mehrere Mitglieder der Forschrittspartei: Träger, Straßmann, Löwe, Dirichlet zu Gunsten des Windthorst'schen Antrags, für den im übrigen nur das Centrum und die Polen stimmten, sodaß er mit 254 gegen 115 Stimmen abgelehnt wurde; für die motivirte Tagesordnung von Rauchhaupt stimmten nur die Conservativen.

Diese beiden Tage, der 26. und 27. Jan., waren für die parlamentarische Parteitaktik nicht ohne Bedeutung; sie haben offenbar das Bündniß zwischen dem Centrum und den Conservativen nicht blos gelockert, sondern gesprengt, und dies Bündniß war eine Zeit lang ja die herrschende parlamentarische Constellation. Außerdem zeigte die Fortschrittspartei nicht einen ganz festen Zusammenhalt; einigen Mitgliedern stand das Princip der religiösen und Gewissensfreiheit höher als die Staatsraison. Dagegen traten die von frondirenden Elementen geläuterten Nationalliberalen einig auf den Plan, und ihr Parteiführer war der beredteste Vorkämpfer des protestantischen Staates.

Zu den wichtigsten Tagen in der diesmaligen Session des Abgeordnetenhauses gehörten diejenigen, in denen über die Finanzpolitik, über den Steuererlaß und das Verwendungsgesetz berathen wurde. Der dauernde Steuererlaß, in derjenigen Form, welche die Conservativen dem ersten Antrage des Abgeordneten Richter gegeben hatten, wurde in namentlicher Abstimmung mit 243 gegen 106 Stimmen am 29. Jan. genehmigt. Die Conservativen, das Centrum, die Secessionisten und die Fortschrittspartei stimmten dafür, die Nationalliberalen und die Freiconservativen dagegen. Die Debatte war sehr lebhaft: jedenfalls hatte Richter das Recht, die Vaterschaft für diesen Antrag auf dauernden Steuererlaß für sich in Anspruch zu nehmen; der Unterschied ist kein großer. „Der Vorbehalt bis zur Reform der Klassen- und Einkommensteuer", sagt er selbst, „oder der Unterschied: «Steuer außer Hebung setzen» statt «Steuer erlassen», ist nur ein Schaumkloß, wie es Herr Stephan nennen würde. Der einzige praktische Unterschied besteht darin, daß ich den Ein-Viertel-Erlaß gleichmäßig auf 12 Monate vertheilen will und Herr von Minnigerode 3 Monate ganz frei, die übrigen 9 Monate aber unverändert läßt. Da nun aber in den 3 freigelassenen Monaten die Communalsteuererträge unverändert fortdauern, so liegt darin keine Vereinfachung der Erhebung, sondern eine unpraktische Ungleichheit der Monatsraten." Richter griff in seiner Rede den frühern Finanzminister Hobrecht und die Aengstlichkeit der National-

liberalen in Bezug auf den Steuererlaß heftig an; er warf ihnen ihre frühere Bereitwilligkeit bei der Erhöhung der Steuerlast vor. Im Namen der Secessionisten sprach Rickert zu Gunsten des Richter-Minnigerode'schen Antrags, nicht ohne in seine Rede eine scharfe Kritik der jetzigen Wirthschaftspolitik zu verweben; er meinte, daß der Grundbesitz bei der neuen Finanzreform aus dem Regen in die Traufe komme und mit dem Profit, den er bei ihr macht, sein blaues Wunder erleben werde. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Ich werde diesem Steuererlaß mit meinen speciellen Freunden zustimmen, weil es seitens der Volksvertretung nicht richtig wäre, der Regierung mehr zu geben, als sie haben will. Wir halten es aber auch für eine Pflicht der Loyalität dem Lande gegenüber, die Erfüllung des Versprechens, daß die 130 Mill. zu Steuerlassen gebraucht werden sollten, nicht zu hindern."

Warum aber traten die Nationalliberalen der Coalition der Conservativen, der Fortschrittspartei und des Centrums mit der Regierung entgegen? Von den Rednern dieser Partei gab der Abgeordnete von Benda über ihre Motive zur Ablehnung des Antrags die beste Auskunft. Die Regierung, meint er, habe zu einem Steuererlaß keine Mittel disponibel; außerdem erklärt er sich gegen die stückweisen Anfänge der großen Steuerreform, gegen das improvisirte Vorgehen. Für den einjährigen Steuererlaß hätten die Nationalliberalen gestimmt, wenn auch mit schwerem Herzen; wogegen sie den dauernden ablehnen müßten wegen der Consequenzen, die aus dem Gesetze selbst folgen.

Abgeordneter von Rauchhaupt zog in seiner Rede die große deutsche Finanzreform mit herein; es ist bekannt, daß die conservative Partei einen Plan der Finanzreform entworfen hat, den man auf die Inspirationen ihres Leiters zurückführt. Dieser conservative Finanzplan deckt sich nicht mit den Reformgedanken des Reichskanzlers; ja er durchkreuzt sie in vieler Hinsicht. Das Programm des Herrn von Rauchhaupt verbürgt eine Erleichterung der von den geringern und mittlern Einkommen zu entrichtenden Personalsteuer und Verschmelzung der Klassen- und Einkommensteuer; die drei untersten Stufen sollen dann mit drei Viertel des bisherigen Betrags beginnen und dann soll die Steuer progressiv bis zu einem Maximalsatze von 4 Proc. vorschreiten. Der wichtigste Satz des Programms ist aber die neben der Personalsteuer zu erhebende Ertragssteuer, zu welcher alles fundirte Einkommen, Grundbesitz, Kapital und Gewerbe, gleichmäßig herangezogen werden soll. Das Neue besteht in einer Extrasteuer auf das Kapital, in einer Herabsetzung der Grund- und Gebäudesteuer um die Hälfte, und in Aufhebung der jetzigen Gewerbesteuer, Freilassung des kleinen Handwerks und Gewerbebetriebes, während das im Gewerbebetriebe angelegte Kapital der gleichen Steuer wie jedes andere Kapital verfällt. Der Minnigerode'sche Antrag oder vielmehr die Bereitwilligkeit der Conservativen, sich den Richter'schen anzueignen, war ja schon ein Zugeständniß an ihr neues Finanzprogramm, in welchem die Erleichterung der untern Klassen der Steuerzahler einen wichtigen Punkt ausmacht.

In den Debatten über das Verwendungsgesetz mußte dies Programm noch mehr zur Sprache kommen, und es geschah dies auch an dem denkwürdigen Tage, an welchem Fürst Bismarck nach langer Zurückhaltung zum ersten mal wieder im Kreise der Volksvertreter das Wort ergriff: am 4. Febr. Die Anwesenheit des Reichskanzlers hatte offenbar auf den parlamentarischen Hauptredner, Eugen Richter, einen nervös erregenden Eindruck gemacht; denn die rhetorische Steigerung am Schlusse seiner Rede athmete ein Pathos, welches sonst dem Redner auch in seinen destructivsten Stimmungen fern liegt; er sprach vom Fiasco der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik, vom Zusammenbruche des ganzen Systems, von Zugrunderichtung des ganzen Landes. Vorher hatte er betont, daß neue Steuern doch zuletzt das einzige Auskunftsmittel des Reichskanzlers wären und er sich in immer neuen Versprechungen überbiete; er hatte nachgewiesen, wie das Rauchhaupt'sche Pro-

gramm, welches übrigens auch der Generalsteuerdirector Burghart einer eingehenden Kritik unterzog, den Reformplan des Reichskanzlers kreuze, indem jenes Programm auf den Aufbau des directen Steuersystems ausgehe, während die Regierung eine Vermehrung der indirecten Steuern zur Abtragung der directen wolle.

Die große Rede des Fürsten Bismarck war wieder eine geniale Causerie mit großen Gesichtspunkten; er constatirte, indem er über die Schlußsätze mit vornehmer Ironie hinwegging, in vielen Punkten sein Einverständniß mit dem Vorredner, so was die Aufhebung des Schulgeldes, die Kritik der Grundsteuer u. s. w. betrifft. Was das Grundprincip der von ihm beabsichtigten Steuerreform betrifft, so erklärte der Fürst, daß wir ein zu großes Maß directer, ein zu geringes Maß indirecter Steuern im Lande haben; daß wir factisch hinter England und Frankreich heute zurückstehen, weil man in diesen Ländern nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt ist, daß wir mehr indirecte Steuern haben müssen und die directen zur theilweisen Entlästung der Communen verwenden sollten. Was die Frage der Centralisation betrifft, so will der Fürst sie nicht in der Verwaltung, sondern nur im Bezahlen; er will eine staatliche Erhebung, weil er darin eine größere Garantie für gerechtere Veranlagung sieht.

Fürst Bismarck behauptete fernerhin, es sei „besser geworden", und Herr Richter befinde sich bei den gegentheiligen Behauptungen 300 ungläubigen Gesichtern hier und 20 Mill. ungläubigen Gesichtern im Lande gegenüber. Ferner hob er von neuem hervor, daß er für das Tabacksmonopol eintrete, und setzte dann seiner Rede in nachdrücklichster Weise einige Lichter auf, welche die Perspectiven der äußern und innern Politik erhellen. „Wir haben keinen Krieg", sagte er, „und haben auch Gott sei Dank keine Aussicht auf einen solchen auf lange Zeit hin." Dann aber erklärte er, vor ein paar Jahren habe er die Absicht gehabt, aus Gesundheitsrücksichten und weil er nicht die nöthige Unterstützung gefunden, zurückzutreten. Davon sei er zurückgekommen: es falle ihm nicht ein, zurückzutreten; er habe sich entschlossen, dem Vaterlande zu dienen, solange noch ein Faden an ihm sei. In diesem patriotischen Aufschwunge hat Fürst Bismarck zugleich eine scharfe Kritik des deutschen Parlamentarismus gegeben, indem er die Möglichkeit, Majoritäten im Reichstage oder Landtage zu weichen, gänzlich ausschließt. „I'y suis et j'y reste" — und an diesem rocher de bronze mögen alle Majoritäten zerschellen! Es zeigt dies von neuem, daß sich unsere parlamentarischen Zustände mit denen in England, Frankreich, Belgien, Polen, Spanien in keiner Weise vergleichen lassen.

Trotz des Protestes des Finanzministers Bitter, die Vorlage über das Verwendungsgesetz nicht an eine Commission zu verweisen und damit stillschweigend zu beseitigen, wird das Verwendungsgesetz einer besondern Commission von 28 Mitgliedern überwiesen. Da der Reichstag bereits am 15. Febr. zusammengetreten ist, so konnte die Commission die Berathungen über das Verwendungsgesetz nicht zu Ende führen; und doch kommt der Regierung alles darauf an, die Ouverture zu den Steuervorlagen erst vollstimmig executirt zu sehen. Es wird daher eine Extrasession des Landtages in Aussicht gestellt, um das Verwendungsgesetz in zweiter und dritter Lesung zu erledigen.

Auch mit den andern Berathungen ist der Landtag nicht zu Ende gekommen: den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildeten die Etatsberathungen, bei denen gelegentlich die steuerpolitischen Ansichten in ihren verschiedensten Nuancen zur Geltung kamen. Mehrere Sitzungstage füllten die Berathungen über das Zuständigkeitsgesetz aus, welches besonders das Bestätigungs- und Beanstandungsrecht der Aufsichtsbehörden und mehrere Competenzbestimmungen besonders für die durch die Kreisordnung neugeschaffenen Organe enthält. Scharfe Parteigegensätze traten bei dieser Berathung, trotz einzelner Meinungsverschiedenheiten, nicht hervor. Das Competenzgesetz wurde am 15. Febr. angenommen. Am 7. und 8. Febr. fanden Verhandlungen über die Novelle zur Kreisordnung statt: ein wichtiger Theil der-

selben betrifft die Landrathsqualification, über welche sich Regierung und Abgeordnetenhaus bisher nicht einigen konnten. Die Commission, deren Antrag die Mehrheit des Hauses fand, bestimmte, daß zum Landrathsamte entweder die Qualification für den höhern Justiz- und Verwaltungsdienst befähigen solle oder die Thatsache, daß der Candidat seit mindestens einem Jahre im Kreise ansässig und mindestens während eines vierjährigen Zeitraums entweder als Referendar in der Justiz oder Verwaltung oder in Selbstverwaltungsämtern des Kreises, des Bezirks oder der Provinz thätig gewesen sei. Die Regierung war insofern nicht mit dem Antrage einverstanden, als sie das Vorschlagsrecht zur Wahl eines Landrathes der zweiten Kategorie nicht blos dem Kreistage überlassen, sondern auch der Regierung anheimgeben will. Berathungen über den Nothstand einzelner oberschlesischer Kreise, über die Rhein-Nahebahn, das Hoferecht im Herzogthum Lauenburg und andere mehr provinzielle Interessen füllten die übrigen Sitzungen des Abgeordnetenhauses und auch des Herrenhauses aus.

Die Chronik des Landtages wurde auch in den letzten Tagen durch eine dramatische Episode bereichert. Der Abgeordnete von Ludwig, der es liebt, die Antecedentien seiner Collegen zu prüfen, sowol in Bezug auf den Gründungsschwindel wie auf sonstige Incorrectheiten, und die Resultate seiner Prüfung mit einer naiven und oft injuriösen Rückhaltlosigkeit im Plenum mittheilt, warf dem Abgeordneten von Bennigsen — zwar nicht auf der Tribüne, woran er vom Präsidenten verhindert wurde, aber in der „Deutschen Landeszeitung" — seine Betheiligung an Eisenbahngründungen und sein Benehmen in Hannover im Jahre 1866 in einer Weise vor, welche an eine Anklage auf Landesverrath erinnerte. Bennigsen forderte seinen Ankläger: dieser lehnte die Forderung anfangs ab, nahm sie aber nachher an, worauf Bennigsen nicht mehr einging. Dies war der Anlaß zu einem Festmahl zu Ehren Bennigsen's, woran sich alle Fractionen betheiligen sollten, in der That aber die meisten Conservativen und Mitglieder des Centrums sich nicht betheiligten.

Der Volkswirthschaftsrath ist zusammengetreten, hat seine Geschäftsordnung erhalten und seine drei Sectionen für Handel, für Gewerbe, für Forst- und Landwirthschaft gebildet. Fürst Bismarck hat die Mitglieder desselben bei sich gesehen und mit ihnen über verschiedene Fragen in vertraulich anregender Weise geplaudert.

Derselben Initiative verdankt auch das Unfallversicherungsgesetz, welches vom Reichskanzler beim Bundesrathe eingereicht worden ist, seine Existenz. Wir werden diesem Gesetz demnächst einen eingehenden Artikel widmen. Die Urtheile über dasselbe in der inländischen und auswärtigen Presse gehen noch weit auseinander. Von vielen wird es als eine That des Reichskanzlers gepriesen, der hierdurch mit den Arbeitern Fühlung gewinnt, und eine leise Färbung von Staatssocialismus ist dem ganzen Vorgehen des Reichskanzlers nicht abzusprechen. Von frühern Vorschlägen unterscheidet sich das neue Gesetz dadurch, daß es zu dieser Versicherung die Unternehmer nur für die am niedrigsten Bezahlten bis zu einem Jahresarbeitsverdienst unter 750 Mark mit einem Beitrage von zwei Dritteln, zu denen, deren Jahresverdienst 750 Mark übersteigt, zu einem Beitrag der Hälfte verpflichtet. Für jene trägt das fehlende Drittel der Ortsarmenverband, für diese die fehlende Hälfte der Versicherte selbst. Die Versicherungsanstalt soll in dem Reiche errichtet oder für dessen Rechnung verwaltet werden. Diese Bestimmung rief schon heftige Proteste des Particularismus wach, der in ihr eine bedenkliche Stärkung der Reichseinheit sah; so besonders in der bairischen Kammer, wo indeß Minister von Lutz diese Bedenken in einer glänzenden, echt patriotischen Rede widerlegte. Gegenstand der Versicherung ist der Ersatz des Schadens, welcher durch eine körperliche Verletzung, die eine Erwerbsunfähigkeit von mehr als

vier Wochen zur Folge hat, oder durch Tödtung entsteht. Das Reglement über die Organisation und Verwaltung der Versicherungsanstalt regelt der Kaiser im Einvernehmen mit dem Bundesrathe; die Tarife setzt der letztere fest.

Der Reichstag ist am 15. Febr. eröffnet worden; welche wichtige Aufgaben ihm vorliegen, hat die Thronrede sogleich außer Zweifel gesetzt: es sind das die Berathungen des Reichsetats, die fortgesetzte Reform der Reichsabgaben, um dadurch die finanzielle Selbständigkeit des Reiches anzustreben, den Bundesstaaten weitere Mittel zu gewähren zur Umgestaltung ihrer Besteuerungsverhältnisse, zur Minderung drückender Abgaben und zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen; zunächst ist eine Stempel- und Brausteuer in Aussicht genommen. Ferner werden die Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Klassen hervorgehoben, das Unfallgesetz, das ausdrücklich als eine „Vervollständigung der Gesetzgebung zum Schutze gegen die socialdemokratischen Bestrebungen" hingestellt wird. Ein Gesetz über die neue Regelung der Immungen, ein anderes zu Gunsten der Witwen und Waisen von Reichsbeamten, ein Strafgesetz gegen die Trunkenheit sowie die Wiedervorlage des Gesetzentwurfs einer zweijährigen Feststellung des Reichsetats werden angekündigt. Schließlich wird hervorgehoben, daß sich das Deutsche Reich friedlicher und wohlwollender Beziehung zu den benachbarten großen Reichen erfreut und daß bei den europäischen Mächten in dem Willen, den Frieden zu erhalten, volle Uebereinstimmung herrsche, ja auch keine principielle Meinungsverschiedenheit betreffs der wesentlichen Ziele der zwischen ihnen schwebenden Verhandlungen. Auch hofft die Thronrede, daß es den Mächten gelingen werde, auch „partielle" Störungen des Friedens in Europa zu verhüten oder jedenfalls so zu beschränken, daß sie weder Deutschland noch dessen Nachbarn berühren. Diese Erklärung hat eine große Tragweite: in Zusammenhang mit der Erklärung des Fürsten Bismarck im preußischen Abgeordnetenhause gebracht, gewährt sie die Ueberzeugung, daß ein türkisch-griechischer Krieg weder Deutschland, noch Rußland, noch Oesterreich und Frankreich in Mitleidenschaft ziehen werde.

Bei der Präsidentenwahl am 16. Febr. erhielt Graf Arnim-Boitzenburg 147 Stimmen als Präsident, Freiherr zu Franckenstein 149 Stimmen als erster Vicepräsident, als zweiter Herr Ackermann 172 Stimmen. Graf Arnim war nicht anwesend; er hatte indeß erklärt, mit einem Ultramontanen nicht zusammen das Präsidentenamt führen zu wollen; so verzichtete er in der That darauf und an seiner Stelle wurde am 17. Febr. ein Deutschconservativer, von Goßler, mit 150 Stimmen gewählt. Im Reichstage hat also die conservativ-klerikale Allianz noch immer die Führung.

In Oesterreich mehren sich die Zugeständnisse, welche Graf Taaffe den klerikalen und föderalistischen Tendenzen macht. Die Opposition der deutschliberalen Minderheit wird dadurch verschärft und diese Verschärfung drängt das Cabinet immer mehr, seine Anlehnung bei der Rechten und der äußersten Rechten zu suchen. Wenn das Cabinet Taaffe anfangs mit versöhnenden Tendenzen auftrat und als ein Coalitionscabinet zu betrachten war, so kann es jetzt nur noch als ein Cabinet der Rechten angesehen werden. Ein wichtiger Factor der österreichischen Verfassung versagte indeß seine Mitwirkung bei dieser Wendung der Regierung: das Herrenhaus, wenn es auch gemäßigter als die Liberalen des Abgeordnetenhauses auftrat und manchem noch zustimmte, was von diesen verworfen wurde. Graf Taaffe griff daher zum Mittel eines Pairsschubs, um den Föderalisten, welche in dem Herrenhause nur in unverhältnißmäßig geringer Zahl vertreten sind, den Willen zu thun. Am 18. Jan. wurden zwölf neue Herrenhausmitglieder ernannt, sämmtlich auf Lebenszeit: vier Polen, zwei Czechen, sechs Klerikale oder Conservative. Damit ist indeß noch immer nicht die verfassungstreue

Mehrheit des Herrenhauses zur Minderheit geworden; aber der Pairsschub hatte die Folge, daß die deutschgesinnten Mitglieder des Cabinets, der Justizminister von Streit und der Handelsminister von Kremer aus demselben ausschied und an ihre Stelle der bisherige Statthalter von Oberösterreich, Baron von Pino, als Handelsminister, und Dr. Prazak als Justizminister traten.

Die Zerfahrenheit des österreichischen Parteiwesens zeigt sich besonders in den Budgetausschüssen, wo auch die Fractionen der Majorität keineswegs immer Hand in Hand gehen. Der von einem polnischen Abgeordneten entworfene Schulplan, hinauslaufend auf eine Nationalisirung des gesammten Schulwesens, stieß selbst bei den Czechen auf Widerspruch. Diese verhandeln indeß insgeheim mit dem Ministerium, indem sie die Bewilligung des Budgets von neuen Zugeständnissen abhängig machen, von einer stärkern Vertretung im Ministerium, von der Lösung der prager Universitätsfrage und andern. Die deutschliberalen Abgeordneten dagegen sind entschlossen, den Dispositionsfonds, den die Regierung verlangt, nicht zu bewilligen, weil sie derselben kein Vertrauensvotum geben wollen. Die tumultuarischen, durch Rieger veranlaßten Scenen im Sprachenausschuß, welche bewirkten, daß Herbst mit den Gleichgesinnten die Sitzung verließ, charakterisiren scharf die Zeitlage und die Verbitterung der Parteien gegeneinander.

Die Bauernagitation, welche sich gegen die Grundsteuern richtet, die verschiedenen Deputationen in Wien, die selbst vom Kaiser empfangen wurden, haben in der Hauptsache nichts zu ändern vermocht. Die Herabsetzung der von den österreichischen Alpenländern verlangten Steuersumme ist nicht eingetreten; nur die Begünstigung eines allmählichen Eintritts der Erhöhung der Grundsteuer ist ihnen zutheil geworden. Die Masse der Bauern ist nun zwar den klerikalen Heißspornen entfremdet, aber doch nicht in das Lager der Regierung hinübergeführt worden.

Es ist auf lange Zeit kein Krieg in Aussicht: das verkündete der weitblickende Staatsmann, der die Angelegenheiten des Deutschen Reiches lenkt. Nicht lange darauf hielt es die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" für nöthig, Gambetta wegen seiner Kriegsgelüste zur Ordnung zu rufen: ist der Dictator von Tours und Orléans, trotz des glänzenden Ausfalls der Gemeinderathswahlen in ganz Frankreich zu seinen Gunsten, schon eine gefallene Größe?

Eine Schlappe hat Gambetta allerdings erlitten, und zwar an seiner verwundbaren Ferse, der Kriegspolitik. Den seit dem 20. Jan. wieder versammelten politischen Körperschaften hat Barthélemy Saint-Hilaire das Gelbbuch vorgelegt, welches das diplomatische Auftreten Frankreichs betreffs des griechisch-türkischen Conflicts nach allen Seiten hin beleuchtet. Am 3. Febr. trat nun Antony Proust, ein Anhänger Gambetta's, mit einer Interpellation vor das Haus, welche, in ihrer Form und Haltung sehr gemäßigt, doch auf ein Tadelsvotum für die auswärtige Politik der Regierung zu dringen schien. Der Minister des Auswärtigen gab auf die Interpellation eine durchaus befriedigende Antwort, rechtfertigte die Friedenspolitik Frankreichs im Orient und sprach sich gegen Griechenlands kriegerische Bestrebungen aus. Er gewann durch seine wohldurchdachte Rede ein Vertrauensvotum in Gestalt der motivirten Tagesordnung, welche von der republikanischen Linken ausging und welche fast mit Einstimmigkeit vom Hause angenommen wurde: die Kammer stimmte ausdrücklich den Erklärungen des Ministers und der von der Regierung eingeschlagenen Politik des Friedens bei.

„Frankreich hat sich auf kein Abenteuer eingelassen", sagte Barthélemy Saint-Hilaire: doch aus seiner Rede ließ sich für den europäischen Frieden kein Kapital schlagen; sie galt ja nur der Orientpolitik, und einen Nationalkrieg gegen Deutschland würde kein Franzose, auch nicht der Minister des Auswärtigen, ein Abenteuer nennen. Auf welchen Thatsachen jener Angriff der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" auf Gambetta beruht, ist noch nicht constatirt: jedenfalls hat er in Frank-

reich selbst böses Blut gemacht und wird von den Hauptzeitungen energisch zurückgewiesen. Irgendein Vorgang hinter den Coulissen der Politik muß dazu Anlaß gegeben haben: man spricht von einem Conflict zwischen Grévy und Gambetta, dann wieder von Maßnahmen in der Kriegsorganisation und bevorstehenden Finanzoperationen, denen man eine weiter reichende Tendenz zuschreibt; auch glaubt man nicht mehr, daß Barthélemy Saint-Hilaire sich halten könne gegenüber Gambetta, dem er durch seine letzte Rede feindlich entgegengetreten sei. Schwer sind diese officiösen Beunruhigungen mit der apodiktischen Friedensrede des Reichskanzlers in Einklang zu bringen: jedenfalls tritt Frankreich mit den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause in eine neue politische Phase, und wenn dann ein noch größeres Heergefolge als jetzt dem Dictator von Tours folgt, so sind kriegerische Conjuncturen, bei der vorzüglichen Kriegsrüstung und Finanzkraft Frankreichs, gewiß nicht ausgeschlossen.

Was die Neuwahlen betrifft, so wendet ihnen Gambetta bereits seine volle Aufmerksamkeit zu. Die Rede, mit welcher er am 20. wieder das Präsidium der Kammer übernahm, ist in allen Gemeinden angeschlagen worden. Er wünschte in dieser Rede dem Lande zum Ausfall der Gemeinderathswahlen Glück und stellte einen gleichen Sieg des Republikanismus bei den Neuwahlen in Aussicht, gleichviel ob das Princip der Einzelwahl nach Arrondissements oder dasjenige der Listenwahl nach Departements zur Geltung kommen werde. Das letzte ist ein Trumpf Gambetta's, den er noch in der Hinterhand hält, aber bald ausspielen wird: damit gewinnt er in Frankreich die Partie.

Die finanziellen Zustände dieses Landes erscheinen den deutschen gegenüber in einem beneidenswerthen Lichte. Der Ueberschuß der Einnahme ist für das nächste Etatsjahr auf 17 Mill. Frs. berechnet, von denen 15 zur Entlastung der Communen verwendet werden sollen. Und diese Mehreinnahme fand statt trotz eines bedeutenden Steuererlasses.

Die bisherigen Berathungen der Deputirtenkammer galten vorzugsweise dem Preßgesetz, das von einer Commission von Juristen und Fachmännern seit zwei Jahren ausgearbeitet worden ist, aber von allen Seiten beanstandet wird. Die letzten Verhandlungen über die Frage der Ehescheidung mußten in Deutschland befremden: daß eine republikanische Versammlung, welche den Ultramontanen den Fehdehandschuh hingeworfen, an der doch eigentlich kirchlichen separatio a thoro et mensa unter Zustimmung des Justizministers festhalten und den Antrag auf Einführung der Ehescheidung verwerfen werde, war kaum vorauszusehen. Gleichwol ist dieser von der Commission befürwortete Antrag mit 261 gegen 225 Stimmen abgelehnt worden. Offenbar war die Majorität gegen den Antrag eine „opportunistische": man wollte im Hinblick auf die Neuwahlen nicht eine in Frankreich tief wurzelnde Volksüberzeugung antasten, obschon die Gründe derjenigen, die für die Ehescheidung eintraten, doch nicht zu widerlegen waren. Die äußere Lage der Getrennten ist ja dieselbe, ebenso die Nachtheile für die Kinder, die ja nicht einmal durch eine neueingegangene Ehe der Geschiedenen wieder in die Obhut einer Familie kommen können; in jeder Hinsicht schafft die separatio a thoro et mensa ein thatsächliches Cölibat, ohne die Freiheit und die Rechte des Cölibats.

In England hat das Ministerium Gladstone den schwierigsten Stand: die irische Bewegung führt zu stürmischen Scenen im Parlament, zu Bedrohungen jeder Art und steht dicht an der Schwelle der Revolution. Gleichzeitig laufen aus Südafrika die ungünstigsten Nachrichten ein, ebenso aus Afghanistan, und zur beabsichtigten Räumung Kandahars bildet die Nachricht von dem Siege, welchen die Russen nun endlich über die Turkmenen davongetragen und der sie ohne Frage nach Merw führen wird, einen niederschlagenden Contrast. Gladstone hat die imperialistische Politik des Lord Beaconsfield nicht verschuldet; doch er muß die Früchte derselben

ernten, und wenn sie aus ihren Hauptpositionen vertrieben wird, so ist dies für das englische Nationalgefühl und für ein Ministerium, welcher Farbe es auch immer angehören mag, eine empfindliche Niederlage. Es ist keine Frage, daß das Gladstone'sche Cabinet nur die Erbschaft des Toryministeriums angetreten hat, und daß nichts ungerechter war als die Angriffe, mit denen Lord Beaconsfield im Oberhause die neue Regierung begrüßte. Die Vertheidigung gegen dieselben fiel dem Lord Granville auch durchaus nicht schwer: im Unterhause war der Angriff gemäßigter und die Vertheidigung leichter.

Die irischen Angelegenheiten bedrängen den Premier am meisten. Die Grüne Insel ist sehr lange die Achillesferse der britischen Macht, und hinter der jetzigen Agitation stehen die Revolutionäre, welche nichts wissen wollen von Reformen, sondern auf die Losreißung Irlands aus der großbritannischen Machtsphäre drängen. Gladstone will den irischen Aufstand in doppelter Weise bekämpfen: erstens durch eine Zwangsbill, welche ihn äußerlich entwaffnet, und dann durch eine Landbill, welche ihn moralisch lahm legt, indem sie die Ursachen der ganzen Agitation zu beseitigen sucht, was seiner frühern Landbill nicht gelungen ist.

Die Zwangsbill war am 24. Jan. von dem Staatssecretär Forster eingebracht worden. Hatten die irischen Homerule schon während der Adreßdebatte die Taktik beobachtet, durch Verschleppung der Debatte jede Entscheidung hinauszuschieben, so machten sie bei den Verhandlungen über die Zwangsbill hiervon einen weitgehenden Gebrauch. Die englischen Radicalen traten ihnen insofern zur Seite, als sie erst von dem Charakter der Landbill und der durch sie einzuführenden Reformen ihre Zustimmung zur Zwangsbill abhängig machen wollten. Die Regierung setzte es aber in einer zweiundzwanzigstündigen Sitzung des Unterhauses durch, daß die Zwangsbill vor allen andern Gesetzentwürfen zur Berathung und Erledigung komme. Wie nothwendig ein energisches Einschreiten und die Suspension der Habeas-Corpus-Acte sei, das bewies die Hiobspost von Dublin, daß Parnell von der Jury am 25. Jan. freigesprochen worden sei, weil nach der Erklärung des Obmanns der Geschworenen dieselben sich über ein auf Schuldig lautendes Verdict niemals würden einigen können. Der Richter erkannte die Berechtigung dieser Rechtsverweigerung aus Furcht vor den Gewaltthaten der Liga an und löste die Geschworenen auf. Parnell wurde von seinen treuen Iren mit Jubel begrüßt. Im Unterhause erklärte er, daß die Ausführung der Zwangsbill, die erste Verhaftung, die infolge derselben stattfinde, den heftigsten Widerstand in Irland hervorrufen werde. Am 3. Febr. fanden im Unterhause tumultuarische Scenen statt, welche diejenigen in der französischen Deputirtenkammer fast noch übertrafen. Die Verhaftung des nur bedingungsweise freigelassenen Michael Davitt, der durch seine Brandreden sich ausgezeichnet hatte, war die Ursache der aufgeregten Stimmung der irischen Mitglieder des Parlaments. Parnell erhielt auf seine Frage, welche Bedingungen des sogenannten ticket of leave Davitt verletzt habe, keine Antwort, und nun wurde der Premier, dem der Sprecher das Wort ertheilt hatte, von einem der irischen Mitglieder nach dem andern mit einer knabenhaften Hartnäckigkeit unterbrochen, bis auf Antrag des Sprechers durch Abstimmung des Hauses 28 Mitglieder, darunter auch Parnell, „wegen vorsätzlicher und hartnäckiger Obstruction" genannt und suspendirt wurden. Die 28 suspendirten Mitglieder wichen nur der Gewalt. Endlich ergreift Gladstone das Wort, um seinen Antrag auf Uebertragung der Gewalt des Hauses an den Sprecher zu motiviren; Northcote schlägt ein Amendement vor, um die Uebertragung infolge eines Parteivotums zu verhindern. Mit diesem Amendement wird der Gladstone'sche Antrag angenommen. Die liberalen Blätter erklären sich jetzt eifrig gegen die Dictatur des Sprechers, und doch ist eine neue Geschäftsordnung für das englische Parlament unerläßlich, wenn dasselbe nicht zum Kinderspott werden soll durch Vorgänge wie diejenigen, welche die irischen Homerule

dort inscenirt haben. Am 9. Febr. nahm das Unterhaus in zweiter Lesung die irische Zwangsbill mit 359 gegen 56 Stimmen an.

Parnell ist inzwischen nach Paris gereist, welche Stadt zum Mittelpunkte der irischen Verschwörung werden soll, besonders was die von den Feniern Amerikas eintreffenden Hülfsmittel betrifft. Inzwischen hat sich in Irland selbst auch eine Frauenliga gebildet, an deren Spitze Miß Parnell steht.

Während die Grüne Insel am Rande einer Revolution steht, lauten auch die Nachrichten aus Südafrika durchaus ungünstig. Die für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Boers von Transvaal, welche die Sympathien der Holländer und auch der Deutschen für sich haben, brachten dem General Colley, der aus Natal gegen Newcastle vorrückte, am 9. Febr. eine empfindliche Niederlage bei. Fast alle seine Offiziere wurden von den Scharfschützen der Boers erschossen; seine Cavalerie und Artillerie konnte nicht zur Geltung kommen; Colley wartet auf die englischen Verstärkungen; ob die Boers auch auf dieselben warten werden, ist mehr als fraglich. Wenn übrigens die Engländer die Pacification von Transvaal und die Freigebung der Republik, deren Annexion mehr war als ein politisches Verbrechen, nämlich ein politischer Fehler, von der Wiederherstellung der schwer gekränkten britischen Waffenehre abhängig machen, wie der jetzige Premier, ein früherer Gegner der Annexion, selbst erklärt hat, so wird noch viel Blut in jenen südafrikanischen Districten fließen, und wenn die Boers aus dem Oranje-Freistaat sich, wie schon beantragt worden, der Bewegung ihrer Stammesgenossen anschließen, wenn der Zwiespalt zwischen den Holländern und Engländern in der Capcolonie selbst noch größere Dimensionen annehmen sollte, so ist die Colonialmacht Großbritanniens in Südafrika einer bedenklichen Krisis ausgesetzt. Neuern Nachrichten zufolge sind indeß Verhandlungen mit den Boers eingeleitet worden, welche eine friedliche Lösung in Aussicht stellen.

Die türkisch-griechische Frage bleibt in ein gewisses Dunkel gehüllt. In England weigern sich die Minister, Auskunft zu geben; in Frankreich steht Gambetta auf der Lauer, um die Friedenspolitik Barthélemy Saint-Hilaire's gelegentlich zu Fall zu bringen, obschon sie jetzt durch die erwähnte große Stimmenmehrheit gestützt wird. Die Reise Goschen's nach Wien und Berlin sollte den Zweck haben, die Führung der diplomatischen Verhandlungen in Konstantinopel der dort jetzt am besten accreditirten deutschen Regierung zu überlassen. Daß Goschen nach Berlin und Wien und nicht nach Paris reiste, spricht allerdings für diese Tendenz; doch wird Deutschland kaum geneigt sein, die Führung in dieser verwickelten Angelegenheit zu übernehmen, dagegen gewiß bereit, die Vermittelung der andern Mächte zu unterstützen. Es handelt sich um die Art und Weise, wie die Verhandlungen mit der Pforte geführt werden sollen, die im Princip sich ja damit einverstanden erklärt hat, wenn sie auch nicht das Schiedsrichteramt der europäischen Mächte anerkennt, doch ihre Vermittelung anzunehmen.

In Spanien hat eine Ministerkrisis stattgefunden. Der Minister Canovas, der durch seine Weigerung, der jüngstgeborenen Infantin den Titel einer Prinzessin von Asturien zu geben, auch die Gunst des Königs verscherzt hat, ist zurückgetreten. Das neue Ministerium Sagasta gehört der vorgeschrittenen Linken an; es ist frei von der Sucht, in europäischen Angelegenheiten eine Rolle zu spielen, wie sie Canovas del Castillo gern gespielt hätte, wird aber die Neubildung der Cortes und eine freiere Auslegung des Verfassungsartikels anstreben, der sich auf die geistlichen Angelegenheiten bezieht.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Im Büßerhemd der Commune.

Novelle

von

Carl Petersſen.

Mit weißen Gänſeblümchen und glänzendgelben Butterblumen beſäet, dehnt ſich zwiſchen dem Doppelhage prachtvoller Buchen im jungen Maigrün die weite Lichtung aus. Voll flutet auf die liebliche Aue das Sonnenlicht hernieder; hier tummeln ſich kleine Knaben und Mädchen mit friſchrothen Wangen und langem glänzendem Ringelhaar, indeß im Graſe lagernd die glücklichen Aeltern lächelnd dem Spiele zuſchauen, auch wol warnend oder verweiſend eine beſorgte Mutter die Stimme erhebt oder eine Bonne mit den ihrer Obhut anvertrauten Kleinen um die Wette umherjagt. Die lebenden Bilder feſſeln das Auge mächtig inmitten der lichten Landſchaft; unwillkürlich hält bei dem Anblick der Wanderer den Schritt an und gibt ſich ſtiller Betrachtung hin: woran gemahnt nicht das muntere Treiben, der laute Jubel der Kinderwelt? Was für Erinnerungen ruft nicht die grüne Matte, der erſte und ſchönſte Tummelplatz derſelben, wach?

An der Lichtung im Walde läuft hüben und drüben ein breiter Fahrweg hin, auf dem bei ſchönem Wetter an Sonn- und Feſttagen im Sommer zahlreiche Luſtwandelnde vorüberziehen, während in der Woche nur ſelten jemand den Weg durchs Gebüſch einſchlägt.

An dem herrlichen Mainachmittage, an welchem jenes bunte Treiben auf der Wieſe herrſchte, ſtand unweit der Straße im Oſten hinter einem Hollunderbuſche, der ihn den Blicken der Vorübergehenden entzog, ein junger Mann in neumodiſcher, etwas ſtaubiger Kleidung, den das Schauſpiel ſeltſam zu ergreifen ſchien. Der Blick des großen dunkeln Auges ruhte ſtarr auf den Glücklichen, die dort im Graſe ſpielten. Nun quollen ein paar dicke Thränen unter den Lidern hervor, welche langſam die blaſſen, magern Wangen hinab in den ſchwarzen Vollbart floſſen ... Wie von unſagbarem Schmerz ergriffen, wandte der ſtille Zuſchauer den Blick ab; die Muskeln des Geſichts verzogen ſich krampfhaft, und ein heftiges Aufſchluchzen unterdrückend taumelte der Mann zu Boden, barg das Geſicht im Graſe und weinte bitterlich ...

Auf der Straße im Weſten luſtwandelte ein elegant gekleidetes junges Ehepaar mit dem Erſtgeborenen, einem hübſchen fünfjährigen Knaben. Die Haltung des

Mannes verrieth den frühern Soldaten. In dem intelligenten Gesicht mit der zart gebogenen Römernase und dem röthlichen Schnurrbart standen zwei große lichtblaue Augen, die unter den flachsblonden Wimpern und Brauen manchmal eine dunklere Färbung annahmen, aber im milden Glanz der lichten Bläue eine Wärme ausstrahlten, deren innerer Herd entschieden ein vortreffliches Herz sein mußte. Die Brünette am Arm des schlanken Mannes trug in dem zarten, blassen Gesichtchen, das ein Paar feurige Augen belebten, jenes frappant aristokratische Gepräge zur Schau, das uns bei Pariserinnen, selbst in der Arbeiterwelt, so häufig begegnet, und schritt in dem knapp die Taille umschließenden dunkelbraunen Kleide mit einer Anmuth einher, wie sie nicht das Erbtheil der meisten Frauen ist. Voraus eilte, dann und wann von einem Ruf der Mutter im Zaum gehalten, der kleine Flachskopf in der Highlandertracht, ein Prachtjunge mit weizengelben Brauen und Wimpern, graublauen Augen und rothen Lippen, dessen Lust sich hin- und herzutummeln auf eine unbändige Natur schließen ließ.

Langsam schritt das Paar am Waldessaum hin, auf dem Fußwege neben der Chaussée de l'Etang, die auf der Westseite reizende Villen und weite Gärten mit epheuumsponnenem Frontgitter begrenzen. Die junge Frau blickte auf das Gehölz, in dessen mannichfach schattirtem Laubgrün die Sonnenstrahlen spielten, hundert gefiederte Sänger ihr Liebeslied jubelten. „Welch schöner Maitag!" rief sie, lächelnd zu dem Gefährten emporschauend. „Gelt, Ernest, wir fahren öfter hinaus? Das staubige Paris, unser Maraisviertel zumal, behagt mir gar nicht mehr. Wer doch den Sommer über hier draußen wohnen könnte!"

„Sei unbesorgt, Estelle; wir besuchen das Gehölz öfter. Sind nicht deine auch meine Wünsche? Laß mich nur gewähren. Wenn ich noch kein Sommerhaus zu Saint-Mandé miethete, so hinderte mich daran mein Commissionsgeschäft. Solange ich keinen zuverlässigen Mann im Bureau habe, der mich in meiner Abwesenheit zu vertreten im Stande ist, kann ich meinen Lieblingsplan nicht ausführen."

„Ist denn Herr Blavard nicht fähig?"

„Fähig und zuverlässig ist nicht eins und dasselbe, Liebe. Den Grad der Fähigkeit eines Gehülfen ermesse ich bald. Ob er aber auch verläßlich ist, das kann nur die Zeit lehren. Sobald ich in der Beziehung Gewißheit habe, miethe ich . . . doch nein, lieber möchte ich gleich ein Landhaus kaufen."

„O ja; kaufe, kaufe eins!"

„Du hältst mich somit wol für einen Krösus?"

„Weiß ich nicht, Ernest, daß dir im verwichenen Jahre dein Geschäft in runder Summe 100000 Francs eingetragen hat?"

„Mein Geschäft! . . . das deines Vaters, willst du sagen. Ja, Gott sei Dank, es geht glänzend. Die Firma Keßler und Dupin steht auf festen Füßen. Wenn man mit nichts angefangen hat . . . Freilich, dein Zugebrachtes . . ."

„O, schweige davon!"

„Und das Vermögen deiner Schwester . . ."

„Die arme Julie! Was meinst du, wäre Herr Blavard kein Mann für sie?"

„Sie ist noch jung und kann warten. Rede nur ja nicht von dem Buchhalter mit ihr! Laß mich erst über seinen Charakter mir Gewißheit verschaffen! Bisjetzt

habe ich gerade nicht Ursache, zufrieden mit ihm zu sein. Und wenn er noch einmal das Geschäft über den Freuden des Trunkes vernachlässigt . . ."

„Wie? Herr Blavard wäre . . .?"

„Nun ja . . . Aber es soll in meinem Hause zum letzten mal geschehen sein."

„Gut, daß ich es erfahre und daß ich meiner Plauderlust Zügel anlegte. Ich sehe wohl, ich muß mich nach einem andern Mann für die arme Julie umsehen."

„Die arme Julie?! Jung, schön, reich und — arm?! Du bist mir eine Erklärung schuldig, Beste."

„Soll ich es dir offen sagen, Ernest?" meinte die kleine Frau, ihm gerade in die lichtblauen Augen sehend. „Ich wünschte, Julie wäre so reich, so glücklich wie ich. Ihre unerklärliche Schwermuth würde sie dann schon verlassen."

„Sei noch freimüthiger, Estelle", entgegnete der junge Gatte lächelnd.

„Eh bien! Ich wollte, sie hätte einen Mann, wie du einer bist, Ernest . . ."

„Schmeichlerin!"

„Durchaus nicht! Ich weiß, was ich sage. Hättest du einen Bruder, der dir gliche . . ."

„Stille davon, ich bitte dich darum", rief der Gatte, plötzlich den Schritt anhaltend und die Gefährtin starr ansehend. „Du weißt", fügte er leiser hinzu, „daß mein Bruder nicht mehr zu den Lebenden zählt, daß er gefallen ist im Solde der Commune, während ich . . ."

„Nun?" fragte Estelle mit einem Blicke, als wollte sie in der Seele des Gatten lesen. „Jetzt bekenne, Ernest!"

„Während ich die Schwester seiner Angebeteten heirathete."

„Die Schwester seiner Angebeteten?" rief die junge Frau, erschreckt zurücktretend.

„Nun freilich, dich!"

„Und Julie wäre . . .?"

„Julie war Henri's Braut; wenn auch noch nicht vor den Augen der Welt, so doch in seinen, in ihren Augen."

„Und das sagst du mir erst heute, Ernest?" meinte die Gattin in vorwurfsvollem Tone.

„Heute darf ich's", entgegnete Ernest fast feierlich. „Die Wunden, die der Krieg uns geschlagen, vernarben. Glücklich sind die Todten! Dein Urtheil über die Verirrten, deren sträfliches Beginnen dich so oft empört hat, da du demselben den Tod eines theuern Onkels zuschriebst, hat die Zeit gemildert. Durfte ich, solange es leidenschaftlich schroff war, solange du der Commune wegen mit der armen Julie in Fehde lagst, das Geheimniß offenbaren?"

„Und ich danke dir, Lieber", erwiderte Estelle nach kurzem Besinnen, „daß du es nicht gethan hast. Nun erkläre ich mir Julie's Schwermuth, ihr zorniges Weinen, wenn ich wider die Communarden zu Felde zog, das plötzliche freudige Aufleuchten ihrer Augen, wenn ich Henri den Schuldlosen zuzählte. Arme Schwester!"

„Den Schuldlosen?!" versetzte Ernest, finster zur Seite schauend. „Wollte Gott, auch ich könnte es glauben", fügte er leiser hinzu.

„Ernest", rief die junge Frau, sich hoch an seinem Arm emporrichtend; „du sagst mir nicht alles, du verschweigst mir noch etwas."

„Still! . . . Bitte, Estelle, reden wir nicht mehr von jener unseligen Zeit! . . . Henri ist todt . . . Wir haben mit Julie und deinem Vater seinen Verlust betrauert. Laß uns fortan ganz unserm Glücke leben! Für Julie wird sich ein tröstlicher Ersatz finden. Hinweg mit den trüben Gedanken! . . . Jules! Jules! . . ."

Der kleine Flachskopf war, ab- und zurennend, weit voraufgeeilt, bis an die Lichtung. Dort stand er, in der bunten Schottentracht, von der Sonne angestrahlt, ein Knabenbild, würdig, von einem van Dyck in Farben auf Leinwand verherrlicht zu werden, und brannte vor Begierde, an dem Spiel der kleinen Altersgenossen auf der Wiese sich zu betheiligen. Bellend sprang gegen ihn ein Neufundländer vor. Rasch trat Jules um drei Schritt zurück und drehte dem Hund mit komischem Ernst eine Nase. Der ergötzliche Auftritt rief bei dem Wiesenpublikum einen förmlichen Beifallssturm hervor; selbst die gestrengen Aeltern lachten. „Ich spiele mit, Väterchen, nicht?" Und schon tummelte sich Jules im Kreise der kleinen Welt, als hätte er von Anfang an mitgespielt.

Hier standen die Aeltern und sahen mit heiterer Miene dem Spiele der Kinder, besonders ihres Knaben zu. Verscheucht waren die trüben Gedanken. Vor dem Sonnenglanze des Aelternglückes verflüchtigte sich alles Trübe, was die Aussicht ins Leben hemmte, und in rosigem Lichte strahlte dem Vater, der Mutter die Zukunft. Aeltern mit gutem, unverderbtem Herzen leben sich an ihren Kindern wieder jung; das bewiesen mit ihren Auslassungen, ihrem Lachen und Scherzen auch die beiden großen Kinder, die hier nebst andern Familienhäuptern nur den eigenen Sprößling bewunderten. Wenig fehlte, so veranstaltete der Vater mit seinem lieben kleinen Highlander eine Rutschpartie à la König Heinrich dem Béarner.

„Jules, Jules!" Wiederum, und lauter als zuvor, erscholl der Ruf des Vaters. Mit den Spielkameraden setzte der Kleine voraneilend einem Schmetterling nach, der von der Lichtung weg seitwärts ins Gebüsch flog, und während die Nachzügler neugierig spähend am Rande der Wiese stehen blieben, drang ihr Anführer keck in das Dickicht vor, wo er bald den Blicken der Zuschauer entschwunden war: „Jules! Jules!"

Schon hatten die besorgten Aeltern mit raschem Fuße einen Theil der Wiese überschritten, da wandte sich plötzlich die kleine Schar am Holzsaum zu hastiger Flucht, und mit verstörtem Gesicht, ein Angstgeschrei erhebend, stolperte oder kollerte vielmehr aus dem Hollunderbusch der kleine Flachskopf hervor. Sogleich umringten ihn theilnehmend die Anwesenden. Und Jules erzählte, als er endlich sich beruhigt hatte, den ihn lebhaft befragenden Aeltern, wie er, nahe daran, den Schmetterling zu erhaschen, plötzlich einen an der Erde sitzenden Mann mit rothen Augen und langem schwarzem Bart erblickt habe, der mit vorgestreckten Händen in die Höhe gefahren sei, als hätte er ihn fassen wollen. Der schwarze Mann, fügte er hinzu, habe gar schrecklich ausgesehen; Croquemitaine habe gelächelt und ihn dabei so traurig angeblickt wie manchmal Tante Julie.

Alsbald war der pariſiſche Commentar im beſten Gange. „Ein Vagabund", meinte das Weib eines Epiciers; „ein elender Vagabund! Die Leute ſind zu allem fähig . . ."

„Am Ende", fiel ihr Joſeph Klugmann, ihr ehrſamer Gemahl, in die Rede, „war es ein anderer Pibrac. Erinnerſt du dich des Schurken, Liline? Er raubte hübſche Kinder und verkaufte ſie an umherziehende Komödianten. Oh! le brigand! Man hätte ihn hängen ſollen."

„Gewiß, gewiß", meinte, langſam eine Priſe nehmend, ein Kleinrentner mit Doggenwangen; „man kann als Familienvater nicht genug aufpaſſen, es gibt heutzutage ſo viel ſchlechtes Geſindel."

„Ach ja", ergänzte eine Kaffeeſchweſter, „wenn man an all die Mordthaten denkt, die jetzt in der Umgegend von Paris verübt werden, ſo bliebe man am liebſten bei verſchloſſenen Thüren zwiſchen ſeinen vier Pfählen."

„Zeitungsgeſchwätz", brummte ein Männlein mit pergamentfarbener Geſichtshaut, dem man auf den erſten Anblick den bureaukratiſchen Wichtigthuer anſah. „Es ſähe ſchlimm aus, wenn von all dem aufgetiſchten Schrecklichen nur die Hälfte wahr wäre. Ich ſelbſt war Journaliſt, und man muß doch ſeine Leſer amuſiren, que diable!"

Der Vater des kleinen Jules ſah inzwiſchen im Gebüſch nach. Häufchen abgeriſſenen Graſes, friſche Spuren eines Einzellagers am Rain, mehr entdeckte er nicht. Der Mann war verſchwunden. Durch eine Oeffnung im Buſchwerk erblickte Erneſt einen weiterab hantierenden Wegarbeiter, der einen ſchwarzen Bart trug; möglicherweiſe hatte dieſer hier Sieſta gehalten.

Mit der Erklärung erſchien Erneſt wieder vor der Gattin und den Plaudernden. „Nun, hatte ich recht?" rief triumphirend der Exjournaliſt. „Kinder ſind furchtſam und ſehen manchmal am hellen Tage Geſpenſter."

Der Zwiſchenfall war ſchon vergeſſen. Wacker tummelten ſich wieder Struwelpeter und Katerlieschen. Und nach einer Weile ſetzte das Aelternpaar nebſt dem Söhnlein bei roſenfarbener Laune den Spaziergang waldeinwärts fort.

„Siehſt du, Eſtelle", rief Erneſt nach einem muſternden Blicke auf ein hübſchgebautes Sommerhaus, das inmitten eines mit Springbrunnen und plaſtiſchen Bildwerken verſehenen Gartens gelegen war. „Ein ähnliches Schlößchen ſollſt auch du einſt beſitzen, es wäre denn, ich könnte noch höher reichen und dir ein wirkliches Schloß mit Park und Teich verehren. Siehſt du, ich liebe den Baumesſchatten, das Sonnenlicht im Wipfelgrün, hinter dem Labyrinth von Stämmen und Aeſten die ragende alte Burg mit der handgreiflichen Erinnerung aus längſtvergangenen Tagen."

„Ach, wie ſchön, Erneſt! Und dann, neben dem Parke grüne Matten mit ſilberhellem Waſſer, vor dem Schloß eine breite Freitreppe mit zierlichem Schutzdach, auf dem Gehöft hinten der Hühnerhof mit ſeinem Leben!"

Vergnügt wanderte das Paar mit dem munter nebenherſpringenden, bisweilen im Sturmlauf die Aeltern umkreiſenden Sprößling weiter. Jetzt hatten ſie die hüben und drüben am Trottoir mit jungen Kaſtanienbäumen bepflanzte breite Avenue Daumesnil erreicht. Jenſeit derſelben dehnt ſich eine Meile weit, bis an die

Marne, das in Hochwald und Niederholz bestehende Gehölz mit den herrlichsten Spaziergängen aus; dort mündet die schmale, ausschließlich für Fußgänger bestimmte Kaninchenallee, mit dem wechselnden Laubgrün der hier und dort zu einem Spitzbogen sich wölbenden Blätterdecke, mit dem vielstimmigen lieblichen Vogelsang, eine Promenade, welche dem gebildeten, für Naturschönheit empfänglichen Spaziergänger einen hohen Genuß gewährt. „Hinüber, Estelle!“ rief Ernest nach einem Blick gen Osten über die menschenleere sonnige Straße. „Dort kannst du einen Vorgeschmack der Naturfreuden haben, die dir unser künftiger Schloßkauf sichern wird. Dann speisen wir im Garten eines benachbarten Restaurants zu Abend.“

Das letzte Wort war kaum gesprochen, da traf das Auge des Redenden ein hundertfältiges Blinken im Sonnenlicht, sein Ohr ein dumpfer Schall, der brüske Mahnruf einer großen Trommel. Von Westen her wälzten sich zwei das Trottoir überflutende Haufen Volkes in dem verschiedenartigsten Costüm: Blusen- und Rockträger, Knaben, Männer, Jünglinge, Greise, einzelne Weiber, aus Vorstadt und Weichbild, während, fast in seiner ganzen Breite den Hochweg einnehmend, inmitten des plebejischen Doppelstromes ein Linienregiment einhermarschirte. Leise wandte der steif im Sattel sitzende Oberst das Haupt. Hoch empor wirbelte der Stock mit dem Silberknopf in der Hand des stämmigen Tambourmajors. Die Spielleute gingen mit einer kriegerischen Marschweise vor, die hinreißenden Klänge feuerten alle, Krieger und Volk, zum raschesten Doublirschritt an, und dichte Staubwolken aufwirbelnd zogen die Träger des blitzenden Bajonnetwaldes mit sammt der fliegenden Escorte wie ein Sturm dahin.

„Nun hinüber, Ernest“, erinnerte lächelnd die junge Frau den Gatten, als die letzten Rothhosen vorbeimarschirt waren. „Es drängt mich, jenen Avantgoût zu haben. Komm, Jules!“

Indeß die Mutter den Knaben bei der Hand faßte, wandte der Mann das Gesicht ab und starrte ins Weite: verschwunden war der heitere Glanz des hellen Auges, düstere Schatten trübten das lichte Blau, Thränen netzten die Wimpern . . .

„Du schweigst, großer Mann?“ meinte Estelle, als sie die Straße überschritten und die Allee erreicht hatten. „Wahrlich, ich sage dir, hier ist es gut sein, hier könnte man Hütten bauen, wenn anders die Väter der großen Stadt damit einverstanden wären.“*)

„Das 113., meines“, sagte Ernest leise vor sich hin. „Heute, am 24., welch bedeutsames Zusammentreffen!“

„Mann, was ficht dich an?“ rief die junge Gattin, ihn theilnehmend anschauend. „Bitte, Ernest, verscheuch' die trüben Erinnerungen; denk' an unser sonniges Heute und Morgen! Laß uns den Lenz bewundern mit seiner Blätter- und Blütenpracht, dem Gesang der Vögel lauschen, unsers Lebens uns freuen! Sieh doch, wie schön ist es hier! O ja, du hattest recht: der Anblick dieses Waldinnern läßt mich schon jetzt für unsern künftigen Schloßbesitz schwärmen!“

Vor dem spähenden Auge dehnte sich in der That der Stauden- und Baum-

*) Das Bois de Vincennes ist bekanntlich Eigenthum der Stadt Paris.

gang zu einem natürlichen Langschiff von hoher Formen- und Farbenanmuth aus. Den fernen Hintergrund der Waldallee verschleierte ein leichter bläulicher Duft, aus dem die Laub- und Blütenwände mit der Decke, die hier und dort, in Sonnenlichtern hellgrün geschmückt, abwechselnd zu Rund- und Spitzbogen anstieg, in vielfacher, vom dunkelsten bis zum hellsten Grün sich stufender Schattirung hervortraten. Keine menschliche Gestalt störte den Eindruck des Magischen, den die Landschaft machte; der Zauber der Waldnatur kam in voller Kraft zur Geltung.

Ernest schaute gleich der Gattin die Allee hinab; aber es beschlich ihn nicht wie diese bei dem Anblick ein Vorgefühl der Freuden des künftigen Besitzes: in Gedanken weilte er anderswo, nicht in zukünftigen, sondern in vergangenen Tagen. „Auch damals", hub er wie mit sich selbst redend an, „auch damals hatten die Kastanienbäume gerade ihre Lichter aufgesteckt. In dem Garten oben, hinter dem Palast des fremden Gesandten, sang eine Amsel, herrlich wie diese. Darauf ging der Tanz los ... Blut um Blut! ... Weißt du, Estelle", fuhr er, zu der Gattin gewendet, in leisem Tone fort, „welchem Regiment wir soeben, heute, am 24. Mai, begegnet sind? ... dem 113."

„Nicht möglich! Wo hatte ich denn meine Augen? Nun erkläre ich mir deinen plötzlichen Stimmungswechsel, wenn ich auch nicht begreife, was dich im Grunde bei der Erinnerung so trübe stimmen kann. Du halfst als Feldwebel im 113. beim Niederwerfen des Communeaufstandes mit, thatest als Soldat deine Schuldigkeit, zählst zu den Befreiern und Errettern der Stadt Paris, ja, trugst aus dem Kampfe eine Verletzung davon, die dich an den Rand des Grabes brachte: du darfst somit, selbst am 24. Mai, dem Jahrestage deiner Verwundung, mit der Heiterkeit des Gerechten auf jene trübe Zeit zurückblicken."

„O, wenn du wüßtest ..." murmelte Ernest, scheu nach allen Seiten sich umsehend, und laut fügte er hinzu: „Laß Jules frei, Estelle; laß ihn vorauseilen, sich tummeln: junges Blut verlangt nach Bewegung."

„Nicht zu weit ab, Jules, hörst du?"

„Ja, Mütterchen", jauchzte der Knabe. Und schon umtanzte er die Aeltern mit dem drolligen Gebaren eines muntern Füllens, um dann schnurgerade in tollen Sätzen davonzuspringen.

„Wie schwül, findest du nicht, Estelle?" fragte Ernest, den Seidenhut abnehmend und sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn trocknend.

„Es ist in der That schwül", entgegnete zerstreut die junge Gattin. „Ich fürchte, es zieht ein Gewitter herauf. Sieh doch, wie schwarz und drohend."

Durch eine schmale Lichtung schweifte der Blick westwärts. In stahlgrauen Tinten oben scharf abgegrenzt, stieg im Westen eine dichte Wolkenwand empor; gerade trat das Geschiebe vor die stark sich neigende Sonne, während mit dem plötzlich sich verbreitenden Düster ein heftiger Windstoß den Wald durchzog, der im Niederholz pfiff und sauste, das Geäst der ragenden Hochstämme laut aufächzen ließ.

„Laß uns umkehren, Lieber", bat Estelle, sich ängstlich dem Gatten anschmiegend.

„Nicht doch", entgegnete Ernest fast brüsk. „Jene Ruhebank unter der Hollunderkrone steht vor Wind und Regen geschützt; übrigens darfst du deinen Schirm

aufspannen. Setzen wir uns! Ich wohnte lange keinem Gewitter im Freien bei. Der Aufruhr in der Natur beschwichtigt den in der Brust."

„Um Gott, was ist dir?" fragte Estelle, dem Gatten besorgt in das todtenbleiche Antlitz schauend. „Nie warst du so aufgeregt, Ernest!"

„Ich hatte es seit jenem verhängnißvollen Tage nicht wiedergesehen", sprach Ernest wie in Gedanken. „Das Glück mit seiner süßen Stimme hatte mein Gewissen eingelullt: es ist, während ich hinschaute, plötzlich erwacht."

„Rede, rede, Ernest, um Gottes willen, rede!"

„Leiser, Estelle! ... Man könnte uns belauschen. Im Geiste sagte ich mir oft: den Tag wolle ich als einen Tag der Erlösung preisen, an dem es mir vergönnt sein werde, dich zur Mitwisserin bezugs meines Geheimnisses zu machen, dir ..."

„Rede", sagte die junge Frau, ihn bei der Rechten fassend, in eindringlichem Tone. „O, es ahnte mir ..."

„Mit einem heiligen Schwure hatte ich mir gelobt, dir gegenüber am Jahrestage des Schrecklichen meinem geängstigten Herzen Luft machen zu wollen. Sechsmal erschien der Tag und ich blieb trotz der innern Mahnerin auf dem alten Punkte stehen. Heute endlich, am siebenten Jahrestage seit unserer Hochzeit, heute sollst du erfahren, was mich quält, mitten im Glückstraume manchmal wie ein grinsendes Gespenst aus meiner Ruhe aufschreckt und mit folternden Zweifeln erfüllt. Rede mir die Zweifel aus, wenn du kannst; ich suchte sie bisjetzt vergebens zu bannen ... O, verflucht sei das Geschlecht, welches diesen unglückseligen Krieg mit dem entsetzlichen Nachspiel freventlich herbeiführte. Aber es war wol die Vergeltung: Böses gebiert Böses; bei dem Blutbade, das die betrunkenen Prätorianer des Staatsstreichkaisers einst auf den innern Boulevards unter einer wehrlosen Menge anrichteten, entzündete sich schon die rothe Fackel des Krieges, in deren Scheine der morsche Kaiserthron neu erstehen sollte und jämmerlich auf immer zusammenbrach ... In dem Bürgerkriege, der das Schandwerk krönte, ward die Hand der Verruchten zuletzt sichtbar. Das Unternehmen schlug fehl, der Verbrecher starb unter Höllenqualen im Auslande, seine Gehülfin, die Hauptschuldige, strafte die rächende Nemesis am Theuersten, was sie besessen, an ihrem einzigen Sohn und Kinde ... Bah! Die hohe Dame geht zur Messe und beichtet, die Sünden vergab ihr der Priester, und Sanct-Peter am Himmelsthor läßt sie gewiß ein. An die Hunderte und Tausende, die durch ihre Schuld zu Mördern geworden, denkt sie auf keinen Fall. Wohl denen, möchte ich fast sagen, die in dem Gassenkampfe nur tödteten, in Erfüllung ihrer Soldatenpflicht! ... Ewig wehe denen aber, die das Fatum im Bürgerkriege dem ... Bruder gegenüber führt, der ..."

„Wie?! Du hättest ...?" fragte Estelle, den Gatten entsetzt anschauend.

„O, diese Zweifel sind marternd ... Und doch ... wenn nun ... Nein, das Furchtbare geschah ... Man ist wie berauscht in solchen Augenblicken ... Hier, dort die rothe Lohe, der schwarze Rauch, in der Luft ein aufregender Pulver- und Petroleumdunst, dazu das Knattern der Kleingewehre, das Donnern der Kanonen, das Gellen der Hörner, die ganze Musik zu der Menschenjagd ... es

war grauenhaft ... Wir waren bis über die Concordienbrücke hinaus vorgedrungen. ... Ströme warmen Blutes rötheten bereits die Erde ... Ich stürmte mit meiner Compagnie über den Quai vor; unsere Offiziere waren gefallen ... Da sang die Amsel ... Es war wunderbar ... Ein Satz nur, aber so gewaltig, so seltsam ergreifend, daß ich hinter der Platane am Quai, wo meine Füße einen Moment rasteten, unwillkürlich um einen Schritt zurücktrat, nach dem schwarzen Sänger zu spähen. Es war mein Glück, denn in demselben Augenblick pfiff von der Gartenmauer eine Kugel her, und tödlich getroffen stürzte an meiner Statt ein hinter mir vorstürmender Plänkler ... Es waren Insurgenten in dem Garten. Nach kurzem Kugelwechsel flüchteten sie in das Treibhaus zur Seite, dessen breite hohe Glaswand die Mauer am innern Trottoir überragte. Dort heraus schossen sie, während meine Leute auf mein Commando theils das Feuer erwiderten, theils von zwei Punkten aus in das Haus zu gelangen und, die drinnen waren, zu umzingeln suchten. Ich selbst hatte nach dem Falle jenes Plänklers dessen Chassepotbüchse aufgerafft und gab ein paar Schüsse ab ... Hätte ich mich doch dazu nicht von der Kampfbegierde hinreißen lassen! ... Plötzlich war mir, als hätte mir jemand einen heftigen Faustschlag vor die Brust versetzt ... Roth floß es meine Uniform hinab ... Rasch setzte ich zurücktaumelnd den geladenen Chassepot an die Schulter ... Dort, an dem glaslosen Wandrahmen, stand der, von dem augenscheinlich die Kugel herrührte, und schob eine frische Patrone ins Rohr ... Ich zielte, drückte los ... Großer Gott, kaum war der Schuß losgegangen, da hatte ich ihn erkannt. Ich sah noch, wie er weit die großen schwarzen Augen aufriß und mich entsetzt ansehend zur Seite taumelte ... Dann schwanden mir die Sinne ... Durch die Todesnacht, die mich umfing, dämmerte in blutigen Zügen ein Schreckenswort herauf, das Fluchwort «Brudermörder»!!"

Der starke Mann wandte das Gesicht ab und barg es hoch aufschluchzend in beiden Händen. Erschüttert sah ihn die junge Gattin an; aber nur einen Augenblick: der Feuerhauch der Liebe durchglühte sie, und wenn sie an der Wahrheit der Erzählung kaum zweifeln konnte, so drängte sich ihr doch sofort die Ueberzeugung auf, daß hier von Schuld nicht, nur von einem verhängnißvollen Zufall die Rede sein konnte, daß alle Anklagen grundlos waren, und mit der heitern Ruhe, die nur das liebende Weib in trüben Stunden dem Gatten gegenüber zu zeigen vermag, mit der zugleich beruhigenden und erhebenden Sicherheit, die das unerschütterliche Vertrauen der wahren, heiligen Liebe erzeugt, träufelte sie auf das wunde Herz des Erregten den lindernden Balsam ihrer Tröstung. „Ernest, großes Kind, das du bist", rief sie, ihn bei der herabgesunkenen Rechten fassend; „so sei doch vernünftig! Wer sagt dir, daß gerade du an dem Unglück schuld warst? Schossen nicht alle deine Leute in das Treibhaus? Aus deiner Erzählung scheint nur Eins deutlich zu erhellen, nämlich, daß Henri, oder der Mensch, den du für Henri hieltst, dich mit einem Schusse zu Boden geworfen hat. Als Schwerverwundeter konntest du unmöglich sicher zielen; unzweifelhaft stürztest du gleich nach dem Empfang der Kugel, und erschien dir, als du aus deiner langen Ohnmacht erwachtest, die Absicht als vollbrachte That. Ich wette, du kannst nicht einen Beweis für die Wahrscheinlichkeit deiner Aussage erbringen."

„Estelle, theueres Weib", rief sich aufrichtend der junge Gatte. „Meinst du, es wäre mir möglich gewesen, nach meiner Genesung dem Leben wieder eine heitere Seite abzugewinnen, den Blick wieder zu dir zu erheben, wenn ich nicht mit dieser Vermuthung meinen Glauben an das Entsetzliche bekämpft hätte? Es war der Wahnsinn, den die Kriegsfurie erzeugt, der mich gepackt hielt, der mich dem Bruder gegenüber die Flinte nicht senken ließ. Das wurde mir nachträglich berichtet, daß von den Insurgenten im Treibhause nicht einer entkam, daß ihre Leichen sammt und sonders in die große gemeine Kalkgrube auf dem Friedhofe zu Mont-Parnasse wanderten. Ich will glauben, was du mir sagst, Estelle, will die folternden Zweifel zu bannen suchen, denn das ist heilender Balsam. Aber das Schrecklichste, die That Henri's, bleibt Gewißheit. Nur ein Schuß fiel in diesem Augenblick, und er gab ihn ab. Weißt du, daß Henri um Julie Eifersucht gegen mich empfand? daß er mein zuvorkommendes Benehmen gegen deine Schwester auf seine Weise deutete? daß ich sträflich gegen ihn handelte, indem ich aus jugendlicher Eigenliebe das Feuer seiner Eifersucht geflissentlich schürte? . . . Doch, nein, nein! . . . Henri dachte viel zu edel, als daß . . . Es war das Verhängniß . . . Was wollte ich darum gegeben haben, hätte ich für ihn den Tod erleiden können!"

Es war in dem Laubgange ganz düster geworden. Die Gewitterwolken häuften sich am Zenith zu einem wirren Chaos. Gegen Abend zu lagerten schwefelgelb umrandete blauschwarze Massen. Wiederum trieb in Laub und Geäst der Sturmwind sein Wesen. Da plötzlich erscholl im nahen Gebüsch ein lauter heiserer Ruf, der den Einsamen auf der Ruhebank das Blut in den Adern erstarren machte. Es lag etwas Uebermenschliches in dem Rufe, der das Sausen und Heulen des Windes übertönte. Die beiden Gatten standen mit todtenbleichem Antlitz vor der Bank, von der sie der Ruf aufgescheucht hatte, und horchten, indeß Jules zum hundertsten mal rastlos vorüberrannte. Und nochmals und lauter ertönte der Ruf: „Kain! . . . Kain!!"

Wankenden Fußes, von einer unerklärlichen Angst erfaßt, stützte sich Ernest auf die Rückenlehne der Bank, um nicht hinzusinken. Mit stummem Entsetzen sah ihn die Gattin an. Auf die unheimliche Waldmusik, welche den Schauerruf begleitete, war plötzlich eine Grabesstille gefolgt.

Die Stimme rief nicht wieder. Laut erscholl dafür der silbertönige Schrei des kleinen Highlanders: „Väterchen, Mütterchen! Sieh, sieh! Da ist der Schmetterling wieder!"

Der braunrothe Falter flog einen schmalen, fast der Ruhebank gegenüber ins Dickicht hineinführenden Fußpfad entlang. Hinterdrein rannte Jules, sich häufig bückend, um den auf einem Blümlein Sitzenden zu erhaschen; es ging weiter, immer weiter. Die Aeltern hatte der Schrecken in dem Maße gelähmt, daß kein Wort des Verbotes über ihre Lippen kam.

Jules war seit ein paar Minuten ihren Blicken entschwunden, da kehrte er mit dem gefangenen Schmetterling in der Hand wieder. „Väterchen, sieh her, wie schön! Der schwarze Mann hat mich nicht gesehen. Er sitzt auf dem Baume."

„Komm, zeig' ihn mir, Jules", sagte der Vater, den die Worte des Knaben zur Besinnung gebracht hatten.

Da zerriß ein Blitz die Wolkenmassen oben, in einer Feuersäule schoß er hernieder, jene hohe Pappel bis auf den Grund spaltend; einer berstenden Erzwolke gleich grollte der Donner, und in das Gebüsch schlugen prasselnd dicke Regentropfen. Angstvoll schrie der Knabe auf und eilte zu der Mutter, die ihn mit liebevoller Sorgfalt umfing, während der Gatte, trotz ihres ängstlichen Rufens, den Gang ins Gebüsch fortsetzte.

Beklommen sah die junge Frau, dem Sohne das gelockte Blondhaar aus der Stirn streichend, nach dem Pfade im Dickicht, auf dem der Gatte ihren Blicken entschwunden war. Auf einmal war es ihr klar geworden, wie leicht alles Menschenglück ein Zufall, ein Nichts zu zerstören vermag. Ein unbehagliches Gefühl befing sie, das sie hätte bannen mögen um hohen Preis: es dünkte ihr, sie werde nie wieder glücklich sein können, wie sie es gewesen, wenn sich das Dunkel, das über jenem Vorfall lag, nicht lichte. Was wir wahrhaft lieben, soll eben in unsern Augen rein sein wie das Sonnenlicht, nicht die leiseste Ahnung von Schuld bei uns aufkommen lassen; und lohet das Feuer der Liebe im Herzen noch so stark, so trübt die innere Flamme der Schuldgedanke.

Das Krachen eines Schusses, ein gellender Weheruf im nahen Dickicht trieb die junge Gattin und Mutter jäh von dem Sitze auf . . . Die zuckenden Blitze, der rollende Donner, das stürzende Wasser hätten die bestürzt Horchende nicht aufzuhalten vermocht; aber sie stand wie festgebannt, mit unverwandten Augen nach der Oeffnung im Buschwerk blickend, als sei sie einer schrecklichen Erscheinung gewärtig, bebend an allen Gliedern, mit einem Hülferuf in der Kehle.

Es verrannen ein paar lange, bange Minuten . . . Horch! Da regte es sich im Gebüsch. Heftig bewegten sich über dem schmalen Pfade die Aeste und Zweige mit dem triefenden Laubwerk, hervor sprang, einem Rasenden gleich, mit entblößtem Haupte, hochrothen Wangen, fieberhaft glänzenden Augen, Ernest, und die unwillkürlich zurückweichende Gattin an der Hand fassend, zog er sie sammt dem Sohne mit sich über den Weg in das Dickicht, indem er, lachend und weinend zu gleicher Zeit, die Worte stammelte: „Estelle! . . . Julie! . . . Siehe! uns scheint die Sonne wieder!“

Das erfrischte Laub in der Höhe durchblitzten in der That von neuem die goldenen Sonnenpfeile, in allen Farben der Iris schimmerten und funkelten die Diamanten an den Blättern, während an die rasch gen Osten treibende düstere Wolkenwand die Sonne einen farbenprächtigen Regenbogen zauberte. Jubelnd begrüßten die liebliche Lichtbringerin die kleinen gefiederten Waldsänger, indeß fernab im Osten dumpf der rollende Donner verhallte.

Es stürmte unter dem Schädel des Mannes im Grase; es war ein wildes, wirres Gedankenwogen. Das Blut schoß ihm heiß durch die Adern. Die Gestalt bebte convulsivisch vom Wirbel bis zur Zehe. Die Hände, wahre Aristokratenhände, schienen den Grund aufwühlen zu wollen; so heftig zerrauften sie das hohe, üppige Gras. Das Haupt unter dem schwarzen Filzhut lag mit dem Antlitz fast vergraben in dem grünen Schmuck des Bodens. Die Lippen murmelten unver-

ständliche Worte: was sie der Mutter Erde vertrauten, indeß diese die Augen mit ihren Thränen netzten, der Waldgeist, der lauschende, hat es uns wiedererzählt. Es waren Wehelaute, wie sie das wunde Menschenherz, Wünsche, wie sie die Seelennacht der Verzweiflung gebiert . . . Ach ja, dort unten, in ewiger Finsterniß, ist Ruhe. Wie süß ist der tägliche Schlaf; wie ungleich süßer muß der ewige sein! Aber nicht immer ist der Schlaf süß; manchmal stören ihn schreckliche Träume, die Seele setzt in der ruhenden Maschine ihre Thätigkeit fort; erlitte ähnliche Störungen auch der Todesschlaf? Und wie mag nach diesem Schlaf das Erwachen sein? Der Gerechte legt sorglos am Abend sein Haupt hin, unbekümmert um den folgenden Morgen; der Gerechte kann dem Tode ins Antlitz sehen mit heiterer Stirn, mit frohem Gemüth, wohl dem Gerechten! . . . Aber schuf Gott nicht auch mit seinen Mängeln und Gebrechen den Ungerechten? Ist das Werk für den Schöpfer, oder dieser für jenes verantwortlich? . . . Elender Frevler, gedenkst du nicht des innern Warners, des innern Richters, dessen stilles Urtheil dich mit Angst und Grauen erfüllt, dessen geheime Strafworte dich von hinnen treiben, als redete sie der Erzengel mit dem Flammenschwerte? . . .

Als er die Glücklichen auf der Wiese, die Aeltern nebst den spielenden Kindern erblickt hatte, schnürte es ihm das Herz ein, packte ihn mit Wehmuth jenes Gefühl der Verlassenheit, das beim Anblick froher, zufriedener Menschen den Paria beschleicht, und die Hingebung an den Schmerz erfolgte in heftiger, auflösender Weise. Endlich tauchte der Gedanke: auch du könntest glücklich sein wie jene, weshalb bist du es nicht? aus dem Gefühlsstrudel auf; wild durch- und gegeneinander wogten Sätze und Gegensätze, und als die schroffe Erregtheit, der Hader mit dem Verhängniß den Höhepunkt erreicht hatte, dämpfte die Glut plötzlich der ewige Mahner im Busen, und zur Erkenntniß gekommen, schauderte die arme Menschenseele zusammen, sehnte sie sich heißer denn je nach dem Todesfrieden, bis mit Gründen und Scheingründen der denkende Kopf sich wieder ins Spiel mischte und die geiselnden Furien von neuem rasten . . .

Weit, weit zurück schaute im Geiste der Ermattete im Halbschlaf. Zwei Knaben, Brüder, der eine blond-, der andere schwarzlockig, beide guten, edeln Herzens, spielten eines Tages im Freien vergnügt mit andern Knaben. Da entspann sich zwischen einem von diesen und dem jüngern der zwei Brüder, dem Blondkopf, ein Streit um den Vorrang; es kam zu einer Rauferei, und mit einem Faustschlag streckte der Schwarzkopf den stärkern Gegner des Bruders nieder. Ein andermal erlustigten sich die zwei nebst andern auf dem jungen Eise des Teiches mit Gleiten. Plötzlich brach der Schwarzkopf, der sich zu weit vorgewagt hatte, durch die Eisdecke, und während die übrigen Spielgenossen schreiend dem Ufer zueilten, schritt der Blondkopf beherzt vorwärts, packte den Untersinkenden am Kragen und hielt ihn, obwol selber durch das Eis brechend, fest, bis sie mit Ellbogen und Knien glücklich zum Ufer sich Bahn gebrochen hatten. Bessere, einander innigere liebende Brüder gab es in ganz Paris nicht. Ihre Mutter war kurz nach der Geburt des jüngern gestorben: die süße, heilige Flamme der Mutterliebe hatte ihnen kaum geleuchtet. Der Vater, Rechnungsführer eines eng mit ihm befreundeten Kaufmanns, brachte sie frühzeitig als Kostschüler in einem Collége unter, wo ihre Brüder-

lichkeit fast sprichwörtlich wurde. Orest und Pylades, wie man sie scherzweise nannte, gediehen sowol in leiblicher als auch in geistiger Beziehung herrlich: Vater und Lehrer hatten an den hoch- und schlankwüchsigen strebsamen, edelsinnigen Jünglingen ihre Freude.

Da starb der Vater, nachdem er auf dem Sterbebett seinem Freunde und Principal die Sorge um das Wohl seiner Kinder ans Herz gelegt hatte. Ein Jahr darauf traten die beiden Brüder als Gehülfen bei dem Kaufherrn, ihrem Vormund, ein. Derselbe stand einem bedeutenden Commissionsgeschäft vor, war Witwer und Vater zweier Töchter, die mit dem Liebreiz von funfzehn und sechzehn Lebensjahren ein echt weibliches Gemüth und einen bei jungen Pariserinnen seltenen Lebensernst verbanden, damals übrigens nur selten im Vaterhause sich blicken ließen, da sie noch als Besucherinnen einer Erziehungsanstalt bei Anverwandten in der Provinz lebten. Ein paar Jahre vergingen, und dann trat ein Wendepunkt im Leben der beiden Brüder ein. Die Töchter des Kaufherrn standen schon seit längerer Zeit dem Hauswesen vor. In Gesellschaft, an der Sonn- und Festtagstafel waren sie oft mit dem Brüderpaar zusammengekommen. Da bildete sich ein doppeltes reines, aber in einer Hinsicht unharmonisches Liebesverhältniß: während der ältere, brünette Bruder in heißer Liebe zu der jüngern Tochter, der Blondine, entbrannt war und, wie er glaubte, aufrichtige Gegenliebe gefunden hatte, machte dieser auch der jüngere Bruder den Hof, indeß augenscheinlich diesem die ältere Tochter in Liebe zugethan war. Den letztern hatte wegen seines größern Ernstes in der Geschäftsführung der Principal mit der Stelle seines verstorbenen Vaters betraut; der ältere hatte es mit Freuden gesehen. Als nun aber der junge Rechnungsführer geneigt zu sein schien, ihm den Besitz des Herzens der Geliebten streitig zu machen, da ätzte bei ihm die Lauge der Eifersucht in den blanken Wappenschild der Bruderliebe einen häßlichen Fleck, der in dem Maße um sich fraß, als des Liebenden Herzensflamme stürmischer loderte und der schreckliche Wahn in ihm aufstieg und Geltung gewann, er selber müsse in dem Kampfe mit dem Bruder unterliegen . . .

Der Ruhende fuhr aus dem Halbschlummer empor, richtete sich halb auf und blickte aus unheimlich leuchtenden Augen wild umher. „O, hätte ich doch damals...", murmelte er, die Hände ballend und mit den Zähnen knirschend. Aber kraftlos sanken die Arme, das Feuer in den Augen erlosch, und aus den Tiefen der Mannesbrust drang ein „Wehe mir!".

Es waren qualvolle Tage; auf den kurzen beseligenden Liebesfrühling folgte ein langer trauriger Winter; statt des erträumten Paradieses erschloß sich ihm die endlose Wüste. Fast mit Freuden begrüßte er die Ablenkung, welche der Deutsch-Französische Krieg ihm bot. Zum ersten mal stand er dem Bruder bei einer Trennung nicht mit nassen Augen gegenüber. Hastig bot er dem Soldaten die Rechte zum Abschied, nur des Anstandes wegen tauschte er mit ihm einen Kuß aus. Der Bruderkuß brannte ihm auf der Wange; hatten diese Lippen nicht vielleicht auch ihre Wangen berührt? Die Principalstöchter weinten, als sein Bruder davonschritt; war es nicht vielleicht auf Nimmerwiederkehr? Sein, des Bruders, Auge blieb trocken; ja es schien ihm, als tönte schrill aus der Tiefe seines Herzens ein

hämisches Frohlocken herauf, sodaß er erschreckt zusammenfuhr, das frevle Empfinden gewaltsam niederkämpfend. Dennoch behielt in ihm ein gewisses Behagen die Oberhand. Wenn, so folgerte er, ihr Herz mir abtrünnig geworden, so wird unser künftiger, durch kein drittes mehr gestörter Verkehr bald das alte liebevolle Verhältniß herbeiführen. In Wahrheit hatte dies Verhältniß fortbestanden: wie leicht hätte er bei einigermaßen unbefangenem Wesen davon sich überzeugen können! Die Eifersucht machte ihn blind, und als ihm endlich die Augen aufgehen sollten, war es zu spät, hatte ein grausames Geschick sein Gewissen bereits mit einer Last bedrückt, unter deren Schwere das Leben ihm unerträglich schien.

Er sah sich in seiner Erwartung getäuscht. Der kurze Liebestraum zerrann. Das bedrohliche Vorrücken der siegreichen Deutschen bestimmte den Principal, Paris zu verlassen und seinen Aufenthalt bei den Anverwandten in der Provinz zu nehmen. Dem Sohne des verstorbenen Freundes übertrug der Kaufherr die Wahrung seiner pariser Interessen, und so geschah es, daß der Liebende nebst einem alten bewährten Diener allein in der Principalswohnung zurückblieb und, als einmal Paris im Eisengürtel des deutschen Heeres lag, jeder Hoffnung auf die baldige Erfüllung seines Herzenswunsches vorderhand entsagen mußte. Die Kriegsereignisse beschäftigten übrigens seinen Geist auf wohlthuende Art. Mit Eifer gab er sich als eingereihter Bürgerwehrmann den militärischen Exercitien hin; regelmäßig zog er in Wehr und Waffen mit hinaus nach den Wällen. Gleichmüthig ertrug er die mit dem Kriegsdienst verknüpften Strapazen, tapfer durchlebte er die Frost- und Hungerperiode. Nur wenn er draußen in finsterer Nacht einsam Wache stand, beschlichen ihn manchmal trübe Gedanken, gedachte er wol des glücklichen Bruders, der vielleicht Mittel fand, mit der Geliebten frei zu verkehren, vielleicht ... O, dann kochte ihm das Blut in den Adern, dann packte er die Flinte im Arm, als hätte er sie zermalmen wollen, und der eisige Nordwind kühlte kaum seine brennende Stirn. Diese Augenblicke tiefinnerer Erregtheit im Verein mit der rauhen soldatischen Lebensweise und der steten patriotischen Anregung, die in den Vorgängen der Belagerung lag, riefen allmählich bei ihm einen Gemüthszustand hervor, der, ganz im Einklang mit dem Auftreten des großen Haufens, in leidenschaftlichen Aeußerungen wider die „unfähigen Machthaber" sich offenbarte und ihn mit Hingebung an den durchaus unnützen blutigen Kämpfen bei Champigny und Buzenval sich betheiligen ließ. Zu den Misvergnügten zählte er denn auch nach dem Friedensschlusse. Und als mit ihrem verheißenden Programm die unselige Commune aus dem Dunkel auftauchte, focht er, wie tausend andere, unter ihrem rothen Banner mit wider die Regierungstruppen. Eine kurze Unterredung mit seinem Principal, der ihm Grüße von seinen Töchtern und von dem Bruder, der als frühbestallter Feldwebel in einem Marschregiment in der That so glücklich gewesen war, bei ihnen vorzusprechen, überbrachte und schon nach einigen Tagen angesichts des drohenden Bürgerkrieges sich wieder entfernte, hatte seinen Mismuth auf die Spitze getrieben: in ironisch bittern Ausdrücken, die seine heiße Liebe nicht verkennen ließen, hatte er, noch während der Anwesenheit ihres Vaters, der Geliebten brieflich enthüllt, welche Qualen ihm ihre

Beziehungen zu seinem Bruder einflößten, und darauf kurz sich entschlossen, zur rothen Fahne zu schwören.

Fortan lebte er wie der Soldat im Felde. In leidenschaftlichen Reden sich ergehend, im Banner der Commune das Palladium der Volksbeglückung erblickend, stritt er als ein Ueberzeugter mit einer Bravour, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, aber auch mit einem Groll, dessen geheimer Quell mit den politisch-socialen Wirren nichts gemein hatte. So mußte er es wol geschehen lassen, als er, schon oft der Beachtung empfohlen, von irgendeinem „berühmten" Communegeneral zum Compagniechef ernannt wurde. Es war ihm höchst gleichgültig: was lag daran, wenn er nur thatsächlich dem ihn verzehrenden Groll Luft machen konnte. Seinem pariser Heim hatte ihn der Kriegsdienst ganz entfremdet; wochenlang blieb er draußen, unter dem ersten besten Dache, wenn nicht in einer Kasematte für die Nacht Quartier nehmend; der Tod schien ihm nichts anhaben zu können; oft stand er im dichtesten Kugelregen, und nicht eine Schramme trug er davon. O, hätte ihn doch damals eine Kugel ereilt; das Gräßliche wäre nicht geschehen ...

Der Sitzende hatte die Knie in die Höhe gezogen und umfing sie mit beiden Händen. Das Haar hing in nassen Strähnen wirr über die bleiche Stirn herab; der Hut lag im Grase. Die dunkeln Augen stierten in feuchtem Glanze niederwärts. Das blasse Antlitz mit dem schwarzen Vollbart machte den Eindruck des Schreckhaften, ein solches Grauen lag darin offenbart. So mochte im öden Gebirge ein Kain sitzen und schauen, als das empörte Gewissen ihn zur Erkenntniß des Ungeheuerlichen seiner That gemacht hatte.

Dann kamen die letzten Schreckenstage. Ströme dampfenden Menschenblutes netzten die pariser Erde, die so oft schon mit Blut getränkt worden war. Und über dem rothen Grunde lachte der blaue Himmel, und über der blutigen Leichensaat wogten die grünen Baumkronen wie immer ... An der Stadtscheide im Westen zog der Würgengel das Schwert, und durch sieben Tage wüthete er ununterbrochen. Menschen gegen Menschen, Franzosen wider Franzosen ... ging es die Elyseischen Felder hinab über den Eintrachtsplatz. Und während verkleidete Söldlinge der millionenfach verfluchten Familie Bonaparte, Trunkenbolde und Ungeheuer die Brandfackel schwangen, Fanatiker und Verrückte das sociale Elend Unschuldige entgelten ließen, wüthete auf hundert Punkten in dem weiten Gomorrha an der Seine Volk gegen Volk zu Tod und Verderben. In das Prasseln der unter den Flammen zusammenbrechenden Häuser tönte die Höllenmusik der berstenden Hohlgeschosse, der Donner der Geschütze, das Krachen der Flinten. Es war kein Kriegen mehr, sondern ein kannibalisches Morden; die menschliche Bestie zeigte sich in ihrer furchtbarsten Gestalt.

Jener Tag, an dem er, mit seinen Leuten vor der Uebermacht sich zurückziehend, in das Herrenhaus am Strom sich warf ... es war der letzte seines Lebens, er kann es sagen, denn für die Welt mit ihren Freuden war er von dem Tage an moralisch todt. Für Ohr und Auge blieb der Tag ein Tag des Schreckens; das arme Menschenherz erfüllte er mit Nacht und Grauen. O, daß die Augen,

welche in dem Gegner auf der Straße den Bruder erkannten, erblindet wären für immer, daß die Hand, welche auf den Bruder die tödliche Kugel abgab, ein Schuß zerschmettert hätte im rechten Augenblicke! ... Aber nein: ihn, den Mörder, traf kein Geschoß; er, der nach der That beim Gedanken an die Geliebte einem, freilich nur wie ein Schimmer sein Gehirn durchblitzenden stillen Frohlocken Raum gab, entging wie durch ein Wunder dem Tode ... Wohl war er, das selbst im Tode noch milde Antlitz des Bruders erkennend, beim Anblick des mit durchbohrter Brust Hinstürzenden entsetzt zurückgetaumelt und bewußtlos hingesunken; aber hatte er nicht schon, als er das Gewehr an die Schulter setzte, im stillen eine gewisse Aehnlichkeit zwischen der Gestalt des Waibels und der seines Bruders erkannt? Hatten dabei nicht flüchtige Rachegedanken sein krankes Gehirn durchblitzt? ... Als er nach dem Einbruch der Nacht aus seiner Ohnmacht erwachte, lag er am Ufer unter einem Haufen Insurgentenleichen, die der Todtengräber noch nicht eingescharrt hatte. Purpurn lag über dem Leichengraus der Schein der Flammen, die das alte Mediceerschloß verzehrten. Für den Erwachten war es die Lebenspforte mit der Aufschrift: „Lasset hier all euer Hoffen!" Wie ein Verdammter rannte er davon.

Es trieb ihn nach der Stätte, wo er vor einigen Stunden den verhängnißvollen Schuß abgegeben hatte. Am Trottoir lagen gehäuft einige Communarden- und Soldatenleichen; unter ihnen entdeckte er die seines Bruders. Scheu bückte er sich zu dem Leichnam nieder ... O, kein Zweifel, das Ungeheuere war geschehen ... Mit einem „Wehe mir!" wankte der Unglückliche von dannen. Er hätte dableiben, der Patrouille in die Hände fallen mögen, die mitten auf der Straße dahermarschirt kam; eine Kugel wäre ja für ihn eine Wohlthat gewesen. Unschlüssig hielt er, in den Schatten der Quaimauer tretend, den Schritt an. Dort standen die Söldner, rohe Gesellen, im Schein der Feuersbrunst und tauschten über die Leichen cynische Glossen aus. Nur einen Satz vernahm er deutlich: „Oho, der Waibel pfeift noch nicht auf dem letzten Loche!" Der Spott dünkte ihm so empörend, daß er einen Moment mit sich darüber zu Rathe ging, ob er nicht hingehen und den Spötter zu Boden schlagen solle? ... O, des glänzenden Heldenmuthes, des ruhmvollen Thatendranges! Als die Wächter ihren Rundmarsch fortsetzten, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich aus dem Staube zu machen.

Unter dem Schutze der Dunkelheit gelang es ihm, ungefährdet das Haus mit der Freundeswohnung zu erreichen, wohin er die Geliebte gebeten hatte, ihre Briefe zu adressiren. Nach der sühnenden Kugel gelüstete es ihn nicht mehr. Der Concierge, der ihn seit langen Wochen nicht gesehen, übergab ihm einen kurz nach seinem letzten Fortgehen eingetroffenen Brief. Es war die Antwort der Geliebten auf sein Schreiben. Es flimmerte ihm bei der Lesung vor den Augen; mit knapper Noth entzifferte er die Zeilen. Und doch enthielt der Brief keine Trauerpost, und doch las er darin nur Worte der Liebe, einer tiefen, wahren, innigen Liebe. Diese Worte aber bewiesen ihm klar und bündig, daß er dem Bruder unrecht gethan, daß er von ihm als Nebenbuhler nichts zu fürchten gehabt hatte. Der Brief entfiel seiner zitternden Hand, zu seinen Füßen gähnte der

Abgrund mit dem Grauen der Verzweiflung; er hatte nicht den Muth, mit Vernunftgründen sich aufzurichten, das Unglück einem unseligen Zufall zuzuschreiben; er sah in sich nur den Verbrecher, der bei kaltem Blute den Bruder getödtet, den fluchwürdigen Schuldgenossen Kain's . . .

Finster und in sich gekehrt überlegte er, was zu thun sei. Die erste innere Regung hieß ihn hingehen und sich zur Haft stellen; damit wäre die That gesühnt gewesen. Menschenleben galten in den Tagen zu Paris wenig. „An die Ecke!" commandirte irgendein Offizier, und der Festgenommene, hatte er Waffen bei sich oder von Pulverrauch geschwärzte Hände, fiel vor den Büchsenläufen des Richtpelotons. Eine leise Erinnerung des Concierge bezüglich der Gefahr, der ihn seine blutige Uniform aussetzte, brachte ihn auf andere Gedanken. Hier konnte er nicht bleiben; eine Haussuchung mußte zu seiner Entdeckung führen, und schon war das Viertel in der Gewalt der Regierungstruppen. Der Portier verschaffte ihm andere Kleider; auf Umwegen erreichte er die Wohnung eines ihm ergebenen Mannes von seiner Compagnie oben im Faubourg Saint-Antoine.

Ein paar Tage hielt er sich dort versteckt. Gewissensangst neben der drohenden Haftgefahr und der Furcht vor einem gewaltsamen Tode spornte ihn zur Flucht. Er entkam glücklich nach England, und es begann für ihn ein Wanderleben sonder Rast und Ruh', ein Dasein, dessen Dunkel kein Sonnenblick mehr erhellte. Das Bild der Geliebten verließ ihn freilich nicht: um keinen Preis hätte er den Versuch gemacht, sich ihr zu nähern, es wäre eine Entweihung gewesen; aber verdrängt ward es ewig von dem blutigen Schatten des Bruders.

Nur kurze Zeit blieb er in London, wo es ihm gelang, als Commis in einem Geschäftscomptoir Anstellung zu finden und der drohenden Ebbe seiner Börse vorzubeugen. Er versuchte es, sich zu zerstreuen, im Verein mit jüngern Fachgenossen sich in den londoner Freudenstrudel zu stürzen; allein er blieb traurig unter den Fröhlichen, verdrossen bei der heitersten Hingebung der Gefährten. Saß er nun über dem Hauptbuche oder dem Glase, in der Schreibstube oder im Wirthshause, stets schaute und sah das innere Auge. Wie gern hätte er gleichwol auf den Schlaf verzichtet, die Nächte wachend in hellerleuchteten Räumen, unter heitern Menschen zugebracht! Denn der Schlaf brachte böse Träume, den lähmenden Alp, die blutige Vision, statt der Erquickung eine nervenfolternde Erregtheit.

Eines Abends ließ er sich von den Genossen bereden, mit ins Theater zu gehen. Zur Aufführung kam „Macbeth". Wie die meisten Franzosen in der englischen Literatur wenig bewandert, kannte er auch das berühmte Shakspeare'sche Drama nur dem Namen nach. Aufmerksam verfolgte er den Gang des Stückes. Beim Anblick der Lady Macbeth in der Nachtscene saß er wie gelähmt. Sein Athem stockte, ein rother Nebel flockte ihm vor den Augen, und als er nach einer übermenschlichen Anstrengung, ein plötzliches Unwohlsein vorschützend, sich den Freunden empfohlen und das Weite gesucht hatte, troff ihm der kalte Schweiß von der Stirn, bebte er an allen Gliedern wie ein auf frischer That ertappter Verbrecher.

In London war fortan seines Bleibens nicht länger. Ein paar Tage noch hielt er es in der Geschäftswelt aus. Dann schnürte er sein Bündel, und gen

Norden wanderte er in der Hoffnung, im Anblick der Natur vielleicht Linderung und Trost zu finden.

Ach, sein Hoffen war eitel. So rastlos sein Wandern, die Aufregung hatte bei ihm keine Ruhe zur Folge; so mannichfaltig die Reize der schottischen Gebirgslandschaft, gleichgültig glitten seine Blicke darüber hin. Nun erst sah er ein, daß nur für den Glücklichen die Sonne lacht, der Wald grünt, das Erntefeld wogt, daß nur dem Menschen, den das Schuldbewußtsein nicht peinigt, die Erde ein lichter Freudensaal sein kann. Führte ihn nun sein Weg über lichte Anhöhen oder durch düstere Thalgründe, über grüne Auen oder durch schattige Wälder, neben dem Felsengestade hin oder durch die öde Moorwüste, nirgends wirkte die äußere Anregung bei ihm beruhigend und stillend.

Und doch ... einmal schien es ihm fast, als hätte der innere Richter Mitleid, als breitete der Friedensengel seine Fittiche über ihn aus, und das war am Ufer des Meeres, als er, auf hohem Felsen stehend, den Blick in den Abgrund zu seinen Füßen richtete, wo, vom Sturm gepeitscht, wild die See brandete, in Gischt zerstiebend hoch die Wogen heraufstosten und den Felsen mit dem Einsamen zu verschlingen drohten. Zum ersten mal seit jener Schreckensnacht überkam ihn ein beruhigendes Gefühl: der Sturm, der die Schiffe zertrümmert und Menschenleben vernichtet, erinnerte ihn an jenen andern Sturm, der die Fluten des pariser Meeres zu vernichtendem Kampfe emporpeitschte; ließen sich aus dem Vergleich nicht beruhigende Schlüsse ziehen? War das vernichtende Werkzeug nicht in beiden Fällen eben nur ein Werkzeug, bei dem von Schuld nicht die Rede sein kann? Gereichten nicht wie das Ungewitter der Natur die Revolutionsstürme der bürgerlichen Gesellschaft oft zum Heil?

Sophisterei! lautete der stille Ruf im Innern, und verzagt ließ der Einsame das Haupt auf die Brust sinken... In den Tiefen der Seele aber tauchte in feurigen Tinten das mahnende Wort „Selbstvernichtung" auf.

Gleichviel; am meisten behagte ihm doch der Aufenthalt im Angesicht des sturmbewegten Meeres. Er schlug den Weg die Küste entlang ein, und noch oft hielt der einsame Wanderer mitten im Sturm- und Wogengebraus am Gestade den Schritt an. Plötzlich faßte er den Entschluß, eine Meerfahrt nach dem Gelobten Lande im Westen anzutreten, und nicht lange, so war er als Zwischendeckspassagier nach Neuyork unterwegs.

Der Himmel war ihm günstig: schon den Tag nach der Abfahrt des Dampfers brach ein Sturm los, der, zum Orkan anschwellend, die Fluten der See zu hausshohen Wogen emportrieb, die jeden Augenblick das Schiff zu zerschmettern drohten. Der Fahrgast aus Paris stand unweit des Buges an der Brustwehr. Wolken und Wogen bildeten zusammen ein graues Chaos, in dem die weißen Kammlinien entstehend und vergehend einen tollen Tanz aufführten. Von Schaum und Regen umsprüht, bis auf die Haut durchnäßt, stand der Einsame starrend und sinnend, einer Bildsäule gleich, der groben Scherze des Schiffsvolkes nicht achtend. Gierig hoben sich die heranbrausenden Wogen aus der Tiefe; hätte doch eine ihn fassen können, wie gern wäre er mit ihr verschwunden! So dachte er, und doch schauderte

er unwillkürlich zusammen, wenn er, das entfesselte Element ins Auge fassend, solchen Gedanken der Selbstvernichtung Raum gab. Er hätte unversehens hinabgleiten mögen in das Wellengrab; der Sprung über Bord dünkte ihm etwas Entsetzliches, und doch auch eine feige Handlung. Hier, über dem ewigen Abgrunde, umtost von den Stimmen des Meeres, that er das stille Gelübde, seine Schuld, wenn es thunlich, sühnen zu wollen durch hartes Mühen und Entbehren, durch strengsten Verzicht auf die Freuden des Lebens; einen Moment liebäugelte er mit der Idee, Trappist zu werden: der Gedanke an die Grabesstille im Kloster ließ ihn bei seinem ersten Entschlusse verharren.

Die Ueberfahrt ging trotz des beständigen Stürmens glücklich von statten. Der Passagier aus Paris blieb gesund; Nässe, Kälte, Uebelkeit vermochten ihm nichts anzuhaben, er war wie gefeit, und wie jämmerlich sah es um die meisten seiner Reisegenossen aus! Zu Neuyork darbte er mit dem Wenigen, was ihm von seiner Baarschaft übrigblieb, solange es gehen wollte. Als der Hunger bei ihm anklopfte, sah er sich nach Beschäftigung um, und zwar nicht etwa, wie in London, bei Leuten seines Standes, sondern in der untersten Bevölkerungsschicht, bei Repräsentanten des arbeitenden Volkes, mit denen er in dem Lodging House, das ihn beherbergte, zusammentraf. Eines schönen Morgens zog er als Straßenkehrer mit hinaus; ein paar Monate hindurch gab es harte Arbeit, und als er mit dem Besen auf der Achsel oder in der Faust die große Stadt genugsam durchstreift und dabei die ersehnte Ruhe nicht gefunden hatte, sagte er dem saubern Metier Lebewohl und trat als Handlanger bei Maurern ein, die ihn behandelten, als sei er ein „Hund von einem Nigger" gewesen, und allerdings nicht wußten, wie wohl sie ihm damit thaten. Murren?! Und hätten sie ihn mit Stöcken geschlagen, er würde nicht gemurrt haben; stand nicht der Geringste unter ihnen hundertmal so hoch da als er? War er nicht nach denen, welche die Hand gegen den Vater, die Mutter aufgehoben, der Letzte, Verruchteste unter den Lebenden?... Die Berichte über die Proceßverhandlungen betreffs der pariser Commune, welche er in der Zeitung las, waren nicht geeignet, ihn aufzurichten: er hatte keiner guten Sache gedient, das lag auf der Hand, er war mit Ungeheuern verbündet gewesen... Mit Ungeheuern?! Was war denn das scheußlichste dieser Ungeheuer im Vergleich mit ihm?... Denn je mehr er der blutigen That gedachte, desto mehr redete er sich das Vorsätzliche derselben ein. Er vor allen andern hätte zum Tode oder zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt werden müssen. Hätte er sich nichts vorzuwerfen gehabt, hätte er als Soldat der Commune nur seine Pflicht gethan, so wäre er vielleicht erfreut gewesen, als er die Nachricht las, daß er zu den Todtgesagten zählte; nun konnte er dabei nur in den Seufzer ausbrechen: „Wollte Gott, mich hätte der Tod ereilt!" Er hätte denn auch recht lange als Handlanger fortdienen mögen bei den rohen Gesellen. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt.

Eines Tages entstand plötzlich ein Auflauf in der Gasse, wo er mit den Maurern thätig war. Man suchte einen wild gewordenen Stier aufzuhalten, der, die Heerde weit hinter sich lassend, mit dem Maul am Pflaster und zornig die

feurigen Augen rollend daherraste und Menschenleben in Gefahr brachte; aber es wollte nicht gelingen. Da trat beherzt der Handlanger vor, griff, behend sich bückend, mit der Linken dem Stier in die Nüstern, indem er mit der Rechten über den Hals des Thieres hinweg das rechte Horn packte, und brachte ihn nach einer kurzen unfreiwilligen Schleifpartie zum Stehen. Ein hundertstimmiges „Hurrah!“ war nicht der einzige Lohn, der ihm für die Heldenthat zuerkannt wurde. Der Eigenthümer der Rinderheerde, ein steinreicher Grundbesitzer und Schlachtviehhändler, der regelmäßig Engrosgeschäfte mit Viehzüchtern in mehr oder weniger entlegenen grasreichen Gegenden machte und beständig von weither zahlreiche Rinderheerden kommen ließ, trug ihm die einträgliche Stelle eines Geschäftsreisenden und Heerdenspediteurs an, und das Verlockende der Aussicht, wieder einmal nach Herzenslust umherstreifen zu können, trug bei ihm zuletzt den Sieg davon über seine Grille, sich jeder Mishandlung auszusetzen, zumal er in Betracht zog, daß er ja auch in der neuen Stellung mit dem Müßiggehen und Wohlleben sich nicht zu befreunden brauche. Und damit begann für ihn eine neue Lebensperiode.

Der stete Wechsel von Land und Leuten, die Geschäftssorgen, die Gefahren und Strapazen, mit denen er in Texas und andern fernen Landstrichen bei dem Mangel an entsprechenden Transportmitteln zu kämpfen hatte, schienen endlich einen heilsamen Einfluß auf sein beunruhigtes Gemüth auszuüben. Eine gewisse schmerzliche Genugthuung lag dann für ihn in dem wahrhaft wunderbaren Glücke, mit dem er alles, was er in geschäftlicher Hinsicht für seinen Principal unternahm, durchführte. Es stand geschrieben, er, der Moralisch-Elende, sollte in materieller Beziehung nicht elend bleiben. Sein Principal lohnte ihm seine Erfolge überreich, und so gleichgültig ihn die pecuniäre Anerkennung ließ, so mußte er doch eines Tages nolens volens gewahren, daß die kleinen Kapitalien, die der Geschäftsherr nach und nach für ihn angelegt hatte, zu einem großen Vermögen angewachsen waren. Das Maß zu häufen, machte ihn der Krösus zu seinem Geschäftstheilhaber, und bald konnte der ehemalige Handlungsgehülfe auf ein Einkommen zählen, um das ihn mancher Duodezfürst hätte beneiden können. Ein schöner Trost! Und doch ... als er zu der Erkenntniß gelangt war, daß der Reichthum nur werthvoll sei, insoweit er beizutragen gestatte zur Linderung von Noth und Elend, pries er das Tröstliche desselben, wie er auch die Gelegenheit pries, die sich ihm mehrfach geboten hatte, dem Tode trotzend andern das Leben zu retten. O, er wußte wohl, daß die Sühne noch lange nicht vollbracht war; es war sein fester Glaube, daß er bis zum Augenblicke der Erlösung ungestraft die Gefahr herausfordern dürfe, so oft er wolle. Und wenn er bei einer Feuersbrunst Frauen und Kinder dem Flammentode entriß, wenn er ein paarmal in den reißenden Strom sprang, um einen Ertrinkenden zu retten, so erblickte er darin wol nur einen Act der Pflicht und keineswegs eine Handlung, die er sich zum Verdienst hätte anrechnen dürfen; aber das Bewußtsein der That sänftigte doch seine innere Unruhe; es war ihm, als leiste er kleine Abschlagszahlungen, unendlich kleine, aber doch Abschlagszahlungen auf die Schuldsumme, die große, ungeheuere ...

Eines Abends begegnete ihm etwas, das den leichten Schlummer, in den das Glück sein Gewissen einzuwiegen drohte, plötzlich verscheuchte. Es war im Süden.

Er saß nebst andern Herbergsgästen, den schönen Sommerabend zu genießen, unter der Veranda. Voll goß der Mond seinen Lichtzauber über die Landschaft aus; silbern erglänzte das dunkle Rankenlaub an den Säulen des Vorbaues; einem Traumbilde gleich dehnte sich in dem matten Lichte die Ebene mit der Landstraße aus. Plötzlich gewahrten die Gäste eine hohe weibliche Gestalt, die aus dem Graben hervorzuwachsen schien und nun rasch auf das Haus zuschritt. Es war Nera, die schwarze Seherin und Kartenschlägerin, die, weit und breit in der Gegend als solche bekannt, heute hier, morgen dort ihr Haupt zur Nachtruhe bettete, übrigens aus den Karten Gutes und Böses, aber doch mehr Gutes einem jeden weissagte, der sie darum anging und nicht das Aussehen eines Bettelmannes hatte. Auch der Pariser ließ sich von ihr an dem Abend weissagen, er bemerkte das zerfetzte Kleid der Mohrin, und um keinen Preis hätte er der Armen mit einem bloßen Almosen zu nahe treten wollen. Sie schlug die Karten auf die ihr gestellte Frage. Und ihre Erklärung lautete, er werde mit schwerem Herzen nach der großen, großen Stadt zurückkehren, in der er geboren worden, und am Tage seiner Ankunft werde ihm unter Donner und Blitz großes Heil widerfahren. Hastig fuhr er mit der Hand in die Tasche, und um ein Goldstück reicher entfernte sich, ihm des Himmels Segen wünschend, die Negerin. Das Weib ahnte nicht, welchen Brand sie in ein Menschenherz geworfen. Auf einmal herrschten in der Mannesbrust wieder die alten finstern Gewalten, die Quälgeister des Gewissens. In der Nacht kam kein Schlaf in des Unglücklichen Augen.

Von dem Tage ab fand er keine Ruhe mehr, es schien ihm, er könne nur dadurch sich das Leben wieder einigermaßen erträglich machen, daß er sich in sein Vaterland zurückbegebe. Es erfaßte ihn eine räthselhafte Sehnsucht nach der Vaterstadt Paris. Sollte das den Abschluß der Sühne bedeuten? Würde es ihm vergönnt sein, trotz alledem . . .? Er wagte es nicht, den Gedanken auszudenken. Liebe und Treue hatte er wie ein Heiligthum tief im Herzen bewahrt. Entschieden sah er in dem Schritte, den er thun wollte, eine neue Prüfung, die er heldenmüthig zu bestehen habe. Da tauchten in den Zeitungen die ersten Gerüchte von einem bevorstehenden Amnestieerlaß bezugs der verurtheilten Communalisten auf. Die Gerüchte bestätigten sich. Und als der Todtgesagte bei dem Geschäftsgenossen auf ein Vierteljahr Urlaub genommen, in bester Form für den Sterbefall bei ihm sein Testament hinterlegt hatte, in dem er seinem frühern Principal, und im Fall derselbe gestorben, dessen Töchtern sein gesammtes Vermögen vermachte, und, zu noch größerer Sicherheit, seinen Papieren in der Brieftasche ein eigenhändig niedergeschriebenes Testament gesellt hatte, schiffte er sich zu Neuyork nach Havre ein.

Vierzehn Tage darauf traf er mit einem Nachtzuge zu Paris ein. Was er hier thun wollte, er wußte es selbst nicht. In der Einsamkeit des Coupé hatte er lange genug darüber nachgedacht. Seltsam, das „große Heil" der Seherin wollte ihm dabei nicht aus dem Sinn. Noch jetzt, in dem kleinen Hotelzimmer, dachte er daran. Er schalt sich einen Thoren, einen Gehirnkranken; aber immer und immer wieder tauchte es inmitten seiner finstern Grübeleien wie ein lichter, erwärmender Sonnenstrahl auf. Nachdem er einen Morgenimbiß genossen und die

Kleider gewechselt, schickte er sich eben an, das Zimmer zu verlassen, da fiel sein Blick auf den in Tagblättern bestehenden kleinen Wandkalender am Kaminmantel, von dem der Aufwärter gerade das Blatt mit dem gestrigen Datum riß. Hoch und breit gedruckt stand auf dem frischen Blatte: „Mai 24." Hastig öffnete er die Zimmerthür, als befürchtete er, sich zu verrathen. Langsam schritt er die Treppe hinab. O ja, das bedeutete den Abschluß der Sühne, vielmehr diese selbst. Er hätte schon gestern, vorgestern eintreffen können; wenn er erst heute eingetroffen, so war das ein Zufall ... Zufall?! Er hätte kein französischer Katholik sein müssen, um darin einen bloßen Zufall zu erblicken.

Willenlos ging er, als er die Hausthür im Rücken hatte, die Rue d'Amsterdam hinab. Für das Menschen- und Wagengewirr neben dem Bahnhofe hatte er kein Auge. Er war allein mit seinen Gedanken, allein wie auf der Klippe am Meeresufer, wie im Gebirge, im Walde, im Waggonwinkel. Er ging scheinbar planlos dahin, wie ein Gaffer, der verdrossen geradeaus geht, bis etwas seine Schaulust rege macht; aber er schritt, wenn auch gleichsam unbewußt, einem Ziele zu, seinem ersten Ziele ...

Am Ende dieser Straße ragt ein mit Säulen umgebener antiker Tempelbau, die Madeleinekirche. Er umwandelte sie, immer noch in Sinnen verloren; und weiter wanderte er, durch die Rue Royale nach dem Concordienplatze ... Hier zum ersten mal erhob er das Haupt und sah sich schüchtern um. Im matten Wüstengrau ragte im Sonnenlichte der Obelisk. In starrer Regungslosigkeit saßen auf dem hohen Sockel die steinernen Städtebilder. Die Delphine und Nixen von Bronze entsendeten ihre Wasserstrahlen in das Springbrunnenbecken wie sonst. Hin und her wogte die Flut einer geschäftigen Welt. Keine Spur mehr von dem Graus jener Tage ...

Der Wanderer hatte die Concordienbrücke erreicht. Dort drüben, am Ufergrunde, lagen sie haufenweise, die gefallenen Kameraden; ihre Leiber vermoderten wol unter dem Pflaster, wenn nicht... Und hüben, drüben, allerorten häuften sich Leichen, war die Erde roth von Blut. Nun nichts mehr von dem allen. Es war wieder Licht geworden; die Segnungen des Friedens waren wiedergekehrt, man sah nur heitere Gesichter. O, wie pochte ihm das Herz in der Brust, als er auf den Quai beim Palais Bourbon ablenkte! An der Brüstung entlockte ein blinder Knabe einem Accordeon lustige Weisen. Vor dem Blätterkiosk standen lachende Gruppen, die sich an dem Anblicke der ausgehängten farbigen Zerrbilder ergötzten. Sorglos plauderten Kutscher und Büchertrödler vom Wetter; keiner von all den vielen, die da vorüberzogen, gedachte wol noch jener Schrecken. Er war mit dem Gedanken allein... Auch hier, an dieser Straße, keine Spur mehr von Verwüstung. Die hundertfensterige Façade des ausgebrannten Palastes weiter unten bemerkte er nicht; ebenso wenig die fernab am jenseitigen Ufer ragende Ruine des Tuilerienschlosses. Er hatte nur Augen für jene Glaswand über der massiven Mauer, für dies Trottoir. Dort ... hier ... Glas und Staub: aber war das Glas nicht zersprungen, der Staub nicht roth von dampfendem Blute?! Und noch war die Schuld nicht gesühnt, womit hätte er sie auch sühnen können? Flecken wie diese vermag nichts zu tilgen, es wäre denn ... der Tod. Den meinte wol

die schwarze Hexe mit ihrem „großen Heil". Dazu konnte Rath werden. Das Auge des Sinnenden weilte an der unten vorübergrollenden grünen Flut; die Rechte in der Rocktasche packte krampfhaft den geladenen Revolver. Ein kleines Nachspiel zum großen Vorspiel... Hatte es ihm deshalb, den Schritt zu begehen, bisjetzt an Muth gefehlt? War es der dunkle Rathschluß des Verhängnisses, daß er umkommen sollte, wo er gemordet hatte?... Nun gut; aber er konnte ja wiederkehren, erst wollte er noch einen andern Ort aufsuchen, den, wo er einst von dem sinnverwirrenden Zauber der ersten Liebe ergriffen worden, wo er die ersten Qualen einer unseligen Eifersucht empfunden... Zwar, er kam als ein Unwürdiger, ein Ausgestoßener, ein Verdammter, für den es eine hohe Ehre wäre, ihre Schuhriemen zu lösen. Aber er wollte auch nur von weitem das Haus sehen, in welchem er dies Mädchen kennen gelernt hatte, das er auf ewig gewinnen konnte und das nun unwiederbringlich für ihn verloren war. Er fuhr aus seinem Träumen auf, den Weg fortzusetzen; beinahe rannte er dabei einen Friedenswächter über den Haufen. Mit Mühe stotterte er ein Wort der Entschuldigung, und als säße ihm der Sensenmann auf den Fersen, so eilig stürmte er davon.

Er hatte kaum die Furcht, erkannt zu werden: selbst alten Bekannten wäre dies bei seinem Vollbarte schwer geworden; aber schreckt nicht das böse Gewissen ein Lispeln des Windes, ein raschelndes Blatt?... Lange ging er. Jetzt bog er in die Straße ein, an der das Haus stand, in dem sein Principal wohnte. Sein erster Blick galt dem ersten Stock: wie oft hatte er hinter jenen dichtverhängten Fenstern im Familienkreise sich glücklich gefühlt!... Das Herz hämmerte ihm fast hörbar wider die Rippen, und er wandte heftig das Gesicht ab. Sein zweiter Blick galt der Frontfläche am Erdgeschoß, hinter dem das Comptoir nebst dem Waarenmagazin sich ausdehnte. Er erkannte den Façadentheil nicht wieder: Comptoir und Magazin waren verschwunden, in den Räumlichkeiten war ein Hutladen eingerichtet. Ein unsagbares Gefühl der Verlassenheit überkam ihn. Was war aus dem Vater, aus den Töchtern geworden? Ruhten auch sie im Grabe?... Und dann tönte es in seinem Innern herauf: „Mit welchem Rechte fragst du so, Elender? Wenn die Braut des gemordeten Bruders verschieden, der Kummer auch die Schwester und den Vater in die Grube gebracht hat, was kümmert es dich, den Verfluchten?" Ein röchelnder Laut entwand sich der beklommenen Brust, und seiner Sinne kaum mächtig stürmte er weiter.

Eine Zeit lang irrte er in dem volkreichen Stadttheile umher, der sich vom Boulevard de Sébastopol bis an die Rue Saint-Antoine erstreckt. Lange wollte sich der Aufruhr im Busen nicht legen; es war ihm, als triebe ihn eine geheime Macht an die Ufer des Stromes zurück, als raunte ihm jemand zu: „In der kühlen, erfrischenden Tiefe harret deiner Sühne und Erlösung." Und doch... er wandte nicht den Schritt: das Tageslicht dünkte ihm ein Hinderniß; konnte er nicht warten bis auf den Abend, die Eisenkugel des Galerensträflings noch einen halben Tag länger schleppen?

Plötzlich gewahrte er ein ihm bekanntes Haus: instinctmäßig hatte er den Weg dahin eingeschlagen. Es war in jener verhängnißvollen Nacht der Schluß-

punkt seiner vorletzten pariser Etappenfahrt gewesen; dort, in der engen Loge des Concierge, hatte er den Brief mit der Flammenschrift gelesen, den Brief von ihrer Hand mit dem schlagenden Beweise für das Unbegründete seines Verdachtes. Ein Späherblick durch das lückenhaft verhängte Fenster ins Innere belehrte ihn, daß den Portier von damals ein anderer ersetzt hatte. Die Erinnerung an den Freund aus der Communezeit machte ihn neugierig. Zögernd trat er in den Hausgang und den Hut lüftend rasch in die Loge. „Ah, Sie meinen den Communarden?" entgegnete auf seine Erkundigung der Concierge mit einem mistrauischen Blicke auf den Fremdling. „Der bekam seinen Lohn. Zwanzig Schritt weiter oben kämpfte er nebst meinem seligen Vorgänger im Amte hinter der Barrikade. Als sie von den Versaillern erstürmt worden war, flüchteten beide hier herein und verkrochen sich hinter das Bett. Eine Viertelstunde darauf lagen sie auf dem Pflaster mit einem halben Dutzend Bleipillen im Leibe. Ich war damals Concierge in Nr. 9 und sah mir den Spaß mit an. Warten Sie, ich will Ihnen die Stelle zeigen ..." Aber der Gast stand schon draußen und verabschiedete sich.

Nur um eine neue Frist zu gewinnen, schlug er die Straße nach dem Boulevard du Temple ein. Dort mündete der breite, eine gute französische Meile lange Boulevard Voltaire. Ganz oben in dem Viertel wohnte damals sein anderer Bekannter aus der Zeit der Commune. Er erinnerte sich, mit diesem von seinem Principal und von seinen schönen Hoffnungen gesprochen zu haben; konnte ihm derselbe nicht, wenn er noch am Leben ...? O, der thörichten, vermessenen Frage! Dennoch setzte er seinen Weg fort. Die Volksbühne mit den mächtigen unbeweglichen Decorationswänden, den schnurgeraden fortlaufenden, vielfach in Gold und Farben verzierten sechsstöckigen Häuserfaçaden, dem Leben und Treiben der plebejischen Acteure, hatte für den Wanderer keinen Reiz. Oeder ward sie übrigens, immer öder, je weiter er auf ihr vorschritt, bis sie zuletzt mit den großentheils leer stehenden kasernenartigen Anbauten aus der Haußmannszeit, dem schmuzig-grauen eintönigen Anstrich von Straße und Haus, den nur noch vereinzelten Fußgängern an eine verödet liegende, von den Bewohnern verlassene Stadt erinnerte. Das monotone Grau harmonirte bestens mit der trüben Stimmung des Wanderers; der lange Weg erschien ihm wie die Vorbahn zur Todesfahrt.

Die Wohnung, welche nebst Weib und Kind der andere Freund innegehabt hatte, stand leer, wie ihm der redselige Hausmeister berichtete. Aus eigenem Antriebe erzählte ihm derselbe, wie übel es dem Manne ergangen war. Nicht der Wuth einer gereizten Soldateska, nicht der Richterstrenge empörter Offiziere war er zum Opfer gefallen: gegen ihn, den ebenso vortrefflichen Menschen als ausgezeichneten Arbeiter, der, um Frau und Kinder vor dem Hungertode zu bewahren, um ihnen täglich 30 Sous zubringen zu können, sich in die Uniform stecken ließ, traten mit Anschuldigungen und Verdächtigungen in der Stille Fachgenossen, Handwerker wie er, auf, die wie so viele hundert andere der gemeine Brotneid zu Denuncianten gemacht hatte, und der Aermste ward zur Deportation verurtheilt, lebte seit der Zeit mit den Seinen unter dem Gluthimmel Neucaledoniens, in der Nähe der blutdürstigen Kanaken, wie der Portier mit einem andächtigen Gruseln

hinzufügte. Mit den Seinen!! Braver Concierge! Hättest du ahnen können, welches Echo diese drei Worte im Busen deines Zuhörers fanden, du würdest sie nicht gesprochen haben. Verbannt ... mit den Seinen?! Der Glückliche! Was ist die härteste Strafe für den Unschuldigen, der sich nichts vorzuwerfen, ein ruhiges Gewissen hat? Und die kurzsichtigen Menschen wähnen, sie strafen, indem sie über einen Verbrecher den Stab brechen!! Was hätte er darum gegeben, an der Stelle des Verbannten zu sein!...

Blindlings war der Wanderer dem Wege gefolgt, der von der Barrière du Trône rechts hinausführt nach Saint-Mandé und dem Bois de Vincennes: hier oder dort hinaus, was lag daran! Alle Wege führten für ihn zum Ziele, und strömte nicht dort oben hinter den Höhen die reißende Marne? Verbannt! ... mit den Seinen!... Alle waren glücklicher als er, der Verlassene, der Schuld- und Fluchbeladene! O, gelänge es ihm doch, im entscheidenden Moment das häßliche Gespenst, die Furcht zu bannen! Aber bereits rasselte es im Hintergrunde mit den Ketten, die religiöser Fanatismus schon dem Kirchenglauben des Kindes einprägt, die in ihrer Bedeutung das arme abergläubische Menschenkind mit allen Qualen einer erdichteten Hölle bedrohen.

Vor Fabrikgebäuden, Privathäusern mit Lustgärten, Asylen der Verworfenheit vorüber stürmte er weiter, weiter. Nun ging es einen mit Kies bestreuten Pfad hinab, an dem unten ein Wasser mit einer kleinen Insel sich ausdehnte, dessen Ufer Thränenweiden mit breiten Kronen, haushohe schlanke Pappeln, feingefiederte Birken zierten. Welch eine Lenzeswonne! In der blanken Flut, am blauen Himmel, im grünen Laubwerk, im Duft der Blumen, im Gesang der Vögel: überall offenbarte sie sich den empfänglichen Sinnen. Und weiter zog er, blind und taub gegen alle Herrlichkeit des Lenzes, weiter! In Schweiß gebadet suchte und fand er endlich ein Ruheplätzchen im Dickicht. Dort zeigte ihn uns der Waldgeist. Die erneuerte Herzenswunde brachte der Anblick der spielenden Kinderwelt und ihrer glücklichen Besitzer neu zum Bluten. Noch einmal ließ er, hingerissen von der Gemüthsbewegung, den rothen Faden seiner Leidensgeschichte vor seinem geistigen Auge sich entspinnen... Nein, es war kein Rathen und Helfen mehr!

In dumpfes Hinbrüten versunken saß er schon seit langen Minuten. Horch! da raschelte es in dem Hollunderbusch. Das Laubwerk theilte sich, und in dem grünen Rahmen erschien ein holder Knabe mit gelocktem Flachshaar und rosigem Antlitz, der ihn aus großen graublauen Augen bestürzt anschaute... So sah vor etlichen zwanzig Jahren sein Bruder aus; es war beim Anblick der lieblichen Erscheinung sein erster Gedanke. Beide Arme ausbreitend lächelte er den Knaben an und winkte ihm, heranzukommen; nur eine Secunde lang hätte er ihn an sein Herz schließen mögen, es hätte ihm wohlgethan, er fühlte es. Aber scheu wich das Kind zurück, schreiend kollerte es durch den Strauch, und wie von Furien gepeitscht sprang der Rastende auf und schlug sich ins nahe Gebüsch.

Langsam bahnte er sich weiterab einen Weg, indem er an Brombeerranken die Hände sich blutig ritzte. Er schien gefaßt und ruhig zu sein. „Heute!“ lautete der stille Entschluß. „Wo und wann? Das Schicksal wird es bestimmen.“ Nun

erreichte er die sonnige Avenue: vorüber kam ein Zug festtäglich gekleideter Leute, ein Hochzeitszug. Voran schritt am Arme des Brautdieners in weißseidenem Kleide, mit Orangenblüten im Haar, die junge Neuvermählte. Die helle Freude lachte in aller Augen. Welch fröhliches Scherzen und Plaudern! Und nun — ins Niederholz zu lustiger Such- und Hetzjagd wie große Kinder! Rasch schritt der Wanderer über die Heerstraße und geradeaus in das eine Meile weit bis an die Marne sich hinziehende Gehölz. Es kam ihm vor, als schlösse sich mit dem Hochweg die Welt hinter ihm ab. Die letzten menschlichen Wesen, die ihm zu Gesicht kommen sollten, Hochzeitsleute? Das wäre schmerzliche Ironie. Geradeaus, auf ungebahnten, von dichtem Buschwerk beschatteten Pfaden ging es. Amsel und Nachtigall mitsammt dem verliebten Finken- und Grasmückenvolk concertirten, daß es eine Lust war. Darein schnatterte dann und wann die geschwätzige Elster, während der streitsüchtige Fasanenhahn sein liebeseliges Schluchzen, die Holztaube ihr lockendes Ruchsen ertönen ließ. Liebe verkündeten alle Wesen, Liebe lachte im Himmelsblau, im Blättergrün; nur in der Brust des Einsamen wohnte Schmerz und Trauer. Beharrlich wand er sich durch die wildwuchernde Pflanzenwelt, nun einen Busch umschreitend, dann sich mitten hindurch einen Weg bahnend. Er ging durch sonnige Lichtungen und schattige Laubgassen, über sammtweichen Wiesengrund und dornenvollen Waldboden ... immer geradeaus ... lange, lange.

Eben stand er im Begriff, durch eine dichte Holzung vorzudringen; da schlugen verschiedene Männerstimmen an sein Ohr, die in der Nähe lauter Unterhaltung pflogen. Nach einer Pause redete eine der Stimmen längere Zeit allein. Wie bekannt kam ihm dieselbe vor! Behutsam bog er die dichtbelaubten Zweige auseinander. Auf der Ruhebank an dem Wege saßen etliche Soldaten von der Linie; unter ihnen war einer mit drei Goldtressen am Oberarm, ein alter Unteroffizier... Wie erstarrt trat der Einsame zurück. O ja, er kannte die Stimme. Es war dieselbe, wenn nicht eine ihr täuschend ähnliche, Stimme, welche in jener Nacht des Entsetzens, an der Wiege seines Unglücks, die empörenden Worte sprach: „Oho, der Waibel pfeift noch nicht auf dem letzten Loche!“ Die Erinnerung fehlte noch. Das Maß war noch nicht voll genug... Und doch ... wie kam es, daß er nie den Sinn der Worte erwogen, nie daran gedacht hatte, daß sie begründet sein konnten? „Wahnsinn!“ raunte ihm eine Stimme zu; „es ist der alte Schicksalshohn, der letzte Stachel zur Sühne der Schuld.“ Und zurück wandte er sich, den Rand des erlösenden Abgrundes sobald als möglich zu erreichen.

Er stürmte vorwärts, in der alten Richtung, wie er meinte; aber der Irrgang wollte kein Ende nehmen. Endlich kam er wieder an eine Lichtung, die er schon vor einer halben Stunde durchschritten hatte. Dort stand eine Zwergfichte mit niederm, horizontal sich breitendem Geäst. Die Einladung zum Ruhen war verlockend: ehe er es noch fest gewollt hatte, saß der Erschöpfte auf einem der untern Aeste. Still lehnte er das müde Haupt an den Stamm und schloß die Augen.

War das ein Traum? ... Er hörte fernab redende männliche und weibliche Stimmen, und es dünkte ihm, als seien bekannte darunter. Da schwiegen die Plaudernden plötzlich und eine Tenorstimme sang:

Fern von deinem Herde,
Theure Muttererde,
Schmachteten verbannt
Wir im fremden Land —
Seit der bösen Stunde,
Da aus unserm Munde
Drang des Rufes Weh:
Vaterland, ade! —

Schmerzlich erregt hatte der Einsame gelauscht. Und im Chor sangen Männer und Frauen:

Ja! —
Heimwärts, nach Frankreichs Strande,
Laßt singend uns ziehn,
Munter segelnd uns ziehn;
Wie sind
Die Winde so lind!
Heimat, du Land der Lande,
Gestade voll Glück,
Auf deinen Port den Blick!
Uns führt ein guter Gott zurück.

„O ja, die Glücklichen", dachte der Einsame; „sie kehren bald, ihrer Schuld ledig, wieder, während ich . . . Nein, nein, meine ist gar nicht zu sühnen." Wieder sang die Tenorstimme allein:

Klarer hüpft die Welle,
Muntrer von der Stelle,
Tiefer blaut der Dom
Gottes überm Strom.
Froher tönen wieder
Unsre frohen Lieder.
Aeolus, steh' treu
Den Verbannten bei!

Lieblich vermählten sich die Stimmen der Frauen und Männer zum Chorgesang:

Ja! —
Heimwärts, nach Frankreichs Strande,
Laßt singend uns ziehn,
Munter segelnd uns ziehn;
Wie sind
Die Winde so lind!
Heimat, du Land der Lande,
Gestade voll Glück,
Auf deinen Port den Blick!
Uns führt ein guter Gott zurück.

Und der Chorführer sang:

Laue Winde schüren
Leis die Flut und führen
Durch die blaue Luft
Würz'gen Meeresduft. —

Wie die Wogen schäumen!
Land! . . . Das ist kein Träumen!
Hoffnung, Herzensruh',
Heimat, das bist du!

Wie ein süßes Aufjauchzen ertönte der von allen im Chor gesungene Refrain:

Ja! —
Heimwärts, nach Frankreichs Strande,
Laßt singend uns ziehn,
Munter segelnd uns ziehn;
Wie sind
Die Winde so lind!
Heimat, du Land der Lande,
Gestade voll Glück,
Auf deinen Port den Blick!
In ihn führt heut uns Gott zurück!

Es liegt etwas ungemein Wehmüthiges in der Weise des populären Liedes. Den Einsamen erbitterte es erst; ihm erschien es als eine neue Ironie des strafenden Geschickes. Gleichwol hatte es bei ihm Saiten berührt, die im Herzen weich forttönten und mit den Qualen einer unstillbaren Sehnsucht den alten wirren Gefühlssturm wach riefen. Lange währte das stürmische Wogen im Innern, und im Paroxysmus des Seelenschmerzes drang es zu zweien malen wie ein wilder Aufschrei des empörten Gewissens aus der bangen Brust: „Kain! . . . Kain!" Und der Verzweifelnde schluchzte: „Fesselte mich noch die Liebe zum Leben?" Die müden Augen schlossen sich wieder. Wie ein holdes Traumgesicht erschien auf Secunden im Blätterwerk an der Erde ein rosiges Knabenantlitz; er sah es nicht.

Es war düster geworden im Walde. Unter dem Gewitterhimmel raste in heftigen Stößen der Sturm; sein dumpfes Sausen in den Kronen der Hochstämme, durch die Wipfel des Niederholzes war das Vorspiel zu dem Gewittersturm in der Höhe. Die Wetterwolke öffnete sich: hernieder zuckte die elektrische Flamme, krachend stürzte die getroffene Pappel, und von dem gewaltigen Donnerschlage erdröhnte die Erde. Jach emporfahrend und die Augen aufschlagend, starrte der Einsame heftig gen Himmel. Die Augen unter den gerötheten Lidern standen in feuchtem Glanze, ein Hauch unsaglichen Leides glitt durch das Mannesantlitz und der blasse Mund murmelte unverständliche Worte. Da verklärte das Gesicht plötzlich ein seltsames Leuchten. „So ist es!" rief der Einsame mit bitterm Lachen, während der Regen immer heftiger ins Gebüsch schlug, vor sich hin. „Großes Heil . . . Bei Donner und Blitz . . . Die Seherin hatte recht . . . Das Lied ist aus . . . Ade, Welt!"

Mit der Rechten hatte er den Revolver gefaßt, die Linke faßte den Ast, auf dem er saß. Und nachdem er die Waffe einen Augenblick gemustert, setzte er sie mit der sechsfachen Mündung an den rechten Schlaf. „Nicht doch, ins Herz, Armer!" Die Rechte gehorchte der stillen Erinnerung, senkte sich mit der Waffe, richtete sie gegen die Brust. Ein Druck, der Schuß krachte; aber die Kugel pfiff

seitwärts ins Gebüsch; die Hand mit der Mordwaffe hielt eine starke Faust umklammert; rasch das Haupt wendend, schaute der Gerettete in ein blond umrahmtes Mannesantlitz, und einen gellenden Angst- und Weheruf ausstoßend, sprang er von dem Aste, riß sich los, die Waffe der fremden Hand überlassend, und trat, aus weitoffenen stieren Augen seinen Retter anstarrend, mit vorgestreckten Händen um drei, vier Schritt zurück.

Aber auch dieser wich wie vor einer überirdischen Erscheinung entsetzt zur Seite. „Es ist eine Sinnestäuschung, ich bin wahnsinnig", rief er, die Waffe fallen lassend.

„Ernest", rief der Angeredete, bei dem Ton der Stimme heftig zusammenbebend; „Gnade, Ernest, Gnade! ... Der Schuß ging los, da erst sah ich, daß du es warst ... Hätte mich doch gleich die Erde verschlungen!"

„Henri", versetzte der andere, ihn ungläubig betrachtend; „bist du es denn wirklich? So hätte dich meine Kugel nicht getödtet? Aber nein; es ist nicht möglich: so viel Glück ..."

„Es ist eine Vision", fiel ihm jener in die Rede, indem er sich wiederholt mit der Hand über die Stirn fuhr; „mir träumt ... die Nacht des Todes umfängt mich bereits ..."

„Nein, beim allmächtigen Gott, du bist's, du lebst!" rief Ernest, die Arme ausbreitend. „Ueberzeuge mich vollends, Bruder!"

Henri betastete sich, als wolle er Gewißheit über sein Dasein erlangen, und sich plötzlich der Worte der schwarzen Seherin erinnernd, stieß er, mit erhobenen Armen auf den Bruder zuschreitend, den Freudenruf aus: „Du lebst, ich lebe, das Wort des Heils ist in Erfüllung gegangen."

Die beiden Brüder hielten sich lange und innig umschlungen. Es war ein zwiefaches Aufjauchzen unter Freudenthränen.

Nun ging es an ein Hin- und Herfragen, das in wenigen kurzen Sätzen zu Aufklärung führte. Um das meiste weiß der Leser. Jene cynischen Worte des Soldaten angesichts des blutigen Waibelleichnams, die Henri in so hohem Grade empört hatten, waren gleichsam die erste Anregung zur Rettung des Verwundeten gewesen, denn sie entrissen ihn vollends der Bewußtlosigkeit und bewirkten damit seinen Transport ins Lazareth. Wenn Henri heute die Principalswohnung nicht entdeckte, so lag das einfach daran, daß die Insassen weggezogen waren; die Leitung des Geschäftes hatte übrigens Ernest übernommen; der frühere Principal lebte bei den Anverwandten in der Provinz.

„Setze dich noch einen Augenblick, Junge", fügte Ernest hinzu, „der Rausch des unverhofften wunderbaren Glückes ließ mich ganz vergessen, daß ich den Spaziergang durchs Gehölz nicht allein machte. Hier stört uns niemand; meine Frau ..."

„Deine Frau?!" fiel ihm Henri bestürzt in die Rede. „Hättest du ...?"

„Nun ja", entgegnete Ernest, den Blick abwendend; „ich heirathete Estelle und bin der glücklichste Gatte."

„Und Julie!" fragte beklommen Henri, den Athem anhaltend.

„Sie lebt im Vaterhause und ... erwartet dich."

„O Bruder ... nein, nein! ... Ich kann es nicht fassen, mein Glück ... Wo bin ich? ... Und doch ...“

„Geht es mir anders?“ rief lächelnd Ernest. Und gerade durchs Gebüsch brechend, der Zweige, die ihm den Hut abrissen, des herabrieselnden Wassers nicht achtend, eilte er abseits.

„Auf den Knien danke ich dir, Allgütiger“, stammelte der Einsame tief erschüttert. „Schuld und Sühne ... welch schreckliches Los, aber auch welch beglückender Siegesschluß!“

Da wichen die Gewitterschatten; siegreich leuchteten die Strahlen der Abendsonne, dem Walde Millionen von Rubinen und Topasen anzaubernd; munter sangen die Vöglein wieder. Es war wie ein Auferstehen.

Glücklich wie ein Gott erschien Ernest wieder. „Nur immer voran, Liebe, das Heil ist nicht fern.“

Heftig zupfte es in dem Moment die junge Gattin am Kleidärmel. „Der schwarze Mann, Mütterchen!“ raunte ängstlich ihr Erst- und Eingeborener ihr zu.

Neugierig sah sie hin. Aber schon hatte Ernest den Bruder an der Hand gefaßt. „Kennst du, Estelle, den Herrn da? ... Mein Gewissen betrog mich, dem Himmel sei Dank! Vergiß, Theuere, was ich dir vor einer halben Stunde erzählte. Es war ein böser Traum, eine Prüfung. Die Brüder sind am Leben und haben einander nichts vorzuwerfen. Sie werden glücklich wie einst zusammen durchs Leben gehen. Nicht wahr, Henri? Nun küßt euch, Kinder, und laßt uns aufbrechen! Gleich heute Abend schicke ich ein Telegramm an den Schwiegerpapa und Julie ab, und morgen feiern wir das Verlobungsfest!“

„Wie wird sich Julie freuen“, rief die junge Frau, als sie nach dem Kußwechsel sich von ihrem grenzenlosen Erstaunen in etwas erholt hatte. „Sage doch“, fügte sie, den Gatten schalkhaft umhalsend und sein Ohr an ihre Rosenlippen ziehend, hinzu, „den Herrn Blavard kannst du jetzt entlassen ... Henri wird ...“

Der junge Gatte küßte ihr den Mund und meinte laut: „... mein Associé sein wollen, willst du sagen? Allerdings; nicht wahr, Henri?“

Der Bruder nickte lächelnd und entgegnete, indem er die Brieftasche zog und ein zusammengefalztes Papier herausnahm, das er Ernest überreichte: „Unter einer Bedingung, die hieraus erhellt.“

„Ein olographisches Testament?“ stotterte Ernest. „Zu Gunsten des Schwiegerpapas oder seiner Hinterbliebenen? ... Zwiefacher Dollarmillionär? Du bist ein Krösus, Henri; ich gratulire. Wir werden zusammen einen Rothschild aus dem Felde schlagen können“, meinte er, ihm das Papier zurückgebend. „Und er hat sterben wollen“, fügte er still hinzu; „welche Sühne, mein Gott!“

Henri hatte inzwischen den kleinen Highlander gewahrt, der sich mit der zugehaltenen Mütze in der Linken ängstlich hinter der Mutter duckte. „Jules, nun sei hübsch artig“, sagte diese, „und küsse deinen lieben Onkel!“

„Himmel, das euer Erstgeborenes? Das mein kleiner Neffe?“ jauchzte Henri, den Knaben in die Höhe hebend. „Aber wir sind ja alte Bekannte! Wie seltsam!

Stieg nicht eine dunkle Ahnung in mir auf? Erinnerte mich dein rosiges Antlitz nicht an den verlorenen und wiedergefundenen Bruder?"

Ernest und Estelle standen da mit nassen Augen, indeß Henri den Knaben herzte und küßte und Jules in kläglichem Tone rief: „Schwarzer Onkel, schwarzer Onkel, du thust ihm weh!"

„Wem denn?" fragte der Glückliche, ihm einen frischen Kuß auf die Stirn drückend; „wem denn, mein Junge?"

„Dem Schmetterling, schwarzer Onkel. Er sitzt in der Mütze. Laß mich, du sollst ihn sehen."

„Wahrhaftig", sagte Onkel Henri, als er den Knaben heruntergelassen hatte, nach einem Blick auf den gefangenen braunrothen Falter; „ein schöner Schmetterling, ein Pfauenauge. Fingst du den selbst, Jules?"

„Ja, und hier, schwarzer Onkel", versetzte Jules, auf eine Stelle hinter der Fichte deutend. „Du saßest auf dem Baum, da fing ich ihn ganz sacht und lief davon."

„Wir wollen ihn als ein kostbares Kleinod aufheben", sagte in fast feierlichem Tone Henri's Bruder. „Ohne den Schmetterling, der seinen Flug hierher richtend unsern kleinen Highlander vom Wege ablenkte, wären wir jetzt nicht die glücklichsten Menschen; im Gegentheil! Wäre ich ein Edelmann, so würde ich um die Erlaubniß einkommen, fortan in meinem Wappen ein Pfauenauge führen zu dürfen. Und zierten es Löwen oder Drachen, sie müßten dem Schmetterlinge weichen. Bitte, eine Stecknadel, Estelle; im Hut bringe ich das Exemplar heim. Ich lasse ihm eine Glaskapsel mit goldener Einfassung machen; auf dem Kaminsims im Salon soll es den Ehrenplatz einnehmen . . . So! . . . Nun kommt, ihr Lieben! Der Boden brennt mir unter den Füßen: von hier bis zum nächsten Telegraphenamt ist nicht weit. Estelle, dich nehmen wir in unsere Mitte: ihm den rechten, mir den linken Arm! Kommt, kommt!"

„Komm, schwarzer Onkel", erinnerte der kleine Highlander.

Der schwarze Onkel nahm einen Gegenstand von der Erde auf, den er zu sich steckte. Auch er hatte ein Andenken aufzuheben . . . All right! . . .

Wie schmetterten und flöteten die Nachtigallen im Dämmerlicht! Wie wohlig war es in der grünen Laube im Garten, wo den Gästen der freundliche Wirth das Abendessen auftrug! Wie ließen die Hungerigen und Durstigen es sich schmecken! Mit welch hingebungsvoller Herzlichkeit plauderten sie zusammen! Nun hatte der elektrische Funke den Lieben in der Provinz die frohe Botschaft schon vermittelt, nun herrschte auch in ihrem Kreise schon Freude und Jubel. Und morgen . . . welch ein rosiges, beglückendes Morgen! . . .

Heute hat sich die Zahl der glücklichen Ehepaare, die am Nordsaume des Bois de Vincennes ein Sommergut besitzen, um zwei vermehrt. Hinter dem alten Herrenhause dehnt sich ein weiter Park mit smaragdgrünen Rasenplätzen und dunkeln Laubgängen aus. Manchmal bei schönem Wetter lustwandelt unter den Baumkronen ein silberhaariger Greis mit einem blondlockigen Knaben an der Hand. Hinterdrein schreitet eine muntere Bonne, ein Wägelchen mit einem in einer

Spitzenflut ruhenden rosenwangigen Knäblein ziehend. Zwei Augenpaare weilen lächelnd bei dem Kleinen im Wagen: die der glückseligen Aeltern. Wer diese sind, das erräth der freundliche Leser. Die Nachhut bilden, mit leuchtenden Augen das vor ihnen gehende Paar betrachtend, Ernest und Estelle. Die Vertreter der neuen Firma Keßler & Dupin Gebrüder theilten sich in die Landbehausung. Die jungen Ehepaare bewohnen je einen Flügel des Schlosses; den Mittelbau bezog das greise Familienhaupt. Hinter dem breiten Freitreppenflur dehnt sich das geschmackvoll eingerichtete Empfangszimmer aus. Mitten auf der Kaminplatte ragt ein zierlich gemeißelter rother Marmorsockel mit einem in Gold gefaßten Krystallglasgehäuse, in dem an silberner Brillantnadel auf einem weißen Atlaskissen ein braunrother Falter den Blick fesselt. Es ist der glückbringende Pfadweiser, der eigentliche Begründer dieser Häuslichkeit: das Pfauenauge.

Henrik Ibsen.

Ein literarisches Porträt

von

Eugen Zabel.

Während der politischen Zusammengehörigkeit Norwegens und Dänemarks wurden die literarischen Erzeugnisse jenes Landes ohne weiteres zu diesem gezählt. Vor dem rauhen, dünnbevölkerten Gebirgslande hatte der freundliche Nachbarstaat mit seinem geistigen Leben und seinen nahen Beziehungen zur Civilisation Europas ein solches Uebergewicht erlangt, daß man nur von dänischen Schriftstellern sprach, auch wenn sie wie Holberg, Wessel und Hauch durch ihre Geburt und Erziehung Norwegen angehörten. Erst mit der politischen Scheidung der beiden Länder im Jahre 1814 tritt die bemerkenswerthe Erscheinung auf, daß man eine norwegische Literatur kennt, und um die Zeit der Julirevolution sehen wir die jungen Keime bereits sprießen und sich nach zwei verschiedenen Richtungen entfalten. Während die eine Strömung sich ängstlich an die nationalen Ueberlieferungen anklammerte und energisch abwies, was von Dänemark in öffentlichen Institutionen, Sitten und Anschauungen herüberkam, gedachte die andere an die Resultate der europäischen Bildung, die ihren naturgemäßen Gang über Kopenhagen nahm, anzuknüpfen und auf ihr weiter zu bauen. Die beiden Richtungen konnten um so weniger ruhig nebeneinander hergehen, als sie ausgezeichnete Führer erzeugten, die nicht nur durch eigene Schöpfungen, sondern auch durch Streitlust und polemische Gewandtheit hervorragten. Der Leiter der nationalen Partei war Henrik Wergeland, eine phantastische, von fanatischer Begeisterung erfaßte Natur; der Leiter der „dänischen" oder „Intelligenz"-Partei hieß Johann Welhaven, ein mehr philosophischer Schriftsteller und Universitätslehrer. Wir würden an den heftigen Kampf, der sich zwischen beiden entspann, nicht weiter erinnern, wenn ihre Principien nicht eine eigenthümliche Auferstehung erlebt hätten und zwar in den beiden Männern, die seit dem letzten Jahrzehnt der Literatur des skandinavischen Nordens zu einem ungewöhnlichen Ansehen bei den gebildeten Völkern verholfen hätten. Björnstjerne Björnson und Henrik Ibsen sind ungefähr die Fortsetzer der von uns bezeichneten Literaturströmungen, wenn sich auch ihr Einfluß nach dem größern Maße des ihnen innewohnenden Talents anders als bei ihren Vorgängern gestaltet. Beide Dichter befinden sich aber in einem nicht minder scharf ausgeprägten Gegensatz, und es scheint, daß derselbe nicht sobald in einer Versöhnung aufgehoben werden soll.

Dieser Gegensatz ist aber sowol durch den Charakter des Talents wie durch die philosophischen und politischen Meinungsverschiedenheiten bedingt und kommt auch in der persönlichen Erscheinung zum Ausdruck. Björnson mit der Gestalt eines schottischen Clanhäuptlings ist dazu gemacht, den Leuten Respect einzuflößen und ihnen Gehorsam abzufordern. „Die Menschen zu bessern und zu bekehren" ist seine Aufgabe, und er sucht sie zu lösen, indem er im politischen, religiösen und gesellschaftlichen Leben einzelne Auswüchse angreift. Sein Optimismus gibt ihm eine Kampffreudigkeit, die nicht müde wird, das mehrfach verfehlte Ziel immer wieder in Angriff zu nehmen. Dieser Natur tritt nun Ibsen mit dem verdüsterten Wesen eines Pessimisten gegenüber, aber eines solchen, der sich nicht mit der Erkenntniß vom Elend der Welt begnügt, sondern voll Entrüstung an ihrem schlechtgezimmerten Bau rüttelt. Der Dichter der „Nora" ist ein Löwe und verschmäht es als solcher, sich mit Kleinigkeiten abzugeben. Die Spatzen mögen sich ungestört in seiner Nähe niederlassen; ihnen thut er nichts, während er voll Wuth gegen die Thür und die Eisenstangen seines Kerkers springt. Es ist unbegreiflich, daß auf die Aehnlichkeit von Ibsen's Glaubensbekenntniß mit dem deutschen Pessimismus noch niemand hingewiesen hat. Sie ist so auffällig, daß man sie nur mit verbundenen Augen nicht sehen kann. Die Unlust, sich mit den bestehenden Zuständen abzufinden, und das Misvergnügen, das er bei Detailreformen empfindet, da er nur eine Veränderung von Grund aus für begehrenswerth hält, haben ihn aus seinem Vaterlande vertrieben, in dem es Björnson kämpfend und arbeitend zu weilen vergönnt ist. Die Verschiedenheit beider Männer hat es gefügt, daß man Ibsen, der in der That der eigentlich Radicale ist, für conservativ hält, weil seiner vornehmen Denkart nicht jeder alltägliche Vorgang wichtig genug erscheint, um sich in heftigem Für und Wider zu erhitzen. Ein wesentlicher Unterschied liegt endlich auch darin, daß der Schwerpunkt von Björnson's Begabung in der Novelle ruht, die er gleich bei seinem Auftreten meisterhaft handhabte, während Ibsen als Dramatiker eine Entwickelung aufweist, die ihn von Stufe zu Stufe zu immer höherer Meisterschaft gelangen ließ. Obschon bereits ein Funfziger, dürfen wir ihn immer noch zu den „Werdenden" zählen, während Björnson's poetische Kraft, wenn sie nicht schon ihr Ende erreicht hat, sich doch keinesfalls zu der Höhe seiner ersten Schöpfungen aufzuschwingen vermag, trotzdem dieser Dichter vier Jahre jünger als sein bedeutender Rivale ist.

Henrik Ibsen wurde am 20. März 1828 in Skien geboren. Mit 16 Jahren finden wir ihn zwischen den Retorten und Mörsern einer Apotheke, in die er als Lehrling eingetreten war. Unklar und verworren sah er damals die Ziele seines Lebens vor sich. Unter den vielen Einfällen, die ihm durch die Phantasie fuhren, war auch der, Maler zu werden, und noch jetzt, wo die Zeit der Versuchung, statt der Feder den Pinsel zu führen, weit hinter ihm liegt, erinnert der reiche malerische Schmuck seines Dichterheims in München an die frühere Neigung. Auch die Absicht, Medicin zu studiren, gab er bald auf, um sich ganz der Bühne als dramatischer Schriftsteller zu widmen. Mit 20 Jahren schrieb er sein erstes Stück „Catilina", in dem die Art seines dichterischen Schaffens bereits scharf aus-

gesprochen war; doch führten ihn die Lehrjahre auch dem Journalismus entgegen, dem er in dem Wochenblatt „Andhrimer" allerdings mehr mit lyrischen und satirischen Beiträgen sein Opfer darbrachte. Die für einen Dramatiker so wichtige Berührung mit dem praktischen Theaterleben wurde ihm dadurch zutheil, daß er sechs Jahre hindurch die Stellung eines artistischen Directors am Theater in Bergen einnahm und ebenso lange das Norske-Theater in Christiania leitete. Ibsen's Wanderjahre wurden durch einen Aufenthalt in Rom in den Jahren 1864—68, eine Reise nach Aegypten, wo er bei der Eröffnung des Suezkanals Gast des Khedive war, und durch andere Studienreisen in Deutschland und Dänemark gekennzeichnet. Die Meisterjahre verlebte er auf deutschem Boden, zuerst in Dresden, später in München; doch ist es nicht unmöglich, daß der Dichter einen Versuch machen werde, sein Zelt wieder im Heimatlande aufzuschlagen, wo sein Sohn in Christiania die Universität besuchen soll.

Geben wir zur Charakterisirung der äußern Erscheinung des Mannes auf einen Augenblick einem jungen norwegischen Dichter, John Paulsen, das Wort, der ihn im „Deutschen Montagsblatt" (vom 22. Nov. 1880) in folgender Weise schildert: „Ibsen ist jetzt ein Mann in den ersten funfziger Jahren. Das lange hervorwallende Haar und der lange graue Bart à l'anglais verleihen ihm ein etwas älteres Aussehen. Von kleinem Wuchs, stellt er dennoch eine kräftige Mannesgestalt dar. Das Charakteristische in dem ernsten Gesicht ist die gewaltige, ungewöhnlich breite Stirn, ein wahres Gewölbe der Gedanken, eine echte Jupiterstirn; der feine Mund drückt eine Willensstärke aus, die kleinen grauen Augen verschwinden fast hinter der Brille. Die Nase zeigt die nordische, leichtgeschwungene Form. Seine Kleidung ist in der Regel schwarz; gewöhnlich ist er mit einer Ordensrosette geschmückt. Er spricht leise, bewegt sich langsam und gesticulirt selten. Es liegt etwas Kaltes in seinem Wesen; aber das Aeußere würde täuschen; denn es ist nur die Schneedecke über einem Vulkan von leidenschaftlich wilder Kraft. Von Natur wortkarg, ist er besonders in größern Gesellschaften sehr schweigsam; aber in einem engern Freundeskreise, oder wenn ihm geistvoller Widerspruch begegnet, vermag er oft lebhaft und gemüthlich zu sein, und lacht dann ebenso herzlich und ebenso harmlos wie irgendein Spießbürger. Dann sprudelt er von guter Laune, von frischer Ironie über, sodaß man den Verfasser von «Peer Gynt» und «Der junge Bund» nicht wiedererkennt. Solche Stunden gehören indessen zu den Ausnahmen; seine Art und Weise ist und bleibt die Verschlossenheit. Ibsen's Schweigen ist von nationalem Charakter. Auch die Alltagsmenschen seines Landes, besonders diejenigen aus den gebirgigen Gegenden, sind ebenso wortkarg: eine Erbschaft der Geschlechter, welche an die alten, kurzgefaßten und bündig sprechenden Sagenhelden erinnern, die Ibsen mit feiner Meisterschaft geschildert hat. Als verschlossene Natur, als ein in den Bergen Geborener hat er ihre Schweigsamkeit erfaßt."

Man findet sich am leichtesten in der eigenthümlichen Geisteswelt Ibsen's zurecht, wenn man ihn zuerst als Lyriker in dem weitesten Sinne des Wortes betrachtet. Seine Lieder, seine erzählenden und politischen Gedichte zeigen uns seine Person unverhüllt, während er in seinen Dramen zwar immer eine bestimmte

Weltanschauung, aber doch nicht annähernd in dem Grade sein innerstes Meinen, Fühlen und Wollen zu erkennen gibt. Darin liegt recht eigentlich der Werth des kleinen Bändchens „Digte", das 1871 in Kopenhagen herauskam und aus dem Adolf Strodtmann in seinem verdienstlichen Werke: „Das geistige Leben in Dänemark" (Berlin, Gebrüder Paetel, 1873), einige höchst charakteristische Proben mittheilt. Wir gewinnen dadurch einen Einblick in einen dichterischen Organismus, der bei dem ersten Versuch, ihm näher zu treten, nichts weniger als klar erscheint. Man glaubt etwas wie den Nebel, der die Bergesspitzen eines zerrissenen Höhenzuges umschleiert, sich über allen Empfindungen und Gedanken lagern zu sehen. Hin und wieder fährt ein Windstoß in diese dicke Luft hinein und läßt bestimmte Bilder und Gedanken erkennen; bald aber verhindert aufs neue die sich schließende Wand den freien Ausblick. Ohne Bild zu sprechen behaupten wir, daß bei Ibsen's Art zu schaffen die Reflexion eine viel größere Rolle spielt als die Phantasie und das Gefühl, und daß die beiden letztern nur mit großer Anstrengung die erstere in die ihr gebührenden Schranken zurückweisen können. Was den Dichter im letzten Grunde ausmacht, eine zeugungskräftige Phantasie, ist offenbar vorhanden, aber sie wird umgeben von einer Eisschicht des Verstandes, die in jedem einzelnen Falle erst durchbohrt werden muß, wenn der Wurf gelingen soll. Wir haben einen untrüglichen Beweis für die Richtigkeit dieser Beobachtung, nämlich den Mangel an unmittelbar quellendem Humor bei Ibsen, der zwar fein satirisch, und, wenn es sein muß, auch einmal derb komisch, aber unter dem Druck der Gedankenfülle nie harmlos fröhlich sein kann. Wie er die Gabe des Gesanges auffaßt, lehrt folgendes Gedicht: „Die Macht der Erinnerung":

Wißt ihr, wie ein Thierebänd'ger mit List
Seinen Bären lehrt, was er niemals vergißt?

In einem Kessel bindet er an
Den Petz und heizet darunter dann.

Derweilen auf der Orgel in Ruh'
Spielt er „Freut euch des Lebens!" dazu.

Nicht weiß der Zottige, wie ihm geschehn,
Er muß wol tanzen, er kann nicht stehn!

Und hört er später des Liedes Takt,
Flugs wird er vom Teufel des Tanzes gepackt. —

Ich selbst saß einst in des Kessels Hut
Bei voller Musik und gewaltiger Glut.

Und mehr als das Fell verbrannt' ich mir da,
Und nie vergeff' ich, wie das mir geschah.

Und bei jedem Nachhall aus jener Zeit
Ist mir, als schmort' ich im Kessel noch heut.

In den Nägeln mir brennt's, wie vom Dämon erfaßt, —
Dann muß ich auf Versfüßen tanzen in Hast.

Das holde Geschenk der Musen als die Folge eines quälenden Schmerzes aufzufassen, den man wider Willen ausschreien muß, ist gewiß eine sehr einseitige

Auffassung des dichterischen Berufs. Wäre sie die allein richtige, so gäbe es nur eine Poesie des Krampfes, die doch in keinem Falle das Letzte und Höchste sein kann und sich wesentlich von der sanften Nöthigung unterscheidet, die jedes wahre Talent beim Schaffen empfindet. Auch bei Ibsen, dessen Wurzeln oft im kalten Boden zu stecken scheinen, werden wir sehen, wie sich die Verstandeswärme allmählich immer mehr in unmittelbare Gefühlswärme verwandelt. Während eine ganze Reihe seiner Schöpfungen nur dichterisch bemalte Begriffe enthält, begegnen wir doch in seinen Hauptwerken der echten Poesie der Gestalt und der Farbe. Ein immer wiederkehrendes Sujet ist in seinen Gedichten die Liebe und Sehnsucht zum Heimatlande, für das ihm die Pracht des Südens keinen dauernden Ersatz bieten kann. In einer Romanze „Terje Vigen", der Geschichte eines norwegischen Lootsen, der, obwol ihm Weib und Kind dahingestorben sind und er selbst die härteste Prüfung im Kerker erduldet hat, doch an seinem Feinde keine Rache nimmt und den Gleichmuth des Lebens wiederfindet, erhebt sich Ibsen zum tragisch Großartigen, ohne jedoch das in dem Stoff liegende Moment der Versöhnung zu übersehen. Nirgends aber kommt sein Pessimismus zu schärferm Ausdruck, als auf dem Gebiete der politischen Lyrik, in die er seine von den Kämpfen des Tages heftig erfaßte Seele ergossen hat. Er hält die Zustände unserer heutigen Gesellschaft für morsch und überlebt und erblickt das einzige Heil darin, daß man sie nach ganz neuen Principien ordne. Darum haßt er auch die radicalen Maulhelden, die sich damit begnügen, die Schachsteine hin- und herzurücken, und sich nicht entschließen können, das Spiel umzustürzen. Die einzige Revolution, die nicht Pfuscherarbeit sei, scheint ihm, wie er in seinem Gedicht „An meinen Freund, den Revolutionsredner" erklärt, die Sündflut zu sein, doch selbst aus dieser habe sich Noah gerettet; es genüge also nicht, die Welt unter Wasser zu setzen, man müsse auch Torpedos legen, daß die Arche zerschelle. Auch dem großen Einheitskriege der Deutschen gegen die Franzosen steht Ibsen ohne Begeisterung gegenüber und hat diese Stimmung deutlich ausgesprochen. Erst später hat er seine Meinung geändert und dann den Zusammenschluß Deutschlands zu einem ganzen und lebendigen Organismus für die bedeutungsvollste und gewaltigste That unsers Jahrhunderts erklärt. Doch vermag er auch einmal volle Accorde des Enthusiasmus anzuschlagen, wie sein Hülferuf für Dänemark: „Ein Bruder in Noth", bezeugt, in dem er sein Vaterland zur Theilnahme an dem Kriege gegen die Deutschen auffordert. So geringe Sympathien uns die Richtung dieses Pathos einflößen kann, so wenig läßt sich verkennen, daß die Worte des Dichters wie Feuerbrände wirkten und überall den Enthusiasmus für die bedrohte Sache entzündeten.

In Ibsen's dramatischem Schaffen lassen sich deutlich drei Perioden, nämlich die des national-historischen, des romantisch-philosophischen und des modern-socialen Dramas unterscheiden. Sie entwickeln sich auch chronologisch auseinander und bekunden ein beständiges Wachsen und Reifen der Kunst, wenn sich auch natürlich der freien Beschaffenheit eines dichterischen Organismus entsprechend Schwankungen im einzelnen sowol in der Wahl der Stoffe wie in der Behandlung derselben nachweisen lassen. Im ganzen sind aber diese drei Gruppen nach einem Gesetz,

über das sich der Dichter selbstverständlich nicht klar war, aus einander entstanden. Aus dem einseitig nationalen Dichter, der das Fremde der norwegischen Sitten und Sagen bis zum Fremdartigen übertreibt, wird namentlich unter dem Einflusse des deutschen Geisteslebens ein Dramatiker der höchsten philosophischen Probleme. Aber in diesen luftigen Regionen fühlt er sich auf die Dauer nicht wohl; er steigt deshalb herab zur modernen Gesellschaft, die er einer tief einschneidenden Anatomie unterwirft und bei der Behandlung socialer Fragen auf höchst originelle Weise schildert. Auf jeder dieser drei Stufen hat Ibsen einen bemerkenswerthen Höhepunkt erreicht. Im nationalen Drama wird er durch die „Kronprätendenten", im philosophischen durch „Brand", im modernen durch „Nora" bezeichnet. Schon diese drei Schöpfungen lassen den Autor als einen der interessantesten Dichterköpfe der Gegenwart erkennen.

Das erste Drama, der schon erwähnte „Catilina", trägt alle Spuren jugendlicher Unreife, ist aber für seinen Verfasser charakteristisch wegen der Wahl des Stoffes und des Experiments, den Verschwörer als einen genialen Helden hinzustellen. Wenn Ibsen ihn auch nicht von allen Flecken zu säubern versucht, so gibt er ihm doch eine imponirende Persönlichkeit, durch die er sich um Kopfeslänge über seine Umgebung erhebt, und läßt ihn durch Verrath einen beneidenswerthen Opfertod finden. Nachdem der Dichter diesen Stoff hinter sich hatte, empfand er sich jedoch sofort wieder als Bürger seines Vaterlandes, um seine Zeitgenossen durch große Leidenschaften und mächtige Charaktere daran zu erinnern, daß sie ihrer Ahnen würdig sein mögen. Zu diesem Zwecke griff Ibsen tief in das nordische Alterthum zurück, aus dem er mächtige Granitblöcke hervorwälzte, an denen sich ein harmonisches Schönheitsgefühl nur selten erlaben kann, die aber überall die Spuren der Hand eines originellen Bildners tragen. Der Dichter war sich damals keineswegs klar über die Wege, die sein Talent einschlagen werde: was wunder, wenn es ihm nicht gelang, seine Figuren und Situationen so durchsichtig erscheinen zu lassen, wie es jede Dichtung, zumal die dramatische, verlangt. Zunächst wurde es ihm schwer, die Erinnerung an seine Quellen los zu werden und das Historische rasch und unmittelbar in das Menschliche übergehen zu lassen. Seine Personen sind oft noch bloße Notizensammlungen aus den Geschichtsbüchern ohne selbständiges Leben und treten nicht in der Geschlossenheit ihres Wesens, sondern nur stückweise, je nachdem sich die Vorlage der Chronik mehr oder weniger ergiebig zeigte, vor das Auge des Lesers und Zuschauers. Für ein nordisches Publikum, dem alle diese Dinge geläufig sind, mag darin nichts Störendes liegen, ein deutsches wird sich in dieser Welt nur schwer zurechtfinden. Hierzu kommt die eigenthümliche aphoristische Art der Sprache, welche häufig nur zum Verschweigen der Gedanken da zu sein scheint, die Schilderung unterdrückter Empfindungen und geheimgehaltener Vorstellungen, bei der man zuweilen gar nicht weiß, worum es sich handelt. Hegel hat einmal in seiner „Aesthetik" gesagt, daß der Dramatiker sein Pathos expliciren müsse. Nun bei Ibsen und bei Björnson scheint die Leidenschaft nicht selten wie in einem Futteral zu stecken, sodaß man den Stoff, aus dem sie geformt ist, nicht erkennt. Das erste in dieser Richtung auf das Nationale angelegte Drama: „Das Gelage auf Solhoug" („Gildet paa Solhoug"), ist stark

unter dem Einfluß von Hertz geschaffen worden; selbständiger sind „Die Herrin von Oestrot" („Fru Inger til Oestraat") und „Nordische Heerfahrt" („Haermaendene paa Helgeland"), die in einer deutschen vom Dichter unter Mitwirkung von Emma Klingenfeld veranstalteten Originalausgabe (München, Theodor Ackermann, 1877 und 1876) vorliegen.

Die „Herrin von Oestrot" ist ein wahres Muster für eine verworrene, unruhig von der Hauptsache abschweifende Composition. Das Stück spielt in Norwegen zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als sich die dänische Macht hier immer mehr befestigte, und schildert die Schicksale einer von herrschsüchtigen Regungen erfüllten Frau, die unter ihrem Sohne, der Frucht einer heimlichen Liebe zu dem ehemaligen Reichsverweser Sten Sture, die alte Freiheit an den Fjorden und im Gebirge wieder aufleben lassen will. Der dänische Reichsrath Nils Lykke wird abgeschickt, um Frau Ingegerd zu überlisten und ihren Sohn gefangen nach Kopenhagen zu schaffen. In die an lauter Fäden der Intrigue hin- und hergezogene Handlung tritt aber als ein treibendes Motiv eine ziemlich plumpe Verwechselung zwischen dem außerehelichen Sohne Sten Sture's und dem rechtmäßigen. Um jenen, ihr eigen Fleisch und Blut, zum Herrscher erziehen zu können, glaubt Frau Ingegerd diesen, der sich als Flüchtling auf ihrem Herrensitz aufhält, tödten zu müssen. Aber schaudernd erkennt sie, daß sie ihr eigenes Kind geopfert habe, und da ihre Töchter gleichzeitig dem verführerischen Auftreten Nils Lykke's unterliegen, geht das ganze stolze Geschlecht und damit die Hoffnung Norwegens zu Grunde. Da Ibsen die verfilzten Wurzeln seiner Chronik auf die Bühne übertragen hat, setzt das Stück eine ununterbrochene und angestrengte Aufmerksamkeit von seiten des Zuschauers voraus, der indessen für die auf die verwickelten Zeit- und Namensbezeichnungen verwendete Anstrengung nicht genügend belohnt wird. Die Sprache ist herb und ungefällig, der Composition fehlen alle weichen Linien, das Ganze hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Holzapfel.

Klarer und geschlossener ist das Trauerspiel „Nordische Heerfahrt", in dem der Versuch gemacht worden ist, die Brunhildsage in ihrer ältesten Gestalt auf die Bühne zu bringen. Ibsen hält sich mit Umgehung des Nibelungenliedes an die verwandte nordische Wölsungasaga und geht noch weiter bis zu den isländischen Familiensagen zurück, deren einfach menschlicher Inhalt ihm mehr zusagte als die riesenhaften Dimensionen, zu denen die Sage in Deutschland heranwuchs. Siegfried tritt uns als Sigurd, Brunhilde als Hjördis, Gunther als Gunnar, Kriemhild als Dagny entgegen. Das Motiv der Zähmung Brunhilde's in der Hochzeitsnacht wird hier von einer einfachen Kraftprobe abgelöst, indem es sich um das Erlegen eines wilden Eisbären und darum handelt, daß der Gatte auf seinen Schultern Brunhilde bis zu den Schiffen tragen müsse. Diese That vollführt Siegfried für den schwächlichen Gunther und erhält zum Lohne einen Ring, den er seinem Weibe mit der Bitte, ihn geheimzuhalten, schenkt. Die letzte Scene des ersten Actes gibt in kurzen Worten die Erzählung dieser Vorgeschichte, während im zweiten bei einem Trinkgelage, wo sich jeglicher seiner Thaten rühmt, der Streit der beiden Frauen um den Werth ihrer Männer ausbricht. Ein zweites Motiv, der Kampf Oernulf's für König Gunther, dessen einziger Sohn durch einen ränkesüchtigen Bauer

bedroht war, der Untergang aller sieben Söhne Oernulf's, von denen sechs im Kampfe fallen, während der siebente infolge eines unseligen Misverständnisses erschlagen wird, ist nicht recht in die Handlung hineingearbeitet worden. Erst im dritten Acte, dem schönsten und eindrucksvollsten der Dichtung, concentrirt sie sich wieder in der Gegenüberstellung von Brunhilde und Siegfried, deren gegenseitige Liebe in keiner uns bekannten Dramatisirung so energisch hervorgehoben worden ist wie in dieser. Wie sie die einzelnen Umstände der Bautwerbung aus ihrer Erinnerung heraufholen, erkennt sowol Brunhilde das Heuchlerische ihrer Neigung zu Gunther, wie Siegfried, daß er sein Weib nur schätze, aber nicht liebe, und die durch die Natur füreinander bestimmten, aber durch das Schicksal voneinander getrennten Wesen werden von ihrer Leidenschaft aufs neue heftig erfaßt. Brunhilde fordert Siegfried auf, er möge sein Weib mit ihrem Vater nach Island ziehen lassen, sie wolle ihm in Panzer und Stahl folgen, wohin er steuere. „Nicht als deine Gattin will ich dir folgen", heißt es in dieser Scene, „denn ich habe einem andern gehört, und das Weib lebe, das ehedem an deiner Seite weilte. Nein, Sigurd, nicht als Gattin — gleich einer Walkyre will ich dir folgen, dich zu Streit und zu männlichem Thun anfeuern, daß dein Name weit über alle Lande klingen soll; beim Tanz der Schwerter will ich dir zunächststehen, in Unwetter und auf wilder See; und wenn einst deine Thaten gesungen werden, dann soll gemeinsam Kunde ertönen von Sigurd und Hjördis!" Da sie nicht im Leben mit ihm zusammen sein kann, will sie es wenigstens im Tode, und in dem kunstvoll durch Stimmungsmomente aller Art eingeleiteten vierten Acte — die Scene spielt am Strande in einer Gewitternacht, an einem frisch aufgeworfenen Grabhügel, vor dem der alte Oernulf seinen erschlagenen Söhnen ein Heldenlied singt — tödtet sie ihn durch einen Pfeilschuß. Die Situation übt in ihrer verhaltenen Innerlichkeit eine bedeutende Wirkung aus, aber man begreift nicht, weshalb man Sigurd sich im Sterben einen Christen nennen hört, während Hjördis eine Heidin ist, sodaß sich auch noch im Tode die Wege beider scheiden. Ibsen's Trauerspiel läßt sich mit den modernen deutschen Dramatisirungen des Sujets von Geibel und Hebbel weder in Bezug auf poetischen Vollgehalt noch mit Hinsicht auf den Werth der Charakteristik messen, bleibt aber wegen der aus den nordischen Quellen gezogenen originellen Handlung immerhin interessant und beachtenswerth.

Vermögen wir in diesen Leistungen nur mehr oder weniger glückliche Anläufe zu erkennen, so erreicht der Dichter in dem historischen Schauspiel „Die Kronprätendenten" („Kongsaemneerne"), deutsch von Adolf Strodtmann (Berlin, Gebrüder Paetel, 1872), einen Höhepunkt, auf dem er als Meister seiner Kunst erscheint und in der psychologischen Ausführung seiner Charaktere Außerordentliches leistet. Trotzdem die Anlehnung an die Shakspeare'schen Historien augenscheinlich ist, verfällt Ibsen nur in einzelnen Momenten in den Fehler des großen Briten, statt eines geschlossenen Dramas ein gruppenreiches Geschichtsbild zu geben, während er sich fast in allen entscheidenden Stellen knapp, scharf und von tief eindringender Energie des Ausdrucks zeigt. Das Stück spielt im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts und veranschaulicht die Kämpfe, die König Hakon V. von Norwegen gegen

den einflußreichsten Mann des Landes, den Jarl Skule, zu bestehen hatte. Mit der Königswahl Hakon's beginnt das Stück. Durch das Gottesgericht, dem sich seine Mutter Inga unterwirft, wird es bewiesen, daß er der rechte Sohn des vierten Hakon sei, und mit Umgehung des andern Prätendenten Skule wird ihm das Herrscheramt übertragen. Seine Kraft und Klugheit zeigt er, indem er Skule mit Ehren und Würden überhäuft, ihm das Reichssiegel läßt und zur Entwaffnung seines gefährlichen Gegners um die Hand der Tochter desselben, Margaretha, wirbt. Im zweiten Act wird der stets an sich selbst zweifelnde Charakter Skule's, der trotz aller Versuche nie einen entscheidenden Schlag wagt, dem durch sein gutes Recht starken Könige gegenübergestellt, der unaufhaltsam sein Ziel, die Sammlung des norwegischen Volkes zur Einheit, vor Augen behält. Bei dem Vermählungsfeste Hakon's und Margaretha's beginnt ein heftiges Wortgefecht zwischen den Königsmannen und dem Gefolge des Jarls; der letztere, unzufrieden darüber, daß er nicht den Königsnamen führt, wird in seinem Sinnen durch die Einflüsterung des alten Bischofs Nikolaus bestärkt, der ihm mit listigen Reden Zweifel an der Echtheit Hakon's beibringt, der aller Wahrscheinlichkeit nach als Kind in der Wiege vertauscht sei. Der Gegensatz zwischen beiden arbeitet sich um so schärfer heraus, als sie sich auch wegen der Vertheilung der Regierungsgeschäfte nicht einigen können, und als erbitterte Feinde sehen wir sie voneinander scheiden. Der dritte Act, ohne Frage der mächtigste im Stücke, führt uns an das Todtenbett des Bischofs Nikolaus, der von der Angst vor der himmlischen Gerechtigkeit gräßlich gefoltert wird und durch Gesänge und Gebete sich das Seelenheil erringen will. Auch in das Gemüth Hakon's denkt er die Zweifel an der Echtheit seiner königlichen Geburt zu träufeln, ohne indessen den streitenden Parteien Gewißheit zu verschaffen, da ihn der Tod hinwegrafft, noch bevor er dem Zweifel, ob Hakon der Sohn des verstorbenen Königs oder nur ein untergeschobenes Kind sei, weitere Nahrung geben kann. Die Scene athmet eine erschütternde Größe und Leidenschaft und das brennende Colorit, mit dem Ibsen das Porträt des Bischofs Nikolaus, einer der fesselndsten Erfindungen der nordischen Poesie, gemalt hat, läßt auf eine wahrhaft shakspeare'sche Ader schließen. An der Wiege von Margaretha's Sohne finden wir die beiden Rivalen zum letzten mal in friedlicher Absicht zusammen, Hakon, den geborenen König, der seinem Volke die Einheit und Freiheit verschaffen und die Parteien zu einer großen Nation vereinigen will, und den Jarl Skule, den vom Ehrgeiz verzehrten Führer eines Haufens, dem der Friede und die Einheit seines Volkes gleichgültig sind. Nachdem Hakon das Verlangen Skule's, ihm die Hälfte des Reiches und den Königstitel zu geben, zurückgewiesen hat, bricht im vierten Acte der offene Kampf los. Leider macht sich jetzt in dem Stücke ein gewisses Nachlassen der dramatischen Spannung bemerkbar; neue Figuren, wie der isländische Barde und der Sohn Skule's, beanspruchen ein Interesse, das man ihnen nur widerwillig schenkt; die Handlung häuft sich wie bei der Schilderung des Kirchenbanns, der wegen eines religiösen Frevels über Skule und seinen Sohn ausgesprochen wird, und erst gegen den Schluß, wenn sich Skule, der sich zum Könige hatte ausrufen lassen, des gestohlenen Purpurs entäußert und sich den Schwertern der aufständischen Bürger Drontheims darbietet, nimmt die Handlung wieder einen

großen idealen Aufschwung. In der Verherrlichung königlicher Denkart und Würde, in der Betonung der Liebe zum Vaterlande klingt das Drama aus wie eine gewaltige Symphonie und strebt mit reinen künstlerischen Mitteln einer wahrhaft erhabenen Weltanschauung zu. Die wuchtige Leidenschaft, die durch das Stück dahinflutet, gibt auch dem auf den ersten Blick Fremdartigen eine Bedeutung, der sich kein Leser oder Zuschauer von wirklicher Empfänglichkeit entziehen kann. Wer die „Kronprätendenten" in einer Aufführung durch die meininger Schauspieler gesehen hat, bei welcher das mittelalterliche Norwegen in einer Reihe glänzender Bilder und ergreifender Scenen vorüberzog, wird von der eigenthümlichen Größe der Dichtung unmittelbar und stark berührt worden sein.

Daß es Ibsen bei diesen Dramen nicht um antiquarische Studien, sondern um das Erregen analoger Empfindungen und Anschauungen bei seinen Landsleuten zu thun war, hat auch der dänische Literarhistoriker Georg Brandes klar erkannt, der in seinen „Kritiken und Porträts" sagt: „Weshalb greift er (Ibsen) zu der wilden Tragik und dem großartigen Grauen der Wölsungasaga zurück, das er nur unfreiwillig und durch einen Misgriff verringert, indem er die Heroen der Sage zu Menschen aus der spätern Vorzeit herabsetzt? Um dies Bild der Gegenwart vorzuhalten, um ihr zu imponiren, um dies schwache, in Halbheit versunkene Geschlecht zu beschämen, indem er ihm die ganze Größe der Vorfahren weist — die Leidenschaft, welche ohne Rücksicht nach rechts oder links fesselos ihrem Ziele entgegenstürmt, den Stolz und die Stärke, die karg an Worten ist, die schweigt und handelt, schweigt und duldet, schweigt und stirbt, diese Willen von Eisen, diese Herzen von Gold, — Thaten, welche nach tausend Jahren noch nicht vergessen sind. Da, seht euch im Spiegel!"

Bei Ibsen's romantisch-philosophischen Dramen, die seine zweite Periode kennzeichnen, dürfen wir uns daran erinnern, wieviel Nahrung er für sein geistiges Leben aus dem Studium der deutschen Cultur gezogen hat. Des engen Zusammenhangs seiner Philosophie mit dem modernen Pessimismus wurde bereits gedacht. Sein grüblerischer, tief eindringlicher Ernst führt ihn zu den schwierigsten Problemen des menschlichen Lebens, denen er eine Antwort auf seine Fragen abzwang. Die Kraft und Größe seiner Charaktere, das Mächtige seines Horizonts sind vielleicht geradezu als ein deutsches Erbe zu bezeichnen, da des Dichters Großvater von mütterlicher Seite, Johann Altenburg, ein nach Norwegen ausgewanderter Norddeutscher war. Die beiden Werke, mit denen wir es hier zu thun haben, „Brand" und „Peer Gynt", sind ohne Fragen auf Goethe'sche Anregungen zurückzuführen, und wenn wir auch weit davon entfernt sind, eins derselben mit „Faust", als einem schlechthin unvergleichlichen Werke, zusammenzustellen, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß sie wenigstens die Größe der Anlage, die Fülle der Gedanken und das Incommensurable der Form mit der gewaltigsten dichterischen Offenbarung des germanischen Geistes gemein haben. Im übrigen ist Goethe natürlich nicht nur der menschlich freiere Geist, der sich nie hätte entschließen können, eine Dichtung der Ascese wie „Brand" zu schaffen, sondern auch im Besitze einer ganz andern Bildnerkraft als der norwegische Dichter, der fortwährend im heißen Ringen mit

seinem Genius begriffen zu sein scheint. Das dramatische Gedicht „Brand", das im Deutschen in drei Uebersetzungen: von Julie Ruhkopf (Bremen, J. Kühtmann'sche Buchhandlung, 1879), von P. F. Siebold (2. Aufl., Kassel, Theodor Kay, 1880) und Alfred von Wolzogen (Wismar, Rostock und Ludwigslust, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, 1877) vorliegt, von denen wir der letztern den Vorzug geben, steht mit den Ideen des dänischen Philosophen Sören Kierkegaard in engem Zusammenhange, wenn sie von dem Dichter auch in eigenthümlicher Weise fortgebildet und verkörpert worden sind. Brand, ein norwegischer Landpfarrer, tritt als Schwarmgeist und Fanatiker im großen Stil auf, der die Menschen von ihrer rohen und gedankenlosen Gottesverehrung befreien und zur Höhe einer ganz neuen religiösen Anschauung führen will. Sein Grundsatz lautet: „Alles oder Nichts!" genau wie der seines dichterischen Schöpfers, mit dem er auch das gemeinsam hat, daß er die bestehenden Schranken in Kirche und Staat umzustürzen versucht, um ein wahres Gottesreich auf Erden zu gründen. In seinem Monolog am Ende des ersten Actes sagt Brand:

Wer ist am weitesten vom Heil?
Wem ward die Wahrheit mehr zutheil?
Dem Leichtsinn, der an Abgrunds Rand
Hinspielt und niemals ernst empfand?
Dem Stumpfsinn, der das Gute scheut,
Wenn es sich mit Gefahr nur beut?
Dem Wahnsinn, der so sehr umnachtet,
Daß Böses er als Gutes achtet? —
Wohlan zum Kampfe frisch und frei
Gerüstet gegen diese drei!
Ich fühle deutlich den Beruf,
Das Amt, zu dem mich Gott erschuf.
Besieg' ich diese drei Dämonen,
So wird die Welt ihr Elend los,
Und Fried' und Glück wird wieder wohnen,
Wo jetzt noch Noth und Wirrsal groß.
Drum auf, ergreife kühn das Schwert!
Es ist das Ziel des Kampfes werth.

Die drei Dämonen, die zu bekämpfen er sich vorgenommen hat, verkörpern sich als Leichtsinn in dem frivol mit dem Leben tändelnden Maler Einar, dessen Geliebte Agnes Brand's Gattin wird und den wir selbst später in zelotischen Pietismus verfallen sehen, als Stumpfsinn in den Figuren des Bauern und des Vogtes, die träge am Ueberlieferten festhalten, und als Tollsinn in dem wilden Naturkind Gerd, das keinen Unterschied zwischen Gut und Böse kennt. Brand will die Kraft seines reinen Willens einsetzen, um diese Hindernisse für das Gelingen seines Heilswerkes fortzuräumen. Bis zu welcher grausamen weltentfremdeten Ascese er seine Anschauung hinaufschraubt, zeigen mehrere Stellen der Dichtung:

Das was die Menschen „Liebe" nennen,
Das will ich üben nicht, noch kennen.
Die Liebe Gottes lehret mich
Daß anders leben soll auch ich.

Oft heischet Opfer ihr Gebot,
Erspart sogar uns nicht den Tod.
Sprich, was für Antwort ward dem Sohne,
Als er am Oelberg kniend lag
Und, bangend vor der Dornenkrone,
Zum Vater, brünstig betend, sprach:
„Laß diesen Kelch vorübergehn!
Allein dein Wille soll geschehn."
Nahm da ihm Gott den Kelch vom Munde? —
Er mußt' ihn leeren bis zum Grunde ...
Gemisbraucht ward zu jeder Zeit
Das schöne Wort „Barmherzigkeit".
Wer tief in Sünden sich befleckt,
Der fühlt sich durch dies Wort gedeckt.
Wo nichts als Trug und arge List,
Nur Heuchelei und Wortbruch ist,
Steht immer doch der Trost bereit,
Daß gern Barmherzigkeit verzeiht.
Winkt uns von fern ein hohes Ziel,
Und bleiben wir, weil's uns zu viel
Will werden, halben Weges stehn:
Barmherzigkeit ist anzuflehn,
Daß sie des Klimmens steilern Rest
Der Trägheit ungesäumt erläßt.
Irr' ab von Gott absichtlich weit,
Was thut's! Gibt's nicht Barmherzigkeit?
Um unsere Pflichten zu erfüllen,
Gibt es ein Mittel nur: den Willen.
Erst mußt du wollen — nicht blos da,
Wo du bemerkst, das Ziel sei nah;
Nicht blos, wo du der Thaten Hohn
Mit Sicherheit gewahrest schon;
Nein, wollen mußt du Kreuzestod,
Ihn wollen, trotz des Fleisches Noth,
Ihn wollen, mag auch Angst dich schrecken; —
Das wird zum Leben dich erwecken.
Siegt unser Will' in solchem Streit
Dann ist am Platz Barmherzigkeit!
Das Oelblatt bringt uns dann die Taube,
Und Eins sind Willen, That und Glaube.
Jedoch die Schlaffheit dieser Zeit
Heischt Haß und nicht Barmherzigkeit.

Den Grundgedanken der ganzen Dichtung hat nach unserer Meinung niemand besser als A. von Wolzogen erfaßt, der in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des „Brand" sich also vernehmen läßt: „Der Dichter stattet seinen Helden mit den gewaltigsten Thaten und flammendsten Reden aus. Identificirt er sich aber etwa mit ihm? O nein! Er verurtheilt ihn schonungslos, er läßt ihn, von Stufe zu Stufe zu immer grausamern Selbsttäuschungen und zu immer schwerern Schädigungen seiner Mitmenschen fortgetrieben, alles um sich herum verwüstend, den Tod erst der Mutter, dann des Kindes, endlich der edelsten, treuesten, aufopferndsten

Gattin verschuldend, schließlich gar zum sinn- und planlosen Volksverführer herabgesunken, mit all seinem Wollen und Wünschen, seinen Worten und Werken elend zu Grunde gehen, und zwar woran? An den bedenklichsten Vertretern der Kirchen- und Staatsgewalt, an einem pfäffisch-pharisäischen Propst und einem pfiffig-weltklugen Vogt. Kann es eine schneidendere Ironie, eine vollständigere Verurtheilung eines Menschenlebens geben? Aber, wird man fragen, entzieht der Dichter nicht so seinem Helden alle Sympathien? Und wo steckt am Schlusse die Versöhnung, ohne welche kein Dramatiker sein Publikum entlassen soll? Erregt Brand an sich schon durch die Schroffheit seines Lebens mehr Grauen als Mitleid, steht er, eine ausgesuchte Geisel des Menschengeschlechts, durch das ganze Stück hindurch gewissermaßen als ein umgekehrter Mephistopheles, d. h. als einer, «der stets das Gute will und stets das Böse schafft», vor uns — scheitert er endlich auf der Höhe seiner revolutionären Exaltation an dem Gegenspiele miserabler Repräsentanten der stabilen Ordnung, aus deren Munde wir die Wahrheit, welche der Dichter uns doch nicht schuldig bleiben darf, sicher nicht vernehmen: was hat dieser dann überhaupt mit seinem Brand gewollt? Welche Wahrheit will er uns predigen, wenn er in Brand die religiöse Schwärmerei, im Propst das Utilitätskirchenthum und im bekehrten Lebemann Einar endlich das Muckerthum verurtheilt? Die in keiner Weise zu misdeutende Wahrheit, welche uns Ibsen predigen will, liegt in den einer Stimme von oben zuertheilten Schlußworten ausgedrückt: «Gott ist die Barmherzigkeit.» Durch diese Worte erklärt der Dichter deutlichst, was er mit seinem Werk gewollt hat. Brand scheitert an dem Cardinalirrthum, als sei der Mensch allein durch die eiserne Consequenz des energischen Wollens, ohne Barmherzigkeit, d. h. ohne Liebe auf seiner und ohne Gnade auf Gottes Seite, den Himmel zu erringen im Stande. Selbst ein Koloß von Selbstverleugnung, Thatkraft und Gottbegeisterung reformirt die Welt nicht, wenn ihn in erster Linie nicht die Liebe leitet. Das predigen die Schlußworte des Gedichts und mehr als das. Indem sie Brand's irdisches Ringen von Grund aus verurtheilen, erwecken sie doch zugleich die sichere Ueberzeugung, daß die Barmherzigkeit, die er stets verleugnet hat, aus Gnaden dennoch an ihm geübt werden wird — und dies ist das versöhnende Ende in «Brand».“ Daß diese Interpretation einer Dichtung, die auf den ersten Blick nichts weniger als klar und verständlich ist, die richtige sei, lehrt auch der Chor der Unsichtbaren, der sich zu dem verlassenen und verkannten Eiferer, nachdem dieser seinem Gott eine große Kirche gebaut hat, mit den Worten herabneigt:

Niemals, nie wirst du ihm gleichen,
Denn du trägst des Fleisches Joch.
Trotz' ihm, — such' ihn zu erreichen, —
Gleich verloren bist du doch!

Niemals, Wurm, wirst du ihm gleichen, —
Hast des Todes Kelch geleert,
Magst beharren oder weichen,
Gleich verworfen ist dein Werth.

Träumer, nie wirst du ihm gleichen, —
Hast vertändelt Gut und Heil;

Kein Gebet wird ihn erweichen,
Irdisch Leben bleibt dein Theil!

Wir haben also in „Brand" eine der vielen Spiegelungen jenes Kampfes zwischen dem angeborenen Gefühl der Unendlichkeit und den Schranken der menschlichen Gebrechlichkeit vor uns, der durch die ganze germanische Poesie zieht, sich im „Werther" auf das Empfindungsleben, im „Faust" auf allgemeine Erkenntniß bezieht. Der norwegische Dichter erfaßt das Thema selbständig, weiß es aber nur innerhalb der christlich-religiösen Weltanschauung zum Austrag zu bringen. Es ist immer derselbe Versuch, die Natur zu Gunsten eines außerhalb ihres liegenden Zweckes zu unterdrücken, und der endliche Triumph der Natur, das Spannen eines Bogens, der den Pfeil nicht dem erstrebten Ziele, sondern dem Schützen entgegenschleudert. Wir werden der geistigen Ueberlegenheit und eisernen Consequenz, von welcher „Brand" Zeugniß ablegt, gewiß unsere vollste Anerkennung zollen, zugleich aber auch zugeben müssen, daß Ibsen sich in einem verhältnißmäßig sehr eng gezogenen Kreise bewegt. Die Art, wie er ihn theils mit idealen, theils mit realen Gestalten ausfüllt, läßt allerdings wieder den vornehmen und originellen Dichter erkennen. Eine Frauengestalt, wie Ibsen's Agnes, die Gattin Brand's, die sich und allen Zauber holder Weiblichkeit dem geliebten Manne hingibt, ist ein Juwel der Poesie und verwandelt sich für den gefühlvollen Leser in ein Symbol der Gattenliebe und Gattentreue. Auch wenn sie Brand in seiner starren Ascese nicht begreift, zweifelt sie doch nicht an ihm; auch wenn sie sieht, wie er seine Mutter und sogar ihr einziges Kind auf dem kalten Gletscher um des Glaubens willen dahinsterben läßt, thut das ihrer Liebe keinen Abbruch, und sie selbst geht willig in den Tod, indem sie in ähnlicher Weise von ihrem Gatten alles fordert, was ihm lieb und theuer ist, wie er selbst mit der Welt verfuhr. Das selige Verzücktsein einer Murillo'schen Madonna finden wir in diesem Frauencharakter wieder, bei dessen Ausführung Ibsen mit dem feinsten Ohr in die geheimnißvollen Regungen des weiblichen Herzens hineingehört hat. Aber auch die realistischen Gestalten, Brand's von Geiz erfüllte Mutter, die nicht all ihr Hab und Gut, sondern nur die Hälfte, nur neun Zehntel opfern will, um das Sakrament zu erhalten, die wahnsinnige Gerd, der Bauer, der Propst, der Schulmeister, der Küster u. a., sind mit den schärfsten und bezeichnendsten Strichen gemalt worden; nur bestätigen sie, was wir bereits von unserm Dichter ausgesagt haben, daß ihm nämlich die Gabe des freien natürlichen Humors versagt ist und an seine Stelle gewöhnlich ätzender Spott und gallige Ironie treten. Immer wird „Brand" nicht nur in der skandinavischen Literatur zu den hervorragendsten Gedankendichtungen zählen, und die in ihm aufgeworfenen Probleme werden den Geist des Lesers ebenso sehr beschäftigen, wie die dichterischen Schönheiten ersten Ranges sein Herz erfreuen müssen.

Das zweite Werk: „Peer Gynt", welches wir zu dieser Gruppe rechnen, nimmt keine so maßgebende Stelle unter den Dichtungen Ibsen's ein, obgleich sein Uebersetzer L. Passarge*) sich redlich Mühe gegeben hat, sowol durch seine ausgezeich-

*) Vgl. „Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht" (Leipzig, Bernhard Schlicke, 1881).

nete Uebertragung wie durch seine einleitenden Bemerkungen das Verständniß des Buches zu fördern. Aber schon Strodtmann hat von demselben keine hohe Meinung gehabt, und wir müssen ihm darin beipflichten; denn sein Tiefsinn schlägt fortwährend ins Abstruse und völlig Unverständliche um, und zu dem gewonnenen Resultat steht der Aufwand von dichterischen Mitteln in gar keinem Verhältniß. Was Paul Heyse in seiner Novelle „Ein Märtyrer der Phantasie" entwickelt, die Gefahren des Selbstbetrugs, die das Walten einer sich von der Herrschaft des Verstandes loslösenden Phantasie im Gefolge hat, ist auch die Aufgabe Ibsen's und sein Titelheld ein Bauerjunge, dessen Phantasie den abenteuerlichsten Bildern nachjagt. Er sieht sich als König und hält eine Hirtin im zerrissenen Rock für eine Prinzessin; eine Wolke ist ihm eine menschliche Erscheinung, ein Bauer ein stahlgepanzerter Ritter. So kommt er in Streit mit seiner ganzen Umgebung, die den trägen, prahlerischen, zerlumpten Burschen aufgibt und ihn zwingt, seine Heimat zu verlassen, wo ihm nur eine, seine Jugendgeliebte Solveig, treu bleibt. Den Burschen treffen wir später in Marokko und Aegypten als Projectenmacher und Alterthumsforscher, der ungeheuere Phantasiekolosse als Ladung mit sich führt und überall Schiffbruch leidet. Nach einer überaus weitschweifigen Schilderung von Peer Gynt's Aberwitz, bei der wir auf Symbole und Allegorien aller Art, auf redende Memnonssäulen und andere Anklänge an den zweiten Theil des „Faust" stoßen, finden wir den unglücklichen Helden in seiner Heimat wieder, wo er in den Armen seiner Geliebten mit der Erkenntniß stirbt, daß das Einfache, Menschliche, der Anschluß an ein geliebtes Wesen und die Erfüllung strenger Pflichten das einzig Beglückende für ihn gewesen wäre. Leider weicht der Dichtung aber der reale Boden in dem Maße unter den Füßen, daß wir dem selbstgefälligen Spiel der Phantasie ein dauerndes Interesse kaum entgegenbringen können, weil wir fühlen, mit ganz andern Organen begabt zu sein als der Mensch, dessen Schicksale uns fesseln sollen. Schließlich erinnert sich jeder Leser, daß Peer Gynt der Sohn eines Säufers und einer Tollhäuslerin war, und fängt an, das Thema nicht mehr der Poesie, sondern der Krankheitsgeschichte des menschlichen Geistes zu überweisen, wohin es nach unserer Meinung auch hingehört.

Wir erwähnten bereits, daß die drei Perioden, die wir in dem dramatischen Schaffen Ibsen's unterschieden, sich nicht durch scharf voneinander getrennte Zeitabschnitte bezeichnen lassen. Auch die Gruppe des social-modernen Dramas, der wir uns jetzt nähern und welcher die neuesten Schöpfungen des Dichters angehören, führt in ihren Anfängen bis auf die Jugendzeit Ibsen's zurück. Das dreiactige Lustspiel „Die Komödie der Liebe" war sogar das erste Werk, das den Namen des Autors in weitere Kreise trug, allerdings ohne ihm einen durchaus erfreulichen Klang zu verleihen. Das Beißende seines Spottes und das wunderlich Gekräuselte und Gewundene seiner Tendenz machte ihm ebenso viel Freunde wie Feinde, und in der That sind der Egoismus und die Genußsucht des Helden dieses Lustspiels, des jungen Schriftstellers Falk, keineswegs dazu angethan, ihm unbedingte Sympathien entgegenzubringen. Mit Recht wird er von der Gesellschaft von Spießbürgern, die ihn umgibt, deshalb angefeindet und von dem

Gegenstande seiner Verehrung, der ideal gesinnten Schwanhild, derb zurechtgewiesen. Erst als er die Theorie aufstellt, daß die Ehe das Grab der Liebe und eine „Galere" sei, gesteht sie ihm ihre Liebe, doch nur um die Seele des Geliebten mit Licht und Poesie zu erfüllen, da sie bald darauf einem philiströsen Kaufmanne die Hand reicht. Das Stück verhält sich zu den „Stützen der Gesellschaft", zum „Bund der Jugend" und zu „Nora" wie die Blüte zur Frucht, wie die Verheißung zur Erfüllung. Erst in diesem Drama sehen wir Ibsen die völlige Sicherheit in der Schilderung moderner Gesellschaftszustände gewinnen, die ihn in so hohem Maße auszeichnet. Allmählich gelingt es ihm, seiner Komik den bittern Beigeschmack zu rauben, den sie anfänglich hatte, den Formen mehr Abrundung, den Linien einen weichern Fluß zu geben. Immer betrachtet er es jedoch als seine Aufgabe, keine bloße Photographie der Wirklichkeit zu geben, sondern in ihr die Idealität seiner Lebensanschauung zum Ausdruck zu bringen. Es handelt sich stets um den Kampf zwischen Lüge und Wahrheit, zwischen Schein und Wesen, zwischen Frivolität und Sittlichkeit.

In den „Stützen der Gesellschaft" („Samfundets sfötter", deutsche Originalausgabe unter Mitwirkung von Emma Klingenfeld, München, Ackermann, 1877), die in einer kleinen norwegischen Seestadt spielen, ist der Consul Bernick eifrig darauf bedacht, für alles einzutreten, was der Gesellschaft Halt und Werth verleiht. Er kehrt bei jeder Gelegenheit die Pflichten hervor, die ihm seine Stellung auferlege, die Rücksichten, die er seinen Mitmenschen gegenüber zu nehmen habe. Nun baut sich aber seine ganze Existenz auf einer ungeheuern Lüge auf und er selbst ist nichts weniger als ein moralisch fein empfindender Mann. Vor Jahren hat er sich einer leichtsinnigen Handlung schuldig gemacht, die indessen sein Schwager Johann Tönnsen bei seiner Abreise nach Amerika edelmüthig auf sich genommen hat. Nun kommt dieser mit seiner Halbschwester zurück und wird überall von den kleinlichen beschränkten Menschen mit schelen Augen betrachtet, und als er einem trefflichen jungen Mädchen sein Herz schenken will, sieht er sich durch die Erwähnung jenes Vergehens, das nicht ihm, sondern dem Consul zur Last fällt, von seinen Mitmenschen fast ausgeschlossen. Es handelt sich nun darum, den Consul zum Geständniß zu bringen; aber dieser bietet alles auf, den Forderungen der Ehre aus dem Wege zu gehen, ja einmal fährt ihm sogar der teuflische Gedanke durch die Seele, sich den überläftigen Schwager durch ein Verbrechen vom Halse zu schaffen. Das Erwachen des Gewissens, das Eingeständniß, daß er ein schwacher, der Nachsicht seiner Umgebung dringend bedürftiger Mensch und keineswegs eine Stütze der Gesellschaft sei, bilden die Schlußwendung des Stückes, dessen letzter Satz lautet: „Der Geist der Wahrheit und der Geist der Freiheit — das sind die Stützen der Gesellschaft!" Dieser allerdings mehr novellistische als eigentlich dramatische Vorwurf ist in der feinsten Weise ausgeführt worden, wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß Ibsen in der Detailmalerei wieder zu weit gegangen ist. So sind z. B. die Familienbeziehungen des Stückes, dieses Durcheinander von Schwager, Vetter und Halbschwester, ein kaum zu lösendes Gewirr, bei dem man jeden Faden einzeln mit dem Finger festhalten muß, wenn man das Ganze übersehen will. Wie sehr man dem Dichter übrigens in unserm Vaterlande entgegen-

gekommen ist, beweist der Umstand, daß „Die Stützen der Gesellschaft" im Jahre 1878 zu gleicher Zeit auf vier berliner Bühnen gespielt wurden: eine Anerkennung, wie sie wol noch nie einem einheimischen Autor zutheil geworden ist.

Mit ebenso kühner Hand griff Ibsen in dem „Bund der Jugend" („De Unges Forbund", Lustspiel in fünf Aufzügen, deutsch von Adolf Strodtmann, Berlin, Gebrüder Paetel, 1872) zur Schilderung der Zustände des politischen Parteitreibens, wie sie ihm in seiner Heimat entgegengetreten sind. Als das Stück in Christiana gegeben wurde, drohte die allgemeine Erregung in einen Tumult umzuschlagen, und nur mühsam konnten die Geister beruhigt werden. Offenbar hatte der Dichter fleißig Modelle studirt, und jedermann machte den Versuch, auffallende Charakterzüge auf bekannte Persönlichkeiten anzuwenden. Ibsen hat aber auch das verlogene Phrasenthum, das windige Sichvordrängen und Carrièremachen, das selbstgefällige Festrednerthum in der Person des Rechtsanwalts Windhof geradezu an den Pranger gestellt. Diese Figur ist, um einen volksthümlichen Ausdruck zu gebrauchen, mit den Händen zu greifen; man glaubt ihr bereits einmal im Leben begegnet zu sein. Wie er in politischer Beziehung eine Chamäleonsnatur ist und von diesem zu jenem übergeht, nicht ohne seine Meinungsveränderung mit großem rhetorischen Aufwande begründet zu haben, so sucht Windhof auch bald bei dieser bald bei jener Frau sein Glück zu machen, und köstlich ist die Nemesis, wenn er im letzten Acte glaubt, er habe die Wahl unter ihnen allen, während jede einzelne bereits den Rechten gefunden hat. Sehr wohlthuend wirkt es übrigens, daß Ibsen diesem Spiegelbild des Materialismus in der Person des Dr. Feldmann, des Hüttenarztes, einen wackern charaktertüchtigen Mann gegenübergestellt hat, der für seinen Edelsinn nach Verdienst belohnt wird. Strodtmann erwähnt mit Recht, daß Ibsen, der in allen Fragen geistiger Freiheit höchst radical ist, den politischen Liberalen seiner Heimat gegenüber fast zum Absolutisten wird. Wir haben die Ursache dieser Erscheinung bereits in dem Verachten bloßer Detailreformen, die dem Dichter schlimmer zu sein scheinen als gar keine, zur Genüge erkannt. Aus der Fülle der Charaktere, die sich in dem „Bund der Jugend" bemerkbar machen, müssen wir einen, die Gattin des Kaufmanns Steilberg, Selma, herausheben, weil sie uns den Uebergang zur „Nora" vermittelt. Als ihr Gemahl am Rande des Abgrundes zu stehen scheint und sich mit den Worten: „Jetzt bist du das Einzige, was ich noch habe", zu ihr wendet, bricht in ihr das Gefühl der verkannten Weiblichkeit in folgenden Worten durch: „Wie hat mich gedürstet nach einem Tropfen Eurer Sorgen! Aber wenn ich bat, so hattet Ihr nichts anderes als einen feinen Scherz, um mich abzuweisen. Ihr zogt mich an wie eine Puppe; Ihr spieltet mit mir, wie man mit einem Kinde spielt. O, ich hätte doch mit Jubel das Schwerste getragen; ich sehnte mich so ernst nach allem, was da stürmte und uns hebt und erhöht. Jetzt bin ich gut genug; jetzt, wo Erik nichts anderes mehr hat. Aber ich will nicht der Nothnagel sein, nach dem man zu allerletzt noch greift. Jetzt will ich nichts von deinen Sorgen! Ich will fort von dir! Lieber will ich auf der Straße singen und spielen —! Laß mich! laß mich!"

Diese Worte können als ein kurzer Auszug der Charakteristik Nora's gelten,

der Hauptfigur in dem jüngsten Stücke*), mit welchem Ibsen in seinem Heimatlande eine beispiellose Anerkennung fand. Von der großen Masse des deutschen Theaterpublikums darf man, ohne jemand zu beleidigen, dreist sagen, daß sie die Absicht des Dichters und die Anlage der Dichtung nicht verstanden hat, während einzelne Koryphäen unserer Schriftsteller, wie Spielhagen und Heyse, warme Verfechter der Muse des norwegischen Dichters geworden sind. Dieser ist mit demselben grausamen Ernst, der seinem Schaffen eigenthümlich ist, an die Erörterung des Ehethemas gegangen. Nicht um mit dem im Geschlechtsleben liegenden Reiz dem schlechten Instinct der Menge zu schmeicheln, hat er das gethan, sondern um eine Theorie zu verfechten, die, so richtig sie ist, doch in ihrer Anerkennung die Gesellschaft aus den Fugen reißen müßte. Hat man den Grundgedanken des Dramas erfaßt, so staunt man über die ideale Voraussetzung, die ihm zu Grunde liegt, und erschrickt zugleich bei dem Gedanken an seine praktischen Consequenzen. Nora und der Advocat Helmer sind seit acht Jahren verheirathet und ihre Ehe ist mit drei Kindern gesegnet worden. Im ersten Jahre erkrankte der Mann und bedurfte des Aufenthalts im Süden, um seiner Familie erhalten zu bleiben. Die junge Frau wußte in ihrer Verzweiflung keinen andern Ausweg, als das dazu nöthige Geld von einem Fremden zu leihen und die Unterschrift ihres im Sterben liegenden Vaters, die von dem Gläubiger gefordert wurde, zu fälschen. Nun trifft es sich, daß letzterer von Helmer, der mittlerweile Director einer Bank geworden ist, seine Entlassung erhält und in der Sorge um die Existenz keine andere Rettung weiß, als Nora mit Hinweis auf die von ihr verübte pia fraus zum Aufbieten ihres Einflusses bei ihrem Mann zu zwingen. In den beiden ersten Acten, in denen dies geschieht, entwickeln sich die Charaktere Helmer's und Nora's und einiger Nebenfiguren, wie des todkranken Doctors Rank, der über sein Leiden wehmüthig spottet, und als es zu Ende geht, eine mit einem Kreuzchen versehene Karte abgibt; ferner Günther's, des erwähnten bösen Geistes im Stücke. Die Contraste sind mit musterhafter Schärfe und Deutlichkeit ausgestattet: Helmer, ein fleißiger, rechtlicher Mann, aber von einer rein ästhetischen Anschauung der Dinge und Menschen, dem seine Frau am besten gefällt, wenn sie sich als Italienerin verkleidet und Tarantella tanzt, der Frau Linden den Rath ertheilt, sie möchte lieber sticken als stricken, weil das besser aussähe; Nora, ein halbes Kind, das von der Welt nichts weiß und einer bloßen Gefühlsmoral folgt. Als sie die Namensfälschung beging, hat sie an die Gesetze nicht einmal gedacht. Was gehen sie die Gesetze an? Dürfen sie ihr verbieten, ihrem Manne das Leben zu retten und Kummer und Sorge von dem Sterbebette ihres geliebten Vaters fern zu halten? Wie Selma im „Bund der Jugend", hat auch Nora darauf gewartet, daß ihr Mann sie nicht als bloße Puppe, sondern als die ebenbürtige Genossin und Gefährtin seiner Freuden und Leiden erachten würde. Nun stellt es sich heraus, daß sich beide niemals verstanden haben; denn als Günther die Fälschung Nora's bei Helmer anzeigt, hat dieser für sein Weib nur Vorwürfe und Anklagen, anstatt dasjenige, was die Unschuld eines liebenden Herzens gethan hat, in Liebe zu ent-

*) Vgl. „Nora", deutsch von Wilhelm Lange (Leipzig, Philipp Reclam, 1879).

schuldigen und als Mann auf sich zu nehmen. Die dialektische Schärfe und Feinheit, mit der Ibsen zwischen dem Zusammenleben zweier Menschen verschiedenen Geschlechts und einer Ehe unterscheidet, mag im einzelnen bei dem engen Rahmen der Bühne etwas nicht leicht Verständliches haben. Ueberhaupt dürfte sich der Vorgang mehr für eine Novelle als für ein Schauspiel eignen, wo man häufig Uebergänge und Vermittelungen dem theatralischen Zweck opfern muß. Immerhin muß man aber zugeben, daß Ibsen bis zu dem mit unerbittlicher Consequenz gezogenen Schluß, wenn Nora ihren Mann und ihre Kinder verläßt, aus dem nicht günstigen Stoffe zahlreiche dramatische Momente gezogen und in der logischen Entwickelung eine seltene Treue bekundet hat. Eine andere Frage ist die, ob der Dichter die Berechtigung hat, Stoffe auf die Bühne zu bringen, die einerseits wie ein Trauerspiel nicht harmonisch ausklingen, andererseits dem Zuschauer aber auch keine Erschütterung und daraus folgende Erhebung gewähren. Ibsen zerrt uns in „Nora" mit sich, aber er reißt nicht fort; er zwingt uns einen Antheil des Gemüths ab, bringt es aber nicht dahin, daß wir unsere Empfindungen gern und freudig hingeben. Für die hohe und originelle Anschauung, die unser Dichter vom Leben und einem seiner heiligsten Güter, der Ehe, hat, wird es aber nur wenig geben, was so bezeichnend ist wie der Charakter der kleinen aus kindlicher Naivetät zum Bewußtsein über Frauenwerth und Frauenwürde heranwachsenden Nora, die in Frau Niemann-Raabe eine unvergleichliche schauspielerische Interpretin gefunden hat.

Wir haben uns bei der Charakteristik Ibsen's wesentlich an solche Dramen gehalten, die dem deutschen Leser bequem zugänglich sind und ihn zur Bildung eines selbständigen Urtheils veranlassen können. Von den bei uns unbekannten Stücken erwähnen wir nur noch des historischen Doppeldramas „Kaiser und Galiläer" („Kejser og Galilaeer"), enthaltend „Cäsar's Abfall" („Caesar's Frafald") und „Kaiser Julian" („Kejser Julian"), eine ebenso umfangreiche wie gedankenschwere Schöpfung, die trotz vieler Einwendungen doch einen Ehrenplatz in der nordischen Literatur einnimmt. Für unsern Zweck kam es namentlich darauf an, zur Würdigung und Anerkennung eines Dichters beizutragen, der wie wenige die Dinge auf selbständige Art und nicht durch die vorhandenen Brillen betrachtet und sich in der hohen Stellung, die ihm sein Genius anweist, siegreich behauptet. Niemals hat ihn das Lob berauschen oder der Gedanke an außerhalb seiner Kunst liegende Ziele seinem idealen Berufe untreu werden lassen. Wenn uns sein düsterer Sinn, sein Stirnrunzeln und Grollen auch manchmal zurückschrecken möchte, so brauchen wir uns nur an den goldenen Kern, der in so rauher Schale liegt, zu erinnern, um wieder mit wirklicher Liebe zu dem Dichter zurückzukehren. Auch von Ibsen gelten die Worte, die einst Dante aus dem Munde eines seiner Ahnherren vernahm:

Ist auch dein Wort anfänglich schwer zu fassen
Und schmeckt es herb, so wird es, wenn verdaut,
Dem Hörer Lebensnahrung hinterlassen.

Die Entstehung der Landthiere.

Von

Carl Vogt.*)

„Es ist gar kein Verlaß auf die Wissenschaft! Wenn der eine Naturforscher Weiß sagt, sagt der andere Schwarz! Vergleicht man eine Reihe von Untersuchungen über denselben Gegenstand, so wirbelt Einem schließlich der Kopf von all den Widersprüchen, die darin aufgehäuft sind. Man fragt in den exacten Wissenschaften wie Pilatus im Processe Christi: «Was ist Wahrheit?» und erhält eine Antwort, die eigentlich keine ist! Also weg mit dem Zeuge! Wenn sie sich untereinander verständigt haben werden, die Herren Naturforscher, dann mögen sie wiederkommen: bis dahin aber sollen sie uns in Ruhe lassen."

Vorwürfe dieser Art wird man zu allen Zeiten hören, besonders von denen, welche die Wahrheit auf anderm Wege gefunden zu haben glauben. Man muß gestehen, daß sie einigen, wenigstens scheinbaren Grund haben. Freilich vergessen diejenigen, welche sie formuliren, daß dennoch aus allen diesen Widersprüchen ein Kern thatsächlicher Wahrheit sich herausschält, der stets bedeutender wird an Umfang und unerschütterlich fest bleibt für alle Zeiten.

Aber der wesentliche Grund, weshalb diese Vorwürfe immer wieder auftauchen, auftauchen müssen, liegt darin, daß die Wissenschaft beständig fortschreitet, daß jede Lösung einer Frage in ihrem Schose eine Menge neuer Fragen birgt, welche nun erst hervortreten und, auf der gegebenen Lösung fußend, für sich das Recht der Beantwortung in Anspruch nehmen. Für einen Kopf der Hydra wachsen nicht zwei, sondern Dutzende neuer Köpfe hervor, und um diese bewältigen zu können, muß man nicht selten Bäume ausreißen und zu Keulen benutzen, die man ein für allemal in die Erde gepflanzt glauben konnte. Je mehr die Fragen sich häufen, desto zahlreicher und feiner werden auch die Mittel und Methoden der Beobachtung und des Versuches; was von dem schwächern Fernrohre als ein Nebelfleck gesehen wurde, erscheint durch den Riesenrefractor als ein ganzes Sonnensystem. So darf es denn nicht wundernehmen, wenn alte Fragen, die man längst gelöst glaubte, oder die in den Hintergrund gedrängt waren, zu gewissen Zeiten eine neue Untersuchung verlangen. Die thatsächlichen Forschungen müssen von neuen Standpunkten aus revidirt, ihre Fehler verbessert werden; die aus den Thatsachen abgeleiteten Folgerungen müssen eine andere Gestalt gewinnen. Manches auf wenig solider Grundlage Aufgebaute wird verlassen, anderes fester gestützt

*) Vortrag, gehalten in der wissenschaftlichen Section des Genfer Instituts am 8. Febr. 1881.

und neue Theile werden in die bisher vorhandenen Constructionen eingefügt. Es gilt häufig mehr, alte Irrthümer zu beseitigen, als neue Wahrheiten zu verkünden. Oft aber müssen wir uns auch eingestehen, daß wir nur dasjenige durch thatsächliche Errungenschaften stützen, was man in vergangenen Zeiten, von andern Punkten ausgehend, gewissermaßen prophetisch geahnt hatte, ohne ihm die nöthige thatsächliche Unterlage geben zu können. Große, allgemeine Grundanschauungen konnten gewonnen und ausgesprochen werden, lange bevor die Thatsachen aufgefunden, die Versuche gemacht waren, welche zu ihnen mit absoluter Nothwendigkeit hinführen.

I.

Die Körper wirken nur im flüssigen Zustande aufeinander. Das ist ein alter Satz, und wenn man den Begriff der Flüssigkeit so weit faßt, daß darunter überhaupt die Verschiebbarkeit oder Beweglichkeit der Molecule verstanden wird, wie sie auch in den scheinbar festesten Körpern im geringsten und in den Gasen im höchsten Grade vorhanden ist, so haben alle Untersuchungen der Neuzeit nur dazu gedient, diesen Satz als unumstößlich hinzustellen.

Wenn er aber für alle Körper ohne Ausnahme in seiner Allgemeinheit gilt, so kann man sagen, daß die organischen, lebenden Wesen auf seine ursprüngliche Fassung beschränkt sind; das Leben ist nur unter Mitwirkung von Flüssigkeit möglich. Alles Leben entstammt dem Wasser und zwar speciell dem Meere; die Pflanze wie das Thier führen beide in ihren ersten Anfängen in das Meer zurück.

Darüber kann kein Zweifel aufkommen. Die niedersten Organismen, welche wir kennen, und die gewissermaßen nur ein Tröpfchen von Wasser durchdrungenen organischen Stoffes sind, können nur im Wasser existiren, und wenn auch manche dieser Organismen dem Süßwasser sich angepaßt haben, so sind die niedersten doch nur in dem Meere zu finden. Selbst die Landpflanzen wie die Landthiere sind nur dadurch möglich, daß sie in ihrem Innern eine mehr oder minder große Menge von Flüssigkeit aufbewahren, die durch specielle Einrichtungen einerseits vor Verlust möglichst geschützt und andererseits erneuert werden kann. Graf Saporta, der bekannte Botaniker, hat dies in seinem von mir übersetzten Buche: „Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen“ (Braunschweig, Vieweg, 1881), sehr schön für die Pflanzen nachgewiesen.

Für die Thiere, mit welchen ich mich hier allein beschäftigen will, gilt das gleiche Gesetz. Während bei den niedern Thieren die ganze Körpersubstanz von dem indifferenten Naß, in welchem sie sich aufhalten, durchdrungen und aufgeschwemmt ist, tritt bei den vorgeschrittenen Typen vielleicht in noch höherm Maße als bei den Pflanzen das Bestreben hervor, die Flüssigkeit, welche die Gewebe durchdringt, zu differenziren, ihr ein eigenes specifisches Gepräge aufzudrücken und sie damit auch mehr und mehr von der umgebenden Flüssigkeit abzuschließen. Aber selbst bei hoch organisirten Wasserthieren finden wir noch Einrichtungen, durch welche die im Körper circulirende und die Gewebe durchtränkende Nährflüssigkeit, welche eine Menge von Stoffen in Auflösung enthält, die ihr in dem Körper zugeführt worden sind, mit der umgebenden Flüssigkeit in Communication gesetzt und mit ihr gemischt

werden kann. Ja selbst bei den höchst organisirten Landthieren finden wir im embryonalen Zustande noch Spuren solcher Einrichtungen, die freilich einen andern Charakter angenommen haben und nur durch die Aehnlichkeit ihrer Anordnungen als Ueberreste jener ursprünglichen Einrichtungen zur Zufuhr von Wasser von außen her erkannt werden können.

Wenn aber schon bei den höher organisirten Wasserthieren die Differenzirung der innern Nährflüssigkeit von dem den Körper umgebenden Wasser eine Nothwendigkeit geworden ist, so tritt bei den Landthieren noch ein weiteres Moment hinzu: der Schutz gegen die Verdunstung oder vielmehr gegen Verlust überhaupt, der freilich nur bis zu einem gewissen Grade durchgeführt werden kann, da es einerseits keine absolut undurchdringliche thierische Gewebe geben kann und andererseits verschiedene organische, zum Leben durchaus nöthige Functionen, wie Athmung und Absonderung, nothwendig einen Verlust an Flüssigkeit mit sich führen, welcher beständig ersetzt werden muß. Diese Einrichtungen müssen nach und nach erworben worden sein und sich im Verlaufe von Generationen dahin ausgebildet haben, daß sie ein vollständiges Leben im Wasser und namentlich die Wasserathmung unmöglich machen.

In der That ist es nicht der temporäre oder das ganze Leben hindurch dauernde Aufenthalt in dem einen oder andern Element, welcher den Unterschied zwischen Wasser- und Landthieren in Hinsicht der Organisation macht, sondern es ist die Function der Athmung, welche die Grenze zieht. Der Wasserathmer entzieht entweder durch seine allgemeinen Körperbedeckungen oder durch besondere äußere Organe, durch Kiemen, dem ihn umspielenden Wasser den darin aufgelösten Sauerstoff, um ihn gegen Kohlensäure auszutauschen; der Luftathmer dagegen bedarf immer besonderer innerer Organe, Lungen oder Luftröhren (Tracheen), um diesen Umtausch mit der umgebenden Luft zu bewerkstelligen. Es hängt dieser Unterschied zum größten Theil mit jenen Schutzeinrichtungen der äußern Haut zusammen, welche die Verdunstung der innern Nährflüssigkeit vermindern. Der Austausch von Gasen auf der Haut und durch die Haut hindurch, der ja immer noch stattfindet, wenn auch in geringem Maße, würde auch nothwendig den Austausch von gasförmigem Wasserdampf mit sich führen und schließlich, wenn nicht große Mengen von Wasser von außen eingeführt würden, eine solche Concentration der Nährflüssigkeit, des Blutes verursachen, daß eine Circulation derselben nicht mehr möglich wäre. Wir können uns von diesen Unterschieden leicht Rechenschaft geben durch die Vergleichung der Existenzbedingungen eines Frosches und einer Eidechse. Bei dem erstern eine außerordentlich permeable Haut, die alle Gase durchläßt und daher Nothwendigkeit des Aufenthalts im Wasser oder an sehr feuchten Orten; bei der Eidechse eine fast vollständige Undurchgängigkeit der Haut und dadurch Möglichkeit des Lebens an trockenen und heißen Orten, wo ein Frosch in kurzer Zeit zu Grunde gehen müßte.

Wenn wir diesen Unterschied zwischen Wasserathmern und Luftathmern festhalten, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Embryonen aller Thiere ohne Ausnahme anfangs in wässeriger Flüssigkeit gebettet sind. Mag die Quantität dieser Flüssigkeit noch so gering sein, sie existirt unter allen Umständen, und da, wo die Menge derselben nicht von außen oder von dem mütterlichen Organismus her

erneuert und ersetzt werden kann, finden sich bei entschiedenen Luftathmern, wie z. B. bei den höhern Insekten, schützende Eihüllen, welche die Verdunstung auf ein Minimum beschränken.

Die ursprüngliche Wasserlebigkeit aller Embryonen ist gewiß eine höchst bedeutsame Thatsache, indem sie gleichsam mit dem Finger darauf hinweist, daß alle Thiere ursprünglich aus dem Wasser stammen, daß die Existenz ihrer Ahnen an dieses Element gebunden war. Aber wenn die Bildung des Embryos aus dem Ei, der Aufbau seines Leibes durch bestimmte Formelemente, die wir Zellen nennen, nur unter der Bedingung möglich sind, daß alle diese Elemente von Flüssigkeit durchdrungen sind, so darf man daraus doch nicht den Schluß ziehen, daß alle Embryonen, wie wir sie jetzt vor uns sehen, auch zu irgendeiner Zeit ihrer Existenz Wasserathmer sind.

Hier zeigt sich die Wirkung jenes Gesetzes, welches Fritz Müller, der in Brasilien lebende deutsche Naturforscher und Arzt, zuerst mit vollständiger Klarheit formulirte und nach welchem bei den höhern Thieren einzelne Phasen der Entwickelung in solcher Weise abgekürzt werden können, daß sie schließlich bis auf kaum erkennbare Spuren gänzlich verschwinden. Die niedern Insekten und die niedern Wirbelthiere sind entweder während ihres ganzen Lebens oder in den Erstlingsperioden desselben Wasserathmer und besitzen als solche Kiemen; alle Insekten und die Wirbelthiere von den Lurchfischen an werden Luftathmer; aber bei den meisten Insekten und den höhern Wirbelthieren (Reptilien, Vögel, Säugethiere) functioniren die Kiemenanlagen niemals, zu keiner Zeit, als Athemorgane; sie erscheinen in höchst rudimentärer Anlage nur während sehr kurzer Zeit und bilden sich entweder ganz zurück oder werden, wie die Kiemenbogen der höhern Wirbelthiere, zu anderweitigen Bildungen verwendet, deren Function oft mit derjenigen eines Athemorgans nicht die mindeste Analogie zeigt.

Einen letzten Beweis für die allmähliche Erhebung des organischen Lebens aus dem Wasser liefert die Untersuchung der Erdschichten und der in ihnen enthaltenen Versteinerungen. Was sich in den ältesten Schichten (Cambrisches und Untersilurisches System) von Pflanzen und Thieren vorfindet, gehört ausschließlich dem Meere an; nirgends hat sich auch nur eine Spur eines Typus gefunden, welchen man dem Süßwasser, geschweige dem Lande zuweisen könnte; erst in den obersilurischen und devonischen Schichten haben sich Landpflanzen, und in den Steinkohlenschichten unzweifelhafte, aber immer höchst seltene Reste von Landthieren gefunden, während die größte Zahl dem Meere angehört und nur ein kleiner Theil dem süßen Wasser zugewiesen werden kann. Wenn auch die Beweise aus dem Nichtvorhandensein gewisser Typen in bestimmten Schichten stets nur lückenhaft sein können, da immerhin die Möglichkeit eines spätern Fundes nicht ausgeschlossen ist, so darf man doch nicht vergessen, daß gerade in diesem Punkte die Uebereinstimmung der Forschungen in so vielen Ländern einerseits, sowie die Gleichheit der Resultate, welche uns die Untersuchung der heutigen Schöpfung und des Entwickelungsganges der einzelnen Typen zeigen, andererseits schwer in der Wagschale wiegen.

So führen uns denn alle verschlungenen Wege, auf welchen man die Stammbäume der Thiere nach rückwärts verfolgen kann, die Untersuchung der niedern,

jetzt existirenden Organismen im Vergleich zu den höhern, die Erforschung der Entwickelung des Körpers von dem Ei an bis zu der letzten Ausbildung, die vergleichende Zusammenstellung der Thiere, welche in verschiedenen Epochen der Erdgeschichte gelebt haben, immer wieder zu einem ursprünglichen Leben im Wasser und damit auch in dem Meere zurück; denn in den ersten Zeiten, wo überhaupt lebende Wesen existirten, war ja, allen geologischen Forschungen zufolge, der Unterschied zwischen Meer und Süßwasser, der auch heute noch nicht vollständig durchgeführt ist, gar nicht vorhanden.

Es ist ein Menschenalter verflossen, seitdem Bronn, der ausgezeichnete heidelberger Forscher, in einer von der pariser Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisschrift („Die Entwickelungsgesetze der organischen Welt", Stuttgart 1858) an der Hand der damals bekannten Thatsachen, die er mit seltener Vollständigkeit beherrschte, unter andern Gesetzen auch dasjenige der territpetalen Entwickelung aufstellte, worunter er die im organischen Reiche nachweisbare Tendenz des allmählichen Aufsteigens aus dem Meere durch das Süßwasser auf das Land verstand. Er glaubte nachweisen zu können, daß der Aufenthalt im Wasser im allgemeinen auf eine unvollkommenere Organisation hindeute und daß demnach eine Thierbevölkerung im allgemeinen um so höher stehe, je mehr die Land bewohnenden Klassen und Ordnungen darin überhandnehmen.

„Im allgemeinen" ist immerhin ein Zugeständniß, daß „im besondern" Ausnahmen zu verzeichnen sind, und manchmal können sogar diese besondern Ausnahmen die allgemeine Regel gänzlich überwuchern. Aber der Gegenstand ist es werth, daß man ihm näher zu Leibe geht. Seit jener Zeit haben sich manche Anschauungsweisen und Principien von Grund aus geändert; eine Menge von Thatsachen sind entdeckt worden, welche sich in die Bronn'schen Gesetze entweder gar nicht einfügen lassen oder dieselben erweitern und ihnen eine andere Deutung geben. Die Wißbegierde kann sich nicht mit einem allgemeinen Resultat begnügen; sie verlangt, daß man ihr die Thatsachen zeige, auf welche dieses Resultat sich stützt; daß man, wenn möglich, ihr die Gründe darlege, weshalb eine solche Bewegung sich kundgab, und daß man ihr die Wege andeute, auf welchen diese Entwickelung zu Stande gekommen ist.

II.

Sehen wir zuerst zu, welchen großen Gruppen des Thierreiches die ausschließlichen Wasserathmer, welchen die ausschließlichen Luftathmer angehören, von welchen ja, wie wir noch näher begründen werden, einige ausschließlich im Wasser leben, aber doch durch ihre Athmung an die Luft gebunden sind.

Alle Protozoen ohne Ausnahme, die Moneren und Infusorien, alle Coelenteraten, wie Schwammthiere, Quallen und Korallenpolypen, alle Stachelhäuter, wie Seesterne und Seeigel, alle Molluskoïden, wie Brachiopoden oder Armfüßler, Moosthiere und Mantelthiere, sind an das feuchte Element gefesselt, die meisten an das Meer; einige, wie Infusorien und Polypen, gehen auch in das süße Wasser. Wenn scheinbare Ausnahmen sich finden, indem manche Amoeben

und Infusorien in der Erde, an den Wurzeln der Moose u. s. w. sich finden, so beruhen dieselben nur auf der Fähigkeit dieser Thiere, während der Trockenheit in scheintodtem Zustande zu verharren und wieder aufzuleben, sobald Feuchtigkeit hinzutritt. Sie leben wirklich nur im Wasser, haben sich aber durch diese Auferstehungsfähigkeit nach oft jahrelang andauernder Austrocknung an die wechselnden Zustände angepaßt, welche ihr Aufenthaltsort ihnen bietet. Bekanntlich besitzen, wie wir dies gleich hier bemerken wollen, viele Räderthiere, Fadenwürmer sowie die Bärthierchen (Macrobiotus), welche den Milben am nächsten stehen, dieselbe Auferstehungsfähigkeit.

In dem großen Kreise der Würmer sehen wir scheinbare Ausnahmen in Menge. Die Sternwürmer (Gephyrea) und die Borstenwürmer (Polychaeta) sind ausschließlich in dem Meere einheimisch, Platt- und Rundwürmer, Blutegel und Erdwürmer (Oligochaeta) sowie die Räderthierchen gehen aus dem Meere nicht nur in das süße Wasser, sondern auch auf das Land. Aber für alle diese, das Meer verlassenden Typen sehen wir besondere Verhältnisse, welche uns bestätigen, daß alle Würmer ohne Ausnahme nur Wasserthiere sind. Als solche sind ohne Zweifel alle schmarotzenden Würmer anzusehen, welche in den Darm- und Nährflüssigkeiten anderer Thiere leben. Die erdbewohnenden Räderthiere gehören zu den Auferstehungsthieren. Die Erdwürmer, ja selbst die auf Bäumen und Sträuchern lebenden Blutegel der heißen Zone, sowie einige erdbewohnende Plattwürmer gehen ohne umgebende Feuchtigkeit zu Grunde. Wenn also auch hier eine Tendenz nach dem Luftleben hin unleugbar ist, so muß doch festgehalten werden, daß kein Wurm zur Luftathmung geeignete Organe hat. Alle Würmer sind also Wasserthiere, und wir müssen zugleich feststellen, daß die am höchsten organisirte Gruppe derselben, die durch Ausbildung ihres Nervensystems, ihrer Kiemen, Circulationsorgane und Bewegungswerkzeuge hoch über allen übrigen stehenden Borstenwürmer keine solche Tendenz zeigen, ja durchaus auf das Meer beschränkt sind und nicht einmal in das süße Wasser übergehen.

Bei den Weichthieren oder Mollusken sehen wir ähnliche Verhältnisse. Nur eine Gruppe, diejenige der Schnecken (Gasteropoda), zeigt wirkliche Luftathmer in den Landschnecken; in das Süßwasser dringen außer ihnen noch die Muschelthiere (Lamellibranchia) vor; aber der große Haufen dieser beiden Gruppen bewohnt das Meer, das außerdem der ausschließliche Aufenthalt der Flügelfüßer (Pteropoda) und der Kopffüßer (Cephalopoda) ist. Wie bei den Würmern ist aber auch diese letztere Gruppe, zu welcher die Tintenfische, die Kraken und Nautilen gehören, unzweifelhaft diejenige, welche hinsichtlich ihrer Organisation und ihrer Lebensäußerungen die höchste Stelle in dem ganzen Kreise der Weichthiere einnimmt; darüber sind alle Anatomen ohne Ausnahme einig. Kein anderes Weichthier kann in Beziehung auf Ausbildung des Nervensystems, des Gehirns, der Sinnesorgane und Bewegungswerkzeuge sich mit diesen mächtigen Thieren messen, die insofern eine Ausnahmestellung beanspruchen können, als sie zugleich zu den ältesten Bewohnern der Meere gehören.

Das Bronn'sche Gesetz der höhern Organisation der Landthiere kann also weder auf die Würmer noch auf die Mollusken seine Anwendung finden.

Mit Ausnahme der wenig zahlreichen luftathmenden Schnecken, die zum Theil auch noch, wie unsere Teichhornschnecken (Lymnaeus), trotz ihrer Luftathmung in dem süßen Wasser leben, sind also alle bisjetzt betrachteten Kreise des Thierreiches aus Wasserthieren zusammengesetzt.

Nicht so verhält es sich mit den beiden noch übrigen Kreisen, den Gliederthieren (Arthropoda) und den Wirbelthieren (Vertebrata), bei welchen die Luftathmer das Uebergewicht behaupten.

Man hat die Gliederthiere in Kiemenathmer und Luftröhrenathmer (Tracheata) getheilt; zu erstern die Krustenthiere (Crustacea) gezählt, während man die Spinnenthiere (Arachnida), Tausendfüßer (Myriapoda) und Insekten der letztern Gruppe zugetheilt hat.

Diese Eintheilung ist nicht ganz stichhaltig. Wir constatiren bei einigen Krustenthieren eine entschiedene Tendenz zum Landleben, die bei den Kellerasseln zu wirklicher Luftathmung führt. Einige Kiemenblätter besitzen äußere Oeffnungen, von welchen aus Luftröhren sich in den Blättern verzweigen. Die Asseln (Isopoda), zu welchen diese Luftathmer gehören, werden von den meisten Forschern den zehnfüßigen Krebsen und Krabben entschieden nachgestellt. Aber auch bei vielen Landkrabben sehen wir, daß Luft in die Kiemenhöhle aufgenommen wird und bei dem bekannten Palmendieb (Birgus latro) ist, wie Semper nachgewiesen hat, die obere Kiemenhöhle sogar in ein lungenartiges Organ umgewandelt.

Es gibt Spinnenthiere, wie die Bärthierchen, Zungenwürmer (Linguatula) und einige Wassermilben, welche ohne Zweifel nicht Luftathmer sind. Einige dieser Milben leben sogar noch im Meere. Die meisten Milben haben freilich Luftröhren, wie alle übrigen Spinnenthiere.

Tausendfüßer und Insekten leben im erwachsenen Zustande nur als Luftathmer, aber einige Insekten sind im Larvenzustande Wasserathmer. Es thut hier nichts zur Sache, daß die zum spätern Luftleben nöthigen Tracheen in der Larve schon vorgebildet sind; die Anfänge derselben sind aber in äußern oder im Mastdarm befindlichen Kiemen angebracht und nach außen geschlossen; die Luft, die zum Athmen nöthig ist, muß also, wie bei gewöhnlichen Kiemen, durch die Thätigkeit einer Haut aus dem Wasser ausgeschieden werden.

Es läßt sich also innerhalb des Kreises der Gliederthiere ein doppeltes Verhältniß nachweisen: einerseits eine nicht bis zur vollständigen Ausbildung gebrachte Tendenz zur Luftathmung innerhalb der niedersten Klasse, andererseits eine noch in das Wasser zurückleitende Wurzel der höchsten, in ihrem vollkommenen Zustande stets Luft athmenden Klasse.

Nicht minder verwickelt zeigen sich die Verhältnisse in dem Kreise der Wirbelthiere.

Eine erste Reihe, diejenige der Ichthyopsiden, wie Huxley sie nennt, welche aus den Fischen und Amphibien besteht, zeigt in einigen Typen einen deutlichen Fortgang aus dem Meere zum süßen Wasser und endlich zum Lande. Die ungeheuere Mehrzahl der Fische lebt in dem Meere, athmet nur durch Kiemen; die kleinere Minderzahl hat sich das süße Wasser allein oder abwechselnd mit dem Meere erkoren und unter diesen kommen schon Einrichtungen vor, wie bei den

Aalen oder den Labyrinthkiemern, wo ein temporärer Aufenthalt auf dem Lande durch Erhaltung der die Kiemen netzenden Flüssigkeit und Bildung einer Lufthöhle an den Kiemen ermöglicht ist. Doppelathmer finden sich nur im süßen Wasser. Die wenigen doppelathmenden Fische (Dipnoi), welche uns in der heutigen Schöpfung erhalten sind, und zu welchen der zuerst entdeckte Fischlurch Südamerikas (Lepidosiren) und der seinen directen Stammbaum bis in die Zeiten des Muschelkalks und des bunten Sandsteines zurückführende Ceratodus Ausstraliens gehören, finden sich nur im süßen Wasser; ebenso die sämmtlichen, mit Kiemen und Lungen zugleich athmenden Lurche, wie der Proteus der krainischen Höhlen oder die Larven der übrigen, im vollkommenen Zustande nur durch Lungen athmenden Amphibien. Der Weg vom Meere zum Lande durch das süße Wasser ist hier also in vollkommenster Weise von Stufe zu Stufe abgesteckt, sogar in solcher Weise, daß bei vielen Versteinerungen die Frage, ob kiemenathmender oder doppelathmender Fisch oder doppelathmender Lurch einzig und allein durch das Verhalten der paarigen Extremitäten beantwortet werden kann, indem Fische vielstrahlige Flossen, Amphibien dagegen höchstens fünfzehige Füße besitzen.

Weder in der zweiten Reihe der heutigen Wirbelthiere, den sogenannten Sauropsiden Huxley's, welche die Reptilien und Vögel begreifen, noch unter den Säugethieren kennen wir einen einzigen Wasserathmer. Es gibt heutzutage einige wenige Wasser bewohnende Reptilien; die Seeschlangen des Indischen Oceans mit zusammengedrücktem Schwanze, die Eidechsen der Galopagos, einige meist im Wasser sich aufhaltende Landschlangen; die Krokodile, die Meer- und Flußschildkröten; es gibt Wasservögel und Tauchvögel die Menge; aber das Wasser ist gewissermaßen nur ihre Speisekammer; sie athmen Luft und ihre Wohnungen, ihre Brutstätten, befinden sich auf dem Lande. Inniger sind unter den Säugethieren die Walthiere (Cetacea) und die Robben an das Meer gekettet; sie können nur im Wasser leben, besonders die Wale; aber trotzdem athmen alle nur Luft und kein Säugethier hat Vorrichtungen, welche ihm Wasserathmung gestatten könnten. Ja noch mehr, Reptilien, Vögel und Säugethiere haben auch im embryonalen Zustande keine functionirenden Kiemen; ihrem Athembedürfnisse wird, während der Entwickelung, auf andere Weise durch temporäre Hülfsorgane, die sogenannte Harnhaut (Allantois) genügt. Die jetzige Schöpfung kann uns keine Auskunft über eine etwaige Abstammung dieser beiden Reihen aus Wasserthieren geben; selbst die Entwickelungsgeschichte des Embryos, die Ontogenie bliebe stumm über diesen Punkt, wenn nicht die Kiemenbogen während einiger Zeit sich zeigten, die freilich ihrer ursprünglichen Function gänzlich beraubt sind.

Es sind demnach im ganzen nur sehr wenige Typen des Thierreiches, welche sich zur Luftathmung erheben, und unter diesen können wir noch zwei Gruppen unterscheiden je nach der Art, wie die Luftathmung sich einführt.

Bei der einen ändert ein schon bestehendes Organ seine Function; die wasserathmenden Kiemen und ihre umgebenden Höhlen werden luftathmend. Dies ist der Fall bei den Schnecken, den Krabben, den eigentlichen Knochenfischen und wahrscheinlich auch bei den Land bewohnenden Würmern. Semper hat in seinem Buche „Die natürlichen Existenzbedingungen der Thiere" mit Recht darauf auf-

merksam gemacht, daß die Landblutegel und Landplanarien der heißen Länder nicht den mindesten Unterschied in ihrer Anatomie von ihren Wasser bewohnenden Verwandten zeigen, aber auch nur an sehr feuchten Orten zu finden sind. Bei den Labyrinthfischen, welche, wie der Kletterer (Anabas scandens) sogar an Bäumen hinaufklettern (bei dem berühmten Fischzüchter Carbonnier auf dem Quai du Louvre in Paris habe ich lebende Fische dieser Art in einer Zimmerecke bis an die Decke hinaufklettern sehen), oder, wie manche Gobiusarten der Philippinen, am Meeresstrand umherhüpfend nach Insekten jagen, enthält die erweiterte Kiemenhöhle, die durch engen Verschluß zugleich die Feuchtigkeit bewahrt, Luft, welche zur Speisung des Athemprocesses dient. Durchaus dieselben Verhältnisse zeigen sich bei den Landkrabben. Bei den Landschnecken ist es ebenfalls die Kiemenhöhle, die Luftsack geworden ist, in welcher sich das Gefäßnetz mehr und mehr ausbildet, während die Kiemen sich von dieser Höhle abschließen und nach und nach verkümmern. Die großen Landschnecken der tropischen Gegenden (Ampullaria) zeigen noch abwechselnde Athmung, bald Luft, bald Wasser; unsere Landschnecken haben nur noch Luftathmung; aber bei den tief im Wasser, am Grunde der Seen geborenen Teichhornschnecken, die nie an die Luft kommen, füllt sich die Höhle mit Wasser und bleibt Kiemenhöhle so lange, bis durch irgendeinen Zufall das Thier an die Luft gelangt. Bei allen diesen Thieren ist stets die Erhaltung einer gewissen Menge von außen zugeführter Feuchtigkeit eine unerläßliche Bedingung der Function. Das Organ hat seinen ursprünglichen Typus beibehalten, wenn es auch durch die Functionsänderung einigermaßen modificirt worden ist; es ist eine wasserathmende Kieme, eine wasserathmende Kiemenhöhle, welche der Luftathmung sich anbequemt und angepaßt haben.

Wir bemerken zugleich, daß alle diese Thiere, deren differenzirte, typisch gewordene Organe sich einer veränderten Function anpassen, selbst in ihren Organisationszügen festgestellte Typen sind, typische Knochenfische, typische Schnecken, typische zehnfüßige Krustenthiere, Endlinien einer langen Entwickelungsreihe, deren allgemeiner Plan schon durch zahlreiche Erdperioden hindurch festgestellt war und nur vielfach variirt, aber nicht umgeformt wurde.

Ganz anders verhält es sich mit den luftathmenden Glieder- und Wirbelthieren. Hier hat nicht nur die ursprüngliche Function der Wasserathmung, wenn sie überhaupt nachgewiesen werden kann, der Luftathmung Platz gemacht, sondern die Function selbst ist auf ein anderes, seinem Ursprunge und seiner Bildung nach ganz verschiedenes Organ übergegangen. Bei der ersten Gruppe hat das Organ die Function, bei der zweiten die Function das Organ gewechselt. Es ist dieselbe Verschiedenheit, wie wenn in einem Staate der Minister der auswärtigen Angelegenheiten zugleich Handelsminister und schließlich vielleicht einzig Handelsminister wird, während in andern Fällen der unbrauchbar gewordene Minister durch einen andern ersetzt und der erste beiseitegeschoben wird. Beides kommt ja vor.

Hinsichtlich der Wirbelthiere kann kein Zweifel herrschen. Die Lunge und die ihr homologe Schwimmblase der Fische sind ursprünglich Ausstülpungen des Darmes, von derselben Keimschicht gebildet und ausgekleidet, aus welcher der Darm gebildet wird; die Kiemenbogen dagegen sind Bildungen der gesammten Körperwand, die

durch die Spalten, durch welche sie getrennt werden, mit dem Munddarme in Verbindung treten, der eine Einstülpung von außen her darstellt und mit dem ursprünglichen Darme anfänglich durchaus gar nichts zu thun hat. Das wasserathmende Organ hat also mit dem luftathmenden nichts gemein; die Function der Athmung geht, wie uns die Entwickelung der Amphibien lehrt, nach und nach von dem einen Organ auf das andere über.

Daß die Tracheen der höhern Gliederthiere gar nichts mit den Kiemen der niedern und der Larven zu thun haben, ist allgemein anerkannt. Die Kiemenanhänge einiger Insektenlarven scheinen zu beweisen, daß die Stammältern der Insekten durch Kiemen athmeten. Mögen aber nun die Luftröhren eine neue Bildung sein, wie die meisten jetzigen Anatomen annehmen, oder mögen sie, wie ich geneigt bin zu glauben, umgewandelte Segmentalorgane sein, wie dieselben bei den Würmern vorkommen, so steht doch so viel sicher, daß sie niemals der Wasserathmung dienten und daß demnach die Function der Athmung, wie bei den Wirbelthieren, auf ein anderes Organ übertragen wurde.

Betrachtet man aber nun diese Uebertragung der Function auf ein anderes Organ, wie sie in den letztgenannten Gruppen der Glieder- und Wirbelthiere sich darstellt, genauer, so sieht man zugleich, daß diese Uebertragung nur bei solchen Organismen statthaben kann, die nicht typisch differenzirt sind, vielmehr noch schwankende, embryonale Charaktere an sich tragen. Die Lurchfische, welche die Uebertragung in ihrem Beginne zeigen, besitzen trotz der hohen Entwickelung ihres Athem- und Circulationsapparates eine Menge von solchen embryonalen Charakteren, unter welchen ich namentlich den durchaus knorpeligen Schädel und die unvollständige Ausbildung der Wirbelsäule erwähnen will. Dasselbe Verhältniß zeigt sich bei der Entwickelung der Amphibien und der Insekten; die Uebertragung ist längst geschehen, sobald sich ihre Charaktere feststellen; sie findet während der indifferenten Larvenzeit statt.

III.

Wir können uns bei dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr damit begnügen, nur die jetzige Schöpfung in das Auge zu fassen; wir suchen die Vorfahren der gegenwärtig lebenden Thiere zu erkennen und auf diese Weise die Stammesgeschichte derselben, ihre Phylogenie, zu ergründen. Will man nicht oberflächlich, nur auf allgemeine Aehnlichkeiten und Vermuthungen gestützt, bei diesen Untersuchungen zu Werke gehen, wie dies leider so oft geschehen ist, so müssen wir uns nach festen Kriterien umsehen, an die wir uns unter allen Umständen halten können.

Hier tritt uns nun vor allen Dingen die Thatsache entgegen, daß wir von denjenigen Thieren, bei welchen das Organ einen Functionswechsel eingegangen haben könnte, durchaus keine directe, sichere Kunde haben können, weil die Weichtheile bei dem Versteinerungsproceß verschwinden. Ob eine Schnecke, deren Gehäuse allein uns überliefert ist, eine von einer Kieme fast ganz ausgefüllte Kiemenhöhle, eine zur Hälfte oder ganz mit Luft gefüllte Kiemenhöhle besessen hat, darüber

sagt uns das Gehäuse, an und für sich betrachtet, absolut nichts; wir können nur aus dem Umstande, daß alle Halb- oder Ganzlungenschnecken nur im süßen Wasser oder auf dem Lande leben, sowie aus der Zusammengehörigkeit der Gehäuse mit denen jetzt lebender Luftathmer den Schluß ziehen, daß gewisse Schnecken, welche wir in Süßwasser- oder Landschichten finden, ebenfalls Luftathmer gewesen sein mögen. Vollkommene Sicherheit gewährt dieser Schluß nicht; denn, wie wir gesehen haben, können Teichhornschnecken auch ohne Luft leben.

Bei den Krabben und übrigen Krustenthieren findet derselbe Zweifel Platz. Nur die Verwandtschaft mit ähnlichen, heute lebenden Thieren kann uns einen Analogieschluß erlauben.

So sind wir denn auf Tracheaten und Wirbelthiere beschränkt.

Was die erstern betrifft, so sind Tausendfüße, Skorpionen, Insekten und echte Spinnen aus der Steinkohle bekannt — also typische Tracheaten, von welchen, mit Ausnahme der Insekten, wir sogar keine Wasserformen kennen. Es fehlt uns also jeglicher Faden, der weiter zu dem Ursprunge zurückführen könnte. Die Insekten allein gehören zum Theil solchen Formen an, deren Larven im Süßwasser leben und durch äußere oder in einer Erweiterung des Mastdarmes angebrachte Kiemen athmen, und wir können aus dieser Thatsache schließen, daß in noch ältern Schichten Thiere gelebt haben mögen, welche den Würmern näher waren, die mit äußern Kiemen, wie die Borstenwürmer, athmeten, deren Reste uns aber nicht überliefert worden sind.

Die verschiedenen Gruppen der Wirbelthiere bieten besondere Verhältnisse.

Was zuerst die Ichthyopsiden, Fische und Amphibien, betrifft, so bietet uns die heutige Schöpfung ein einziges festes, in der Paläontologie brauchbares Kriterium für ein luftathmendes Thier in der Bildung der Füße. Was nur irgend in der heutigen Schöpfung Füße besitzt, die fünf oder weniger Zehen zeigen, das athmet Luft durch Lungen, wenn es auch nebenbei noch Kiemen tragen kann. Kein einziges, nur durch Kiemen athmendes Wirbelthier besitzt fünfzehige Füße; aber ein Flossen tragendes Wirbelthier kann, wie uns die Lurchfische beweisen, ein Doppelathmer sein, und für eine solche Zwischennatur haben wir keinen irgendwie ausreichenden Charakter. Wenn wir schon in dem bunten Sandstein und dem Muschelkalk Zähne finden, die von Agassiz mit dem Namen Ceratodus belegt wurden und die denen des heutigen in Australien lebenden Lurchfisches so frappant ähnlich sehen, daß der erste Entdecker dieser Lurchfische, Forster, keinen Augenblick zögerte, seinem Funde den alten Gattungsnamen beizulegen, so können wir auch sicher sein, daß die Ceratoden der Trias, ebenso wie der heutige, Doppelathmer waren, welche Lungen und Kiemen zugleich besaßen. Aber wenn wir in den ältern devonischen Schichten Fische finden, deren Schuppen und Flossen große Aehnlichkeit mit denen des Ceratodus zeigen, deren Skelet noch ebenso unvollständig ausgebildet war, die aber durch die Bildung ihrer Zähne bedeutend abweichen, so können wir wol die mehr oder minder gegründete Vermuthung hegen, daß diese Fische vielleicht ebenfalls Doppelathmer waren; aber einen Beweis für diese Annahme können wir nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse nicht liefern. Für die höhern Wirbelthiere existirt ein zweites Kriterium in dem Kopfskelet, indem

bei allen die Nasenlöcher, durch welche den Lungen Luft zugeführt wird, die Knochen durchbohren, sich also in dem Skelet nachweisen lassen, das uns ja meist allein überliefert ist; bei den Lurchfischen aber durchbohren die Nasenöffnungen immer und bei den Amphibien häufig nur die häutigen Lippen, sodaß sie an den Versteinerungen nicht nachgewiesen werden können.

Die höhern Wirbelthiere, die sogenannten Amnioten, beweisen uns durch die frühzeitige, aber sehr bald vorübergehende Ausbildung von Kiemenspalten und Kiemenbogen bei ihren Embryonen, daß ihnen Wasserformen vorausgegangen sein müssen, die nach zwei Richtungen sich ausgebildet haben, einestheils nach den Sauropsiden, den Reptilien und Vögeln, hin, die ja den neuern Entdeckungen zufolge nur eine Stammeslinie bilden, indem unzweifelhaft die Vögel sich aus Reptilien entwickelt haben; anderntheils nach den Säugethieren hin, die nicht von Reptilien abgeleitet werden können.

Aber wenn wir auch die Nothwendigkeit stammlicher Wasserformen für beide Richtungen anerkennen, so müssen wir doch betonen, daß diese Formen, da ein Organwechsel bei ihnen stattgefunden hat, nur aus noch ganz indifferenten Typen bestanden haben können. Wenn das richtig ist, was wir oben sagten, daß nur bei indifferenten Larvenformen oder ihnen entsprechenden erwachsenen Geschöpfen mit embryonalem Skelet der Organwechsel vor sich gehen konnte, so müssen wir dies Gesetz auch für diese Reihen anerkennen. Wir dürfen also diese Stammformen der beiden Reihen nicht etwa in schon differenzirten Amphibien suchen; wir müssen weiter zurückgehen, um so mehr, als die außerordentlich schnelle Rückbildung der Kiemenbogen zu einer Zeit, wo die übrigen Organe des Embryos kaum angelegt sind, uns einen Fingerzeig in dieser Richtung geben.

Hier läßt uns nun die Paläontologie gänzlich im Stiche. Offenbar hatten diese Formen keine festen Theile, welche uns erhalten werden konnten. Die Analogie leitet uns auf Lurchfisch-ähnliche Typen mit noch weniger ausgebildetem Skelet, mit nackter Haut — aber dies sind nur Hypothesen, die einzig durch negative Thatsachen unterstützt sind. Wenn man uns sagt, daß die Reptilien einerseits, die Säugethiere andererseits von Amphibien abstammen, so können wir nach den vorliegenden Thatsachen sagen, daß dies unmöglich richtig sein könne; wenn man uns in einem bekannten Werke sagt, daß „glücklicherweise die Schöpfungsurkunden, welche uns bei der Aufstellung von Stammbäumen immer leiten müssen, gerade für diesen wichtigsten Thierstamm der Wirbelthiere, aus dem unser eigenes Geschlecht entsprossen ist, besonders vollständig sind", so können wir den Glücklichen, der diese Ansicht ausspricht, um seinen Glauben beneiden, aber nicht ihn theilen.

Zwei Typen, die trotz ihrer großen Verschiedenheit doch manche Aehnlichkeit hinsichtlich ihrer Lebensbedingungen und den darauf sich beziehenden Anpassungen zeigen, haben den Forschern manche Zweifel aufsteigen lassen. Ich meine die fossilen, den Reptilien beizuzählenden Seedrachen, wozu die allbekannten Ichthyosauren und Plesiosauren gehören, sowie die Walthiere, Delphine, Walfische und Seekühe, welche unzweifelhafte Säugethiere sind. Diese Gruppen gehören dem Meere an; es gibt nur einige wenige Delphine und Seekühe, welche in den Riesenströmen Ostindiens und Südamerikas heimisch geworden sind. Beide sind Luftathmer, und

wenn wir dies von den Walthieren wissen, so können wir es mit ebenso großer Bestimmtheit hinsichtlich der Seedrachen aus dem Bau der Nasenhöhlen und des Brustkorbes erschließen. Bei beiden sind die Füße zu Flossen umgewandelt, sodaß die Thiere sich nur im flüssigen Element bewegen können und jeder Landaufenthalt ihnen versagt ist. Endlich sind beide lebendig gebärend, wie mehrere Skelete von Ichthyosaurus beweisen (ein solches befindet sich im genfer Museum), bei welchen das noch in der Bauchhöhle eingeschlossene Junge sichtbar ist.

Sind nun diese beiden Gruppen die directen Nachkommen von Wasserthieren, wie die einen glauben, oder sind sie in das Wasser zurückgekehrte Landthiere, die sich diesem Aufenthalt angepaßt haben, wie andere behaupten?

Um diese Frage der Entscheidung näher zu bringen, müssen wir, indem wir zugleich das bisher Gesagte uns vor Augen halten, auf die Ursachen eingehen, welche ein Thier veranlassen können, sich an Luftathmung zu gewöhnen. „Diese Ursachen", meint Semper, „können verschiedener Natur sein; die wichtigste Rolle spielten dabei vielleicht Mangel an Nahrung, Schutzbedürfniß und Verfolgen der Beute und Feinde. Es ist indessen auch möglich, daß andere Ursachen, die weniger auf der Hand liegen, denselben Einfluß gehabt haben mögen; so z. B. kann sicherlich unter Umständen die geringe absolute im Wasser aufgelöste Luftmenge denselben Einfluß üben."

Gewiß ist dies vollkommen richtig. Ich glaube aber, wir können, an der Hand der uns bekannten Verhältnisse, diese Ursachen genauer präcisiren und sagen: höher organisirte und typisch differenzirte Thiere, welche mit Organen athmen, die dem Element, in welchem sie sich aufhalten, nicht adäquat sind, bezogen ihren jetzigen Aufenthalt aus Schutz- oder Nahrungsbedürfniß; diejenigen dagegen, bei welchen ein Organwechsel stattgefunden hat, wurden dazu durch Luftmangel im süßen Wasser gebracht. Sehen wir uns doch um in der jetzigen Schöpfung: wir können die sichere Abstammungslinie der durch Luftröhren athmenden Gliederthiere nur bis in das süße Wasser verfolgen und nicht weiter, und ganz dasselbe findet bei den Wirbelthieren statt. Es gibt keine im Meere lebenden Insektenlarven; die Doppelathmer unter den Wirbelthieren, Fische und Amphibien, finden sich ausnahmslos im süßen Wasser. Ihre Lungen sind anfangs Ersatzorgane für die Trockenzeiten, wo ihre Kiemen nicht functioniren können; sie gewinnen das Uebergewicht von dem Augenblicke an, wo bei zunehmendem Aufenthalte in freier Luft die Kiemen dem Athembedürfnisse nicht mehr genügen können.

Anders verhält es sich mit den Thieren, bei welchen das niedere Organ nur die Function geändert hat. Die am Meeresstrande jagenden Fische, die Palmendiebe, welche die Cocusnüsse abkneipen, um sich davon zu nähren, suchen Nahrung, die Landschnecken und Landkrabben Schutz und Nahrung zugleich. Das steigt ebensowol aus dem Meere wie aus dem süßen Wasser auf und gewöhnt sein ursprünglich in einem andern Element athmendes Organ an das Element, in welchem es Schutz oder Nahrung sucht.

Nicht so verhält es sich bei den im Wasser oder gar im Meere wohnenden Luftathmern. Während dort neue Einrichtungen getroffen werden, um das Organ dem neuen Element anzupassen und diesem freien Zutritt zu gewähren, greifen hier

im Gegentheil Veränderungen platz, welche darauf abzielen, das Wohnungselement, das Wasser, ängstlich von den Athmungsorganen auszuschließen. Die Wasserspinne (Argyroneta) baut sich ein Glocke, in welcher sie die nöthige Athemluft einsperrt; die Wasserkäfer bergen die Athemluft unter den Flügeldecken oder umgeben sich mit Luftblasen, die an den Haaren ihres Leibes hängen bleiben; die Seekühe, Krokodile, Wasserschildkröten und Seehunde schließen ihre Nasenlöcher mit beweglichen Klappen; bei den Walthieren steigt der stempelförmige Kehlkopf in die senkrechte Nasenhöhle hinein, die er hermetisch abschließt gegen das Wasser, welches von oben eindringen oder durch den Mund einfließen könnte, wenn das Thier seine Nahrung verschlingt.

So kann es denn keinem Zweifel unterliegen: das Thier, welches im Wasser, also in demjenigen Element wohnt, das dem niedern Organ, der Kieme, entspricht, das aber durch Luftröhren oder Lungen athmet, muß aus der Luft in das Wasser zurückgekehrt sein, wahrscheinlich um denselben Bedürfnissen zu genügen, welche das ausgebildete Wasserthier bewogen, an das Land zu steigen.

Die Walthiere legen dieser Betrachtung keine Hindernisse in den Weg. Die Bildung ihrer Brustflossen (die hintern Gliedmaßen gehen bekanntlich bis auf einige kleine, im Fleische verborgene Knöchelchen ganz verloren) ist nur eine Anpassung, deren Fortschritt wir von den mit Schwimmhäuten versehenen Nagern und Fleischfressern, wie Biber und Otter, durch die Seehunde hindurch deutlich verfolgen und in ihren verschiedenen Stadien uns veranschaulichen können.

Mehr Schwierigkeiten bieten die ausgestorbenen Seedrachen. Gegenbaur, dem Haeckel in allen Dingen unbedingt gefolgt ist, hat, auf die Mehrzahl der Finger in den Flossen dieser Thiere gestützt, die Ansicht ausgesprochen, daß die Seedrachen vor den fünffingerigen Amphibien sich von dem Wirbelthierstamme abgezweigt haben. „Die Amphibien sowol als die drei höhern Wirbelthierklassen", sagt Haeckel, „stammen alle von einer gemeinsamen Stammform ab, welche an jedem Beine nur fünf Zehen oder Finger besaß. Die Seedrachen dagegen besitzen (entweder deutlich entwickelt oder doch in der Anlage des Fußskelets ausgeprägt) mehr als fünf Finger, wie die Urfische. Andererseits haben sie Luft durch Lungen, wie die Dipneusten geathmet, trotzdem sie beständig im Meere herumschwammen. Sie haben sich, vielleicht im Zusammenhange mit den Lurchfischen, von den Selachiern (Haien und Rochen) abgezweigt, aber nicht weiter in höhere Wirbelthiere fortgesetzt. Sie bilden eine ausgestorbene Seitenlinie."

Ich muß aus verschiedenen Gründen diesen Behauptungen widersprechen. Erstens haben die Seedrachen nicht wie Lurchfische oder Dipneusten geathmet, denn bei diesen findet man immer als Beweis der Doppelathmung noch vorhandene Kiemenbogen, während bei den Seedrachen absolut keine Spur von solchen zu entdecken ist; sie haben *nur* durch Lungen geathmet, und es wäre wirklich auffallend, wenn Thiere, die alle Spur von Kiemenbogen verloren haben, vor solchen entstanden sein sollten, welche sie noch besitzen. Zweitens finden wir echte, froschartige, fünffingerige Thiere schon in weit ältern Schichten als diejenigen, in welchen Reste von Seedrachen angetroffen werden; Gaudry hat solche unter dem Namen Protriton aus den Kohlenschiefern von Autun beschrieben. Fünffingerige Amphibien existirten

also weit eher als sechs- oder siebenfingerige Seedrachen. Dann aber haben nicht alle Seedrachen mehr als fünf Finger, sondern gerade die ältesten, die sogenannten Sauropterygier, zu welchen die Seedrachen der Trias (Nothosaurus) und die Plesiosauren gehören, haben nur fünf Finger, während die jüngern, erst im Lias beginnenden Ichthyosaurier allerdings mehr als fünf Finger haben. So stellt uns also die Paläontologie einen der Gegenbaur-Haeckel'schen Hypothese durchaus entgegengesetzten Entwickelungsgang vor Augen: erst Amphibien mit fünf Fingern, dann Seedrachen mit fünf Fingern und zuletzt solche mit sechs Fingern. Ueber diese Thatsachen kann keine, scheinbar noch so logisch entwickelte, hypothetische Entwickelung hinaus.

Sehen wir aber, wie bei den Walthieren durch die Anpassung an das flüssige Wohnungselement Arm und Vorderarm sich verkürzen, die Handwurzel in Reihen kleiner Knöchelchen von annähernd derselben Form sich auflöst, die Zahl der Fingerglieder, der Phalangen (nicht der Finger), sich vermehrt und wie diese Tendenzen bei den Seedrachen sich stufenweise schärfer ausprägen, sodaß bei den ältesten (Nothosaurus) Speiche und Elle des Vorderarmes, Schien- und Wadenbein noch lange cylindrische Knochen sind, während bei den eigentlichen Plesiosauren Beine und Vorderarme zwar noch länger bleiben, die Knochen aber schon länglichrund werden, bis diese Theile bei den Ichthyosauren auf ein Minimum sich reduciren und die Knochen des Vorderarmes, der Handwurzel, der Mittelhand und der Finger der Form nach nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind, sondern in lange Reihen gleichgestalteter Knöchelchen sich auflösen, so begreifen wir, daß diese letztern Bildungen nur die letzten Stufen einer fortschreitenden Anpassung an das Wohnungselement sind, daß die Seedrachen demnach aus fünffingerigen Landthieren hervorgegangen sein müssen, die durch fortschreitende Anpassung an das Wasser ihre Extremitäten umgewandelt und endlich sogar die Zahl ihrer Fingerstrahlen vermehrt haben.

Wir sind am Schlusse angelangt. Fassen wir unsere Resultate zusammen, so können wir sagen, daß alle Landthiere aus Wasserthieren hervorgegangen sind, daß aber der Uebergang von Wasserthieren zu Landthieren durchaus nicht immer der Ausdruck einer höhern Organisation ist, sondern daß im Gegentheile es innerhalb der großen Kreise wie der kleinern Gruppen des Thierreiches Fälle genug gibt, wo die höchst organisirten Typen keinerlei Tendenz zu dieser Ausbildung zeigen; daß ferner diese Ausbildung auf zweierlei Weise geschehen kann, nämlich bei differenzirten Typen durch Functionswechsel des ursprünglichen Athemorgans, bei undifferenzirten durch Organwechsel der Athemfunction; daß die bedingenden Ursachen für diese Ausbildungswege verschieden sind; daß für die erstern der Mangel an Nahrung und Schutz, für die letztern der Mangel an Athemluft maßgebend ist, und endlich, daß alle diejenigen Thiere, welche im Wasser leben und doch nur Luft athmen, von dem Lande aus Nahrungs- und Schutzbedürfniß in das Wasser zurückgekehrt sind, aus welchem sich ihre Vorfahren erhoben hatten.

Directe oder indirecte Steuern?

Eine statistische Parallele.

II.

Wenden wir uns zu einer Betrachtung des französischen Steuersystems, so zeigt dieses, bei aller Verschiedenheit im einzelnen, doch darin eine große Uebereinstimmung mit dem englischen Steuersystem, daß auch hier das System der indirecten Besteuerung in hohem Maße entwickelt ist. Und gerade für die großen Lasten des letzten Krieges mit seinen Folgen hat diese indirecte Besteuerung, zumal die Besteuerung des Verbrauches, eine großartige Expansivität bewiesen. Eine Einkommensteuer besteht in Frankreich auch bis zur gegenwärtigen Stunde nicht, obwol aus Anlaß der durch den Krieg nothwendig gewordenen schweren Opfer die dringendste Aufforderung zu deren Einführung vorgelegen hatte. Selbst die sogenannten directen Steuern, welche in Frankreich bestehen, nämlich die verschiedenen Ertragssteuern, zumal die Grundsteuer, wurden nach dem Kriege nicht in entsprechendem Umfange herangezogen, weil die aus Grundbesitzern bestehende Majorität der Nationalversammlung jede Erhöhung der Grundsteuer (auch als Folge einer etwa einzuführenden allgemeinen Einkommensteuer) verwarf, weil die Linke ihrerseits aus politischen Gründen, um die Bauern nicht der Republik abhold zu machen, in dieser Frage nicht entschieden Stellung nahm. Die ganze Last fiel auf die indirecten Steuern im engern Sinne und zumal auf die Consumtionssteuern. Die Gerechtigkeit dieser Maßregel ist in der That eine sehr anzuzweifelnde; aber ein kurzer Blick auf die Zahlen beweist aufs deutlichste, wie großartige Mittel für selbst außerordentliche Zwecke sich aus den indirecten Steuern gewinnen lassen und gerade in demjenigen Lande heutzutage gewonnen werden, welches sich als Mutterland der großen Revolution deren „Ideen" besonders treu zu bewahren rühmt, welches mit den Principien der Revolution die Idee der „einzigen directen Steuer" in die Welt gesetzt hat.

Das französische Staatsbudget für die Jahre 1876 und 1868 setzt sich aus folgenden Einnahmeposten zusammen:

	1876.		1868.	
Contributions directes	407	Mill. Frs.	332	Mill. Frs.
Enregistrement, timbres et domaines	619	„ „	468	„ „
Produits des Forêts	38	„ „	10	„ „
Douanes et sels	237	„ „	145	„ „
Contributions indirectes	999	„ „	627	„ „
Postes	110	„ „	86	„ „
Divers revenus	97	„ „	34	„ „
Produits divers	67	„ „	51	„ „
	2574	Mill. Frs.	1753	Mill. Frs.

Diese Ziffern (welche im einzelnen, aber nicht in wesentlichen Ansätzen einer Bereinigung bedürfen — so ist bei der Post die Ausgabe für den Betrieb im Jahre 1876 70 Mill. Frs., bei den Contributions indirectes 63 Mill. für Taback- und Pulvermanufactur in Abzug zu bringen) verdeutlichen das zuvor Gesagte, zumal wenn man erwägt, daß die Zahlen für 1868 sich auf Frankreich einschließlich Elsaß-Lothringen und außerdem mit einer Bevölkerung von 6—700000 mehr Seelen beziehen als diejenigen vom Jahre 1876.

Die einzelnen Hauptposten dieser indirecten Besteuerung sind gegenwärtig:

Droits d'enregistrement .	450	Mill. Frs.	
Stempelsteuern	157	„	„
Grenzzölle	237	„	„
Innere Consumtionssteuern	935	„	„
Post-Reinüberschuß . . .	40	„	„
Zusammen	1819	Mill. Frs.	

Unter den im Innern erhobenen Consumtionssteuern wirft der Taback allein 250 Mill. Frs. ab, Getränke 364 Mill. Frs., Zucker 111 Mill. Frs. Auf den Kopf der Bevölkerung (von 36 Mill. Seelen) ergibt Taback netto 7 Frs., Getränke 10 Frs.

Und diese Summen sind wiederum noch lange nicht das Ganze, was an Verbrauchssteuern erhoben wird: denn für communale Zwecke wird in einer großen Anzahl der französischen Gemeinden, zumal aber in den großen Städten, ein bedeutender Betrag durch die sogenannten Aufschläge (Octrois) erhoben. Wie denn im Jahre 1872 die dem Octroi unterworfenen 1508 Gemeinden (mit zusammen 10,7 Mill. Einwohnern) rund 200 Mill. Frs. (gleich nahezu 19 Frs. per Kopf) in dieser Steuerform entrichteten. Weit voran hierbei steht Paris, welches mehr als die Hälfte dieser Summe aufbrachte, nämlich 101 Mill. Frs., d. h. $46\frac{1}{2}$ Frs. per Kopf (worunter für Wein allein 20 Frs. und für andere Getränke 7 Frs.). Und diese Beträge sind in beständiger Zunahme geblieben derart, daß im letztverflossenen Jahre 1880 Paris aus dem Octroi eine Einnahme von $142\frac{1}{2}$ Mill. Frs. für die communalen Finanzen erzielte, neben weitern 79 Mill. Frs. für die Staatsfinanzen, also zusammen $221\frac{1}{2}$ Mill. Frs.! Ein Beweis, mit welcher relativen Leichtigkeit die ungeheuern Beträge der Consumbesteuerung aufgebracht werden.

Ein hervorragendes Beispiel inmitten derselben ist die (für den Staat ausschließlich) auf dem Wege des Monopols erhobene Tabacksteuer. Nach den

amtlichen Berichten der zur Untersuchung des Tabackregals im Jahre 1875 niedergesetzten französischen Enquêtecommission blieben die Regiepreise der verschiedenen Sorten Taback seit dem Jahre 1810, wo das Regal durch den ersten Napoleon wiederhergestellt wurde, und specieller seit dem Gesetze vom Jahre 1816, welches die Grundlage aller indirecten Abgaben bildet, bis zum Jahre 1860, also ein halbes Jahrhundert lang, unverändert: der Consum stieg von 12½ Mill. Kilogramm im Jahre 1835 auf 24½ Mill. Kilogramm im Jahre 1855. Im Jahre 1860 erhöhte man die Preise, um die Zollausfälle, welche die Folge der freihändlerischen Zollreform waren, durch die Mehrbelastung des Tabacks zu decken: an Stelle von 8 Frs. für das Kilogramm ordinären Tabacks wurde der Preis auf 10 Frs. erhöht und für feinere Sorten entsprechend. Der Consum ist dadurch allerdings insoweit beeinflußt worden, als die jährliche Zunahme nicht mehr so groß war wie in den unmittelbar voraufgehenden Jahren; aber absolut hat der Consum dennoch bedeutend zugenommen. Während in den Jahren 1850—60 der Consum um 10 Mill. Kilogramm gestiegen war (19,2 Mill. auf 29,6 Mill.), hob er sich in den Jahren 1860—69 um 3 Mill. Kilogramm, was bei den höhern Sätzen der Regiepreise den Ertrag noch bedeutender steigerte als in dem voraufgegangenen Jahrzehnt. Während in den Jahren 1850—60 der Ertrag von 89 auf 144 Mill. Frs. gestiegen war, stieg er in den Jahren 1860—69 von 144 Mill. auf 197 Mill. Frs. Nun wurde neuerdings im Jahre 1872 der Preis des ordinären Tabacks von 10 auf 12½ Frs. per Kilogramm erhöht: nur wenige Monate lang verminderte sich die Consumtion, dann stieg sie schnell, und für das Jahr 1873 bereits ergab das Tabackregal um 43 Mill. Frs. mehr als für das Jahr 1869 (unter Berücksichtigung der Verkleinerung des Reiches). Das Quantum des consumirten Tabacks war im Jahre 1869 für Frankreich (ohne Elsaß-Lothringen) rund 30 Mill. Kilogramm, und ebenso schon wieder im Jahre 1875, trotz der 1872 vorgenommenen Erhöhung der Preise um 25 Proc., beziehungsweise der Steuer um einen noch höhern Satz.

. Das ist geschehen unter den Nachwehen des Krieges und unter dem Drucke vieler anderer Lasten! Ein großartiges Beispiel und würdig, daß man es in den letzten Jahren so oft für die Finanzverlegenheiten des Deutschen Reiches angerufen hat.

Das ist die eine Seite des Bildes. Für deutsche Finanzreformfragen ist sie gleich den englischen Verhältnissen lehrreich genug. Aber es wäre in der That nicht richtig, nur diese eine Seite des Bildes sehen zu wollen. Ganz ohne allen Zweifel fehlt dieser ausgiebigen Benutzung der indirecten Steuern das Gegengewicht einer ausgleichenden Einkommensteuer aus den oben berührten Gründen.

Werfen wir zu einiger Orientirung einen Blick auf das System der sogenannten „directen Steuern" Frankreichs, welche in Form von Zuschlägen zugleich der Communalverwaltung in deren verschiedenen Abstufungen dienen. Dasselbe stammt aus der Zeit der ersten Revolution und knüpft an die physiokratische Theorie von einer einzigen Grundsteuer in seinen Ursprüngen an.

Dieser einzigen Grundsteuer wurde bereits in der Gesetzgebung der Revolutions-

zeit eine „Mobiliarsteuer" hinzugefügt, dann auch eine Gewerbesteuer, und endlich (nach englischem Vorbilde) eine Fenstersteuer. Damit waren die noch heute das System der directen Staatssteuern Frankreichs bildenden vier Hauptsteuern gegeben. Alle diese Steuern zeichnen sich dadurch aus, daß für die Veranlagung überall äußerliche, leicht kenntliche und festzustellende Kriterien maßgebend sind, welche den, arbiträren Entscheidungen der einschätzenden Organe überlassenen, Spielraum möglichst verengen. Bei dem Zustande, welchen die Revolution vorfand, und bei welchem alle Gewöhnung und Heranbildung der Besteuerten zu wirksamen Einschätzungsfunctionen fehlte, blieben Steuern mit Veranlagungskriterien der bezeichneten Art die einzig möglichen. Zugleich entsprach diese einheitliche und äußerliche Einschätzungsweise, welche der localen Mithülfe der Selbstverwaltung nicht bedurfte (wie die Einkommensteuer deren unbedingt bedarf), ganz und gar dem Geiste der Centralisation, welcher alle französischen Regierungen, zumal seit der Revolution, beherrschte. Zur gegenseitigen Controle der Steuerpflichtigen und zur Erleichterung der Einschätzung, zumal zur Zeit einer noch nicht durchgeführten planmäßigen Katastrirung, diente dabei die sogenannte Repartition, welche bereits von Turgot empfohlen worden war: das Interesse der steuerpflichtigen Einzelnen und Verbände, eine zu hohe Belastung von sich abzuwehren, mußte die anfangs noch fehlende materielle Kenntniß ersetzen. Wiewol öfter discutirt und in seinem Werthe bestritten, ist auch dieses Princip für die Mehrheit der „directen Steuern" in der Gesetzgebung erhalten geblieben: gegenwärtig fehlt es nur bei der Gewerbesteuer. Das heißt, bei den andern Steuern wird das Gesammtcontingent und die Contingente der Departements jährlich durch das Finanzgesetz festgestellt; die Untervertheilung der Departementalcontingente auf die Arrondissements wird in den ordentlichen Jahressitzungen der Generalräthe der Departements, die Unterverthei-lung der Arrondissementscontingente auf die Communen durch die Arrondissementsräthe bewirkt; endlich in den einzelnen Communen wird die Vertheilung von einer aus der Zahl der Steuerpflichtigen berufenen Commission (den sogenannten Répartiteurs) mit Hülfe der vom Staate angestellten Steuercontroleure vorgenommen.

Die bedeutendste dieser Steuern war ursprünglich und ist bis zum heutigen Tage geblieben die Grundsteuer, welche vermittels eines großartigen Katasterwerkes, das von 1807—50, also in 43 Jahren, hergestellt wurde, den Reinertrag der Grundstücke besteuert: sie ist das bekannte Vorbild der preußischen und andern Grundsteuern dieses Jahrhunderts. Daneben steht die sogenannte Personal- und Mobiliarsteuer, welche gegenwärtig auf Grund des Gesetzes vom 21. April 1832 erhoben wird. Die Personalsteuer ist eine Kopfsteuer, deren Betrag gleich dem Geldwerthe dreier Arbeitstage (nach der Festsetzung des Generalraths in jedem Departement) in Höhe von einem halben bis anderthalb Francs pro Tag berechnet wird. Sie ist eine Kopfsteuer, welche alle Einwohner zu tragen haben, die nicht als Arme anerkannt sind. Die Mobiliarsteuer ist nach dem ermittelten Procentsatz von dem Miethswerth aller in der Gemeinde befindlichen, mit Möbeln versehenen Wohnräume zu entrichten; verpflichtet zur Entrichtung ist der Inhaber der Wohnung, sei er Franzose oder Ausländer. Der Eigenthümer des Gebäudes haftet nicht für die Entrichtung der Steuer. Hat eine Person mehrere Wohnungen,

so hat sie für diese mehrern die Steuer zu bezahlen. Während die Grundsteuer mehr als 170 Mill. Frs. ergibt, bringt diese Steuer kaum 60 Mill. auf. Die Thür- und Fenstersteuer ferner sollte ursprünglich eine Ergänzung der Mobiliarsteuer sein, fällt aber thatsächlich auf die Eigenthümer der Häuser und ist nach dem Gesetz vom 21. April 1832 auf Grund der Fenster- und Thürenzahl tarifirt. Sie bringt gegenwärtig 40 Mill. Frs. Diesen drei Repartitionssteuern steht eine nach festen Sätzen erhobene Quotitätssteuer in der Gewerbesteuer gegenüber, geregelt durch das Gesetz vom 25. April 1844, mit fernern Modificationen in darauffolgenden Specialgesetzen. Sie setzt sich aus festen Einheitssätzen und einer proportionellen Abgabe zusammen, welche letztere regelmäßig auf den 20. Theil des Miethswerthes der zur Wohnung und zum Gewerbebetriebe benutzten Räume normirt ist. Der Ertrag ist jetzt 114 Mill. Frs.

Eine nähere Erörterung dieser Steuern gehört nicht an diesen Ort und wir verweisen ein specielleres Interesse auf die Werke von Parieu („Traité des Impôts", 2. Aufl., 4 Bde., Paris 1866) und Leroy-Beaulieu („Traité de la science des finances", 2 Bde., Paris 1877; 2. Aufl., 1879), sowie auf die Behandlung derselben im Hinblick auf heimische Reformfragen durch Freiherrn von Reitzenstein (in den „Zehn Gutachten, veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik, über die Communalsteuerfrage", Leipzig 1877).

Eine Erwähnung dieser Steuerarten konnte aber wegen ihres Einflusses auf deutsche Steuereinrichtungen nicht vermieden werden, wenn auch gegenüber den jetzt schwebenden Reformfragen an eine Entwickelung dieser Steuern sich keine Erwartungen knüpfen können. Die Mängel der Ertragssteuern im allgemeinen, womit das Wesen auch dieser französischen Steuern bezeichnet ist, sind nämlich zu gründlich erkannt, um dieselben ferner als Vorbild gelten zu lassen. Die Personal- und Mobiliarsteuer ist aus zwei ganz ungleichartigen Elementen zusammengesetzt: in der Personalsteuer ist das alte Institut der Kopfsteuer wiederhergestellt, wogegen die Mobiliarsteuer einen Ersatz für die Einkommensteuer zu bilden bestimmt ist. Personal- und Mobiliarsteuer zusammen bilden auf diese Weise eine ähnliche Combination eines festen Satzes mit gewissen proportionellen Zuschlägen, wie es bei der Gewerbesteuer in sich allein der Fall ist. Nun sucht aber die Mobiliarsteuer auf dem Wege einer Miethssteuer die Steuerkraft mittelbar zu fassen, auf einem Wege, wie es bekanntlich in gewissen Communen Preußens, zumal in Berlin, für communale Zwecke üblich ist. Für ein großes Staatswesen, innerhalb dessen die Miethswerthe der verschiedenen Orte sehr verschiedene Beziehungen zur Steuerkraft der einzelnen Bürger haben, paßt nun offenbar eine solche Steuer nicht: die Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse bringt auch eine sehr erhebliche Verschiedenheit in dem Verhältnisse des Miethsaufwandes zu dem gesammten Lebensaufwande und dem für letztern maßgebenden Einkommen mit sich. Es fehlt daher, wie die Vorgänge bei der Festsetzung der Contingente in Frankreich darthun, bei einer solchen Steuer völlig an einem Maßstabe für die gleichmäßige Heranziehung der Steuerkraft in den verschiedenen örtlichen Gebieten und an einem Mittel, die Verhältnißmäßigkeit der auf die einzelnen Bezirke gelegten Steuersummen entsprechend zu controliren. Die gegenwärtige Abmessung der Contingente

beruht auf veralteten Grundlagen, in denen die ursprünglichen Ungleichheiten sich zum Theil erhalten haben und für deren Umgestaltung im Sinne der fortschreitenden Entwickelung es an einer Handhabe gebricht. Die Unzulänglichkeit des Miethsaufwandes als Maßstab der Steuervertheilung zeigt sich denn namentlich auch darin, daß bei diesem Maßstabe die obern Stufen des Einkommens nicht in genügendem Grade herangezogen werden. Denn die Quote des Einkommens, welche der nothwendige Aufwand für Wohnungsmiethe erfordert, ist auf den untern Stufen des Einkommens natürlich größer als auf den obern. Gerade an diesem Punkte also, wo in der Weise des Ertragssteuersystems ein Ansatz zur Besteuerung des Einkommens gemacht wird, zeigt sich der dem französischen Steuersystem häufig gemachte Vorwurf begründet, daß die höhern Einkommensstufen in ungerechtfertigter Weise bevorzugt werden.

Die Thür- und Fenstersteuer weiter ist als ein Anhängsel der Grundsteuer zu betrachten, bestimmt für Besteuerung der Gebäude. Indessen es gibt wol kaum eine rohere Form hierfür als die Bemessung dieser Abgabe nach der Zahl der Thüren und Fenster, unabhängig von sonstigen Merkmalen des Ertragswerthes. In England bekanntlich, woher das Vorbild entlehnt ist, kennt man diese Steuer längst nicht mehr. Die Grundsteuer mit ihrer großartigen Basirung auf ein umfangreiches Katasterwerk ist rationeller angelegt und hat bekanntlich oft andern Staaten zum Muster gedient: allein es ist ein allgemeines Schicksal der Kataster, daß sie von den Zuständen, die sie erfassen wollen, überholt werden. Bei der fast über ein halbes Jahrhundert sich erstreckenden Dauer der Herstellung des französischen Katasters hat sich dies vollends gezeigt, da gerade in demselben halben Jahrhundert die Landwirthschaft in Frankreich die größten Fortschritte gemacht und damit vielfach ihre Culturarten geändert hat. Noch viel unvollkommener als die Grundsteuer ist die Gewerbesteuer. Der proportionelle Zuschlag zu dem fixen Satze ist bemessen nach dem Miethswerth der zum Gewerbebetrieb und zur Wohnung benutzten Räumlichkeiten, welcher ja in sehr unzulänglicher Weise einen Schluß auf den Ertrag der Gewerbe gestattet: viele der einträglichsten Gewerbe und Industrien nehmen bekanntlich mit äußerst wohlfeilen Räumen fürlieb, während die Ansprüche anderer, weniger einträglicher Industrien hinsichtlich der Räumlichkeiten, die sie verlangen, viel größere sind. Die Mannichfaltigkeit der individuellen Verhältnisse, welche die Erträge des Gewerbebetriebes bedingen, läßt sich niemals durch dieses Verfahren erfassen. So ist denn ungeachtet der sehr großen Mühe, welche die französische Regierung zu verschiedenen Zeiten der Vervollkommnung der Gewerbesteuer zugewendet hat, diese immer noch mit bedeutenden Härten verknüpft.

Die hiernach vorhandenen empfindlichen Mängel dieses französischen Ertragssteuersystems werden nur dadurch erträglich gemacht, daß die daraus gewonnenen Steuerbeträge erstens niedrig, zweitens ziemlich stabil sind. Die Personalsteuer kann niemals höher als $4^1/_2$ Frs. per Jahr sein, die Mobiliarsteuer beträgt beispielshalber in Metz gegenwärtig — für den Staat und die Zuschläge an Gemeinde und Departement zusammengenommen — bei einem Miethswerthe der Wohnung von 1200 Mark nur 86 Mark, bei einem Miethswerthe von 2400 Mark nur

172 Mark. Und diese Steuer enthält die gesammte Anforderung an directen Steuern für alle solche Personen, welche nicht auch Grundbesitzer oder Gewerbtreibende sind. Jenen Miethsbeträgen mag nach jetzigen Verhältnissen ein Einkommen von 9000 Mark beziehungsweise 15000 Mark entsprechen, was also, auf das Einkommen berechnet, den minimen Satz von 1 Proc. ergäbe — aber, im Gegensatze zu der dürftigen englischen Einkommensteuer, ohne die Erleichterung des kleinen und mittlern Einkommens, umgekehrt mit Ueberbürdung des kleinen Einkommens nach der Weise jeder Miethssteuer. Die Grundsteuer ist von höherm Betrage, dabei aber doch weit hinter dem wirklichen Reinertrage der Gegenwart zurückgeblieben, denn während sie im Jahre 1827 155 Mill. Frs. ergab, war sie im Jahre 1863 noch 167 Mill. und im Jahre 1876 auch nur 172 Mill. Thatsächlich ist nach vielfältigen Beobachtungen dieser fixe Betrag zu einer Reallast des Grundeigenthums geworden, dieses hat auch in dem letzten halben Jahrhundert der Mehrzahl nach die Hände gewechselt.

Die Stabilität der Beträge und obenein die leichte Möglichkeit für den einzelnen Steuerpflichtigen, aus den objectiven Kriterien den Betrag der Steuer, sofern er beweglich ist, genau zu berechnen — das ist für die Pflichtigen gerade nach den französischen Gewöhnungen ein großer Vorzug dieser Ertragssteuern. Die Pflichtigen sind vor einer arbiträren Einschätzung, wie es in dem Wesen der Einkommen- und Vermögenssteuern liegt, gesichert: sie sehen in den Ertragssteuern ihren Anspruch auf genaue Begrenzung der Verpflichtung, das Bestreben des Eigennutzes nach wohlumschriebenen festen Grenzen der öffentlichen Last, befriedigt. Die Unbeweglichkeit wird also auch von dieser Seite her befördert, und damit dann allerdings die große Schwäche dieser Art von Besteuerung. Es kann ihr nämlich niemals gelingen, der Steuerfähigkeit zu folgen, wie ein richtiges Steuersystem es sollte. Daher die enorme Anspannung der indirecten Steuern, welche der vorhandenen Nüchternheit und Sparsamkeit des französischen Volkes wenigstens insoweit entgegenkommen, als sie, von der Einkommensteuer verschieden, elastisch sind, als sie eine Wahl übriglassen, die Consumtion zu beschränken, zumal dann, wenn sie Gegenstände wie Wein, Taback u. dgl. treffen, Steuern, welche bereits der alte Marschall Vauban in seinem volksfreundlichen Finanzreformproject am Ende des 17. Jahrhunderts „impôts volontaires" nannte — „freiwillige Steuern".

Um so mehr bleibt die Aufgabe jetzt zurück, welche wir bereits hervorgehoben haben, eine Einkommensteuer in Frankreich zu entwickeln, sowol für den Staat als für die Gemeinde. Die gegenwärtig herrschende Richtung ist derselben auch geneigt und Gambetta unterscheidet sich darin von Thiers. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob diese Maßregel nicht auf unüberwindliche Hindernisse trifft, die in den vorherrschenden Gewöhnungen liegen, namentlich aber in dem Egoismus der wohlhabenden Klassen. Vorderhand scheint man an eine solche Maßregel überhaupt nicht zu denken. Gleichsam eine Abschlagszahlung darauf, aus dem bestehenden Ertragssteuersystem heraus, war die im Jahre 1872 eingeführte neue Steuer von den Mobiliarwerthen, welche mit einem Satze von 3 Proc. des Jahresertrages auf die Dividenden der Actien- und Erwerbsgesellschaften, sowie auf die Zinsen der in communalen französischen Anleihen oder ausländischen Papieren angelegten

Geldkapitalien fällt. Es sollte dadurch eine stärkere Heranziehung der durch das bisherige Steuersystem zu wenig getroffenen besitzenden Klassen bewirkt werden; aber es muß bezweifelt werden, daß es gelungen ist, dieses in einem irgend genügenden Maße zu erreichen: der Ertrag ist im Verhältniß nicht bedeutend, er macht etwa 35 Mill. Frs. im Jahre aus.

Ehe wir nun, nach diesen Betrachtungen einzelner ausländischer Steuersysteme, zu den deutschen Steuerfragen selber übergehen, möchte an dieser Stelle wenigstens noch für eine kurze Einschaltung der nordamerikanischen Bundesfinanzen Raum gefunden werden. Der größte Theil derselben ist bekanntlich der Verzinsung und Tilgung jener bedeutenden Kriegsschuld gewidmet, welche aus dem Bürgerkriege zurückgeblieben. Die Einnahmen beruhen in erster Reihe auf Einfuhrzöllen, in zweiter Reihe, aber beinahe in ebenso einträglicher Weise, auf innern „Bundessteuern", d. h. Verbrauchs- und Verkehrssteuern. Die directen Steuern, die Einkommen- und Vermögenssteuern, sind den einzelnen Staaten der Union für Staats- und Gemeindehaushalt überlassen und wurden nur in der außerordentlichen Finanznoth des Krieges vorübergehend für die Bundesfinanzen herangezogen.

In dem letzten Finanzjahre, welches am 30. Juni 1880 endete, brachten die Einfuhrzölle der Union 186½ Mill. Doll. (1 Doll. = 4 Mark 20 Pf.) ein, die innern Steuern 124½ Mill. Doll. Die erstern unterscheiden sich dadurch wesentlich von dem englischen Zollsystem, daß sie nicht ein freihändlerisches und daher rein finanzielles System sind, sondern bei ihrem weitgehenden Schutze für die Industrie die finanziellen Erträge mit diesem wirthschaftspolitischen Zweck vermischen. Formell steht dieses System dem schweizerischen Zollsystem näher, ist von letzterm aber wiederum unterschieden durch die Höhe der Zollsätze im Gegensatz zu den minimen Sätzen des schweizerischen Zolltarifs. So brachten also Seidenwaaren allein 18½ Mill. Doll., Eisen- und Stahlfabrikate 19 Mill. Doll., Baumwollfabrikate 10 Mill., Wollwaaren 29 Mill.; dann aber Zucker 42 Mill. Doll., Wein und Spirituosen brachten nur 6 Mill. Die große Einnahme aus Spirituosen fließt aus der innern Besteuerung; ebenso die Einnahme aus der Tabacksteuer (aus einfachen Gründen nicht vom Import). Spirituosen sind hier der Hauptposten, nämlich 74 Mill. Doll.; Taback bringt 39 Mill., Stempelsteuern u. dgl. 11½ Mill.

Im ganzen ist auch in dem Steuersystem der Vereinigten Staaten hiermit ein Beleg für die verbreitete und ergiebige Anwendung des Verbrauchssteuersystems gegeben.

Wir wenden uns jetzt zu Deutschland selber, um im Zusammenhange mit den bisherigen Erörterungen einige principielle Gesichtspunkte für die Beurtheilung der gegenwärtigen Steuerprobleme zu gewinnen.

Es trifft durchaus mit dem im Eingange unserer Betrachtungen Gesagten zusammen, wenn wir hier vor allem den Irrthümern entgegentreten, welche sich namentlich in den letzten Jahren, während des Daniederliegens der Gewerbe, an die Beurtheilung des Einflusses der 5 Milliarden auf die deutsche Volkswirth-

schaft geknüpft haben. Ueber diesen Einfluß, soweit er in der Zeit unmittelbar nach dem großen Kriege den Gang der Unternehmungen in Industrie und Handel bestimmte, ist an dieser Stelle nicht zu reden, weil es nicht hierher gehört. Nur hinsichtlich der finanziellen Bedeutung jener großen Kriegsentschädigung ist zu bemerken, daß man die falsche Vorstellung, welche sich der gesunde Menschenverstand, d. h. die unzureichende Sachkenntniß, von der Unerschöpflichkeit dieser Summe für die Finanzen des Deutschen Reiches und der deutschen Staaten bildete, alsbald den Milliarden selber zum Vorwurfe machte. Man begriff dabei nicht die Nothwendigkeit der gesteigerten Aufgaben und Ausgaben, welche groß genug waren, um trotz jenes mächtigen Zuschusses immer noch fühlbar zu bleiben. Aber natürlich hätten sie sich ohne denselben noch weit fühlbarer gemacht.

Im Reiche sind die fortdauernden Ausgaben von 294 Mill. Mark im Jahre 1872 auf 416 Mill. Mark im Jahre 1878—79 gestiegen, die außerordentlichen Ausgaben noch mehr. So kommt es, daß die eigenen Einnahmen des Reiches aus den Zöllen und den innern Verbrauchssteuern immer weniger ausreichen, ja nicht mehr zwei Drittel der ordentlichen Ausgaben decken. Daher mußten die Zuschüsse der Einzelstaaten für das Reich, die sogenannten Matricularbeiträge, erhöht werden, obwol sie an sich schon eine unzweckmäßige Form der Beiträge sind, da sie nach der Kopfzahl der Einzelstaaten bemessen werden, mithin die Steuerkraft derselben unberücksichtigt lassen. Als Folge davon gesteigerte Steuerbedürfnisse der Einzelstaaten — neben den eigenen neuen Bedürfnissen derselben; und ebenfalls die neuen communalen Bedürfnisse mit der Folge bedeutend gesteigerten Steuerbedarfs, und auch hier vielerlei Verlegenheiten und Klagen über Steuerdruck.

Man irrt, wenn man meint, alles das hätte durch die 5 Milliarden unmöglich gemacht werden sollen. Thatsache ist, daß ohne dieselben der Steuerbedarf ein weit größerer geworden wäre. Dank den 5 Milliarden haben das Deutsche Reich und seine Einzelstaaten ohne Vermehrung der Schulden und Steuern die Kosten des Deutsch-Französischen Krieges, welche allein 2 Milliarden ausmachten, decken können, haben die dafür aufgenommenen Schulden und theilweise auch andere ältere Schulden getilgt; haben die Ausrüstung der Armee, die Festungen, die Marine, den Reichskriegsschatz nicht blos hergestellt, sondern auch erweitert, theilweise in großartigem Umfange; haben eine Invalidenversorgung geschaffen, wie sie zuvor nicht bestand, haben Eisenbahnen gebaut und gekauft. Daneben aber ist auch für die Aufgaben des Friedens, für Justiz, Unterricht in seinen verschiedenen Stufen, für Straßen u. s. w., in ganz anderer Weise gesorgt worden als zuvor. Alles das hätte unmöglich geschehen können ohne eine starke, sehr starke Mehrbelastung mit neuen Schulden und neuen Ausgaben, wenn jene 5 Milliarden nicht gezahlt worden wären.

In erster Reihe stehen freilich die großen Ausgaben für das Militär und was damit zusammenhängt: aber erst wer ihre Nothwendigkeit widerlegen kann, hat ein Recht, sie zu bekämpfen. Im einzelnen ist daneben Großes für reine Culturzwecke geschehen, wie denn in Preußen die Ausgaben für den Unterricht von kaum 19 Mill. Mark im Jahre 1870 auf 46 Mill. im Jahre 1878—79 gestiegen sind (ähnlich in dem nächstgroßen Staate Baiern von 8 Mill. auf 20 Mill. Mark).

Während nun die Steuerlast der deutschen Staaten dieses Jahrzehnt hindurch zwar keineswegs dieselbe geblieben, aber jedenfalls nicht entfernt so bedeutend gestiegen ist, als es diese großen Ausgaben unter allen Umständen erfordert hätten, möge man einen ungefähren Begriff von dem Gegensatze des Bestehenden zu dem unter andern Umständen Eingetretenen erhalten, indem man sich die Entwickelung der Steuerlast Frankreichs vor die Augen hält, welche wir oben bereits kennen gelernt haben. Das französische Budget ist in den Jahren nach dem Kriege blos für die Zinsen der Staatsschuld mit einem Mehr von 501 Mill. Frs. belastet worden, von 397 Mill. Frs. im Jahre 1870 ist diese Last auf 898 Mill. Frs. im Jahre 1877 gestiegen. Und diese Mehrbelastung ist eine dauernde! Wer angesichts der hierzu allein erforderlichen großen Neubelastung mit Steuern Frankreich lobpreisen will, der hat hierzu nur in dem Sinne Anlaß, daß die französische Bevölkerung überhaupt im Stande ist, derartige Summen in den verschiedenen Steuern aufzubringen: ein freilich sehr relatives und sehr zweideutiges Lob. Von solchen Nothwendigkeiten sind wir durch den für uns glücklichen Ausgang des Krieges verschont geblieben: aber die Nothwendigkeit einer großen Steigerung des Steuerbedarfs, welche sonst sofort nach dem Kriege eingetreten wäre, ist jetzt eine Reihe von Jahren später eingetreten; allerdings ist diese Steigerung geringer, aber immerhin noch ansehnlich.

Die Steuerreformfragen stehen im Deutschen Reiche seit einer Reihe von Jahren auf der Tagesordnung und werden sobald nicht wieder von derselben verschwinden.

Die Aufgaben aber sind wesentlich die folgenden.

1) Entwickelung des Reichssteuersystems auf ein Ziel hin, welches dem Reiche gestattet, in auskömmlicher und reichlicher Weise seinen gewachsenen und weiter wachsenden Bedarf an Steuern zu befriedigen, zugleich aber die an sich ungerechten, auch formell beschwerlichen Matricularbeiträge der Einzelstaaten zu beseitigen.

2) Reformen in den Steuersystemen der Einzelstaaten, welche den neuen Bedürfnissen derselben dauernd zu genügen im Stande sind und in demselben Grade unentbehrlich bleiben, als das Reich „ein lästiger Kostgänger" der Einzelstaaten vermöge der Matricularbeiträge zu sein fortfährt.

Endlich 3) Reform der Communalsteuern, zumal in Preußen.

Was das Reich anlangt, so liegt es in seiner historischen Tradition, in den eigentlichen Anfängen seiner Entstehung, aber dann weiter auch in der Natur jedes Bundesstaates (vergleiche Schweiz und Nordamerika), daß es vor allen Dingen die Einfuhrzölle für seine finanziellen Bedürfnisse verwendet. Dem Reiche gehört die gemeinsame Zollgrenze der deutschen Staaten; ihm kommen die in Zollform eingehenden Steuern zu; diese Einnahmen sind es auch, welche am unmittelbarsten, mit der geringsten Collision zwischen Reichs- und Staatsverwaltungen erhoben werden können. Eine Anomalie ist es hierbei, welche aber wol bald ihr Ende finden wird, daß bis zur Stunde aus den alten Zeiten des Zollvereins her noch die Zollbehörden der Einzelstaaten, nicht Reichszollbeamte an der Reichsgrenze fungiren. Dieser indirecten Besteuerung in Form der Einfuhrzölle schließt sich eine weitere Verbrauchsbesteuerung an, welche sich nicht blos auf die bekannten Gegenstände

innerer Consumsteuern richtet, nämlich auf Taback, Branntwein und Bier, sondern auch auf Salz und Rübenzucker; dabei ist die Branntwein- und Biersteuer nur für die Staaten des einstigen Norddeutschen Bundes, nicht auch für Baiern, Würtemberg, Baden, Elsaß-Lothringen gemeinsam. Zu diesen größern Einnahmeposten treten einzelne Stempelsteuern (auf Spielkarten und Wechsel) sowie der Ueberschuß der Reichs-Postverwaltung.

Nach dem Reichshaushaltsetat für 1879—80 war der Ertrag der

Zölle und gemeinsamen Verbrauchssteuern	191	Mill.	Mark.
Dazu die Branntweinsteuer	40	„	„
„ „ Brausteuer	16	„	„
„ Post und Stempel	23	„	„
	270	Mill.	Mark.

Ein Blick auf diese Beträge genügt, um die Geringfügigkeit derselben, verglichen mit den bekannten Ziffern der ausländischen Besteuerung, zu würdigen. Dieser Eindruck war es auch, welcher seit Jahren den deutschen Reichskanzler bestimmte, die Erhöhung der Verbrauchssteuern ins Auge zu fassen, wie derselbe denn namentlich in jener Rede vom 28. Febr. 1878 im Reichstage ausführte: die Entwickelung unserer indirecten Steuern sei im Verhältniß zu den directen Steuern weit hinter den andern Ländern, zumal den andern Großstaaten zurückgeblieben. Der Grund liege größtentheils in der bisherigen politischen Gestaltung Deutschlands. Infolge dessen sei die directe Besteuerung der Einzelstaaten zu stark angespannt und müsse den Dienst bald gänzlich versagen, wenn sie immer noch gesteigert werde. Das Reich mit seinen dürftigen Verbrauchssteuern drücke auf die Einzelstaaten, welche auf ihre directen Steuern angewiesen seien. Ebenso wie die einzelnen Staaten seien auch die communalen Haushaltungen auf directe Steuern und Zuschläge zu den directen Staatssteuern angewiesen. Diesem unerträglichen Zustande müsse durch gehörige Verbrauchsbesteuerung in den Händen des Reiches abgeholfen werden, das Reich müsse dadurch ganz auf eigene Füße gestellt werden und womöglich den Einzelstaaten aus seinen Einnahmen abgeben, statt von ihnen zu empfangen. Dann würden die auf solche Weise entlasteten Einzelstaaten erst ihre directe Besteuerung angemessen reformiren können, um sich in erster Reihe auf die Einkommensteuer zu stützen und den communalen Finanzen die Grund- und Gebäudesteuern (die Ertragssteuern) zu überlassen.

So der Reichskanzler und mit ihm ansehnliche Kreise unter den die öffentlichen Dinge beeinflussenden Personen. Ein Ergebniß dieser Ansicht war namentlich der Plan eines Reichs-Tabackmonopols nach französischem Muster, dessen Schwierigkeiten vorderhand dahin geführt haben, daß man sich mit einer Erhöhung des Tabackzolls und der innern Tabacksteuer im Jahre 1879 begnügte, in jenem Augenblicke, wo eine Gesammterhöhung der Zolleinnahmen durch Besteuerung von Korn, Speck, Holz, Petroleum u. s. w. im Betrage von veranschlagten 90 Mill. Mark auf Vorschlag der Reichsregierung bewirkt wurde. Bekanntlich steht dies im Zusammenhange mit einer Aenderung der „Wirthschaftspolitik", die hier nicht erörtert werden kann. Abgesehen von den Bedenken gegen eine Belastung nothwendiger Lebensmittel, hat auch finanziell diese abschlagsweise Maßregel keineswegs gehindert, daß nichts-

destoweniger das Tabackmonopol vielen fernerhin als das anzustrebende Ziel vorschwebt. Um nämlich wirklich bedeutende Erträge aus dieser Consumtion zu ziehen, wie sie Frankreich und England erzielen, genügt die gegenwärtig in Deutschland bestehende Form der Besteuerung nicht: England erreicht seine großen Erträge durch das Verbot des Tabackbaues auf englischem Boden (welches von alten Zeiten datirt); Frankreich durch das Monopol, welches einerseits den harten Druck auf die inländischen Producenten, andererseits die Schwierigkeiten der Durchführung vermeidet, die im Gefolge entsprechend hoher Steuersätze eintreten würden, obenein eine gerechtere Anpassung der Steuer an die Qualitäten gestattet. Da von einer Unterdrückung der deutschen Tabackcultur keine Rede sein kann, folgt für das Deutsche Reich das Tabackmonopol. Daß sich politische Schwierigkeiten und mancherlei ökonomische Schwierigkeiten demselben entgegenstellen, unterliegt keinem Zweifel. Die Frage kann aber ernsthafterweise nur die sein, ob es möglich ist, auf andern Wegen mit geringern Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten gleiche Erträge für das Reich zu erzielen. Bei dem Vorbilde des Auslandes, Frankreichs oder Englands, auch Oesterreichs oder Italiens — welche beide letztere das Monopol so gut wie Frankreich besitzen — kommt noch in Betracht, daß in Deutschland die Tabackconsumtion im ganzen wol verbreiteter ist als in den andern Ländern, auch wol intensiv stärker entwickelt ist — sie beträgt das Doppelte der englischen und französischen Consumtion per Kopf der Bevölkerung!

Eine ausgiebige Benutzung einer derartigen Steuer wäre dann allerdings vor allem dazu bestimmt, die Salzsteuer (34 Mill. Mark) gänzlich zu beseitigen und so ein gut Stück der Bedenken, die vom Standpunkte finanzieller Gerechtigkeit dem Tabackmonopol entgegenständen, aus dem Wege zu räumen. Ferner wäre es nach andern Richtungen hin die Aufgabe einer Steuerreform, daß sie, verschieden von Frankreich und England, aber anlehnend an die Traditionen des preußischen Steuersystems, in den Einkommensteuern ein Gegengewicht schaffte für eine so einseitige und starke Ausbeutung der Verbrauchssteuern, wie sie in dem Tabackmonopol enthalten ist. Ob eine solche ausgleichende Maßregel auch durch die seit Jahren erörterte Börsensteuer in irgend erheblichem Umfange möglich ist, müssen wir dahingestellt sein lassen; weit eher durch Entwickelung der bestehenden Erbschaftssteuern, welche insofern als eine Ergänzung der Einkommensteuer zu betrachten sind, als sie die größere Steuerfähigkeit der Erbschaften entfernter Verwandtschaftsgrade oder von größerm Umfange für die Besteuerung von Einkommen und Vermögen flüssig machen.

In erster Reihe kämen immer in Betracht die Einkommensteuern selber, wie sie in einzelnen Staaten, zumal in Preußen und Sachsen, schon bestehen. Zunächst ist die Aufgabe gegeben, dasjenige zur Wahrheit werden zu lassen, was diese Steuern sein sollen, nämlich die wirklichen Einkünfte der einzelnen Bürger richtig zu erfassen. Die bisherige Art und Weise der Einschätzung hat das höchst unvollkommen erreicht: es ist nothwendig, mit ganz anderer Strenge und Consequenz den Apparat der Einschätzung auszubilden. Gerade in den Schichten des größern Wohlstandes ist auf diesem Wege, wenn man blos das gesetzlich bisher normirte Steuermaß im Auge behält, ein sehr Bedeutendes an Steuererträgen neu zu ge-

winnen. Erst wenn diese Pflicht, und zwar eine nicht leichte Pflicht, verbesserter Einschätzung erfüllt sein wird, kann man an einen weitern Schritt in der Ausbildung der Einkommensteuern denken — vorderhand hat es damit gute Weile. Später indessen möchte freilich an eine weiter gehende Heranziehung der wohlhabenden Klassen, auch dem gesetzlich erforderten Steuermaß nach, zu denken sein.

Diese ganze Angelegenheit führt in die Finanzreformfragen der Einzelstaaten hinein und zumal des größten unter ihnen, der preußischen Monarchie. Dieser Staat zieht seine Einnahmen vorwiegend aus Ertragssteuern und Einkommensteuern, also aus directen Steuern im weitern Sinne, sehr verschieden von dem Steuersystem des vorigen Jahrhunderts bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hinein, welches ganz überwiegend Accise und Zölle ausnutzte. Neben etwa 55 Mill. Mark aus Domänen (Landgütern, Forsten und Bergwerken) erzielt er 58 Mill. Mark aus Grund- und Gebäudesteuern, 19 Mill. aus der Gewerbesteuer, 72 Mill. aus Klassensteuer und classificirter Einkommensteuer. Die indirecten Steuern (Stempel u. dgl.) bringen verhältnißmäßig nur ein Geringes (kaum 30 Mill. Mark) auf und sind theilweise obendrein noch discutabel, wie namentlich die Einnahme aus der Lotterie. Die Ertragssteuern sind nicht weiter zu entwickeln, wie wir uns das bei der Betrachtung des französischen Staatshaushalts bereits vergegenwärtigt haben. Es bleiben nur übrig die Klassensteuer und die classificirte Einkommensteuer. Die letztern Steuern sind bei dem rapiden Mehrbedarf der communalen Budgets, zumal in den größern Städten und industriellen Bezirken, durch diese neuerdings in starke Mitleidenschaft gezogen worden: gelegentlich sind die communalen Zuschläge bis auf das Sechsfache der Staatssteuerbeträge getrieben worden. Eine Finanzreform hat also diese Frage der Communalsteuerreform nothwendigerweise mit anzugreifen, wie denn erst neuerdings Rudolf Gneist in diesem Sinne den Gegenstand ins Auge gefaßt hat.*) In einem vitiösen Cirkel sind alle Theile in die Bahn der Steuererlasse gekommen, so meint Gneist, als ob Preußen oder das Reich überhaupt noch in der Lage wären, Steuern zu erlassen! Sein Vorschlag geht dahin, daß die Staatsregierung das völlig verfahrene Gemeindesteuersystem durch Angebot der Ueberlassung der staatlichen Grund- und Gebäudesteuer umzuwandeln unternimmt, indem an die Stelle der schwankenden Einkommensteuerzuschläge von 25—600 Proc. in erster Reihe eine communale Liegenschaftssteuer nach englischem Muster gesetzt wird, deren Erträge aber durch gewisse indirecte Steuern (Gas- und Brausteuer) sowie durch mäßige Zuschläge zur Einkommen- und Klassensteuer für Schulzwecke und durch eine Besteuerung des Großgewerbes zu ergänzen wären. Die staatlichen Finanzen wären ihrerseits für die Lücke der an die Gemeinden überlassenen Grundsteuer zu entschädigen durch eine allmähliche Erhöhung der Klassen- und Einkommensteuer.

Große Schwierigkeiten inmitten dieser vielfach verschlungenen und an sich schwierigen Reformaufgaben entstehen aus den politischen Parteizuständen, wie sie in den Verhandlungen des Deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordneten-

*) Vgl. „Die preußische Finanzreform durch Regulirung der Gemeindesteuern" (Berlin 1881).

hauses seit Jahren zu Tage treten. Ein einheitlicher, klarer, auf Zustimmung der Mehrzahl rechnender Plan ist unter solchen Verhältnissen nicht möglich: von einem Jahre zum andern schiebt sich Stückwerk auf Stückwerk. Das Beste, was hierbei geschehen kann, ist, eine Klärung über das Wesen der Besteuerung in weitern Kreisen mehr und mehr zu befördern. In diesem Sinne sind die beachtungswerthen steuerwissenschaftlichen Arbeiten der letzten Jahre, die größtentheils veranlaßt sind durch die schwebenden praktischen Fragen, eine erwünschte Arbeit für die Zukunft, die nicht verloren sein wird. Dazu gehört auch jene Schrift von Gneist.

Richtig in derselben ist ohne Zweifel die Betonung der vorzugsweisen Heranziehung des Grundbesitzes für die communalen Bedürfnisse, soweit sie sich gründet auf die eigenthümlich enge Verknüpfung des Grundbesitzes mit den Interessen des Gemeindeverbandes. Ergänzend aber müssen andere Mittel hinzugefügt werden und darunter freilich auch die Einkommensteuer. Dabei ist es ganz richtig, daß die Abnormität beseitigt werden muß, vermöge deren die Gemeindehaushaltungen diese staatliche Haupteinkommenquelle pilzartig überwuchern, wie es im Laufe des letzten Jahrzehnts vielfach geschehen ist. Um dies zu erreichen, werden ergänzende indirecte Steuern für die Communen desto weniger entbehrlich sein — allerdings schwerlich nach dem Muster der französischen Octrois, aber auf solche Gegenstände gelegt, deren Belastung aus Gründen der Gerechtigkeit und der Zweckmäßigkeit weniger bestritten ist; wie etwa eine Gassteuer oder eine Brannalzsteuer.

Immer bleibt das Problem einer gründlichen Reform der Einkommensteuer für den Staat zu lösen, und in demselben Grade ist das dringend, je mehr der wachsende Steuerbedarf und die finanzielle Zweckmäßigkeit zur fortschreitenden Ausbeutung der indirecten Steuern drängen. Der preußischen Steuerreform voran ist in dieser Hinsicht die neue Einkommensteuergesetzgebung des Königreichs Sachsen gegangen, welche, seit den sechziger Jahren im Gange, ihren vorläufigen Abschluß bisjetzt in dem Gesetze vom 2. Juli 1878 gefunden hat, das an die Stelle des vorausgegangenen Gesetzes vom 22. Dec. 1874 getreten ist. In engerm Zusammenhange als andere Steuergesetze hat dieses Steuergesetz sich an die Entwickelung der wissenschaftlichen Erkenntniß angelehnt, die sich in der neuesten deutschen Literatur kundgegeben. Es enthält eine mäßig ausgeführte Progressivscala, welche $^1/_8$ Proc. für die niedrigste Einkommensstufe (3—400 Mark) und 3 Proc. für die höchsten Stufen (6300 Mark und darüber) als Spielraum hat und nach Art der preußischen classificirten Einkommensteuer das Einschätzungsverfahren erleichtert, indem es alles Einkommen in gewisse Klassen scheidet. Es ist eine Frage der praktischen Erfahrung, wieweit es den Vorschriften dieses Gesetzes gelingt, der Wahrheit der Einkommensverhältnisse nahe zu treten und damit der ersten Anforderung der Gerechtigkeit zu genügen. Eine fernere Aufgabe ist es, welche — nach dem Vorbilde der von uns skizzirten schweizerischen Steuergesetzgebung, zumal derjenigen von Zürich — sowol von seiten der sächsischen Regierung als von seiten hervorragender Abgeordneter bei der Berathung des Gesetzes von 1878 als nothwendig zu erledigende betont worden ist, nämlich die Einführung einer sogenannten Vermögenssteuer zur schärfern Heranziehung des fundirten Einkommens, entsprechend der größern Steuerfähigkeit desselben im Vergleiche zum Personaleinkommen.

Haben wir in den voraufgehenden Bemerkungen nur Andeutungen über die Principienfragen geben können in ihrer Verbindung mit den Erfordernissen einer Steuerreform in deutschen Landen, so mag schließlich hier noch ein Wort gesagt werden über ein Steuerproject, welches seit Jahr und Tag von der Regierung des Deutschen Reiches geplant wird und auch den Reichstag dieses Jahres beschäftigen soll — nämlich das Project einer Wehrsteuer. Ein Wort darüber ist deshalb nöthig, weil diese Steuer eigenartig und in ihrer principiellen Rechtfertigung viel umstritten zu sein scheint. Sie besteht, wie wir oben schon gefunden haben, in der schweizerischen Eidgenossenschaft; sie hat kurze Zeit nach dem Kriege von 1866 bestanden in Baiern und Würtemberg zufolge Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Der neue Entwurf für eine ähnliche Reichssteuer nimmt sich in der Hauptsache die schweizerische Gesetzgebung zum Muster. Jeder Wehrpflichtige, welcher seine Dienstpflicht persönlich zu leisten verhindert ist, soll danach für die Dauer von 12 Jahren eine jährliche Steuer entrichten, die bei Einkünften unter 1000 Mark 4 Mark, bei Einkünften von 1—6000 Mark progressiv 10—148 Mark, endlich bei Einkünften über 6000 Mark 3 vom Hundert in Klassen von 1000 Mark beträgt. Der Jahresertrag wird auf 20 Mill. Mark berechnet.

Das Princip der Steuer haben wir oben bereits mit wenigen Worten in Schutz genommen. Selbst in den höhern militärischen Kreisen Preußens hat der Gedanke dieser Steuer (und zwar vor dem Project der Regierung) warme Vertheidiger gefunden, wie es die Schrift des kürzlich verstorbenen Generals von Hartmann über die allgemeine Wehrpflicht beweist. Selbst in diesen Kreisen hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen (im Widerspruche zu unklaren Vorstellungen über die Ehre des Militärdienstes in dem System der allgemeinen Wehrpflicht), daß die große Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht für körperliche und moralische Erziehung, daß die patriotischen Gefühle, welche sich an deren Erfüllung knüpfen sollen und sich thatsächlich auch in vielen Fällen knüpfen, keineswegs eine Ausgleichung zu Lasten derjenigen ausschließen, welche (meist wegen geringfügiger Gebrechen) von der Wehrpflicht befreit sind und dadurch für ihre ökonomische Existenz eines Vorzugs gegen die wirklich Dienstleistenden theilhaftig werden. Hat man doch sogar innerhalb des engern Gebietes, in welchem es sich um die sogenannten Einjährig-Freiwilligen handelt, neuerdings wiederholt eine Ausgleichung verlangt: also für diejenigen jungen Leute, welche wegen bevorzugter Bildung am meisten Empfindung von der fraglichen Ehre haben sollten, und zwar in Bezug auf die Einrichtung des Rechtsstudiums derart, daß die Dienstleistenden eine Anrechnung des Dienstes auf ihre Beamtenanciennetät erhalten. Wenn selbst für diesen bevorzugten Kreis die Erfüllung dieser ehrenvollen Pflicht einer solchen Ausgleichung bedarf: was muß man dann erst von jener großen Mehrzahl sagen, deren Militärpflicht die dreifache Länge und manche andere größere Last hat, und die obendrein durchschnittlich nicht ein gleiches Maß von Empfindlichkeit für die Ehre des Dienstes voraussetzen läßt?

Der Gedanke der neuen Steuer hat daher wol bedeutende Gründe der Gerechtigkeit für sich. Wer vom Dienste befreit ist, weil er für die Zwecke der Wehrpflicht nicht befähigt ist, wird thatsächlich von einer Last befreit, und es ist

der Gerechtigkeit entsprechend, daß er eine andere Last dafür trage. Und weil es im Gebiete der persönlichen Lasten für den Staat keine andere Art der Leistungen gibt, welche sich zur Ausgleichung eignen, so muß man in die zweite große Kategorie der staatlichen Lasten greifen, nämlich in das Gebiet der sachlichen Leistungen, d. h. der Steuern. Wäre es nachgewiesen, daß für einen Kreis der Dienstpflichtigen thatsächlich der Militärdienst nicht eine Last bedeute, so hätte freilich auch keine Ausgleichsbelastung stattzufinden für die davon Befreiten desselben Kreises. In gewissen untersten Schichten der Bevölkerung, zumal in den östlichen Provinzen Preußens, mag das wirklich zutreffen: für den einfachen Tagelöhner, welcher nichts zurückläßt, wenn er in den Heeresdienst tritt, welcher keine Stellung im Erwerbsleben zu erobern oder festzuhalten hat, mag die ökonomische Last des Dienstes weit geringer sein als für den Handwerksmann, der mitten aus dieser Laufbahn durch den Militärdienst gerissen wird. Hier mag dann obendrein als positiver Factor, je niedriger das Niveau der zur Ableistung des Dienstes mitgebrachten Bildung ist, der pädagogische Werth des Dienstes doppelt ins Gewicht fallen. Und es steht nichts im Wege, daß man diesen Schichten gegenüber, die ohnehin wenig Steuerkraft besitzen, die Steuer fortfallen läßt.

Aber ganz etwas Verschiedenes ist die häufig wiederholte Meinung, daß es sich bei der Wehrpflicht um eine Ehre handelt, deren Bedeutung herabgewürdigt werde, wenn man diejenigen mit einer Ausgleichsbelastung treffe, welche dieser Ehre nicht theilhaftig werden. Vor allem ist die Ansicht falsch, daß die Erfüllung einer noch so ehrenvollen Pflicht an Ehre dadurch verliert, daß diejenigen, welche sie nicht erfüllen, eine andere Pflicht leisten müssen. Dann ist der Gegensatz, in welchen man die „Ehre" zur Last bringt, ein schiefer. Die Steuerzahlung soll auch eine Ehre sein. Sie soll es sein: — ist sie es aber? Und darauf kommt es an. Nach dem thatsächlichen Gefühl der Last sollen die staatlichen Pflichten vertheilt sein, nicht nach einem idealen Gefühle, welches gewünscht oder vorausgesetzt wird. Nur auf dieser thatsächlichen Grundlage ist eine Gerechtigkeit zu verwirklichen. Und endlich: alle Ehre zugegeben, bleibt das ökonomische Opfer für eine große Zahl von Existenzen, welche den Dienst leisten, bestehen: ist es Gerechtigkeit, den einen dieses ökonomische Opfer zuzumuthen, die andern davon zu befreien? Oder ist es nicht größere Gerechtigkeit, hier einen Ausgleich zu schaffen?

Wir haben diese kurzen Bemerkungen hier beigefügt wegen der Neuheit der fraglichen Steuer. Abgesehen von dergleichen principiellen Erwägungen, kämen einzelne Gesichtspunkte in Betracht, deren Erörterung nicht hierher gehört. Namentlich ist es vollkommen begreiflich, wenn wegen der Neuheit dieser Steuer die erste Gestalt, in welcher sie eingeführt werden sollte, eine schonende und zurückhaltende wird.

Indessen wir brechen hier ab. Es kam überhaupt nur auf einen allgemeinen Ueberblick an, auf einige orientirende Einblicke in die verschiedenen Steuersysteme. Jede eingehendere Betrachtung müßte sich auf bestimmte Punkte concentriren, und je nach der Wichtigkeit einzelner positiver Fragen könnte solches später an diesem Orte einmal geschehen.

Parlamentarische Größen Oesterreichs.

Von

Walter Rogge.

III.

Die Verfassungspartei.*)

Der Verfassungspartei „Glück und Ende" ist in dem Einen Namen des Dr. Eduard Herbst zusammengefaßt. Wer die eckige, knorrige, einigermaßen hanebüchene Gestalt des altgeschulten Parlamentariers ins Auge faßt, der nunmehr im 60. Lebensjahre steht, dem wird der Vergleich mit Penelopen, wie sie nächtlicherweile das bei Tage Gewobene wieder auftrennt, nicht gefallen. Dagegen dürfte Saturn, wie er die eigenen Kinder verschlingt, das zutreffendste Symbol für Herbst's Verhältniß zur Verfassungspartei darbieten. Selten vielleicht hat ein Staatsmann, der so unmittelbar ins praktische Leben eingreift, so zahlreiche, so diametrale Gegensätze in sich vereint wie Herbst; noch seltener vielleicht ist eine so bedeutende Capacität in ihrer politischen Laufbahn so regelmäßig von dem Malheur verfolgt worden, gerade immer bei den kritischsten Wendepunkten die der Situation am wenigsten entsprechende Charaktereigenschaft in den Vordergrund zu kehren. Herbst ist z. B. nicht nur ein wiener Kind, er ist auch ein so in der Wolle gefärbter Wiener, daß er vor nicht allzu langer Zeit Wien in einer Banketrede als „jene wunderbare Stadt" charakterisirte, „die mit unwiderstehlicher Macht diejenigen fesselt, welche sie ihre Heimat nennen, und die alle jene als zweite Heimat lieben und verehren, welche ihr Schicksal nach dieser Stadt geführt hat". Und doch war es Herbst, den Schmerling als Staatsminister scherzend mit Coriolan verglich, weil er gleich diesem die Führung des Feindes gegen die eigene Vaterstadt übernommen. Herbst war nämlich von jeher im Reichsrath Abgeordneter Böhmens, wo er bei dem Erscheinen des Februarpatents eine Professur an der juridischen Facultät der prager Hochschule bekleidete. Und in dieser Eigenschaft hielt er sich für verpflichtet, zuerst die, für die Finanzen der Reichshauptstadt sehr unbequeme Remedur der Ungerechtigkeit in Anregung zu bringen, daß unter dem Bach-Thun'schen Regiment die Gemeindezuschläge zu der Einkommensteuer aller Bahnen für Wien erhoben worden waren, weil dort ihre Generaldirectionen sich befanden. Herbst ist ferner ein entschieden liberaler Mann, der sich von der ewigen Com-

*) Vgl. I.: „Feudale und Czechen", und II.: „Rechtspartei und Polen", im Jahrgange 1880, I, 553 fg., und II, 426 fg.

promißbereitschaft sogenannter „Realpolitiker" so wenig ankränkeln läßt, daß er lieber durch den fruchtlosen Widerstand in der Occupationsfrage die Zersprengung der Verfassungspartei herbeiführte, als sich der von Andrássy herbeigeführten Zwangslage zu fügen. Allein derselbe Herbst erwies sich als der schwächlichste Opportunitätspolitiker im Anfange der Sistirungspolitik, wo es wirklich zum guten Theil in seiner Hand lag, den Projecten Belcredi's gleich beim Beginn ein sehr ernsthaftes Hinderniß zu bereiten.

Durch das Gesetz über die Staatsschulden-Controlcommission vom 13. Dec. 1862 hatte Schmerling dem Reichsrathe eine Waffe gegeben, die in dem geldbedürftigen Reiche gegen Staatsstreichgelüste vollkommen ausreichte. Eine freigewählte Commission aus je fünf Mitgliedern beider Häuser überwachte permanent auch während der Parlamentsintervalle die gesammte Staatsschuld, und controlirte, daß dieselbe nur verfassungsmäßig verändert, vermehrt, administrirt werde; jede Obligation hatte sie mit der Clausel: „Für die Staatsschulden-Commission", nebst der Namensstampiglie des Vorsitzenden und der Unterschrift eines Mitgliedes zu versehen. Da nun die Sistirungsära mit einer kolossalen Creditoperation beginnen mußte, zu deren Abschluß Becke nach Paris entsandt wurde, fiel jener Commission, in der auch Herbst saß, offenbar die Mission zu, durch einen Protest den Unterhandlungen Becke's einen Riegel vorzuschieben. Statt dessen zog die Commission es vor, ihre Hände in Unschuld zu waschen und 14 Tage nachher, nachdem das Septemberpatent den Reichsrath sistirt, sich Anfang October 1865 auf eigene Rechnung für „sistirt" zu erklären. Da aber selbst dieser geräuschlose Abgang der Regierung unbequem war, weil sie dem fremden Geldmarkte durch das Scheinbild einer constitutionellen Ueberwachung zu imponiren wünschte, gaben sich dieselben Männer, die ein Mandat des Reichsrathes übernommen, zu gehorsamen Dienern des Cabinets her, das diesen durch einen Staatsstreich beseitigt hatte. Am 17. Oct. erschien ein neues Statut, das der Commission jede politische Befugniß entzog und ihr lediglich die rein buchhaltermäßige Ueberwachung ließ, daß nicht wieder wie unter Bruck 611 Mill. Nationalanlehen ausgegeben wurden, während die „Wiener Zeitung" nur 500 verzeichnete. Nur zwei von den fünf Mitgliedern des Abgeordnetenhauses schieden aus der Commission: Baron Dobblhoff unter dem Vorwande der Kränklichkeit, Graf Eugen Kinsky unter Veröffentlichung eines lauten Protestes gegen den Umsturz der Verfassung. Herbst amtirte ruhig weiter und ermöglichte so nach Kräften den Abschluß des Anlehens in Frankreich, das am 25. Nov. publicirt ward und ohne dessen Betrag von 90 Mill. Graf Belcredi eine Fortsetzung der Sistirungspolitik einigermaßen schwierig gefunden haben dürfte. Hatten die Herren ein Recht sich zu wundern, wenn des Finanzministers Grafen Larisch cavaliermäßiger Uebermuth ihnen selbst die Mittel zur Erfüllung einer so bescheidenen Aufgabe entzog? wenn es eines besondern Recurses an den Kaiser bedurfte, um der Commission die Ausübung des, auch nach dem octroyirten Statut ihr zustehenden Rechtes zu garantiren, als sie vor Ausbruch des Deutsch-Oesterreichischen Krieges einen Bericht über die Finanzlage drucken ließ? Erst nach Sadowa rafften Herbst und seine Collegen sich zu der Erklärung auf, daß sie austreten würden, wenn man der Commission

nicht die Controle über das Notenpapier zugestehe, da die Mitsperre der fertigen Noten nicht genüge. Jetzt erst legte Graf Larisch, Ende Januar 1867, sein Portefeuille nieder, nachdem ein Decret ihn unter die Controle seiner eigenen Subalternen gestellt, denen es bei „persönlicher Verantwortlichkeit und Haftung" vorschrieb, eine etwaige Anweisung des Ministers zur Anfertigung und Herausgabe von Notenpapier ohne Contrasignatur der Commission „auf keinen Fall in Vollzug zu setzen".

Herbst ist ein großes Talent, in oratorischer wie in meritorischer Beziehung: neben einer seltenen Schärfe der Logik, die sich oft bis zu einer hinreißenden, niemals phrasenhaften Macht der Rede aufschwingt, steht ihm eine Fülle von Kenntnissen und Daten auf juridischem und finanziellem Gebiete zur Verfügung. Es geht ihm weder die Schlagfertigkeit des Debaters ab, noch verläßt ihn je, selbst in kritischen Momenten, wo er den Ton feierlichsten Ernstes und warnender Mahnung anschlägt, jene Ruhe, ohne die der praktische Politiker nichts auszurichten vermag. Er ist auch ein Charakter, nicht nur wegen seiner erprobten liberalen Gesinnung, sondern ebenso sehr weil er, ein einfacher Mann mit geringen Bedürfnissen, sich niemals mit der Gründerei befleckt hat wie die ungeheuere Mehrzahl seiner Collegen. Als ein mährischer Fabrikant von der sogenannten „bosnischen Linken", nachdem durch die Occupationscampagne die Verfassungspartei gesprengt war, sich erdreistete, in dieser Richtung eine Anspielung gegen Herbst zu wagen, begegnete er so einmüthigem, flammendem Unwillen, gab er zu einer so großartigen Ovation im Club für den Geschmähten Anlaß, daß er nicht eilig und reumüthig genug seine Verdächtigung zurücknehmen konnte. Herbst hatte also ganz und gar das Zeug, in Oesterreich eine ähnliche Rolle zu spielen wie Deák in Ungarn; und es ist auch gar kein Zweifel, daß dies schon seit einem Jahrzehnt, d. h. seit dem Rücktritt des Bürgerministeriums, in dem er das Justizdepartement verwaltete, sein eigentlicher Ehrgeiz gewesen ist. Weit mehr als Sehnsucht nach Wiedereroberung eines Portefeuille bildet dies Motiv den rothen Faden in seiner parlamentarischen Haltung. Wir wenigstens halten die Antwort durchaus für echtfarbig, die er einst dem Minister Unger gab, als dieser ihm scherzhaft einen gemeinsamen Gegner „zur Amtshandlung" zu überlassen erklärte: „sein einziges Trachten sei, niemals mehr amtshandeln zu müssen". Das vollwichtige Recht auf die Position eines leader of the house of commons aber brachte Herbst schon vom prager Landtage her mit. Die Deutsch-Böhmen spielen mit gutem Grunde im Reichsrathe eine maßgebende Rolle, durch Zahl wie durch Tüchtigkeit, noch mehr vielleicht durch ihre Disciplin. In dem Ständesaale auf dem Fünfkirchenplatz aber nahm Herbst die von ihm erstrebte Position — entweder als Leiter des Hauses oder als Chef der Opposition, je nachdem die Verfassungstreuen oder die Feudalen die Majorität hatten — so unbestritten ein, daß selbst die liberalen Grafen und Barone der Großgrundbesitzercurie, die sich über staatliche Dinge nicht gern allzu viel den Kopf zerbrechen, die Entscheidung in schwierigen Fragen ihm gern überließen: „Der Herr Doctor werde die Sache schon richten." Wie es nun gekommen, daß Herbst, der geraume Zeit die ganze Phalanx der Linken und des Centrums commandirte, heute wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem trauert, während Deák

seine Getreuen noch vom Sterbebett aus befehligte? Die Gründe sind theils sachlicher, theils persönlicher Natur. Die Deutschen in Böhmen hat die hier täglich bedrohende Nähe und Unmittelbarkeit der czechischen Gefahr Zucht und Ordnung halten gelehrt; die Deutsch-Oesterreicher im Abgeordnetenhause raffen sich dazu nur auf, wenn und solange ein Belcredi oder Hohenwart ihnen mit Sistirung, Concordat und Fundamentalartikeln ganz unmittelbar auf den Leib rücken; ist der Sturm erst abgeschlagen und die Noth vergessen, so haben sie eine entschiedene Neigung, jeder einen Club für sich zu bilden. Die Deutschen sind aber auch der einzige Stamm in Oesterreich, der es mit den liberalen Ideen auf dem Felde der Politik, der Staatswirthschaft, der Religion ernst nimmt. Die übrigen „interessanten Nationalitäten" sind sammt und sonders immer bereit, ihre freisinnigen Anläufe aufzugeben, sobald die Regierung nur klug genug ist, ihnen das Gegentheil davon nach ihrem speciellen Geschmack herauszuputzen. Was für einen abgeschmackten Heidenlärm z. B. hatten die Ungarn nicht für die Türken und namentlich gegen die Occupation erhoben: aber Andrássy kannte seine Pappenheimer und wußte, daß sie dem „Landsmann"-Minister, nachdem sie sich ausgeschrien, ganz zahm aus der Hand essen würden. Die Deutschen kennt er eben gar nicht und war daher ebenso verwundert wie erbost, als *sie*, die doch gar keinen Spectakel gemacht, sondern nur ruhig ihre Meinung gesagt, auf dieser ihrer Meinung nun auch so nachdrücklich bestanden, daß sie eher die Verfassungspartei an dem Widerstande der Regierung in Trümmer gehen ließen, als sich zu bloßen Mamluken entwürdigten. Wetterfahnen und Compromißmacher, die sich gern als „Realpolitiker" in die Brust werfen, votirten erst „mit halbem Herzen" eine Adresse gegen die Occupation, um dann in der Delegation alle Forderungen Andrássy's zu bewilligen. Herbst aber vertheidigte dort mannhaft einen Ausschußbericht, den Andrássy selber für „eine Anklageschrift, für ein Mistrauensvotum in aller Form" erklärt, mit den Worten: „Die Occupation, sagt man uns, ist eine vollendete Thatsache, sie wird bis zum Jüngsten Tage dauern, aber Annexion wird sie darum nicht. Das mag von dem Standpunkte der Diplomatie aus eine sehr feine und kluge Erklärung sein; aber der Volksvertreter darf nicht fein, er muß offen und wahr sein. Darin liegt die Lösung des Räthsels, warum wir den Ausschußbericht gerade so erstatten mußten, um der Verpflichtung nachzukommen, die wir als die wichtigste von allen Pflichten eines wirklich Gewählten des Volkes erachten: nämlich die der Offenheit, Wahrheit, Klarheit!" Goldene Worte in einer Zeit, wo man sich nicht entblödet, Parlamentarier, die etwas anderes sein wollen als Nachbeter der Regierungsbank, „Zeitungspolitiker" zu nennen. Gerade diese selbständige Haltung der Verfassungspartei machte es nun auch dem erbländischen Ministerium doppelt schwer, Herbst eine Stellung einzuräumen, wie Deák sie drüben besaß. Andrássy vereinbarte alle Regierungsvorlagen vorher mit dem Deák-Club und machte im Reichstage die unangenehme Erfahrung, daß der „alte Herr" ihn ganz tüchtig ablaufen ließ, wenn er das einmal versäumte. Fürst Auersperg proclamirte als seine Devise: „Das Geheimniß ist die Bürgschaft des Erfolges . . . eine Regierung, die ihren Feldzugsplan sich vorschreiben läßt, hat schon politisch abgekocht", fügte er als Rittmeister a. D. hinzu. „Es muß sich einmal zeigen, *wer*

eigentlich regiert, wir oder Dr. Herbst!" meinte Minister Unger. Andrássy hat so subtile Untersuchungen bezüglich Deák's als ungarischer Conseilpräsident niemals angestellt.

Aber auch persönliche Eigenschaften machen Herbst unfähig, ein geschickter parlamentarischer Stratege oder selbst nur ein gewandter Taktiker zu sein. Nicht eigentlich eitel oder ehrgeizig im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ist er doch von einer unruhigen Herrschsucht, welche oft die Situation seiner Partei recht unangenehm erschwert. So wollte er in das Bürgerministerium anfangs nur als Premier eintreten, und hätte dann, da das nicht anging, beinahe die Bildung desselben überhaupt unmöglich gemacht, indem er nun gar nicht mitzuspielen drohte. „Nie werde ich Minister mit Herbst als Möros im Rücken", erklärte da aber Giskra. Auch des verstorbenen Berger Wort, als der Conseilpräsident Fürst Carlos Auersperg die Losung ausgab: „Wir wollen Alle für Einen und Einer für Alle einstehen", bezog sich zunächst auf Herbst; „wie sollen wir füreinander einstehen, wenn wir einander nicht ausstehen können?" Denn allerdings, Herbst pflegt in solchen Fällen nicht klar mit einer Forderung hervorzutreten; aber er scheut vor keinem noch so rücksichtslosen, der eigenen Partei noch so nachtheiligen Schachzuge zurück, um eine ihm nicht zusagende Constellation in die Luft zu sprengen. Das Wunderbarste, für einen parlamentarischen Parteiführer geradezu Unglaubliche, aber auch einfach Unverzeihliche leistete Herbst in dieser Richtung, als er im October 1879 die Bildung des Ministeriums Depretis vereitelte und dadurch hart am Vorabende allgemeiner Neuwahlen die Verfassungspartei um den unschätzbaren Vortheil brachte, daß sich die Erneuerung des Abgeordnetenhauses unter den Auspicien und der Leitung eines ihren Reihen entnommenen Cabinets vollzog. Das Ministerium Adolf Auersperg, das sich an der Revision des Ausgleiches mit Ungarn und an der Orientpolitik Andrássy's verblutet, lag in der Agonie. Daß Herbst selber auf ein Portefeuille ausging, glauben wir nicht. Aber es paßte ihm wol ganz entschieden nicht, daß Baron Depretis sich natürlich auf jenen Theil der Verfassungspartei hätte stützen müssen, der als „bosnische Linke" für die Occupation eintrat. Kaum hatten daher die Verhandlungen Depretis' mit den Fractionen begonnen, als Herbst denselben auch ein Ende machte, indem er durch seinen und seiner nächsten Anhänger Austritt aus dem maßgebenden und weitaus zahlreichsten Club der Linken den eigentlichen Kern der Verfassungspartei in eine vollständige Déroute brachte. Glich das nicht auf Ein Haar der Methode Meister Petzens, der dem schlafenden Einsiedler die lästige Fliege durch den kräftigen Wurf eines Felsblockes von der Stirn scheuchte? Wenn heute die Linke dadurch, daß nicht ein verfassungstreues Ministerium, sondern Graf Taaffe die Wahlen ausgeschrieben und die bekannten Compromißlisten im Großgrundbesitz durchgesetzt hat, in die Minorität gerathen ist, so hat sie sich dafür einzig und allein bei Herbst zu bedanken:

Was man von der Minute ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück.

Nie ist eine Partei, die gegen hundert und mit den Großgrundbesitzern über anderthalbhundert Stimmen zählte, so muthwillig aus bloßer zielloser Herrschsucht

ihres Führers abgetakelt worden; nie hat ein parlamentarischer Parteichef sich mit ähnlichem Eigensinn selber aufs Trockene gesetzt.

Wie in jenem Strauße, den er als Mitglied der Staatsschulden-Controlcommission gegen das Sistirungsministerium bestanden, so finden wir in Herbst bei jedem großen und kleinen Anlasse den Querkopf, der durchaus durch die Wand will, wo Temporisiren am Orte wäre, und vermissen gerade da den strammen Parteimann, wo sich eben mit unerschütterlicher Festigkeit wirklich etwas ausrichten ließe. So erkannte er ja ganz richtig, daß bei den Geldvotirungen für Andrássy's Orientpolitik das eigentliche punctum saliens nicht die finanzielle, sondern die politische Seite der Frage war. Schon im Reichsrathe hatte er darauf hingewiesen, daß man diesem ja den Einfluß auf die auswärtige Action nicht nehmen könne, weil dazu „leider!" stets eine Anleihe nothwendig sei. Als die Hauptsache also und zugleich als selbstverständlich erschien ihm mit vollem Rechte, daß die Subsidienforderungen bei den beiden Parlamenten eingebracht werden müßten. Noch als dann Andrássy die Verhandlungen in die Delegationen verlegte, erklärte Herbst dort sehr pathetisch: „Nie werde der Reichsrath sich durch seine Delegation mundtodt machen lassen; wol sei der Dualismus die einzig mögliche Staatsform; solle aber das höchst unpopuläre Institut der Delegationen gar als Medium dienen, um durch Beseitigung des Reichsrathes das Regiment, bis auf die 14 Tage Delegationssession, absolutistisch zu gestalten, dann mache man das ganze System erst recht unhaltbar." Mehr als das! Bei der starr föderalistischen Zusammensetzung der erbländischen Delegation kam es nicht blos einer Nullificirung des Constitutionalismus gleich, wenn diese Ausschüsse die großen Creditoperationen zu votiren hatten: es war damit auch der Sieg des Föderalismus in Oesterreich und zugleich die Hegemonie der Magyaren entschieden, weil jeder Minister des Auswärtigen dann eben nur mit der ungarischen Delegation zu verhandeln brauchte, die in ihrer streng centralistischen Zusammensetzung wenigstens die wahre Majorität des pester Reichstages repräsentirt; die nach Kronländern zerfaserte österreichische Delegation war ein Instrument, dessen Klaviatur jeder Stümper blindlings spielen konnte. Und dennoch fand Herbst von Anfang an bis zu seinem Ausscheiden aus der Delegation im Januar 1879 nicht den Muth, die staatsrechtliche Frage zu formuliren. Immer war nur vom Geldpunkte, niemals davon die Rede, daß *entweder* in der Delegation der Antrag gestellt werden mußte, Andrássy zu sagen, er habe sich nach dem klaren Wortlaute des Gesetzes über die gemeinsamen Angelegenheiten an das unrichtige Forum gewendet, *oder* der Reichsrath aufgefordert werden mußte, für die cisleithanische Quote die Bedeckung zu verweigern, weil die Delegation mit der Subsidienbewilligung offenbar ihre Competenz überschritten habe. Keins von beiden geschah.

Aehnlich war es bei den zwei Hauptfragen gelegentlich der Revision des ungarischen Ausgleiches, wo sich überdies auch deutlich zeigte, daß Herbst's Verständniß für wirthschaftliche Fragen denn doch seine engen Grenzen hatte. Als nach dem großen Krach die Schutzzollagitation in Gang kam, schloß auch er sich den Fabrikanten an, welche dieselbe in ihrem Interesse ausbeuteten: nachher war er aber sehr verwundert, als die Regierung in den protectionistischen Bewilligungen, die doch hauptsächlich

das ackerbautreibende Ungarn belasteten, die Compensation für die finanziellen und Steuerzugeständnisse suchte, die Tisza verlangte. Wol blieb Herbst, ohne aber etwas ausrichten zu können, weil er den Zusammenhang der Dinge nicht durchschaute, formell der ausgegebenen Parole: „keine Mehrbelastung", getreu. Aber er unterstützte dafür das Ministerium in der Frage der Nationalbank, deren Metamorphose in eine dualistische Oesterreichisch-Ungarische Bank es nur dem Umstande zu danken hatte, daß Herbst mit seinem ganzen Gewicht dafür eintrat.

Wenn man Herbst in seiner ganzen Stärke sehen will, muß man ihn, sei es in Wien, sei es im prager Landtage, da aufsuchen, wo es sich nicht um parlamentarische Schachzüge, sondern darum handelt, mit voller Kraft des Charakters und der Ueberzeugung als liberaler und deutscher Staatsmann für eine einfach liegende Frage der Freiheit oder der Nationalität einzutreten. Da gibt es keinen schlagfertigern Redner, keinen, der eine wuchtigere Logik mit einer hinreißendern Wärme des Herzens zu vereinen wüßte, der es besser verstünde, die Zuhörer gleichzeitig zu gewinnen und zu enthusiasmiren. So wenn er vor zwölf Jahren als Justizminister bei der Discussion über die confessionellen Gesetze, welche die erste klaffende Bresche ins Concordat rissen, dem Herrenhause zurief: „Diese Frage ist die Verfassungsfrage; als ein Monument jener Zeit, wo alle Hoffnungen auf eine freiheitliche Gestaltung Oesterreichs verschwunden waren, ragt das Concordat in die Gegenwart hinüber; und solange der Grundsatz nicht feststeht, daß es im Wege der Gesetzgebung geändert werden kann, wird sich kein Vertrauen zu den verfassungsmäßigen Zuständen in Oesterreich bilden. Ein Ministerium, das nicht die Kraft hat, Oesterreich von diesem Alp zu befreien, wird nimmermehr im Stande sein, die Staatsgrundgesetze zur Wahrheit zu machen; und ob ein Ministerium, das hierzu nicht im Stande, in Oesterreich möglich ist, das wird die Geschichte zeigen."

Als im prager Ständesaale unter Potocki Herbst und Thun sich direct gegenüberstanden, nahm der Führer der Verfassungspartei die dankbare Gelegenheit, die feudalen Chefs die Ueberlegenheit deutschen Geistes fühlen zu lassen, mit so vornehmer Grandezza wahr, daß die Episode jedem Augen- und Ohrenzeugen ewig unvergeßlich bleiben wird. Man stand im September 1870: der neugewählte Landtag mit reactionärer Majorität war aufgefordert worden, die Reichsrathswahlen zu vollziehen. Im Namen der Ausschußminderheit beantragte Herbst die Vornahme des Actes, während Thun das Wort für die Commissionsmehrheit zu führen hatte, die natürlich für Verweigerung der Wahlen plaidirte. Schon hatte Thun's Schwager Graf Clam-Martinic die liberale Linke in die heiterste Stimmung versetzt, indem er die Deutschen im Hause aufforderte, ihre Rechte doch ebenfalls dem Schutze des „historischen Adels" anzuvertrauen. Die Lustigkeit steigerte sich, als Thun sein Referat in czechischer Sprache verlas, die er entsetzlich radebrechen soll. Die Debatte, deren Ausgang auch nicht einen Augenblick zweifelhaft sein konnte, ward schnell geschlossen; und nunmehr provocirte der Majoritätsberichterstatter vollends den ausgelassensten, schallenden, gar nicht enden wollenden Jubel mit seiner großen Schlußrede, die er diesmal vorsichtshalber in deutscher Sprache hielt. Wie in einem katholischen Jünglingsverein begann er salbungsvoll weinerlichen Tones mit dem „Schmerze, der uns erfüllt, dem aller-

höchsten dringenden Wunsche entgegen sein zu müssen, welchen Schmerz wir, d. h. ich und meine Standesgenossen, um so tiefer empfinden, weil die Vorsehung uns, mich und meine Standesgenossen, einen Platz am Throne hat einnehmen lassen". Völlig verblüfft durch den Ausbruch des Gelächters, führte der Redner den unehrerbietigen Spöttern noch ein paarmal zu Gemüthe, daß es „ja doch Sache der Vorsehung ist, uns in unserm hohen Stande geboren werden zu lassen". Endlich schloß er, inbrünstig die Hände faltend: „Am Tage nach dem heiligen Wenzel haben wir zu tagen begonnen; wie der fromme Patriot Balbin" (der bekannte Jesuit) „beten auch wir, heiliger Wenzel, laß Heil bei uns wieder einkehren! und es wird die Zeit kommen, wo Deutsche und Czechen dies Gebet vereint sprechen werden!" Herbst als Minoritätsberichterstatter hatte das letzte Wort. Aber vom Oberstlandesmarschall Grafen Nostitz aufgefordert, es zu ergreifen, erwiderte er nur lächelnd: „Diese Ausführungen können mich wahrlich nicht zu einer Replik veranlassen!" Die Lection war um so verdienter und dankenswerther, je mehr gerade Graf Leo Thun auch auf seine und seiner Kaste vermeintliche geistige Superiorität über die Menschenkinder pocht, welche „die Vorsehung nicht in so hoher Stellung hat geboren werden lassen".

Nicht minder stand Herbst im Abgeordnetenhause seinen Mann gegen Hohenwart. Als dieser die Situation mit seiner berüchtigten Autonomievorlage sondirte, die den Reichsrath dadurch lahm legen wollte, daß den Landtagen die Berechtigung einer Gesetzgebung auch in Reichsangelegenheiten für jedes Kronland eingeräumt ward, die mit der Legislative des Parlaments concurriren sollte, zögerte Herbst keinen Augenblick als Berichterstatter, den Dingen ihren rechten Namen zu geben: „Vollständige Verrückung der Staatsgewalt, Verwirrung aller Competenzgrenzen, beständiger Conflict zwischen den verschiedenen gesetzgebenden Factoren, kurz, vollständiges Chaos in der Gesetzgebung." Und seine Rede schloß er: „Der Gedanke, der uns tröstet inmitten der allgemein hereinbrechenden Zerrüttung, ist, daß es heutzutage keine Macht mehr gibt, die stark genug wäre, um die deutsche Nationalität und die Ideen der modernen Zeit in Oesterreich lange zu unterdrücken." Ebenso energisch und rückhaltslos klagte die von Herbst verfaßte Adresse an die Krone, daß durch das Ministerium Hohenwart „die Autorität der Regierungsgewalt untergraben, die Ueberzeugung von der Macht und Heiligkeit des Gesetzes erschüttert, ein fruchtbares Zusammenwirken des Cabinets mit der Volksvertretung unmöglich gemacht werde", um dann eine Schilderung des wachsenden Pessimismus mit dem Kassandrarufe zu schließen: „Möge unser Oesterreich von neuen Conflicten verschont bleiben, die es kaum zu ertragen vermöchte!" Und als die Adresse fruchtlos verhallte, begründete er am 6. Juni 1871 seinen Antrag auf Budgetverweigerung mit den trotzigen Worten: „Hat die erste Periode mit Solferino und die zweite mit Königgrätz abgeschlossen, so kann die dritte erst recht nicht lange dauern; denn die Rolle von Schmerzenskindern zu spielen, sind wir Deutschen gegenwärtig weniger als je gewillt." Aber auch bei dieser Hohenwart-Campagne zeigte sich jener Mangel an taktischem Geschick, der einen Offizier in der Krim vor dem englischen Reiterangriffe bei Balaklawa sagen ließ: „C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre"; und wieder waren es Nörgeleien rein persönlicher Natur, die Herbst den

richtigen Weg verfehlen ließen. Daß das Hereinziehen der Krone durch eine einseitige Adresse der Kammer die Position der Regierung nur verstärken mußte, hätte er aus der Geschichte des preußischen Militärconflicts lernen können: und vollends der im Juni noch ganz ungerechtfertigte Antrag auf Budgetverweigerung führte, da er nicht einmal die Majorität erhielt, nur zu einer so gründlichen Zersprengung der Verfassungspartei, daß nunmehr sogar der Dispositionsfonds anstandslos bewilligt wurde. Dessenungeachtet hat Herbst, acht Jahre später, durch seine Haltung in der Orientfrage, dem Berliner Vertrage und der Occupation gegenüber, genau in derselben Weise und mit demselben Miserfolge fausse route gemacht. Die richtige Procedur war 1871 offenbar, ein gemeinsames Vorgehen mit dem Herrenhause zu vereinbaren; aber so leicht das gewesen wäre, Herbst dachte nicht daran, weil zwischen ihm und dem damaligen Oberhauspräsidenten Schmerling ein Antagonismus obwaltete, der noch aus der Zeit des Ministeriums Schmerling herrührte und erst vor einem Jahre durch das Entgegenkommen dieses letztern bei einem Banket zu seinen Ehren, namentlich aber bei der Begegnung beider Männer am Grabe Giskra's beigelegt ward. Und doch hatte Herbst in der Zwischenzeit schon einmal auf geraume Zeit eine sehr gereizte Stimmung im Club der Linken gegen sich hervorgerufen, weil er im Frühjahr 1874, als eben die Discussion der confessionellen Vorlagen Stremayr's in der Schwebe war, bei der großen Jesuitendebatte durch eine ungeschickt verbissene, wenngleich formell sehr radicale Opposition, bei der aber ebenfalls persönliche Motive eine große Rolle spielten, den liberalen Principien eine Schlappe zugezogen. Es handelte sich um die weitere Einstellung des Postens von 8400 Fl. ins Budget für die theologische Jesuitenfacultät in Innsbruck, und die Regierung hatte eingewilligt, die Summe nur im Extraordinarium noch für das laufende Jahr zu beanspruchen. Da eiferte Herbst los, „das Budgetrecht bestehe nicht blos darin, Rechnungsfehler zu berichtigen; sondern wenn auch das Jasagen sehr angenehm, sei es doch kein wesentliches politisches Recht. Das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche, welches das Haus soeben beschlossen, sei nicht durch seinen Inhalt wichtig, sondern dadurch, daß es dem Staate ein verloren gegangenes Gebiet der Gesetzgebung zurückerobere; deshalb begeistere sich das Volk dafür. Wenn Sie aber wenige Tage später einen Beschluß fassen, der keinen andern Zweck hat, als der Jesuitenfacultät in Innsbruck ein dauerndes und gesichertes Dasein zu verschaffen, dann wird das Volk wissen, was es davon zu halten hat." Minister Unger mußte Herbst sanft mahnen, daß er selber ja als Justizminister auch nichts in der „fatalen" Sache habe ausrichten können und daher wisse, wie „der Stand der Regierung kein leichter" sei — um so mehr müsse sie jetzt ihre ganze unzersplitterte Kraft auf die confessionellen Vorlagen concentriren. Den Aerger Herbst's darüber, daß das Cabinet Auersperg seine Stellung als Parteiführer nicht gehörig würdigte, mußte die Verfassungspartei wieder einmal damit bezahlen, daß der Posten sogar ins Ordinarium, wie immer, eingestellt wurde. Einerseits, wie gesagt, spielt bei Herbst Stimmung und Laune eine zu große Rolle; andererseits ist er, eben je nach seinem augenblicklichen Temperament, zu wetterwendisch in seinen Anschauungen, als daß er in complicirten politischen Fragen einen zuverlässigen Parteiführer abgeben könnte. Ein Anfall momentanen

Aergers bewog ihn im Juni 1876, Knall und Fall seine Stelle als Obmann des Clubs der Linken niederzulegen, weil ein Theil desselben den Südtirolern keine Concessionen machen wollte. Und einen ähnlichen Wankelmuth, der meist nur auf rein subjective Gründe zurückzuführen ist, legte Herbst in den parlamentarischen Verhandlungen über die Orientfrage an den Tag. Ende Mai 1876, als der Ausbruch des ersten Serbenkrieges schon vor der Thür stand, hielt Herbst in der Delegation zwei fulminante Reden gegen die „Geheimnißkrämerei", welche die Regierung mit den Centralactiven trieb, offenbar in der Absicht, sich daraus einen, keiner parlamentarischen Controle unterliegenden Fonds für unvorhergesehene Fälle zu bilden. Wirklich erzwang er durch die Drohung, es sei besser, daß die Delegirten ihre Mandate niederlegten, als sich länger eine solche, für einen Verfassungsstaat unerhörte Thatsache gefallen zu lassen, die wenigstens bruchstückweise Vorlegung eines Inventars der Effecten, die noch aus den vordualistischen Zeiten in den Kassen des Finanzministeriums ruhten. Mit dem Plane jedoch, durch die Verwerthung dieser 40—50 Mill. Effecten sowie mit den 10 Mill. des Stellvertreterfonds aus der Zeit vor Einführung der allgemeinen Militärpflicht die Militärlasten herabzusetzen, weil man „mit Obligationen keinen Krieg führe, der Kriegsschatz anderer Staaten in Gold bestehe und man nur mit großen Kosten einen Schatz aufbewahre, der im Falle des Bedarfs nicht zu brauchen sei und fortwährend durch Börsenfluctuationen geschädigt werde" . . . damit drang Herbst nicht durch. Er schloß mit großer Energie: „Wir werden unsere Anträge auf Verminderung der Lasten immer wiederholen; die Regierung wird auch einmal nachgeben, nur vielleicht zu spät! Die Noth und die unerbittliche Nothwendigkeit werden ihre Lehrmeister sein; denn vielleicht ist der Zeitpunkt nicht mehr so fern, als der Herr Reichsfinanzminister glaubt, wo die Quoten nicht mehr eingehen werden." Allein noch in der nächsten Delegationssession im December 1877, wo die Occupation doch bereits klar vorherzusehen war, sehen wir Herbst selber das Vertrauensvotum der Delegation für Andrássy in fast überschwenglicher Weise formuliren: „Die Aufschlüsse sind in ausgedehntester Weise gegeben worden, die Beruhigung darüber verschafft, daß der Minister unsere Interessen mit Entschiedenheit geltend macht." Das proclamirte am Vorabende des Einmarsches in Bosnien derselbe Staatsmann, der im Mai 1876 an der Politik Andrássy's nur das Eine auszusetzen gefunden, daß sie den Occupationsgedanken nicht präcis genug ausschließe. Allerdings zu einem Vertrauensvotum der Delegation hatte Herbst trotzdem auch damals dem Minister verholfen: und wie er im December 1877 Andrássy „für seine Offenheit und Klarheit dankte", so fand er auch schon im Mai 1876, daß das Parlament „nähere Einzelheiten nicht fordern könne". Gegen den ganz neuerfundenen Modus Andrássy's, die Vorgänge der auswärtigen Politik der Oeffentlichkeit vollends zu entrücken und im geheimnißvollen Dunkel der Finanzausschüsse beider Delegationen, sogar ohne Zulassung von Stenographen, abzuthun, hatte Herbst nicht das Geringste einzuwenden. Gleich den übrigen 20 Ausschußmitgliedern fühlte er sich „beruhigt", ohne daran zu denken, daß vielleicht auch die Steuerzahler ein Recht auf „Beruhigung" hatten: erst als Andrássy es nicht mehr der Mühe werth fand, die Herren zu „beruhigen", ward er auffässig. Im März 1878 votirte Herbst zwar

natürlich mit der gesammten alten Garde der Verfassungspartei in der Delegation gegen den Sechzig-Millionen-Credit; doch erhob er weder damals noch im Juni, als die Delegationen in die Verwendung jenes Credits willigten, irgendeine Einsprache. Erst im November entpuppte er sich in der Delegation als Todfeind Andrássy's, der ihm die Occupation über dem Kopfe zusammengenommen, obschon sie doch seit zwei Jahren deutlich erkennbar in der Luft geschwebt! Ein Führer in seiner vollen Kraft und Bedeutung wird Herbst der Verfassungspartei erst dann wieder sein, wenn die förderalistischen Angriffe neuerdings Deutschthum, Glaubensfreiheit und Verfassung ernsthaft gefährden.

Steht doch der Beginn dieser Zeit nahe genug bevor, seitdem Graf Taaffe in der Budgetdebatte sich offen zu dem Programm bekannt hat: „Es dürfe keiner, ich sage keiner von allen Volksstämmen der Monarchie sich in seinen historisch erwiesenen oder angeborenen Rechten gekränkt fühlen", und seitdem er in diesem Sinne „Aenderungen zum Wohle der Länder" in Aussicht stellte. Wer die staatsrechtliche Terminologie der Parteien in Oesterreich kennt, der konnte über den wahren Sinn dieser Worte nicht in Zweifel sein; der bedurfte, um darüber aufgeklärt zu werden, nicht erst des Jubels, womit die Rechte sie begrüßte, nach der offenen Ansprache des Fürsten Czartoryski an die Linke: „Ich lade Sie zu keiner Versöhnung ein; denn wir sind Gegensätze und werden es bleiben"; auch eine Annäherung der liberalen Elemente von links und rechts sei nicht möglich; denn es bleibe „der Hauptdifferenzpunkt, der die beiden großen Lager trennt", der Gegensatz der Anschauung zwischen einem constitutionellen Staatswesen und einem Reiche, worin „die historisch-politischen Individualitäten" die Spanische Wand für nationale Vergewaltigung und feudal-klerikale Reaction abgeben. Von dem Augenblicke an ist auch die Verfassungspartei wieder fest geeinigt, sitzt Herbst wieder stramm im Sattel an ihrer Spitze. So zeigte er in seiner großen Budgetrede vom 12. April 1880 mit einer patriotischen Wärme der Empfindung, mit einer Schärfe der Logik, einer Fülle und Präcision der thatsächlichen Beweise, einem ätzenden und doch stets staatsmännisch kühl bleibenden Sarkasmus, daß die Linke „eine numerisch fast gleiche und auch sonst nicht zu unterschätzende Minorität" bilde; daß „die Deutschen nicht dazu da seien, Statisten abzugeben"; daß sie „nur Eine Sehnsucht haben, die staatsrechtlichen Experimente ein Ende nehmen zu sehen". Tags darauf ward die Bewilligung des Dispositionsfonds verworfen, nachdem Herbst das Votum der Opposition motivirt mit dem „Mistrauen in die Action der Regierung und den daraus sich ergebenden Besorgnissen für die Stabilität der staatlichen Einrichtungen, für die Aufrechthaltung und Anerkennung der in Ausführung der Verfassung erlassenen Gesetze, für die berechtigten Interessen des deutschen Stammes, namentlich in den Kronländern mit gemischter Bevölkerung". Wo diese Güter in Gefahr stehen, da ist Herbst auf der Hochwacht: und sein erster Sieg nach Raillirung der nahezu zwei Jahre zersprengt gewesenen Verfassungspartei war die erste Niederlage des Grafen Taaffe in einem Hause, wo bisher noch immer und unwandelbar die Föderalisten die Majorität gehabt. „Schwere Zeiten brechen für den Parlamentarismus an; überall in Europa wird das freie Wort beschränkt; eine Missethat aber wäre es, wenn wir selbst es tödten wollten", rief

Herbst im Januar 1879 dem Hause zu, als er dessen Recht, über den Berliner Vertrag zu beschließen, vertheidigte. Hoffentlich wird er in diesem Kampfe mit allem Muthe die Fahne der Verfassungspartei hochhalten; für die Taktik aber wird diese gut thun, andere Führer zu Rathe zu ziehen. Daß es ihm an geistiger Frische, an Kampfesmuth und Kampfesfreudigkeit auch im Alter noch nicht fehlt, das hat er dann wieder durch seine große Rede vom 26. April 1880 in der Budgetdebatte bewiesen, mit der er dem Ministerium Taaffe den Fehdehandschuh hinwarf: „es suche sich durch «Täuschungen» über den Schluß der Session hinauszuhelfen, um dann als Executivorgan der Rechten deren Parole «nix taitsch» zu realisiren".

Mehr als Journalist, denn als eigentlicher Politiker zählt Kuranda, der jetzt auch schon sein 69. Lebensjahr vollendet, zu jener alten Garde, die seit den Märztagen auf der Bresche gestanden. Obwol er aber schon im September 1848 aus der frankfurter Paulskirche, wohin ihn Teplitz entsendet, zurückkehrte, um in Wien die „Ostdeutsche Post" zu gründen, wurde doch eine Haussuchung bei ihm vorgenommen, die ergebnißlos blieb. Als 30 Jahre später Kuranda im Finanzausschusse in seinem Bericht über das Polizeibudget, zum Beweise dafür, wie das Avancement in diesem Dienstzweige ein unendlich langsames sei, anführte, daß der damals bei jener Visitation amtirende Commissar erst jetzt in eine höhere Charge vorgerückt sei, erklärte ihm das Graf Taaffe lachend: „Der Mann ist nicht befördert, eben weil er damals nichts bei Ihnen gefunden hat, Herr Doctor!" Als Böhme, der die czechischen Agitationen kennt, wie von der Redaction der „Grenzboten" her, ist Kuranda ein ehrlicher Deutscher: er ist aber auch zugleich ein enragirter Oesterreicher, sodaß er mit vollem Rechte von sich rühmen kann, daß seine schwarzgelbe Gesinnung ihn nie verlassen und er die Realisirung seiner deutschen Ideale wie seiner liberalen Ideen niemals anders als unter österreichischer Hegemonie gesucht habe. Es war nicht immer leicht, diese Hoffnung aufrecht zu erhalten. Denn Kuranda war's, zu dem Schmerling, damals Justizminister, als die „Wiener Zeitung" eben wieder ohne des Ministers Vorwissen eine reactionäre Verordnung über das Justizdepartement gebracht, erregt das geflügelte Wort sprach: „Was sagen Sie zu diesen Zuständen!" Und wieder war's Kuranda, dem ein Decennium später Bach, nach dem Tage von Solferino und hart vor seiner Entlassung, auf die Bemerkung, nun werde man doch auf eine Volksvertretung zurückgreifen müssen, mit unbeschreiblich vornehmem Hohne entgegnete: „Eine Tribüne in Oesterreich! Wo denken Sie hin!" Nun, in freiheitlicher Richtung sind ja seine kühnsten Träume in Erfüllung gegangen, und soweit die Arbeit der Tagespresse dabei überhaupt in Betracht kam, mag er sich ohne Ueberhebung rühmen, redlich das Seine zu diesem Triumphe beigetragen zu haben. Eine wunderliche Mischung dagegen gaben seine schwarz-gelben und schwarz-roth-goldenen Ideen ab: im Grunde läuft dies Amalgam bei ihm darauf hinaus, daß Deutschland nichts anderes zu thun habe und sich glücklich schätzen müsse, durch Hebung des Ruhmes und der Macht des deutschen Namens Oesterreich und insbesondere die Deutsch-Oesterreicher „auf den Glanz herzustellen". Nicht immer kann er mit dieser naiven Weltauffassung zurückhalten. „Das erschwert ja eben unsere Stellung gegenüber den Czechen so außerordentlich,

daß ihr da draußen auch so gar nichts thut, um den Nimbus des Deutschthums zu heben und uns hier ein Relief zu geben", sagte er vor 20 Jahren unter Schmerling im Tone bittern Vorwurfs zu einem Deutschen aus dem Reiche. Freilich, als dann späterhin so manches geschah, um das Ansehen der Deutschen zu stärken, war das wiederum nicht nach Kuranda's Geschmack. Dieser Kampf zwischen zwei Seelen, die in seiner Brust leben, blieb aber bis zur vollkommenen Auseinandersetzung mit dem Deutschen Reiche keinem ehrlichen und liberalen Deutsch-Oesterreicher erspart. Auch Tegetthoff machte kurz vor seinem Tode in einem Briefe an einen Freund dem tiefen Schmerz darüber Luft, daß „in einer Zeit, wo unsere schönsten Jugendträume in Erfüllung gehen, leider nicht unter Oesterreichs Führung! Oesterreich von Polen und Rumäniern (Potocki und Petrino) regiert werde". Nur darf man nicht glauben, daß dieser innere Widerspruch Kuranda den klaren Blick mit leeren Illusionen trübe: im Gegentheil könnte da so mancher „Realpolitiker" von ihm lernen. Als der „gute Graf Rechberg" — der Titel rührt gleichfalls von Kuranda her — 1863 den frankfurter Fürstentag in Scene setzte, war Bismarck nicht der einzige, der gleich vorhersagte, die Sache werde mit einer „tüchtigen Verschnupfung" Oesterreichs enden; Kuranda, der sich gerade in Gastein aufhielt, schrieb gleich auf die erste Nachricht ganz in dem gleichen Sinne an seine Redaction von dem unvermeidlichen Fiasco. Er, der sich als Journalist wie als Deputirter in allen religiösen Fragen, um seines Glaubensbekenntnisses willen die ängstlichste Reserve auferlegt und daher in die glänzendsten Debatten des Reichsrathes nicht eingetreten ist, beherrscht unbedingt das Terrain, wenn es sich im Abgeordnetenhause oder in der Delegation darum handelt, eine große Frage der auswärtigen Politik tiefer zu erfassen. So ward der „Zeitungspolitiker" zum unbequemsten Gegner des „Realpolitikers" Andrássy, der seinen Argumenten nichts anderes als Unartigkeiten entgegenzusetzen wußte, und der schneidigste Kritiker der ganzen Orientpolitik, dessen Einwürfe sich nicht, gleich den finanziellen Anklagen Herbst's, durch die vornehme Widerlegung abtrumpfen ließen, daß dergleichen Dinge doch nicht „vom Standpunkte des Jahresbudgets aus beurtheilt werden dürfen". In Betreff der politischen Constellation reichte Kuranda's Blick ungleich weiter als der Herbst's. Als dieser noch in der Delegationssession vom Mai 1876 die Initiative für ein Vertrauensvotum ergriff, das dem eben von der Berliner Conferenz der drei Kanzler zurückkehrenden Grafen Andrássy ertheilt ward, faßte Kuranda bereits richtig und sicher die Wendung ins Auge, die mit der Preisgebung der österreichischen Reformnote und der Annahme des russischen Memorandums als Grundlage der Action eingetreten war. Zwei Tage vor Verwerfung des Memorandums in London hielt der Minister noch den Beitritt Englands für zweifellos; vier Wochen vor Ausbruch des Serbenkrieges prophezeite er, die Höhe der Krisis sei überstanden. Kuranda hingegen, der rundheraus „die Unterstützung der Insurgenten" durch Andrássy für den „Schwerpunkt der ganzen Frage" erklärte, prognosticirte ganz scharf: „Wir gehen einem großen Feldzuge entgegen, ohne eigentlich zu wissen, wohin wir zielen", seitdem wir „von der ofener Note abgekommen und dahin gelangt sind, daß jetzt der Kern der Sache in dem Resultat der Berliner Conferenz liegt". Nur „pour l'honneur du drapeau" ergriff Kuranda in der

Plenardebatte, als Derby's Weigerung, sich zu betheiligen, bereits bekannt war, nochmals das Wort, um Andrássy zu mahnen, er möge durch Vorlegung seines Programms die Unklarheit seiner jetzigen Politik beseitigen und namentlich mit den alten Traditionen Oesterreichs der Türkei gegenüber nicht brechen. Der Minister erwiderte im höchsten Grade unwirsch: „Traditionen kenne er nicht; ein Programm könne er sich, angesichts unberechenbarer Ereignisse, nicht denken; was seine Mittel und Wege anbeträfe, so sei es besser, der Herr Vorredner bleibe auch ferner darüber im Unklaren, als daß alle Welt sie kenne." Das war für einen Staatsmann, dem sich eben erst die Zukunft auf wenige Wochen, ja auf ein paar Tage hinaus als „unberechenbar" erwiesen, ziemlich hoch vom Thurme geblasen. Mit klarer Voraussicht aber entwickelte Kuranda nunmehr im Reichsrathe bei der großen Orientdebatte vom November 1876 die unvermeidlichen Consequenzen der Andrássy'schen Politik für die auswärtige wie für die innere Lage Oesterreichs. Er begann mit einer Reminiscenz an die Parallelaction in den Herzogthümern und wie damals Rechberg dem Hause habe Rede und Antwort stehen müssen, während „wir Andrássy nicht citiren können". Die Zukunft habe damals entschieden, daß das Haus im Rechte gewesen; trotzdem „sehe ich heute wieder die alten Fehler begehen: Unklarheit und Phantasterei in den Zielen, Inconsequenz in den Mitteln, von Tage zu Tage Wechsel in den Ansichten — damit macht man keine große Politik! Nur mit dem Fuße braucht man auf den Aufstand zu treten; statt dessen durften Ljubibratic und tutti quanti Dalmatien als Operationsbasis benutzen, und ein kaiserlicher General hielt es nicht unter seiner Würde, zu den Insurgentenchefs in die Sutorina zu gehen und mit ihnen zu verhandeln. Die Politik, die der in Dalmatien regierende Statthalter als südslawischer Patriot betreibt, das ist heute unser Fahrwasser. Mit jener Nonchalance, Herbheit und Gereiztheit, die wir auch hier wieder vom Ministertische aus zu hören bekommen, trat Andrássy schon in der Delegation auf, weil er gerade damals die Absage Englands erhalten, sich also großartig getäuscht. Mit dem Dreibunde geht es bergab: die Politik «von Fall zu Fall» wird zur Politik «von Stufe zu Stufe». Immer wenn Oesterreich nachgegeben, lesen wir den stereotypen Satz: «Der Dreibund ist gefestigt, der Friede gesicherter als je.» Serbien erklärt den Krieg und wir schweigen still, obschon die Officiösen erklärt, nie würden wir es dulden — aber «der Dreibund ist fester als je, der Friede gesichert». Die pester Polizei thut ihre Schuldigkeit gegen die russischen «Aerzte» vom Rothen Kreuz mit Revolvern und muß sie freigeben — aber «der Dreibund ist fester als je, der Friede gesichert». Die Türkei soll schon seit 100 Jahren todt sein; aber Energie, Stolz, Selbstbewußtsein, Tapferkeit flößen Respect ein — ein Staat, der das leistet, ganz allein, ist noch eine harte Nuß für den Angreifer. Und ist es ritterlich, einem befreundeten Staate Arme und Beine zu halten, während ein fremder Räuber ihn an der Kehle packt? Eine confuse Idee vom «Reichslande» soll aus der Verlegenheit helfen, weil niemand zu sagen weiß, wer die Eroberung nehmen soll, wenn man uns schon zu einem Ritt ins romantische Land auffordert. Ungarn dankt, wir gewiß; wir wollen nicht das Lebendige auf das Todte legen! In unsere Verfassungsmosaik einen neuen Stein pressen, heißt den Staat zerstören. Hören Sie gegen eine kleine, aber mächtige Partei die Stimme, die Sie fragt,

ob wir uns nicht den convulsivischesten Zuckungen preisgeben, wenn wir dort von unserm Gelde Straßen bauen und Revolutionen niederhalten?" So sehr ward Kuranda der Mittelpunkt der Opposition, daß vor der Delegationssession vom März 1878 in seiner Wohnung die Abgeordneten der Verfassungspartei sich über die Verweigerung des Sechzig-Millionen-Credits einigten und ihn beauftragten, das Resultat dieser Berathung dem Minister mitzutheilen. Die vollendete Opposition fand an ihm einen nicht minder unbeugsamen Gegner. Im December 1878 rief er Andrássy das Wort Magne's über die mexicanische Expedition: „Légitimement commencée, glorieusement défendue, malheureusement finie" in der Delegation zu, von welchen drei Epitheten das erste hier nicht einmal zutreffe, und erinnerte den Minister Hoffmann an das Schicksal, das ihn bei der Parallelaction in den Herzogthümern getroffen, als preußische Bajonnete den kaiserlichen Regierungscommissar aus Itzehoe hinauscomplimentirten, wohin Baron Hoffmann die holsteinischen Stände berufen. Dann aber war Kuranda des grausamen Spieles so satt, daß er sich, ebenso wie Herbst und Giskra, einer Fortsetzung desselben in der zweiten Hälfte der Delegationssession im März 1879 durch Niederlegung des Mandats entzog. Aber nochmals, wer von den beiden ist in Wahrheit der Realpolitiker: der Minister, der, im Besitze aller diplomatischen Hülfsmittel, im Mai 1876 „den Brennpunkt der Krisis für überdauert, den europäischen Frieden für thatsächlich gesichert, die Theilnahme Serbiens und Montenegros an der Insurrection für verhindert" erklärt ... oder der Publicist, der, ganz auf sich selber angewiesen, rundheraus sagt: „Das Berliner Memorandum hat die Bedeutung des ersten Kanonenschusses!"

Obgleich noch nicht über 64 Jahre alt, steht der kranke Brestel nur mehr als eine Ruine im Reichsrathe da, wo er die Reminiscenzen von 1848 vertritt. Seine den mathematischen und Naturwissenschaften gewidmeten Studien hatten ihm als blutjungem Menschen zur Stelle eines Assistenten an der wiener Sternwarte verholfen. Er verlor dieselbe aus einem komischen Grunde: zu seinem Berufe gehörte nämlich auch die Ausarbeitung des officiellen Kalendariums mit allen kirchlichen Feiertagen; und da waren dem angehenden Astronomen nun zwar Epakten und Güldene Zahl, nicht aber die Kanonischen Regeln geläufig. So beging er das unerhörte Versehen, das sich nun in alle österreichischen Kalender des betreffenden Jahres fortpflanzte, irgendeinem Heiligen seinen Festtag einfach zu streichen, weil derselbe mit einem der wandelbaren Feiertage zusammenfiel, während er denselben in diesem Falle auf ein anderes Datum hätte verlegen sollen. Der also geprellte Heilige bewirkte die Versetzung Brestel's an die olmützer Hochschule, von welcher er später an die wiener Universität kam. Mit 32 Jahren in den Reichsrath gewählt, nahm er im Verfassungsausschusse eine ebenso hochgeachtete wie einflußreiche Stellung ein: vielleicht war das der Grund, weshalb er, der wahrlich kein revolutionäres Temperament besitzt, nach dem Staatsstreiche von Kremsier mit besonderer Hartnäckigkeit gemaßregelt wurde, sodaß er in ernsthafter Mühsal und Noth sein Leben mit Ertheilen von Privatstunden fristen mußte, bis er endlich nach Gründung der Creditanstalt sieben Jahre später als deren Secretär wieder ein leidliches

Unterkommen fand. Seine Zaghaftigkeit bildete daher auch längere Zeit ein ernsthaftes Hinderniß für die Constituirung des Bürgerministeriums, dem er, wol nur wegen seiner Vertrautheit mit Ziffern, als Finanzminister angehörte: er könne sich, im Alter von 52 Jahren, nicht noch einmal der Eventualität aussetzen, wieder vis-à-vis de rien dazustehen, wenn in ein paar Monaten die ganze Herrlichkeit abermals vorbei sei. Diese Bedenken wurden nun überwunden durch das Gesetz, das jedem österreichischen Minister, wie kurze Zeit immer er im Amte gewesen, eine Pension von 5000 Fl. garantirte. Einmal Minister, blieb übrigens Brestel nicht nur der schlichte Mann, der er stets gewesen; er übertraf auch durch seine Leistungen bei weitem die Erwartungen, die man allgemein von ihm gehegt. Neid- und anspruchslos überließ er in dem prachtvollen Palais Eugen's von Savoyen in der Himmelpfortgasse, das die Residenz des Hofkammerpräsidenten war, wie der Finanzminister im Vormärz hieß, an den gemeinsamen Finanzminister Baron Becke, dem doch bloße Kassirerfunctionen oblagen, fast die ganzen Wohnungsräumlichkeiten, sich selbst nur eine bescheidene Junggesellenwohnung vorbehaltend; und sogar in diesem Quartier nahm er noch eine Aenderung vor, als die sehr nervöse Frau Baronin sich beklagte, daß gerade über ihrem Boudoir so oft mit dem Sessel gerückt oder auf- und abgegangen werde. So ist es denn auch bezeichnend, daß Brestel's untere Beamte für ihren Chef, trotz dessen griesgrämigen Wesens, durchs Feuer gingen, während die Hofräthe seines Departements ihm wenig geneigt waren. Einer derselben, Ritter von Neuwall, nahm sich sogar heraus, ihn bei der ersten Vorstellung im Finanzministerium als einen homo novus zu begrüßen, dem er in gönnerhaftem Tone seine und seiner Collegen Unterstützung zusagte. Brestel's verdienstlichstes Werk war die Unification der Staatsschuld, womit zugleich eine Reduction der Zinsen verbunden war. Er hatte hierbei einen harten Kampf mit der „Bankrottirerpartei" im Abgeordnetenhause zu bestehen, die den Gläubigern ein brutales „mitgestohlen, mitgehangen" ins Gesicht warf und das Gleichgewicht in den Finanzen Oesterreichs durch einen offenen Act der Crida herstellen wollte, indem sie die Zinsen der Staatsschuld auf die Hälfte herabsetzte und jede neue Steuer perhorrescirte. Fest und bestimmt erklärte der Minister, die Reduction dürfe nur so weit gehen, daß sie den Abgang dessen ersetze, was Ungarn in dem Ausgleiche zu wenig übernommen. Sein Plan war, durch eine einmalige Vermögenssteuer, die auf drei Jahre vertheilt werden sollte, definitive Ordnung in den cisleithanischen Finanzen zu schaffen. Als er sah, daß er damit nicht durchdrang, erklärte er: „Zurückziehen werde er den Antrag nicht; denn es sei nur Sache der Volksvertretung, nicht der Regierung, auszusprechen, daß die Opferwilligkeit, an welche das Ministerium für einen Act des Patriotismus habe appelliren wollen, bei der Bevölkerung nicht existire — ebenso wenig aber mache er aus der Annahme eine Cabinetsfrage; das thue er nur in Betreff der Grenze, die der Zinsenreduction gezogen werden müsse." Aber obwol er sich auf bloße Erhöhung der Steuern angewiesen sah, hatte Brestel, bei der Stille, die während der Jahre 1868 und 1869 am Horizont der auswärtigen Politik herrschte, doch die Genugthuung, Budgets zu entwerfen, die sich im Gleichgewicht erhielten, ja nominelle Ueberschüsse aufwiesen. Auch nach seinem Rücktritt aus dem Ministerium blieb er seiner Rolle als „Sparmeister" im Abgeordneten-

hause wie in der Delegation getreu. Vor dieser, aber auch nur vor dieser Einen Rücksicht muß selbst Brestel's Liberalismus schweigen: er votirte gegen die Aufhebung des Zeitungsstempels, obschon derselbe doch zu den giftigsten Früchten der allgemeinen Reactions- und in Oesterreich noch ganz specifisch der Concordatszeit gehört; obschon Ungarn diese Abgabe seinen Journalen abgenommen, sodaß die Erhebung des Kreuzers von pester Blättern den ersten Zwischenzoll zwischen den beiden Hälften der Monarchie bildet; ja obschon auch Preußen davon abgekommen ist. Und doch geht das Gerechtigkeitsgefühl Brestel's noch über finanzielle Erwägungen. Er stimmte bei der Revision des Ausgleichs mit Ungarn den Forderungen Tisza's in Sachen der Steuerrestitutionen bei, weil er, anders als Herbst, mit Recht oder mit Unrecht glaubt, die Magyaren seien in diesem Punkte wirklich übervortheilt worden. Abgeordnete der Linken von allen Nuancen sprechen daher von Brestel und seinem Charakter, namentlich seitdem seine Krankheit ihn jeder Rivalität aus dem Wege rückt, immer nur in Ausdrücken der höchsten Verehrung: und ein Gefühl der Wehmuth beschlich das Haus, so oft er sich im Anfange der letzten Session noch von Freunden in den Saal und sofort wieder hinausführen ließ, wenn es wichtig war, daß er bei irgendeiner Wahl seinen Zettel abgab. Jetzt ist er seit lange auf Urlaub.

Den denkbar stärksten Gegensatz zu Brestel's durchwegs aufopferungsfähiger Haltung bildet diejenige des jüngern Plener, der erst im 39. Jahre seines Alters steht, sich aber seine schönsten parlamentarischen Erfolge, bei bedeutendem oratorischem Talent und ausgebreiteten Kenntnissen, selbst in den Augen der eigenen Partei fast regelmäßig dadurch verdirbt, daß er alle seine Reden und Argumente sichtlich auf die Möglichkeit, ein Portefeuille zu erlangen, zuspitzt. „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt." Ein Sohn des Herrenhausmitgliedes und frühern Ministers, betrat Plener die diplomatische Laufbahn, wobei er als Attaché in Paris und London die Gelegenheit fleißig benutzte, namentlich in England wirthschaftliche Studien zu machen. Erst mit Einführung der directen Wahlen sagte er dem diplomatischen Dienste Valet und übernahm das Mandat in den Reichsrath für die Handelskammer von Eger, die es ihm auch im vorigen Sommer zum zweiten mal verlieh. Edler von Plener war bereits mehrmals mit der Regierung und namentlich mit dem Finanzminister Depretis in harte Rencontres gerathen: als es nun aber mit dem Cabinet Auersperg sichtlich bergab ging; als dasselbe zusehends an seiner Nachgiebigkeit in der ungarischen Ausgleichsaction und noch weit mehr an seiner vollständigen Nullität in Betreff der Orientpolitik verblutete, da war Plener der vorderste unter jenen Wettläufern der „bosnischen Linken", die keinen Anstand nahmen, in der Stunde der Entscheidung den Club der Linken zu sprengen und die Verfassungspartei lahm zu legen, indem sie mit Ostentation für Andrássy Partei ergriffen, durch den sie, bei dem unaufhaltsamen Verfall der cisleithanischen Regierung, dann mit einem Portefeuille bedacht zu werden hofften. Als die Verfassungspartei sich aufzuraffen suchte und ihre Delegirten im Frühjahr 1878 gegen den Sechzig-Millionen-Credit zu stimmen beschlossen, falls Andrássy nicht vor seiner Abreise zum Congreß eine bindende Erklärung abgebe, daß das Geld nicht zu

Annexionstendenzen misbraucht werden solle: da stellte Plener sich offen in den schroffsten Gegensatz zu seiner Partei. Mit solcher fanatischen Heftigkeit plaidirte er gleich damals für die nackte Eroberung, daß er sich sogar in eine Contreopposition verrannte und gegen die Bewilligung des Anlehens sprach und stimmte, weil der Minister sich nicht in der Delegation zu einer Manifestation ohne Hörner und Zähne herbeiließ, welche die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in Aussicht nahm. Von dem Standpunkte eines „Staatsmannes", auf den Plener sich doch so gern hinausspielt, eine auffallende Zumuthung, ehe man noch überhaupt wissen konnte, ob der Congreß Krieg oder Frieden bringen werde! Mit demselben Feuereifer trat Plener dann im Reichsrathe bei der Adreßdebatte Ende 1878 und bei der Discussion des Berliner Vertrags Anfang 1879 für die Occupationspolitik ein. Den Bedenken der Linken über die Rechtmäßigkeit der Hinrichtungen von Türken, die für ihren Landesherrn kämpften, setzte er ein wuchtiges und peremtorisches „Räuber erschieße ich!" entgegen, sodaß er sich heute noch von der Rechten mit seinem Zorn darüber, weil Hadschi-Loja dem Galgen entgangen, necken lassen muß. So brachte er es dahin, daß Herbst, Giskra und Genossen aus dem Club der Linken ausschieden und dieser, der einst mit seinen 95 Mitgliedern das Haus beherrschte, auf 40 Stimmen herabsank. Die letztern commandirten nun allerdings Plener und seine paar Genossen von der „bosnischen Linken", die im November ganz allein mit der Rechten gegen die Phalanx der Verfassungspartei, selbst einschließlich der Großgrundbesitzer, für die Occupation wider die Sturm'sche Adresse votirt. Aber auch als im Januar die Debatte über den Berliner Frieden die Déroute der Verfassungspartei vollständig und ihren Bruch mit der Regierung unheilbar gemacht, mußte Herr von Plener doch das „sic vos non vobis" an sich erproben. Nichtsdestoweniger scheint auch heute noch sein Hauptstreben darauf gerichtet, sich bei aller ehrlichen Opposition gegen das Ministerium Taaffe doch nur ja „regierungsfähig" zu erhalten. Seine vortreffliche Rede in der Adreßdebatte riß, mit einem reichen Material von Fachkenntnissen ausgestattet, von dem Misbrauche, den die Feudalen mit dem Worte „Autonomie" treiben, den Schleier ab. Die nicht minder tüchtige Rede in der Generaldebatte über das Budget aber fand selbst auf der Linken keineswegs ungetheilten Beifall. Wenn ein Redner der Verfassungspartei in solcher Lage und bei so gespannten Verhältnissen ohne jeden äußern Anlaß sich in Tiraden über die Nothwendigkeit ergeht, das Militärbudget und die Steuern zu erhöhen, so ist es niemand zu verargen, wenn er bei solchen fiscalischen Spitzen irre wird, wo die Oppositionsrede eigentlich aufhört und die Portefeuillecandidatenrede anfängt.

Zur „bosnischen Linken" gehörte auch Eduard Sueß, Professor der Geologie, der in der Debatte über den Berliner Vertrag sogar, in directem Gegensatze zu dem Minoritätsreferenten Herbst, als Majoritätsberichterstatter fungirte. Dem ungeachtet bestehen mehr Gegensätze als Aehnlichkeiten zwischen dem idealistischen Gelehrten, der gerade sein 49. Lebensjahr vollendet, und dem durchwegs den Praktiker zur Schau tragenden Plener. Mild und versöhnlich in seinem ganzen Wesen wie nach seinem Aeußern, verleugnet Sueß den ausgleichsfreudigen Kosmo-

politen selbst inmitten des ingrimmigsten Nationalitätenhaders nicht, sodaß er namentlich gelegentlich der Revision des ungarischen Ausgleichs wiederholt als Berichterstatter über die wichtigsten Streitfragen dem Ministerium Auersperg die wesentlichsten Dienste leistete. Einem Manne seines Schlages ist es einfach angeboren und zur zweiten Natur geworden, allüberall zur Verständigung zu sprechen; wie unter den streitenden Stämmen und zwischen den beiden rivalisirenden Hälften des Reiches, so auch zwischen Parlament und Regierung zu vermitteln, wo die verfassungstreue Majorität des erstern mit einem, ihrem eigenen Schose entnommenen Ministerium zu zerfallen droht. Dem Manne der Wissenschaft erscheinen aber die irdischen Dinge und Zerwürfnisse im Lichte idealer Verklärung. Nicht wie Plener, nahm Sueß für Andrássy's Orientpolitik deshalb Partei, weil er sich mit dem erbländischen Cabinet gründlich überworfen und dessen baldigen unaufhaltsamen Sturz im voraus escomptirte. Nein, er unterstützte Andrássy's Occupationsfeldzug, wie er Auersperg bei der Ausgleichsrevision zur Seite stand, weil, bei allen Ausstellungen im einzelnen, die leitenden Staatsmänner im großen und ganzen doch immer Fleisch und Blut vom Fleische und Blute der liberalen Parteien waren. Daß er gern einmal das Portefeuille des Unterrichts übernähme, weil er — seit 1873, wo er in das Abgeordnetenhaus eingetreten, feststehender Referent über das Budget dieses Departements — sich zutraute, auf diesem Felde etwas zu leisten: daraus macht Sueß kein Hehl. „Aber niemals werde ich mit einem Falkenhayn in einem Ministerium sitzen", so wies er die Andeutungen zurück, ob er nicht, zur Zeit, da die „Coalitionsregierung" noch „über den Parteien" stand, zur Vervollständigung des Cabinets Taaffe die Hand bieten wolle. Denn Eins gibt es allerdings, was den friedfertigen, ja ruhebedürftigen Gelehrten kampflustig und mit voller Rüstung angethan in die Arena ruft, wie das Trompetensignal das edle Streitroß aufs Schlachtfeld: das ist, wenn klerikale Intoleranz der freien Forschung ein Prokrustesbett unterbreiten will; wenn sie sich erkühnt, mit plumper Hand an das höchste Kleinod der Menschheit, religiöse Gleichberechtigung, zu tasten; wenn sie die nationalen Leidenschaften verblendeter Massen ausbeutet, um die Wissenschaft zu einer Domäne des Krummstabes und zu einem Werkzeuge der Hierarchie zu erniedrigen. Dann findet der sanfte Abgeordnete niederschmetternde Worte heiligen Eifers und Zornes, wie er sie bei der Budgetdebatte im April 1880 dem Ministerium ins Gesicht rief, als Graf Taaffe vom „Wohle der Länder und des Reiches" gesprochen: „Ich möchte wol wissen, welches Kraftwort — wahrscheinlich ein französisches — Fürst Felix Schwarzenberg dem Premier entgegengeschleudert hätte, der in einer entscheidenden Rede die Länder vor dem Reiche genannt." Und wieder am Schlusse seiner Rede gegen die Czechisirung der prager Hochschule: „Kaulbach sagte, man könne aus jeder menschlichen Physiognomie das Ideal und die Caricatur herauslesen; ich überlasse es dem Urtheile des Hauses, nach welcher Seite sich die Wahl der Regierung zuneigte. Wenn man die Geschichte des österreichischen Staatswesens aufschlägt und alle großen Staatsmänner Oesterreichs in ihrer Wirksamkeit überblickt, von Kaunitz bis auf Stadion, Bruck, Schwarzenberg, so findet man in diesem Buche keine Seite, welche nicht die Methode des jetzigen Ministeriums verdammt; deshalb kann ich eine für die geistige Entwickelung Ihres

slawischen wie des deutschen Volksstammes so außerordentlich wichtige Sache wie die Reorganisation der prager Universität nicht in die Hände dieses Cabinets legen."

So ward denn auch Sueß mit Einem Schlage gleich bei seinem ersten Auftreten für die confessionellen Vorlagen am 6. März 1874 zum berühmten Redner und Debater: denn er knüpfte in unmittelbarster Weise an seinen Vorredner an. „Dreimal sei derselbe mit seinem Schlußworte dem Anathem des Syllabus verfallen, indem er behauptete, die Kirche stehe der freien Forschung nicht entgegen, widerstrebe dem modernen Staatswesen nicht und verfechte die Glaubens- und Gewissensfreiheit — das Vaticanische Concil verdamme ausdrücklich die Gewissensfreiheit, die freie Forschung und den modernen Staat. Auf die weitere Bemerkung, es seien in Oesterreichs Geschichte immer die traurigsten Zeiten gewesen, wenn die Rechte der Kirche misachtet wurden, sei zu erwidern, die traurigsten Zeiten waren die, wo die Staatsgewalt sich der Kirche unterwarf. Das System der Ferdinande habe durch Provocirung des Dreißigjährigen Krieges Deutschland auf Generationen hinaus verwüstet und die Kluft zwischen Nord und Süd geschaffen: all dies Elend habe den Papst so wenig gerührt, daß er den Westfälischen Frieden verfluchte, was selbst Ferdinand III. so empörte, daß er den Buchdrucker, der das Breve veröffentlicht, ins Gefängniß werfen ließ. Das 18. Jahrhundert kennzeichne der Josephinismus, der zwar heute nicht mehr wiederherzustellen sei, dessen Schöpfer aber immer noch eine fast abgöttische Verehrung bei der Bevölkerung genieße, weil er ein Mann von Kraft, von klaren, selbstbewußten Zielen, von jenem Selbstvertrauen gewesen sei, das auch in andern Vertrauen erwecke. Josephinisches Selbstvertrauen nun, jene josephinische Thatkraft, die Freunde herbeizieht, Feinde niederhält, das allgemeine Vertrauen und den Patriotismus erweckt, die allein im Stande ist, der Regierung in den weitesten Kreisen Sympathien und Unterstützung zu erwecken, das sei es, was seine Partei von den Ministern verlangt. Niemals habe Rom in grausamerer Weise seine unbegrenzte Rücksichtslosigkeit gegen Oesterreich bewiesen als bei dem Abschlusse und Untergange des Concordats, das den rothen Faden in der Kirchenpolitik der Monarchie während des 19. Jahrhunderts bilde. Dieselben österreichischen Priester, die 1855 zur Concordatszeit in Rom als die treuesten Söhne der Kirche gepriesen wurden, hätten es 1870 erleben müssen, wegen ihrer Opposition im Schoße des Vaticanischen Concils mit Hohn als Schiffbrüchige im Glauben behandelt zu werden. Leider seien sie nicht von der Art jenes Bischofs von Rheims gewesen, der dem Bischof von Rom zurief: «So du kommst, um zu verfluchen, wirst du als Verfluchter von hinnen gehen.» Wenn man gesagt habe, es seien die Könige, welche die Jakobiner machen, so lasse sich mit dem gleichen Rechte behaupten, daß die Päpste die Atheisten großziehen. Denn auf Befehl des Vaticanischen Concils hätten jene Bischöfe das sacrificio dell' intelletto vollziehen müssen, während ein alter österreichischer Kirchenrechtslehrer schreibe: «Die Vernunft ist die göttlichste Gabe des Menschen; und der gebildete Mensch wird niemals den göttlichen Ursprung einer Religion zugeben, welche diese göttliche Gabe verwirft.»" Sueß war es auch, der den sehr vernünftigen Antrag stellte, die Bischöfe auf die Verfassung zu beeiden: ein Amendement, das die Regierung nur durch die Andeutung zu Falle brachte, daß die Krone es nicht sanctioniren würde.

Ganz und voll stand Sueß abermals auf der Höhe seiner Aufgabe, als er am 24. März 1874 über den vergeblichen Antrag des Budgetausschusses Bericht erstattete, die Staatssubvention für die Jesuitenfacultät an der innsbrucker Universität zu streichen. Sein Referat traf ins Schwarze durch den statistischen Nachweis, daß jene Anstalt nur den Einen Zweck habe, „durch Ausstreuung der einzelnen Schüler nach allen Diöcesen deutscher Zunge ein zusammenhängendes Netz zu bilden, dessen Fäden in Einer Hand zusammenlaufen". Unter den derzeitigen 199 Hörern seien 132 Ausländer und nur 67 Inländer, und unter den letztern eben immer einer, höchstens zwei aus Einer Diöcese, sodaß es klar sei, „wie mit dieser Vertretung jeder Diöcese in dem Institute die Ausbreitung eines Netzes von Ordensverwandten über alle Provinzen Oesterreichs beabsichtigt werde". Und dann zum Schluß die warme Apostrophe an die Ministerbank: „Es ist Thatsache, daß die gefährlichen Gegner der Regierung unter dem Bann der kräftigen Worte liegen, die wir vor kurzem von der Ministerbank vernommen haben. Stellen Sie sich aber die Stimmung vor, die morgen platzgreifen wird, wenn wir den Antrag des Budgetausschusses ablehnen. Die Regierung mußte auch diese Situation voraussehen. Ich richte nicht, ich tadle nicht; aber ich trauere um jene vortrefflichen Kämpfer für Freiheit und Gesetz, die heute, so bald nach diesem schwer errungenen Triumphe, sich durch ein wahrhaft tragisches Geschick genöthigt sehen, den Lorberkranz vom Haupte zu nehmen und durch dies Caudinische Joch zu gehen; folgen werde ich Ihnen nicht!" So hat auch Sueß in seinen großen Reden zur Budgetdebatte im April 1880 sich als ebenso warmherzigen wie eleganten und gewandten Vorkämpfer der liberalen Sache gegen die erneuten Versuche erwiesen, die Schule wieder, wie in der Concordatszeit, unter die Allgewalt des Klerus zu bringen; namentlich hat kein zweiter Redner mit so haarscharfer Logik den rein pfäffisch-reactionären Hintergrund der „nationalen" Bestrebungen auf diesem Gebiete bloßgelegt. So bezeichnete er in seinen jüngsten Reden zum Unterrichtsbudget als einziges Hinderniß des Ausgleichs zwischen den Nationalitäten den Krebsschaden, daß „die hohen Interessen des Unterrichts als Tauschmittel gegen politische Rücksichten" ausgebeutet werden, und daß die „Nationalen" sich den Feudalklerikalen mit Leib und Seele verschrieben: „Solange Sie die Sprache der Reaction reden, werden wir uns niemals verstehen!" Und mit gleich eleganter Wendung in der Debatte über die Einführung des Utraquismus an der prager Universität, der Carola-Ferdinandea, sagte er: „Der Bindestrich ist's, der uns trennt; halten Sie sich an das humane, freisinnige Zeitalter Karl's IV. und geben Sie die Reminiscenzen an Ferdinand II. auf, dann ist der nationale Friede fertig."

So schön dieser Idealismus sich anhört, in der praktischen Politik streift er schon hart an die Grenzen des Naiven. Was bleibt Rieger vom ganzen böhmischen Staatsrechte, wenn er die Ferdinand'schen Reminiscenzen von sich wirft? Und was ist Rieger ohne böhmisches Staatsrecht werth? Gerade so viel, wie der Mantel, wenn er nicht gerollt ist, in den Augen des Feldwebels aus den „Fliegenden Blättern"! Vollends bis zur höchsten Potenz getrieben, erscheinen dann aber Phrasen wie die folgenden, wenn sie in den wildentfesselten Streit der Nationalitäten hineingerufen werden: „Der Standpunkt der Wissenschaft ist der Nathan's des

Weisen, dem es genügt, ein guter Mensch zu sein ... den Gelehrten bewegen ganz andere Fragen; die Wissenschaft hebt ihn hoch hinaus über irdische Verhältnisse, stellt ihn vor die gewaltigen Fragen des Universums — kehrt er dann einmal zu menschlichen Verhältnissen zurück, so urtheilt er über Nationalitätenfragen ganz anders, als gewöhnlich in diesem Hause geschieht." Auch Gneist, Mommsen, Virchow sind am Ende Gelehrte so gut wie der Geologe Sueß: aber auf der Tribüne des Parlaments haben sie nie den Ton angeschlagen, der lediglich auf das Universitätskatheder gehört. Auch ist die Verwechselung des Tons nicht blos eine Aeußerlichkeit bei Sueß: die Confusion steckt oft tief im Innern; das komische Verkennen, wo sich mit einem vermittelnden Worte etwas ausrichten läßt, wo ein gutes Wort eine gute Statt findet und wo nicht, ist bisweilen das Symptom einer heillosen Begriffsverwirrung. Als der schutzzöllnerische Lärm losging, zog Sueß sich, um seinen leopoldstädter Wählern gerecht zu werden, ohne seinen Ruf als Liberaler zu schädigen, mit dem kolossalen Gallimathias aus der Affaire: „Es sei lediglich ein Wortspiel, das man mit dem Ausdruck Freiheit treibe, wenn man Handels- und politische Freiheit in Einen Topf werfen wolle." Für einen Professor ein starkes Stück im Zeitalter Bright's und Cobden's, wo die Ereignisse deutlich genug die Lehre gepredigt haben, daß freetrade und Selbstregierung in England ebenso unwandelbar miteinander verbunden sind wie Bourgeoiswillkür und Protectionismus unter der Julimonarchie! Wäre man in solchen Momenten versucht, Sueß zuzurufen:

... wo Begriffe fehlen,
Da stellt zu rechter Zeit ein Wort sich ein —

so durchbrachen doch mitunter auch diese Phrasenatmosphäre geniale Blitze. Wie wenn er die Haltung der Diplomatie in der Orientfrage mit „Zunftgelehrten" verglich, „die, im Uhrwerke sitzend, vom Zifferblatt nicht ablesen können, ob es 8 Uhr morgens oder abends ist, während die einfachen Gebirgsleute sich nach dem Stande der Sonne ganz gut über die Tageszeit orientiren".

Wenn wir zum Fortschrittsclub übergehen, ist von vornherein nur Eins festzuhalten: daß dabei jede Reminiscenz an Spaniens Progressisten oder auch blos an die preußischen Fortschrittler aus den Zeiten des Militärconflicts durchaus abgethan werden muß. Aber ebenso wenig darf man die österreichischen Fortschrittsmänner mit den heutigen preußischen vergleichen, die als Opportunitätsmänner von Stufe zu Stufe herabgesunken sind, bis der Unterschied zwischen ihnen und den Nationalliberalen ebenso wenig mehr zu entdecken ist wie der zwischen Alt- und Jungczechen. Die Herren vom linken Flügel der Verfassungspartei charakterisiren sich in Oesterreich umgekehrt durch eine unbeugsame radicale Politik, die mit großer Seelenruhe alle Fragen aus der Vogelperspective betrachtet, da die Betreffenden sich durch die Verhältnisse gegen die Zumuthung, ihre Principien jemals praktisch zu bethätigen, absolut sichergestellt wissen. Ein Vorwurf soll das beileibe nicht sein: denn bei der Eigenthümlichkeit des deutschen und österreichischen Parlamentarismus, daß die Regierung niemals ein Ausschuß der Reichstagsmajorität sein darf, ist es wenigstens gut, daß ehrliche Patrioten die

Fahne des Liberalismus in ihrer ganzen Reinheit hochhalten, da Capitulationen nimmermehr von einem auch nur theilweisen Erfolge begleitet sind. So wirkt in einer Zeit, wo das Recht, dem die Macht nicht zur Seite steht, für nichts mehr gilt, selbst ein solches Wolkenkukuksheim, wo ideale Güter für bessere Tage aufbewahrt werden, erfrischend für die politischen Geister und für die parlamentarischen Kämpfe. Natürlich aber hat die Medaille auch ihre Kehrseite. Wenn die Fortschrittspartei bei den letzten Wahlen, in abstractestem Doctrinarismus, nicht zufrieden, den Kampf mit der nationalen, feudalen und klerikalen Reaction aufzunehmen, auch der Krone in der bosnischen und in der Wehrgesetzfrage den heftigsten Widerstand leistete, den Ungarn durch Bekämpfung des Dualismus und der Delegationen den Fehdehandschuh hinwarf und sich die deutschliberalen Großgrundbesitzer durch einen Feldzug gegen das Wahlprivilegium dieser Curie verfeindete: so hieß das doch wirklich das Princip „Viel Feind', viel Ehr'" schon bis zu jener transscendentalen Höhe treiben, wo „Vernunft Unsinn wird". Und dann, da die Fortschrittler sich selbst in der Praxis außerhalb der Schußlinie stellen, ist die selbstverständliche Wirkung, daß die Regierung sie als harmlos beiseiteschiebt. Als Louis Napoleon 1867 in Salzburg den dort anwesenden Schindler sehen wollte, den man ihm nicht ohne Grund als einen Doppelgänger seiner selbst bezeichnet, ließ er vorsichtig bei Beust anfragen, ob der Kaiser es auch nicht übel vermerken werde, wenn sein Gast „einen Deputirten der Linken" bei sich empfange. Er begriff anfangs nicht, wie Beust die Sache mit einem herzlichen Lachen erledigte; nachdem er freilich Schindler gesprochen, sprach er zu General Fleury mit einem tiefen Seufzer voll schwermüthiger Resignation das geflügelte Wort, das einer verständnißinnigen Auffassung begegnete: „Ja, wenn meine Opposition so aussähe!"

Der beste, edelste und idealistischeste Vertreter dieser Richtung ist Rechbauer aus Gratz, der heute in seinem 66. Lebensjahre steht und Präsident des ersten, aus directen Wahlen hervorgegangenen Abgeordnetenhauses von 1873—79 war. In dieser Eigenschaft hat er sich Verdienste um die Revision des ungarischen Ausgleichs erworben, die ihm den Excellenztitel mit der Würde eines Wirklichen Geheimrathes eintrugen; und doch hatte er unter Hohenwart leidenschaftlich für die Budgetverweigerung gesprochen: Steuer- und Rekrutenbewilligung seien ja eben die dem Hause zur Verhinderung eines Staatsstreiches gegebenen Waffen; wende es sie jetzt nicht an, „wo man uns auf föderalistischem Wege aus unserer Verfassung treibt", so richte es sich selber zu Grunde, begehe muthwilligen Selbstmord. Ja, bei dem Straßenspectakel, den die gratzer Studenten gegen den Prinzen Alfonso, den mit einem Bruder des Kaisers verschwägerten Bruder des spanischen Prätendenten, anzettelten und der direct bei Hofe viel böses Blut machte, hatte Rechbauer die nächste Gelegenheit eines Bankets ergriffen, um einen Toast auf den viel angefeindeten Bürgermeister auszubringen, als auf den „ausgezeichneten Mann, der bei diesen bedauerlichen Ereignissen gezeigt, daß er mit loyalem Sinn für Recht und Ordnung auch Humanität, Mäßigung und Einsicht verbinde und nicht in jeder zusammengelaufenen Rotte schon eine Verbrecherbande erblicke, in die man mit Säbeln einhauen müsse, sondern dem Gewalt eben nur die ultima ratio sei, wenn kein anderes Mittel mehr vorhanden". Ja, eben noch als Excellenz

hat Rechbauer sich keinen Augenblick genirt, die fulminante Rede gegen das „Coalitions"-Ministerium zu halten, in welcher er demselben rundheraus seine Ungeduld erklärte, den Apostel der Fundamentalartikel so schnell wie möglich seinen Platz dem Messias derselben räumen zu sehen, da die brutale Gewalt weit weniger zu fürchten sei als die systematische Corruption des Parlamentarismus, man auch weit eher mit jener fertig werde. Wie alles, so ist in Oesterreich eben auch der Fortschritt in Gestalt einer Excellenz „gemüthlich": und richtet er dadurch, daß er die Dinge eben nur in Worten auf die Spitze treibt, nicht mehr aus als anderswo, so doch ganz gewiß auch nicht weniger. Im Gegentheil, er erspart dem praktischen Leben Conflicte, die sonst wol auf Jahre hinaus die „ungemüthlichsten" Verstimmungen erzeugen. Liebe zu verfassungsmäßiger Freiheit auf allen Gebieten und in jeder Richtung; Abneigung gegen den Militarismus, seine politischen und wirthschaftlichen Consequenzen; kerndeutsche Gesinnung bei vollster Respectirung jeder andern Nationalität: das ist die Säulentrias, auf der Rechbauer's politische Stellung ruht. So war er denn auch unter Schmerling Haupt und Herz jener, besonders aus Steierern und Oberösterreichern zusammengesetzten Autonomistenfraction, die den einzelnen Kronländern ein größeres Maß freier Bewegung gönnen, aber wohlgemerkt zugleich das dürftige Februarstatut in eine wirkliche Verfassung, den Reichsrathstorso aus bloßen Landtagsdelegationen in ein ernsthaftes Parlament verwandeln wollte. Namentlich aber machte Rechbauer gegen die Theorie von der Verwirkung der ungarischen Verfassung und gegen die praktische Folge dieser Theorie Front, daß der Reichsrath „über Ungarn ohne Ungarn" beschloß und das Budget für die jenseitige Reichshälfte in das Finanzgesetz für den Gesammtstaat einstellte. Auch die Forderungen der Polen vertrat Rechbauer mit Wärme soweit und solange nur irgend möglich unter dem Bürgerministerium und selbst unter dem Cabinet Adolf Auersperg; freilich nur um die schmerzliche Erfahrung zu machen, daß diesen Herren die Reaction an sich die Hauptsache war und daß sie sich aus Hohenwart's Hand mit Abschlagszahlungen auf ihre lemberger Landtagsresolution begnügten, die viel geringer waren als diejenigen, die sie unter liberalen Regierungen stolz zurückwiesen. Zu verargen war es daher Rechbauer nicht, wenn er jüngst gegen die drei Clubs der Rechten aufbrauste, weil sie dieselbe Devise „Autonomie", die er vor zwei Decennien auf seine Freiheitsfahne geschrieben, heute im Dienste der staatlichen und kirchlichen Reaction verwenden wollen.

Den größten Eindruck im In- wie im Auslande machte Rechbauer durch seine deutschfreundliche Haltung in der Herzogthümerfrage: in einer fulminanten Rede verurtheilte er Anfang 1864 die „deutschfeindliche" Politik Rechberg's, im Bunde mit Preußen die deutschen Staaten zu minorisiren, als „weder im wahren Interesse Oesterreichs gelegen noch einer dauernden Befestigung des Friedens förderlich". Natürlich war das völlig „unstaatsmännisch" ... „staatsmännisch" war es, im September durch die Reformacte und den Fürstentag von Frankfurt Preußen mit Hülfe des Bundestags unter die Hegemonie Oesterreichs bringen zu wollen; drei Monate später die Bundesversammlung mit Hülfe Bismarck's zu terrorisiren; und alle die Zeit über keine Ahnung davon zu haben, daß die Paralleloccupation gar nichts anderes sein konnte als die Einleitung zum deutschen Kriege. Auch Graf

Potocki nannte Rechbauer „regierungsunfähig", als er in dem Autonomistenführer einen Ministercollegen für seine Ausgleichsaction suchte und nun dessen ganz unannehmbares Programm erfuhr: „Unantastbarkeit der Verfassung mit schärfster Zurückweisung alles föderativen Gruppenwesens; ein Volks- und ein Länderhaus nebst Revision der Landtagswahlordnungen, einem freisinnigen Nationalitätengesetz sowie praktischer Durchführung der Grundrechte von Kremsier; Cassirung des Concordats; Herabminderung des Militäraufwandes durch zweckmäßige Anwendung des Landwehrinstituts, bis später das Milizsystem möglich sein werde; Erhaltung des Friedens durch freundschaftliches Verhältniß zu Preußen und Italien sowie durch Verzicht auf jede Bekämpfung der Einigung Deutschlands bei Niederhaltung der russischen Agitationen in den südslawischen Ländern." Regierungsfähig sind die Leute wie Potocki, der am Ende seiner Ausgleichsodyssee fast weinend im Herrenhause bekannte, dies Fiasco sei der schwerste Schlag, der ihn in seiner politischen Laufbahn getroffen — und im Abgeordnetenhause: wenn sein Werk nur gelungen wäre, würden die Herren ganz anders darüber urtheilen! Natürlich ist für den ganzen Continent und für Oesterreich noch insbesondere ein Politiker „regierungsunfähig", der wie Rechbauer stets für Ersetzung des stehenden Heeres durch das Milizsystem plaidirt und in der Delegation immer zu dem famosen „Streichquartett", der bête noire aller Kriegsminister, gehörte! Ja, der allein auf die Einziehung der Güter zur Todten Hand als auf das nächstliegende Mittel zur Wiederherstellung der Finanzen hinzuweisen wagte! Die Frage ist nur, ob es ein Fehler Rechbauer's oder ein Unglück der betreffenden Staaten ist, daß solche Hirngespinste „regierungsunfähig" machen. In England würde Rechbauer in ein Ministerium Gladstone gerade so gut passen wie Bright, Chamberlain oder Dilke.

Gleichen Alters mit Rechbauer ist der durchwegs praktisch und autokratisch angelegte mährische Fabrikant Skene, der denkbar diametralste Gegensatz zu dem idealistisch angehauchten Autonomisten aus Steiermark. Ist die Freiheit dem grazer Advocaten „die hehre, die himmlische Göttin", der er sogar ein gut Theil seines Einkommens durch Vernachlässigung seiner Kanzlei geopfert, so ist der Parlamentarismus für den brünner Tuch- und Zuckerindustriellen „die melkende Kuh, die ihn mit Butter versorgt". Wenn Rechbauer die Rücksichten auf die „interessanten Nationalitäten", namentlich bezüglich Ungarns, leicht bis zu einem, dem Deutschthum und den liberalen Ideen praktisch Eintrag thuenden Doctrinarismus treiben mag: so tritt Skene mit der ganzen Schneidigkeit des gewesenen Dragoneroffiziers für die Schmerling'sche Theorie von der Verwirkung der ungarischen Verfassung ein. Er ist vielleicht der strammste und starrste Centralist, den Oesterreich besitzt, und wäre eventuell wol noch heute geneigt, den Centralismus den Magyaren mit der Schärfe des Schwertes aufzuerlegen. Machte er doch auch nach dem Tage von Königgrätz kein Hehl daraus, daß er zur Nachgiebigkeit gegen die Prätensionen eines in der Cultur so tief stehenden Volkes wie die Magyaren absolut keinen andern Grund absehe, als die Hoffnung der Reaction, durch Befriedigung des nationalen Chauvinismus des deutschen Bürgerthums mit seinen freisinnigen und josephinischen Anforderungen Herr zu werden. Von Skene ist das Beste und

das Schlimmste gesagt in dem Satze: er will eine ernsthafte parlamentarische Regierung und ist der Todfeind jener jetzt so modernen constitutionellen Fictionen, denen zufolge eine Volksvertretung aus Opportunitätsrücksichten zu allem Ja sagen muß; spricht auch seine Ansichten so frei von der Leber weg, daß seine Reden inmitten des herkömmlichen Wortschwalls oft etwas recht Erfrischendes haben ... aber er strebt dies Régime nur deshalb an, um darauf eine Bourgeoisherrschaft nach Art des Julikönigthums, getragen von einer Großfabrikantencoterie, zu gründen, die mit allen prohibitionistischen Monopolen zur Ausbeutung der Masse von Staats wegen ausgestattet werden muß. Mit dem Bürgerministerium verfeindete sich Skene schon in den ersten Flitterwochen der neuen Aera, weil er entschieden gegen den finanziellen Ausgleich mit Ungarn gewesen war und nunmehr die Consequenzen für die Erblande durch eine Zinsenreduction gut machen wollte, die eigentlich ein Bankrott war. „Kein Ministerium der Welt ist sechs Millionen jährlich werth", rief er der Regierung zu, als sie die Cabinetsfrage stellte, falls das Haus auf die Plane der „Bankrottirerpartei" eingehe: „Es sei freilich sehr bequem, für die Herren Gouvernementalen erst Ungarn das Geld in den Schos zu werfen und sich dann als patentirte demokratische Liberale hinterdrein die Hände in Unschuld zu waschen wie Pontius Pilatus." Allerdings mußte er die Antwort hinnehmen, daß ja in der ersten Delegationssession gerade er als Militärtuchlieferant in den Bewilligungen für die Armee am weitesten, noch über die Forderungen des Kriegsministers hinaus, habe gehen wollen! Und als vier Monate später, im November 1868, die Bürgerminister mit aller Gewalt im Reichsrathe ein Ausnahmegesetz durchpeitschen mußten, das die Verhängung des Belagerungszustandes zu einer bloßen Executivmaßregel und selbst von jeder Controle des Parlaments unabhängig machte, scheute Skene sich nicht, ihnen die Wahrheit ins Gesicht zu sagen: „Wir verfallen aus einem Jammer in den andern, weil das persönliche System heute so gut wie unter Bach und Schmerling regiert, das persönliche System, das die heutigen Minister ebenso zu Falle bringen wird wie ihre Vorgänger." Wenn Minister Berger das als eine „leichtfertige Phrase" abfertigte, so bewies er durch diese Grobheit nur, wie tief er die Wahrheit eines Vorwurfs empfunden, den ja auch nach Jahresfrist die Thatsachen so vollauf rechtfertigten.

Nicht weniger scharf war Skene's Conflict mit Lasser, als er Ende 1876 bei der Budgetdebatte dem Ministerium erklärte, nur die Eine Bitte an dasselbe zu haben, daß es sich möglichst schnell zurückziehe und die Revision des Ausgleichs mit Ungarn unabhängigen Männern überlasse. „Zu Ihnen als Minister", fuhr Lasser auf, „hätte ich auch kein Vertrauen; aber dazu hätte ich keine fünf Jahre gebraucht, das hätte ich Ihnen als Excellenz gleich gesagt ... Feine Hiebe", fügte er entschuldigend hinzu, „stehen mir nicht zu Gebote, aber dem Abgeordneten Skene auch nicht." Man war damals in ministeriellen Kreisen arg erbittert auf Skene, weil er unter der Firma der „regierungsfähigen Opposition" aus den verschiedensten Fractionen der Verfassungspartei einen Club gebildet, dessen einzige Aufgabe es sein sollte, die finanziellen und wirthschaftlichen Interessen der Erblande bei dem neuen Ausgleiche mit Ungarn zu wahren. Ein höchst lobenswerthes Bestreben! Nur entsprach leider die Wirksamkeit des neuen Clubs nicht im entferntesten der

Etikette, die er trug. Skene hatte factisch nur den Einen Zweck im Auge: den neuen autonomen Zolltarif so protectionistisch wie möglich zu gestalten. Dieser Plan gelang ihm denn auch vollkommen, da das Cabinet Auersperg die überschlaue Diversion ersonnen, die Zoll- und die Ausgleichfrage in der Weise miteinander zu vermengen, daß das ackerbautreibende Ungarn in jene Industriezölle willigte, durch welche die erbländische Regierung die monopolslüsternen Fabrikanten im Reichsrathe zur Votirung der von Tisza beanspruchten Zugeständnisse in den Bank-, Steuer- und sonstigen Fragen bewegen wollte. Es war das wunderbarste Compensationssystem, das man sich denken kann. Die Gesammtheit der cisleithanischen Steuerträger mußte eine sehr erhebliche Mehrbelastung für die gemeinsamen Angelegenheiten auf sich nehmen und sich mit sehr namhaften Erhöhungen der Finanzzölle, deren Erträgniß vornehmlich Ungarn zugute kam, belasten lassen ... dafür, daß die pester Regierung dem Project ihrer wiener Collegen zustimmte, die Gesammtheit der ungarischen wie der österreichischen Consumenten durch eine kleine Producentenclique monopolistisch ausbeuten zu lassen! Als Skene seinen autonomen Tarif einmal in der Tasche hatte, kümmerte er sich um die Abwehr der Mehrbelastung von den Erblanden keinen Pfifferling mehr: er suchte sich eben nur nach Möglichkeit der übernommenen Gegenleistung zu entziehen, indem er sich bei der Abstimmung über die Finanzzölle auf Colonialwaaren und über die magyarischen Ansprüche in Bezug auf eine andere Verechnung der Steuerrestitutionen absentirte, um seine Chancen für die Neuwahlen nicht zu compromittiren. Im Mai 1880 sprach Skene gelegentlich der Vorlegung einer Militärtaxe, die den Zweck durchschimmern ließ, durch Erleichterung der Pensionirungen auch das Avancement zu fördern, die inhaltschweren Worte: „Es liegt durchaus kein Grund vor, Leute mit 1300 Fl. dafür zahlen zu lassen, daß gutsituirte Leute noch besser situirt werden; wer selbst nichts hat, darf nichts verschenken.“ Ein Spruch, werth mit goldenen Lettern über das Comptoir jedes schutzzöllnerischen Industriellen gesetzt zu werden. Ja, es liegt durchaus kein Grund vor, arme Teufel ihre Kleider zu Monopolspreisen zahlen zu lassen, damit Millionäre von Industriellen noch mehr Millionen zusammenscharren; der Staat, der selbst nichts hat, als was er aus den Taschen der Steuerträger nimmt, darf am allerwenigsten umgekehrten Socialismus treiben und die Armen zwingen, die Reichen zu beschenken.

Skene, der es im Privatgespräch liebt, den Freihandel — genau so wie der preußische Minister und Generalpostmeister Nagler die Eisenbahnen — für einen „Schwindel“ zu erklären, „von dem in ein paar Jahren kein Mensch mehr reden werde“, harmonirte nun wol in Betreff der Abschaffung aller Handelsverträge ganz vortrefflich mit der wiener Handels- und Gewerbekammer, die ihn 1873 in den Reichsrath entsandt hatte. Um so weiter gingen aber Mandatar und Mandanten auseinander, wenn es sich um Verwendung von Staatseinnahmen zur Sanirung von Eisenbahnen und zu sonstigen, der Krachzeit entstammenden Liebesdiensten handelte. Hier erwies sich Skene unerbittlich, so zwar, daß er auf die Frage, ob er denn lieber eine Eisenbahnruine im Herzen von Niederösterreich haben, als sie auf Regierungskosten ausbauen lassen wolle, pathetisch erwiderte: „Lieber als das Reich bankrott werden lassen!“ Dieser heilige Ernst im Geldsparen, selbst wo es sich um

die productivsten Gründerzwecke handelte, war nun durchaus nicht nach dem Geschmack der Kammerräthe. Als sie jedoch ihren Vertreter zur Rechenschaftsablegung vorforderten, bekamen sie sein ganzes autokratisches Naturell zu kosten. „Er habe nicht ihre Privatinteressen, sondern die des Reiches zu berücksichtigen; jedermann wolle vom Staate leben", sagte er ihnen das erste mal. Da sie ihm dann später die Forderung, er möge auf sein Mandat verzichten, in sehr unverblümter Weise nahe legten, erwiderte er nur: „Wenn Sie Wünsche haben, bitte ich dieselben so zu formuliren, daß ich sie verstehe." Sprach's, nahm seinen Hut, empfahl sich und ließ die Herren, einigermaßen verblüfft, sitzen. Außer zum Vortheil der armen Großindustriellen, wacht Skene mit Argusaugen darüber, jeden unbilligen Angriff zum Vortheil Einzelner von den Taschen der Steuerträger abzuwehren. Was läßt sich in dieser Richtung Kernigeres denken als seine Rede gegen die Militärtaxe: „Man will da wieder einen künftigen Dispositionsfonds gründen; Fonds aber darf man nur aus Ueberschüssen schaffen — wer passiv ist, kann keine Activen anlegen. Auch haben wir mit Fonds traurige Erfahrungen gemacht: so oft einem österreichischen Ministerium bange wird — und es wird ihm sehr oft bange — verflüchtigen sich diese Fonds; und jetzt sollen wir wieder einen Fonds anlegen, der, wenn wir ihn brauchen, ganz gewiß nicht da sein wird." Classische Wahrheiten! Aber wird nicht auch der Schutzzoll von seiten der Fabrikanten immer moralisch damit gerechtfertigt, daß er gleichsam einen Dispositionsfonds im Interesse der Arbeiter schaffen soll? Ist es nicht auch da eine auf dem Weltmarkt passive Industrie, die durch staatliche Zwangsmaßregeln Activen anlegen will? Und sind nicht auch diese Fonds jedesmal verflüchtigt, wenn mit ihrer Hülfe die rechte Widerstandsfähigkeit gegen die ausländische Concurrenz entfaltet werden soll? „Ja, Bauer, das ist ganz was anderes!"

Einer der lebendigsten Redner des Hauses, voll schlagfertigen Witzes und warmer Ueberzeugung ist der dreiundfunfzigjährige Advocat Joseph Kopp. Dem Reichsrathe gehört er zwar erst seit Einführung der directen Wahlen an; aber als sehr thätiger und gewandter Arrangeur von Parteitagen, als hervorragender Sprecher bei politischen und sonstigen Festbanketen, durch Hineinziehung der apathischen Volksmassen in die Bewegung, mittels der Gründung von Vereinen und Volksbibliotheken, hatte Kopp schon früher eine Reihe von Jahren der deutschliberalen Sache unschätzbare Dienste geleistet. Hauptsächlich ist es die confessionelle Frage, für Oesterreich die Frage aller Fragen, der Kopp sich widmet. Wenn die Klerikalen ihren Widerstand gegen die Vorlagen Stremayr's als Kampf für die Freiheit ausgeben, so verdeutscht ihnen Kopp das quis tulerit Gracchos de seditione querentes mit der Kapuzinade: „Wer wollte nicht aus der Haut fahren, wenn der Jesuit sich auf der Weltbühne als Marquis Posa drapirt?" Und die 8400 Fl. für die innsbrucker Jesuitenfacultät ersucht er das Haus abzulehnen „als Jesuitenpfennig, so wie Sie einen Peterspfennig ablehnen würden, und sei er noch so unbedeutend". Aber nicht blos glänzende Aperçus, auch wirkliche praktische Erfolge hat Kopp auf diesem Felde aufzuweisen. Die meisten seiner Anträge auf Betheiligung der Altkatholiken an dem Vermögen der römisch-katholischen Kirche,

auf Einführung eines Eherechtes, das jüdisch-christliche Mischehen, geschiedenen Katholiken, überhaupt oder doch nach Uebertritt zum Protestantismus, die Wiederverheirathung, ausgetretenen Geistlichen das Eingehen eines Ehebündnisses gestatten, also den unauslöschlichen sakramentalen Charakter der katholischen Ehe und Priesterweihe zerstört hätten, erlitten allerdings Schiffbruch. Allein daß endlich denn doch den Altkatholiken in Wien, Ried und Warnsdorff erlaubt ward, sich als Gemeinde zu constituiren, hatten sie wesentlich dem Andringen Kopp's zu danken. „Im Princip" zwar hatten sie das Recht dazu schon ein Lustrum früher durch die Maigesetze von 1874 erhalten; aber von da bis zur thatsächlichen Ausführung ist oft ein gar weiter Weg. De jure dürfen die Protestanten in Tirol seit dem Schmerling'schen Aprilpatent von 1861 Gemeinden gründen; de facto müssen sie anderthalb Decennien vergeblich petitioniren, ehe es ihnen für Meran und Innsbruck gestattet wird. Ein wunderbar drastisches Wort fand Kopp auch gleich im Beginn seiner parlamentarischen Carrière, als er mit prächtigem Humor gegen das Nothstandsanlehen von 80 Mill. zur Linderung des Krachs sprach: „Die Regierung soll es sein, welche die Vorschußpapiere prüft! Die ganze Börse wird defiliren und die Regierung wird die Aufgabe haben, die Schafe von den Böcken zu sondern. Es wird ihr zugemuthet, zu sagen: «Dies Papier ist gut; komm her, mein Sohn, ich belehne dich, und du — geh weiter und bessere dich!» Wenn ein solches Papier von dem Minister höchst eigenhändig belehnt wird, wenn der Minister selbst mit Nebelhornstärke in den Saal ruft: «Ich nehme!», so wird ein solches Papier patentirt; und es sollte mich nicht wundern, wenn an den Tafeln der verschiedenen Krätzel (Standorte der einzelnen Effectengruppen an der Börse) Bezeichnungen in hebräischer Schrift aufgemalt würden, ähnlich jenen von gewissen Traiterien, wo koscher gekocht wird."

Eine Haupt- und Staatsaction voll unfreiwilliger Komik rief dagegen Kopp Ende 1875 bei dem „Concordia"-Banket für Holtzendorff, den Vertheidiger Arnim's, durch einen Toast auf den „Minister Schmerling" hervor, der unmittelbar vorher den „Muth" des Gastes gefeiert und bezüglich seiner eigenen großdeutschen Projecte von 1848 bemerkt hatte, kein Ideal werde auf den ersten Anlauf erreicht. Das rief die heftigste Polemik der „freiwillig Gouvernementalen" in Berlin hervor. In Wien wußte jedermann, daß Kopp nur den Minister von 1861 apostrophirt hatte, aber nicht im Traume an eine abermalige Galvanisirung des siebzigjährigen Staatsmannes dachte! Kopp meinte sicherlich auch nicht den großdeutschen, sondern den centralistischen Politiker, der Ungarn den gebührenden Rang anzuweisen verstand. Denn den Magyaren gegenüber huldigt Kopp der einzig richtigen und doch bei den Deutschliberalen so seltenen Auffassung, die er während des Streites über die Ausgleichsrevision in die kernigen Worte zusammenfaßte: „Selbst eine Mehrbelastung würde ich für eine klare Auseinandersetzung nicht scheuen, da ja doch der Zeitpunkt nicht fern ist, wo wir in Ungarn Ordnung schaffen müssen, wenn nicht der Kosak seine Pferde in der Donau tränken soll — für die Fortdauer des bisherigen widerspruchsvollen Verhältnisses aber zahle ich auch keine 1000 Fl. mehr, nicht der 1000 Fl. wegen, sondern weil es schimpflich ist, für empfangene Schläge noch zu zahlen."

Zu den Stürmern der Fortschrittspartei gehört der steierische Baron Walterskirchen, der im 42. Lebensjahre steht. Wieviel Gärungsprocesse dieser Club noch zu überstehen haben wird, ehe er zur Klarheit gelangt, beweist am besten, daß dort neben einem so hartgesottenen Prohibitionisten wie Skene ein enragirter Freihändler wie Walterskirchen sitzen kann, welcher der turbulenten, aber erkünstelten und von den Fabrikanten planmäßig ausgebeuteten protectionistischen Agitation den wohlverdienten Denkzettel anheftete: „Man spricht immer von der Schutzzollbewegung in der Bevölkerung; ich sehe nur eine Schutzzollbevölkerung in Bewegung!" Auch Walterskirchen, der dem Reichsrathe seit 1873 angehört, war durch die heftigen Rencontres, die er eben wegen der Vermischung der Tarif- und der Ausgleichsfrage bei den Verhandlungen mit Ungarn der erbländischen Regierung gegenüber bestanden, in das Lager der „bosnischen Linken" getrieben worden, wo er durch Andrássy's Protection nach der Zersetzung des Ministeriums Auersperg seinen Weg zu machen hoffte. „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht", hatte er dem Cabinet im offenen Hause ins Gesicht gerufen. Fürst Auersperg hatte mit ruhiger Würde entgegnet: „Es wird ja auch dieser Kelch an uns vorübergehen; solcher Waffen aber werden wir uns nicht bedienen, wenn es uns erst wieder vergönnt sein wird, von diesen Sesseln erlöst, auf den Bänken des Parlaments Platz zu nehmen." Ob Walterskirchen sich der Scene wol erinnert haben mag, als er in die „Concordia"-Festschrift „Vindobona" sich mit dem sentimentalen Sprüchlein einzeichnete: „Vielleicht würden weniger Menschen unrecht thun, wenn sie einen Begriff von den Empfindungen derjenigen hätten, denen unrecht geschieht"? Auch als Rieger sich nur eine doppeldeutige Anspielung erlaubte, war Walterskirchen selbst gleich Feuer und Flamme: wer eine Provocation beabsichtige, dürfe sie nicht mit Wenn und mit Aber verclausuliren, um sich dahinter zu verschanzen, sobald man ihn zur Rechenschaft ziehen wolle. Durch diese Zerwürfnisse ließ Walterskirchen sich bewegen, im Frühjahr 1878 für die Sechzig-Millionen-Anleihe zu stimmen und zu agitiren, obschon er wußte, daß er damit gegen den Wunsch der steierischen Deputirten votirte, die ihn in die Delegation gewählt. Allein im Herbst war er schon wieder andern Sinnes und zählte seitdem zu den entschiedensten Gegnern der Occupationspolitik und der gemeinsamen sowie der erbländischen Minister.

Dagegen ist der siebenundvierzigjährige Graf Coronini von Anfang bis zu Ende ein so eifriges Mitglied der „bosnischen Linken" gewesen und geblieben, daß er eben um dieser Richtung willen schon gegen Schluß der vorigen Session aus dem Fortschrittsclub austrat. Als im Herbst 1878 alle Welt klagte, von Andrássy hinters Licht geführt worden zu sein, erklärte Coronini rundheraus, er für seinen Theil habe sehr genau gewußt, wofür er im Frühjahr die 60 Mill. bewilligte. Auch Coronini war infolge heftiger Conflicte mit der erbländischen Regierung unter die Bosnier gegangen. Namentlich hatte er sich über Wahlbeeinflussung und Zeitungsconfiscationen bei der Erneuerung des gratzer Landtags beschwert; ja, er bestritt dem Minister Lasser wegen seiner manchmal burschikosen Redewendungen das Gefühl der Würde. Dieser entgegnete: „Hinschießen allein gilt nicht; man

muß sich auch das Herschießen gefallen lassen — die Würde des Hauses wahrt der Präsident; meine wahre ich allein, da brauche ich keinen Hofmeister — als junger Mann konnte ich keinen haben; heute wäre es verlorene Mühe." Der Minister rächte sich, indem er Coronini nicht wieder zum Landeshauptmann oder Präsidenten des neuen Landtags von Gratz ernennen ließ. Dennoch ist der Graf der einzige, der bisher von seinem bosnischen Enthusiasmus reellen Vortheil gezogen. Als Mitglied der bosnischen Linken ernannte ihn die Delegation von 1878 auf 1879 zu ihrem Präsidenten, um wenigstens Eine Andrássy günstige Stimme zum Schweigen zu verurtheilen. Und daß Graf Taaffe die Wahl Coronini's zum Präsidenten des neuen Hauses bei dessen föderalistischer Majorität durchsetzte, verdankt der letztere doch ebenfalls nicht seiner fortschrittlichen Gesinnung, sondern seiner Feindschaft gegen das Cabinet Auersperg und seiner correcten Haltung in der bosnischen Angelegenheit. Wer weiß, ob er nicht gar vom Präsidentenstuhle treppauf in das „Coalitions"-Ministerium fällt, weniger wol, um darin ein Portefeuille anzunehmen, als um an der Spitze des Hauses einem Manne der Rechten Platz zu machen! Uebrigens ist Graf Coronini ein vortrefflicher Präsident, der das parlamentarische Schifflein durch alle Stürme der Debatte mit fester Hand steuert, die Discussion sicher beherrscht und unparteiisch leitet, ein Cavalier von vollendeten, würdevollen und doch gewinnenden Formen der Repräsentation. Das allein macht uns denn auch sein wunderbar ideales Autograph in der „Vindobona" verständlich: „Wer auf die Regungen des menschlichen Herzens baut, erlebt nur selten eine Enttäuschung."

Die kleine demokratische Fraction des Reichsrathes hat sich in dem neuen Hause ebenfalls dem Fortschrittsclub angeschlossen. Der einigermaßen confuse Radicalismus dieses Fähnleins, das fast ausnahmslos wiener Vorstadtkreisen entnommen ist, wird indessen wol am besten dadurch gekennzeichnet, daß seine Koryphäen sich in den schwersten Krisen des Deutschthums und der Verfassung immer der Reaction zur Verfügung stellten. Unter Führung des letzten vormärzlichen Censors in Wien, Umlauf, der auch dem Abgeordnetenhause von 1873—79 angehörte, agitirten die Herren Anfang 1876 als „deutsch-föderale Partei", die den Slawen „demokratischen Gruß und Brüderlichkeit" bot, für Belcredi's „Außerordentlichen Reichsrath", weil kein echter Volksmann sich für die Reactivirung der „sistirten" Verfassung Schmerling's begeistern dürfe. Dieselben Kreise leisteten im Sommer 1870 der Ausgleicherei Potocki's in Wiens Vororten Vorschub, indem sie die „alten" bewährten Candidaten beiseitezuschieben suchten, unter der Parole „Bürger von echtem Schrot und Korn" in den niederösterreichischen Landtag zu bringen. Daß man damit an Stelle der abgedankten „alten" Talente in den „jungen" Kaffeesiedern und Kupferschmieden auch nicht einmal „Charaktere" gewonnen, zeigte sich ein Jahr später unter Hohenwart, als gerade einer dieser „Jungen", der ehrsame Hofkupferschmied Löblich, zum Regierungscandidaten sich proclamiren ließ. Wie Umlauf, so gelangte 1873 auch Löblich in den Reichsrath und wußte sich, glücklicher als der Excensor, dort auch bei den Neuwahlen zu behaupten; er zählt heute 52 Jahre. Dasselbe gilt von dem Gastwirth Steudel, der 55 Jahre alt ist und sich durch

Häuserkauf und Verkauf auf den neuen Stadtgründen ein großes Vermögen erworben. Er sitzt wie Löblich noch heute im Parlament, während Schrank, der gern einflußreiche und gutbesoldete Stellen in Deputationen des wiener Gemeinderathes und des niederösterreichischen Landtages cumulirte, 1879 das sechs Jahre früher gewonnene Mandat wieder verlor. Alle diese Herren bildeten zugleich im Gemeinderathe eine Coterie und fanden es mit ihrer demokratischen Gesinnung durchaus vereinbar, mit Belcredi, Potocki und Hohenwart gegen die Verfassungspartei Front zu machen, ihre Stellung in der Repräsentanz der Großcommune zu diesem Behufe auszunutzen. So viel von einem Radicalismus, wo schlaue Intriguanten und Querköpfe, die getäuschter Ehrgeiz in eine verbissene Opposition getrieben, in sehr praktischer und rein localer „G'schaftelhuberei", die oft auf die Interessengegenseitigkeit der nächsten Nachbarschaft angewiesen ist, das nöthige Material finden für klerikale Wühlereien und für den politischen Idealismus verkannter Staatsmänner, um so, absichtlich oder unabsichtlich, die Kopflosigkeit auf die Leimruthen zu führen, welche die Reaction für biedere Gimpel ausgelegt. Ihren Gipfel aber erreichte die Verwirrung im „radicalen" Lager, als die Industriellen vom „Brillantengrund" in Gumpendorf und die Kleingewerbtreibenden, Gevatter Schneider und Handschuhmacher der Vorstädte, da sich 1875 und 1876 die Nachwehen des Krachs immer drückender gestalteten, ihre Vertreter ins Gebet nahmen: „sie wüßten nur geschwollene Phrasen über Civilehen und Klostergesetze loszulassen, mit denen man keinen Hund vom Ofen lockte; davon aber, wo dem Bürger der Schuh drücke, verstünden sie keinen blauen Dunst". Nun bekannte der eine dieser „Demokraten" demüthig, Schutzzoll und Freihandel seien ihm allerdings böhmische Dörfer, und ließ sich ein Comité zur Seite setzen, das ihn von Fall zu Fall instruiren solle. Ein anderer erklärte, als Demokrat sei er für alles, was frei sei, also auch für Freihandel; als gesinnungstüchtiger Volksvertreter aber füge er sich dem Willen seiner Wähler und werde schutzzöllnerisch stimmen. Steudel, „fest wie Deutschlands Eichen", nahm seinen Wählern pathetisch das Wort aus dem Munde: „Ich werde die Regierung beim Worte nehmen wegen Unterstützung der Industrie; das werde ich thun, selbst wenn es gegen Ihre Ueberzeugung wäre; denn es ist mein Glaubensbekenntniß, ich kann nicht anders." Ein vierter schloß seinen Spruch: „Im Princip werde ich dem Freihandel niemals untreu werden; denn dies Princip ist das einzig richtige und das meine, in der Praxis aber füge ich mich den protectionistischen Anträgen der Gewerbevereine."

Klarheit und auch Muth zeigte inmitten dieser Selbstsucht und Gedankenlosigkeit nur der siebenundvierzigjährige Advocat Kronawetter, der seine „radicalen" Collegen um mehrere Kopfeslängen überragte und sich nicht daran stieß, daß während seiner Rede die Industriellen lärmend die Wählerversammlung verließen: „Die Verarmung ist nicht die Folge des zu geringen Schutzes der Industrie; die Schutzzölle kommen nur den Fabrikanten zugute, den Arbeitern schon gar nicht. Ich kann die Kleingewerbsleute nur bedauern, seitdem ich die Hände gesehen, die für sie arbeiten. Durch ein Circular vom November 1875 suchte der Führer der Prohibitionisten, Skene, 10000 Fl. für ein die Interessen der Industriellen zuverlässig vertretendes Blatt, die «Deutsche Zeitung» aufzubringen. Das sind die Herren,

die durch den Schutzzoll so arm geworden sind; das ist derselbe Herr Skene, gegen den ganze Ortschaften petitioniren, weil er sie als Fabrikant zu seinen Sklaven gemacht und gegen den sie beim Kriegsministerium die Cassirung seiner Armeelieferungsverträge durchsetzten. Das sind die Leute, die für das Kleingewerbe eintreten." Aber auch die „Eisenbahnsanirungen" hatten an Kronawetter einen unerbittlichen Feind; und um zu zeigen, wie er dergleichen Dinge angriff, wollen wir hier nur eine Stelle seiner Rede vom März 1877 gegen die Erwerbung einer Flügeleisenbahn durch den Staat, welche die Mährisch-Schlesische Centralbahn zu bauen übernommen, citiren. „Gründen ist ein gutes Geschäft und immer als solches behandelt worden; die steuerzahlende Bevölkerung weiß, wie mit ihrem Gelde umgegangen wird, und wird sich darüber ein Urtheil bilden. Die financirende Unionbank war bankrott, weil sie als Chabrusbank zu Wahlbestechungen gedient; die Caution von 100000 Fl., die man jetzt wegen Nichterfüllung der Verpflichtung, einen Seitenflügel zu bauen, einziehen sollte, existirt daher wahrscheinlich gar nicht. Die Bank hatte übrigens die Concession von einem Consortium gekauft, worin drei Abgeordnete saßen: wie kann man bei Ministern antichambriren und zugleich das Volk vertreten? War es im Staatsinteresse, Bahn und Bank vom Concurse zu retten, so hätte man das ungeschminkt sagen sollen, statt das Elend der Arbeiter vorzuschieben und jene Bahn, die nie gebaut worden ist und den hungernden Arbeitern also nicht Einen Bissen Brot geliefert hat, als Nothstandsbau zu bezeichnen." Unmittelbar darauf nahm Kronawetter den Antrag auf Gewährung eines Staatsvorschusses an die Dux-Bodenbacher Bahn unter das Secirmesser: „Die Bahn steht vor dem Concurse; es handelt sich hier um ein Princip, dem einen nicht zu gewähren, was man dem andern versagen muß. Die wirthschaftliche Misère heilen Sie nicht, indem Sie den Actien dadurch einen künstlichen Werth geben, daß Sie die Steuerträger zu Fasten dafür verurtheilen. Eine Bahnwirthschaft, die unsern Eisenbahncredit draußen ruinirt hat, darf nicht unterstützt werden. Man nehme die Bahn nur genau so scharf beim Worte wie jeden kleinen Gewerbsmann. Ich habe nicht zu untersuchen, wer bei dem Arrangement gewinnt; vielleicht die hier im Hause vertretene Firma Liebieg, die aus ihren Giroverbindlichkeiten herauskommt, da sie das Accept girirt hat, gegen welches Kramer u. Klett in Nürnberg der Bahn $1\,^1/_5$ Mill. vorgeschossen. Bahnen sind auch schon in Amerika und der Schweiz in Concurs gerathen, ohne Nachtheil für das Gesammtwohl."

Im findigen Aufspüren und in der rückhaltslosen Darlegung dieser Proceduren ist Kronawetter geradezu eine Specialität und hat in dieser Richtung der Sache der Moral, ja des einfachen Anstandes große Dienste geleistet. Freilich erhob sich ein entsetzliches Hallo über Verleumdung, wenn er einmal in einem Datum geirrt: dann hatte er gleich die ganze Meute auf den Fersen. Schade nur, daß jene Herren, welche über alle und jede Gründergeschehnisse die beste und zuverlässigste Auskunft geben könnten, immer am eifrigsten bestrebt sind, einen möglichst dicken Schleier über die betreffenden Vorgänge zu decken, weil sie es gar so shocking finden, über Dinge zu reden, die zu thun ihnen doch nicht ungentlemanlike dünkte!

Der chilenisch-peru-bolivianische Krieg.

Seine Ursachen, Entwickelung und Verlauf.

Von

Dr. Karl Loeffler.

II.

Vom Hafen Pacocha bis nach Tacna verläuft die Marschroute der Chilenen im ganzen von Nordwest nach Südost und beträgt in der Luftlinie nur 115, auf den begangenen Pfaden aber 140 Kilometer. Von Pacocha bis zu der Bahnstation Hospicio ging dieselbe auf der dem Fuße der Cordillere vorliegenden, nach innen sanft ansteigenden und etwas wellenförmigen Hochebene längs der in kühnen Windungen bergan strebenden Bahnlinie, auf der, wie schon bemerkt, das Kriegsmaterial und auch ein Theil der Truppen befördert wurde. Von da ab wurde auf einem zum Theil steinigen, zum weitgrößten Theil aber tiefsandigen Terrain weiter marschirt, sodaß besonders Reit-, Last- und Zugthiere fortwährend einsanken und leicht müde und stumpf wurden. Infolge der besonders um diese Jahreszeit — der Winter hatte bereits wieder begonnen — häufigen dichten und kalten Nebel (camanchacas) und des feinen rieselnden Staubregens (garruas), der nie sich zum eigentlichen Regen verdichtet, ist der Sand gleich gefrorenem Schnee, oben mit einer harten Kruste bedeckt, über welche der Fuß des einzelnen Wanderers hinweggleiten kann, ohne eine Spur zu hinterlassen, die aber unter den Hufen der Thiere und unter dem schweren Tritt einer Infanteriecolonne einbricht, sodaß das Vorwärtskommen für Menschen und Vieh äußerst ermüdend ist. Dazu laufen mehr oder weniger tiefe, schluchtenartige Einsenkungen und dünenartige Erhöhungen mit den Flußthälern parallel. Auf den vegetations- und wasserlosen Strecken war natürlich der Durst die ärgste Pein, welche den Soldaten bedrohte. Da, wo aus der Cordillere herabströmende Flüsse sich ihr Bett gruben, haben sich Hunderte von Metern tiefe Schluchten mit außerordentlich steilen, nur an wenigen Stellen passirbaren Abhängen gebildet, auf deren bewässerter Sohle sich eine reiche tropische Vegetation entwickelt, aber auch durch das oft stagnirende Wasser Miasmen aushauchen, die, eingeengt durch hochragende Berge und vermehrt durch die Unreinlichkeit der Bewohner, grassirende Krankheiten, besonders Terciana erzeugen, denen die neuen Ankömmlinge regelmäßig zum Opfer fallen.

Am 10. April brach das Gros der Armee — die 1. und 3. Division — von Pacocha aus landeinwärts über Sitana am Locumbaflusse nach Tacna auf, und am 18. trafen in Buenavista am Rio Sama chilenische Reiter auf ein aus Infanterie und Cavallerie bestehendes feindliches Detachement, das in wilder Flucht auseinanderstob und die Nachricht von dem Anmarsche des chilenischen Heeres in das peru-bolivianische Lager brachte. Nachdem dann auch am 27. April die bis dahin in Moquegua verbliebene 2. Division sich in Bewegung gesetzt hatte und über Locumba nach dem voraussichtlichen Schlachtfelde hinabmarschirt war, wurden mit Rücksicht auf die für Fuhrwerk jeglicher Art unüberwindlichen Terrainschwierigkeiten zwischen den Flüssen Locumba und Sama das Artilleriematerial, Munitions- und Proviantcolonnen, der Wasserwagenpark und die ganze 4. Division nach Pacocha auf der Eisenbahn zurück- und von da nebst den von Pisagua und Iquique nachgesandten Verstärkungen zur See nach der Caleta de Ite — an der Mündung des Samaflusses, 11 spanische Meilen von Buenavista entfernt — befördert, wo jedoch wegen der ungestümen See an der dort etwas schwer zugänglichen Küste sich die Ausschiffung sehr in die Länge zog. Die vom Strande aus 450 Meter hoch ansteigende, bahnlose Schlucht erforderte ebenfalls viel Zeit und Arbeit, ehe der Abmarsch nach Buenavista im Samathale angetreten werden konnte. Die Geschützrohre mußten wiederholt von Strecke zu Strecke in die Höhe gewunden werden, um den Transport der Artillerie zu ermöglichen. Als endlich am 10. Mai das ganze chilenische Heer, durch Dysenterie und Terciana auf 11500 Mann zusammengeschmolzen, in Buenavista und Yaras vereinigt, und am 18. auch der Generalstabschef Oberst Velasquez mit sämmtlichen Vorräthen von Ite eingetroffen war, starb am 20. Mai plötzlich, von einem apoplektischen Anfalle getroffen, der Kriegsminister Rafael Sotomayor, der bis dahin angestrengt thätig den Vormarsch geleitet hatte: ein Unfall, der wenigstens momentan große Bestürzung und Unruhe verursachte. Trotzdem wurde schon zwei Tage später, am 22., eine große Recognoscirung mit Infanterie, Cavallerie und Artillerie vom Generalstabe zur Aufklärung der feindlichen Stellungen unternommen, bei der man, vielleicht infolge einer Luftspiegelung, die Baumpflanzungen von Calana, einer Ortschaft, die nach den Karten auf der Hochebene liegen und der Knotenpunkt der Wege von Tacna nach Buenavista und Sama sein soll, wirklich auf der Hochebene zu erblicken glaubte, während dieselbe ebenso wie Pachia oberhalb der Stadt Tacna in dem Flußthale gleichen Namens liegt.

In der Samaschlucht bivuakirte das chilenische Heer bis zum Morgen des 25. Mai, an welchem Tage dasselbe um 9 Uhr vormittags den Abmarsch vom rechten Flügel begann. Die Vorhut bildete die 1. Division, der um 10 Uhr die 2., um 11 Uhr die 3., später die 4. folgte; die Reserve von vier Regimentern Fußvolk bildete die Nachhut. Mit Einbruch der Nacht campirte das Heer in der Quebrada Honda („Tiefe Schlucht"), $1^1/_2$ spanische Meilen vom Feinde, senkrecht auf dessen Centrum gerichtet. „Die Nacht war kalt, wie dies auf jenen kahlen, vegetationslosen Höhen die Regel ist, die «Camanchaca» sehr dick und ein feines Rieseln durchdrang die Kleidungsstücke mit Nässe." Aus dieser Stellung avancirte das Heer am Morgen des 26. Mai nach eingenommenem

Frühstück. Um 5½ Uhr morgens hatte man auf der rechten Flanke Gewehrfeuer und ein bolivianischer Hauptmann mit vier Reitern wurde von einer chilenischen Patrouille eingebracht. Campero hatte einen Ueberfall geplant, sich aber mit seinen Bolivianern auf der Pampa wegen des dicken Nebels verirrt gehabt.

Tacna liegt auf der Sohle eines breiten Thales, das nördlich und südlich von Hügelketten begrenzt, von Osten nach Westen streicht. Die nördliche Kette, welche sich in einer ungefähren Breite von 3 Kilometer ausdehnt, ist sandig und von aufeinanderfolgenden Hügeln gebildet, die gegen das Thal von Tacna ziemlich steil abfallen, nach Norden dagegen in die Ebene übergehen, über welche der Weg nach Buenavista führt. Diese Kette bildete die Stellung der verbündeten Peru-Bolivianer, welche sich hier, 14000 Mann stark, verschanzt und ihre Artillerie ungemein günstig aufgestellt hatten. Auf dem linken Flügel standen die Bolivianer unter dem Obersten Camacho, auf dem rechten Flügel die Peruaner unter dem Contreadmiral Montero, während das aus peruanischen und bolivianischen Bataillonen formirte Centrum unter dem directen Befehle des „Supremo director de la guerra", des Generals Campero stand.*) In einer ungefähr 6 Kilometer langen Linie rückten die chilenischen Divisionen in derselben Reihenfolge, in der sie tags zuvor aus der Samaschlucht defilirt waren — rechts die 1., in der Mitte die 2., hinter diesen beiden als Soutien die 3., links die 4. Division und zuletzt die vier Regimenter starke Reserve — auf der sandigen Ebene, deren schwach wellenförmiges Terrain keine Deckung gewährte, gegen die befestigten Stellungen des Feindes vor. Um 10 Uhr begann der Artilleriekampf, dreiviertel Stunden später griff der rechte chilenische Flügel und wenige Minuten darauf auch das Centrum an, während der linke Flügel, der eine Umgehung des rechten feindlichen auszuführen suchte, erst um 11 Uhr mit seinen Krupp'schen Gebirgsbatterien in den Kampf eintrat, der nun auf der ganzen Linie allgemein ward. Die Reihen der Angreifer lichteten sich von Minute zu Minute und drohten gegen 12 Uhr zu wanken; besonders war der rechte Flügel, der in die Schanzen der Bolivianer eingedrungen war, hart bedrängt und nahe daran, aller schwer erkämpften Vortheile verlustig zu gehen, als endlich nach vielfachem Drängen der chilenische Oberbefehlshaber General Baquedano durch einen, wenn auch wegen des ungünstigen Terrains gerade nicht sehr gelungenen Reiterangriff ihm Luft machen und die im Laufschritt zur Unterstützung befohlene 3. Division sofort zum Bajonnetangriff übergehen ließ. Um 1¾ Uhr begannen die Linien der Verbündeten, die — mit Ausnahme ihrer

*) Montero hatte den Oberbefehl über das verbündete Heer, den er nach dem Sturze Daza's erhalten hatte, dem General Campero, als dieser Ende April mit 3000 Mann frischen Truppen in Tacna erschien, in Gemäßheit jener Uebereinkunft vom 8. Mai 1879 überlassen müssen. Am 24. Mai jedoch, dem Tage, an welchem in La Paz die constituirende Versammlung Bolivias zusammentrat, erloschen die Regierungsgewalten Campero's und mit diesen auch der Anspruch auf die „oberste Kriegsleitung". Demgemäß ernannte Campero mittels Tagesbefehls vom 25. Mai wiederum den Contreadmiral Montero zum obersten Kriegsleiter und den Obersten Camacho zum Stellvertreter desselben, ließ sich aber angesichts des Feindes auf Drängen Montero's und Camacho's herbei, den Oberbefehl einstweilen noch weiter zu führen.

Reiterei, welche hier wie in der Schlacht von San Francisco eine jämmerliche Rolle spielte und frühzeitig, ohne an den Feind zu kommen, das Weite suchte — ihre sämmtlichen Kräfte ins Feuer geführt hatten, zu wanken und wandten sich, als die völlig intacte chilenische Reserve in geschlossenen Massen auf dem linken Flügel eintraf, um die Peruaner Montero's aus den letzten Schanzen vertreiben zu helfen, zur Flucht, die alsbald allgemein ward und in solcher wilden Hast nach Tacna hinab und von da am Flusse gleichen Namens hinauf über Pachia in die Cordillere erfolgte, daß nicht einmal die zurückgelassenen Geschütze vernagelt wurden.

Die feindlichen befestigten Linien waren nicht erschüttert von der zahlreichen und guten chilenischen Artillerie, die überhaupt nicht rasch genug die geeigneten Stellungen fand und zu spät eingriff — nur die Artillerie der 4. Division hat auf 1500 Meter Entfernung den rechten feindlichen Flügel, das „Fort" der Peruaner, wirksam beschossen — als das Fußvolk zum Angriff schritt. Diesem ist entschieden die Hauptrolle zugefallen, und das Bajonnet in der Hand des chilenischen „Roto" hat in einer Weise gewirkt, daß der selige russische Feldmarschall Suwarow seine Freude daran gehabt haben müßte, wenn er von seinen olympischen Höhen herab das Gemetzel mit hätte ansehen können. Die chilenische Reiterei auf dem linken Flügel kam gar nicht in Thätigkeit, da sie nicht einmal den flüchtigen Feind verfolgte, sondern der Infanterie sich an der Queue anschloß, trotzdem gerade auf dem rechten feindlichen Flügel ein zur Umgehung geeignetes wellenförmiges Terrain sich 3 Meilen weit bis zum Fuß der Cordilleren fortsetzt, welche in dem in der Ferne sichtbaren 6019 Meter hohen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Bergriesen Tacorá dort ihren höchsten Gipfel erreichen. In der rechten Flanke angegriffen und in der Front im wesentlichen durch Artilleriefeuer hingehalten, hätte der Feind, von seinen Rückzugslinien nach Tarata und La Paz abgedrängt, sich entweder in die Wüste nach Camarones oder nach der Meeresküste auf Arica hin zerstreuen oder ergeben müssen. Doch der chilenische Feldherr Baquedano scheint für diesen Plan die Führer und die Güte der alliirten Truppen zu hoch veranschlagt, beziehungsweise sein eigenes Heer nicht für stark genug erachtet zu haben.

Die Linie der Verbündeten wurde vom linken Flügel aus aufgerollt, und der Führer der 1. chilenischen Division, Oberst Amengual, rückte zuerst in Tacna ein, um sich und seinen Stab zu dem im Hotel San Cárlos für Montero angerichteten Sieges- und Geburtstagsbanket als ungebetene Gäste zu laden, während die übrigen Truppen in dem eroberten feindlichen Lager, in welchem reichliche Mundvorräthe gefunden wurden, campiren mußten und erst am folgenden Tage in Tacna einzogen. Abermals unterließ es der Sieger und diesmal trotz der ihm zu Gebote stehenden frischen Truppen, durch eine energische, rücksichtslose Verfolgung seinen Sieg auszunutzen. Erst am folgenden Tage wurden zwei — zwei ganze Escadrons Reiterei ausgesandt, die bis über Pachia hinaus vordrangen und einige Nachzügler einbrachten.

Die Chilenen hatten 4 Krupp'sche Gebirgs-, 6 Blakeley-Kanonen, 5 Gatling-Mitrailleusen und 6000 Gewehre verschiedener Constructionen, außerdem eine Unmasse von Fahnen und Standarten, unter denen sich auch die am 27. Nov. bei Tarapacá verloren gegangene befand, erbeutet, dagegen aber einen Verlust von 23 todten und 89 verwundeten Offizieren und 463 todten und 1558 verwundeten

Soldaten erlitten. Den Peru-Bolivianern hatte der Tag an 1000 Todte, 1500 Verwundete und 2000 Gefangene gekostet; insbesondere waren die peruanischen „Zepitas" und die bolivianischen „Colorados" und „Libres del Sur" fast gänzlich aufgerieben. Campero und Montero retteten sich vor Ausgang der Schlacht; Camacho fiel verwundet in chilenische Gefangenschaft, ebenso der bolivianische General Perez, welcher bald darauf seinen Wunden erlag. Während der General Campero in seinem von Yarapalca aus am Tage nach der Schlacht an den Präsidenten des bolivianischen constituirenden Congresses erstatteten Bericht ungemein lakonisch erklärte: „Am 26. (Mai) ward auf einer Hochebene, 2 Meilen von Tacna, auf dem Wege nach Sama, das unter meinem Befehl stehende Heer nach einem verzweifelten und blutigen Ringen von vier Stunden vernichtet", ließ es sich der peruanische Machthaber Nicolas de Piérola, der inzwischen auch noch den Titel eines „Beschützers der eingeborenen Rasse" (Protector de la raza indigena) angenommen hatte, angelegen sein, das Volk zu täuschen und Lügentelegramme in die Welt zu senden*), die aber, wie immer, nur zu rasch widerlegt wurden.

Am 2. Juni wurden die 4 Regimenter Fußvolk, welche am 26. Mai die Reserve gebildet hatten, das Regiment Lautaro, 2 Schwadronen Reiterei und 22 Geschütze nach Arica entsandt, das am 5. vergeblich zur Uebergabe aufgefordert ward. Da die chilenischen Feldgeschütze sich den peruanischen Schanzen als unschädlich erwiesen, so griff am 6. das Blokadegeschwader mit einem wohlgenährten Feuer ein, das von den Batterien des Morro und von dem Monitor Manco Capac lebhaft erwidert wurde, ohne indeß den chilenischen Schiffen viel zu schaden, da die Magallanes und der Loa gar nicht getroffen wurden, der Almirante Cochrane nur einen Schuß in eine seiner Stückpforten erhielt, der eine Cartouche entzündete und durch die dadurch veranlaßte Explosion einige Verwundungen verursachte, und die Covadonga von zwei Granaten leicht am Rumpf und Takelwerk beschädigt wurde. Währenddessen traf man zu Lande ganz und gar unbelästigt von den Belagerten alle Vorbereitungen zum Sturm, der am 7. morgens 6 Uhr erfolgte und ebenso umsichtig und vortrefflich, wie die Dispositionen vom Obersten Lagos getroffen waren, ausgeführt wurde. Das 3. und 4. Linienregiment waren südwärts postirt, um die östlich auf der Verlängerung des Morro, der eigentlichen Hafenfeste, belegenen Forts anzugreifen, während das Regiment Lautaro die Düne zu nehmen hatte. Das Regiment Buin blieb als Reserve am Eingange des Azapathales stehen und Bulnes deckte die Artillerie; die Reiterei schließlich wurde zur Deckung der Regimenter Lautaro und Buin bestimmt. Der Angriff wurde gleich-

*) Man vergleiche nur die Depesche, welche der Dictator Piérola durch seinen Generalconsul in Panamá, den Obersten Larañaga, an den peruanischen Geschäftsträger in den Vereinigten Staaten richten ließ und die dann von Newyork unterm 14. Juni nach Europa telegraphirt wurde: „Tacna ist nach einem dreitägigen Kampfe von den Chilenen eingenommen. Auf beiden Seiten wurden 8000 Mann außer Gefecht gesetzt. Tacna wurde darauf durch die verbündeten Armeen belagert. Montero machte dabei 1000 Chilenen zu Gefangenen. Leiva" (der wahrscheinlich von Arequipa mit seinen Truppen durch die Luft geflogen kam) „und Montero gelang es, die chilenischen Truppen vollständig zu umzingeln." Fürwahr ein arges Stück officieller — Windbeutelei!

zeitig von den drei Regimentern ausgeführt, die, ohne einen Schuß abzugeben, bis dicht vor die Schanzen rückten. Die Citadelle, der östliche Endpunkt der Befestigungswerke des Morro, in welcher der größte Theil des peruanischen Fußvolkes gesammelt war, wurde innerhalb 20 Minuten von dem 3. Linienregiment gestürmt, das hier ein fürchterliches Blutbad anrichtete. Kaum war die Citadelle genommen, als in ihr eine Mine gesprengt wurde, wodurch 10 Chilenen und 30 Peruaner umkamen. Das 4. Linienregiment hatte inzwischen ein westlicher liegendes Fort genommen und war der Besatzung desselben, die sich auf die nächste feste Stellung zurückzog, auf dem Fuße gefolgt, vertrieb sie auch aus dieser und nahm dann die letzten Schanzen vor dem Morro. Hier wurden der Oberst Bolognesi und der Kapitän zur See Moore, derselbe, der am 21. Mai 1879 die Panzerfregatte Independencia verlor, noch einmal vergeblich zur Uebergabe aufgefordert; im verzweiflungsvollen Kampfe suchten sie den Tod, der sie bald ereilte und das Schicksal des Morro entschied. Die noch lebenden Vertheidiger, unter ihnen der Ex-Generalstabschef Oberst La Torre, ergaben sich, und mit ihnen war die ganze Südseite, der wichtigste Theil der Hafenforts, in der Gewalt der Chilenen. Auf der Nordseite hatte unterdessen das Regiment Lautaro ohne großen Widerstand das Fort San José genommen, in welchem eine Mine, ohne Schaden anzurichten, aufflog. Ebenso räumten die Peruaner ihre zweite befestigte Stellung Santa Rosa, sprengten hinter sich, ebenfalls ohne den Stürmenden zu schaden, eine Mine und stürzten in rasender kopfloser Flucht der Stadt zu. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr war auch diese in den Händen der Chilenen. Die Minen hatten die Vertheidiger in solch eiliger Hast springen lassen, daß hauptsächlich peruanische Soldaten verwundet und getödtet waren, deren Leiber nachher in schrecklich verstümmeltem Zustande gefunden wurden. Der Monitor Manco Capac, der bisher unter dem Schutze des Morro lag, hatte einige Schüsse auf die stürmenden Regimenter abgegeben und war dann rathlos bis zur Mitte des Hafens vorgefahren, um hier durch einen an seinem Boden angebrachten Torpedo gesprengt und zum Sinken gebracht zu werden, da sein Commandant an einem Entkommen wegen des Almirante Cochrane, des Bezwingers des Huascar, verzweifelte und deshalb nur auf seine und seiner Mannschaft Rettung bedacht war. Der Sturm hatte den Chilenen nur 400 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, während die Peruaner von 1850 Mann, welche die Besatzung Aricas alles in allem zählte, 700 Todte hatten, da der chilenische Roto grenzenlos erbittert und entflammt durch die fortwährenden Dynamitexplosionen keine Schonung kannte und niedermachte, was ihm vor die Klinge kam; der Rest war gefangen.

So war denn auch die „zweite Etappe" den Chilenen gelungen: Tacna und Arica waren in ihren Händen, die zweite Abtheilung des peru-bolivianischen „Südheeres" aufgerollt und zersprengt. Abermals trat nun zu Lande eine lange, mehrmonatliche Pause in den militärischen Operationen ein, da die Chilenen bei ihren durch Krankheiten und mörderische Schlachten fast auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Bataillonen zu einer dritten weit ausgreifenden Unternehmung, zum Zuge auf die feindliche Hauptstadt, nicht über die hinlängliche Truppenmacht ver-

fügten, und man auch in den Regierungskreisen zu Santiago über die Fortführung des Krieges unschlüssig und uneinig war. Die einen drängten mit aller Gewalt zur „dritten Etappe", zum Marsche nach Lima, der stolzen „Stadt der Könige", um dem Kriege durch völlige Niederwerfung Perus ein endgültiges Ziel zu setzen, während die andern in demselben ein unnöthiges Wagniß erblickten und nur auf die Sicherung des bisher Erreichten bedacht sein wollten. Das Cabinet Santa Maria, das dieser letzten Anschauung huldigte, trat schließlich zurück, zumal auch zur Uebernahme des verwaisten Kriegsministeriums — der Kriegsminister Rafael Sotomayor war, wie oben erwähnt, wenige Tage vor der Schlacht bei Tacna plötzlich gestorben — sich keine geeignete Persönlichkeit bereit finden ließ, und der Finanzminister Matte die Finanzpolitik des Congresses, welche die Vermehrung des Papiergeldes auf 12 Mill. Pesos zur Bestreitung der Kriegsbedürfnisse zur Grundlage hatte, nicht billigte und dessen Beschlüsse nicht zur Ausführung bringen wollte, und machte einem Ministerium Platz, dessen Ansichten über die Erfordernisse der Lage sich mehr mit denen der Congreßmajorität deckten, und dessen Programm der neue Ministerpräsident Manuel Recabárren im Abgeordnetenhause unter lautem Beifall kurz und bündig dahin entwickelte, daß, „zumal in Erwägung der großen Opfer, welche das Land gebracht habe, der Krieg kräftig, zäh und energisch fortgesetzt werden müsse bis zur Erlangung eines dauerhaften, ehrenvollen Friedens, welcher die gemachten Anstrengungen aufwiege", und im Senat auf eine Interpellation des radicalen Senators Benjamin Vicuña Makenna noch dahin erläuterte, daß „der Krieg so rasch als möglich und so weit als nöthig fortgeführt werden solle", daß aber, „um keinen Miserfolg, der von beklagenswerthen Consequenzen sein würde, verzeichnen zu müssen, umfassende Vorkehrungen erforderlich seien; wenn diese getroffen, wenn namentlich das Heer wieder verstärkt und das unterwegs befindliche neue Geschützmaterial angekommen sei, alsdann werde man sich auf Lima werfen, um endgültig den Feldzug zu beenden; eher aber auch nicht, da die Regierung nicht ebenso leichten Herzens vorgehen könne wie das Volk". Diesem Programm gemäß ließ der neue Kriegsminister Oberst Vergara es sich angelegen sein, den arg decimirten Regimentern nicht nur Ersatz zu schaffen, sondern deren Stärke noch um die Hälfte der frühern zu erhöhen, neue Bataillone zu formiren und auszubilden und so außer den Besatzungstruppen in den eroberten feindlichen Gebieten ein marschbereites, schlagfertiges Heer von 25000 Mann innerhalb vier Monate auf die Beine zu bringen, eine Arbeit, deren Gelingen wir bei der Bevölkerungszahl Chiles unsere Bewunderung nicht versagen können. Freilich waren dies keine nach deutschen Begriffen geschulten und schlagfertigen Soldaten, aber doch Soldaten, die, vor den Feind gestellt, ihre Schuldigkeit ganz und voll und in einer dem Peruaner weit überlegenen Weise thaten.

An demselben Tage, an dem das Heer von Pacocha aus seinen Vormarsch auf Tacna antrat, ließ der chilenische Admiral Galvarino Riveros, der am 6. April mit seinem Geschwader — dem Panzerschiffe Blanco Encalada (Admiralschiff), dem Thurmschiff Huascar, dem Kanonenbot Pilcomayo, dem Kreuzer Angamos, dem Transportdampfer Matias Cousiño und den Torpedobooten Guacolda (den Peruanern an der ecuatorianischen Küste bei Ballenitas am 22. Dec. 1879 vom

Amazonas abgenommen) und Janequeo — von Ilo ausgelaufen und am 9. abends vor Callao eingetroffen war, den fremdherrlichen Kriegsschiffen, dem Consularcorps und den peruanischen Behörden die Blokade Callaos kundthun. Auf den Wunsch des Commandanten des englischen Kriegsschiffes Shannon und des Msgre. Roca, des Präsidenten des peruanischen Rothen Kreuzes, versprach der chilenische Admiral den Badeort Chorrillos und vorläufig auch das schwimmende Dock zu schonen, falls dieses nicht von peruanischen Schiffen benutzt würde, und bewilligte auf die Eingabe des Consularcorps, die seltsamerweise auch von dem bolivianischen Consul unterzeichnet war, den fremden Handelsschiffen zum Verlassen des Hafens eine Frist von 10 Tagen.

Am 20. April, mittags 12 Uhr, war die Bai vor der Muelle Dársena (dem Molo des Binnenhafens) völlig frei; die fremdherrlichen Kriegsschiffe hatten ihren Ankerplatz mehr nach Norden verlegt und die peruanischen sich in den Binnenhafen zurückgezogen, an dessen Eingang zum Schutze zwei Pontons und vor diesen der Monitor Atahuallpa lagen. Zwei Tage später, um 1 Uhr nachmittags, rückte die chilenische Flotte auf 5000, beziehungsweise 6000 Meter zur Beschießung des Hafenplatzes vor, gab aber im ganzen nur 120 Schüsse ab. Ende April wurde das Blokadegeschwader noch durch die Corvette O'Higgins und den Kreuzer Amazonas verstärkt, und am 10. Mai erfolgte das zweite Bombardement, das vier Stunden anhielt und bei dem 416 Geschosse auf die Stadt und deren Vertheidigungswerke geschleudert wurden. Der Huascar rückte dabei bis auf 2000 Meter vor und begann die Geschütze seines Thurmes auf die in der Muelle Dársena liegenden peruanischen Schiffe spielen zu lassen. Die Brigantine Saucy Jack ward in den Grund gebohrt, ebenso ein Boot der Limeña, das der Union, welche wie die Oroya mehrfach getroffen wurde, zum Löschen des ausgebrochenen Feuers zu Hülfe eilte. Das Feuer der peruanischen Strand- und Festungsbatterien concentrirte sich auf den Huascar, der jedoch infolge der Füllung seiner Wasserkammern nur ein 2 Fuß breites Ziel über dem Wasserspiegel bot und deshalb nur wenig litt; er hatte weder Todte noch Verwundete, wenngleich drei Kugeln seinen Rumpf trafen und eine die Wandtaue des Hauptmastes durchschnitt. Funfzehn Tage später fand im Hafen nahe am Strande zwischen den beiden chilenischen und drei peruanischen Torpedobooten ein nächtlicher Kampf statt, bei dem ein chilenisches, der Janequeo, und ein peruanisches, die Independencia, sich gegenseitig durch Torpedos zum Sinken brachten. Der ziemlich heil gebliebene Janequeo wurde später, als die Peruaner denselben zu heben versuchten, chilenischerseits durch einen Torpedo gänzlich gesprengt. Im weitern Verlauf der Blokade verloren die Chilenen am 3. Juli den Kreuzer Loa, der wenige Tage zuvor im Verein mit dem Transportdampfer Lamar 900 peru-bolivianische Verwundete von Arica nach Callao gebracht hatte, durch einen Torpedo, den die Peruaner in einem gewöhnlichen Küstenfahrzeuge unter Früchten verborgen angebracht hatten. Der Kapitän Peña hatte sich verleiten lassen, das Fruchtboot, das er im Hafen treibend ohne Bemannung antraf, längsseit des Schiffes nehmen und entladen zu lassen. Kaum ward die letzte Last gehoben, so setzte das Federwerk des verborgenen Torpedos ein und entzündete eine Masse von 300 Pfd. Dynamit, deren

Explosion den Loa, in der Mitte gespalten, in wenigen Minuten im Wasser verschwinden ließ. Auf ähnliche Weise wurde das Kanonenboot Covadonga, das zur Blokirung des einige Meilen nördlich von Callao liegenden Hafens Chancay entsendet war, am 12. Sept. ein Opfer seines leichtsinnigen Führers, der, nicht gewitzigt durch die schreckliche Katastrophe des Loa, ebenfalls ein leer treibendes Boot, weil es von dem Schiffszimmermann als gut bezeichnet ward, längsseit des Schiffes nehmen und aufhissen ließ. Für diesen Verlust verlangte der chilenische Admiral auf Befehl seiner Regierung von den Peruanern innerhalb 24 Stunden die Auslieferung der Corvette Union und des (ehemals chilenischen) Transportdampfers Rimac, widrigenfalls er zur Beschießung von Chorrillos, Ancon und Chancay schreiten werde. Auf die höhnische Erwiderung des Dictators Piérola, sich die verlangten Schiffe zu holen, wurden die genannten drei Häfen, die, obwol offene Plätze, doch durch allerhand feindselige Acte gegen die blokirenden Schiffe der völkerrechtlich bedingten Schonung verlustig gegangen waren, am 22. und 23. Sept. zwar beschossen, aber in einer so glimpflichen Weise, daß in ganz Chile ein Sturm der Entrüstung über den Admiral losbrach, den man geradezu als mattherzig und schwachköpfig bezeichnete und als seiner Stellung nicht gewachsen des Commandos über das Blokadegeschwader enthoben zu sehen wünschte.

Mittlerweile segelte man schon im vollen Fahrwasser einer neuen Mediation. Ende August war der in Lima beglaubigte nordamerikanische Vertreter Christiancy nach Santiago gekommen, hatte dort mit seinem Collegen Osborne Rücksprache genommen, die chilenische Regierung und auch einige einflußreiche Congreßmitglieder sondirt und war dann nach wenigen Tagen wieder nach Lima abgereist. Um der peruanischen Friedensliebe etwas nachzuhelfen, beziehungsweise die peruanischen Machthaber für die chilenischen Bedingungen etwas nachgiebiger zu stimmen, wohl aber auch um dem Volkswillen einigermaßen gerecht zu werden und etwas zu thun, während an die Organisation und Ausrüstung des Operationsheeres die letzte Hand gelegt wurde, ließ die chilenische Regierung plötzlich einen Brandschatzungszug nach dem unvertheidigten Norden Perus ausführen und die reichen peruanischen Reis- und Zuckerbarone empfindlich heimsuchen. Am 2. Sept. ging die Expedition unter der Führung des Kapitäns zur See Patricio Lynch, 2100 Mann Fußvolk und 250 Reiter stark, mit 3 Krupp'schen Feldgeschützen an Bord der Transportdampfer Copiapó und Itata von Iquique ab, ward von Mollendo aus von der Corvette Chacabuco begleitet und landete am 10. in Chimbote, einem kleinen, erst in den letzten Jahren zu einiger Bedeutung gelangten Hafen unter 9° 10′ südl. Br., 190 Seemeilen nördlich von Callao, von welchem aus eine 249 Kilometer lange Eisenbahn in das Innere des Landes zu der Departementalhauptstadt Huaraz und dem reichen Minenplatze Recuay führt. Da die Zuckerbarone die ihnen auferlegte, im ganzen nur mäßig bemessene Kriegscontribution zu zahlen sich weigerten, weil Piérola ihnen telegraphisch erklären ließ, daß jede Zahlung einer Loskaufssumme an den Feind für Landesverrath angesehen werde, der schwer geahndet werden würde, so ließ der chilenische Führer alle wegschaffbaren Vorräthe an Rum, Reis, Zucker, Mehl u. s. w. an Bord seiner Fahrzeuge bringen, zu denen noch die Corvette O'Higgins, von Callao zur Unterstützung

gesandt, gekommen war, und dann die Pflanzungen mit ihren kostspieligen Anlagen: einer Zuckerfabrik, deren Maschinen allein mehr als 3 Mill. Mark gekostet hatten, einer großartigen Wasserleitung und einem Netz von 30 Kilometer Eisenbahnen, im ganzen Werthe von 15—20 Mill. Mark, am 13. Sept. zerstören, ein Schicksal, das am 15. auch die Zuckerplantage San Nicolas unfern des südlich von Chimbote gelegenen Supe traf, auf welcher auch 200000 Peabody-Patronen vernichtet wurden, während die ebenfalls dort geborgene Waffenladung noch rechtzeitig weiter geschafft worden war. Nach der Zerstörung des fiscalischen Eigenthums: der Landungsbrücke, der Zollhäuser und des Eisenbahnmaterials, schifften die Chilenen sich am 16. wieder ein, hielten den englischen Postdampfer Islay auf hoher See an, nahmen 20 Kisten peruanischen Papiergeldes und Briefmarken, die von Newyork über Panamá kamen, als Kriegscontrebande weg und erschienen am 19. morgens vor Paita, wo sie ohne Schwierigkeiten landeten und die Dampfjacht Isluga trotz ihrer nordamerikanischen Flagge mit Beschlag belegten und als gute Prise erklärten, weil dieselbe Peru zum Waffentransport gedient hatte. Auch hier wurde infolge der Weigerung, die auferlegte Kriegssteuer von nur 40000 Mark zu zahlen, alles Staatseigenthum vernichtet, die vorgefundenen Baumwoll- und Fieberrindenballen auf die Schiffe verladen und die Eisenbahn nach Piura von den in das Thal des Rio de la Chira entsandten Reitern auf einer Strecke von 10 spanischen Meilen zerstört. Am 22. verließ das chilenische Geschwader Paita und traf am 24. vor Eten ein, wo aber der hohe Seegang die sofortige Ausschiffung des Streifcorps unmöglich machte. Erst am 26. wurde dasselbe gelandet und durchstreifte bis zum 4. Oct. die Ortschaften Montsefú, Chiclayo, Lambayeque, Ferriñafe, Pimentel und Patapó, ohne irgendwelchen Widerstand zu finden. Hier wurden zum ersten mal die Kriegscontributionen von einigen Hacendados gutwillig gezahlt, sodaß die Zerstörung des Privateigenthums in mäßigen Grenzen blieb, zumal auch durch Verrath viel vergrabenes Gut aufgefunden ward, durch das ein beträchtlicher Theil der auferlegten Contribution gedeckt wurde.*) Am 7. Oct. landeten die Chilenen in Pacasmayo, wo der englische und der nordamerikanische Consul sich ins Mittel legten, um die Zahlung der auferlegten Summe gutwillig herbeizuführen und so die Wiederholung beklagenswerther Verwüstungsscenen zu vermeiden, erregten dadurch aber nur den Zorn des peruanischen Dictators, der am 15. seinem Präfecten in Trujillo telegraphirte, „das Lösegeld nur in Blei zu zahlen" und, „die Augen jeder andern Rücksicht verschließend, sich zu vertheidigen, koste es was es wolle, da es nothwendig, unumgänglich nothwendig sei, daß dort sich nicht ereigne, was im übrigen Theile des Nordens geschehen sei". Trotzdem gab der Präfect bei der Annäherung der Chilenen seine Stellung in Chocope auf und zog „aus taktischen Gründen" das berühmte „Sich-rückwärts-Concentriren" vor, während der peruanische Staatssecretär des Innern, Nemesio Orbegoso, der das famose

*) Unter andern Funden wurden in Chiclayo im Hause eines Pfandleihers zwei Kisten Geschmeide ausgegraben, in denen sich Kirchengefäße, Kelche, Diademe von Silber mit Edelsteinen besetzt, ja sogar Heiligenreliquien vorfanden, alles mit den entsprechenden Pfandnummern versehen.

Dictatorialdecret vom 11. Sept. gegengezeichnet hatte, in welchem Piérola alle, die an den Feind irgendwelche Zahlung leisten würden, als Landesverräther erklärte und mit schweren Strafen bedrohte, um seine im Chimacathale belegene Zuckerpflanzung Mócan vor der sonst unvermeidlichen Zerstörung zu retten, nicht nur den auf dieselbe entfallenden Antheil (1000 Pfd. St.) der den Grundbesitzern in diesem Thale auferlegten Kriegscontribution, sondern auch den wegen solcher Schamlosigkeit von dem chilenischen Commissar noch besonders verfügten Zuschlag von 50 Proc. sofort zur Zahlung anweisen ließ.*)

Nachdem der chilenische Führer die letzten 20000 Pfd. St. Kriegscontributionen am 22. durch den deutschen Pflanzer Albrecht, den Besitzer der Hacienda Casa Grande, der bedeutendsten Zuckerfabrik im Chimacathale und wol in ganz Peru, erhalten hatte, folgte er dem inzwischen von Santiago eingegangenen Befehl, seinen Streifzug im Norden Perus, den er anderthalb Monate lang, ohne auch nur den geringsten Widerstand gefunden zu haben, gebrandschatzt und verwüstet hatte, einzustellen. Außer der erhobenen baaren Kriegscontribution und den weggenommenen Waaren im Werthe von ziemlich 6 Mill. Mark wird der durch Vernichtung und Verwüstung fiscalischen und privaten Eigenthums verursachte unmittelbare Schaden auf 20—24 Mill. und der mittelbare auf 40 Mill. Mark, also der ganze Schaden, den Peru durch die „Expedition Lynch" erlitten, auf 70 Mill. Mark geschätzt. Patricio Lynch trat am 23. seinen Rückmarsch über Paijan nach Malabrigo an und begann am 24. seine Truppen dort einzuschiffen, eine in dem schlechten Hafen, der seinen Namen (Böser Flecken) mit Recht führt, nicht leichte Arbeit, die sich bis zum 27. hinzog, zumal eine nicht unbedeutende Anzahl Kulis, die den Chilenen sehr nützlich gewesen waren und nun, von ihren Herren zurückgefordert, massakrirt zu werden fürchteten**), flehentlich um Mitnahme baten. Am 29. passirte das Streifcorps die Höhe von Callao, wo sich der Führer Lynch mit dem Blokadegeschwader an der Insel San Lorenzo in Verbindung setzte, landete am 1. Nov. in Quilca, an der Mündung des Rio Chili unter 16° 42′ südl. Br., ebenfalls ohne irgendwelchen Widerstand zu finden, brandschatzte das Thal von Vitor und Camaná und kehrte endlich, da der anfänglich beabsichtigt gewesene Vorstoß gegen Arequipa aufgegeben war, ohne einen Mann verloren zu haben, am 10. nach Arica zurück. Außer der obenerwähnten Kriegscontribution im Werthe von 6 Mill. Mark schickte der chilenische Befehlshaber seiner Regierung auch noch eine höchst originelle Correspondenz mit den peruanischen Behörden und

---

*) Um dies sonderbare Gebaren einigermaßen zu vertuschen, mußten später limeñer Blätter ein Entrefilet bringen, nach welchem nicht der piérolistische Staatsmann, sondern ein Deutscher, Wilhelm Scheel — ein Hamburger und einstiger Gesellschafter des Guano-Consignationshauses Gebrüder Dreyfuß — der wirkliche Besitzer der Zuckerpflanzung sei, sodaß auch nicht jener, sondern dieser, um seine Forderungen zu retten, die auferlegte „Loskaufsumme" habe zahlen lassen.

**) Das Regiment Buin, das am 24. eingeschifft wurde, ließ die bezopften Söhne des Himmlischen Reiches, die ihm gefolgt waren, ohne Schutz am Lande zurück, und am folgenden Morgen fanden die nachrückenden Granaderos (Jäger zu Pferde) acht dieser unglücklichen Sklaven geköpft und zerstückelt am Wege liegen.

mit verschiedenen in Lima beglaubigten fremden Diplomaten, die sich für angebliches neutrales Eigenthum ins Mittel legten, dafür aber von dem findigen chilenischen Seemanne, der sich über die Eigenthumsverhältnisse genaue Kenntniß zu verschaffen gewußt hatte, mit beißender Ironie abgefertigt wurden. Die Vertreter Englands, Frankreichs, Italiens und Nordamerikas haben wegen ihres Eintretens für peruanisches Eigenthum, das man mit neutraler Flagge zu decken suchte, eine Abweisung erfahren, deren schneidender Hohn durch die ausgesucht höfliche Form geradezu verblüffend wirkt.*)

Inzwischen waren am 2. Oct. die peruanischen Unterhändler auf dem Avisodampfer Chalaco, versehen mit einem Geleitschein des chilenischen Blokadegeschwader-Commandanten, Admirals Riveros, und begleitet von dem nordamerikanischen Kriegsschiffe Lackawanna, auf dem sich der obenerwähnte Christiancy eingeschifft hatte, von Callao abgereist, am 5. in Mollendo angekommen, wo man auf die Ankunft der bolivianischen Bevollmächtigten und des in La Paz beglaubigten nordamerikanischen Diplomaten Adams acht Tage warten mußte, und am 6. theilte Osborne, der in Santiago accreditirte Vertreter der Vereinigten Staaten Nordamerikas, dem chilenischen Minister des Auswärtigen unter Berufung auf die ihm am 10. Aug. desselben Jahres auf seine Anfrage bei dem Präsidenten der Republik gewordene Erklärung, „daß die Regierung Chiles die guten Dienste der Vereinigten Staaten in der besprochenen Form annehmen würde, falls Peru und Bolivia ihrerseits diesen Gedanken als den ihrigen acceptirt hätten", die Annahme der Mediation seitens Perus und Bolivias mit, die er nunmehr officiell auch Chile anbot. Nachdem der chilenische Minister am folgenden Tage im Namen seiner Regierung die angebotene Vermittelung in Form „freundschaftlicher Dienstleistung" anzunehmen sich bereit erklärt hatte, ohne aber auf den Fortgang der Kriegsoperationen zu verzichten, reiste Osborne am 9. nach Arica ab, wohin der chilenische Kriegsminister schon am 2. abgegangen war und wohin ihm der dritte Bevollmächtigte Chiles am 13. folgte.

Als endlich am Nachmittage des 20. auch der Chalaco mit der peruanischen „diplomatischen Commission", die sich anfänglich gesträubt hatte, in Arica unter den Kanonen des Feindes zu verhandeln, schließlich aber doch, um nicht die Friedensconferenzen an einer durchaus unberechtigten Empfindlichkeit scheitern zu lassen, ehe dieselben noch begonnen hatten, sich in das Unvermeidliche fügen mußte, eingelaufen war, zeigte Osborne, der als der älteste der drei nordamerikanischen Diplomaten den Vorsitz führte, den Betheiligten an, daß der ersten Conferenz am 22. an Bord des Vereinigten-Staaten-Kriegsschiffes Lackawanna kein Hinderniß entgegenstehe. Ihren Instructionen gemäß erklärten die Chilenen gleich nach Aus-

*) So bemerkte Lynch dem italienischen Ministerresidenten, daß er die Eisenbahn Eten-Ferriñafe, auch wenn dieselbe nicht, wie er genau wisse, einer anonymen peruanischen Gesellschaft, sondern dem „italienischen Marchese" Canévaro gehöre, zu seinem lebhaften Bedauern keineswegs, wie verlangt, schonen könne, da dieser „italienische Marchese" ja, wie männiglich bekannt, der rechtmäßige zweite Vicepräsident der Republik Peru sei und somit wol auch peruanischer Bürger sein müsse.

tausch der Vollmachten mit dem üblichen Danke an „die große Nation des Nordens" für „die freundschaftliche Mitwirkung zur Herstellung des Friedens", daß „die Umstände es ihnen als unabweisbare Pflicht auferlegten, eine sofortige Entscheidung zu erstreben", und daß sie zur Erleichterung der Verhandlungen die Grundlagen der Friedenspräliminarien in einer „Minuta" zusammengestellt hätten, von der sie, wenn ihr Vorschlag seitens der peru-bolivianischen Unterhändler angenommen würde, drei Exemplare, eins für die Vertreter der vermittelnden Macht, eins für die Perus und eins für die Bolivias, bereit hätten. Diese „Minuta" enthielt nun kurz und bündig die chilenischen Friedensbedingungen in folgenden sieben Punkten:

1) Abtretung der Gebiete von Peru und Bolivia an Chile, welche südlich von der „Quebrada de Camarones" (Krebsschlucht) und westlich von der Linie, die in der „Cordillera de los Andes" Peru von Bolivia trennt, bis zur „Quebrada de Chacarilla", und ebenso westlich von der Linie, die von dieser Schlucht aus mitten durch den Ascotansee bis zur argentinischen Grenze gezogen wird, sich erstrecken;

2) Zahlung einer Summe von 20 Mill. Pesos Fuertes (80 Mill. Mark), von denen sofort 4 Mill. zu erlegen sind und für deren Rest von 16 Mill. Peru und Bolivia solidarisch haftbar bleiben;

3) Zurückgabe des Eigenthums, das chilenischen Erwerbsgesellschaften und Bürgern in Peru und Bolivia gewaltsam entzogen ist;

4) Zurückgabe des Transportdampfers Rimac;

5) Abschaffung des zwischen Peru und Bolivia am 6. Febr. 1873 abgeschlossenen geheimen Bündnißvertrages und Widerruf aller zur Herstellung der geplanten peru-bolivianischen Conföderation getroffenen Maßnahmen;

6) Innebehaltung der von chilenischen Streitkräften besetzten peruanischen Gebietstheile von Moquegua, Tacna und Arica bis zur Erfüllung der vorstehenden fünf Bedingungen;

7) Verpflichtung Perus, den Hafenplatz Arica, wenn derselbe wieder zurückgegeben wird, niemals wieder zu befestigen, sondern denselben ausschließlich als Handelshafen zu benutzen.

Diese Bedingungen, namentlich die erste, erschienen den verbündeten Peru-Bolivianern zu hart, und in der zweiten Conferenz, die, um den Unterhändlern Perus und Bolivias die erbetene nöthige Zeit zu gönnen, sich über dieselben schlüssig zu machen, erst drei Tage später, am 25., stattfand, wies Dr. Arenas — Vocal des höchsten Gerichtshofes Perus und Präsident des hispano-amerikanischen Juristencongresses, der seit dem 9. Dec. 1876 zur einheitlichen Regelung des öffentlichen und privaten Rechts in den vertretenen Republiken des spanischen Amerikas zu Lima tagte — die „Zerstückelung" Perus als ganz und gar unannehmbar zurück, da „Peru unfähig sei, in die Abtretung eines Theiles seines Gebietes zu willigen, eines Theiles zumal, der augenblicklich die Hauptquelle seines Reichthums ausmache". Bestehe demnach Chile mit Anrufung des veralteten und hinfällig gewordenen Eroberungsrechtes auf diesem Punkt als conditio sine qua non, so seien die Hoffnungen auf Frieden verloren und die Anstrengungen zur Beilegung der Feindseligkeiten vergebliche. Aehnlich sprachen sich die bolivianischen

Bevollmächtigten aus, und Dr. Baptista — vor dem Staatsstreiche des Generals Daza (4. Mai 1876) Minister des Innern unter dem Präsidenten Dr. Tomas Frias — richtete einen beredten Appell an die Vertreter Chiles, nicht den gemeinsamen Ursprung und den gemeinsamen Kampf um die Unabhängigkeit der drei Republiken zu vergessen. Als zweiter peruanischer Unterhändler erschien Aurelio Garcia y Garcia, der famose Commandant des „zweiten" peruanischen Geschwaders, der am 8. Oct. des vorhergehenden Jahres bei der Punta Angamos unsern Mejillones de Chile seinen Waffengefährten, den Contreadmiral Grau, in so feiger Weise im Stiche ließ und mit der schnellfüßigen Corvette Union unter vollem Dampf das Weite suchte. Der von ihm gemachte Vorschlag, den der bolivianische Bevollmächtigte entgegen den Instructionen, welche der peruanische Staatssecretär des Aeußern auf Befehl des Dictators Piérola den Abgesandten Perus unterm 30. Sept. ertheilt hatte, erweiterte: die Vereinigten Staaten Nordamerikas alle Punkte als Schiedsrichter entscheiden zu lassen, über welche man sich bei den Friedensconferenzen nicht einigen werde, wurde von den Chilenen verworfen, die, zumal sie in dem Vorschlage eine Falle witterten, den Verbündeten dieselbe Antwort „Zu spät!" gaben, welche seinerzeit der peruanische Minister des Aeußern Dr. Irigoyen für die kurz nach der Kriegserklärung angebotene englische Vermittelung bereit gehabt hatte. Wenn die Peru-Bolivianer wähnten, durch schlaue diplomatische Schachzüge Chile wieder aus den blutig errungenen Provinzen Atacama und Tarapacá, die obendrein, wie die chilenischen Bevollmächtigten Altamirano und Lillo betonten, fast ausschließlich von Chilenen bewohnt und der Cultur gewonnen sind*), hinausmanövriren zu können, so hatten sie sich arg verrechnet, wie dies ihnen noch besonders der chilenische Kriegsminister Vergara klar machte durch die kategorische Erklärung, daß er im Namen seiner Regierung und seiner Collegen das Schiedsgericht, in welcher Form immer dasselbe angeboten werden möge, zurückweisen müsse; Chile suche einen dauerhaften Frieden, der seine Gegenwart und seine Zukunft sicherstelle, und, um diesen zu erlangen, verfüge es auch über die nöthige Macht; diesen Frieden werde es durch unmittelbare Verständigung mit seinen Gegnern abzuschließen suchen, denn nie und nimmer werde sich Chile nöthigen lassen, die Entscheidung über seine Geschicke fremden Händen anzuvertrauen. Hiermit war die Fruchtlosigkeit der Verhandlungen entschieden, sodaß die dritte Sitzung am 27. dieselbe nur zu constatiren und ihr Siegel darauf zu drücken hatte. Als in dieser die chilenischen Bevollmächtigten nochmals ohne Umschweife ihre Erklärung wiederholten, daß sie, an ihre Instructionen gebunden, keinerlei Aenderung in den aufgestellten Friedensbedingungen eintreten lassen könnten, weigerte sich Dr. Arenas, unterstützt von dem bolivianischen Abgesandten Carrillo, in die Erörterung der übrigen Punkte einzutreten, „da alle Thüren ihnen verschlossen seien", und bezeichnete die Friedensconferenzen als geendet, indem er die Ergebnißlosigkeit derselben

*) Nach dem in Peru 1874 aufgenommenen Census zählte Iquique, die Hauptstadt Tarapacás, unter 7916 Einwohnern 3873 Chilenen, 2437 Peruaner, 486 Bolivianer, die übrigen waren Europäer und Nordamerikaner, und in den Salpeterplätzen war die Bevölkerung fast rein chilenisch.

wie alle übrigen lebhaft bedauerte und die Verantwortlichkeit für dieselbe von sich und seinen Collegen abzuwälzen suchte. Der Krieg nahm somit seinen Fortgang, einzig und allein, weil die verblendeten Machthaber in Lima von einem Friedensschlusse, der Peru, das keine hinreichende baare Kriegsentschädigung aufbringen kann, die Salpeterprovinz Tarapacá gekostet und das peruanische Volk künftighin zur Arbeit und Sparsamkeit, zwei bisher bei diesem Volke unbekannte Begriffe, gezwungen hätte, nichts wissen wollten, solange nicht die letzte Entscheidung vor der Hauptstadt gefallen sei, trotzdem die damalige Situation ergreifend und, im ersten Theile wenigstens, wahr genug von einer piérolistischen Feder mit folgenden Worten geschildert wurde: „Vierzehn Monate furchtbarer Unglücksfälle; sechs Provinzen erobert (d. h. vom Feinde); unsere Flotte verloren; unsere Küste blokirt; unsere Häfen verbrannt; unsere Felder verwüstet; unsere Städte geplündert und eingeäschert; unsere Jugend decimirt im Kriege, umgebracht nach der Niederlage, ermordet im Schiffbruch und in den Lazarethen (?); unsere Weiber und unsere Kinder geopfert auf den Straßen und im Hause und sogar im Asyl des Gebets (?); unser Gott blasphemirt, unsere Religion verhöhnt“ (?? die Peruaner müssen wol einen eigenen Gott haben und eine besondere Religion bekennen, wenngleich in Peru wie in Chile der römisch-katholische Cultus der officielle ist); „unsere Tempel und unsere Altäre profanirt, beraubt und zerstört mit sakrilegischer Hand.“

Während das Scheitern der Vermittelung der Vereinigten Staaten Nordamerikas der peruanischen Presse sowol wie den peruanischen „Staatsmännern“ neuen, unerschöpflichen Stoff zu Anklagen und Ausfällen gegen Chile gab, das natürlich allein die Schuld trug, daß die Friedensunterhandlungen sich zerschlagen hatten, gegen „Chile, das, um den gegenwärtigen Krieg zu rechtfertigen, sich zur Anrufung der unheilvollen Lehre Machiavelli's verdammt sah, das auf seiner Stirn das Kainszeichen trägt, das mitten im 19. Jahrhundert zum Aergerniß von ganz Amerika das absurde und barbarische Recht der Eroberung anruft“, wurde dasselbe bei der unverhohlen feindseligen Stimmung des chilenischen Volkes gegen die Mediation der nordamerikanischen Freistaaten, von der man eine Schmälerung der berechtigten Ansprüche des Siegers befürchten zu müssen glaubte, in ganz Chile mit sichtlicher Genugthuung aufgenommen, wie dies die ruhige, selbstbewußte Sprache der chilenischen Diplomatie wie der Tagesblätter bewies. Man war eben allgemein der Ansicht, daß ein dauerhafter, ehrenvoller Friede nur in Lima abgeschlossen werden könnte, wenn der besiegte Feind selbst denselben unmittelbar bei dem Sieger nachsuchen würde. Deshalb wurden mit allem Eifer und aller Umsicht die letzten Vorkehrungen zu der „dritten Etappe“, zu dem Zuge auf Lima, die „Stadt der Könige“, unter den Augen des Kriegsministers getroffen und die Einschiffung der Truppen begonnen. Nach Eintreffen der letzten Transportschiffe von Valparaiso — es waren wiederum zwei Schraubendampfer von der englischen Pacific Steam Navigation Company angekauft worden — verließ am 15. Nov. die 1. Division des chilenischen Operationsheeres unter dem General Villagran auf 10 Dampf- und 7 Segelschiffen mit dem Kriegsminister F. Vergara Arica, und am 19., genau an dem Tage, den die kriegsministerielle Depesche

an den Präsidenten der Republik vom 14. angab — „in fünf Tagen werden wir auf dem Schauplatz der künftigen Kriegsoperation angelangt sein", heißt es am Schlusse derselben — warf die Transportflotille in der „geräumigen und ruhigen Bai" von Paracas, 4—5 spanische Meilen südlich von Pisco, Anker, derselben Bai, in welcher die Chilenen vor 60 Jahren landeten, um den Peruanern ihre Unabhängigkeit von dem Colonialjoche Spaniens erkämpfen zu helfen. Die Truppen wurden „sogleich ohne Hinderniß ans Land gesetzt, obschon auf der anstoßenden Ebene ein feindlicher Reitertrupp von ungefähr 100 Mann sichtbar wurde, der jedoch bei dem ersten Schusse der Corvette Chacabuco in alle Winde zerstob". Der „Generalcommandant" von Pisco, Oberst Zanudio, „concentrirte sich rückwärts", gab trotz seiner hochtönenden Erklärung, als der chilenische Parlamentär ihn zur Uebergabe Piscos aufforderte, die ruhmreiche peruanische Bicolore nicht verlassen und nur nach heldenmüthigem Widerstande der Uebermacht weichen zu wollen, schon um 6 Uhr bei der Annäherung des Feindes den befestigten Hafenplatz nach einigen Schüssen auf und ging, „um nicht abgeschnitten zu werden", nordwestwärts nach Humay, 13 volle spanische Meilen von Pisco, zurück. Am 21. besetzten dann chilenische Truppen auch das weinreiche Ica, die Departamentalhauptstadt, die mit Pisco durch eine Eisenbahn verbunden ist. Die peruanischen Behörden suchten sammt und sonders das Weite, und „von Bewaffneten sah und hörte man nichts im ganzen Departamento", ein Vorgang, den man in Lima zum „niederschmetterndsten Proteste, den die peruanischen Krieger den chilenischen Eindringlingen entgegengeschleudert", zu stempeln wagte. Am 30. wurde auch die 1. Brigade der 2. Division in Pisco gelandet, die in Verbindung mit den beiden andern die Aufgabe hatte, zu Lande vorzudringen, um die Landung der drei übrigen Brigaden, die man wegen des schwierigen Vormarsches auf dem sandigen Terrain, 60 spanische Meilen weit, bei schlechten, nur für Fußgänger, Saumthiere und einzelne Reiter geeigneten Wegen, zumal keine Eisenbahn den Transport des Geschütz- und Wagenparks auf dieser Strecke erleichterte, in einem der kleinen nördlicher liegenden Häfen geplant hatte, durch Abdrängung der peruanischen Streitkräfte von den Küstenpunkten ungehindert und ungestört zu ermöglichen.

In Lima rief die Landung der Chilenen und die Besetzung des unmittelbar anstoßenden Departamento, obwol man schon lange auf dies Ereigniß vorbereitet sein mußte, große Aufregung hervor und erzeugte in Regierungskreisen, besonders in den Ministerien des Innern und des Krieges, eine fieberhafte Thätigkeit. Durch Decret vom 23. ward das „Reserveheer Limas", aus dem die geschultesten Bataillone der Operationsarmee des Nordens und des Centrums überwiesen wurden, neu „organisirt", die Vertheidigungsanlagen der Hauptstadt in drei Gruppen, die Süd-, Nord- und Centrumssection, getheilt, die einem „Generalcommandanten der Batterien Limas" unterstellt wurden, und sogar auf dem San Christóbal, einem steilen Bergkegel, der im Nordwesten der Stadt am Rimac sich 550 Meter hoch erhebt, ein Fort angelegt, das am 9. Dec., dem 56. Jahrestage der Schlacht von Ayacucho, welche die Unabhängigkeit Perus vom spanischen Joche besiegelte, zugleich mit den übrigen Befestigungswerken unter Entfaltung des größten militärischen Gepränges mit kirchlicher Staffage — es waren zur Parade alle „drei

Heere" und zur Theilnahme sämmtliche Militär-, Civil- und Kirchenbehörden aufgeboten — von dem „Generalfeldvicar" eingeweiht und „Citadelle Piérola" getauft wurde. Bei dieser Feierlichkeit hielt Nicolas de Piérola die Schlußrede, eine Diatribe gegen Chile im Stil des jämmerlichsten Machwerkes der limeñer Presse, in welcher er das chilenische Volk als „toll" (loco) bezeichnete, ein epitheton ornans, das bald darauf der chilenische Soldat in blutiger Arbeit rechtfertigte, indem die peruanischen Waffen trotz der feierlichen Weihe der Kirche an dem „tollen" chilenischen „Roto" schartig wurden. Am 14. Nov. verließ die zweite Hälfte des chilenischen Expeditionsheeres, 7 Regimenter und 3 Bataillone Infanterie, 2 Brigaden Artillerie und 2 Regimenter Cavallerie stark, mit dem Oberbefehlshaber General Baquedano und dem Generalstabe Arica und ging am 20. von Pisco, nachdem dort tags zuvor auch die 1. Brigade der 2. Division eingeschifft war, nach Chilca ab, wo sie am 21. anlangte. Da aber eine Recognoscirung, die das Panzerschiff Almirante Cochrane unternahm, ergab, daß eine Landung weiter nördlich vorzuziehen war, so setzte sich das ganze Geschwader, 35 Schiffe stark, nach der Fischerbucht in Bewegung und landete in der Frühe des Tages, unbelästigt vom Feinde, in Curayacu, 2 spanische Meilen von Lurin, 3 Regimenter Fußvolk und 1 Reiterregiment, die sofort ihren Marsch auf Lurin antraten und, unterstützt durch ein inzwischen ans Land gesetztes viertes Infanterieregiment, die Peruaner aus ihren gedeckten Stellungen auf den Höhen Lurins vertrieben und den Zugang zum Flusse erzwangen. Die Ausschiffung der Truppen wurde dann in Cruz de Palo fortgesetzt, während die frei gewordenen Transportschiffe nach Pisco zurückkehrten, um auch die 2. Brigade der 1. Division zur See nach ihrem Bestimmungsort zu bringen. Nur die Brigade Lynch setzte ihren Vormarsch zu Lande fort, bei dem sie etliche Leute durch feindliche Streifcorps verlor, und vereinigte sich wenige Tage später mit dem Gros des Heeres im Thale von Lurin, wo den Truppen einige Tage Rast und Ruhe gegönnt ward. Nachdem während dieser Zeit das Terrain sowol wie die feindlichen Stellungen erforscht waren, ließ der chilenische General sein Heer am Nachmittag des 12. Jan. 1881 aufbrechen und in der Nacht vor den peruanischen Linien südlich von Chorrillos sich lagern. Die 1. Division unter Lynch sollte den rechten Flügel, die 2. das Centrum der Peruaner angreifen, während die dritte zur Unterstützung und zum Fernhalten von Verstärkungen seitens des linken peruanischen Flügels bestimmt war. Gleichzeitig sollte die Flotte den rechten feindlichen Flügel, der gerade an der Küste stark befestigte Stellungen innehatte, durch ein wohlgenährtes Feuer erschüttern. Am 13., 5 Uhr morgens, schritt die 1. Division zum Angriff, kurz darauf auch die 2. Um 6 Uhr hatte jene die ersten Höhen genommen, während diese das feindliche Centrum warf. Die Reserve wurde zur Unterstützung der 1. Division entsandt; um 7 Uhr wichen die Peruaner auf der ganzen Linie, und um 9 Uhr, als Surco in Flammen aufging, war der Sieg für die Chilenen entschieden, wenngleich in Chorrillos und den südlich von diesem Badeorte gelegenen Strandkegeln Salto de Fraile (Mönchssprung) und Morro Solar, die mit schweren Geschützen gespickt waren, 8000 Peruaner fortfuhren, hartnäckigen Widerstand zu leisten. Um 2 Uhr nachmittags war auch dieser gebrochen; die Peruaner, gründlich geschlagen,

hatten von 25000 Combattanten 7000 Mann verloren, außerdem 72 Kanonen und Mitrailleusen eingebüßt. Der Kriegsminister Iglesias nebst 17 andern höhern Offizieren war gefangen, während der Dictator Piérola, der große Heldenschauspieler, es, wie immer, verstanden hatte, seine werthe Person in Sicherheit zu bringen. Die chilenische Flotte war müßiger Zuschauer der ganzen Schlacht gewesen, da, als der Tag graute, bereits die ersten Positionen des Feindes genommen waren und sie nicht mehr mit ihrem Feuer eingreifen konnte, ohne ihrem eigenen Heere zu schaden. Nur der Almirante Cochrane und der O'Higgins betheiligten sich mit einigen wenigen, aber gutgezielten Schüssen auf die Strandkegel Morro Solar und Salto de Fraile, während die Dampfbarkasse des Almirante Cochrane ein wohlgenährtes Mitrailleusenfeuer auf diese befestigten Hügel unterhielt. Die Chilenen hatte der Kampf aufs äußerste erschöpft, sodaß der Oberbefehlshaber Baquedano es für angezeigt hielt, seinen Truppen einen Rasttag zu gönnen und, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, einen Parlamentär mit dem gefangenen peruanischen Kriegsminister nach Miraflores zu entsenden, wo die Peruaner eine zweite befestigte Stellung inne und die in der Schlacht von Chorrillos zersprengten Truppen gesammelt hatten. Doch Piérola wollte nur mit einem Minister, der mit ausreichenden Vollmachten versehen sei, unterhandeln, sodaß der General Baquedano alle Vorkehrungen traf, um am 15. bei Tagesgrauen Miraflores anzugreifen, als ihm um 2 Uhr nachts eine Note des diplomatischen Corps in Lima überbracht ward, in der um eine Unterredung nachgesucht wurde. Um 7 Uhr morgens erschien der Dekan des diplomatischen Corps mit den Ministerresidenten Englands und Frankreichs im chilenischen Lager; sie baten um Schutz für die Fremden in Lima und um Bedenkzeit für die peruanische Regierung zur Eröffnung von Verhandlungen, ein Verlangen, dem der chilenische Oberbefehlshaber nachkam, indem er vom Angriff bis zum Schluß des Tages, d. i. bis 12 Uhr nachts, abzustehen versprach, ohne jedoch seine Vorbereitungen einzustellen. Als nun Baquedano mit dem Generalstabschef und seinen Adjutanten einer Division die Stellung für den etwaigen Angriff persönlich wies, eröffneten die in großer Nähe hinter Lehmmauern (tapias) verborgenen Peruaner plötzlich auf diese ein lebhaftes Gewehrfeuer, das sich schnell über die ganze Linie ausdehnte. Dies war der Beginn einer neuen heißen Schlacht, in der chilenischerseits hauptsächlich die 3. (linker Flügel, zwischen Barranco und Miraflores) und 1. (Centrum) Division fochten. Der plötzliche, unerwartete Angriff überraschte die Chilenen derartig, daß ihre Reihen für einen Augenblick zu wanken drohten. Indessen bald wieder gefaßt und durch ihre wackern Führer angefeuert, gingen die chilenischen „Rotos" zum Sturme auf die starke, etwa von 12000 Peruanern vertheidigte Stellung von Miraflores über und wurden hierbei wirksam von den Schiffen, besonders von dem Huascar und dem Blanco Encalada unterstützt. Bei sinkender Sonne, nach einem vierstündigen harten Kampfe, wurden die Peruaner geworfen und flohen in solcher Auflösung und Verwirrung nach Lima, daß sie gänzlich ihre so oft feierlich wiederholten heroischen Entschlüsse vergaßen: zu kämpfen, „bis der letzte Peruaner untergeht; bis Lima, das Capitol Perus, ein weites Todtenfeld ist, beleuchtet von dem finstern Glanze großer Feuersbrünste und zertrümmert durch die schreckliche

Erschütterung gräßlicher Explosionen". Mit Einbruch der Nacht standen die Chilenen vor den Thoren Limas und dem Fort San Bartolomé, dessen Feuer indessen ziemlich unschädlich war, und ihr Oberbefehlshaber zeigte dem diplomatischen Corps an, daß er zum Bombardement der Stadt schreiten würde. Auf diese Drohung erschien am Morgen des 16. der Alcalde der Hauptstadt, begleitet von den englischen und französischen Ministerresidenten und Admiralen, sowie vom Befehlshaber des italienischen Geschwaders, im chilenischen Lager, um über die Uebergabe Limas und Callaos zu unterhandeln. Dieselbe erfolgte, wie General Baquedano es verlangte, „bedingungslos".

Am 17. besetzten 4000 Chilenen unter dem Befehl des Generals Saavedra die „Stadt der Könige", während Patricio Lynch mit seiner Division Callao und Umgegend besetzte. Hier wurden von den fliehenden Peruanern die Schiffe theils verbrannt, theils versenkt, und ein und das andere Fort zu sprengen gesucht. Von den Schiffen ist nur die Corvette Union ziemlich heil geblieben und wieder flott gemacht. Piérola hat sich mit seinem „Generalsecretär", dem mehrfach erwähnten famosen Aurelio Garcia y Garcia, nach Arequipa gerettet und die Vermittelung Englands, Frankreichs und Italiens angerufen, eine Vermittelung, welche die chilenischen Friedensbedingungen ebenso wenig beeinflussen dürfte, wie dies die der Vereinigten Staaten Nordamerikas im October 1880 vermochte.

Ueber Erwarten günstig war für Chile der Ausgang der „dritten Etappe": mit verhältnißmäßig geringen Verlusten hatte das chilenische Heer seinen Gegner gänzlich aufgerieben, die Hauptwaffenplätze desselben in seine Gewalt gebracht und der Welt die Hohlheit des peruanischen Heldenthums aufgedeckt. Die vollständig zu Boden geworfene peru-bolivianische Allianz wird nun wol das so bitter geschmähte Eroberungsrecht anerkennen und die von Chile beanspruchten Gebiete bis zur „Quebrada de Camarones" abtreten müssen.

Dieser Krieg hat die verkommenen staatlichen und socialen Zustände Perus in einer Weise aufgedeckt, daß dieselben auch dem blödesten Auge nicht entgehen können. Die Peruaner, die sich so gern „die Franzosen Südamerikas" nennen, von den vielen Vorzügen des französischen Nationalcharakters aber auch nicht einen, dagegen alle Fehler und Laster eines entnervten Rassenmischmasches von Weißen, Schwarzen und Eingeborenen besitzen, waren mit ihrer großmäuligen Indolenz, die mit großen Worten alles gethan zu haben glaubt, und mit ihrem ungeheuern Marasmus, der überall, in der Verwaltung wie auch in der Gesetzgebung und Rechtspflege, in der crassesten Weise hervortritt*), trotz ihrer Ueberlegenheit an „Menschen und Geld, den beiden Hauptfactoren zum Kriegführen", dem kleinen, aber that-

*) Dies räumt auch der peruanische Staatssecretär Dr. Federico Panizo in seinem Circular vom 24. Dec. 1879 an die Gerichtstribunale des Landes ein, wenn er sagt: „So sind Se. Excellenz, der oberste Chef der Republik, und seine sieben Staatssecretäre der Ansicht, daß der Krieg mit Chile und die Vortheile, welche diese Republik seit der Kriegserklärung bis heute über uns davongetragen hat, nichts anderes als die logische Consequenz und die natürliche Folge der Nachlässigkeit sind, in der mehr oder weniger alle Peruaner schon seit geraumer Zeit bezüglich der Erfüllung ihrer resp. Verpflichtungen gelebt haben" u. s. w."

kräftigen Chile, das alles an seine Ehre setzte, nicht gewachsen, zumal auch ihre Regierung „durch ihre charakteristische Treulosigkeit, ihre sprichwörtlich gewordene Ehrlosigkeit und ihre bodenlose Dickfelligkeit zum Stein des Anstoßes in allen Ländern Europas und Amerikas geworden", jeglichen Credit im Inlande nicht minder als im Auslande verloren hatte. Das allzu empfindliche Nationalgefühl, das wol mehr als Dünkel bezeichnet werden muß, machte sich nur in unflätigen Schimpfereien Luft, mit denen selbst in officiellen Schriftstücken der Feind überschüttet wurde*), und trotz der pomphaften Phrasen von Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe, die ich oft genug bis zum Ueberdrusse habe anhören müssen, hat der Peruaner nirgends seine schlechten Nationaleigenschaften zum Wohle des Ganzen dauernd überwinden können. Das Strohfeuer erlosch gar bald, und dann kamen indolente Lässigkeit und Saumseligkeit, Habgier und Bereicherungssucht, kleinlicher Neid und Eifersucht, gemeiner Haß und Rachsucht wieder zum Vorschein, bald versteckt, bald offen, und bildeten die Glieder der bösen Kette, die Peru eine Demüthigung nach der andern zuzog und ihm trotz der verzweifeltsten Anstrengungen, die es in zwölfter Stunde machen wollte, außer seiner verlorenen Flotte, seinem vernichteten Wohlstande und einer schweren Kriegsentschädigung von baar 100 Mill. Pesos (400 Mill. Mark), deren Abtragung das Erstarken und Gesunden seiner heillos zerrütteten Finanzen auf Jahrzehnte hinaus verzögern muß, noch mindestens das salpeter- und guanoreiche Departamento Tarapacá, seine ergiebigste Einnahmequelle, kosten wird.

*) Ich verweise hier nur auf die beiden Circularnoten des „peruanischen Kanzlers" Dr. José Pedro Calderon vom 5. Nov. 1880, die, aus Anlaß des Scheiterns der Friedensverhandlungen zu Arica geschrieben, im niedrigsten Ton alle Greuelberichte, die in der limeñer Presse im Laufe des Krieges abgedruckt waren, reproduciren. Wie Dr. Calderon als politischer Tagesschriftsteller es nie genau mit der Wahrheit nahm, so ist er auch als Staatssecretär des Aeußern und des Cultus unverfroren genug, den „befreundeten Kanzleien" die abgeschmacktesten und ungereimtesten Dinge geradezu wider besseres Wissen — so z. B. die Abschlachtung peruanischer Verwundeter in den Lazarethen — in einer, gelinde gesagt, maßlosen und ungewählten Sprache aufzutischen.

Der Maler-Dichter Washington Allston.

Von

Rudolf Doehn.

Zu den interessantesten und bedeutendsten Repräsentanten Amerikas auf dem Gebiete der Kunst und der Literatur gehört unzweifelhaft Washington Allston, „the poet-painter", wie ihn seine Landsleute zu nennen lieben. Er lebte lange genug in Europa, um europäische Cultur mit den Vorzügen, die etwa amerikanische Bildung zu bieten vermag, in sich zu vereinigen, und war ein intimer Freund von Männern wie Charles Sumner, Washington Irving, S. T. Coleridge, William Wordsworth, Thorwaldsen, Benjamin West, Henry Wadsworth Longfellow, William Ellery Channing, Richard H. Dana und vieler anderer hervorragender Persönlichkeiten der Alten und der Neuen Welt. Da wir bis dahin nur mangelhafte biographische Notizen über Washington Allston besaßen, so hat sich sein Landsmann M. F. Sweetser ein nicht zu unterschätzendes Verdienst dadurch erworben, daß er kürzlich auf Grund zuverlässiger Quellen eine ausführliche Lebensbeschreibung von ihm entworfen hat.*)

Die Vorältern Washington Allston's sollen nach einigen norwegischen Ursprungs sein, nach andern aber von jenem John Allston abstammen, der sich bei dem Aufstande des Herzogs von Monmouth betheiligte und ums Jahr 1685 aus England verbannt wurde. Sicher ist, daß der amerikanische Zweig der Allstons zu jenen patricischen Familien gehörte, welche zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in dem District von Waccamaw in Südcarolina große und reiche Plantagen besaßen und sich durch große Gastfreundschaft auszeichneten. Am 5. Nov. 1779 wurde Washington Allston zu Brook Green, einer der Plantagen seines Vaters, geboren. Er war in seiner ersten Jugend ein schwächliches, leicht reizbares Kind und wurde, da ihm die schwüle, drückende Luft von Südcarolina nicht zusagte, von seinen Aeltern auf den Rath des Arztes schon in seinem siebenten Lebensjahre von Hause weg und nach einer Erziehungsanstalt in dem schön und gesund gelegenen Newport im Staate Rhode-Island gebracht. Ueber seine ersten Kinderjahre schreibt Allston selbst, daß er schon früh Lust zum Zeichnen gehabt und gern Landschaften com-

*) Vgl. „Washington Allston, by M. F. Sweetser" (Boston, Houghton, Osgood and Comp., 1879).

ponirt habe. Außerdem, so bemerkt er, sei ihm eine besondere Vorliebe für wunderbare und seine Einbildungskraft aufregende Dinge eigen gewesen. Sein größtes Vergnügen war es, sich von den Negersklaven seines Vaters Schauergeschichten von Zauberern und Hexen vorerzählen zu lassen, und als er in spätern Jahren einmal wieder nach seinem Geburtsorte kam, vergaß er es nicht, eine düstere Waldgegend aufzusuchen, wo von riesigen Bäumen tausendfach verschlungene Ranken wilden Weines herabhingen. Auf diesen Weinranken, so hatte es seine jugendliche Phantasie ihm stets vorgemalt, liebten es die Kobolde und Hexen, sich im Scheine des Mondes zu schaukeln und ihr Unwesen zu treiben. Er selbst verstand es späterhin, wie Washington Irving berichtet, meisterhaft, grauliche Geschichten von Geistern u. s. w. zu erzählen.

Rhode-Island zeichnete sich schon in der Colonialzeit durch seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen vortheilhaft vor den meisten andern Colonien Nordamerikas aus. Als der humane und philosophisch gebildete George Berkeley, Bischof von Cloyne in Irland, während der Jahre 1729—31 in Rhode-Island weilte, um Lehranstalten zur Bekehrung der wilden Indianer zu gründen, begleitete ihn der Schotte John Smybert, ein talentvoller Maler, und porträtirte verschiedene Einwohner der Colonie. Smybert ließ sich später zu Boston in Massachusetts nieder, heirathete daselbst eine wohlhabende Frau und hinterließ bei seinem Tode eine ganze Anzahl von Bildern der vornehmsten und bedeutendsten Amerikaner und Amerikanerinnen. Manche dieser Bilder existiren noch jetzt, theils in öffentlichen Sammlungen, theils im Besitze von Privatpersonen. Von besonderer Bedeutung war Symbert's Copie von van Dyck's Porträt des Cardinals Bentivoglio, indem die amerikanischen Maler John Singleton Copley, John Trumbell und Washington Allston sich, namentlich was das Colorit anlangt, danach bildeten. Unter andern englischen Malern, welche um die Mitte und gegen Ende des 18. Jahrhunderts nach Amerika kamen und sich theils in Neuengland, theils in Philadelphia und Newport aufhielten, sind wegen des Einflusses, den sie auf amerikanische Maler ausübten, zu nennen: Blackburn (1754), Wollaston (1758), Hesselius (1763), Cosmo Alexander (1770), und zehn Jahre später Williams, Edward Savage und Robert Edge Pine. Auch darf nicht vergessen werden, daß manche englische Familien, die in der Colonialzeit nach Amerika auswanderten, werthvolle Bilder, z. B. von Holbein, Kneller, Rembrandt u. s. w., mit hinübernahmen. Unter den ältern amerikanischen Malern, die sich in Newport aufhielten und dort ihre Ausbildung als Künstler erhielten, sind besonders drei hervorzuheben: Charles Gilbert Stuart, Robert Feke und Edward G. Malbone.

Während seines Aufenthaltes in Newport schloß Allston eine enge Freundschaft, die nur durch den Tod gelöst wurde, mit William Ellery Channing und dessen Vetter Richard H. Dana. Diese drei sehr begabten Knaben liebten es, sich während ihrer Freistunden am Meeresufer umherzutreiben oder die naheliegenden Wälder zu durchstreifen, und die Eindrücke, welche die Schönheit und Erhabenheit der Natur auf die jugendlichen Gemüther machte, sind von dauernder Wirkung gewesen: bei Channing als Moralphilosophen, bei Dana als Dichter und bei Allston als Maler und Dichter. Eine gewisse Anleitung in der Malerkunst erhielt

Allston als Schüler in Newport durch einen Herrn King, der sich vorzugsweise mit der Fabrikation von Quadranten und Compassen beschäftigte, doch gelegentlich auch einige Porträts malte. So gering auch die Beihülfe sein mochte, welche Allston in künstlerischer Beziehung von King empfing, so hat er dieselbe doch stets in dankbarer Erinnerung bewahrt, und eins seiner ersten Oelgemälde war ein Porträt seines alten Freundes und Lehrers. Mehr als durch King's Lehren, gewann er durch den Umgang mit dem zwei Jahre ältern Malbone, einem geborenen Newporter. Gemeinsame Spaziergänge und Unterhaltungen über die Kunst der Malerei brachten diese beiden jungen Leute einander sehr nahe, und obschon Malbone nach Providence ging, so trafen sie doch bald wieder in Boston zusammen, da letzterer hier als Maler thätig war und Allston Newport verließ, um das Harvard-College zu Cambridge bei Boston zu besuchen.

Ueber sein Leben im Harvard-College berichtet Allston selbst in seinen Aufzeichnungen, aus denen sein Biograph folgende Stelle mittheilt: „Meine Freistunden waren vornehmlich der Kunst der Malerei gewidmet. Ich entwarf Zeichnungen von Figuren und Landschaften, kann mich aber nicht entsinnen, was ich lieber that; ich folgte nur dem Eindrucke des Augenblicks. In dem Hause eines Freundes zu Cambridge fand ich ein altes Landschaftsgemälde; doch weiß ich nicht, ob es von einem italienischen oder einem spanischen Meister herstammte. Das Bild hatte einen reichen und tiefen Ton, und obschon es nur das Werk eines mäßigen Künstlers war, so gab es mir doch in Hinsicht des Colorits manche Fingerzeige. Am meisten aber lernte ich in dieser Beziehung von den Gemälden Pine's, die sich im Columbianmuseum zu Boston befanden. Pine hat, soweit ich mich entsinnen kann, wirkliche Verdienste um das Colorit, namentlich bei Figuren. Ganz besonders zog mich indeß der Kopf des Cardinals Bentivoglio an, dessen Porträt in der Bibliothek des Harvard-College hing und das zu copiren ich während der Winterferien die Erlaubniß erhielt. Dieses Porträt war eine Copie, welche Smybert nach einem van Dyck'schen Originalgemälde gemacht hatte. Zu jener Zeit erschien mir diese Copie als ein vollkommenes Meisterstück; als ich aber einige Jahre später das Original sah, hatte ich Veranlassung, meine Ansichten über künstlerische Vollkommenheit zu ändern. Stets aber werde ich Smybert für die Lehren dankbar sein, die er, oder vielmehr sein Werk, mir gab."

Als Zögling des Harvard-College verkehrte Allston viel im Hause des Oberrichters von Massachusetts, Francis Dana, der früher die Vereinigten Staaten als Gesandter am Hofe zu Petersburg vertreten hatte. Von seinen künstlerischen Arbeiten, die er um diese Zeit entwarf, existiren noch einige; es waren vorzugsweise Blockhäuser; doch hatten ihm auch Schiller's „Räuber" zu einer tragisch-romantischen Zeichnuug Veranlassung gegeben. Im December 1799 wurde auf dem Harvard-College eine Trauerfeier zu Ehren George Washington's veranstaltet, bei welcher Gelegenheit Allston ein elegisches Gedicht verfaßte und öffentlich vortrug. Seine sonstigen dichterischen Versuche aus dieser Zeit sind nicht besonders erwähnenswerth.

Nachdem er im Jahre 1800 sein Examen bestanden hatte, ging er nach Charleston in Südcarolina, wohin sich auch sein Freund Malbone begeben hatte und

als Miniaturmaler großen Ruf genoß. Die Stadt Charleston zeichnete sich zu jener Zeit am meisten von allen Städten im Süden der Nordamerikanischen Union durch Pflege der Kunst aus; namentlich trugen die reichen patricischen Familien von Südcarolina sehr zur Hebung der Porträtmalerei bei. Dort lebten und wirkten Charles Fraser, Thomas Sully, Samuel Waldo aus Connecticut und de Veaux, der eine große Anzahl von wohlhabenden Pflanzern porträtirte. Allston nannte scherzweise sein Atelier in Charleston eine „Gemäldefabrik" (picture-manufactury); unter seinen dort vollendeten Gemälden sind vornehmlich zwei zu erwähnen, ein Kopf von Judas Ischarioth und Sanct-Peter, als er den Hahn krähen hörte. Aus dieser Zeit stammt ein treffliches Miniaturbild von Allston, welches Malbone malte und das noch jetzt in Charleston aufbewahrt wird. Allston hatte damals einen besondern Hang, blutige Schreckensbilder zu malen. Er schreibt selbst: „Mit wenigen Ausnahmen, die mehr humoristischer Natur waren, liebte ich Räuberscenen darzustellen; und ich entsinne mich ganz genau eines Bildes, wo ich das Halsabschneiden bis zur Vollkommenheit wiedergegeben zu haben glaubte. Das Sujet war ein Kampf zwischen Räubern, die einen Reisenden ermordet hatten und bei der Vertheilung der Beute unter sich in Streit gerathen waren. Ueber diese Räubermanie kam ich erst hinweg, nachdem ich ein Jahr lang in England gewesen war." Ganz besonders zog ihn auch bei diesen Bildern die Darstellung düsterer Wälder und wilder Einöden an.

Die Vermögensverhältnisse der Allstons waren um diese Zeit keine besonders glänzenden, doch rettete unser Held eine nicht geringe Summe, die er bei einem Bankhause in London deponirte, da er den festen Entschluß gefaßt hatte, nach Europa zu gehen. Im Mai des Jahres 1801 schiffte er sich auch wirklich mit seinem Freunde Malbone nach England ein. Letzterer blieb nur fünf Monate in London, studirte die dort befindlichen Gemälde und malte sein bestes Stück: Die Stunden (The Hours), die sich gegenwärtig im Providence-Athenäum befinden. Darauf kehrte er nach Charleston zurück und sah seinen Freund nicht wieder.

An der Spitze der königlichen Kunstakademie zu London stand zu jener Zeit Benjamin West, geboren am 10. Oct. 1738 zu Springfield im Staate Pennsylvanien; selbstverständlich wandte sich Allston an diesen würdigen Meister, als seinen Landsmann, und erlangte, nachdem er zwei Probeskizzen seiner Zeichenkunst eingereicht hatte, die Erlaubniß, als Schüler bei der genannten Akademie einzutreten. Die eine der eingereichten Skizzen stellte Gladiatoren dar. Ueber die Aufnahme, welche Allston bei West fand, äußert er sich in einem Briefe also: „Benjamin West nahm mich mit der größten Freundlichkeit auf; ich werde niemals das wohlwollende Lächeln vergessen, als er das erste mal meine Hand ergriff; dieser Moment haftet in meinem Gedächtnisse, denn er ist verbunden mit einem ähnlichen, als ich im Jahre 1818 von ihm Abschied nahm und er mir zum letzten mal die Hand drückte. Seine Galerie stand für mich zu jeder Zeit offen und er ertheilte mir seinen Rath stets bereitwillig und mit dem größten Wohlwollen. Er war ein Mann von selten mildem und humanem Charakter."

Zu den Malern, zu welchen sich Allston, abgesehen von West, in London am

meisten hingezogen fühlte, gehörten unter andern Sir Joshua Reynolds, Gainsborough, Wilson und der Schweizer Fuseli. Uebrigens bewegte er sich nicht ausschließlich in Künstlerkreisen, sondern stand auch vielfach mit den bedeutendsten Repräsentanten der Literatur in Verbindung. Nachdem er sich längere Zeit in London aufgehalten hatte, wagte er es, bei einer passenden Gelegenheit drei Bilder von sich in der königlichen Akademie zur Ausstellung zu bringen; es waren dies: Ein französischer Soldat, der eine Geschichte erzählt (A French Soldier telling a Story), Eine felsige Küste mit Banditen (A Rocky Coast with Banditti) und Eine Landschaft mit Reitern (A Landscape with Horsemen). Das letztgenannte Stück hatte er noch auf dem Harvard-College gemalt. In den Französischen Soldaten wollten einige Kritiker Anklänge an Hogarth finden.

Im November 1803 begab sich Allston in Begleitung von John Vanderlyn, einem begabten, aber sehr unglücklichen amerikanischen Maler, nach den Niederlanden und von da nach Paris. In Paris befanden sich zu jener Zeit die auserwählten Kunstschätze von ganz Europa, die Napoleon I. dort zusammengebracht hatte. Es ist daher kein Wunder, daß Allston sich mehrere Monate in der französischen Hauptstadt aufhielt und verschiedene Bilder, theils selbständige Werke, theils Copien malte. Vor allem studirte er das Colorit der dortigen Meisterwerke von Rubens, Tizian, Paul Veronese u. a. „Es war die Poesie der Farbe" (the poetry of color), schrieb er an einen Freund, „die mich gefangen nahm; schöpferisch in ihrem innersten Wesen, ruft sie tausend Dinge in uns wach, die wir nicht mit den Augen sehen, aber doch lebhaft empfinden."

Von Paris wandte sich Allston durch die Schweiz nach Italien. Er besuchte Luzern und den Vierwaldstättersee und ging über den Sanct-Gotthard nach Bellinzona. Wahrscheinlich hielt er sich, wie unser Biograph meint, längere Zeit in Venedig und Florenz auf, um die dortigen Kunstschätze zu studiren; fühlte er sich doch namentlich durch die Venetianische Schule stark angezogen. Im März 1805 traf er in Rom ein, wo er auch seinen Landsmann Vanderlyn wiederfand. Allston und Vanderlyn waren zu jener Zeit die einzigen amerikanischen Kunstjünger, die in Rom mit Ernst künstlerischen Studien oblagen. Sie verkehrten oft mit deutschen, schwedischen und dänischen Künstlern und waren, da sie keine pecuniäre Unterstützung hatten, darauf angewiesen, sich durch ihre Arbeiten etwas zu verdienen. Allston blieb vier Jahre in Italien und bildete sich nach den großen Meisterwerken, die er in Rom fand, nicht weniger aber auch nach dem ältesten Muster, der Natur selbst, deren Schätze ja in so reichem Maße vor ihm ausgebreitet dalagen. „Die Eindrücke", sagte er in spätern Jahren, „welche die erhabene Scenerie des Schweizerlandes in mir zurückließ, fühle ich noch immer in voller Frische. Eine neue Welt hatte sich vor mir aufgethan und nie habe ich später dergleichen wiedergesehen. Die Landschaftsbilder der Apenninen tragen einen ganz andern Charakter. Ich wanderte in der Nacht und sah die Sonne am Lago-Maggiore aufgehen. Welch ein Sonnenaufgang! Die riesigen Alpen schienen im wirklichen Sinne des Wortes aus ihren Purpurbetten sich zu erheben und, indem sie ihre goldenen Kronen aufsetzten, ein fast hörbares Halleluja gen Himmel zu senden." Ueber den Eindruck, welchen die Werke der ältern Meister auf ihn machten, äußert er sich also: „Ich sehe lieber

ein Bild, welches ich nicht nachmachen kann, als ein solches, wie ich es vielleicht auch malen könnte. Es ist unnöthig, zu sagen, welche Wirkung Rafael, den ich, was die Gemüthsbewegungen (affections) anbetrifft, für den größten Meister in unserer Kunst halte, auf mich hervorbrachte. Im Punkte der bloßen Schönheit (beauty) ist er oft übertroffen, aber hinsichtlich der Anmuth (grace), des Ausdrucks der natürlichen Grazie, in der Wiedergabe des Geistes und vor allem der Heiligkeit (sanctity), steht er unübertroffen da. Was mich in seinen Werken am meisten traf, war das reine und echte Leben (the genuine life), um mich so auszudrücken, welches, ohne der Verschiedenheit der einzelnen Charaktere Abbruch zu thun, sie alle durchströmt; denn selbst seine einfachsten Figuren besitzen ein Etwas (a something), das, sei es im Blick oder in den Gesichtszügen und in den Körperbewegungen, mit der venustas seiner eigenen Natur verwandt ist; es ist, als wenn lebende Wesen, die unter dem Einflusse eines höhern Geistes stehen, an diesem theilnehmen, als wenn sie einen unsagbaren Reiz von dem Geiste, der sie schuf und lenkte, in sich aufgenommen haben. Die Macht, sein besseres Selbst in die Schöpfungen seiner Phantasie ausströmen zu können, ist meiner Ansicht nach die wahre Prärogative des Genies. Dies ist es, was der Künstler bei seinem Kunstwerke sein eigen (his own) nennen darf. Was Michel Angelo anbetrifft, so verehre ich ihn so sehr, daß ich keine Worte finden kann, welche meine Verehrung genügend zum Ausdruck bringen. Bei allen seinen Fehlern, und welcher Sterbliche ist ohne Fehl, muß selbst Rafael sich vor ihm beugen."

Allston war sehr beliebt unter seinen Kunstgenossen und stand in freundschaftlicher Beziehung zu Thorwaldsen; er verkehrte aber auch in andern, nicht gerade künstlerischen Kreisen, und kam auf diese Weise mit Wilhelm von Humboldt, der Frau von Staël-Holstein, August Wilhelm von Schlegel u. a. in Berührung. Eine intime Freundschaft schloß er in Rom mit seinem Landsmann Washington Irving und dem englischen Dichter Samuel Taylor Coleridge. Washington Irving sagt von ihm: „Meine erste Bekanntschaft mit Washington Allston fand im Frühjahr 1805 in Rom statt. Er war gerade aus Frankreich und ich von meiner Reise nach Sicilien und Neapel angekommen. Ich war damals noch nicht ganz 22 Jahre alt, er ein wenig älter. Für mich war in der Erscheinung und dem ganzen Wesen Allston's etwas unaussprechlich Anziehendes (something inexpressibly fascinating). Ich glaube nicht, daß eine andere Persönlichkeit mich jemals gleich von dem ersten Bekanntwerden an so sehr für sich einnahm. Er hatte eine leichte und graziöse Gestalt, große blaue Augen, schwarzes, seidenweiches Haar, das lockig herabfiel, und ein blasses, ausdrucksvolles Antlitz. Sein ganzes Sein und Wesen deutete einen Mann von Verstand und feinem Geschmack an. Seine Unterhaltung war belebend und anregend; mit einer wohlthuenden Humanität verband er zuweilen einen herzerquickenden Humor." Der häufige Umgang, den Irving mit Allston pflegte, die gemeinsamen Besuche der Kunstwerke und die kleinen Ausflüge in der Umgegend von Rom sowie der gegenseitige Austausch der Gedanken und Gefühle ließen in Irving ernsthaft die Erwägung aufkommen, ob er nicht selbst sich der Kunst der Malerei widmen solle, da er schon früher Unterricht im Zeichnen genossen und nicht ganz ohne Anlagen gewesen war. Allston griff begierig diesen

Gedanken des Freundes auf und erbot sich, dessen Lehrmeister zu sein. Doch traten bald störende Ereignisse dazwischen, die den in plötzlich aufflammender Begeisterung für die Kunst entstandenen Plan unausgeführt ließen.

Niemand scheint in Rom einen tiefern Eindruck auf Allston gemacht zu haben als der obenerwähnte Dichter S. T. Coleridge; Allston selbst schrieb über ihn an einen Freund: „Keinem andern Menschen meiner Bekanntschaft verdanke ich in intellectueller Beziehung (intellectually) so viel als Herrn Coleridge, mit dem ich in Rom vielfach in Beziehung stand und der mich 25 Jahre hindurch seiner Freundschaft würdigte. Wenn ich mir einige unserer Spaziergänge unter den Pinien der Villa Borghese ins Gedächtniß zurückrufe, so fühle ich mich fast veranlaßt, zu träumen, daß ich einst Plato in den Laubgängen der Akademie zuhörte. In der Villa Borghese war es, wo er mir die goldene Lehre gab, niemals ein Kunstwerk nur oder vorzugsweise nach seinen Fehlern zu beurtheilen. Dieser Ausspruch ist ebenso weise wie wohlwollend; derselbe hat mir manche Mühe erspart und die Sphäre meiner Kunstgenüsse erweitert."

Allston war nicht nur ein fleißiger Zeichner und Maler in Rom, sondern modellirte auch häufig in Thon. Er that dies auch in seinem spätern Leben und empfahl es allen jungen Malern, wie er denn das Studium der Anatomie mit Eifer trieb, da er dasselbe für einen ordentlichen Maler als unumgänglich nothwendig ansah. Daß er sich ganz besonders im Colorit auszeichnete, dafür liegen verschiedene Zeugnisse vor; pflegte man ihn doch in Rom als den „amerikanischen Tizian" zu bezeichnen.

Im Jahre 1809 kehrte Allston nach Amerika zurück und verheirathete sich mit Miß Anna Channing, mit der er schon längere Zeit verlobt gewesen war. Er lebte vorzugsweise in Boston und verfaßte dort außer mehrern Bildern auch verschiedene Gedichte, die er später in der Gedichtsammlung „The Sylphs of the Seasons" herausgab. Aber schon nach zwei Jahren zog es ihn wieder nach Europa. Obschon England mit den Vereinigten Staaten im Kriege begriffen war, ging Allston mit seiner Frau und dem jungen talentvollen Samuel Finley Breese Morse im Juli 1811 nach London. Hier verkehrte er namentlich mit Benjamin West, Charles Robert Leslie, Samuel Finley Breese Morse, dem Bildhauer John Flaxman, den Dichtern Coleridge, Wordsworth und Southey und dem Kunstfreunde und Kunstkenner Sir George Beaumont. Tief niedergebeugt durch den frühzeitigen Tod seiner Frau, machte Allston im September 1817 in Gemeinschaft von Leslie und dem englischen Maler William Collins, dem Vater des bekannten Novellisten Wilkie Collins, eine Reise nach Paris, um die Kunstschätze des Louvre genauer zu studiren. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch den bekannten Historienmaler Baron François Pascal von Gérard kennen. Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte in Paris kehrte er nach London zurück und widmete sich mit Eifer seiner Kunst, einerseits weil er in ihr die beste Trösterin in seinem Schmerze um die verlorene Gattin fand, andererseits weil in der letzten Zeit seine pecuniären Verhältnisse nicht sehr zufrieden stellend waren. Unter den größern Gemälden, die er während seines zweiten Aufenthalts in England vollendete, dürften die nach-

stehenden vorzüglich hervorzuheben sein: The Dead Man revived (nach einem Bibeltexte), Diana, Rebecca at the Well, Morning in Italy, Uriel in the Sun, Jacob's Dream (angekauft vom Lord Egremont) und Saint-Peter liberated by the Angel. Außer diesen Gemälden verfertigte er noch eine ganze Anzahl kleinerer, namentlich Porträts, z. B. das von Coleridge, von dem der Dichter Wordsworth sagte, es sei das einzige Porträt, das ihm wirkliche Freude verursacht habe.

Trotz seiner großen Liebe zu England und trotz der vielen Freunde, die er dort besaß, wurde Allston doch im Jahre 1818 von einer solchen Sehnsucht nach seinem Vaterlande erfaßt, daß er sich nach Amerika einschiffte. Unter denen, die ihm zur Heimkehr riethen, war auch Washington Irving, der den Grund geltend machte, es sei besser, in Amerika der bedeutendste Maler zu sein, als in Europa einer von den vielen guten Malern. Nach seiner Rückkehr ließ er sich zunächst in Boston nieder, wo verschiedene jüngere Künstler sich ihm als Schüler anschlossen; zu diesen gehörten unter andern George W. Flagg, Richard M. Staigg und die talentvolle Miß Sarah Clarke. Einen großen Einfluß übte er auch auf einen der bedeutendsten amerikanischen Bildhauer, Horatio Greenough, aus. Das Haupt einer eigentlichen Malerschule ist indeß Allston nie geworden.

Im Jahre 1830 verheirathete sich Allston zum zweiten mal, und zwar mit einer Cousine seiner ersten Frau, der Tochter des Oberrichters Francis Dana. Bald nach seiner Verheirathung verlegte er sein Atelier nach Cambridgeport, welches zu jener Zeit gleichweit von Boston und dem Harvard-College in Cambridge entfernt war. Als ihm von seiten des Congresses im Jahre 1836 die Aufforderung zuging, die Rotunde des Capitols in Washington City durch ein großes historisches Bild zu zieren, lehnte er dies ehrenvolle Anerbieten ab, weil er, von verschiedenen kleinern Arbeiten abgesehen, mit einem großen Werke: Belsazar's Fest (Belshazzar's Feast), wozu er schon in England die erste Idee gefaßt hatte, beschäftigt war. Das Schicksal wollte aber, daß er dies große Bild, mit dem er sich so lange getragen und an dem er Jahre hindurch arbeitete, niemals vollenden sollte. Er hatte angestrengt eine ganze Woche daran gearbeitet, da trat in der Nacht, eines Sonnabends, der Tod an ihn heran und rief ihn im Jahre 1843 in seinem 64. Lebensjahre aus diesem Leben ab. Seine irdischen Ueberreste wurden zur Nachtzeit bei Fackellicht in dem Erbbegräbniß der Familie Dana auf dem Friedhofe beigesetzt, der sich in der Nähe des Harvard-College befindet. Von den Gemälden, die er nach seiner zweiten Rückkehr nach Amerika malte, verdienen folgende erwähnt zu werden: The Prophet Jeremiah, Elijah in the Wilderness, Saul and the Witch of Endor, Miriam singing the Song of Triumph, Spalatro's Vision of the Bloody Hand, The Spanish Girl, The Death of King John, The Evening Hymn, Amy Robsart*), und die durch ein prächtiges Colorit ausgezeichneten kleinern Stücke Valentine, Beatrice und Rosalie. Das letztgenannte liebliche Bild stellt ein gedankenvoll dasitzendes Mädchen dar, das mit einer goldenen Kette, die von ihrem Halse herniederfällt, spielt und einer schönen Musik zu lauschen scheint.

---

*) Das traurige Schicksal Amy Robsart's ist bekannt aus Walter Scott's Roman „Kenilworth" und Rudolf von Gottschall's Tragödie „Amy Robsart".

Das Gemälde entspricht, wie denn überhaupt zwischen seinen dichterischen und malerischen Productionen eine gewisse Wechselwirkung besteht, vollständig einem Gedichte Allston's, welches ebenfalls „Rosalie" betitelt ist und wovon eine Strophe also lautet:

O, pour upon my soul again
That sad, unearthly strain,
That seems from other worlds to plain;
Thus falling, falling from afar,
As if some melancholy star
Had mingled with her light her sighs.
And dropped them from the skies.

Es erübrigt nun noch, dem Vorstehenden einige Worte über Allston als Dichter und Schriftsteller hinzuzufügen. Während seines zweiten Aufenthalts in London veröffentlichte er daselbst eine Anzahl von Gedichten, die später mit andern, wie bereits angedeutet, im Jahre 1813 zu Boston in Massachusetts durch Professor Williard und Edmund T. Dana unter dem Titel „The Sylphs of the Seasons" herausgegeben wurden. Außerdem schrieb er eine aus 640 Versen bestehende malerische Satire: „The Two Painters", worin er zwei Maler sich in der Unterwelt streiten läßt, von denen der eine das Colorit, der andere den Gedankeninhalt für die Hauptsache an einem guten Gemälde erklärt. Der Richter endlich entscheidet, beide Maler sollten fünf Jahrhunderte in einem Joch verbunden zusammen malen, dann würden sie von Jupiter vielleicht noch einmal als ein Künstler auf die Erde zurückgesandt werden:

For thus the eternal Fates decree:
One leg alone shall never run,
Nor two Half-Painters make but one.

Sein didaktisches Gedicht „Eccentricity" schließt also:

O task sublime, to till the human soil,
Where fruits immortal crown the laborer's toil!
Where deathless flowers, in everlasting bloom,
May-gales from heaven with odorous sweets perfume,
Whose fragrance still, when man's last work is done,
And hoary Time his final course has run,
Through ages back, with freshening power shall last,
Mark his long track, and linger where he passed.

„The Paint-King" ist eine satirische Romanze von 38 Stanzen, die an Hawthorne's Dichtungsweise erinnert. Bemerkenswerth sind noch zwei humoristische Gedichte: „To a Lady, who lamented that she had never been in Love", und „To a Lady who spoke slightingly of Poets". Als sein Schwager Richard H. Dana 1821 die Zeitschrift „The Idle Man" herausgab, veröffentlichte Allston darin den Anfang einer in Italien spielenden Erzählung „Monaldi"; die genannte Zeitschrift ging ein, bevor die Erzählung ganz zum Abdruck kam, allein 20 Jahre später gab Allston dieselbe besonders heraus. Bald nach dem Jahre 1830 schrieb er eine Anzahl von sehr durchdachten Vorlesungen über Kunst und Kunstwissenschaft; dieselben wurden zwar nicht gehalten, aber Richard H. Dana jun.

gab dieselben im Jahre 1850 zu Neuyork in Buchform heraus. Eins seiner besten kleinern Gedichte ist „America to Great-Britain" betitelt und gibt ebenso sehr Zeugniß von seinem Patriotismus wie von seiner Liebe zu England, wo er so lange gelebt und so viele Freunde besaß; wir lassen davon hier zwei Strophen folgen:

All hail! thou noble land,
Our fathers' native soil!
O stretch thy mighty hand,
Gigantic grown by toil,
O'er the vast Atlantic wave to our shore;
For thou, with magic might
Canst reach to where the light
Of Phoebus travels bright
The world o'er;
Though ages long have pass'd
Since our fathers left their home,
Their pilot in the blast,
O'er untravell'd seas to roam, —
Yet lives the blood of England in our veins!
And shall we not proclaim
That blood of honest fame,
Which no tyranny can tame
By its chains?

Das vorliegende Buch von Sweetser über Washington Allston ist mit Fleiß und Umsicht zusammengestellt und verdient volles Lob, da es uns in anziehender Sprache das Lebensbild eines Mannes entrollt, von dem Gulian C. Verplanck mit Recht sagt, er sei „arte clarus, literis ornatus, moribus pulchrior".

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Wenn irgendein Zweig menschlichen Wissens in rascher und stetiger Entwickelung begriffen ist, so darf man dies getrost von der Erdkunde behaupten; vergeht doch fast kein Tag, ohne eine neue namhafte Erweiterung unsers geographischen Wissens zu bringen. Seitdem an dieser Stelle zum letzten mal über die modernen Forschungen auf erdkundlichem Gebiete Rundschau gehalten wurde*), sind wiederum zwei großartige Reisen zum Abschluß gediehen, welche zu den bedeutendsten und zweifellos wissenschaftlich fruchtbarsten der Gegenwart gerechnet werden müssen. Es sind die Reisen Prschewalski's in Innerasien und jene des Dr. Oskar Lenz in der westlichen Sahara.

Der russische Oberst N. M. Prschewalski**) ist unter der großen Schar hervorragender Geographen und Reisenden, deren sein Volk sich rühmen darf, unstreitig einer der bedeutendsten, ein Mann, welcher mit der Energie und Thatkraft des Soldaten das tiefe Wissen des Gelehrten paart. Ihm scheint die Entschleierung der am schwersten zugänglichen Theile des asiatischen Continents geradezu eine Lebensaufgabe geworden zu sein, und die Zähigkeit, womit er die Lösung der großen Probleme asiatischer Geographie mit verschwindend geringen Mitteln verfolgt, ist geeignet, ihm die allgemeinste Bewunderung zu sichern. Auch diesmal ist, wie stets bisher, sein neuer Zug durch Innerasien von außerordentlichem Erfolg gekrönt worden. Wie schon gemeldet, brach Prschewalski am 1. Febr. 1879 zu seiner dritten Forschungsreise auf und begab sich zunächst nach Saissansk, begleitet von zwei Offizieren, den Herren Raborowski und Ecklan, fünf Kosaken, vier Soldaten und einem Dolmetsch mongolischer Abkunft. Anfang April verließ die Expedition Saissansk, überschritt das Tian-schangebirge und kam am 1. Mai zum Flusse Bulgan, indem sie über den Bulun-tochir (Buluntagoi), den Fluß Urunge stromaufwärts, etwa 640 Kilometer zurückgelegt hatte. Am 30. Mai waren die Reisenden schon in Chami (Hami) und hatten auf diese Weise beiläufig den dritten Theil des Weges zwischen Saissansk und dem Himalaja hinter sich. Bereits hier kam es vor, daß die Temperatur bis auf 60° C. stieg, sodaß man nur nachts weiter reisen konnte. In Chami fingen die ärgsten Beschwerden an. Während frühern Nachrichten zufolge die russische Expedition dort von den chinesischen Behörden sehr zuvorkommend aufgenommen wurde und einen Offizier nebst sieben Soldaten zur Begleitung erhielt, schlug der chinesische Gouverneur, wie wir einem von Prschewalski selbst am 31. Dec. 1880 in Orenburg gehaltenen Vortrage entnehmen, es ab, ihm einen Führer nach der Oase Scha-tscheu mitzugeben, und Prschewalski mußte sich entschließen, den Weg durch die kaum gangbare Wüste ohne

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1880, II, 477 fg.

**) Die vielfach übliche Schreibart dieses Namens: Przewalskij, hält der Verfasser für unrichtig. D. Red.

einen solchen zu machen. Hinter Chami, dem letzten bewohnten Orte der nordwestlichen Mongolei, beginnt nämlich eine unendliche, sandige, in dieser Zeit durchglühte Wüste, die sogenannte Muschunsche Gobiwüste. Es war dies eine der mühevollsten Strecken und wol auch der schwierigste und gefährlichste Theil seiner ganzen Aufgabe. Zwei volle Wochen, vom 1. bis 14. Juni, dauerte es, bis die Expedition die 370 Kilometer durch die Wüste in südöstlicher Richtung zurückgelegt hatte. Der ganze Weg war mit scharfen Steinen und Gerippen besäet, die Temperatur stieg am Tage bis zu 38° C. Der Boden erwärmte sich bis auf 68°, und die Trockenheit der Luft erreichte den höchsten Grad. Doch ging alles glücklich von statten. Prschewalski hatte nur einen Verlust von zwei Kamelen zu beklagen. Fauna und Flora dieser Wüstengegend sind, wie sich denken läßt, äußerst arm; nur selten stießen die Russen auf einzelne Stellen mit dürrem Grase, aber auch diese Oasen waren voneinander 75 Kilometer und mehr entfernt. An Thieren traf Prschewalski blos Antilopen und wilde Kamele, welche vom Lobnor dahin kommen. Ein ziemlich langer Aufenthalt in Scha-tschen entschädigte die muthigen Forscher für die erduldeten Entbehrungen. Die Oase Scha-tschen ist ungemein fruchtbar und nächst Kuldscha die beste Gegend Mittelasiens. Gleich hinter der Stadt zieht sich eine Reihe von Sandhügeln hin, welche das östliche Ende des Kum-tagh vom Lobnor bilden; hinter den Sandhügeln erheben sich terrassenförmig mächtige, stellenweise über die Schneegrenze hinausragende Berge. Hier vereinigt sich der Altyn-tagh vom Lobnor mit dem Nan-schan vom Kukunor. Auf diese Weise ist die Frage hinsichtlich ihrer Vereinigung definitiv entschieden. Während seines Aufenthaltes in Scha-tschen unternahm Prschewalski einige Ausflüge in die Nan-schanberge zu wissenschaftlichen Zwecken, theils aber auch um Führer ausfindig zu machen, welche der Expedition den Weg über Kukunor nach Tibet zeigen könnten. In Scha-tschen war nämlich die Aufnahme der Russen noch ungastlicher als in Chami, und unsere Reisenden, nachdem sie einen ganzen Monat vergeblich um einen Führer sich bemüht, mußten endlich Gewalt anwenden, um einen solchen zu erlangen. Der Mann führte sie jedoch auf solchen Wegen umher, daß sie wol verloren gewesen wären, hätten sie nicht am 24. Juli in den Bergen zwei Mongolen begegnet, die dort auf Jagd waren. Nach vielen Fragen bekam Prschewalski aus ihnen heraus, daß sie von dem See Serten gebürtig seien, welcher südwestlich von Scha-tschen liegt und von dem der Weg gerade zum Kukunor führt. Für Geld ließen sie sich bewegen, die Expedition über den Altyn-schan nach der von Prschewalski so benannten „Wohlthätigen Quelle" zu führen, wo die Reisenden wieder einen ganzen Monat zubrachten. Hier trug Prschewalski zwei neue Schneegebirge unter den Namen „Rittergebirge" und „Newtongebirge" in die Karten ein. Dann machte er sich auf den Weg und kam am 12. Sept., indem er am südlichen Zai-dam die Grenze überschritt, auf die große Straße, die aus China nach Tibet führt. In Zai-dam erhielt Prschewalski einen Führer, der sich später als ganz blödsinnig herausstellte und weggejagt wurde. Die Reisenden befanden sich aber in einer leblosen Wüste, angesichts des schrecklichen Tan-loigebirges. Zum Glück hatte kurz vorher eine Karavane diesen Höhenzug überschritten, nach deren Spuren die Russen den Weg nach Lasa (Hlassa oder L'Hassa), der tibetanischen Capitale, aufsuchen mußten. Als sie den höchsten Punkt auf dem Gebirgsrücken, nämlich etwa 4870 Meter, erreicht hatten, konnten sie nicht umhin, trotz der Sparsamkeit, mit der sie ihre Patronen benutzten, eine Freudensalve abzufeuern. Doch war auch der Abstieg gefahrvoll, um so mehr, als sie sich hier oft mit der Muskete einen Weg durch die feindseligen Einwohner bahnen mußten. In Lasa hatte sich unterdessen das Gerücht verbreitet, die heranrückenden Europäer wollten den Dalai-Lama rauben, und es wurde ihnen deshalb eine Gesandtschaft entgegengeschickt mit der Bitte, die Stadt Lasa nicht zu betreten. Prschewalski hielt es, so schwer ihm dies fiel, für politischer, dieser Bitte zu entsprechen, und machte sich auf

den Rückweg nach dem 850 Kilometer entfernten Zai-dam. Der Wintermarsch nach Sining-fu am Kukunor gehörte wiederum zu den schwierigsten der ganzen Reise. Von 35 Kamelen fielen 24. Die Kälte und Schneestürme waren kaum zu ertragen. Zum Glück begegneten die Reisenden abermals zwei Mongolen, welche durch Drohungen so weit gebracht wurden, sie nach Sining-fu zu führen.

Von hier machte Prschewalski im Frühling 1880 den Versuch, nach den Quellen des Gelben Flusses oder Hoang-ho zu gelangen, deren Erforschung noch immer nicht gelungen ist. Nach vielen Mühen war der Gouverneur dazu zu bewegen, den Russen einen Führer beizustellen, nachdem Prschewalski sich schriftlich verpflichtet hatte, alle und jede Verantwortung auf sich zu nehmen. Der Marsch an diesem Flusse aufwärts war äußerst beschwerlich, weil das Plateau, welches er südlich von Sining-fu durchfließt, durch zahlreiche Schluchten durchbrochen wird, die der Passage der Lastthiere große Hindernisse entgegensetzen. Nachdem indeß die Reisenden den den Kukunor umgebenden Gebirgszug (3140 Meter) überschritten hatten, gelangten sie in eine durch ihre reichhaltige Flora und Fauna ausgezeichnete Gegend. Ein blauer Fasan belebt hier zu Hunderten den Wald, und der hier wachsende Rhabarber erreicht eine außerordentliche Entwickelung. Bei der Einmündung des Tschur-myssch versperrte leider das für die Lastthiere unübersteigliche Gebirge Burchanbuda den Weg, auch eine Umgehung ließ sich nicht ausführen. Zur Umkehr nach Sining-fu gezwungen, nahm Prschewalski von dort seinen Rückweg durch die Wüste nach Urga und Kiachta. Zum Schlusse stellte sich hier eine neue Schwierigkeit ein: man konnte keine Kamele mitnehmen, da in der Wüste ein Kraut wächst, welches dieselben nicht kennen und das für sie giftig ist. Dennoch erreichte die kleine tapfere Schar russischer Männer glücklich die Grenze ihres Reiches und befindet sich seit kurzem wieder in Europa.

Da in Bezug auf asiatische Geographie den Russen unstreitig die erste Stelle gebührt, so füge ich hier bei, daß die bekannten Geologen Muschketow und Iwanow 1880 den Zerafschangletscher mit seiner Gebirgsumrahmung vollständiger untersuchten, als es bisher, namentlich 1870 von General Abramow, geschehen war, und daß Michaelis mit seiner Expedition die 1879 begonnene Aufnahme und Untersuchung des Saissansees und des Schwarzen Irtysch bis zu dessen Quelle mit gutem Erfolge fortgesetzt hat. Das Cap Pestschang am Saissansee soll einen vortrefflichen Hafen bilden, das Kohlenlager bei Tschekelmez daselbst liefert aber nur ein geringes Product.

Unter den übrigen Reisen des Jahres 1880 in Asien befinden sich nur wenige erwähnenswerthe. Zu dieser zählt die Reise des Franzosen Huber in Arabien. Von Basra über Kaf nach El Dschof gelangt, wollte er durch die Wüste Nefud nach Hail im Djebel Schammar gehen, sich dort einige Monate aufhalten, um alsdann über Cheibar und Jemen die Südostküste zu erreichen. In Vorderasien waren Nikolaus von Seidlitz aus Tiflis und der Oesterreicher Freiherr von Gödel-Lannoy thätig. Ersterer bereiste im Sommer 1880 den Daghestan, letzterer ritt von Teheran durch den Elburs nach Mazenderan und zurück. In Südostasien ist die Forschungsreise Karl Bock's von Bedeutung, welcher im Auftrage der königlich niederländischen Regierung die Insel Borneo seit 1879 zu naturhistorischen Zwecken durchwandert. Er fuhr den Makakkam oder Koeteifluß und dessen Nebenfluß Klintjouw (im östlichen Borneo) bis Longwai hinauf und lernte dort ein merkwürdiges Waldvolk, die Orang-Poenan, kennen, mit denen er sehr freundlichen Verkehr pflog. Nach Tangaroeng, dem Sitz des Sultans von Koetei, zurückgekehrt, trat Bock am 21. Nov. 1879 die Ueberlandreise von dort nach Banjermasin an, die er meist zu Kahn und in Begleitung des Sultans zurücklegte und am 31. Dec. glücklich beendete. Er fuhr den Makakkamfluß bis Kotta Bangoen hinauf, wo die Region der Seen oder Danaus beginnt. Ueber den Danau Somajang und Danau Djembang kam er zum Flusse Mocara Pahan, ging diesen

und den Mocara Lawah hinauf, welch letzterer starke Stromschnellen hat, und mußte dann 4½ Tage durch dichten Wald marschiren, bevor er den Benangaufluß erreichte; diesen, den Teweh und Barito hinab, gelangte er nach Banjermasin. Seine zoologische Ausbeute war unbeträchtlich, dagegen bot sich ihm vortreffliche Gelegenheit zum Studium der Dayak. Weitere Nachrichten über diesen Reisenden besitzen wir seither nicht. Recht fruchtbringend gestaltete sich auch die Fahrt des amerikanischen Kriegsschiffes Alert, welches unter der Führung des Commander Huntington und Lieutenant Hunter am 8. Mai 1880 von Yokahama auslief mit der Bestimmung, über die Existenz der Klippen San-Francisco und Sylph sowie einer Untiefe, die in 31° 53′ nördl.Br. und 140° 31′ 30″östl. L. von Greenwich liegen sollte, Gewißheit zu erlangen. Bei dieser Gelegenheit besuchte das Schiff die kleine Insel Awogashima, die südlichste der bewohnten Inseln jener Reihe, die sich von dem Golf von Yedo südwärts gegen die Boninińseln hinzieht und nur selten von fremden Schiffen besucht wird. Vom 21. Juni bis 9. Juli vervollständigte der Alert seine Aufnahmen und setzte dieselben südlich über die Boninińsel hinaus fort. Er besuchte die kleine Insel Bayonnaise, bestimmte die Position der Ponafidin- und Smithinsel und steuerte nach einem kurzen Besuch der Boningruppe auf die Volcaninseln zu, wo er dem Ausbruche eines submarinen, bisjetzt nicht bekannten Vulkans beiwohnte. Nicht weit von ihm brandet das Meer über einem andern, aber erloschenen Krater. Auf San-Alessandro wurde gelandet, aber die außerordentliche Hitze nöthigte zu schleuniger Rückkehr.

In Afrika ist die von Dr. Oskar Lenz vollbrachte Forschungsreise ohne alle Frage nicht blos die bedeutendste in diesem Augenblicke, sondern eine der großartigsten Leistungen in der Entdeckungsgeschichte des „Schwarzen Erdtheils" überhaupt. Reisen durch die westliche Sahara haben im allgemeinen noch wenig stattgefunden, und unsere Kenntniß dieses Theiles der Wüste beruht vornehmlich auf den Wanderungen der Franzosen René Caillié und Leopold Panet. Timbuktu, das vielumworbene Ziel, war blos von drei europäischen Augenpaaren geschaut worden: Major Laing, René Caillié und Heinrich Barth. Letzterm allein verdanken wir, was wir über diesen wichtigen Platz bislang wußten. Dr. Lenz hat nun Timbuktu wieder erreicht und darf seinen Namen jenen berühmten Forschern getrost anreihen; er ist auch der erste Europäer, welcher nach dieser Stadt von Norden her gelangte. Ueber den Anfang seiner Reise haben wir schon in unserer letzten Revue ziemlich umständlich berichtet; seither ist in Berlin ein neuer Bericht des Reisenden selbst eingelaufen, welcher noch manche interessante Einzelheiten nachträgt, aber gleichfalls nicht weiter reicht, als wir selbst schon meldeten. Ueber den wichtigsten Theil seiner so überaus denkwürdigen Reise über Timbuktu und seine Wanderung von dort quer durch das Land bis Saint-Louis in Senegambien liegen noch keine nähern Nachrichten vor. Dr. Lenz ist mittlerweile glücklich nach Europa zurückgekehrt.

Daß Dr. Lenz auch die Reise von Timbuktu nach Saint-Louis durch Senegambien glücklich zurücklegte, ist überaus erfreulich. Zwar ist diese Strecke bis Segu am Niger wiederholt, besonders von französischen Offizieren und Forschern begangen worden; allein nicht immer lief die Sache glatt ab, und erst vor kurzem hatte eine französische Expedition in diesen Gegenden mancherlei Fährlichkeiten zu bestehen. Die Franzosen verfolgen nämlich das Project einer Eisenbahnanlage zwischen dem Senegal und dem Niger, und zu diesem Behufe entsandte das französische Marineministerium Anfang 1880 eine Expedition von Saint-Louis nach Segu, bestehend aus dem Marineinfanteriekapitän Gallieni, den Lieutenants Pietri und Vaillères und den Marineärzten Bayol und Tautain mit 28 Soldaten, 72 Dienern, 200 Eseln, 20 Pferden und 12 Maulthieren. Die Expedition trat am 30. Jan. von Saint-Louis ihre Reise an, ging den Senegal hinauf über

Bakel und Medine nach Bafulabe und gelangte am 27. April nach Kita. Bis dahin verlief alles nach Wunsch und die Eingeborenen zeigten sich freundlich. Aber mit dem Betreten der Landschaft Beledugu am 3. Mai begannen Feindseligkeiten von seiten der Bambarra, welche endlich am 11. Mai die Karavane der Europäer bei Dio überfielen und vollständig ausplünderten. Der Verlust der Expedition bestand in 15 Todten, 16 Verwundeten, 7 Vermißten und außerdem büßte sie sämmtliche Lastthiere nebst den Waaren im Werthe von mindestens 150000 Frs. ein. Die Ueberlebenden flüchteten nach dem nur 45 Kilometer entfernten Bamaku, wo sie aber gleichfalls unfreundliche Aufnahme fanden. Sie folgten daher dem Niger aufwärts bis Nafadië und trennten sich hier in der Weise, daß die Mehrzahl auf das rechte Ufer übersetzte, um an diesem hinab Segu Sikoro zu erreichen, während Dr. Bayol mit sechs Begleitern und 150 Frs. Reisegeld den Rückweg nach Saint-Louis antrat. Durch Manding, eine der schönsten Landschaften der Welt, einen wahren englischen Park, erreichte er, sich kümmerlich von Erdnüssen nährend, am 30. Mai Bafulabe und langte am 22. Juli in Paris an. Seine Gefährten sollen in Segu Sikoro gute Aufnahme gefunden haben. Weit entfernt, sich durch den erlittenen Miserfolg abschrecken zu lassen, machen indeß die Franzosen immer mehr Ernst mit der Ausbreitung ihrer Macht vom Senegal nach dem Niger. Am 5. Oct. 1880 schiffte sich der Commandant Borguis-Desbordes von der Marineartillerie und der Commandant Derrien vom Stabscorps mit einer Anzahl Offizieren zu Bordeaux nach Saint-Louis ein, um von dort aus eine militärisch-geographische Untersuchung der Gegenden zwischen Senegal und Niger im Auftrage des Marineministeriums vorzunehmen. Unter dem Schutze einer militärischen Bedeckung werden dem Offizierstande angehörige Astronomen, Geodäten und Topographen die Recognoscirung, womöglich auch eine Triangulation des Landes besorgen, zunächst mit dem Zwecke, das Tracé der von Medine über Bafulabe und Fangalla nach dem Niger zu führenden Eisenbahn festzustellen.

Ein sehr reicher Mann, Ingenieur Aimé Olivier aus Avignon, verließ gleichfalls Europa am 23. Nov. 1879 mit der Absicht, den Rio Grande soweit wie möglich mit einem Dampfer zu befahren, von da über Land den Oberlauf des Niger zu erreichen und letztern bis zur Mündung hinab zu verfolgen. Er trat auch wirklich im Januar 1880 von Bulama aus die Reise nach dem obern Niger an, kehrte aber nach Boké am Rio Nuñez und im September nach Marseille zurück, nachdem er es sich an einer Durchwanderung der schon bekannten Landschaft Futa Djallon hatte genügen lassen.

Auch das Unternehmen des Deutschen Eduard Robert Flegel, welchem, wie wir meldeten, die berliner Geographische Gesellschaft eine Reiseunterstützung von 1000 Mark aus dem Fonds der Karl-Ritter-Stiftung bewilligte, hat infolge des leidigen Mangels an hinreichenden Mitteln eine andere Wendung genommen. Flegel's Plan war, mit dem Missionsdampfer Henry Venn den Niger und Benue hinaufzufahren und von Adamaua aus dann auf eigenen Füßen tiefer in das Innere einzudringen, namentlich zu dem Zwecke, um die Quellen des Benue, die Wasserscheiden zwischen ihm, dem Tschadsee und dem Congo- und Ogowegebiete zu erforschen. Da aber der Henry Venn 1880 wol nicht oder doch nur eine unbedeutende Strecke den Benue hinauffahren sollte, so sah sich Flegel genöthigt, seinen Plan dahin zu ändern, daß er zunächst einen Aufenthalt von vier bis sechs Wochen in Bidda nehmen, um Erkundigungen einzuziehen und die nöthigen Leute für die Landreise anzuwerben, alsdann aber über Sokoto nach Kano und Kuka, der Hauptstadt Bornus am Tschadsee, wandern und diese Stadt zur eigentlichen Basis seiner Unternehmungen machen wollte. Nach seinem letzten, aus Rabba am Niger vom 10. Oct. 1880 datirten Briefe, der auch die Beschreibung und Routenaufnahme seiner Reise vom Zusammenflusse des Niger und Benue bis nach Nupe enthält, beabsichtigt der Reisende, unverzüglich seine Reise den Niger aufwärts auf der noch nie von

Europäern bereisten Strecke bis Say fortzusetzen und sich von dort nach Sokoto zu begeben. Wenn auch der König von Nupe, bei dem Flegel die wohlwollendste Aufnahme fand, die genannte Strecke des Niger nicht für sicher hält, so hofft der Reisende doch seine Tour ohne Gefährdung fortsetzen zu können, zumal er Empfehlungsbriefe an den Herrscher der Haussastaaten, der in Sokoto residirt und auch Oberherr von Adamaua ist, erhalten hat. Immerhin kann man es nur bedauern, wenn Flegel seine Absicht ausführt, von Sokoto nach Bornu statt nach Adamaua zu gehen; denn so interessant die Gegend zwischen dem Mittellaufe des westlichen Schari und dem Oberlaufe des Benue ist, so besitzen wir doch durch Rohlfs' Reise schon einige Kenntniß derselben, während der Aufenthalt in Adamaua und namentlich ein Vordringen nach Süden bei jedem Schritt und Tritt Neues brächte.

Eine Leistung von größter wissenschaftlicher Bedeutung hat der französische Marinelieutenant Vicomte Savorgnan de Brazza vollbracht, welcher für seine Forschungen am Ogowe bis über die Wasserscheide zwischen diesem Flusse und dem Congo hinaus bereits die große Goldene Medaille der pariser Geographischen Gesellschaft erhalten hat. Seit längerer Zeit verfolgte er die Aufgabe, vom obern Laufe des Ogowe den Congo zu erreichen, und nachdem er die erste Station des französischen Comité der Afrikanischen Association beim Dorfe Nghimi auf dem Wege von Maschogo nach Levumbo, einem hochgelegenen gesunden Orte, eingerichtet hatte, suchte er in Gesellschaft von Dr. Ballay weiter in das Congogebiet vorzudringen. Letztern Herrn hatten wir anläßlich des nationalen Congresses französischer Geographen im August 1880 zu Nancy Gelegenheit dort zu sehen. Nun kommt die wichtige Nachricht, daß Brazza am 7. Sept. am sogenannten Stanley-Pool oberhalb der Wasserfälle im untern Laufe des Congo angekommen und daselbst mit Stanley zusammengetroffen ist.

Zur Unterstützung der Stanley'schen Expedition am untern Congo hat die Internationale Association am 10. Juli 1880 eine Anzahl neuer Reisender ausgesandt. Führer der Expedition ist der belgische Generalstabsoffizier C. Braconnier, die übrigen Mitglieder sind die Lieutenants Valcke und van Heste sowie der Ingenieur P. Nevé. Ein anderer zur Theilnahme bestimmter Offizier, Harou, wird sich erst später der Karavane anschließen und hat inzwischen eine Mission nach Afrika angetreten, deren Ziel noch nicht bekannt ist.

Vom westlichen Afrika ist noch die Expedition des deutschen Majors von Mechow zu erwähnen, welcher sich das südäquatoriale Westafrika als Forschungsgebiet ausersehen hat. Den letzten Nachrichten zufolge hat er am 19. Juli 1880 den Quango erreicht und überschritten. Er war am 12. Juni mit seinen Begleitern Teusz und Buschlag, 115 Trägern und dem Boot von Malange abgereist und ging im Thale des Cambo hinab, eines Nebenflusses des Quango. Das durchzogene Gebiet, ein reichgegliedertes Hügelland, vergleicht er mit Thüringen. Zwei bisher unbekannte Wasserfälle benannte Major von Mechow nach dem deutschen und dem österreichischen Kaiser. Der wichtigste Theil der Reise stand ihm indeß noch bevor. Am 18. Nov. sind auch Dr. Pogge und Lieutenant Wißmann von Hamburg nach San-Paulo de Loando abgereist, um eine erneuerte Expedition in das Reich des Muata-Jamvo anzutreten; während Dr. Pogge selbst in des Königs Residenz Niosumbo zurückbleiben will, beabsichtigt Lieutenant Wißmann von da weitere Ausflüge zu machen.

Mittlerweile sind auch von Dr. Max Buchner, dessen letzte Briefe vom 22. Sept. 1879 stammten, befriedigende Nachrichten eingetroffen. Es ist demselben in der That gelungen, die Hauptstadt des Muata-Jamvo zu erreichen und sich in derselben volle sechs Monate aufzuhalten. Während dieser Zeit beschäftigte sich Dr. Buchner in gründlichster Weise mit topographischen, photographischen, astronomischen, geographischen und andern naturwissenschaftlichen Arbeiten und legte Sammlungen an. Aber seine ursprünglichen kühnen und hochfliegenden Plane,

über die „Mussumba" (Residenz) hinauszugehen, sei es nach dem von Ingenieur Schütt erkundeten Sankorra- oder Lufuanjimasee, sei es nach der afrikanischen Ostküste, hat er nicht ausgeführt. Er schreibt darüber, daß, obgleich er dem Muata-Jamvo niemals seinen Plan mitgetheilt, über die Hauptstadt hinauszugehen, und auch dieser niemals mit ihm nach dieser Richtung hin über seine Expedition gesprochen habe, es dennoch auf ihn den Eindruck gemacht habe, als ob der Negerfürst ihm unter keinen Umständen gestatten würde, über seine Residenz hinaus nach Osten weiter zu reisen. Nachdem Dr. Buchner also seinen Aufenthalt beim Muata-Jamvo beendet hatte, wandte er sich zunächst wieder nach Westen, bis er den Strom Lulua zwischen sich und dem Negerfürsten hatte, dann schickte er von dort die Hälfte seiner Leute mit seinen Berichten und Sammlungen nach San-Paulo de Loanda, während er selbst mit der andern Hälfte in großem Bogen nach Norden sich wandte, um das Reich des Muata-Jamvo zu umgehen. So weit reichen seine Nachrichten, aus denen noch hinzuzufügen ist, daß Buchner sich der ausgezeichnetsten Gesundheit erfreut. Was unter seinen Sammlungen vorläufig am meisten interessirt, sind seine astronomischen Ortsbestimmungen. Es war nämlich durch Schütt's topographische Aufnahmen im Gebiete des Quango und Congo eine ziemlich bedeutende Verschiebung einzelner, durch Livingstone, Bandeira, Lux u. a. m. geographisch bestimmter Punkte oft bis zu einer Differenz von 150 Kilometer eingetreten, und unsere Kartirung jenes Gebietes ermangelte daher seitdem der sichern Bestimmungen der einzelnen Positionen: ein Nachtheil, der hoffentlich durch Dr. Buchner's Aufnahmen wieder ausgeglichen wird.

Mit einiger Besorgniß wenden sich die Blicke nach Ostafrika. Hier waren bei dem Ueberfalle eines Dorfes unter den Streichen der Truppen des Mirambo zwei englische Forscher erlegen. Spätern Nachrichten zufolge dürfte jedoch Mirambo selbst an dieser Schandthat unschuldig sein; sie scheint sogar gegen seinen directen Befehl ausgeführt, und daher ist die deutsche ostafrikanische Expedition der Herren Hauptmann von Schöler, welcher als ihr Führer fungirt, Dr. Böhm, Dr. Kayser und Reichert in freudiger Hoffnung Anfang August 1880 von Bagamoyo nach dem Tanganyika aufgebrochen, ungefähr gleichzeitig mit dem belgischen Kapitän Ramaeckers, mit welchem sie auch die wüsten Grenzgegenden des Districts Ugopo gemeinsam durchreisten. Sie haben hier und da arg von Fieber und Dysenterie gelitten, besonders Dr. Kayser und Reichert. Weiteres hat man bislang nicht erfahren.

Recht bedeutend gestaltete sich die Reise des Engländers J. Thomson, welcher versuchte, den Lukuga, den er als Ausfluß des Tanganyikasees bestätigt hat, bis hinab zum Congo zu verfolgen. Am 19. Jan. 1880 verließ der junge Forscher die Station der London Missionary Society in Mtowa oder Kasenga am westlichen Ufer des Tanganyika und wanderte sechs Tagemärsche den Lukuga entlang, bis er durch den Widerstand seiner Leute zur Umkehr gezwungen ward. Nach einem kurzen Besuche der internationalen Station in Karema traf Thomson am 7. April zu Jendwe am Südende des Tanganyika ein, folgte dann dessen Ostküste bis zur Mündung des Kilambo, wandte sich dann nach Nordnordwest und kam über Kapufi und Simba in die Landschaft Unyanyembe, von wo er auf dem gewöhnlichen Wege durch Ugogo am 15. Juli die Küste erreichte. Die ganze Schar von Reisenden, welche in den letzten Jahren von Sansibar nach Unyanyembe und dem Tanganyika gegangen sind, urtheilt E. Behm, haben zusammen bei weitem nicht so viel neuen Boden betreten und zur Vervollständigung und Berichtigung unserer Kenntnisse von Ostafrika beigetragen, als dieser junge Schotte, der nach Johnston's Tod allein und ohne jede vorausgegangene Erfahrung die Aufträge der londoner Geographischen Gesellschaft ausführte und noch darüber hinaus den Lukuga soweit wie möglich stromabwärts verfolgte, in Urua eindrang und auf dem Rückwege den bisher nur aus Erkundigungen bekannten Hikwa- oder Likwasee zuerst besuchte. Dadurch ist letzterm eine feste Lage auf den Karten gegeben.

Im nordöstlichen Theile Afrikas sind noch immer die Italiener thätig. Die Expedition der Herren Fürst Borghese, Dr. Mattencci und Massari verließ die Hauptstadt Kordofans, El-Obeid, am 26. April 1880, kam über Abu-Harras und Fotscha am 11. Mai nach Fascher und befand sich am 26. Mai in Cap-Kabia an der Westgrenze von Darfur, von wo die Reisenden dem Sultan von Wadai ihren Besuch brieflich anzeigten. Am 2. Juli befanden sie sich zu Abu-Karam in Dar-Tama, einer Landschaft zwischen Darfur und Wadai. Der Widerstand des Herrschers von Dar-Tama nöthigte sie indessen vorläufig nach El-Fascher in Darfur zurückzukehren. Ein Sendling der italienischen Società d'esplorazione commerciale, an deren Spitze neben dem Nestor der Geographen, Commendatore Cristoforo Negri, der rastlos wirkende Director des Esploratore M. Camperio steht, ein Herr G. Bianchi, welcher schon ausgedehnte Reisen in Abessinien gemacht, hat den seit 14 Monaten in Thera gefangenen Hauptmann Cecchi befreit, über dessen Schicksal wir letzthin berichtet haben.

Dem Russen Dr. Wilhelm Junker ist es im Sommer 1880 gelungen, in das Herz des Niamniamlandes einzudringen, in Gebiete, die weder von Schweinfurth noch von dessen Nachfolgern, selbst nicht von Potagos betreten worden sind. Junker ging von Dem Bikir, einem Punkte der Schweinfurth'schen Route in Dar-Fertit aus, durchwanderte das Gebiet des Häuptlings Sfolongo, hielt sich längere Zeit beim Häuptling Ndoruma auf und wollte durch das Land des berüchtigten Mbió der südlichen Route Schweinfurth's zustreben.

Hofrath Dr. Gerhard Rohlfs und Dr. Stecker, sein österreichischer Begleiter, haben am 26. Oct. 1880 Kairo verlassen, um sich über Suez nach Abessinien zu begeben. Dr. Stecker will durch die Gallaländer die Ostküste erreichen, Rohlfs aber ist mit der Ueberbringung von Geschenken des Deutschen Kaisers an den Negus beauftragt. Schreiber dieser Zeilen erhielt von demselben aus Massaua am Rothen Meere folgenden vom 20. Nov. 1881 datirten, nicht uninteressanten Brief:

„Lieber Freund! Hier von Massaua kann ich Dir wenig Neues berichten, wenn nicht, daß am 10. Nov. ein ziemlich heftiges Erdbeben war, Richtung des Stoßes von Ost nach West, wie mir Herr Raffray, der hiesige französische Consul, mittheilte. Am selben Tage hatten wir circa 1° nördlich von der djeddenser Breite ein sehr heftiges Gewitter, mitten im Rothen Meere. Ohne großen Sturm schien der ganze Himmel ein Feuerwerk zu sein. Zwei dicke Feuersäulen schossen in dichtester Nähe des Dampfers ins Meer. Und gleich darauf leuchtete während zehn Minuten vom Mast eine bläuliche, etwa 0,1 Meter hohe Flamme. Die Temperatur ist hier, mögen die Massauenser auch noch soviel behaupten, es sei jetzt kühl und Winter, immer eine hohe, und was das Unangenehme ist, wenig wechselnde. Vor Sonnenaufgang circa 25°, nachmittags 30°, abends 28°. So bleibt es Tag für Tag. Selbst das Seewasser hat noch eine ungewöhnlich hohe Temperatur. Nicht nur hier in der Nähe von Massaua, sondern mitten im Rothen Meere ergab es eine Hitze von 28°. Auf dem Festlande ist es noch wärmer, und doch muß ich mich entschließen, nächstens in Mokullo zu campiren, um alles für den Aufmarsch nach Abessinien vorzubereiten. Wären wir nur erst oben! Die Berge sehen so nahe, so einladend aus, daß man wirklich Sehnsucht bekommt, recht bald die heißen Gestade des Rothen Meeres zu verlassen. Im übrigen lebt man hier schlechter als in Tripolis, ganz abgeschnitten von aller Welt. Wir haben zwar einen nach Kairo gehenden Telegraphen, aber eine Depesche braucht, wenn schnell, drei Tage, durchschnittlich vier oder fünf Tage, sehr häufig aber auch acht bis neun Tage. Ob ich von Abessinien Gelegenheit zum Schreiben haben werde, bezweifle ich. Man weiß augenblicklich nicht einmal in Massaua, wo der Negus ist. Man sagt, er käme nach Axum. Vorläufig wird mein erstes Ziel das Lager des Ras Alula sein, des Generals der abessinischen Nordarmee. Aber wo der-

selbe ist, weiß man auch nicht ganz genau, jedenfalls ist er nicht weit von Massaua. In der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen und mit besten Grüßen in unwandelbarer Freundschaft Dein G. Rohlfs."

Die übrigen Welttheile bieten diesmal keinen Stoff zur Berichterstattung.

Politische Revue.

19. März 1881.

Ein furchtbares Ereigniß, dessen Folgen sich noch nicht absehen lassen, hat sich in Rußland zugetragen: die Ermordung des Kaisers Alexander II. am 13. März. Die wunderbare Errettung des Zaren aus mehrfacher Lebensgefahr, aus jedem Hinterhalt, den die Nihilisten ihm bereitet hatten, wie bei den Explosionen auf der Moskauer Eisenbahn und im Winterpalais, sowie die spärlichen Nachrichten, welche in letzter Zeit über diese Umtriebe aus Rußland kamen, hatten Europa in den Glauben eingewiegt, daß das Haupt des Zaren gefeit sei gegen die Verbrechen seiner Unterthanen, daß überhaupt die nihilistische Verschwörung durch die mit gelegentlicher Milde gepaarte Energie des Dictators Loris Melikow in ihren Triebfedern und Lebensäußerungen gelähmt sei. Um so schrecklicher mußte die Kunde wirken, daß endlich ein Attentat den Nihilisten geglückt und der wohlwollende und mildgesinnte Kaiser ihm zum Opfer gefallen sei. Den „Zar-Befreier" nennt ihn das Volk; und er hat in der That durch Aufhebung der Leibeigenschaft sich einen Ruhmestitel erworben, der in der Geschichte fortleben wird; doch es nennt ihn auch den „Zar-Märtyrer", nicht blos wegen des schrecklichen Todes, den er gestorben ist; denn auch davon abgesehen ist die Weltherrschaft ein Martyrium, das den Sinn des Fürsten mit tiefer Schwermuth erfüllte. Und der Herrscher eines Reiches, das sich über drei Welttheile erstreckt, der Oberbefehlshaber über ein Heer von einer Million Truppen, der Hand jedes Mordbuben freigegeben, wie der einsame Wanderer am Heerwege: ist das nicht eine hochtragische Mahnung an die Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes, an die Hülflosigkeit einer Allmacht, welche Millionen blendet und Erdtheilen gebietet?

Das Attentat scheint mit Vorbedacht geplant und ausgeführt worden zu sein durch eine nicht geringe Zahl von Mitwirkenden. Dem Vernehmen nach geht es von einem Club aus, der im Obuchowskischen Viertel tagte: alle Straßen, durch welche der kaiserliche Zug ging, waren von Mitgliedern des Clubs besetzt; es galt, jenen Beschluß vom 4. Dec. 1879 auszuführen, den das revolutionäre Executivcomité in einer Proclamation, die aus geheimen Druckereien hervorgegangen war, verkündete: „Alexander II. verdient zu sterben für all das Blut, das er vergossen, für all die Leiden, die er zugefügt hat. Er verdient zu sterben, aber wir haben nicht nur mit ihm zu thun. Unser Ziel ist die nationale Wohlfahrt; unsere Aufgabe ist, das Volk zu emancipiren und zum Herrn seiner Geschicke zu machen. Wenn Alexander II., seine Herrschaft aufgebend, dieselbe einer durch allgemeine Abstimmung freigewählten und durch die Wähler gebildeten Versammlung übergäbe, dann würden wir ihn in Frieden lassen und ihm alle Uebelthaten vergeben."

Diese Vorkämpfer einer russischen Republik, von welcher sich ein Bild zu entwerfen auch der kühnsten politischen Phantasie schwer fallen dürfte, der extreme Flügel der zahllosen Misvergnügten, die gegen die despotische Weltherrschaft des russischen Beamtenthums und gegen die Rechtlosigkeit der Zustände in Rußland protestiren, hat diesmal wiederum die Verbrecher gestellt, welche das erfolgreiche Attentat in Scene setzten.

Der Kaiser, welcher trotz der Warnungen, die ihm zugekommen waren, die Wachparade besucht hatte, begab sich von dort in das Palais der Großfürstin Katharina und von dort um $^1/_2$3 Uhr den Kanal entlang in den Winterpalast. In der Mitte der Parkmauer wurde der Wagen zerschmettert durch eine Orsinibombe, welche zahlreiche Soldaten der Escorte und anwesende Civilpersonen verletzte. Der Kaiser stieg unverletzt aus dem Wagen, ordnete alles Nöthige für die verwundeten Kosaken an, ertheilte Befehl, den verhafteten Verbrecher, einen jungen Bergakademiker Russakow, abzuführen, und begab sich zu Fuß nach dem Winterpalais. Kaum hatte er einige Schritte gethan, als ihm ein junger Mann eine zweite Orsinibombe vor die Füße warf. Die Explosion derselben war furchtbarer als die der ersten; alle Nächststehenden wurden zu Boden geworfen; auf der andern Seite des Kanals sprangen die Fenster der Gebäude. Die ganze Stadt hörte die Detonation. Der Kaiser wurde schwer verwundet in den Schlitten des Stadthauptmanns gelegt und ins Palais gefahren. Beide Beine waren ihm ganz zerschmettert; auch der Kopf verletzt. Er war meistens in bewußtlosem Zustande. Um 3 Uhr 40 Minuten senkte sich die Kaiserfahne auf dem Palais: der Zar Alexander war verschieden.

Dem neuen Kaiser, Alexander III., wurde am 14. März gehuldigt: die Hofchargen, die obersten Militärbehörden hatten sich im Winterpalais versammelt. Der Kaiser konnte sich anfangs nicht der Thränen erwehren, dankte aber dann mit fester Stimme für die Treue, die seinem geschiedenen Vater bewiesen worden, und forderte die Anwesenden auf, ihm die gleiche Treue zu bewahren. Auf eine lautlose, nur durch Weinen unterbrochene Stille folgte ein nicht endender Hurrahruf, der den Kaiser bis in die Kirche begleitete, wo er an den versammelten Reichsrath und die Minister eine ähnliche Ansprache hielt. Der Donner der Kanonen der Peter-Paulsfestung verkündete dem Volke die Thronbesteigung Alexander's III.

Selten hat ein Fürst unter so schmerzlichen Umständen den Thron seiner Väter bestiegen: der zerschmetterte Leichnam seines Vorgängers und Vaters liegt aufgebahrt in einem Zimmer des Palastes, während der neue Herrscher von den Würdenträgern des Staates und dem ganzen Heere den Eid der Treue empfängt. Welche Hoffnungen darf er hegen für sein neues Regiment, dem der politische Mord den Weg gebahnt hat? Wird er jene Verheißungen zur Wahrheit machen, auf deren Erfüllung das Volk schon bei der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier der Regierung des Vaters, am 3. März, vergebens hoffte? Wird er irgendeine Form finden für die Selbstregierung des Volkes, wie sie jetzt selbst der Adel des petersburger Bezirkes verlangte? Wird er mit Vorsicht dies kolossale und schwerbewegliche Staatsschiff in ein constitutionelles Fahrwasser lenken?

Wird er zuerst als Rächer seines Vaters auftreten und mit einer Schreckenswirthschaft seine Aera einleiten im Gefühl gerechter Empörung? Wird er jene Hydra des Nihilismus ganz zu vernichten streben, mit welcher alle bisherigen Regierungssysteme vergeblich gerungen, da ihr immer neue Häupter nachwachsen; vor allem da die Mittel zum Kampfe selber versagen? Wenn die geheime Polizei selbst im Solde der Verschwörung steht, wie soll man derselben Herr werden? Erst vor kurzem wurde der Polizeiagent Kletschalnikow verhaftet, der seine Stellung benutzte, um die Nihilisten zu warnen, und ihnen diejenigen Genossen anzeigte, welche als Denuncianten auftraten oder selbst im Dienste der geheimen Polizei standen. Nicht nur die Vergeblichkeit vieler Haussuchungen in revolutionären Kreisen, sondern auch viele Morde unter den Nihilisten, welche die Verräther selbst ums Leben brachten, führt man auf das Doppelspiel jenes Kletschalnikow zurück! Und mit solch einer Bureaukratie wird auch kaum ein energischer Zar dies Unwesen hochverrätherischer Conspiration ausrotten können. Die grenzenlose Bestechlichkeit und Unredlichkeit der Beamten, welche die neuesten Senatorenrevisionen

wiederum aufdeckten; die großartigen Betrügereien, deren sich einzelne Gouverneure wie der von Kasan zugleich mit seiner Frau schuldig machten; die bis in hohe Kreise reichende Ansteckung mit den revolutionären Ideen: das alles läßt die russische Bureaukratie als ein schartiges oder doppelschneidiges Messer in der Hand des Autokraten erscheinen. Die tumultuarischen Scenen an der petersburger Universität am 20. Febr., bei denen der Cultusminister Sfaburow von einem anonymen Centralverband der Studenten ein Heuchler geschimpft und thätlich insultirt wurde, obgleich er die frohe Botschaft brachte, daß den Studenten das Versammlungsrecht nach den frühern Statuten von 1863 wiedergegeben werden solle: diese stürmischen Vorgänge in einem Auditorium von 5000 Personen zeigten, wie unterwühlt das studentische Leben in Rußland ist und wie selbst wirkliche liberale Zugeständnisse mit Hohn aufgenommen werden. Aus dieser Pflanzschule der russischen Beamten kann nur eine revolutionäre Bureaukratie hervorgehen, welche mit der corrupten der frühern Epoche eine der ungesundesten Mischungen bildet. Die grenzenlosen Willkürlichkeiten des provinziellen Satrapenthums riefen ja auch den Protest der petersburger Adelsversammlung gegen die Verbannung auf administrativem Wege hervor, da nach dieser Seite hin die unglaublichsten Ausschreitungen stattgefunden hatten. Wird der Wille des Zaren alle diese gerechten und ungerechten Wünsche befriedigen, diese Agitationen in eine dem russischen Gemeinwohl förderliche Bahn lenken können? So viel Unreife und Ueberreife, so viel thörichter Fanatismus, so viel Blindheit und Wahnsinn ist auch den edeln Inspirationen, dem patriotischen Aufschwung in Rußland beigemischt, daß das Metall von den Schlacken zu sondern zu einer fast unlösbaren Aufgabe für die leitende Staatsmacht geworden ist. So viel Fäulniß aber mit unerbittlichem Messer herauszuschneiden, würde der Existenz des von ihr zerfressenen Staates selbst gefährlich werden.

Es ist eine alte Ueberlieferung politischer Weisheit, innere Kämpfe dadurch zu schlichten, die Wunden innerer Zersetzung dadurch zu heilen, daß man eine Nation in äußern Kämpfen engagirt. Die englischen und französischen Könige haben das Heilmittel bei innern Krisen oft erprobt; Napoleon III. ist bei diesem Versuch zu Grunde gegangen. Wird der neue Herrscher Rußlands das panslawistische Banner entfalten, alle Volkskraft um dasselbe sammeln, dem Fanatismus eine andere Richtung geben, die bösen Säfte wie durch eine Fontanelle nach außen lenken?

Die öffentliche Meinung Europas hat lange Zeit hindurch Derartiges von ihm erwartet und erst neuerdings haben Kundige diese Erwartungen als übertrieben hingestellt. Deutschfreundlich ist der russische Kronprinz nie gewesen, obschon er der Enkel einer preußischen Prinzessin ist: Kaiser Alexander II. hatte ohne Frage deutsche Sympathien; es lag in ihm etwas von preußischem Geist, preußischem Pflichtgefühl; ja selbst seine melancholische Lebensanschauung hatte einen germanischen Zug. Die innige Freundschaft, die ihn mit Kaiser Wilhelm I., seinem Onkel, verband, seine Sympathien für das preußische Heer und dessen glänzende Siege haben den Gegensatz der nationalen Tendenz und die Feindseligkeit der leitenden Staatsmänner oft in den Hintergrund treten lassen, und wenn sich auch das Drei-Kaiser-Bündniß als politische Allianz nicht behaupten konnte und durch die centrifugale Macht der verschiedenen nationalen Interessen gelockert wurde, so blieb es doch für die Monarchen ein persönlicher traditioneller Cultus, der sie immer wieder zusammenführte, so oft auch ein Bruch in der Politik ihrer Staaten eingetreten war. Daß dieser persönliche Cultus durch den Tod des Kaisers Alexander II. unterbrochen worden ist, darüber kann kein Zweifel herrschen; wir möchten sagen, die Naturheilkraft, die in diesem Zusammenwachsen der fürstlichen Individualitäten lag, ist jetzt erloschen. Vorhandene Risse werden sich jetzt nicht schließen, sondern erweitern; der Kampf der nationalen Interessen wird seine ganze Schärfe herauskehren, und die nächste Zeit schon muß lehren, ob der Groll, der seit lange in dem alten Moskowiterthum gegen die deutsche Politik und ihren

Undank gärt, dem es schuld gegeben wird, daß der letzte türkische Feldzug so resultatlos geblieben ist, von jetzt ab bei Hofe ein Echo findet.

Keineswegs glauben wir der tröstlichen Phrase, daß Rußland innerlich erstarken müsse und so seine Machtfülle nicht nach außen wenden könne: gerade den innern Zersetzungsproceß würde am besten eine stürmische Wendung gegen den äußern Feind aufhalten, und in dieser Erfüllung einer vermeintlichen geschichtlichen Mission können selbst die jetzt zerstörenden Kräfte sich der nationalen Macht und Größe dienstbar erweisen. Wäre aber Rußlands Aufgabe die Zertrümmerung des Germanenthums und die Ueberflutung Europas mit dem slawischen Element, das sich dann in der reichen Cultur der Unterjochten gleichsam gesund baden und verjüngen könnte, stünde der Untergang von Berlin und Wien wie der von Byzanz auf dem Programm dieser neuen Weltherrschaft, und die Vereinigung der Bulgaren, Rumelen, Montenegriner, Serben, Kroaten, Czechen, Polen, die theils in staatliche Atome zersplittert, theils als selbständige Kleinstaaten oder als Provinzen und Kronstaaten deutscher Reiche politisch auf Halbsold gesetzt sind, zu einer europäischen Universalmonarchie oder einem panslawistischen Staatenbunde, und triebe den neuen Zaren zu solcher Führung die Macht der Verhältnisse oder der Glaube an den eigenen Beruf: so würde sich doch noch immer fragen, ob die gegenwärtige politische Constellation in Europa einem so großen Unternehmen günstig wäre, und ob Rußland für diesen Kampf gegen das Germanenthum diejenigen Bundesgenossen fände, die es braucht, um dasselbe erstickend zu umklammern und zugleich das große Ziel der russischen Politik im Süden nicht aus dem Auge zu lassen: die Eroberung von Byzanz, dem Schlüssel zur russischen Seemacht? Denn Rußland allein vermöchte nicht es mit Deutschland aufzunehmen, geschweige denn mit dem vereinigten Deutschland und Oesterreich.

Da zeigt sich für solche Aspirationen des russischen Ehrgeizes zunächst in Frankreich eine verheißungsvolle Bundesgenossenschaft; Gambetta's aufsteigender Stern gehört zu den glückbringenden Aspecten einer neurussischen Politik. Die Sympathien für Griechenland hat er nie verleugnet; er nannte Griechenland sein Schleswig-Holstein; es war ihm der Hauptstein auf dem Bret einer kriegerischen Politik. Und diese Sympathien werden jetzt im Winterpalais in Petersburg lebhaft genug sein: ist doch die neue Kaiserin eine dänische Prinzessin, die Schwester des Königs von Griechenland. Auch steht der griechisch-türkische Krieg, trotz aller diplomatischen Verhandlungen, in Sicht; er bleibt ein explodirender Zündstoff für die europäische Politik und ohne Frage ist dieser Explosion jetzt ein weit größerer Spielraum verschafft als vorher. In den französischen parlamentarischen Körperschaften steht die griechische Waffenfrage auf der Tagesordnung und an sie knüpfte Gambetta neuerdings seine oratio pro domo. Es war am 21. Febr., als der Abgeordnete Devès die Regierung interpellirte, ob es wahr sei, daß der Kriegsminister 30000 Stück Gewehre an Griechenland zu liefern versprochen habe? Der Minister Ferry leugnet dies: es handle sich nur um den Verkauf von zurückgestellten Gewehren; die Regierung habe, sobald sie Nachricht vom Ankauf durch Unterhändler bekommen, die Waffenausfuhr verboten. Pascal Duprat spricht von einem großen geheimen Einfluß auf die Regierung. Dadurch ward der Dauphin der Republik zu einer Entgegnung provocirt, die dem Anschein nach friedlich, in ihren tiefern Falten doch eine entschiedene Kriegsdrohung verbarg. Gambetta widerlegte die unsinnigsten Fabeln und unbegründetsten Anschuldigungen, mit denen er verfolgt werde; er erklärte, daß er niemals eingetreten sei, um seine Meinung auf das Cabinet oder die Minister einwirken zu lassen; er sucht seiner Rede in Cherbourg den kriegerischen Charakter zu nehmen; er habe nur gesagt, Frankreich müsse bereit sein, allen Angriffen zu widerstehen, aber auf keinerlei Herausforderungen zu antworten; er behauptet, die geheime Regierung müsse jedenfalls

eine sehr faule Regierung sein; denn sie habe nie die wirkliche bekrittelt. „Gambetta", heiße es, „sei der Krieg." „Es ist zehn Jahre her", so schloß der Kammerpräsident seine Rede, „daß man durch ähnliche Manöver der Nation ein Votum entriß, welches sie später bereuen mußte. Heute weiß sie zu unterscheiden zwischen denen, welche sie täuschen wollen, und denen, welche sie lieben bis in den Tod."

Diese Schlußworte erregten stürmischen Beifall, wie denn das oratorische Talent des Exadvocaten Gambetta sich bei wichtigen Anlässen in der Kammer stets glänzend bewährt: aber ein Lamartine'sches Friedensmanifest zu sein, daran wurde die Rede gehindert gleichsam durch einen kleinen, aber sehr wichtigen oratorischen Keil, der in ihre Fugen eingeschoben wurde. Gambetta übt keinen Einfluß auf die Regierung aus; Gambetta hat nicht vom Kriege gesprochen; aber er ist jetzt ja gar nicht in der Lage, er hat gar nicht das Recht, seine innerste Meinung auszusprechen. Er wird stets diese Zurückhaltung beobachten „bis zu dem Tage, an dem es dem Lande gefallen werde, ihm eine andere Rolle anzuweisen". So kann nur der Dauphin der Republik sprechen, der seine Anwartschaft auf die höchste Stelle vor allem Volk proclamiren darf, ohne sich lächerlich zu machen; doch er sagt damit zugleich, daß er dann sich energisch aussprechen und sich nicht scheuen werde, auch für eine Politik des Krieges sich zu erklären. Diese Clausel ist in ganz Europa wohl verstanden worden, und Gambetta wünschte, daß man sie verstehe. Ueber der Gambetta'schen Rede hatte die Kammer alles Interesse an den 30000 Gewehren verloren und ging zur Tagesordnung über. Von der großen Frage des Listenscrutiniums hängt es jetzt ab, ob Gambetta als Vertreter der Regierung, als der Vorsitzende des Cabinets, das entscheidende Wort sprechen darf.

Frankreichs Heer ist wohlgerüstet, und gegenüber den officiellen Kammerreden Gambetta's verlautet, daß die Privatreden des Kammerpräsidenten an die häufig von ihm eingeladenen Offiziere auf einen ganz andern, auf einen kriegerischen Ton gestimmt sind und oft mit der Mahnung schließen sollen: „Haltet euch bereit!"

Bei der Nachricht von der Ermordung des Kaisers Alexander II. unterbrachen Senat und Deputirtenkammer ihre Sitzungen, mochte dies nun der taktvolle Ausdruck des Mitgefühls für das schreckliche Ende eines mächtigen Herrschers sein, oder die Anerkennung der Bedeutung des Ereignisses für Europas nächste Zukunft darin liegen.

Das England Lord Beaconsfield's würde bei einem etwa ausbrechenden Kriege auf dem Plane erschienen sein und danach gestrebt haben, Rußland in allen Welttheilen mit seinen Polypenarmen zu umklammern; das England Gladstone's hat alle großen imperatorischen Plane aufgegeben und ist kaum noch als ein zu fürchtender Gegner Rußlands anzusehen. Mit Irland glaubt die Regierung jetzt leichteres Spiel zu haben: der Widerstand im Parlament ist durch die Gladstone'sche Resolution gegen die Obstruction gebrochen; jedem Minister ist jetzt das Recht eingeräumt, die Dringlichkeit einer Vorlage zu betonen, und das Parlament kann sich mit einer Mehrheit von drei Viertheilen dafür entscheiden: damit ist die nicht zu unterbrechende Endlosigkeit der Debatte, welche ein Kampfmittel der Iren war, aufgehoben. So ist denn jetzt die irische Zwangsbill, der zufolge der Vicekönig das Recht hat, des Hochverraths verdächtige Personen zu verhaften, durchgedrungen und die Irländer beginnen jetzt mehr in England selbst zu wühlen, halten Versammlungen auf Trafalgar-Square mit Protesten gegen Regierung und Parlament, ja sie bedrohen die Arsenale, die Häfen, die Personen der hervorragenden Staatsmänner mit Revolvern und Sprengstoffen, ganz wie die russischen Nihilisten. Infolge der Zwangsbill sind schon mehrere Homeruler-Abgeordnete, wie Dillon, Davitt, verhaftet worden; auch die Waffenbill wird im Parlament durchgehen; sie schränkt die Erlaubniß zum Tragen der Waffen in Irland und den Handel mit Explosivstoffen ein.

Doch wenn sich die Iren jetzt auch ruhiger verhalten, so gehört doch der südafrikanische Colonialbesitz zu den schlimmsten Sorgen der Regierung, seitdem die englischen Truppen dort am 27. Febr. durch die Boers von Transvaal eine empfindliche Niederlage erlitten hatten. Die Schlacht fand am Majubaberge (Spitzkop) statt, welcher nach viermal zurückgeschlagenen Angriffen von den Boers genommen wurde, wobei der General Colley selbst fiel und das englische Corps schwere Verluste erlitt. Die Gärung unter den Boers ist eine allgemeine, in der benachbarten Oranjerepublik sowol wie im Caplande; sollte eine südafrikanische Conföderation der Boers sich bilden, so würden die drei Regimenter, die jetzt nach Transvaal beordert sind, dort schwerlich eine für England günstige Entscheidung sichern. Herstellung der Waffenehre: so hieß die Losung; erst wenn die Boers sich unterworfen haben, sollte über ihre Unabhängigkeit verhandelt werden; doch sind diese Unterhandlungen gegenwärtig im Gange während einer abgeschlossenen Waffenruhe; eine Wiederaufnahme des Kampfes, von welcher berichtet wurde, hat zunächst nicht stattgefunden.

Bedrohlich gestaltet sich auch die afghanische Frage, der Rückzug der Truppen aus Kandahar, bedrohlich zunächst für das Ministerium; denn die Lords des Oberhauses haben diesem hierin eine Niederlage bereitet; Lord Lytton's Antrag, der gegen die Räumung Kandahars gerichtet war, hat am 3. März im Oberhause eine bedeutende Majorität gefunden. Die Politik Lord Beaconsfield's hat unter den Lords noch großen Anhang und dürfte bald, wenn die Situation Europas sich kritischer gestaltet, auch bei der Mehrheit des englischen Volkes wieder zu Ansehen kommen. Es widerspricht aller Logik der Thatsachen, daß Rußland je in England einen Bundesgenossen finden sollte.

Die Sitzungen der parlamentarischen Körperschaften in Berlin im Laufe der letzten vier Wochen werden durch eine große Zahl von Conflicten charakterisirt und tragen vorwiegend das Gepräge persönlicher Erregtheit. Gerade die friedliche Arena des Herrenhauses hatte ihre Schlachttage aufzuweisen, und die Collisionen fanden zwischen Ministern statt, jetzigen und frühern. Der 17. Febr. brachte die Collision Bismarck-Camphausen; der 19. die Collision Bismarck-Eulenburg; bei der letztern war der Reichskanzler nicht persönlich anwesend. Der Conflict zwischen diesem und dem frühern Vicevorsitzenden des preußischen Ministeriums war von unerwarteter Heftigkeit; die Angriffe, welche Camphausen gegen das jetzige Finanzministerium richtete, veranlaßten den Fürsten zur Bitte an seinen frühern Collegen, er möge dem Werke, zu dessen Durchführung er sein Amt als Finanzminister nicht beibehalten wollte, jetzt nicht mit einer Opposition entgegentreten, die in seinem Munde etwas Künstliches und nach seiner ganzen Vergangenheit Ueberraschendes und Unnatürliches habe. Camphausen erklärte in Uebereinstimmung mit einer ähnlichen Erklärung des Kanzlers, er freue sich, nicht mehr mit ihm zusammen wirken zu müssen. Diese Erklärungen bilden ein auffallendes Nachspiel zu dem seinerzeit mit einer Beimischung von Rührung inscenirten Rücktritt des Finanzministers. Doch diese, was das Ministerium betrifft, gleichsam „posthume" Differenz blieb auf einen unfreundlichen Meinungsaustausch eingeschränkt. Dagegen führte diejenige zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Eulenburg stattfindende zum Rücktritt des Ministers des Innern. Es handelte sich am 19. Febr. im Herrenhause um den §. 17 des Competenzgesetzes, um die staatliche Aufsicht über die communale Verwaltung der Landgemeinden. Nach der Regierungsvorlage sollte dieselbe dem Landrath, nach der Abänderung des Abgeordnetenhauses in erster Instanz dem Kreisausschusse, in höherer und letzter dem Bezirksausschusse zustehen. Graf Eulenburg erklärte sich aus praktischen Gründen und um sein Organisationswerk zum Abschluß zu bringen, für die Meinung des Abgeordnetenhauses und erwiderte sogar einem Gegner, von Kleist-Retzow, im leb-

hafteſten Tone: „Wenn Sie ſo große Beſorgniß haben, Organen der Selbſtverwaltung überhaupt Theile der Staatsfunctionen zu übertragen, dann ſollten Sie die Selbſtverwaltung nicht wieder einführen wollen, ſondern aufgeben als ein überwundenes Princip.“ Da fiel wie eine platzende Bombe in die Verſammlung eine Erklärung des Fürſten Bismarck, welche ein höherer Beamter des Handelsminiſteriums verlas und in welcher ſich der Fürſt entſchieden gegen die Aufſicht durch Organe der Selbſtverwaltung erklärte und eine nochmalige Reviſion des Competenzgeſetzes in Ausſicht ſtellte. Die Aufregung über dies Vorgehen war groß; es lag darin ein verletzendes Démenti des Grafen Eulenburg und ein Zwieſpalt im Staatsminiſterium kam gleichſam im Parlament zum Austrage. Vergebens ſuchte Fürſt Bismarck in der Sitzung am 21. Febr. beſchwichtigend zu wirken; er erklärte, die neuliche Erklärung nur zur Inſtruction, nicht zum Verleſen beſtimmt zu haben; er hob den Unterſchied hervor in der Behandlung königlicher Vorlagen und ſolcher, die zwiſchen den beiden Häuſern hin- und hergeſchoben werden; er behauptete, daß er mit dem Grafen Eulenburg in der Hauptſache übereinſtimme, wenn ſie auch in den Motiven voneinander abwichen; er wies zuletzt auf die Nothwendigkeit einer andern Einrichtung in der Concurrenz beider Häuſer hin und wollte die Würde des Herrenhauſes durch die Möglichkeit längerer Berathungen mehr geſichert ſehen; doch Graf Eulenburg ſelbſt ließ ſich nicht beſtimmen, ſein Entlaſſungsgeſuch zurückzuziehen. Das Herrenhaus, auch Fürſt Bismarck, ſtimmte für den §. 17 in der Faſſung des Abgeordnetenhauſes; aber das ganze Zuſtändigkeitsgeſetz ſcheiterte an dem §. 7, den das Abgeordnetenhaus nicht annahm. Auch den Steuererlaß hatte das Herrenhaus angenommen.

Im Deutſchen Reichstage fanden vorzugsweiſe Berathungen ſtatt, an welche ſich die heftigſte Polemik gegen die Wirthſchaftspolitik des Reichskanzlers knüpfte; beſonders in der großen Rede des Abgeordneten Rickert am 25. Febr., der zu einem gemeinſamen Vorgehen der liberalen Parteien aufforderte. Eine durchaus praktiſche Rede hielt Bebel an dieſem Tage über die Noth der arbeitenden Klaſſen, das Fallen der Löhne; er verlangt gründliche Reform und daß das Hauptgewicht nicht auf die Stärkung der äußern Machtverhältniſſe gelegt werde. Außerdem waren die Etatsverhandlungen reich an Arabesken oft kleinlicher Art, wie der Streit über die Wahlbeeinfluſſung, die ein meininger Landrath bei der Wahl Lasker's ausgeübt habe, oder der Reichskanzler übte eine herausfordernde Kritik der berliner ſtädtiſchen Verwaltung bei Gelegenheit der Steuereinſchätzungen zur Miethsſteuer, und des „fortſchrittlichen Ringes“: Aeußerungen, die in der Hauptſtadt größtes Aufſehen machten und auch im Reichstage zu lebhafteſten Erwiderungen führten. Die wichtigſten Verhandlungen waren diejenigen über den Geſetzentwurf, der vierjährige Legislatur- und zweijährige Etatsperioden und eine nur zweijährige Einberufung des Reichstages verlangt. Diesmal trat Herr von Bennigſen in einer längern Rede in die Schranken und bekämpfte den Entwurf, weil er die ganze politiſche Stellung des Reichstages und ſeine werthvollſten Rechte beeinträchtige. Bei den Verhandlungen über die Tabacksteuer am 17. März ſpielte das Tabacksmonopol wieder eine wichtige Rolle; die ganze Debatte zeigte, daß es in der Luft ſchwebt, denn ſeine Einführung iſt ein Lieblingsplan des Reichskanzlers. Windthorſt erklärte ſich zunächſt ausweichend: es fehle an Material zur Entſcheidung über die Frage; ſeine Rede hatte einen weſentlich diplomatiſchen Charakter. Als entſchiedenſter Gegner trat Richter, als wärmſter Vorkämpfer Herr von Kardorff auf. Wir kommen hierauf wie auf die ganze Phyſiognomie des Reichstages, welche weſentlich durch die kirchenpolitiſchen Verhandlungen beſtimmt wird, in unſerer nächſten „Revue“ noch einmal zurück.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottſchall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Auf San-Michele.

Novelle

von

E. Vely.

I.

Schweigen und entsagen lernen,
Das ist unser Erdenlauf.

Fouqué.

Er war mein Freund. Wie er es geworden? Ja, das ist eine ganze Geschichte; aber die Blätter des Buches, in welchem sie steht, sind noch nicht vergilbt.

Wie traurig sie aussieht, schon von weitem, die kleine Insel San-Cristoforo, wie ein Ort, dessen Mahnungen man gern ausweicht! Eine Steinmauer, braunröthlich erglänzend im Sonnenlicht, umgibt sie ringsum; nach Murano zugewendet liegen Kirche und Kloster San-Michele.

Wir saßen zu dreien in der Gondel; Tonio und Checco, die Führer derselben, ließen sie nur langsam dahingleiten — an den stillen Todtenort kommt man immer noch früh genug, mochten sie denken. Auch über uns dreien lag ein traumhaftes Schweigen; La Barba — sie wurde von allen Collegen der Kürze wegen so genannt, statt des steifern „Fräulein Barbara", vielleicht auch, weil der schwärzliche Flaum auf der Oberlippe dazu berechtigte — hatte ihre Cigarrette fortgeschleudert, die Arme über die Brust gekreuzt und jene Falte zwischen den buschigen Brauen gezogen, welche zu besagen pflegte, daß sie nicht geneigt sei, sich aus ihrem Sinnen aufstören zu lassen. Man kannte sie zu gut, um nicht zu wissen, welch schreckliche Folgen eine solch kühne That nach sich gezogen hätte: eine lange und scharfe Philippika gegen die Männer im allgemeinen und die Collegen im speciellen, bei der jeder etwas fand, was nicht zu bestreiten war — eine bittere Wahrheit.

La Barba war seit Jahren in ganz Venedig bekannt, nur diesem entnahm sie die Stoffe zu ihren berühmten Aquarellen und kleinen Oelgemälden — wie wirksam, poetisch und packend, hatte die Kritik längst anerkannt, und man nannte sie mit Recht den weiblichen Canaletto des neunzehnten Jahrhunderts — La Barba Canalettina. Ihre kleine, gedrungene Gestalt in dem männerartigen Gewande, ihr gebräuntes Gesicht mit den kurz abgeschnittenen dunkeln Haaren war jedermann vertraut: — die Gondoliere grüßten sie devot, denn sie knauserte nicht bei dem buona mancia; in den engen Calli, wo sie die Modelle zu ihren ungewaschenen Buben, alten Weibern und trägen Männertypen mit der Phrygischen Mütze suchte, war sie eine willkommene Erscheinung, und in den Palazzi der vornehmen Venetianer

und reichen Ausländer lud man sie häufig und gern zu Diners und Soupers oder zu den einfachen Zuckerwasser-Soiréen nach landesüblicher Sitte.

Sie hauste in einem alten Palazzo, der an einem Nebenkanal lag, und man fand sie nie anders an ihrer Staffelei als mit einem Fes auf dem Haupte und einer Cigarre zwischen den Lippen; bis auf ihre großen grauen Augen, welche unendlich gutmüthig blickten, war sie ein wirkliches Wunder von Häßlichkeit — aber von selbstbewußter. Nordische Reisende hatten einmal die Nachricht ausgesprengt, sie sei eigentlich von gutem altem Adel und Stiftsdame in einem hochberühmten Fräuleinstift, wäre aber, nachdem sie die Freuden der Gemeinschaft mit den Colleginnen nur kurze Zeit gekostet, nie wieder dorthin zurückgekehrt.

Neben ihr sah die blonde Reckengestalt Eckbrecht Holvers', des jungen Arztes, der sich in Venedig aufhielt, um die klimatischen Verhältnisse der Lagunenstadt und der umliegenden Inseln zu studiren, nur noch mächtiger aus. Eckbrecht eilte sich nicht sehr, seine gesammelten Erfahrungen in sein schwäbisches Vaterland zurückzutragen — er war ebenso kunstliebend als kunstverständig; Venedig übte seine unwiderstehliche Macht auch auf ihn, und der Künstlerkreis, in welchen er gerathen, that das übrige.

Nun komme ich, August Korneck, Bildhauer, nicht unvortheilhaft durch mein Erstlingswerk: Wasserschöpfendes Griechenmädchen, bekannt, Agostino genannt von den Freunden, um nicht mit andern Trägern meines Vornamens verwechselt zu werden. Ich bin nicht schön und nicht häßlich, unparteiisch gegen mich selber, braunhaarig und braunäugig, mittlerer Größe — im ganzen Extérieur ein Durchschnittsmensch: was ich aber um aller Heiligen willen nicht als Künstler zu bleiben gewillt bin.

Die kleinen Wellen der Lagunen erschienen goldig, lauter zitternde, schwankende Lichter, die Sonne stand tief.

Checco raunte Tonio zu: „Ecco là, sie lassen nach sechs Uhr niemand mehr in den Cimitero, die alten Kapuziner."

Tonio schüttelte sich. „Dio guardi, immer bei den Todten sein zu sollen. Santa madonna, welch ein Leben!"

Er hatte die jedem Venetianer eigene Furcht vor dem Tode und der Stätte desselben. Nirgends in der Welt findet man wol eine gleiche Nichtachtung und Vernachlässigung der Grabhügel als auf der Todteninsel Venedigs. In frühern Jahrhunderten, als man stolze Denkmäler in den Kirchen errichtete, war das anders; da konnte man der Prunkliebe genügen und von allen gesehen an den kunstvollen Sarkophagen knien. Jetzt, wo reich und arm den Todtenweg über die Lagunenstraße ziehen muß, wohnen die Hinterbliebenen der Messe und Einsegnung in der Kirche bei, dann kommt die Gondel und trägt den stummen Passagier hinaus zu den Hütern der Insel, den Kapuzinern. Der Cimitero liegt so fernab für den Venetianer, welcher Lust und Freude liebt und den Schmerz flieht.

Checco, der Aeltere, richtete seine schwarzen, glänzenden Augen auf die blaue Himmelswand und sagte wichtig: „Dafür haben sie's drüben gut und werden Heilige, die nur so durchs Fegfeuer flattern, ohne daß es brennt. Uns poveretti wird's nicht so gut ergehen."

Tonio spitzte die Lippen, als wolle er pfeifen. „Si, si, Checco mio!“ erwiderte er dann; ein Lächeln glitt aber gleich darauf über sein hübsches Gesicht, indem er nach der Stadt mit ihren schlanken Campanilen und von Sonnengold überstrahlten Kuppeln zurückblickte. Er mochte denken, daß es vorläufig doch viel schöner wäre, Gondolier in Venedig als Kapuziner von San-Michele zu sein.

„Venezia la bella“, sagte er vor sich hin und begann halblaut das alte Lied:

Giera in calma
La laguna,
Giera il vento bonazzà.

La Barba richtete sich plötzlich empor, sie war eine gute Historikerin und wir konnten uns stets auf ihre Führerschaft verlassen; Künstler lieben bekanntlich in vielen Dingen die Bequemlichkeit. So hörte sich denn jetzt auch La Barba's kurze Beschreibung der Vergangenheit San-Micheles recht gut an:

„San-Michele und San-Cristoforo richtiger, meine lieben Kinder“ — La Barba sprach stets mütterlich patronisirend — „denn eigentlich sind es zwei Inseln, welche man vereinigt, indem man den sie scheidenden Kanal zugeschüttet. Auf diesem Eilande lebte einst der heilige Sanct-Romuald als Einsiedler, der Stifter der Camaldulenser, aus dem edeln Geschlechte der Herzoge von Ravenna.“

„Ein Motiv für die Canalettina“, rief Eckbrecht heiter, „Sanct-Romuald —“

„Still!“ gebot La Barba, „ihr müßt noch mehr hören! Da, seht euch die Kirche an, von Lombardo dem Sohne; daß sie gute, reine Renaissance, gewahrt ihr wol selber. Die Basreliefs über dem Portal, Signor Agostino, sind von Lorenzo Veneziano um 1470 gemacht. Basta für jetzt!“

Die Gondel hielt, wir landeten direct der Kirche gegenüber und traten ein. Einförmiges Gemurmel der Mönche scholl uns entgegen, Fragen und Responsorien; bunte Lichter fielen durch die Fenster auf den Steinboden, über den dann und wann ein barfüßiger Kapuziner schlich, den fremden Eindringlingen keinen Blick gönnend; an einem Seitenaltar wurde eine Todtenmesse gelesen. Draußen in der lichtfarbigen Welt Venedigs dachte vielleicht zur Stunde kein Mensch an den Geschiedenen, für welchen die Mönche eine fromme Pflicht erfüllten.

Wir sahen gute und minder gute Sculpturen eines Taddeo, Lazzarini und Bernini, schritten über den Grabstein des berühmten Fra Paolo Sarpi hin, der ein Freund Galilei's war — man hat seine Asche aus der abgebrochenen Serviten-kirche Venedigs nach hier gerettet.

Eckbrecht Holvers konnte dem Manne, der als Arzt, Naturforscher und Politiker gleich groß war, hier ein stilles Todtenopfer bringen; dann bewunderten wir den zierlichen sechseckigen Tempel, den die reiche Venetianerin Margaretha Miani um 1530 hier hatte errichten lassen, und betraten endlich die Kreuzgänge.

Tonio kam uns entgegen: „Der Cimitero ist geschlossen, der Pförtner muß kommen.“

Am Ende des Kreuzganges war seine Thür; ein Häuflein Kinder drängte sich halblaut schwatzend vor derselben; was wollte das frische, sprudelnde Leben nur hier? Zwei-, dreimal klang der schrille Ton der Glocke durch die Stille, dann erst schob sich lugend ein faltiges braunes Gesicht durch die Thürspalte und ver-

schwand wieder, nachdem ich unser Anliegen vorgetragen. Noch einige Minuten! Der Pförtner ist es nicht gewohnt, eilig zu sein. Die, welche zu ihm hinauskommen und ihm gemeldet werden, sind nicht ungeduldig, sie liegen still wartend, bis sie in ihr letztes Bett getragen werden, das ebenfalls Mönchshände gehöhlt haben; Mönche sind die Träger, Mönche sind die Betenden, der ganze Dienst der Kapuziner von San-Michele ist also ein ewiges memento mori.

Endlich öffnete sich die Thür aufs neue, der Pförtner hielt seine beiden schmuzigen braunen Hände voll Polenta, welche er langsam und gewissenhaft an die Kinder austheilte, dann erst war er für die Fremden da, welche seine Ruhe gestört hatten.

Langsam schlich er mit den sandalenbekleideten Füßen vor uns her, in schweren Falten fiel das härene Gewand um seine hagern Glieder, sein Gesicht erschien tausendfaltig und tausendjährig — er glich einer Mumie.

Der Schlüssel knirschte unter seinen Händen, sonderbar schlank erschienen mir dieselben; es war geistige Magerkeit, welche sie andeuteten, und ich konnte den Blick gar nicht von ihnen wenden. La Barba zeigte auch Interesse für den Führer, sie fragte ihn nach mehrern Namen von hier begrabenen Künstlern und Fremden.

„Ecco là!" sagte er leise und ohne die Augen zu heben, „ecco là, da drüben liegen die Protestanten und die Fremden!"

Eckbrecht hob einen Armknochen auf, der seitwärts lag. „Eine wunderschöne Ulna!" setzte er hinzu.

Die Malerin fragte beharrlich weiter.

„Ecco là!" war die Antwort, „ich lese nicht."

Sonderbar, der Arzt und ich, wir mußten beide den muskulösen Körper des Mönches betrachten, die ungebeugte Haltung, und dazu die faltige braune Haut — es sah auch nicht aus, als habe sie das Welke des Alters; bei näherm Hinschauen glichen die Runzeln eingeritzten Linien des Kummers.

„Wie alt seid Ihr, Frater?" forschte ich.

„Ich rechne nicht", gab er eintönig zurück.

Wie ein Schatten glitt er neben uns hin, als wir die Arcaden besichtigten. Die Denkmäler unter ihnen waren die einzigen, welche hier und da den Versuch eines Schmuckes zeigten, die Gräber der Fremdencolonie ebenfalls; aber die andern waren eingesunken, graugelbes Lagunengras überwucherte sie, nur selten sah man ein Holzkreuz, das vielleicht eine verblaßte Photographie trug, die man unter Glas daran geheftet.

„Wie viele senkt Ihr wol jährlich ein? Liebt Ihr Euer Amt?" forschte Eckbrecht.

„Ich denke nicht", sagte der Mönch.

Wir drei sahen uns erstaunt an: die Antworten, welche der Pförtner von San-Michele gab, entsprangen wol kaum der Klosterregel, auch war er ja nur Laienbruder, sie mußten also selbständiger Auffassung nach gegeben werden, lebensmüder Resignation entstammen. Und doch, hätte man die in der hagern Gestalt suchen sollen, in der passiven Art der Pflichterfüllung, welche der Kapuziner zur Schau trug? Er hielt seinen Kopf nach vorn geneigt, und es gelang nicht, ihm ins Auge zu blicken.

Wir standen neben den Arcaden, die Sonne war hinuntergesunken jenseit der Lagunenstadt, als sei sie im Wasser erloschen.

„Ein stimmungsvolles Eiland", meinte Eckbrecht.

La Barba war wieder in der Vergangenheit.

„So hatten die Einsiedler von San-Michele die Dogenstadt immer vor sich, selbst in der abgeschlossensten Welt lebend", sagte sie; „seit dem dreizehnten Jahrhundert hausten sie auf der Insel, und 1810 erst wurde ihr Kloster aufgehoben. Sie waren gelehrt, und große Männer gingen aus ihrer Mitte hervor: denkt an Fra Mauro und seine berühmte Weltkarte, die ihr im Dogenpalast findet. Papst Gregor der Sechzehnte nahm hier ebenfalls sein Wissen in sich auf."

„Il buon papa!" murmelte der Pförtner vor sich hin und machte ein Kreuz, und ich mußte wieder die feingegliederte, vornehme Hand dabei bewundern. Sie erinnerte mich an jene geistigen Finger, die einem Dürer gewiß zu manchem Modell gedient; ein Täfelchen im Dürer-Hause zu Nürnberg zeigt sie, und unwillkürlich muß jeder Beschauer ausrufen: Die Hand eines gelehrten Mönches! Und hier sollte ein thierisch verkommener, apathischer Klosterpförtner dieselbe aufweisen? Es wäre ein zu wunderliches Spiel der Natur gewesen! Bisher hatten wir italienisch geredet, jetzt fiel La Barba plötzlich in das heimatliche deutsche Idiom.

„Wenn ich Dichter wäre" — sie vermied in Bezug auf die ausübenden Künstler stets jede weibliche Bezeichnung — „wenn ich Dichter wäre, so würde ich in dem sonderbaren Mönch hier einen Helden finden; so ist er für mich nur Staffage. Aber es wäre schade, ginge er in anderer Weise der Welt verloren."

Sie hatte mit dem feinen Instinct der Frau gleich mehr hinter der Erscheinung gesucht — uns war sie bisher nur Curiosum gewesen.

„Ich will mit Franz dem Achten" — das galt einem Schriftsteller; acht mit jenem Vornamen gab's im Verein der Künstler, und darum waren sie numerirt worden — „reden", setzte die Malerin hinzu. „Er ist immer auf der Stoffjagd. Hier hätte ich einen: Venedig, lustiges Treiben, Liebe — etwa die Erlebnisse jenes alten Liedes aus dem «Wunderhorn»:

So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat,
Das thut ja selten gut.
Wir beide, wir haben's erfahren,
Was falsche Liebe thut —

und dann Entsagung, Weltmüdigkeit, Klosterzuflucht. Kinder, glaubt mir, ich hätte auch ein Dichter werden können!"

„Sie sind es, Barba, Sie sind es!" rief Eckbrecht ganz enthusiastisch.

Mir war's, als habe ich im gleichen Moment einen schweren Seufzer, einen ächzenden Ton vernommen. Sprach hier jemand aus dem Grabe?

Um die Lippen der Malerin zuckte es, man konnte nicht recht unterscheiden, ob es Wehmuth oder Spott war.

„Danke, Signor", sagte sie wieder in italienischer Sprache, „danke recht sehr, glaube aber doch nicht, daß ich so ohne weiteres mit auf dem deutschen Parnaß paradiren könnte — jetzt nennt man das ja wol Schriftstellertag? Aber es wird kühl, fahren wir heim!"

Sie schritt rasch voran; wir wußten, daß man ihr nie den Arm bieten dürfe. Ich suchte nach dem Pförtner, er war nicht da; so drehte ich selber den Schlüssel um und zog ihn ab.

Im Kreuzgang gesellte sich der Arzt an La Barba's Seite. Er konnte leicht von einer künstlerischen Idee erregt werden, und überdies erschien ihm die Malerin als ein Wesen höherer Art. Langsam folgte ich, den riesigen Schlüssel tragend.

Ein Los, wie es jener Mann hatte, mußte ich mir unwillkürlich sagen, auf der Insel der Todten, umrauscht von dem Lagunenwasser! Aber der — dachte ja nicht!

Das Paar schritt der Landungstreppe zu; Checco und Tonio mochten schon ungeduldig genug geworden sein. Ich zögerte an der Pförtnerwohnung; erst wollte ich die Klingel ziehen, dann gewahrte ich, daß die Thür halb offen stand. Die Neugier überfiel mich, ich stieß sie auf und trat ein. Eine hölzerne Pritsche, ein Schemel, ein Crucifix, ein Wasserkrug, dann in der entferntesten Ecke, auf den Knien, den Kopf gegen die Wand gedrückt, der Kapuziner. Erst sah ich ihn an, zaudernd, dann sagte ich: „Seid Ihr krank, Bruder?"

Bei dem Laut meiner Stimme sprang er empor. Eine seltsame Verwandlung war mit ihm vorgegangen; ich sah zum ersten mal seine Augen, große, blitzende, schwarze, er streckte die Arme wie abwehrend aus.

„Das Lied, das Lied!" stammelte er.

Er hatte deutsch gesprochen!

„Bruder!" sagte ich noch einmal, aber jetzt hatte das Wort eine ganz andere Bedeutung, ich fühlte mich plötzlich ihm verwandt durch den Laut der Muttersprache. Seine zitternden Hände berührten meine Schulter.

„So lange habe ich schweigen können — nun wacht es wieder auf, das Gedächtniß. Das Lied, das böse Lied, nicht wahr, ich hätte es nie componiren sollen, nie?"

War er geisteskrank, der hagere Pförtner? Er ließ mir keine Zeit zu einer Frage, seine schlanken Finger umklammerten mit eiserner Kraft mein Handgelenk.

„Bitte, kommt wieder, Herr, bitte, kommt wieder, ich möchte beichten!"

Er mußte auch mein Zaudern verstehen.

„Nein", fügte er hinzu, „so nicht, das ist für keines Priesters Ohr, was ich zu sagen habe. Es ist die Geschichte eines armen Menschenherzens, einfach — und doch so lehrreich. Und weil Ihr Künstler seid, wie ich einer war, darum möchte ich's Euch vertrauen. Wollt Ihr mir den Freundesdienst erweisen?"

Ich sagte zu, bewegt, erregt. Er nickte, drückte mir die Hand und sank dann auf sein Holzlager.

„Der Anfall kommt wieder, die entsetzliche Beklemmung!" klang es aus seiner keuchenden Brust, „ich habe nicht lange Zeit mehr, kommt bald wieder."

Er wies jede Hülfeleistung mit einem traurigen Lächeln zurück; als die Thür der Zelle hinter mir zugefallen war, mußte ich mit beiden Händen nach meinen Schläfen fassen. Die andern saßen schon in der Gondel.

„Hast du einen Geist gesehen?" rief der blonde Eckbrecht.

„Ja", gab ich zurück, „das Gespenst unglücklicher Liebe!"

Sie mochten es wol kaum bemerken, daß ich sehr schweigsam war auf der Heimfahrt. Der Arzt sang hübsche schwäbische Liedlein, und La Barba lauschte

lächelnd. In eine Pause hinein hörte ich Tonio zu Checco sagen, indem er auf die blasse Mondscheibe deutete:

„Da hat neulich einer behauptet, der Mond wäre rund und die Erde auch. Questo asino!“

Checco hatte ein Achselzucken als Antwort.

„Auf welch dumme Einfälle die Leute kommen“, meinte Tonio, „aber, vecchio mio, ich bin nicht dumm!“

„Eh“, lachte Checco, „und hast dir doch von der Ninetta den Laufpaß geben lassen!“

Tonio schlug so heftig mit dem Ruder ins Wasser, daß die Gondel ins Schwanken kam. Eckbrecht hatte den Namen aufgefangen und begann das Liedchen:

Wenn durch die Piazzetta
Die Abendluft weht,
Dann weißt du Ninetta —

Ich mußte immer zurücksehen nach der Todteninsel und an den Mann denken, welcher den Schlüssel zu der stillen Welt am Gürtel trug.

II.

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, noch einmal nur
Entfliehn im Traum.

Rückert.

Natürlich kehrte ich wieder zu ihm zurück, aber heimlich, mit einer andern Gondel, sodaß Checco und Tonio bestürzt aufschauten, als sie mich mit fremden Führern sahen. Ich wollte aber nicht, daß sie allen Collegen ausplauderten, der braune Agostino mache jetzt regelmäßige Fahrten nach San-Cristoforo. Sie hätten eher begriffen, daß ich mich tagelang durch die engen Kanäle hätte rudern lassen oder zu Fuß die Calli durchstreift haben würde, um nach hübschen Mädchengesichtern zu spähen. Aber einen schmuzigen Kapuziner-Laienbruder in seiner engen Zelle aufsuchen, oder mit ihm zwischen den trostlosen Grabhügeln, umhuscht von Eidechsen, auf- und niederzuwandeln — sie hätten mich in corpore für geisteskrank erklärt.

Ich sah ihn zum zweiten mal wie am ersten Tage, einer Kinderschar Polenta reichend. Als er den Schatten eines Fremden gewahrte, blickte er kaum auf; aber bei dem ersten Laut meiner Stimme zuckte er zusammen, ein leuchtender Blitz glitt aus seinen Augen über mich hin.

„Grazie, Fra Babo, grazie!“ schrie der Kinderhaufen, aus seinem Klosternamen Paolo nach venetianischer Weise Babo machend.

Er scheuchte sie mit einer ungeduldigen Handbewegung zurück, und dann trat ich über seine Schwelle. Ich kannte ja das ärmliche Innere der Zelle bereits. Ehe ich den Schemel nahm, welchen er mir herbeirückte, faßte ich nach seinen Fingern.

„Wie soll ich Euch nennen, Bruder? Wie kommt Ihr hierher? Warum leistet Ihr, ein Mann von Bildung, ein Deutscher, hier Knechtsdienste?“

Ein wehmüthiges Lächeln zuckte um seine Lippen; ich konnte heute besser in seinen Zügen lesen — nein, nicht das Alter, der Kummer hatte die hundertfältigen Linien gegraben; seine Stirn war hoch und bedeutend, sein Mund edel geschnitten.

„Das alles wollte ich ja sagen — warum Euch gerade, weiß ich nicht. Nehmen wir an, es hätte so sein sollen. Mein Name in der Welt war einmal Konstantin — o, er ist so süß, so wohllautend ausgesprochen und dann so qualvoll anklagend, zum Himmel schreiend.“ Er barg sein Antlitz in den Händen und der Athem kam keuchend aus seiner Brust.

Dies Mannesräthsel in unserer Zeit! Und es gibt Menschen, welche kein Verständniß haben für die Büßer und Klosterbewohner des Mittelalters und die Einsiedler der ersten christlichen Zeit!

„Den andern Namen, welchen ich noch trug, den laßt mich bis zuletzt verschweigen“, sagte der Pförtner dann nach einer Weile. „Er hatte aber einmal auch einen guten Klang! Sie sind Bildhauer, ich hörte es neulich aus dem Gespräch.“

Ich nickte bestätigend. „Wie lange sind Sie auf der Insel?“ fragte ich.

„Nicht lange genug, um vergessen zu haben, so viele Mühe ich mir auch gab“, sagte er wehmüthig. „Erst, als sie mich gefunden und nach schwerer Krankheit dem Leben wiedergegeben hatten, die guten Mönche, ging ich ihnen eine Spanne Zeit an die Hand mit allerlei Arbeit, nur betteln wollte ich nicht; ich flehte sie an, mich nicht nach Venedig zu schicken, und gar nach Murano — oh! Die Gesichter hätte ich nicht sehen können, die Plätze, wo ich so glücklich und wieder so unsäglich elend war . . . Heiliger Francisco!“ rief er dann plötzlich und machte das Zeichen des Kreuzes.

In seine Aussprache des Deutschen mischte sich hier und da ein leiser Anklang des westfälischen Accents.

„Sie sind von der Rothen Erde?“ fragte ich.

„Ja“, entgegnete er, „aus einem der ärmsten, aber doch am meisten romantischen Landstriche. Haben Sie das Sauerland nennen hören? O, meine Mutter, meine Mutter!“

Vielleicht tauchte das Bild seiner Kindheit vor ihm auf. Ich mochte keine neue Frage thun.

Nach einer Weile hatte er sich gefaßt und sprach zusammenhängender:

„Ich that jeden Dienst, ich war Todtengräber, ich läutete zu Messe und Vesper, ich wachte bei den Kranken und reinigte die Zellen. Als der alte Babo starb, gab man mir das Pförtneramt. Babo war nahezu hundert Jahre alt geworden — Gott wird gegen mich barmherziger sein, meint Ihr nicht?“

Ein Husten schüttelte seinen ganzen Körper, wie ein Windstoß den schlanken Halm im Felde.

„Wenn“, sagte ich, „Ihnen das Klosterleben ein Bedürfniß war, warum traten Sie nicht in einen andern Orden? Ihre Bildung —“

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Die Bildung“, erwiderte er, „die eben war's, die mich dahin geführt hat, wo ich nun bin. Auf den Standpunkt, zu vergessen — zu vergessen um jeden

Preis. Vielleicht erscheine ich Ihnen jetzt noch als ein Thor; wenn Sie das Ende wissen werden — o, wenn erst das Ende da wäre!"

Ein schriller Laut der Glocke unterbrach ihn. Er richtete sich auf, sein Wille schien mächtig, dann war er wieder der gleichgültige Pförtner geworden, wie wir ihn neulich gefunden. Langsam öffnete er die Thür.

„Per la madre di dio!" rief eine Frauenstimme, „sagt mir, wo Ihr mein Kind gelassen, sagt es mir!"

Ein großes schlankes Weib mit schwarzem Haar und schwarzen Augen stand vor dem Kapuziner.

„La mia bella piccinina", wiederholte sie und streckte die Arme dem Mönch wie drohend entgegen. „Ihr wißt es, hat man mir gesagt. Santa madonna, habt Erbarmen!"

„Du bist keine Venetianerin", sagte der Mönch.

Vielleicht wollte er mit diesem Ausspruch mir gegenüber die leidenschaftliche Frage des Weibes nach der Grabstätte des Kindes motiviren.

Sie schüttelte den schwarzen Kopf.

„Aus dem Friaul kam ich, ein Maler hatte mir viel Geld versprochen, wenn ich ihm meinen Kopf liehe — und ich wußte nicht, wovon leben, denn Beppo, mein Mann, war davongegangen, sie sagten, zu den Soldaten. Er war ein schlechter Mann, aber mein Kind, meine piccinina! Wo, wo habt Ihr sie?"

Ein erneutes Schluchzen drang aus ihrer Brust.

„Wann starb Euch das Kind?" mußte ich fragen.

„Sie sagen, vor drei Wochen, Eccellenza, ich weiß es nicht. Ich lag im Fieber — und so haben sie es fortgetragen, ohne daß ich es küssen konnte und ihm sagen: Deine Mutter kommt auch bald, piccinina mia!"

Der Pförtner hatte eine plötzliche Härte in seinen Zügen.

„Und wenn ich dir den Hügel zeige, du schwaches, verzagendes Weib, was nützt es?"

„Bitte, bitte!" stammelte sie mit gefalteten Händen.

Er ging schlürfenden Schrittes voran, wie neulich; die Enden seines knotigen Gürtelstrickes bewegten sich langsam hin und her, die Schlüssel an seiner Seite klirrten. Der Frau schien er zu sehr zu zögern, bald eilte sie voran durch den Kreuzgang, bald kehrte sie, wie ein ungeduldiger Hund, an seine Seite zurück. Er schien mit ihrer Ungeduld kein Mitleid zu haben. Ich folgte den beiden.

Vor der Pforte sank das schwarze Weib gebrochen in die Knie, Babo's Arm langte über die Gestalt hinweg, um den Schlüssel einzufügen. Als die Thür sich knarrend öffnete, sprang die Friaulerin empor; sie hätte den dürren Arm des Kapuziners gepackt, wäre er nicht ausgewichen.

„Wo, wo?"

Er ging noch einige Schritte, deutete dann auf eine Reihe Kindergräber und auf eins darunter genauer. Das Weib warf sich darüber hin.

Mich bewegte der Schmerz des armen Mutterherzens; Babo schien ihn gar nicht zu beachten, und doch gehörten solche Scenen zu den Seltenheiten.

„Zu weinen und zu klagen", sagte er plötzlich. „Wollte Gott, meine Mutter

hätte es so an meinem Hügel gekonnt! — Weib", rief er dann hinüber, „danket Gott, daß er barmherzig war und das Kind aus der bösen Welt nahm, ehe es sündigen konnte. Danket allen Heiligen!"

Die Bäuerin hörte den Trost nicht.

„Ja", wandte er sich dann zu mir, „bei jedem Kinde, das wir hier einbetten, regt sich ein Gefühl des Neides in mir. Meine Mutter — o, wie gut und sanft sie war! Sie wollte einen Priester aus mir machen, auch das wäre besser gewesen. Aber ich hatte nicht ihre fromme Natur, sondern des Vaters künstlerische Beanlagung. Ganz Musik war er — und vielleicht darum ein schlechter Dorfschullehrer. So kam's. Er lehrte mich den ersten Geigenstrich machen, ich saß neben der Orgel, wenn er spielte, und wurde nicht müde, ihn bis tief in die Nacht hinein singen zu hören. Dazu denkt Euch die romantische westfälische Bergkette, die Fichten vom Mond beglänzt, das Rauschen der Eichen, das Plätschern des Flusses an der Bergwand hin — ja, Poesie wohnte in unserm Dorfe, in unserm Häuschen. Und das war der Anfang. Ich hatte zu viel davon in mich aufgenommen. Meine Aeltern aber hatten keine romantische Vergangenheit, wie man sie wol hinter der vornehmen Erscheinung meiner Mutter gesucht hätte, sie war auch nur ein Lehrerkind, wie es mein Vater gewesen. Die Natur aber spielt und schafft seltsam, räthselhaft."

Ein Klosterglöcklein unterbrach ihn.

„Abendmette", sagte er, wie er's in der Heimat vielleicht gehört hatte; dann wandte er sich nach der Frau am Hügel um.

„Komm, Weib, ich muß schließen."

Sie rührte sich nicht.

„Ist es der rechte Hügel?" fragte ich. Er machte eine gleichgültige Kopfbewegung.

„Ob der oder ein anderer — ist's nicht das Gleiche? Staub, Staub, hier wie da. Komm, Weib!"

Die Friaulerin erhob sich schwankend, beugte sich noch einmal nieder und küßte die Erde, dann rief sie in herzzerreißenden Tönen ihrem Liebling ein Lebewohl hinab — ahnungslos, daß derselbe vielleicht an ganz anderer Stätte schlummere.

Draußen drückte ich ihr einige Geldstücke in die Hand.

Sie nahm sie und schaute mich mit ihren großen Augen fragend an.

„Woher wißt Ihr, Signore, daß ich meine letzten Lire für die Ueberfahrt gab? Es wird nun auch schwer sein, Verdienst finden; so wie es jetzt ist, wird kein Maler mein Gesicht wollen!"

Der Pförtner war wieder ganz „Babo" geworden. „Ich muß zur Messe", sagte er, und damit war ich entlassen. Er schloß die äußere Pforte hinter mir; als ich zurückblickte, sah ich den Pater Guardian auf ihn zukommen. — —

Contraste! Wir hatten am Abend eine heitere Gondelfahrt, glühende buntfarbige Ballons auf den Spitzen der schlanken Fahrzeuge schwankend, alle Künstler und Künstlerinnen in lustigen Gruppen vertheilt. So schwammen wir durch den Großen Kanal, grüßten den Rialto und bogen in kleine Kanäle. Malerische Lichter zuckten über die Paläste hin, hier und da zeigte sich eine Frauengestalt auf dem Balkon. Wir sangen im Chor, dann und wann stimmte Eckbrecht ein deutsches Lied an.

Als wir uns vor La Barba's Haus verabschiedet von den andern, suchte ich mit dem jungen Arzte ein Weinhaus in der Calle San-Antonio auf, wo noch das altvenetianische Zellensystem herrscht. Hinter den seltsam geformten Weingefäßen sitzend, plauderten wir dies und das, von der Heimat, der Fremde, von Kunst und Wissenschaft.

„Es wird mir immer schwerer zu gehen", gestand mir Eckbrecht.

„Warum?" sagte ich. „Es kommt vielleicht auch eine Zeit, wo Sie Venedigs überdrüßig werden. Und, Signore dottore, haben Sie mir nicht von der Gretchenerscheinung, der blonden Pauline aus dem Schwarzwalde, mit Entzücken gesprochen?"

Er seufzte. „Ja, Natur und Verstand in schönster Harmonie! Aber wissen Sie, Agostino, was mich seltsam anzieht? Ein künstlerisches Frauenthum — wie kann man mit La Barba plaudern! Ist sie nicht ein einziges Wesen?"

„Unbedingt. Ein guter Kamerad, ein prächtiges Wesen! Merken Sie auf, Eckbrecht, daß Sie die Bezeichnung «Wesen» zuerst gebrauchten; sie ist charakteristisch — man denkt bei ihr nicht an die Frau."

Er schwieg eine Weile, endlich sagte er: „Daß wir immer Hausfrauen haben wollen und sollen, die erst durch uns etwas werden und sind! Ich lobe mir das selbständige Sein einer Frau."

„In der Theorie, mein Freund — nie Erfahrung in der Praxis machen wollen!" mußte ich lachend ausrufen. „Ich habe da schon Dinge erlebt, Ehen schließen sehen —"

Er machte eine ungeduldige Bewegung.

„Du bist ein fürchterlicher Realist. Bitte, behalte deine Exempel heute für dich!"

„Die blonde Grete unter den finstern Tannen!" sagte ich, mein Glas hebend.

„Und La Barba in dem sonnigen Venedig!" gab er zurück. Die Gläser klangen hell zusammen.

III.

Nina, Nana
Coccola di Mama,
Nina, Nana
Coccola di Papa.
Italienisches Wiegenlied.

In dem Gelb, das Babo's Gesichtsfarbe bildete, zeichneten sich zwei dunkelroth glühende Flecke auf den Wangen ab. Die Luft in der Zelle war drückend schwül.

„Es kommt Scirocco", sagte er, „und für einige Tage wird der uns scheiden. Laßt mich heute noch erzählen, man weiß nie, wieviel Zeit man noch hat. Ah, einmal die Uhr ausschlagen zu hören — können Sie sich den Wunsch wol erklären?"

Ob ich es konnte! Ich drückte ihm stumm die Hand. Nicht für mich gerade, aber für ihn konnte ich wünschen, daß der letzte Schlag ertönte.

„Jene Nacht nach unserer letzten Begegnung habe ich immer von der Heimat geträumt, von dem stillen Thal, von den Bauerkindern, der schlanken Gestalt der Mutter und dem blonden Kopfe des Vaters. Ich hatte so lange nicht daran denken wollen — aber die Erinnerung an die schuldlose Jugendzeit ist doch wol die mächtigste. Der Vater hatte ein langes Siechthum; was ihm sein Scheiden

erleichterte, war seine Hoffnung auf mich. «Du wirst ein großer Künstler werden», das waren seine letzten vernehmbaren Worte. Die Mutter trat seine Erbschaft an, sie hätte mich lieber einen «dornenlosen Weg» gehen lassen, so drückte sie sich aus, weil sie viel über das Künstlerthum gelesen. Aber nun war es ja ein Vermächtniß. Sie brachte mich in die Stadt. Was soll ich viel sagen? Die Herren Musiker wollten gar nicht glauben, daß ich weiter keinen Lehrer gehabt als den Vater; ich wurde sofort zu einem Genie gestempelt, man riß sich um den Schüler, der bald seine Meister überflügelte. Ich concertirte früh — das war mein Verderb. Die Complimente und dann das Lächeln der Frauen! Ach, Bruder Agostino, die Eitelkeit! Immer aber war die Mutter mein guter Engel, sie begleitete mich überall hin, sie dämpfte meinen aufsteigenden Uebermuth, sie ließ mich festhalten an dem Glauben an die reinen Frauen. Wer eine gute Mutter besitzt, kann denselben auch nie verlieren."

„Schonen Sie sich, Konstantin, erholen Sie sich", bat ich. Ich hätte ihn in diesem Augenblicke nicht mit seinem Klosternamen nennen können.

Das bittere Lächeln. „Schonen — um länger zu leiden?" fragte er. „Sie wünschen das ja selber nicht, wenn Sie mein Freund sind!" Dann wurde er ganz lebhaft und angeregt.

„Freund!" rief er, „das ist ein heiliges Wort. Aber wissen Sie, daß ich nie einen Freund hatte. Ein gefeierter Künstler kann ihn kaum haben; was den umgibt, ist meistens nur ein Schwarm von Trabanten, die von ihm Licht empfangen wollen, um zu glänzen, weil sie keine eigene Leuchte haben. Eigennutz und Eigenliebe drängen sich auf seine Wege. Zum ersten mal glaube ich jetzt durch Sie an Freundschaft — das muß sie sein, die am Rande des Grabes nicht zurückschaudert und einem Verlorenen die Hand ohne Zaudern reicht!"

„Wenn ich erst alles wissen werde" — nein, ich mußte stocken, denn ich konnte nicht hinzufügen: ich will Sie der Welt zurückgeben. Diese wankende Gestalt war ja schon von der Hand des Todes gezeichnet.

Er blickte lächelnd zu mir hinüber, er hatte mich verstanden. Aber sein Gewand streichend, sagte er:

„Wer würde wol in dem Kuttenträger mit dem hanfenen Strick und den Sandalen den einstigen schlanken Jüngling wiedererkennen, der sich leicht und sicher in den Salons bewegte und in den Hauptstädten Europas eine gesuchte Waare war? Und dann hat mich Eins gewundert: wie schnell man todt sein kann! Freilich, es ist nie hierher ein Gerücht aus der Welt gedrungen. Aber eine ernstliche Nachforschung hätte mich entdecken müssen."

Ueber mein Gesicht mußte es gezuckt haben, ich hatte gefunden — seinen Namen! Ja, er war ein Stern in der Kunstwelt gewesen, dieser hohläugige Mann da vor mir in dem härenen Gewande.

„Nicht aussprechen!" sagte er mit bebenden Lippen; seine Mienen baten noch mehr. Ich schwieg und senkte das Haupt.

Er holte tief Athem. „Ja, wir waren in den schimmernden Salons geblieben, bei Kerzenschein und strahlenden Frauenaugen. Sie hatten mir noch wenig angethan — da —"

Die Klingel! Mir war es recht, daß er abbrechen mußte; mehr als er hatte ich mich zu erholen von der Ueberraschung, in ihm eine solche Größe gefunden zu haben.

Er mußte draußen wol nur eine Auskunft gegeben haben, denn er kehrte schnell zurück und nahm seinen Platz auf dem Bettrande wieder ein.

Ohne jede weitere Einleitung erzählte er:

„Es war in B., wo ich spielte, auf der Soirée einer aristokratischen Dame, welche durch ihre Musikpassion berühmter und gesuchter war als durch ihre Schönheit. Ich spielte ein altitalienisches Liebeslied, das reichen Beifall fand. Sonderbar, mir war's bei dem Spielen, als spänne sich ein Netz um mein Herz, seltsam eng und beklemmend. Ich konnte mich aber doch nicht selber fangen. So rasch ich's vermochte, entschlüpfte ich den Complimenten und den Kreisen, die sich um mich bildeten; ich fand am Ende der Zimmerreihe einen grünen Winkel, matt von weißen Ampeln erhellt, dort sank ich in einen Sessel und schloß die Augen. Zwischen den Lorbersträuchern blühten weiße Magnolien; die waren es, welche mit ihrem betäubenden Duft meinen Kopf nur noch mehr einnahmen. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte ein plötzliches Heimweh nach meiner Mutter und einem der alten frommen Volkslieder, welche sie mir in meiner frühesten Kindheit zu singen pflegte.

„Glauben Sie an eine Vorahnung, Agostino?" fragte er dann plötzlich. „Soll man nicht glauben, daß, wie der Vogel in der Luft den Druck der Atmosphäre, Regen und Gewitter lange vorher spürt und niedere Regionen und sichere Plätze zeitig aufsucht, daß es auch für die Menschenseele ein Stadium der Ahnung nahenden Unheils gibt?"

„Gewiß", sagte ich mit Ueberzeugung, „mehr als einmal habe ich derartige Regungen gespürt und mir später Vorwürfe gemacht, ihnen nicht gefolgt zu sein."

„Wäre ich damals heim zu meiner Mutter gegangen, wie ein ängstliches Kind, das sein Haupt an ihrem Knie bergen möchte", sprach er träumerisch vor sich hin; „aber, mein Schicksal mußte sich erfüllen. Wie heißt doch das Goethe'sche Wort — warten Sie, ich will sehen, ob ich noch citiren kann:

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet."

Und der Mann, der große Künstler, hatte Todtengräberdienste auf San-Michele gethan! Sein Gewand erschien mir jetzt wie eine Maskeradenverkleidung. Mit leiserer Stimme fuhr er fort:

„Ich hatte lange geträumt, da war's mir, als berühre ein leichter, fremder Hauch meine Stirn, ich fuhr empor — und sah in ihre Augen!"

Er verdeckte die seinigen mit der Hand.

„Schwarz und feurig waren sie, wie Sterne aus einem unbekannten Wunderlande; ihre Gestalt klein, zierlich, geschmeidig — sie erinnerte mich in ihrer Beweglichkeit an die geräuschlos huschenden Lacerten. Das war damals ein Bild — heute, wo sie mir drüben im Friedhofsande immer über die Füße gleiten, denke ich nicht mehr daran. Aber damals! Sie war schwarzlockig, kurzes wirres

Geringel, eine weiße Magnolie darin, eine andere an der Brust. Eine Art duftigen seegrünen Krepps bildete ihr Gewand.

„«Wunderblume!» mußte ich unwillkürlich sagen.

„Sie blieb mir so nahe, daß ich meinte, ich könne ihren leisen Athem verspüren. Ein silberhelles Lachen klang von den frischen Lippen.

„«Wenn ich da drüben erzähle, daß der Held des Abends hier ganz prosaisch schläft» —

„«Nein», sagte ich, «ich träumte von Feen.»

„«Ah» — dann wurde ihre Miene ernster, sie nannte meinen Namen und setzte hinzu: «Ich habe Sie heute zum ersten mal spielen hören, bisher haßte ich die Musik, sie fand keinen Widerhall in meinem Innern — nun bin ich bekehrt, aber ich möchte Sie immer, immer hören.»

„Nun war ich wie ein Schulknabe, ich stammelte etwas von Ehre, Glück u. s. w., bis sie mich unterbrach.

„«Bah, behelfen Sie sich nicht mit Redensarten. Sie wie ich, wir sind beide zu bedeutend dazu.» Dann ließ sie sich neben mir in einen Sessel fallen, sie war wie ein Hauch, gleitend, ohne jede Schwere.

„«Sie haben vorhin geträumt — träumen wir einmal zusammen!» sagte sie.

„«Ich bin noch nicht erwacht!» wagte ich zu sagen.

„«Eh bien, Sie sind richtig die poetische Natur, als welche ich Sie sofort beurtheilte, ich bin eine gute Physiologin; wären wir noch in den Zeiten der Minnesänger, so würde ich Sie zu meinem Troubadour erwählen.»

„«Und ich würde gar schön singen und spielen von Frau Venus und dem armen Tannhäuser.»

„«Frau Venus war eine Teufelin!» sagte sie lachend. «Sie müssen sich nicht so sans façons ergeben! Aber es gibt noch andere Vergleiche, und wenn wir uns einmal wieder im Leben begegnen sollten —»

„«Mein Gott!» rief ich, in die Wirklichkeit versetzt, erschreckt von derselben. Sie ließ mich nicht enden.

„«Gerade wie sie alle — die Männer nämlich! Da meint das gleich, es hat Rechte, ehe es begonnen ganz die Augen zu öffnen. Nur durch einen Zufall können wir uns wieder begegnen, wie es heute ein Zufall war.»

„Dann war sie verschwunden, die Magnolie lag zu meinen Füßen. «Wunderblume», sagte ich noch einmal. Dann aber wurde ich entschlossen; ich ging direct hinüber in den Hauptsaal, ich spähte überall nach dem grünlichen Schein ihres Gewandes, den dunkeln Augen. Wo man mich anredete, gab ich die dümmsten Antworten. Da, — sie war's, sie verließ am Arme des Hausherrn den Saal. Gruppen von schwatzenden Menschen trennten mich von ihr, wie unüberwindliche Mauern. Ein junger Diplomat hatte endlich Erbarmen. «Wer ist die Dame dort?»

„Er rieth vier, fünf andere, indeß war sie verschwunden.

„«Sie müssen näher beschreiben, mon ami!» sagte er endlich.

„«Die eidechsenhafte Frau Venus, die Teufelin» — ich wußte gar nicht mehr recht, was ich in meiner fieberhaften Erregung stammelte.

„«Ah, in der That sehr gut. Eidechsenhaft, c'est le mot. Man meint immer,

ihr Musiker seid einseitig, Sie haben sie aber richtig gemalt, die schöne Madame Olga Sandart. Ich habe schon lange nach einer passenden Bezeichnung gesucht. À merveille! Madame Lacerte!»

„«So geben Sie mir doch lieber eine gescheite Antwort!» rief ich ungeduldig.

„«So brennt's, so lichterloh? Und doch wissen Sie nichts von ihr, von der alle Welt so unendlich viel weiß? Nun, da muß ich wol auch menschlich Fühlen zeigen. Also die Biographie in Kürze: Madame Olga Sandart, ehemals Fräulein D'Orville. Natürlich französischen Ursprungs, hugenottische Emigranten, seitdem in Preußen besitzend, das heißt, doch so wenig, daß man es für angemessen hielt, Mademoiselle Olga einfach Madame Sandart werden zu lassen, was allerdings so viel heißt, daß sie dadurch Millionärin und Wohlthäterin ihrer Familie wurde. Kennen Sie das Märchen von «La belle et la bête»? Nun gut, hier hat es seine Illustration gefunden. Die Bekanntschaft der liebenswürdigen Dame haben Sie augenscheinlich gemacht, sie hat noch ein wenig französisches Blut in sich, das zeigt sich besonders in ihrer reizenden Koketterie. Die Bekanntschaft des Petroleumkönigs, ihres Gemahls, machen Sie lieber nicht, die schöne Lacerte verliert dadurch.»

„Da stand ich, ihm nachblickend. Dann ging ich zurück in den Wintergarten, derselbe betäubende Geruch wie vorhin — mein Kopf brannte. Heim, sagte ich.

„Meine Mutter wachte noch, ganz gegen ihre Gewohnheit.

„«Es war so beklemmend», sagte sie, «ich hatte ein so schweres Herz, nun bist du da, nun ist es gut.»

„Sie legte ihre kühlen Hände auf meine Stirn; aber das beruhigte mich nicht.

„«Mutter», fragte ich, «glaubst du an Teufelinnen unter den Frauen?»

„Sie erschrak vor der Frage, sie errieth aber mehr, als ich erzählen konnte; dann hatte sie so gute Rathschläge: ich sollte schon am Morgen fort aus der schlechten, verderblichen Luft von B.

„«Und», sagte sie, «Konstantin, wenn du einmal eine Gattin dir erwählen willst, dann muß ein reines Feuer in deinem Herzen brennen — nicht so, nicht so!»

„Ich küßte ihre Hände, ich dankte Gott, daß ich eine Mutter hatte, der ich beichten konnte. Ehe ich einschlief, dachte ich aber über den seltsamen Hauch nach, der im Treibhause meine Stirn umweht — es war wol der Magnolienduft gewesen."

Eine lange Pause. Fra Babo senkte den Kopf und faltete die Hände. Ich sah hinaus, der Himmel wurde dunkler, ja man spürte schon die Sciroccoluft. Den Scirocco verjagt der Sturm, dann lacht der Sonnenschein und der Himmel blaut wieder — das, was über die Seele jenes Armen heraufgezogen war, konnte nur ein Naturereigniß heilen, der Tod!

„Es wäre", begann der Künstler — ja die Künstlerschaft, das Höhere war ihm auch in der Kapuzinerkutte geblieben — „nun nicht viel mehr darüber zu sagen. Wir verließen B., und wir sprachen nicht von jenem Abend, nur das alte Liebeslied mochte ich nicht mehr spielen, obwol es stets so ganz besonders gefallen hatte. Zuweilen huschte Lacertens Gestalt noch durch meine Träume; aber es war gut, daß ich das Märchen von «La belle et la bête» so genau kannte. Daß ich sie hätte lieben können, wäre sie nicht die Gattin eines andern gewesen, das wußte ich;

aber von einem sündigen Gedanken hatte die Mutterliebe mir Kopf und Herz rein gehalten."

Sie hatten drüben in der Kirche die Fenster offen, wahrscheinlich um den letzten frischen Hauch von den Lagunen her einzufangen. Man hörte den Gesang der Mönche herüberschallen in die Erzählung des Pförtners.

„Meine Mutter starb, mich warf der Schmerz nieder aufs Krankenlager; als ich davon erstand, riethen mir die Aerzte, mir einmal Ruhe zu gönnen, nach dem Süden zu gehen. So kam ich nach Venedig — und hier, besser noch in Murano, auf dem alten Boden war's, zwischen den alten Mauern, umklungen von den hundertjährigen Sagen —"

„Daß Sie Lacerte wiedersahen?" fiel ich ein.

Er schüttelte das Haupt. „Nein — daß ich zum ersten mal liebte, heiß und wahr. Aber nicht treu — doch, das ist erst das Ende. Kennen Sie Murano?"

Ich nickte.

„Nein, ich meine genau, nicht durch eine flüchtige Fahrt, wie man sie zu machen pflegt, sondern seine Geschichte, seine Fabriken, seine Kirchen — o, es erzählt nicht weniger als Venedig. Ich mußte meiner Geige viel Ruhe gönnen, so durchstreifte ich die Umgegend, als ich Venedig gründlich kennen gelernt. Haben Sie einmal in einer Fabrik das Auffassen der Perlen gesehen? Es sind Bilder, Malermotive, die Gruppen der schwarzköpfigen Mädchen, sagen Sie das Ihren Collegen. Es liegen noch immer und überall unverbrauchte Stoffe. Ich kam in einen Raum, wo nahezu hundert Mädchen saßen; eine unter ihnen, seitwärts, als wolle sie nicht mit ihnen in eine Reihe gezählt werden, blickte nicht auf, als die andern kicherten und nickten und mit echt südlicher Koketterie die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen suchten. Sie hatte sich über ihre Arbeit gebeugt und sang halblaut ein Wiegenlied, das so sinnlos als möglich das Geplauder mit einem Kinde wiedergibt:

Nina, Nana
Coccola di Mama.

„Es war, als sänge sie ein Etwas in ihrer Brust damit zur Ruhe. Ich blieb vor ihr stehen, lange schaute sie nicht auf, endlich legte ich meine Hand auf die Drähte, welche sie in die Perlenmasse schob, da hob sie die Augen. Es war, als durchzuckte mich ein elektrischer Schlag — so, genau so hatte mich ein dunkles glänzendes Augenpaar angeschaut — wie damals glaubte ich Magnolienduft zu athmen.

„«Lacerte», sagte ich; das verstand sie nicht. Ihre Mienen waren zornig, daß ich sie gestört, da bat ich wie ein ertappter Knabe um Entschuldigung. Die andern Mädchen lachten, zischelten, Worte wie «la principessina», «la contessina» flogen hin und her — sie spotteten offenbar.

„Das schöne Mädchen warf den Kopf zurück, schob den Perlenbehälter von sich und sagte dem Geschäftsführer, welcher mich auf meinem Gange begleitet:

„«Ich gehe, Signor, ich werde ein andermal nacharbeiten.»

„Sie erschien dabei stolz wie eine Prinzessin, und ich begriff den Ursprung des Spottnamens, welchen ihr ihre Colleginnen gaben. Als sie verschwunden war, sagte mein Begleiter:

„«Sie ist eine Navagero, Ihr wißt, aus sehr altem Geschlecht, aber so verarmt, daß sie zum Erwerb gezwungen ist. Sie ist brav und ernährt ihren alten blinden Vater.»

„Ich schämte mich; diesem Mädchen hatte meine plumpe Neugier wehe gethan. Immer sah ich fortan ihre Augen, die Röthe des Zorns, das Zucken ihrer stolz geschnittenen Lippen; und bald kehrte ich Tag um Tag nach Murano zurück, und als zwei Monate um waren — da führte sie mich zum ersten mal über die hölzerne Brücke, welche den Hauptkanal überspannt und an dessen jenseitigem Ufer der Palazzo Navagero sich erhob, vor ihren alten blinden Vater. Der Palast und der Name, das war alles, was ihnen geblieben war von einstiger Größe. Pierina hatte mir gesagt, daß ihr Vater die Musik liebe, und ich war mit meiner Geige gekommen. Was sich nun nach und nach entspann, war ein hochbeglückender Liebesfrühling."

Er brach ab, die Stimme versagte ihm, der Kopf senkte sich auf seine Brust, ich konnte das Pochen seines Herzens vernehmen.

„Der Palazzo Navagero steht noch", flüsterte er nach einer Weile, „seht ihn Euch einmal an, vielleicht erzählen seine alten Mauern Euch Geschichten! Aber der arme blinde Mann athmet dort nicht mehr — und die kleinen Füße Pierina's trippeln nicht mehr über die Schwelle. Sie gingen einen andern Gang, einen gar finstern Weg."

Dann richtete er sich plötzlich auf und entließ mich mit der Handbewegung eines Grand-Seigneur. „Addio, Agostino!" Draußen sagte ich seinen Namen vor mich hin: „Konstantin Rudloff, den Geigerprinzen", hatte man ihn genannt, seiner Jugend wegen.

IV.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?
Platen.

Wie oft hatte ich so vor mich hin gesprochen, seit ich in der Lagunenstadt weilte, auch heute, als ich La Barba's Palazzo betrat. Diese kostbaren Säulen, die mächtigen Hallen — und Modergeruch, der sie durchwehte! Solch eine einzige Säule mit ihrem zierlichen Capitäl und ein schwarzäugig Bettelkind Venedigs war oft ein Motiv für die Malerin geworden — ich suchte vergebens charakteristische muraner Köpfe für mich; nicht einem war ich begegnet, der geistige und körperliche Kraft zugleich ausgedrückt hätte.

La Barba hatte ihr Atelier in einem großen Mittelgemach mit zierlichem Balkon; der ganze Raum war angefüllt mit Möbeln und Kunstgegenständen, die sie nach und nach angekauft, die bizarrsten Dinge durcheinander. Da waren äthiopische Sklavengestalten, kunstvoll aus Buchs geschnitzt, welche Fackeln emporhielten, auf dem Krauskopf des einen hing Barba's rother Fes; da lagen Nachbildungen der zwei antiken Löwen, die, vom Piräus herübergeführt, jetzt vor dem Arsenal Wache halten, Rüstungen, Schiffsmodelle, Gobelins, uralte Sessel, Gold-

stickereien, Löwensäulen, und dazwischen jene zahllosen kleinen nichtigen Dinge, welche endlich doch zum Verräther wurden, daß eine Frau hier herrsche: Tassen und zierliche Glasbecher, Muscheln, moderne Arbeitskörbe, Handschuhkästchen und Cypressenzweige, sorgsam in Wassergläser gestellt.

La Barba erwartete uns, sie war nicht mehr in dem losen Sammtjaquet, das sie bei der Arbeit zu tragen pflegte. Ich fand sie auf einem Gobelinteppich kauernd, neben sich ein etwa fünfjähriges Kind, das an einer Stange Mandolato knusperte. Ein Haufen Muscheln lag auf einem Schemel daneben, ein Blick auf La Barba's Staffelei zeigte mir, daß sie das Kind mit denselben spielend darstellen wollte. Im Hintergrunde war die ernste Gestalt des marathonischen Löwen sichtbar — sie hatte stets sonderbare Einfälle, die Malerin. Ich wußte, daß sie es nicht liebte, über Entwürfe zu sprechen; sie bewegte eine alte Glocke, die früher der Messe fromme Dienste geleistet haben mochte, und ließ den Nachkömmling der Arsenalotti berühmten Andenkens hinausführen.

Ob der Enkel wol je erfahren würde, daß seine Voräitern die große Republik ihre „gute Mutter" genannt und morgens und abends in den begeisterten Ruf „Evviva San-Marco!" ausbrachen? Schwerlich. Als ich die Bemerkung gegen La Barba machte, zuckte sie die Achseln.

„Der große Zug im Wesen des Volkes geht verloren, weil man das historische Gedächtniß seit Jahren unterdrückt hat. Fragen Sie einmal die Nobili, was die noch wissen! Sie werden Ihnen sagen: die Geschichte unserer Ahnen und der Stadt steht in den Büchern. Und von den Arsenalarbeitern wollen Sie etwas verlangen?"

„Eckbrecht läßt warten", meinte ich.

„Ihr Männer seid überhaupt unzuverlässig — und Sie, Agostino, sind faul seit einiger Zeit. Ich war gestern in Ihrem Atelier. Nichts gethan! Agostino, so kommt man nicht weiter."

Ich konnte ihr nicht gestehen, daß mich das Schicksal des Pförtners von San-Michele so bewege und aufrege, daß ich an mich gar nicht denke.

„Was steckt dahinter?" forschte sie.

„Wenn es eine Liebelei wäre, La Barba", rief ich übermüthig, „was denken Sie darüber?"

„Gar nichts", sagte sie ärgerlich — „auch Eckbrecht eilt sich nicht mit seinen Studien."

„Vielleicht um desselben Grundes willen."

Nun sah sie noch zorniger aus.

„Sollte mir leidthun, wenn er seine Zeit verliert. Zeit ist nie wieder einzubringen."

Eckbrecht erschien in der Thür, einen Strauß Maiblumen in der Hand. Er reichte ihn der Malerin; sie sah ihn misbilligend an, ehe sie dankte.

„Das ist unnütz und theuer, mein Freund; Maiblumen in Venedig ist ein Luxus, und Sie hätten das Geld besser anwenden können für sich selber. Da haben Sie einen mütterlichen Sermon!"

„Ich erkenne Ihnen keine mütterliche Autorität zu!" rief er.

„Sehen Sie mich einmal an!“ sagte sie gutmüthig, wie über sich selbst belustigt.

„Eckbrecht“, raunte ich ihm zu, „sei wenigstens so weise, keine Declaration zu wagen, du würdest eine schmähliche Zurechtweisung erleiden.“

Dann stiegen wir hinunter, um die Gondelfahrt nach Murano zu machen; ich hatte auf allerhand Umwegen, um den wahren Grund zu verschweigen, endlich tags zuvor La Barba's Einwilligung erhalten. Sie war mir bei solchem Ausflug lieber als das detaillirteste Reisehandbuch und jede Localbeschreibung.

„Was sucht Ihr denn dort eigentlich?“ fragte sie, während wir bei den Fondamente nuove hinausfuhren. Es war ein herrlicher Tag mit den herkömmlichen Farbentönen: Blau, Sonnengold, Wassergrün, die dunkeln Cypressenschatten des belaubtesten Eilandes San-Giovanno in deserto, und das Violett über den fernen Euganeischen Bergen.

Ich sprach etwas von Sculpturen, und Eckbrecht fügte hinzu: „Belehrung von Ihnen, La Barba!“

Sie lachte: „Ein Weh über die großen Schulkinder! Uebrigens sollten Sie, Herr Doctor, nun bald fertig sein mit den Studien!“

Er seufzte und sagte: „Ich fürchte, mit Venedig und der Kunst werde ich es nie.“

„Eigentlich müßte ich das Ihrer Mutter schreiben!“ drohte sie.

Eine Röthe überzog sein hübsches Gesicht. „Nein, seien Sie gut, La Barba, ich werde es selber thun. Ich habe schon daran gedacht, daß es hübsch sein müsse, hier in Venedig zu bleiben — etwa eine Praxis für die Fremden —“

„Nein, nein“, wehrte die Malerin, „Sie würden hier bald in ein Leben gerathen, das Sie nicht förderte, und Sie sind viel zu jung, um nicht streben zu müssen.“

„O“, sagte er und warf den Kopf zurück, „es käme ganz auf die Verhältnisse an, ganz und gar — und meine Plane —“

Meine Hand drückte seinen Arm so gewaltsam, daß er abbrach und mich halb zornig, halb erstaunt anblickte. Ich versuchte zu scherzen: „Siehst du nicht, Eckbrecht, daß Signora La Barba die bekannte drohende Falte zwischen den Brauen zieht? Sie wird dich bald über Bord werfen lassen, denn Checco und Tonio sind ihr blindlings ergeben, oder zur Strafe gar nichts von dem Eilande erzählen, dem wir jetzt zusteuern, und dann litte ich als Unschuldiger mit.“

Nichts kleidete den blonden Schwaben besser als die schalkhafte Miene eines Büßers; der konnte La Barba auch nicht widerstehen, sie mußte lachen.

„Wenn“, sagte der Mediciner, „etwas mich entschuldigen kann, daß ich noch nicht zurückkehre zu meinen Patienten, deren übrigens gar nicht so viele sind, so entschuldigen Sie mich mit der uns Schwaben angeborenen Reiselust. Wie, Sie wissen nichts davon, La Barba? Triumph! So räche ich mich historisch! Eine wiener Handschrift aus dem dreizehnten Jahrhundert berichtet bereits von uns:

Quando Suevus nascitur
tunc in cribro ponitur,
dicit ei mater
simul atque pater:

foramina quot cribro
hoc ordine sunt miro
tot terras circumire
doebes, sic vitam finire."

„Deutsch!" rief La Barba. „Er hat sich glänzend gerächt, denn sein Latein geht über mein Können."

Eckbrecht schob ihr das Fußkissen zurecht, was sie aber gar nicht zu beachten schien, und übersetzte dann frei:

Wenn der Schwab das Licht erblickt,
Wird er auf ein Sieb gedrückt,
Spricht zu ihm das Mütterlein
Und der Vater hinterdrein:
So viel Löcher als da sind
In dem Siebe, liebes Kind,
So viel Länder sollst du sehen,
Dann magst du zu Grabe gehen.

„Ja", sagte die kluge Malerin, „Sie haben sich damit eine gute Vertheidigung erwählt und sicher das Anrecht erstritten, heute das alte Murano gründlich kennen zu lernen."

Sie hatte eine volle Altstimme, und es war angenehm, derselben zu lauschen; sie klang wie ein Mollton in das leise Plätschern des Lagunenwassers hinein. Wir Männer saßen ihr wie Schüler gegenüber.

„Es ist — oder sollte euch bekannt sein", begann sie, „daß Torcello, Mazzorbo, Burano und San-Erasmo zu den zuerst bekannten und bebauten Inseln gehörten; die Römer, welche den blühenden Landstrich See-Venetiens besaßen, wo die Städte Abandia und Altinum von großer Bedeutung waren und der Hafen Medoacus, das heutige Malamocca, ihrer großen Schiffahrt diente, hatten auf den lieblichen Eilanden reizende Villen und prachtvolle Gärten, um dort die heiße Jahreszeit zu verbringen. Die Stadt Altinum besingt der Dichter Martial als herrlich und von Mauern und starken Thürmen umgeben.

„Da zog Attila mit seinem wilden Hunnenheere heran und brachte Verderben über die Fluren und Städte, das stolze Altinum und seine Schwesterstädte fielen, und die Bewohner flüchteten sich auf die andern Inseln. Murano entstand so zu gleicher Zeit mit Venedig; bis zum dreizehnten Jahrhundert war es unabhängig, dann erhielt es seinen Podestà von Venedig, aber seine alten Rechte und Gesetze blieben ihm gewahrt.

„Murano prägte seine eigenen Münzen, die nebst dem Bildniß des Dogen von Venedig das Wappen Muranos trugen, einen Hahn mit einer Schlange im Schnabel."

Wir lachten über die ärztlichen Attribute und blickten dann aufmerksam auf die Insel, der wir uns nun allgemach näherten. Wie Venedig, hat die einst blühende Stadt ihren Hauptkanal, der sie in der Mitte durchschneidet, ihre kleinern Wasserstraßen, ihre Piazza und in San-Pietro Martire, im Dom und in der Kirche degli Angeli ihre sehenswerthen Gotteshäuser.

Aber wie zerfallen, wie unansehnlich sind die kleinen Paläste, wie öde und traurig stehen die großen da, welche wie ihre stolzen Brüder in der Dogenstadt berühmte Namen tragen, wie Trevisan, Cornaro, Donato! Wie war das einst so anders, als die venetianer Nobili hier ihre Sommerfrischen hatten, in den schön mit Fresken ausgestatteten Landhäusern ihre Freunde um sich versammelten:

Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Murano war Venedigs Garten. Einen Moment zauberte die Phantasie mir das farbenprächtige Bild zurück: stolze Männergestalten, üppige Frauen, klirrende Degen, rauschende Schleppen, Gruppen an den Springbrunnen, auf den Terrassen, unter den Loggien, der Klang der Mandolinen, das leise Aufschlagen der Würfel auf Marmorplatten, und immer neue Züge von Gondeln, welche Gäste herübertrugen, schwarzen schlanken Schwalben gleich die Flut überfliegend. Catarina Cornaro, Cyperns Königin, die vornehme Tochter der Republik, mit einem Gefolge von edeln Männern und schönen Frauen, und unweit von ihr der ausdrucksvolle Kopf Tizian's — Venedig ehrte ihn wie einen Fürsten, und wie ein solcher schritt er dahin, mit trunkenem Malerauge die wechselnden Gruppen erfassend, die Frauenschöne prüfend, die Männerstärke anschauend. Pietro Aretino's schlanlächelndes Gesicht tauchte hinter ihm auf, er mochte dem großen Maler eben eine satirische Bemerkung zuflüstern; auch Jacopo Sansovino war da, der Architekt und Bildhauer, welcher sich mit unsterblicher Schrift eingeschrieben in das Kunstbuch der Republik. Und dann mußte ich zurückblicken nach Venedig; gerade der Insel Murano gegenüber hatte Tizian seine Villa: Priscianse, der Gelehrte, hat eine Beschreibung eines Festes hinterlassen, das der Malerfürst daselbst gab.

Von der Insel ab mochte wol manch sehnsüchtiger Blick dort hinüberfliegen, der besagte: Wär' ich doch nicht ausgeschlossen!

„Ich wurde", so heißt es in dem Briefe, „im Monat August zu einer großen Festlichkeit bei Herrn Tiziano Vecellio, einem großen Maler, wie jedermann weiß, und einem der liebenswürdigsten Wirthe, eingeladen, um jener Art von Belustigungen beizuwohnen, welche man, ich weiß nicht aus welchem Grunde, «ferrare agosto» nennt. Wir befanden uns in einem reizenden, am Meeresufer gelegenen Garten, am äußersten Ende Venedigs, wo man die kleine Insel Murano vor sich sieht. Bei Eintritt der Abendkühle, während unter dem Schatten der Bäume die Tafel gedeckt wurde, besuchten wir das Haus des Malers, welches eine Fülle der vortrefflichsten Bilder der Welt enthält. Als darauf der Abend Kühlung brachte, sahen wir, wie die See sich plötzlich mit Gondeln bedeckte, welche mit Musikern und Sängern besetzt waren. Diese, unter denen sich die schönsten Mädchen Venedigs befanden, begannen nun eine Serenade, welche bis Mitternacht dauerte. Was das Festmahl anlangt, so war dies ebenso delicat als vortrefflich angeordnet; es fehlte weder an feinen Weinen noch an lustigen Einfällen."

O alte schöne Zeiten, alter Boden, auf dem es wieder lebendig wird! — Ein Stoß, unsere Gondel legte an, die Bilder waren versunken.

La Barba sagte in ihrer realistischen Weise, welche keine Umschreibung liebte:

„Die berühmtesten Gelehrten zogen sich aus dem Geräusch der Hauptstadt nach hier zurück, Pietro Bembo, Aldo Manuzio, Andrea Navagero.“

„Navagero“, wiederholte ich, und nun war ein Bild aus der Gegenwart heraufbeschworen — drüben San-Michele und Konstantin, Fra Babo! Nun schritt er in seinem härenen Büßergewande lautlos wie mein Schatten neben mir her.

„Ihr wißt doch, Kinder, daß im funfzehnten Jahrhundert hier die Malerschule der Vivarini blühte?“ fragte La Barba.

Ich wußte gar nichts mehr, und ich sah äußerst wenig in der Renaissancekirche, welche dem heiligen Petrus zu Ehren erbaut war: nur die Namen Bellini, Veronese, Vivarini schlugen an mein Ohr, aber zwischen die Madonnengestalten drängte sich ein schwarzäugiger Mädchenkopf, und der gemarterte heilige Stephan trug die Züge meines Kapuzinerfreundes; ähnlich ging's im Dom; ich seufzte erleichtert auf, als wir heraustraten.

La Barba schüttelte das Haupt, ihre grauen Augen sahen mich forschend an. Was sie dachte, war mir gleich.

„Sollen wir nicht die Glasfabriken sehen?“ fragte ich.

Sie begann einen Vortrag über die Kunst, Glas zu schmelzen und Perlen zu machen; ich behielt nur davon, daß Marco Polo, der berühmte Reisende, bereits diese Erzeugnisse Muranos in andere Welttheile geführt. Ich wußte nur, daß wir wieder neben der hölzernen Hauptbrücke standen, mein brauner Schatten neben mir. Ich fragte ein halberwachsenes Mädchen, das mit einem Kinde auf den Steinplatten vor einem zerfallenen, aber einst zierlichem Palast im gothischen Spitzbogenstil kauerte:

„Ist dies der Palazzo Navagero?“

„Si, Signore!“

„Und der alte Navagero?“

„È morte, Signore.“

„Und la bella Pierina?“

„Auch todt.“ Der Ton war klagend und müde, aber nur darum, weil das Kind wol ungern aus seinem dumpfen Hinbrüten aufgeweckt wurde. Es hielt mechanisch die Hand hin, und ich legte ein Geldstück hinein. Landesbrauch, Fremden keine Antwort umsonst zu geben, kannte es wenigstens.

„Wem gehört jetzt das Haus?“

„Non sò!“

„Kannteſt du la bella Pierina?“

„Non sò!“

Die beiden andern hatten dem Gespräche schweigend zugehört. „Sie suchen wol historische Erinnerungen zu wecken?“ fragte die Malerin spöttisch. Ich bejahte.

Nun gingen wir in eine Glasfabrik; La Barba erklärte alles für malerisch, Eckbrecht pflichtete bei, mein brauner Schatten war theilnahmlos, ich auch. Endlich, was ich wollte, warum ich nach Murano gekommen war — die Perlenfabrikation! Da glühte der Glasfluß in den Oefen, da war er mit Asche und Sand vermischt, gerüttelt, geschüttelt — endlich ein großer Raum, aus dem Lachen und Schwatzen ertönte. In demselben saßen an langen Tischen halberwachsene Mädchen, blühende

Jungfrauen, welkende Weiber. Eine jede hatte ein Gefäß mit Perlen vor sich, in der Rechten ein Bündel feinen Drahtes, mit welchem sie unaufhörlich in die Perlenmasse fuhr, und so schoben sich die bunten Ringe von selber darauf, um später an die Fäden hinabzugleiten.

So mußten sie auch damals aufgeschaut und gekichert haben, als der deutsche Musiker den Raum betrat. Nur die eine ernste, schlanke Mädchengestalt fehlte — ich wußte es ja.

„War hier nicht auch die Pierina?" fragte ich das eine blasse Weib.

„La Pierina, si, ma è al cielo adesso!"

„Al cielo!" wiederholten drei, vier Stimmen. „Die hat erst Buße zu thun für ihren Hochmuth!"

„Poveretta!" sagte eine andere.

„Woran starb sie?"

„Una morte tragica!"

„Contro la morte non si è muro forte!" rief ein keckes Mädchen; es war das hübscheste von allen und sich augenscheinlich dieses Vorzuges nach italienischem Brauch bewußt.

Vergebens fragte ich nach der Art des Todes, sie wollten oder konnten nicht darüber berichten.

„Sie war eine Prinzessin, eine Stolze, eine Navagero", schwirrte es durcheinander. „Sie war gezeichnet, sie trug den Tod im Gesicht."

Der Führer zuckte auf meine Frage die Achsel. „Es war vor meiner Zeit, Signor."

Als wir in die Gondel stiegen, um heimzufahren, sagte Eckbrecht: „Du bist wunderlich, du verfolgst geheime Privatinteressen, La Barba macht böse Augen."

„So besänftige sie", rief ich und betheiligte mich fürder nicht am Gespräch. Ich hatte den Schauplatz gesehen von Konstantin's Capua — das war alles, was ich mitbrachte.

(Schluß folgt.)

Athen in den dunkeln Jahrhunderten.

Eine Studie

von

Ferdinand Gregorovius.*)

Der Untergang des antiken Lebens begann für Athen mit jenem schrecklichen Jahre 395, in welchem Alarich die westgothischen Barbarenvölker nach Griechenland geführt hat. Die Städte dieses Landes, noch antik in ihren Monumenten, ihrem Cultus und ihren Lebensformen, wurden damals bis nach Elis hin geplündert und meist zerstört. Dies Schicksal traf Eleusis mit seinen Tempeln und Mysterien, Korinth, Argos, Sparta, Olympia.

Wie durch ein Wunder entging Athen dem gleichen Verderben. Diese Stadt war sogar glücklicher als Rom, welches derselbe Barbarenkönig nur 15 Jahre später erobern sollte. Zosimus erzählt, daß der mit dem ganzen Heere anrückende Alarich den homerischen Achill vor den Mauern Athens stehen und die Athena Promachos sie in Waffen umschreiten gesehen habe. Durch diese Göttererscheinung erschreckt, habe er mit der erlauchten Stadt einen Vergleich geschlossen und sie friedlich betreten.

Das Seitenstück dieser schönen Sage ist die berühmte Legende von Sanct-Petrus und Paulus, welche dem furchtbaren Attila erscheinen, als er im Begriff ist, gegen Rom zu ziehen. Es ist für beide Hauptstädte der antiken Welt bezeichnend, daß in Athen es die alten Götter und Heroen sind, welche die noch immer heidnische Stadt beschützen, während das christliche Rom seine Rettung den Apostelfürsten verdankt. Zur Zeit der Gothenkriege im 6. Jahrhundert regten sich auch in Rom wieder heidnische Erinnerungen; es entstand dort der merkwürdige Abschiedsgesang eines antik empfindenden Lateiners an seine Lieblingsstatue der Venus: „O admirabile Veneris idolum."

---

*) Den Gesetzen dieser Zeitschrift gemäß, in welcher die vorliegende Abhandlung zum ersten mal erscheint (sie gehört einer Reihe von Studien über Athen an), habe ich die Angabe der Quellen, aus denen sie geschöpft ist, hier fortgelassen. Ich werde sie später beim Wiederabdruck dieser Studie ihr beigeben. Dies zur Bemerkung für Leser, welchen es darum zu thun ist, die Literatur über diesen anziehenden Gegenstand zu kennen. Bei dem Versuch, ihn zu behandeln, war meine ganz besondere Absicht diese, allen Reflexen nachzuspüren, welche das verschollene Athen im Mittelalter noch in die Anschauung des Abendlandes geworfen hat. D. Verf.

Vom Capitol Roms verlor sich unbemerkt die Bildsäule des Jupiter, und nur die Legende erzählt, daß sie der große Papst Leo, zum Dank für die Bewahrung Roms vor Attila, in die Figur des Apostelfürsten Petrus umgewandelt habe, dieselbe, welche noch heute in seinem Dome thront. Von der Akropolis Athens verschwanden gleich unbemerkt die berühmten Kunstwerke des Phidias, der Erzkoloß der Athena Promachos und die Bildsäule aus Gold und Elfenbein derselben Göttin im Parthenon. Nach einer Bemerkung das Marinus im Leben des Proklus zu schließen, hat der Kaiser Theodosius II. (408—450) ein Bildwerk der Athene von der Akropolis nach Byzanz fortführen lassen; aber es ist ungewiß, welches darunter zu verstehen sei.

Zosimus hat die dem Alarich erscheinende Athene mit dem Beiwort „Promachos" bezeichnet; er sah, so erzählte er, die Promachos Athena die Mauern umschreiten, gewaffnet, wie sie in den Bildwerken zu sehen ist (ὡς ἔστιν αὐτὴν ὁρᾶν ἐν τοῖς ἀγάλμασιν). Man hat deshalb an den später Promachos genannten Erzkoloß des Phidias gedacht, und aus den Worten des Zosimus, welcher in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts schrieb, geschlossen, daß diese Promachosfigur noch zu seiner Zeit auf der Akropolis aufrecht stand. Wenn aber dieser Geschichtschreiber an den Koloß des Phidias gedacht hätte, so würde er nicht gesagt haben: wie sie „in den Bildwerken"; sondern wie sie „in ihrem Bildwerk" gesehen wird. Noch Leake hat jene Stelle misverstanden. Neuerdings hat Adolf Michaelis behauptet, daß bei Zosimus an den Typus der Athena Polias zu denken sei, welchen Münzen und andere Bildwerke wiedergaben. Es gab indeß auch Nachbildungen der Parthenos mit der Nike auf der Hand. Eine solche aus römischer Zeit hat sich bei einer Ausgrabung am Barbakeion zu Athen gefunden, im Januar 1881; worauf der athenische Gemeinderath dies Ereigniß der europäischen Welt durch ein pomphaftes Telegramm zur Kenntniß brachte. So wurde vor unsern Augen die Legende des Zosimus neu in Scene gesetzt, und die schreckende Athena zeigte sich wieder als Promachos gewaffnet den Türken, wie sie einst den Westgothen so erschienen war. Ich glaube deshalb nicht, daß der Syndicus Athens die Stelle beim Zosimus jemals gelesen hat. Es gibt im Menschengeist eine Region, die ewig mythisch bleibt und worin dasselbe Spiel der Symbole wiederkehrt. Zur Zeit, als der Kirchenstaat seiner Schlußkatastrophe entgegenging, fanden sich demonstrirende Madonnenbilder, welche die Augen bewegten, und frommen Gläubigen erschien die Jungfrau Maria selbst in Person als eine Promachos.

Es ist aber unzweifelhaft, daß die Promachos des Phidias noch zur Zeit Alarich's auf der Akropolis aufrecht stand, denn ein Epigramm des Apronianos beweist ihre Erhaltung sogar noch im 5. Jahrhundert. Dagegen scheint die Athena Parthenos um die Mitte desselben Jahrhunderts von den Christen aus ihrem Tempel entfernt worden zu sein. Der Kaiser Theodosius II. hatte neben andern griechischen Städten auch Athen mancher Kunstwerke beraubt, um Konstantinopel damit zu zieren. Auch die Asklepiosheiligthümer auf dem Südabhange der Akropolis wurden zu seiner Zeit von den Christen zerstört, infolge strenger Gesetze gegen die Fortdauer heidnischer Cultusstätten. Die geistvolle Gemahlin jenes Kaisers, die schöne Athenais, welche in der christlichen Taufe den Namen Eudokia

empfangen hatte, konnte ihre Vaterstadt Athen schwerlich vor dem Vollzug der Reichsedicte schützen, und es mag sein, daß schon im 5. Jahrhundert der Tempel der Parthenos auf der Akropolis der Muttergottes geweiht wurde. Wenigstens darf man seine Einrichtung zur Hauptkirche Athens schon in die Zeit Justinian's ansetzen.

Solcher Benutzung zum christlichen Gottesdienst ist bekanntlich die Erhaltung mancher antiker Tempel zu verdanken, sowol in Rom wie in Athen. Hier schützte das Christenthum vor dem Untergange zwar nicht den ganzen riesigen Tempel des olympischen Zeus, wohl aber einige Reste desselben, da zwischen den Säulen eine Kapelle des heiligen Johannes eingerichtet worden war. Es schützte den Thesenstempel und den Parthenon, wie es das Pantheon des Agrippa in Rom gerettet hat. Athen war auch hier glücklicher als Rom; denn die christliche Religion erhielt den Tempel der jungfräulichen Stadtgöttin auf der Akropolis, während der Tempel des Jupiter auf dem Capitol, von dessen Benutzung zu einer Kirche nichts verlautet, so spurlos unterging, daß selbst noch heutigentags, trotz aller auch der neuesten Untersuchungen, seine Stelle nicht mit überzeugender Gewißheit angegeben werden kann.

Der Zusammenbruch des antiken Lebens in Athen vollzog sich sodann unter der Regierung Justinian's I. (527—565). Nachdem die Reichsgesetze den Götter-cultus unterdrückt hatten, war dem Heidenthum nur die athenische Universität mit ihren neuplatonischen Philosophenschulen als letzte Zuflucht übriggeblieben. In welches ärmliche Wesen auch diese Schulen schon seit Julian ausgeartet sein mochten, so war es doch immer ehrenvoller für die Athener, ihr städtisches Leben mit dem Parteikampf um die Besetzung der Professorenstühle und um ihre philosophischen Sekten auszufüllen, als es für die Römer und die Byzantiner derselben Zeit der wüthende Streit um die Circusfactionen sein konnte. Im Jahre 529 hob Justinian auch die Universität Athen auf, und mit ihr erlosch das geistige Leben der Stadt. Auf ihre Schulen und Bibliotheken, ihre Künste und Wissenschaften senkte sich die Nacht der Barbarei so tief wie auf jene Roms, und nur im mythischen Vorstellen des Abendlandes und Morgenlandes dauerte die Erinnerung an Athen fort als die ruhmvolle Mutter aller menschlichen Weisheit.

In derselben justinianischen Epoche ging, nach den zerstörenden Gothenkriegen, auch in Rom die letzte antike Lebensform zu Grunde. Die Hauptstadt des Abend-landes hatte gewaltigere Katastrophen erfahren als Athen, welches von keinem erobernden Feinde verheert worden war, während Rom wiederholte Plünderungen durch Alarich und die Vandalen, durch Ricimer und die Gothen des Totila erduldet hatte. Wie Athen sank auch Rom zu einer Provinzialstadt des byzantinischen Reiches herab. Wie Italien erlitt auch Griechenland im 6. Jahrhundert dasselbe Schicksal des Einbruchs fremder Barbarenvölker; dort waren es die Langobarden, welche die Reste der antiken Cultur zertrümmerten und das Lateinerthum mit dem germanischen Nationalwesen durchsetzten; hier waren es die Slawen, welche dieselben Wirkungen hervorbrachten. Italien wurde zum Theil ein langobardisches Land; es hielt diesen Namen im Süden bis zum 12. Jahrhundert fest, während er im Norden noch heute fortdauert; Griechenland aber wurde zu einem Theil eine terra slavinica, zumal im Peloponnes.

In einem ganz ähnlichen Proceß ist sodann das in beiden classischen Ländern eingedrungene fremde Volks- und Sprachelement wieder aufgezehrt worden durch die Reaction der einheimischen Nationalkraft, durch die Macht der nationalen Kirche und durch Waffengewalt. In Italien zerstörte die Intervention Pipin's und Karl's am Ende des 8. Jahrhunderts die Langobardenherrschaft. Als die Staatsgewalt in Byzanz wieder erstarkt war, konnte in Griechenland das Slawenthum durch die Anstrengungen des Kaisers Leo IV., der Kaiserin Irene und Nicephorus' I. überwältigt werden.

Rom schützte vor der Eroberung durch die Langobarden das Genie der Päpste und die Festigkeit der Mauern Aurelian's; Athen rettete vor den Slawen die Uneinnehmbarkeit der Akropolis und die Stärke seiner Mauern, die von einigen Kaisern, zuletzt noch von Justinian erneuert wurden. Kein Geschichtschreiber meldet von einer Einnahme Athens durch die Slawen, oder die Bulgaren, oder die sarazenischen Meerpiraten. Aber während Rom durch das Papstthum und das wiederhergestellte Kaiserthum seine Stellung als Haupt des Abendlandes wiedergewann, ging die nichts mehr bedeutende Provinzialstadt Athen für die Menschheit eigentlich verloren.

Ihre Versunkenheit galt bis auf unsere Zeiten für so vollkommen, daß Fallmerayer die Behauptung wagen konnte, Athen sei vom 6. bis zum 10. Jahrhundert eine unbewohnte Wildniß gewesen. Diese Ansicht ist dann gleich der bekannten Hypothese von der absoluten Verslawisirung Griechenlands mühsam widerlegt oder auf eine noch immer nicht ganz bestimmte Grenze zurückgewiesen worden.

Die Beweise des Fortlebens der Stadt Athen in jenen Jahrhunderten sind unumstößlich geliefert worden, aber was kann die Geschichtlosigkeit Athens schlagender kennzeichnen als diese Thatsache, daß man solcher Beweise bedurft hat und so sparsame Daten hat aufsuchen müssen, nur um darzuthun, daß die herrlichste Stadt der geschichtlichen Erde noch seit dem 6. Jahrhundert überhaupt fortgedauert hat.

Die von Fallmerayer mit kühnem und glänzendem Geist in die Wissenschaft geworfene Streitfrage hat die wohlthätigsten Wirkungen gehabt. In den leidenschaftlichen Untersuchungen darüber wurden wesentlich die Keime einer Geschichte der Stadt Athen seit dem Alterthum entwickelt. Sie ist noch nicht geschrieben worden, sie liegt noch in der allgemeinen Geschichte des mittelalterlichen Griechenlands eingehüllt. Es genügt aber Namen auszusprechen wie Buchon, Finlay, Fallmerayer, Zinkeisen, Hopf, wie Ellissen, Tafel, Hertzberg, Surmelis, Paparrhigopulos, Sathas und Lambros, um die Fortschritte anzudeuten, welche seit Ducange auf diesem Gebiet gemacht worden sind. Was die Stadt Athen betrifft, so haben bisher Buchon und Karl Hopf ihrer mittelalterlichen Geschichte die größten Dienste geleistet; der erste für die fränkische Epoche, der andere für das ganze Mittelalter in seinem grundlegenden Werke: „Geschichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit." Leider hat Hopf den Plan, eine Geschichte des fränkischen Herzogthums zu schreiben, nicht ausgeführt, obwol er ihr seine Dissertation „Ueber die Quellen der Geschichte des Herzogthums Athen" im Jahre 1852 als Orientirungsschrift vorausgeschickt hatte.

Freilich versiegt in langen Jahrhunderten der Strom der geschichtlichen Kunde Athens, oder er fließt nur so sparsam wie das Wasser des Ilissus in seiner schmalen Felsenrinne. Seit Dexippos, dem letzten Helden Athens in der Herulerzeit, hat sich kein Athener noch Grieche gefunden, der es der Mühe werth gehalten hätte, der Nachwelt auch nur die geringsten Aufzeichnungen über das Leben der Stadt des Perikles zu hinterlassen. Ein gleich tiefes Dunkel liegt auf ihren antiken Monumenten. Die Schicksale der Tempel, der Theater, der zahllosen Werke alter Kunst und Herrlichkeit sind uns unbekannt. Ein paar Denkmäler ausgenommen, erscheint die mittelalterliche Metamorphose Athens nur als Vernichtung überhaupt. Fea konnte den Versuch einer Geschichte der Ruinen Roms machen, aber so etwas für Athen zu unternehmen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Kirche, Adel und Bürgerschaft haben der Stadt Rom neue monumentale Gesichtszüge gegeben, doch solche sind in Athen kaum kenntlich. Die sorgsame Schrift von August Mommsen: „Athenae Christianae", lehrt, wie wenig Aufschluß aus dem Katalog der christlichen Kirchen dort über die antiken Ruinen und ihre Schicksale zu ziehen ist.

Aber gerade der Umstand, daß in dem kleinen Athen jene wirksamern Kräfte gefehlt haben, welche das große Rom umformten, spricht dafür, daß die antike Gestalt der Stadt noch lange Zeit sich erhalten hat. Das Christenthum trat hier schonend auf; wir hören nicht viel von fanatischen Ausbrüchen des Hasses gegen das Heidenthum. Einige Zerstörungen von Kunstwerken und Cultusstätten abgerechnet, an denen, wie an den Asklepiosheiligthümern, der alte Glaube am hartnäckigsten festhielt, scheint die siegende Religion friedlich von Athen Besitz genommen zu haben. Das Bedürfniß der Kirchen und Klöster konnte hier nicht die massenhaften Ansprüche machen wie in Rom, dem Mittelpunkte der abendländischen Christenheit. Die antiken in Kirchen verwandelten Tempel Athens, darunter gerade die herrlichsten, zeigen noch heute, wie sehr man ihrer bei ihrer christlichen Einrichtung geschont hat. Wenn man das eine Pantheon des Agrippa ausnimmt, so ist in Rom keins der größern Monumente von den Christen mit solcher Schonung behandelt worden wie die Propyläen und die Tempel der Akropolis oder der sogenannte Thesenstempel. Man darf auch glauben, daß die Athener mit lebhafterm Kunstgefühl die öffentlichen Werke ihrer Stadt längere Zeit hindurch gehütet haben als die Römer die ihrigen, gegen deren habsüchtigen Vandalismus schon im 5. Jahrhundert der edle Kaiser Majorianus seine Gesetze und später der Gothenkönig Theodorich seine Rescripte aus der Feder Cassiodor's hatten richten müssen.

Christliche Athener haben ohne Frage heidnische Bildsäulen zerstört und mancher herrliche Marmor ist in die Kalkgrube gewandert, wie in Rom. Aber viele Plünderungen an Kunstschätzen haben auch die byzantinischen Prätoren und die Kaiser verschuldet, welche die alten Provinzen Griechenlands beraubten, um die eine Stadt am Bosporus auszuschmücken. Schon Konstantin hatte damit den Anfang gemacht. Der weltberühmte Zeus des Phidias wanderte schon um 394 aus Olympia nach Byzanz. Unter Theodosius II. hatte eine der Athenestatuen desselben Meisters das gleiche Schicksal. Dieser Kaiser ließ auch die Elefanten vom Tempel des Ares in Athen fortführen, um sie am Goldenen Thor in Byzanz aufzustellen. Sein Verres,

der Patricier Proklos, entführte unter anderm auch eine Monolithsäule, die dort im Hippodrom aufgestellt wurde. Und schon am Ende des 4. Jahrhunderts hatte ein byzantinischer Proconsul Athen der berühmten Gemälde des Polygnot in der Pökile beraubt, welche noch Himerius um das Jahr 360 an Ort und Stelle bewundert hatte. Auch zur Zeit, als Justinian die Städte seines Reiches zu Gunsten seines Baues der Sophienkirche plünderte, wurden Monumente Athens ihres kostbaren Materials beraubt, während die Restauration der Burg- und Stadtmauern durch denselben Kaiser nicht mindere Veranlassung zur Zerstörung alter Denkmäler wird gegeben haben.

Seit undenklichen Zeiten hatte kein Kaiser des Römischen Reiches die Stadt Athen besucht, weil sie, in einem Winkel des griechischen Meeres versteckt, abseits von den Heerstraßen der Geschichte gelegen war. Die Cäsaren auf dem Throne Konstantin's waren unablässig beschäftigt, das Romäerreich in der großen Hauptstadt zu centralisiren, die ihm allmählich den byzantinischen Charakter aufgeprägt hat. Sie hatten Slawen, Avaren und Bulgaren, hunnische und turanische Völker von der Donau und dem Bosporus abzuwehren, und in der Zeit, als Nordgriechenland und der Peloponnes slawisirt wurden, waren diese Provinzen fast verlorene Glieder am Leibe des großen Reiches. Auf einzelne feste Seestädte blieb dort die Herrschaft der Kaiser beschränkt, ganz wie in Italien, wo es auch den Langobarden nicht gelang, solche zu erobern. Das reiche Thessalonike war im Norden die wichtigste dieser Städte, und in Hellas und dem Peloponnes waren das die Festungen Patras, Korinth, Monembasia, Theben, Athen und Chalkis auf Euböa. Handel und auch Seidenindustrie gaben Orten wie Theben, Korinth und Chalkis noch immer Bedeutnng, doch geringer war diejenige Athens, dessen Häfen in Verkommenheit lagen. Auch residirte der Strateg des Thema Hellas nicht auf der Akropolis Athens, sondern auf der Kadmea in Theben.

Gerade nun, als die Slawen sich bis zum Alpheus ausgebreitet hatten, wurde Athen durch den Besuch eines Kaisers ausgezeichnet. Konstans II. erschien hier im Jahre 662 auf seiner Reise nach Italien, wo er die Langobarden aus Apulien vertreiben und das Papstthum unterwerfen wollte. Sein Erscheinen im verödeten Athen reizt unsere Vorstellung nicht minder als sein späterer Besuch in Rom. Was war damals noch von den Denkmälern und Kunstwerken übriggeblieben, welche Pausanias aufgezählt, und nach ihm noch Himerius und Synesius gesehen hatten? Welche Gestalt hatte die Akropolis, als sie Konstans II. bestieg, um im Parthenon, der Metropole Athens, sein officielles Gebet darzubringen, wie er es darauf auch im Sanct-Peter zu Rom gethan hat? Doch nichts wird uns von den byzantinischen Geschichtschreibern berichtet, als die nackte Thatsache der Anwesenheit des Kaisers in Athen. Wir wissen mehr Einzelheiten von seinem Aufenhalt in Rom, und diese verdanken wir dem Anastasius und Paul Diakonus.

Weil nun Konstans II. aus Rom antike Kunstwerke von Bronze, selbst die Erzplatten vom Dach des Pantheon fortschleppen und auf seine Schiffe verladen ließ, so dürfen wir dreist annehmen, daß er auch Athen geplündert hat, welches zu jener Zeit an Kunstschätzen wol noch reicher gewesen ist als das oftmals ausgeraubte Rom.

Ich habe in der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" die Vermuthung ausgesprochen, daß die Anwesenheit jenes Kaisers in Rom im Jahre 663, von wo er zehn Jahre früher den Papst Martin nach der Krim hatte fortschleppen lassen, und welches er jetzt mit räuberischer Misachtung behandelte, den ältesten uns bekannten Klagegesang über den Verfall Roms veranlaßt hat. Es ist das Gedicht, welches mit folgenden Distichen beginnt:

Nobilibus fueras quondam constructa patronis,
Subdita nunc servis. Heu male, Roma, ruis.

(Roma, von edelen Herrn, ach! einstmals warst du gegründet;
Jetzo von Sklaven die Magd, stürzest du übel dahin!)

Es schildert in kraftvollen Versen das Schicksal der verödeten Hauptstadt der Welt, die nun das Joch des blühenden Neu-Rom, Konstantinopels, tragen müsse. Kein Dichter erhob sich damals in Athen, um den Ruinen seiner Vaterstadt eine Elegie zu weihen, und erst mehr als fünf Jahrhunderte später hören wir dort die Klagestimme eines classisch gebildeten Griechen.

Der Besuch Konstans' II. ist übrigens die erste der geschichtlichen Thatsachen, welche die Fabel Fallmerayer's von dem Aufhören Athens als Stadt widerlegen; aber schon zur Zeit Justinus' II. wurde Athen namhaft, als hier, wie in Korinth, die Sekte der Tritheiten Aufnahme gefunden hatte. Davon berichtet die „Kirchengeschichte" des Johannes von Ephesus.

Nur auf einzelne Daten ist während langer Jahrhunderte unsere Kunde von Athen beschränkt. Athenische Bischöfe und Erzbischöfe, zuerst im Jahre 680 Johannes auf dem Concil in Rom, dann Sabas, Niketas, Anastasius im 9. Jahrhundert und einige andere, bewiesen die Fortdauer der Stadt. Le Quien hat diese lückenhafte und dürftige Bischofsliste zusammengesetzt. Sie wird ergänzt durch chronologische Notizen, welche man auf den Säulen des Parthenon wie anderer Kirchen Athens eingekratzt gefunden hat, und diese Inschriften liefern ein Nekrologium mancher Bischöfe, Erzbischöfe und Metropoliten Athens. Doch ist ihre Echtheit nicht immer zweifellos.

Im 8. Jahrhundert und im Beginn des 9. haben zwei Athenerinnen ihre Vaterstadt wieder namhaft gemacht, weil sie, wie vor ihnen Eudokia, das kaiserliche Diadem getragen haben: die berüchtigte Irene, welche, im Jahre 769 von Konstantin V. seinem Sohne Leo IV. vermählt, später Kaiserin wurde, und ihre Nichte Theophanò, welche Nicephorus I. im Jahre 807 seinem Sohne und Nachfolger Staurakios zum Weibe gegeben hat. Auch erscheint in derselben Zeit die Akropolis Athens als Verbannungsort vornehmer Byzantiner.

Die Beziehungen des Westens zu Griechenland wurden übrigens seit Justinian mehr und minder lebhaft unterhalten. Die Herrschaft des griechischen Kaisers in Sicilien und Süditalien und das, wenn auch bald feindliche Verhältniß der römischen Kirche zur griechischen hielten beide Hälften des alten Römerreiches immer in Wechselverkehr. So kam wol manche Kunde von Athen auch nach dem Abendlande, obwol die geographische Lage der Stadt es hinderte, daß sie zu einer Station jener internationalen Beziehungen wurde.

Zwei Päpste sahen den Orient, Martin I., welcher im Jahre 653 als Gefangener nach Konstantinopel geführt wurde, und Konstantinus, der im Jahre 710 auf Befehl des Kaisers dorthin reiste. Keiner von ihnen hat Athen berührt; beide schifften durch die Meerenge von Messina längs den Küsten Griechenlands und über Naxos und Keos nach Byzanz. Von keinem der Strategen, Minister und Abgesandten, welche zwischen dem Abendlande und Morgenlande hin- und hergingen, hören wir, daß er in Athen gewesen sei.

Wir suchen auch in den ältesten Pilgerreisen der Abendländer vergebens Athen als eine Station. Der Weg nach Jerusalem ist schon im Jahre 333 in dem Itinerarium eines Burdigalesen vorgezeichnet. Dieser Pilger reiste aus Südgallien durch Mailand und Aquileja, über die Julischen Alpen durch die Donauländer nach Konstantinopel, sodann über den Bosporus nach Syrien. Zurückgekehrt ist er über Thrazien nach Thessalonich und von dort durch Macedonien und Illyrien über Heraklea nach dem Hafen Aulon gezogen, von wo er nach Hydruntum übergesetzt ist.

In demselben 4. Jahrhundert schifften Pilger von Italien durch das griechische Meer über Cyprus nach Syrien, wie Eusebius von Cremona (um 385) und die heilige Paula von Rom. Die abendländischen Pilger nahmen die alten Handelswege der Römer, sei es zur See nach Syrien oder durch die dacischen Länder nach dem Bosporus.

Weder in der Pilgerfahrt des gallischen Bischofs Arculf um 700, noch in der des Wilibald, des spätern Bischofs von Eichstätt, in den Jahren 722—728 wird irgend Athen genannt. Dieser heilige Mann hat von Syrakus aus nur Monembasia in der Argolis berührt und von dort ist er über Kos und Samos nach Ephesus gesegelt. Auch Liudprand von Cremona hat auf seiner berühmten Gesandtschaftsreise im Jahre 968 Athen nicht gesehen. Er schiffte von Hydruntum nach Patras und Korfu und ging dann zu Lande nach Konstantinopel; von dort ist er auf derselben Straße zurückgekehrt.

Bisweilen haben sich aber doch Mönche auf Pilgerreisen nach Athen gleichsam verirrt. Dies zeigt die Lebensgeschichte des heiligen Lukas, des Thaumaturgen vom Kloster Soterion, eines äginetischen Griechen, der am 7. Febr. 946 gestorben ist. Sein Biograph und Zeitgenosse erzählt, daß zwei Mönche, die von Rom gekommen waren und nach Jerusalem wallfahren wollten, in das Haus der Mutter des Lukas einkehrten, und daß dieser sie dann heimlich begleitet habe. Die Mönche gingen zuerst nach Athen; hier beteten sie „in dem heiligen Tempel der Muttergottes" (im Parthenon); worauf sie ihren jungen Gefährten einem Klosterabt in Athen empfahlen, der ihn dann unter die Basilianer aufnahm.

Demselben Jahrhundert gehört die große Missionsthätigkeit des heiligen Nikon an, eines berühmten Predigerapostels, erst auf der Insel Kreta, dann in Attika und im Peloponnes, namentlich unter den Slawenstämmen Lakoniens, wo er zu Lacedämon im alten Sparta am Ende des 10. Jahrhunderts gestorben ist. Sein Biograph, Abt im Kloster Sanct-Nikon bei Sparta, schrieb freilich erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, und deshalb zeigt er hier und da eine wissenschaftlich vermittelte Kenntniß des Alterthums. Er erzählt, daß Nikon, nachdem er die

Kreter bekehrt hatte, erst nach Dámala, dem alten Epidauros, schiffte, daß er von dort nach der Stadt des Cecrops segelte, auf der öden Insel Salamis landete und dann nach Athen ging, „wo der herrliche Tempel der Gottesmutter steht"; hier habe er die Athener durch seine Predigten wie mit Sirenengesang bezaubert. Nikon zog sodann weiter nach Euböa, nach dem „siebenthorigen kadmeischen" Theben, nach der Stadt des Pelops, nach Korinth, Argos, Nauplia und nach Sparta, wo er seinen Sitz nahm, und, was bemerkenswerth ist, einen Athener Theopemptos als Bischof vorfand.

Der lacedämonische Biograph hatte kein Gedächtniß mehr für die antiken Namen Akropolis und Parthenon, wo doch der große Heilige die Athener mußte versammelt haben. Er hatte auch kein Wort für die architektonische Pracht dieses antik-christlichen Tempels, obwol er nicht ohne Sinn für das künstlerisch Schöne war. Denn er pries die Kirche, welche Nikon in Sparta selbst erbauen und ausmalen ließ, so überschwenglich, daß er behauptete, ihr Reichthum an Marmor und Farben komme allen Werken des Phidias, Zeuxis und Polygnot gleich.

Keine Kirche im Morgen- und Abendlande, weder die Basiliken Roms noch die Hagia Sophia, noch später Sanct-Markus in Venedig, konnte sich mit der Marienkirche auf der Akropolis Athens vergleichen lassen, denn diese war in der Zelle des Wunderwerks aller Baukunst eingerichtet. Aber in jenen Jahrhunderten suchte man die Herrlichkeit einer Kirche in andern Dingen, im Schmuck der Mosaiken und Gemälde, in den Cultusgeräthen und den Reliquienschätzen. In der Parthenonkirche bewunderten Besucher nicht den prachtvollen Säulenbau, der dies christliche Heiligthum umfaßte, noch die Metopen und Friese des Phidias, sondern was dort hauptsächlich merkwürdig erschien (θέας ἄξιον würde Pausanias sagen), war die ewige Lampe. Zuerst hat ein Isländer von ihr Kunde gegeben. Dies war Sämulf, welcher in den Jahren 1102 und 1103 nach Jerusalem pilgerte. Von Brindisi kam er über Korfu nach Patras, Korinth, Livadostro, Theben und Negroponte. In seinem Reiseberichte sagt er nicht, daß er in Athen gewesen ist, sondern er drückt sich so aus: „Wir kamen nach Negroponte, wo wir ein anderes Schiff mietheten. Athen, wo der Apostel Paulus gepredigt hat, ist zwei Tagereisen von Korinth entfernt. Sanct-Dionysius war hier geboren und lehrte hier und wurde nachher von Sanct-Paulus bekehrt. Hier ist eine Kirche der Jungfrau Maria mit einer Lampe, in welcher immerfort unversiegliches Oel brennt."

Daß diese unauslöschliche Lampe auch im Abendlande Ruf hatte, beweist ein Autor aus derselben Zeit Sämulf's, wahrscheinlich ein Ravennate, der unter dem Namen Guido als Compilator einer barbarischen Schrift, des „Liber Guidonis", bekannt geworden ist. In ihr sagt er: „Athen war einst die Mutter der Philosophen und Redner, wo sich ein göttliches und unauslöschliches Licht im Tempel befindet, welcher Propilia heißt, und vor zeiten vom Könige Jason der immer jungfräulichen Muttergottes Maria erbaut worden ist, mit bewundernswerther Pracht, aus wundervollem Gestein, wie es gesehen wird."

Hier zeigt sich schon ein Gefühl für die architektonische Schönheit des Parthenon; auch wird nach dem Ursprung dieses Bauwerks gefragt, welches dem mythischen Argonauten zugeschrieben und mit den Propyläen verwechselt wird.

Die ewige Lampe in der Parthenonkirche war übrigens an die Stelle jener getreten, welche die Alten der Athena Polias auf derselben Akropolis geweiht hatten. Sie war ein gepriesenes Werk aus Gold von Kallimachos; das Oel in ihr reichte immer für ein ganzes Jahr aus. Pausanias hat sie beschrieben. Heidnische Culte wurden überall, wo es möglich war, durch ihnen entsprechende christliche ersetzt. Das unversiegliche Oel der christlichen Parthenos (κόρα ἀεὶ πάρθενος) erinnert an die legendäre Oelquelle in der Marienkirche zu Trastevere in Rom. Aber ich behaupte deshalb nicht, daß die christlichen Priester Athens eine solche Oelquelle im Parthenon erfunden hatten, etwa um die antike Salzquelle des Poseidon im Erechtheion zu ersetzen. Denn nirgends verlautet etwas davon, auch nicht in den eben erst von Lambros gesammelt herausgegebenen Schriften des Metropoliten Athens vom Ende des 12. Jahrhunderts, des Michael Akominatos. Dieser Bischof hat seine Parthenonkirche gepriesen und neben ihrer ewigen Lampe besonders eine goldene Taube hervorgehoben. Er schrieb an den byzantinischen General Strychnos Folgendes: „Alles ist groß in dieser Kirche und nichts klein in ihr, wie in den alten Mysterien. Du wirst das heilige Licht erblicken, das Licht, welches keines Holzes und keiner Sonne bedarf, du wirst die Klarheit des Geistes in leiblicher Gestalt der goldenen Taube sehen; dort über dem heiligen Tische umschwebt sie in einem goldenen Kranze das angebetete Kreuz, immer im Kreise leise sich fortbewegend."

Von der heiligen Lampe schreibt sich wol auch das Prädicat der lichtempfangenden Lichtspenderin her, welche Akominatos der im Parthenon waltenden Jungfrau gibt. Die Kirche aber nennt er ihren wunderschönen, hellstrahlenden Tempel und anmuthsvollen Königspalast und die heilige Wohnung des aus ihr, der Gottesmutter, leuchtenden wahren Lichtes (τέμενος περικαλλὲς, εὐφεγγὲς, ἀναχτόριον τῆς φωτοδόχου παρθένου καὶ φωτοδότιδος χάριεν, τὸ τοῦ λάμψαντος ἐξ αὐτῆς ἀληθινοῦ φωτὸς ἅγιον σκήνωμα).

Ein Bewußtsein von der ehemaligen geistigen Größe Athens hat immer im Abendlande fortgelebt. Es mußte sich durch die Beziehung der Kirche zu Griechenland vor allem in Rom selbst erhalten. Nach der Tradition haben sogar, und dies sollte ohne Zweifel der römischen Kirche Glanz verleihen, zwei Athener den Bischofsstuhl in Rom eingenommen, nämlich Anencletus, angeblich der vierte, und Yginus, der neunte Nachfolger des heiligen Petrus. Beide werden in Papstkatalogen bezeichnet: „von Nation Grieche aus Athen", und der letzte sogar mit dem Zusatze: „eines Philosophen Sohn".

Im 7. und 8. Jahrhundert sind thatsächlich manche Griechen Bischöfe Roms gewesen, während römische Presbyter als Nuntien in Konstantinopel residirten. Die griechische Sprache selbst lebte zu Rom fort in der Fremdenschule und in einigen Klöstern dieser Nation. Die Colonie der Griechen acclamirte den Kaisern in ihrer Muttersprache. Der lombardische Poet, welcher zwischen 916 und 924 ein Lobgedicht auf den Kaiser Berengar verfaßt hat, erzählt dies bei Gelegenheit von dessen Krönung, und er erinnert sich dabei Athens in den barbarischen Versen:

Daedaleis Grajus sequitur laudare loquellis;
Stoicus hic noster cluibus quia pollet Athenis
Et sollers iter in Samia bene callet arena.

Auch Johann Diakonus, der im 9. Jahrhundert das Leben Gregor's des Großen geschrieben hat, erinnerte sich Athens; er bemerkte als einzigen Tadel an jenem Papst seine Unkenntniß des Griechischen, die Weisheit der Griechen aber bezeichnete er als facundissima virgo Cecropia.

Seit Karl dem Großen erwachte im Abendlande eine lebhaftere Erinnerung an die griechische Wissenschaft. Zur Zeit der Ottonen und des Papstes Sylvester hefteten sich byzantinische Formen, selbst die griechische Sprache äußerlich an den römisch-germanischen Kaiserhof. Freilich hatten Konstantinopel und Thessalonich das abgestorbene Athen zu fast namenloser Vergessenheit herabgesetzt, aber doch erinnerte sich das Abendland immer wieder der ruhmvollen Mutter der Weisheit. Schon in der Legende des heiligen Gislenus, der um 640 als Missionar im Hennegau ein Kloster stiftete, wird erzählt, daß dieser in Attika geborene vornehme Grieche Philosophie in Athen studirt habe, „der edelsten Stadt Griechenlands, die den Völkern aller Zungen die Blüte der Beredsamkeit dargeboten hat". Die athenischen Studien des Gislenus sind freilich sagenhaft; denn man wird gleiche Mühe haben, in Athen wie in Rom nach Justinian philosophische Schulen zu entdecken.

In der Fabel von der Päpstin Johanna, die im Jahre 855 spielt, wird erzählt, daß diese hochgelehrte Dame auf der Schule Athens Philosophie studirt habe. Diese seltsame Sage ist erst im 13. Jahrhundert aufgezeichnet worden, aber schon lange vorher hatte sich die altgewohnte Vorstellung des Abendlandes von Athen erneuert und festgestellt. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts vertheidigte ein Klosterbruder von Sanct-Emmeran zu Regensburg die von den Benedictinern zu Saint-Denis bestrittene Behauptung, daß die Gebeine des irrthümlich zum Apostel Galliens gemachten Dionysius Areopagita von dort nach Regensburg gebracht worden seien, und er richtete in einem Briefe an den Abt Reginward eine Apostrophe an Athen, „die Ernährerin der Beredsamkeit, die Mutter der Philosophen, welche der Theosoph Dionysius verherrlicht hat".

Sehr merkwürdig ist das „Speculum rerum" des Gottfried von Viterbo, eines für seine Zeit classisch gebildeten Dichters, welcher den Hohenstaufenkaisern nahe stand. In diesem „Weltspiegel", einer in Versen verfaßten Genealogie aller Könige und Kaiser, behauptet Gottfried, daß Römer und Deutsche nur verschiedene Zweige der Trojaner seien, daß aber diese selbst von Jupiter abstammten, dem ersten Könige der Athener. Jupiter sei als Königssohn in Athen geboren; von ihm haben die Philosophen ihre Lehren empfangen und stamme die Wissenschaft des Trivium und Quadrivium her. Die Stadt Athen sei von ihm unter dem Namen der Minerva erbaut worden, gleichsam als eine Burg der Weisheit. Niobe, die erste Gemahlin Jupiter's, habe zu Athen regiert und die ältesten Rechtsbücher verfaßt. Juno, seine zweite Gemahlin, habe den Danaus geboren, und von diesem stammten die Danaer oder Griechen ab. Das geschriebene Recht sei von Athen

nach Rom gekommen, und kurz und gut, alle Künste und Wissenschaften seien auf Jupiter, den ersten König Athens, zurückzuführen.

Es ist fraglich, ob noch irgendein Gelehrter im Abendlande aus dem Thucydides die Lobrede des Perikles auf Athen kannte, worin dieser große Staatsmann seine Vaterstadt die „Schule Griechenlands" genannt hat. Doch die christliche Welt wußte durch die Vermittelung Cicero's, wie anderer alten Römer und der Kirchenväter, daß Athen die Mutter der Redner und Philosophen gewesen sei. Dieses Lob wird stereotyp im 12. und 13. Jahrhundert. Wir werden es auch aus dem Munde des großen Papstes Innocenz III. vernehmen.

Wilhelm von Malmesbury, der die Mirabilien Roms in seine Geschichte der englischen Bischöfe aufgenommen hat, wußte den gelehrten Bischof Ralf von Rochester nicht höher zu rühmen, als indem er von ihm sagte, daß er ganz Athen in sich ausgeschöpft habe. Man stellte die Meinung auf, daß es sich mit dem Studium des Wissens ganz so verhalte wie mit der politischen Weltmonarchie; auch jenes wurde als eine Einheit oder Monarchie der Bildung aufgefaßt, die von Nation zu Nation fortgewandert sei. Alberich von Trois-Fontaines aus der Champagne behauptete in seiner Chronik, die bis zum Jahre 1241 reicht, Folgendes: „Wie die Weltmonarchie von den Assyrern durch verschiedene Reiche zu den Ostfranken, d. h. den Deutschen, gelangt ist, so ist die Philosophie oder Weisheit von den Chaldäern durch verschiedene Völker zu den Galliern, d. h. den Westfranken, gekommen, und zwar auf diese Weise. Abraham kam aus Chaldäa und lehrte zuerst in Aegypten Astrologie und Arithmetik; aus Aegypten kam die Weisheit zu den Griechen, besonders in der Zeit der Philosophen; von dort wanderte sie zu den Römern unter den Scipionen, wo sie Cato und Cicero besessen haben, und unter den Cäsaren, wo sie im Besitz der Dichter Virgil, Horaz, Ovid, Seneca und Lucanus gewesen ist. Von Rom ist sie nach Spanien, neuerdings aber nach Frankreich gekommen, seit den Tagen der berühmten Männer Berengar, Lanfranc und Anselmus."

Bei Vincenz von Beauvais ist es Alcuin, welcher das Studium von Rom nach Paris gebracht hat, nachdem es die Römer von den Griechen herübergenommen hatten. Und so sagt auch das „Chronicon Tiliense" zum Jahre 830: „Das römische Studium, welches früher in Athen gewesen war, ist nach Paris gebracht worden." In einem Schauspiel von der Geburt des Herrn, welches in der stuttgarter Ausgabe der „Carmina Burana" abgedruckt ist, tritt der König Aegyptens mit seinem Gefolge auf und dieses singt Verse zum Lobe der Philosophie, worin es heißt, daß ihre vielgestaltigen Sekten von Athen aus ganz Griechenland mit der Quelle der Weisheit getränkt haben, welche dann nach Hesperien hingeflossen sei. Noch am Ende des 16. Jahrhunderts hat sich Martin Kraus in Tübingen in seiner „Germanograecia" ganz ähnlich über die Wanderung der Wissenschaft aus Aegypten nach Persien und Chaldäa, dann nach Athen und ins Abendland ausgesprochen.

Selbst bei den Arabern lebte der gleiche Ruhm Athens fort. Istahri, welcher um die Mitte des 10. Jahrhunderts ein geographisches Werk verfaßt hat, erwähnt darin Athens bei Gelegenheit des Umfanges des Mittelmeers, welches nach seiner Ansicht Galicia, Francia und Rom bespült oder dessen Küstenstriche von Konstan-

tinopel bis nach Athînas und Rom reichen. Er sagt, daß Rom und Athen die Sammelpunkte der Rûm seien, d. h. der Italiener und der Byzantiner, und daß im besondern Athen der Sitz der Weisheit der Junân, d. h. der alten Griechen, gewesen sei, wo sie ihre Wissenschaften und ihre Philosophie aufbewahrt hatten. Mein berühmter Freund Michele Amari, welchem ich diese Mittheilung wie andere über die Araber verdanke, versichert mich, daß außer Edrîsi (im 12. Jahrhundert) Istahri fast der einzige arabische Geograph sei, welcher Athens erwähnt hat, da eine Stelle bei Ibn-Haukal nur die Uebersetzung jener Worte des Istahri ist. Dieselben finden sich auch bei Abulfeda, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschrieben hat; er beruft sich auf Ibn-Haukal und nennt Athen Itschanijah, die Stadt der griechischen Weisen.

Auch in den philosophischen Schriften der Araber wird Athen in derselben Weise gepriesen; so im „Fihrist" des Mohammed-Ibn-Ishâg, woraus August Müller in seiner Schrift: „Die griechischen Philosophen in der arabischen Ueberlieferung", Auszüge gegeben hat. Von den Arabern aber hat sich der Ruhm Athens auch den spätern türkischen Chronisten Seadeddin und Hadschi Chalfah mitgetheilt.

Im 11. und 12. Jahrhundert war die Phantasie des Abendlandes durch geschichtliche Bezüge lebhaft mit Griechenland und dem Orient beschäftigt. Ich meine die Pilgerfahrten, die Kreuzzüge, die Unternehmungen der Normannen Siciliens, und der Vikinger und Waräger im byzantinischen Dienst. Da ist auch die Stadt Athen wieder hier und da an das Licht der Geschichte getreten.

Nachdem der Kaiser Basilius II., der „Bulgarentödter", das Reich Samuel's, des Königs dieser kriegerischen Nation, zerstört hatte, zog er im Jahre 1019 auch nach den alten Provinzen Griechenlands. Er besuchte Athen, welches seit Konstanz II. kein Kaiser mehr betreten hatte. Im Triumphgepränge bestieg er die Akropolis, hielt in der Parthenonkirche ein Dank- und Siegesfest und stiftete dort reiche Weihgeschenke.

Als aber 22 Jahre später ein Aufstand der Bulgaren Griechenland aufs neue bedrohte und ein Heer dieses Volks unter Anthimos in Böotien und Attika eindrang, erscheint Athen, wie man wenigstens glauben will, in einem zweifelhaften Verhältniß, nämlich in Empörung gegen die byzantinische Regierung, welche das Thema Hellas durch unerträglichen Steuerdruck zur Verzweiflung trieb. Man hat behauptet, daß der Piräus im Jahre 1040 von dem Normannenfürsten Harald wieder erobert worden sei, von demselben Helden, welcher zwischen den Jahren 1033 und 1043 die warägischen Söldner im Dienst des griechischen Kaisers angeführt, und hierauf, als er nach seinem Vaterlande zurückgekehrt war, im Jahre 1047 den Königsthron in Norwegen bestiegen hat. Aber diese Behauptung stützt sich auf keine Angabe irgendeines Geschichtschreibers, sondern nur auf eine berühmt gewordene Runenschrift. Diese Runen entdeckte man auf dem marmornen Piräuslöwen, welchen Morosini im Jahre 1688 als Trophäe nach Venedig hat bringen lassen, wo er noch heute vor dem Arsenal sich befindet, nebst zwei andern von den Venetianern in derselben Zeit fortgeschleppten athenischen Löwen. Jene sitzende

Löwenfigur hatte dem Hafen Athens, an dessen Ufer sie aufgestellt gewesen war, den Namen Porto Leone gegeben, welcher schon im Jahre 1318 auf den Seekarten des Genuesen Pietro Visconte zu lesen ist.

Man hat diese Runen zu entziffern versucht, und mit großer Kühnheit in ihnen gelesen, daß Harald der Lange sie durch Asmund habe eingraben lassen, und daß er mit einer Reihe anderer Normannen den Piräus erobert und das rebellische Griechenvolk bestraft habe. Dies ist die Entzifferung von Rafn in seiner Schrift: „Runeinskrift i Piraeus, Inscription Runique du Pirée" (Kopenhagen 1856). Aber der anerkannte Meister in der Runenkunde, Sophus Bugge in Christiania, hat im Jahre 1875 jene Lesung als ein Spiel der Phantasie erkannt. Er behauptet nur dies als sicher, daß die Schriftzeichen auf dem Piräuslöwen wirklich Runen sind, und zwar so schadhaft gewordene, daß sich bisher kaum mehr als ein einziges Wort als lesbar erwiesen hat. Aus der Art, wie diese Inschriften auf kunstreich verschlungenen Bändern in Schlangenform angebracht sind, glaubt jener Forscher schließen zu dürfen, daß dieselben um die Mitte des 11. Jahrhunderts von einem schwedischen Manne aus Upland eingehauen worden sind, und dieser Runenschreiber kann immer der Schar der Wäringer im byzantinischen Dienste angehört haben.

So fallen alle Schlüsse zusammen, welche bis heute aus jener Runenerklärung gezogen worden sind. Gleich den byzantinischen Geschichtschreibern weiß auch die Haraldsage nichts von dem Auftreten dieses Heldensohnes Sigurd's und Bruders Olaf's des Heiligen im Piräus. Sie erzählt nur seine Abenteuer in Myklegard oder Konstantinopel, wo Harald zur Zeit der Kaiserin Zoe und ihres Gemahls Konstantinus IX. Monomachos als Haupt der Waräger gedient und die griechischen Meere durchfahren hat.

Nicht minder irrthümlich ist die Behauptung, welche Karl Hopf aus Rafn gezogen und an die Haraldsage geknüpft hat, daß selbst Athens verfallene Größe, wie er sich ausdrückt, in den „Liedern des Nordens" ihren Nachklang gefunden, und daß man auf Island von der „hehren Stadt Athen, der Mutter aller Wissenschaften, der Pflegerin aller Philosophen und der prächtigsten, berühmtesten Stadt Griechenlands" gesprochen habe. Der ausgezeichnete Kenner der altnordischen Literatur, Konrad von Maurer in München, hat mich sowol über jene Runenschrift als über diese andere Frage aufgeklärt, und seine Mittheilung hat Bugge durch meinen norwegischen Freund Maribó in Christiania mir durchaus bestätigt. Maurer hat mir gezeigt, daß Athen bisweilen in altnordischen Legenden genannt wird; so wird in der Dionysiussage von dem Besuch des Apostels Paulus in Athenis, Athenisborg, in der Martha- und Marie-Magdalena-Sage von einem Besuch der heiligen Martha ebendaselbst geredet, in der Vita Patrum von einem jungen Manne erzählt, der in die Schule nach Athen geschickt worden sei; aber der dieser Erzählung beigefügte lateinische Text beweist, daß die Sage nur eine Uebersetzung wiedergegeben hat; und dasselbe muß von jeder andern Legende gelten. In der jüngern Edda wird bei Gelegenheit einer Besprechung der Grammatik des Donatus bemerkt, daß die Redekunst, welche die römischen Weisen zu Athenisborg in Griechenland gelernt und dann ins Lateinische übertragen hatten, dieselbe sei wie die Dichtung, welche Odin aus Asien nach dem Norden gebracht habe.

Im 11. Jahrhundert hatten italienische Kauffahrer Gelegenheit, Athen zu besuchen, da der Levantehandel der Seerepubliken größere Verhältnisse annahm. Die Venetianer wurden die Nebenbuhler Amalfis und Salernos, und mit ihnen wetteiferten bald die Pisaner und Genuesen. Zum ersten mal geschah auch Athens als eines Handelshafens Erwähnung in dem Chrysobull, welches der Kaiser Alexius I. Komnenus im Mai 1082 den Venetianern ausgestellt hat. Er erkaufte und belohnte damit die vertragsmäßigen Dienste, welche ihm die emporsteigende Lagunenrepublik im epirotischen Kriege mit Robert Guiscard und seinem Sohne Boemund leistete. In diesem Freibrief werden den Venetianern neben manchen andern Häfen im Reich, wo sie zollfrei Handel treiben durften, in Hellas ausdrücklich zugestanden Athen und Theben. In jene Zeit fällt also die erste geschichtlich beglaubigte Beziehung der Venetianer zu Athen, welche dann Jahrhunderte später unter Morosini die Zerstörer des Parthenon werden sollten. Leider verdanken wir den venetianischen Kaufleuten in jener wie in folgender Zeit keine Kunde über Athen.

Bald darauf begann die große Bewegung Europas nach dem Orient in den Kreuzzügen, welche Konstantinopel und das griechische Asien mit seinen Inseln in Mitleidenschaft zogen, aber das eigentliche Griechenland kaum berührten. Der Weg der Kreuzfahrer nach Jerusalem war ein dreifacher: nämlich der alte römische durch die Donauländer, und der doppelte zur See, entweder von Apulien über Korfu nach Lepanto, wo dann der Landweg durch Thessalien eingeschlagen wurde, oder von Messina durch das Inselmeer nach Syrien.

Gottfried von Bouillon zog durch Ungarn, während Boemund nach der illyrischen Küste hin segelte und dann landwärts über Serra nach Konstantinopel rückte. Auch der zweite Kreuzzug unter Konrad III. und Ludwig VII. im Jahre 1147 bewegte sich durch die Donauländer. Im dritten seit 1189 zog der Kaiser Friedrich I. ebenfalls durch Ungarn, während die Könige Richard III. und Philipp August durch den Sund von Messina nach Accon schifften. Der vierte Kreuzzug der Lateiner richtete sich von Venedig gegen Konstantinopel. Diese kühnen Abenteurer näherten sich damals Athen, als sie von Korfu aus, den Peloponnes umschiffend, bei Euböa anlegten, um dann weiter nach dem Bosporus zu segeln. Der Kaiser Friedrich II. ging im Jahre 1228 von Otranto nach Cypern in See, und der letzte königliche Kreuzfahrer Ludwig IX. schiffte im Jahre 1248 über Cypern nach Afrika.

Kein Kreuzfahrer hat, soviel wir wissen, aus eigener Anschauung Kunde von Athen nach Europa gebracht, und selbst von den Normannen Siciliens ist das nicht gewiß. Der König Roger II. benutzte den zweiten Kreuzzug im Jahre 1147, um eine Flotte unter dem Admiral Georg von Antiochia gegen Griechenland auszusenden. Diese Sicilianer landeten zu Krissa im Golf von Korinth, drangen hierauf in Böotien ein und plünderten unter unmenschlichen Greuelthaten die reiche Stadt Theben, aus welcher sie viele Seidenweber und Purpurfärber nach Palermo entführten. Sie raubten auch die damals blühende Handelsstadt Korinth aus, überfielen Euböa und machten Streifzüge nach Attika. Doch nur der einzige Chronist Otto von Freisingen berichtet, daß sie auch Athen geplündert haben, während keiner der byzantinischen und lateinischen Geschichtschreiber davon redet. Die

Einnahme Athens würde aber so wenig verschwiegen worden sein wie jene der Städte Theben und Korinth.

Auch in den Reiseberichten der Pilger, welche seit dem 11. Jahrhundert massenhaft nach Syrien zogen, wird Athen nicht genannt. Diese vereinsamte Stadt besaß trotz der Erinnerungen an Sanct-Paul keine Reliquien, welche Pilger anziehen konnten, wie die des Sanct-Andreas in dem größern und lebhaftern Patras. Athen war überhaupt kein Boden für christliche Märtyrer und ihren Cultus. Zwar hatte der durch Paulus bekehrte Dionysius vom Areopag als legendärer erster Bischof Athens den Martertod erlitten und sogar seinen abgeschlagenen Kopf 2000 Schritt weit in den Händen fortgetragen; aber die Zahl seiner Nachfolger in der Passion scheint zu Athen nicht besonders groß gewesen zu sein. Athen also war keine Reisestation und kein Ziel für Pilger. Das Itinerarium der Jerusalemfahrer führte aus dem Westen noch immer, wie das alte Burdigalense, über Ungarn nach Konstantinopel. In dieser Richtung pilgerten der Graf Wilhelm von Angoulême und der Abt Richard von Verdun in den Jahren 1026 und 1027, und ging im Jahre 1064 der große Pilgerzug des Bischofs Siegfried von Mainz und Ingulf's von Croyland.

Auch später sind es immer dieselben alten Straßen, welche die Pilger ziehen, sei es durch die Donauländer oder von Italien zur See über Pola, Ragusa, Zante, Cerigo, Candia, Rhodus und Cypern nach Jaffa. Nur einmal finde ich doch Athen als Reisestation angegeben, bei John Mandeville im Jahre 1322: denn er berichtet, daß Reisende von Kreta nach Rhodus schiffen, weiter nach Cyprus und so nach Athen, und von dort nach Konstantinopel.

Unter den Wegen endlich, welche die skandinavischen Pilger nach dem Orient zu nehmen pflegten, dem östlichen durch Rußland, dem westlichen an den Küsten Spaniens und Afrikas, dem südlichen durch Italien, wurde am öftersten der letzte gewählt, welcher Sudrvegr oder Romavegr hieß. Von den Häfen Apuliens ab fiel er mit dem Wege der Kauffahrer zusammen. Das Itinerarium des Abts Nikolaus Saemundarson um 1151 ist folgendes: von Aalborg durch Deutschland, durch die Schweiz über den Sanct-Bernhard nach Aosta, durch Toscana nach Rom, über Benevent nach Bari und Monopoli; von dort über Durazzo nach Casopo auf Korfu, nach Porto Viscardo auf Cephalonia, nach der Insel Sapienza, nach Cap Sant'-Angelo und Cap San-Martino in Lakonien, nach der Insel Kos, und so durch die Cycladen nach Syrien. Der Abt Nikolaus hat auf seiner Fahrt Athen nicht berührt.

Selbst später haben nordländische und deutsche Pilger und Reisende, auch wenn sie von Venedig aus Griechenland besuchten, der Stadt Athen nicht oder nur flüchtig erwähnt. In den „Deutschen Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande" (von 1346 ab), welche Röhricht und Meisner im Jahre 1880 herausgegeben haben, finde ich nur einen einzigen und zwar sehr späten Pilger, von dem bemerkt ist, daß er in Athen gewesen sei. Dies war Jakob Bräuning im Juni 1579.

Es ist ganz besonders auffallend, daß Benjamin von Tudela Athens mit keinem Wort gedacht hat. Dieser spanische Rabbi reiste zwischen den Jahren 1159 und 1173 über Südfrankreich, Italien und Griechenland nach Syrien. Er schiffte

von Bari nach Korfu, dann nach Patras und Krissa und besuchte Korinth und Theben. Er hat namentlich Theben als eine „große Stadt" ausgezeichnet, wo er etwa 2000 Juden vorfand, fast so viele als zu Pera in Konstantinopel, und unter ihnen die besten Seidenweber und Purpurfärber Griechenlands. Demnach hatte sich Theben von der Plünderung durch die Normannen bereits erholt. Benjamin ist von dort gerades Wegs nach Negroponte (Egripus, das alte Chalkis in Euböa) weiter gegangen, ohne für Athen einen Blick oder ein Wort zu haben. Da wir demselben Rabbi einen merkwürdigen Beitrag zu den Mirabilien der Stadt Rom verdanken, so würden wir vielleicht in seinem Itinerarium Aehnliches über Athen lesen, wenn er diese berühmteste Stadt Griechenlands besucht hätte. Von Theben aus führte mehr als ein Weg zu ihr. Ich glaube, daß Benjamin Athen deshalb zur Seite liegen ließ, weil es dort keine Juden, also wol auch keine Seidenfabriken gegeben hat. Zu aller Zeit und bis auf den heutigen Tag hat die Stadt Athen die Hebräer von sich fern gehalten. In seinem bekannten Buch „Athènes ancienne et nouvelle" (1676) sagt Guillet Folgendes: „Juden hat man in Athen niemals dulden wollen, obwol es deren genug in der Nachbarschaft gibt, in Theben und Negroponte. Im ganzen türkischen Reich haben nur Athen und Trapezunt das Privilegium des ewigen Ausschlusses der Juden bewahrt. Die türkischen Offiziere haben öfters versucht, sie einzuführen. Aber die Christen haben die Mohammedaner in der Stadt heimlich zu gewinnen gewußt, indem sie ihnen vorstellten, daß die Juden den Handel an sich ziehen würden. So oft diese ihre Niederlassung durchzusetzen suchten, wurden sie mit Drohungen abgeschreckt, und die Furcht vor der Bastonnade hat sie zum Verzicht bewogen. Sie sind in Athen verhaßt."

Man hat nun bisher die Ansicht aufgestellt, daß in der Mitte des 12. Jahrhunderts Athen, wie Theben und Korinth, ja wie das ganze Hellas wieder in Blüte gekommen sei, und sich deshalb auch auf den Zeitgenossen Benjamin's, den Araber Edrîsi, berufen. Dieser verfaßte um 1153 sein geographisches Werk für den König Roger II. von Sicilien, und in ihm hat er viele Binnen- und Hafenstädte Griechenlands aufgezählt, von Athen aber gesagt, daß es „eine von Gärten und Aeckern umgebene volkreiche Stadt" sei. Aber die Berichte Edrîsi's sind nicht immer auf eigener Anschauung begründet, und was Athen betrifft, so lehrt das Stillschweigen Benjamin's wenigstens dies, daß diese Stadt damals keine hervorragende Stellung in Hellas eingenommen hat. Vielmehr thun ihren tiefen Verfall am Ende desselben 12. Jahrhunderts authentische Berichte dar.

In der Uebergangszeit vor der großen Katastrophe des byzantinischen Reiches, welches die lateinischen Kreuzfahrer im Jahre 1204 eroberten und dann unter sich theilten, hat ein wahrhaft genialer Mann Licht über Athen verbreitet. Dies war Michael Akominatos, der ältere Bruder des byzantinischen Staatsmannes und Geschichtschreibers Niketas. Er ist der einzige Athener des Mittelalters — man darf ihn wegen seines langen Wirkens in Athen so nennen —, von welchem wir Schriften besitzen: Reden, Denkschreiben, Monodien, Gedichte, viele Briefe. Alles, was sich davon erhalten hat, ist neuerdings (1879 und 1880) durch den Athener

Spiridon Lambros gesammelt herausgegeben worden, und das ist ein nicht hoch genug zu schätzender Dienst, den dieser junge Gelehrte der Geschichte seiner Vaterstadt geleistet hat. Denn vor ihm sind die Schriften des Akominatos nur bruchstückweise durch Boissonade, Tafel und Ellissen bekannt gemacht worden. Auch hat Lambros aus diesen kostbaren literarischen Urkunden den Stoff für eine kleine Schrift: „Athen am Ende des 12. Jahrhunderts", gezogen.

Michael Akominatos war um 1140 in Chonä oder Kolossä in Phrygien geboren. Er studirte in Konstantinopel, wo Eustathios, nachmals Erzbischof in Thessalonich und berühmt als Erklärer des Homer und Pindar, sein Lehrer wurde. Während sein Bruder Niketas sich zu einer glänzenden Laufbahn im Staatsdienst vorbereitete, hatte er selbst den geistlichen Stand erwählt. Er ging als Metropolit nach Athen; Lambros hat nachgewiesen, daß dies um 1182 geschehen ist.

So viel idealen Glanz auch das Alterthum noch immer der Stadt Athen verlieh, so war sie doch so tief gesunken, und das ganze Thema Hellas und Peloponnes, welches ein in Theben residirender Prätor verwaltete, so vernachlässigt, daß jeder byzantinische Beamte den Aufenthalt dort wie eine Verbannung betrachtete. Briefe des Michael Psellos, welcher 100 Jahre vor Akominatos lebte, zeigen, daß diese Verachtung der Byzantiner gegen Hellas nicht neu war. Psellos schrieb einmal an den dortigen Prätor: „Wenn der Verwalter Athens auf das einst gepriesene Hellas kaum einen Blick geworfen hat, so verwünscht er sein Los, als ob er das Scythenland gesehen habe"; und er bat den Beamten, das alte Griechenland nicht zu hassen. Dies unglückliche Land und Athen hat schon Psellos mit Wärme vertheidigt; schon er hat das Erbarmen der Prätoren angerufen und ihre räuberischen Steuereinnehmer gebrandmarkt. Er hat laut erklärt, daß er selbst wegen Perikles und Cimon und um der Philosophen und Redner willen alle Athener und Peloponnesier liebe. Man glaubt, Petrarca zu hören, als er die vor dem Leben in Rom zurückbebenden avignonischen Cardinäle tadelte, wenn Psellos an einen Byzantiner schreibt: „Wenn dir die Länder des berühmten Hellas, die viel besungenen, von denen die Marathonkämpfer, die Philippe und Alexander herstammen, nicht zum Unterhalt genügen, was soll dir dann in der Welt genug sein? Sind es denn Lügen, was die alten Weisen über Attika und den Piräus geschrieben haben?"

Der neue Metropolit Akominatos hielt seine Antrittsrede vor den im Parthenon versammelten Athenern. Sie ist ein historisches Kleinod, ein verspätetes, aber vollkommenes Seitenstück zu der berühmten Predigt Gregor's des Großen vor den Römern im Sanct-Peter, welche ich die Leichenrede auf Rom genannt habe. Alle Kunden Athens verspäten sich für uns, und so trennt beide Patrioten, den Bischof von Rom und den von Athen, ein Zeitraum von sechs Jahrhunderten, obwol ihre Stellung und Wirksamkeit und die gleich trostlosen Verhältnisse ihrer beiden Städte sie als Zwillingsbrüder erscheinen lassen.

Der classisch gebildete Grieche behandelte die verkommenen Athener als die echten eingeborenen Erben des Blutes wie des Geistes der Vorfahren (Ἀθηναίοις οὖσι καὶ ἐξ Ἀθηναίων αὐθιγενῶν). Er hatte keinen Zweifel an der genealogischen Fortdauer des athenischen Volkes; er beklagte nur, daß die Zeit die attische

Sprache verderbt habe, und mehrmals, auch in andern Schriften, gebraucht er als geistreiches Gleichniß dafür die Fabel von der durch Tereus barbarisch verstümmelten Philomele.

Seine Antrittspredigt ist vom schwermüthigen Hauch antiker Erinnerungen durchweht. Er pries Athen, wie alle Welt diese Stadt pries, als die Mutter der Redekunst und Weisheit; er erinnerte die Athener an das schöne antike Fest des Fackellaufs. Aber er selbst wollte sich nicht eher glücklich preisen, den Bischofssitz des „vielbesungenen und goldenen Athen" (τῶν πολυθρυλήτων καὶ χρυσῶν Ἀθηνῶν) eingenommen zu haben, bis er nicht den Kranz im Wettlaufe davongetragen habe. Ich bin, so sagte er, noch ein Neuling in Athen; ich weiß noch nicht, ob von dieser Stadt mehr übriggeblieben ist als ihr glorreicher Name, wollte mir auch irgendein Perieget deutliche Merkmale der Fortdauer des alten Athen zeigen und sagen: „Dies ist der Peripatos, dies die Stoa, hier die Akropolis, dort die Laterne des Demosthenes", und wollte er so mich überreden zu glauben, daß ich noch die alten Athener vor mir sehe. Ihre unglücklichen Enkel mit der artigen Schmeichelei tröstend, daß in ihrer Natur noch das Gepräge der Alten fortdauere, ermahnte er sie, die edeln Sitten der großen Vorfahren festzuhalten, welche die ehrliebendsten und menschenfreundlichsten aller Griechen gewesen seien und nichts lieber gehabt hätten als schöne Reden und Musik. So habe Perikles zur Zeit der Pest durch eine Rede das Volk beschwichtigt, und der Zorn Alexander's sei durch das Flötenspiel des Timotheos besänftigt worden. Ob nun sie, die heutigen Bürger Athens, noch von jener goldenen Saat der Alten abstammen, das werde er bald erfahren. Doch jene Alten seien Anbeter falscher Götter gewesen, zumal der Pseudoparthenos Athene, die, als Jungfrau verehrt, gleichwol den Erechthonios geboren habe. Sie selbst aber bekennten sich zu Christus; sie müßten daher die Tugenden des Aristides, des Ajax, Diogenes, des Perikles und Themistokles und der Marathonkämpfer durch ihre eigenen weit übertreffen. Sie seien veredelte Oelstämme, auf wilde gepfropft, und im Hause des Herrn von apostolischem Thau getränkt. Einst habe auf der Akropolis die ewige Lampe der Gottlosigkeit gebrannt, aber gleich dem Scheine eines Glühwurms sei dies trügerische Licht erloschen, als die Sonne der Gerechtigkeit mit der immer jungfräulichen Muttergottes emporgestiegen sei und die Akropolis von der Tyrannei der falschen Parthenos erlöst habe. Wie vom Himmel herab strahle jetzt von dieser Burg die ewige Lampe, um nicht nur Athen und Attika, sondern die ganze Welt zu erleuchten.

Von Begeisterung hingerissen, verglich sich der Redner selbst mit Moses, und er glaubte nicht mehr auf der Akropolis, sondern auf dem Berge Horeb, ja auf der Burg des Himmels zu stehen.

In den traurigen Enkeln des alten Athen mußten die großen Erinnerungen beim Anblick des noch wohlerhaltenen Parthenon, der Propyläen und des Erechtheion ein schwermüthig stolzes Bewußtsein erwecken. Doch zweifeln wir, daß die Athener des Jahres 1182 dem hohen Gedankenfluge ihres Bischofs und seiner noch classisch gefärbten Schriftsprache ganz haben folgen können.

Die Ideale des edeln Mannes und seine begeisterte Liebe zu Athen kamen auch bald genug in Zwiespalt mit der Wirklichkeit. Er fand Athen tief verfallen,

sein weniges Volk verarmt und auch verwildert. Seuchen und Hungersnoth hatten die Stadt, so scheint es, kurz zuvor verödet. Ungestraft plünderten die Meerpiraten Küsten und Landschaft, und was sie verschonten, trugen die byzantinischen Steuerbeamten hinweg. Die Leiden Athens hat Akominatos in seinen Briefen geschildert und sie bieten das einzige authentische Gemälde der Stadt im Mittelalter dar.

Gleich seinen ersten Brief von dort an Autoreianos hebt er so an: „Mein Brief kommt aus Athen, aber deshalb wird er nicht trefflicher und weiser sein, eher dir willkommener, wenn nicht etwas bäuerisch.“ Es gibt hier, so sagt er, keine Männer mehr, die sich mit Philosophie, kaum solche, die sich mit einer banausischen Kunst beschäftigen. Er glaube in dem von den Babyloniern zerstörten Jerusalem zu sein, und wie einem zweiten Jeremias erpresse ihm der Anblick der eingesunkenen Mauern, der öden Straßen und des in Lumpen gehüllten und verhungerten Volkes Thränen. Alles sei freilich vergänglich; Geschlechter kommen und gehen, aber die Erde bleibt. Noch ist geblieben die Grazie des attischen Landes, der honigreiche Hymettos, der windstille Piräus, das einst mysterienreiche Eleusis, die rossenährende Ebene Marathons und die Akropolis. Aber jenes beredte und philosophische Geschlecht ist dahingegangen und ihm ist gefolgt ein unmusisches, so arm an Geist wie an Leibe. Die einst große berühmte Stadt ist wüst; kaum sieht man hier, so sagt er, an Jeremias erinnernd, mit rhetorischer Uebertreibung, einen Blasebalg, eine Eisen-, Erz- oder Messerschmiede.

Ich stimme nicht mit Lambros überein, welcher diesen Verfall Athens von der geschichtlich nicht beglaubigten Einnahme durch die Sicilianer herleitet; und würde ihrer nicht Akominatos irgendeinmal erwähnt haben? Ich erkläre ihn aus der byzantinischen Misverwaltung bei der natürlichen Armuth Attikas und aus dem Verkommen des Handels bei den unausgesetzten Plünderungen der Korsaren. In diesen schrecklichen Bedrängnissen hat Akominatos das Elend Athens und der hellenischen Provinzen zu mildern gesucht, wie Gregor der Große dasjenige Roms und Italiens zur Langobardenzeit. Wie dieser Papst hat er an die byzantinischen Kaiser und ihre Strategen flehende Briefe geschrieben; ja wie einst Gregor das Ungeheuer Phokas auf dem Kaiserthrone mit Schmeicheleien begrüßt hatte, so hat auch der Bischof Athens den Tyrannen Andronikos vergöttert, dann aber freilich wieder mit Schmähungen überschüttet, als er gestürzt am Boden lag.

Die kaiserlichen Prätoren nahmen in Hellas etwa die Stellung ein wie ehemals die Exarchen Ravennas in Italien. Die Bischöfe des Landes begrüßten sie jedesmal mit prunkhaften Schreiben: sie hoben ihre Tugenden zu den Sternen empor und nannten einen jeden den ersehnten Messias Griechenlands. In ihrer Person wurde dann besonders der Kaiser verherrlicht. Mehrere solcher Enkomien des Akominatos haben sich erhalten. Gleich in der ersten Lobrede auf den Prätor Prosuchos, welcher nach Athen kam, als Andronikos noch neben Alexios, dem Sohne Manuel's, regierte, rief er diesem Beamten zu: „Mein Attika und die einst goldene Stadt Athen empfangen dich als ein erflehtes göttliches Geschenk.“ Dann ließ er Athen in Person den mächtigen Prätor anreden ganz in derselben rhetorischen Figur, wie Symmachus und andere römische Oratoren die alternde Roma

in der letzten Kaiserzeit hatten reden lassen, und wie noch Jahrhunderte nach Akominatos Cola di Rienzo und Petrarca sie als trauernde Witwe vor ihren Gewalthabern auftreten und sprechen ließen.

„Du siehst", so sprach im Jahre 1183 das unglückliche Athen, „wie mich, die Gepriesene der Städte, die Zeit vernichtet hat; an die Reste, welche sie mir übriggelassen, haben sich viele Leiden geheftet; ich bin zu einem kleinen und unbewohnten Orte dahingeschwunden, der nur noch an seinem Namen und seinen ehrwürdigen Ruinen kenntlich ist. Ich Unselige war einst die Mutter aller Weisheit, die Führerin zu aller Tugend; ich habe in vielen Schlachten zu Land und See die Perser besiegt, und jetzt überwältigen mich wenige Piratenbarken und alle meine Meergestade werden beraubt. Ich habe aus der Hand des Herrn den Kelch getrunken und schmachte hin vor Hunger, Durst und Armuth. Jammer drinnen und draußen peinigt mich; mich macht kinderlos das Korsarenschwert und die Furcht vor meinen Verwaltern. Reiche mir, die ich am Boden liege, die Hand, flöße der Sterbenden neues Leben ein, damit ich dich dem Themistokles und Miltiades und dem gerechten Aristides beizähle."

Der geniale Bischof hatte den schönen und ergreifenden Gedanken, den Prätor daran zu erinnern, daß es im alten Athen einen Altar des Mitleids (Ἐλέου βωμός) gegeben habe, und er ermahnte ihn, diesen wieder aufzurichten. Er schloß seine Rede mit einem Gebet an die Parthenos Gottesmutter; er nannte diese die Retterin Athens (σώτειρα Ἀθηνῶν); und als solche galt den Athenern die Jungfrau Maria, wie die Römer im Mittelalter die Apostel Petrus und Paulus als Retter ihrer Stadt gefeiert haben.

Gleiche Klagen richtete Michael an den neuen Prätor Drimys, als dieser nach Athen kam. Er verglich ihn mit dem Stadtgründer Theseus. Die Zeit, so sagte er ihm, hat Athen alles, selbst die Sprache geraubt. Sprachlos ist die Mutter der Weisheit geworden, in welcher einst der Ruhm der Stoa und der peripatetischen Schule die Welt erfüllt hatte, wo Perikles der Olympische hieß, wo Demosthenes, Lysias, Xenophon und Isokrates die Sirenen besiegt hatten. Er selbst fühle sich in der Wüste Athens unglücklich; auf der Felsenburg sitzend vernehme er nur die Echo, die ihm den Schall seiner Worte zurückgebe. Seit er in dem weisen Athen lebe, komme er in Gefahr, zu verbauern (ὡς ἀγροικισθῆναι κινδυνεύειν). Von der geschwundenen alten Herrlichkeit nicht zu reden, so habe Athen selbst die Form einer Stadt verloren. Die Mauern liegen nieder, die Häuser sind zerfallen, der Landmann ackert auf den Wohnstätten; wie einst Theben von den Macedoniern ist sie von ihren Verwüstern mishandelt. Barbarischer als die Perser hat die Zeit und ihr Bundesgenosse, der Neid, das Glück Athens zerstört. Er wiederholt dann die Worte des Propheten über Babylon: „Heerden weiden nicht in ihr, nur wilde Thiere; Geister hausen in ihr, Skorpionen und Igel wohnen in ihren Hallen." Er beschließt seine Rede mit einem enthusiastischen Lob des Kaisers Andronikos.

Als aber im Jahre 1185 dieser kraftvolle, doch grausame Gewaltherrscher, infolge der Eroberung und gräßlichen Verheerung Thessalonichs durch die Normannen Siciliens, in einer Palastrevolution umgekommen war, hat derselbe Lob-

redner dessen jämmerlichen Nachfolger Isaak Angelos in den Himmel erhoben und ihn den Tyrannenmördern Harmodios und Aristogiton verglichen. Schmeichelei gegen die Großen war, wie die Bestechung, zur zweiten Natur der Byzantiner geworden. Doch mit rühmlichem Freimuth hat Akominatos die Leiden seines Volks dem Kaiser vorgestellt und unbekümmert um den Haß und Neid der Höflinge deren Tyrannei aufgedeckt.

In der Lobrede auf Isaak Angelos (1185—95) sagte er dem neuen Herrscher, daß Athen drohe, aus der Liste der Städte zu verschwinden, und so verarmt sei, daß es nicht einmal das übliche Huldigungsgeschenk, einen goldenen Kranz, aufzubringen vermöge. Sodann hat er auch in einer Denkschrift an Alexius III., welcher seinen Bruder Isaak entthront und geblendet hatte, das düsterste Bild von Athen aufgestellt, dessen Gebiet so entvölkert sei, daß es in die sprichwörtliche scythische Wüste sich zu verwandeln drohe. Er hat die schamlosen Erpressungen der Prätoren verklagt, welche die Blätter auf den Bäumen und die Haare auf den Häuptern der Athener zählen. Auf alte Privilegien Athens sich berufend, hat er jenen elenden Alexius um Erbarmen mit der Stadt angefleht.

Michael rief auch das Mitleid des kaiserlichen Schwagers Basilios Kamaretós an, als dieser nach Athen gekommen war. Er beschwor die Schatten der großen Athener, diesem Manne zu huldigen; ihn selbst ermahnte er, nach Themistokles und Konon der dritte Gründer Athens zu werden, welches jetzt todt sei und dessen Name selbst verschwinden würde, wenn ihn nicht die den Neid besiegenden Gestalten des Alterthums erhielten: „Diese Akropolis hier und dort der Areopagos, der Hymettos und Piräus und was noch sonst an unzerstörbaren Werken der Natur zu nennen ist."

Dem nach Athen geschickten Mega Dux Stryphnos sagte er, daß der ganze Reichthum Athens in den Mysterien der Marienkirche bestehe, alles übrige sei ein Trümmerhaufen. Da jener byzantinische Magnat Handelsschiffe im Piräus gesehen und deshalb, vielleicht scherzend, Athen mit Konstantinopel verglichen hatte, so erinnerte ihn Michael in einem Briefe an dieses Wort und versicherte, daß Athen und sein Gebiet weder Ackerbau noch Viehzucht besitze, daß es keine Seidenfabriken habe, daß es nur an Meerpiraten reich sei, welche die Landschaft bis zu den Bergen hinauf verwüsten, sodaß dasselbe Meer, welches ehedem Athen reich gemacht hatte, jetzt die Ursache seines Elends sei. Er bat den Mega Dux, den Neidern nicht zu glauben, die ihn und die Athener verleumdeten, und unter diesen Misgünstigen sind sowol die Nachbarstädte als die byzantinischen Verwalter zu verstehen.

Die Zustände Griechenlands verschlimmerten sich durch die innere Auflösung des Reiches, welches Palastrevolutionen, feindliche Bedrängniß, Satrapenwirthschaft und Corruption des Beamtenstandes bald zur Beute der lateinischen Eroberer machten. Das Leben des edeln Akominatos in Athen wurde immer peinvoller. Er bekannte offen, daß er unter dem barbarisch und unwissend gewordenen Volke der Athener selbst zum Barbaren werde; er beklagte, daß man ihn wie einen Todten vergessen habe; er nannte Athen, wie alle Byzantiner, den „äußersten Winkel der Welt", ja geradezu einen Tartarus, wo er Schattenbilder zu seinen

Genossen habe. Er bat seine einflußreichen Freunde, ihm die Hand herabzureichen, um ihn aus diesem Hades wieder an das Licht zu ziehen.

Sein Verlangen, Athen zu verlassen, wurde endlich erfüllt, nachdem er 22 Jahre lang den Sitz auf der Akropolis eingenommen hatte; aber dann sollte er als ein noch unglücklicherer Mann den Rest seines Lebens im Exil beschließen. Das Reich der Komnenen wurde durch den vierten Kreuzzug unter den Helden Dandolo, Balduin und Bonifacius zertrümmert. Den nahenden Umsturz hatte erst Leon Sgurós, der wilde Despot von Nauplia und Korinth, benutzt, um sich Athens zu bemächtigen. Er besetzte die Stadt im Jahre 1203; aber der muthige Metropolit vertheidigte tapfer die feste Akropolis, worauf der Tyrann abzog, nachdem er die Unterstadt in Brand gesteckt hatte.

Kaum ein Jahr später, am Ende 1204, erschienen die lateinischen Kreuzfahrer unter der Führung des Markgrafen Bonifacius, welchem bei der Theilung des Reiches das Königreich Thessalonich zugefallen war. Der letzte griechische Bischof Athens konnte jetzt die Stadtburg nicht mehr vertheidigen, er übergab sie den Franken. Er sah den „herrlichen an Schätzen reichen Tempel der Muttergottes von den ruchlosen Gottesverächtern plündern", und er verließ Athen, um ein Jahr lang umherzuwandern, bis er seinen Sitz im Kloster des Prodromos auf Keos nahm. Dies kleine Eiland wählte er zu seinem Asyl, weil es der Küste Attikas nahe lag; so konnte er von dort „wie von einer hohen Felsenwarte den panathenaischen Untergang betrachten und auch, soviel es möglich war, noch ein Helfer seiner Gemeinde sein".

Jetzt aber erschien er sich selbst als ein Verstoßener. Von den Küsten des Eilandes, welches die in Athen herrschenden Franken lange Zeit mit jeder Landung verschonten, blickte er auf die geweihten Fluren Attikas „wie auf ein verlorenes Eden" zurück. Er schlug den Ruf an den Hof des kühnen Laskaris aus, der in Kleinasien eine neue Zukunft für das byzantinische Reich begründete, und ebenso lehnte er die Einladungen des Despoten Michael von Epirus und seines Bruders Theodor Dukas ab, denn die Gebrechen des Greisenalters erlaubten ihm nicht mehr, seine Zelle zu verlassen. Er erlitt noch den bittersten Schmerz seines Lebens, den Tod seines Bruders Niketas, dem er eine Monodie gewidmet hat, die uns erhalten ist.

Nur einmal wagte er sich von Keos nach Athen hinüber, seine alte Gemeinde wiederzusehen. Dies geschah heimlich, etwa im Jahre 1216. Er verließ aber die Stadt alsbald. „Wenn ich mich nicht", so schrieb er an Theodor Dukas, „schnell entfernt hätte, so würde ich ein Bissen für die Zähne der Italiener geworden sein." Die Erscheinung des alten Metropoliten in Athen konnte freilich den neuen Herrschern nicht angenehm sein, welche die Akropolis zum Sitz eines lateinischen Erzbischofs gemacht hatten. Aber mit eigenen Augen hat sich vielleicht Akominatos davon überzeugt, daß die Stadt Athen gerade unter diesen „lateinischen Barbaren" einem bessern Schicksal entgegenzugehen begann. Die bisher von den Byzantinern gemishandelten Athener ergaben sich der fremden Herrschaft ohne Widerstand; selbst griechische Priester huldigten ihr, und manche Flüchtlinge kehrten fruchtlos und ungekränkt nach Athen zurück. Mehrere Briefe Michael's aus Keos machen

das klar. Um das Jahr 1220 ist der ausgezeichnete Mann in jenem Eiland gestorben.

Aus seinen Schriften hat sich der Zustand Athens zu jener Zeit deutlich ergeben. Er hat aber der erlauchten Stadt auch eine Elegie in Jamben gewidmet, und diese ist die erste und auch die einzige Klagestimme über Athen, welche auf uns gekommen ist:

Die Liebe zu Athen, deß Ruhm einst weit erscholl,
Schrieb dieses nieder, doch mit Wolken spielt sie nur,
Und kühlt an Schatten ihrer Sehnsucht heiße Glut.
Denn nimmer, ach! und nirgend mehr erschaut mein Blick
Hier jene einst im Lied so hochgepries'ne Stadt.
In der Aeonen Lauf hat ungemessne Zeit
Sie tief begraben unter Steingeröll und Schutt,
Und so erduld' ich hoffnungsloser Sehnsucht Qual.
Wem es versagt ist, mit dem Blick der Gegenwart
In voller Wirklichkeit Geliebtes anzuschaun,
Der lindert etwa doch mit holdem Schein die Glut
Der Liebe, wenn das Bild des Freundes er erblickt.
Doch ich Unseliger bin dem Ixion gleich:
So lieb' Athen ich auch, wie Hera er geliebt,
Und dann ihr glanzvoll Schattenbildniß hat umarmt.
Weh mir! was leid' und sag' ich, und was schreib' ich hier!
Athen bewohn' ich und doch schau' ich nicht Athen,
Nur öde Herrlichkeit bedeckt mit grausem Schutt.
O Stadt des Jammers, wo sind deine Tempel hin?
Wie ward zunicht hier alles, schwand zur Sage fort
Gericht und Richter, Rednerbühnen, Abstimmung,
Gesetze, Volksversammlung und des Redners Kraft,
Der Rath, der Feste heil'ger Pomp und der Strategen
Kriegsherrlichkeit im Kampf zu Lande wie zur See,
Die formenreiche Muse, und der Denker Macht.
Ein Untergang verschlang den ganzen Ruhm Athens.
Kein Pulsschlag lebt davon, kein kleinstes Merkmal nur.
Darum, weil nirgend mehr die vielbesung'ne Stadt
Athen ich noch mit Augen sehen kann, so sei
Von ihr ein schriftlich Bild zu zeichnen mir vergönnt.

Diese Elegie ist auch als Fragment ein unschätzbares Denkmal aus der Geschichte der Versunkenheit Athens. Sie ist der Abschiedsgesang des letzten classisch gebildeten Hellenen, man darf sagen, des letzten Atheners, von der antiken Stadt des Perikles. Ihre Parallelen sind die Elegien, welche Lateiner über den Fall Roms gedichtet haben. Deren Reihe beginnt mit den Klagen des letzten heidnischen Dichters der Römer, des Claudianus, und setzt sich fort in dem Abschiedsgesange des Rutilius von Numaz, in der Trauerrede des großen Papstes Gregor, im Klageliede aus der Zeit Konstans II., im Wehrufe des Mönchs vom Soracte in der Ottonischen Zeit, und vor allem in einem der herrlichsten lateinischen Gedichte des Mittelalters, der Elegie des gallischen Bischofs Hildebert von Tours, welcher die zertrümmerte Weltstadt nach ihrer normannischen Verheerung im Jahre 1106 beweint hat. Sie beginnt mit diesen Distichen:

Nichts ist, Roma, dir gleich, selbst jetzt, da in Trümmern du moderst;
Was in dem Glanze du warst, lehren Ruinen im Staub.
Deine prangende Größe zerstörte die Zeit, und es liegen
Kaiserpaläste und auch Tempel der Götter im Sumpf.

Beide Klagelieder zweier Bischöfe, der lateinischen und der griechischen Kirche, welche Glaubensspaltung feindlich getrennt hielt, sind den beiden Hauptstädten der alten Weltcultur gewidmet; beide gehören, das eine dem Anfange, das andere dem Ende desselben Jahrhunderts an, und beiden gibt derselbe schwermuthsvolle Gegenstand, der Fall des Herrlichsten, was die Erde gesehen hat, eine ergreifende Uebereinstimmung und Zusammengehörigkeit. Die Klagestimmen über Rom sind durch alle Zeiten fortgesetzt worden, aber die Ruinen Athens haben seit Michael Akominatos kein elegisches Lied eines Griechen mehr hervorgerufen. Wenigstens ist ein solches mir nirgends bekannt geworden. Die spätere griechische Literatur hat manche Monodien oder Threni über den Fall Konstantinopels unter die Türken aufzuweisen, keine über Athen. Nur bei einzelnen griechischen Dichtern der Renaissance, wie in einer Ode des Markos Musuros auf Platon, ferner im Threnos des Korfioten Antonios Eparchos über Griechenland, und in dem Gedicht „Hellas" des Chioten Leon Allatios zur Zeit Urban's VIII. wird Athens im allgemeinen Untergange des hellenischen Landes klagend gedacht.

Ein Mann wie Akominatos, der Schüler des Eustathios, würde wohlthätig auf die geistige Wiederbelebung Athens gewirkt haben, wenn die Zustände dieser Stadt minder trostlos gewesen wären. Er beklagte den Verlust seiner Bibliothek, welche den Franken in die Hände gefallen und verkauft und verschleudert worden war. Mit Hülfe seiner Freunde konnte er einige Bücher davon wieder an sich bringen. Er schrieb aus Keos an Theodorus, den Bischof von Euripus: „Du weißt, daß ich viele und vielerlei Bücher von Konstantinopel nach Athen gebracht habe; ich mehrte diesen Schatz, ohne zu ahnen, für wen ich ihn sammeln sollte. Denn wie konnte es mir Unglücklichem in den Sinn kommen, daß ich sie nicht für meine Sprachgenossen, sondern für die italienischen Barbaren sammeln würde. Diese sind weder im Stande, die Schriften in der Ursprache zu lesen, noch sie mit Hülfe einer Uebersetzung zu verstehen; eher werden Esel die Harmonien der Lyra begreifen, und Mistkäfer den Duft der Myrtensalbe genießen, als jene den Zauber der Rede."

Aus dem Vorhandensein der genannten Bibliothek kann nicht geschlossen werden, daß noch ein wissenschaftliches Leben in Athen fortdauerte. Denn wie würde sonst der vereinsamte Bischof über die geistige Barbarei der Athener geklagt haben? „Was muß ich leiden", so schrieb er einmal an den Patriarchen Theodosius, „der ich, von aller Weisheit weit entfernt, nur unter einem Schwarm von Barbaren lebe, die aller Philosophie entblößt sind." Er klagt, daß die attische Sprache zur Barbarensprache geworden sei, deren Dialekt er niemals erlernen könne. Nur wenige alte Worte hätten sich unverderbt erhalten, wie Piräus, Hymettos, Areiopagos, Kallirrhoe, Eleusis, Marathon. Sein classischer Sprachsinn sträubte sich, die Berechtigung des neugriechischen Dialekts anzuerkennen. Noch vier Jahrhunderte nach ihm galt die Sprache der Athener, nach dem Urtheil des Symeon Kabasilas,

mit oder ohne Grund als einer der verderbtesten Dialekte Griechenlands, und es ist merkwürdig, dasselbe wegwerfende Urtheil in Bezug auf die Sprache der Römer aus dem Munde Dante's zu vernehmen.

Die Zeugnisse des Akominatos sind also von der Art, daß die bisher geltende Ansicht, Athen sei noch im 12. und 13. Jahrhundert eine Schule der Wissenschaft auch für Abendländer gewesen, zusammenfällt. Man hat namentlich von Engländern geredet, welche in jener Epoche in Athen sollten studirt haben. Matthäus Paris erzählt, daß ein englischer Magister John von Basingestokes, welcher als Archidiakonus von Leicester im Jahre 1252 gestorben ist, in Athen studirt und seine Weisheit ganz besonders einer Athenerin Konstantina verdankt habe, welche die Tochter des dortigen Erzbischofs gewesen sei. In dieser neuen Hypatia hat man dann eine Tochter des Michael Akominatos entdecken wollen. Aber Spiridon Lambros hat jetzt die Grundlosigkeit dieser Hypothese dargethan und aus einer gelegentlichen Bemerkung des Akominatos erwiesen, daß dieser Bischof überhaupt keine Kinder gehabt hat. Im ganzen beweisen solche Sagen von Studien in Athen nur die Fortdauer der Erinnerung des Abendlandes an die alte Mutter der Weisheit und Wissenschaft.

Die Herrschaft über Attika nebst einigen Theilen Böotiens erhielt im Jahre 1205 der burgundische Ritter Otto de la Roche als Vasall des Königs Bonifazius. Er nannte sich Megaskyr oder Großherr Athens, und nahm seine Residenz auf der Akropolis. Aber seine Nachfolger verlegten ihren Sitz alsbald nach Theben. Seit dem Jahre 1260 nannten sich diese Großherren Herzoge von Athen.

So wurde Athen wieder, wie in den Zeiten der Römer, mit dem lateinischen Abendlande, und infolge der kirchlichen Umwälzung geradezu mit Rom in Verbindung gebracht, und dieser Zusammenhang hat dann zwei und ein halbes Jahrhundert lang bis zur völligen Besitznahme der Stadt durch die Türken im Jahre 1458 fortgedauert. Trotzdem ist die Entfernung Athens vom geschichtlichen Weltverkehr immer so groß gewesen, daß die Stadt selbst keine Bedeutung im Völkerleben mehr gewinnen konnte. Die Reflexe ihres Daseins im Vorstellen des Abendlandes blieben so vereinzelt und sparsam wie zuvor.

Der große Papst Innocenz III. hatte erst den Bann gegen die Kreuzfahrer geschleudert, weil sie das christliche Reich der Byzantiner überfallen hatten, statt ihrem Gelübde getreu Jerusalem aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien. Dann aber hatte ihm der wunderbare Erfolg der Lateiner die Hoffnung erweckt, alle diese eroberten Provinzen des Ostens unter katholischen Dynastien der Autorität der römischen Kirche zu unterwerfen. Er bestätigte den Franzosen Berard als Erzbischof von Athen und verlieh ihm durch die Bulle vom 13. Febr. 1209 alle Güter, welche die Kirche dort zuvor besessen hatte. In diesem Privilegium erscheinen alte attische Namen geschichtlich wieder, wie Phyle (Felin) und Marathon, und es treten schon neugriechische des heutigen Tages auf, wie Chasiá (Cassas), Menidi und Pyrgos.

Es ist überaus anziehend, das Bild Athens in der Anschauung eines der gewaltigsten Päpste sich abspiegeln zu sehen und unmittelbar nach der classisch

dichterischen und sophistischen Beredsamkeit des Griechen Akominatos die majestätische römische Prosa zu vernehmen, mit welcher ein Papst von Athen geredet hat. Das ist der Eingang der Bulle Innocenz' III. an Berard:

„Den alten Ruhm der Stadt Athen läßt die Erneuerung der göttlichen Gnade nicht vergehen. Jene hat in ihrer ersten Gründung, wie in einem Vorspiel, die Figur der modernen Religion aufgestellt; in drei Theile getheilt hat sie zuerst drei falsche Gottheiten verehrt, und sodann diesen Cultus unter drei Personen in denjenigen der wahren und untheilbaren Trinität verwandelt. Auch das Studium der weltlichen Wissenschaft hat sie mit der Sehnsucht nach der göttlichen Weisheit vertauscht, die Burg der berühmten Pallas zum demuthsvollen Sitz der glorreichen Muttergottes gemacht, und jetzt die Kenntniß des wahren Gottes erlangt, nachdem sie lange zuvor dem unbekannten Gotte einen Altar errichtet hatte. Diese Stadt von erlauchtem Namen und vollkommener Schönheit hat zuvor die philosophische Kunst ausgebildet, sodann, im apostolischen Glauben unterwiesen, die Dichter mit Wissenschaften tränkend und selber aus der Wissenschaft die Propheten erkennend, ist sie die Mutter der Künste und die Stadt der Wissenschaften genannt worden. Wenn wir das interpretiren wollen, so können wir sie Kariath Sepher nennen; denn da Othoniel diesen Ort der Herrschaft Kalebs unterwarf, ward ihm dessen Tochter Axa zum Weibe gegeben. Weil also, in Christo ehrwürdiger Bruder Erzbischof, diese ruhmvolle Stadt (Athen) Gott unterworfen ist, so hast Du dieselbe, um sie in solcher Unterwerfung festzuhalten, als eine Braut Dir geistlich anvermählt, und ich vernehme, wie sie auf Dein Ermahnen gleich Axa sehnsüchtig begehrt, daß ich ihr Dürsten mit dem Thau des apostolischen Segens zu stillen geruhe. Wir erachten es deshalb für unserm Amt gemäß, jene Stadt durch unsere Schrift in apostolische Obhut zu nehmen, aus deren Schriftwerken einst, wie uns wohl bekannt ist, die Fülle des Wissens fast über die ganze Welt sich ergossen hat, und wir willfahren Deinen gerechten Forderungen."

So ist es der mächtigste der Päpste gewesen, welcher auf Grund einer geschichtlichen Katastrophe in der uralten, ewig sich erneuernden orientalischen Frage das Papstthum überhaupt zum ersten mal in directe Beziehung zu Athen gesetzt hat. Die Anschauung Innocenz' III. von dieser Stadt gehört der allgemeinen Vorstellung des Abendlandes an, aber eine Stelle in der Bulle ist auffallend, wo er von den alten Dreigöttern und der Dreitheilung Athens spricht. Er hat wol an Zeus, Athene und Poseidon gedacht, und auch dies setzt immerhin einige Schulkenntniß vom atheniſchen Alterthum voraus. Mit der Dreitheilung der Stadt kann er nur ihre locale Gliederung gemeint haben; denn es würde doch zu viel voraussetzen, wenn man hier an die alte topographische Eintheilung Attikas, oder gar an die drei theseischen Ständeklassen denken wollte. Ich glaube, daß in jener Stelle die drei naturgemäßen Gruppen Athens zu verstehen sind: die Akropolis, die Unterstadt und der Piräus; oder wenn man den Hafen als zu entfernt nicht mit zur Stadt rechnen will, so würde die dritte Gruppe sein: die Adrianopolis. Meine Ansicht bestätigt ein Brief des Akarnanen Symeon Kabasilas an Martin Crusius vom Jahre 1578, worin er schreibt: „Einst war die Stadt dreitheilig (τριπλοκον) und ganz bewohnt. Jetzt aber ist der innerste Theil, die Akropolis mit dem Tempel

des unbekannten Gottes, nur von den Türken bewohnt; der äußere Theil, das ist der mittlere, ist ganz von Christen bewohnt; der dritte Theil ist (auch) bewohnt." Unter diesem verstand Kabasilas die Adrianopolis, worin er das Olympieion mit seiner vulgären Benennung Basileia oder Königspalast bezeichnet hat.

Sollte nicht der Papst Innocenz von Personen, welche, wie der im Jahre 1209 nach Rom gekommene Berard, Athen kannten, Berichte über die Lage und Beschaffenheit desselben eingefordert haben? Denn diese Stadt der mythisch gewordenen Philosophen war plötzlich als eine geschichtliche Wirklichkeit vor das Bewußtsein des Abendlandes getreten und ein Gegenstand praktischer Theilnahme geworden. Es hindert mich auch nichts, sogar anzunehmen, daß der Papst Innocenz III. eine Beschreibung des damaligen Athen, vielleicht auch einen Stadtplan erhalten hat. Solche Stadtpläne waren damals nichts Unerhörtes. Der Zeit desselben Papstes gehören die Pläne an von Jerusalem, von Antiochia, Ptolemais und Rom, welche in der Handschrift 1960 der Vaticana enthalten sind. Den Plan von Rom hat daraus de Rossi im Jahre 1879 herausgegeben.

Seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts gibt es also eine fragmentarische Kirchengeschichte Athens und eine politische dieser Stadt unter den fränkischen Herzogen. Trotzdem hat die neue Kunde, welche von ihr nach Europa drang, kein neues Licht über sie verbreitet. In der ganzen Epoche des fränkischen Herzogthums hat sich, soviel wir heute wissen, kein Athener mit seiner Vaterstadt beschäftigt; die geschichtlichen Ereignisse, welche Athen betrafen, sind nur von Byzantinern und Franken flüchtig bemerkt worden. Der Umstand, daß der herzogliche Hof in Theben residirte, zog Ritter und Reisende vorzugsweise nach dieser Stadt hin. Nur den Piräus belebten wieder italienische Handelsschiffe.

Die Genuesen hatten dort die Venetianer verdrängt. Im Theilungsvertrage über das byzantinische Reich waren der Republik San-Marco Districte Euböas und die Inseln Aegina und Salamis (Culuris) zuerkannt worden, aber nicht der Piräus und nichts von Attika, sondern dieses Gebiet wurde in den dritten oder den Pilgertheil einbegriffen. Am 24. Dec. 1240 erlangten sodann die Genuesen von Guy de la Roche, dem zweiten Großherrn Athens, einen Freibrief, der ihnen in Athen und Theben Niederlassungen gestattete. Aus diesem Diplom geht hervor, daß sie schon vor jenem Jahre in Athen einen Consul unterhalten haben.

Mit Gleichgültigkeit betrachteten noch immer die Abendländer die Ruinen der Stadt Athen, denn noch regte sich nirgends ein wissenschaftlicher Sinn dafür. Wahrscheinlich aber haben die italienischen Handelsleute manchen kostbaren Marmor aus Athen hinweggeführt. Dies folgere ich auch aus sagenhaften Berichten des Westfalen Ludolf von Suchem, welcher von 1336 bis 1341 den Orient bereist hat. Er schiffte von Sicilien an den Küsten Moreas vorbei und besuchte Patras, welches er eine schöne Stadt nennt. Nicht weit von dort, so erzählt er, „wo ehemals das Studium der Griechen geblüht hat". Athen selbst scheint auch Ludolf nicht besucht zu haben; aber was er davon gehört und geschrieben hat, ist sehr merkwürdig. „Diese Stadt", so erzählt er, „war einst die edelste, doch jetzt ist sie gleichsam ein Trümmerhaufen. Denn in Genua gibt es keine Marmorsäule noch

irgendein gutes Werk aus bearbeitetem Stein, welches nicht von Athen hergebracht worden wäre. Genua ist ganz und gar aus Athen aufgebaut, wie Venedig aus den Steinen Trojas erbaut worden ist."

Die Aeneide Virgil's hat bekanntlich diese Wirkung gehabt, daß das gesammte Abendland für die Trojaner gegen die Griechen Partei nahm. Die dichterische Fiction der Gründung Roms durch die Trojaner und der Abstammung der Römer von diesen wurde wie ein Dogma bis in die Zeit der Renaissance festgehalten und noch Boccaccio hat daran geglaubt. Von den Trojanern aber wollten auch die andern Völker des Westens abstammen. Priamus III. war nach Giovanni Villani der Stammvater der Franken. Vom Trojaner Brutus wurden die Briten hergeleitet. Schon Plinius hat bemerkt, daß Cato behauptet habe, die Veneter stammten von den Trojanern ab, und Livius erzählt, daß Antenor, der auch Padua gründete, mit einem Schwarm von Enetern in eine Bucht des Adriatischen Meeres gelangt sei, welche Troja genannt wurde. Dieses Troja haben dann venetianische Antiquare in San-Piero di Castello wiederfinden wollen, und die Chronisten haben behauptet, daß die Inselschollen um Venedig, die man Contrade nannte und von denen Torcello die ansehnlichste war, von Altino her angebaut worden seien, daß dieses Altino aber von Antenor gegründet und deshalb Antenoride genannt worden sei. Nun leitete sich aber auch Genua von den Trojanern ab. Noch am Anfange des 15. Jahrhunderts versicherte der Biograph des Marschalls Jean Boucicaut, des französischen Statthalters Genuas, daß diese Stadt vor zeiten von Janus gegründet worden sei, einem Abkommen vornehmer Trojaner.

Der Trojanische Krieg bildete seit den Romanen des Dictys und Dares einen Lieblingsgegenstand der abendländischen Ritterpoesie; er wurde das infolge der Kreuzzüge. Nach der Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßte Benoit de Saint-More sein trojanisches Rittergedicht, und im Jahre 1287 benutzte dasselbe Guido della Colonna aus Messina zu seiner „Historia de Bello Trojano". Auf diese Fortbildung der Trojasage aber hatte die Stiftung lateinischer Herrschaften im Orient eingewirkt. Schon einer der zeitgenössischen Geschichtschreiber der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner, Gunther von Paris, hat dieses Ereigniß mit dem Untergange Trojas verglichen und geglaubt, daß die Schätze der alten Trojaner, welche einst die Argiver geraubt hatten, nach Konstantinopel gekommen seien.

Aus dieser eroberten Stadt hatten die Venetianer manche köstliche Beute fortgeführt, die vier bronzenen Pferde, die Thüren der Hagia Sophia und zahlreiche Reliquien. Auch die Genuesen hatten sich byzantinische Beute zugeeignet: sie fingen ein Schiff auf, welches Reliquien mit sich führte, die der Kaiser Balduin für den Papst bestimmt hatte, und sie raubten ihren Gegnern, den Venetianern, auch das Kreuz der heiligen Helena. Sie rühmten sich sogar, im Besitz der heiligen Gralschale (il catino) gekommen zu sein.

Jene Bemerkung Ludolf's über die Entstehung der Prachtbauten Genuas und Venedigs stützt sich also auf die Gründungssagen dieser prachtvollen Städte; aber sie deutet wol auch andere versteckte Thatsachen an, nämlich diese, daß beide Seerepubliken während ihrer langen Handelsherrschaft in den griechischen Meeren Alterthümer und köstliches Material in ihre Heimat massenhaft entführt haben.

Was Athen im besondern betrifft, so haben ja die Venetianer solche Plünderungen bis auf das Jahr 1688 fortgesetzt.

Wie Ludolf von Suchem Athen beiseitegelassen hat, so scheint auch der Dominicaner Jordan von Severac das gethan zu haben. Er reiste als Missionar nach Indien in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, schiffte von Messina nach Griechenland und von dort nach Armenien, aber er hörte und sah, wie er sich selbst ausgedrückt hat, in Griechenland nichts Bemerkenswerthes, außer der Ebbe und Flut im Kanal von Negroponte. Er erzählt, daß er in Theben gewesen sei, wo die Häufigkeit der Erdbeben allen Glauben übersteige. Von Athen sagt er nicht ein Wort.

Zur Zeit dieser beiden Reisenden beherrschte die große Compagnie der Catalanen das Herzogthum Athen. Sie hatte im Jahre 1311 die französische Ritterschaft sammt dem Herzog Walther von Brienne in der Schlacht am böotischen Kephissos niedergehauen und hierauf Athen eingenommen, welches sie sodann unter aragonischen Herzogen bis zum Jahre 1385 behauptete. Einer dieser catalonischen Kapitäne, Ramón Muntaner, ihr berühmter Geschichtschreiber, hatte kurz vor jener Katastrophe, im Jahre 1308, den Hof Guido's II. gesehen, des letzten Herzogs von Athen aus dem burgundischen Hause la Roche, und das glänzende ritterliche Leben von echt französischer Art an jenem gerühmt. Sein Freund, der Infant Don Ferdinand von Majorca, welcher den Oberbefehl der catalonischen Bande hatte übernehmen sollen, war zu Euböa in die Gewalt der Bevollmächtigten des Karl von Valois gerathen und an Guido II. ausgeliefert worden. Er saß gefangen in dem prachtvollen Schlosse Saint-Omer zu Theben, wo der Herzog residirte. Dorthin nun ging Muntaner, um ihn zu trösten. Er hat von seinem Besuch erzählt, aber dabei durchaus nicht Athens gedacht, welches er auf seiner Fahrt von Negroponte nach Theben wahrscheinlich gar nicht berührt hat. Der Name Destines in der Chronik des Muntaner bezeichnet auch nicht Athen, sondern Theben; ich verbessere ihn in Destives, denn von den Franken wurde Theben so oder Estives genannt, Athen aber Setines, und so schreibt Muntaner auch durchaus Tenes, wenn er bisweilen Athens erwähnt.

Diese Stadt also, obwol während der Frankenherrschaft lange Zeit durch Theben verdunkelt, befand sich damals mehr als je zuvor im Verkehr mit dem Abendlande. Französische und lateinische Dynastengeschlechter nahmen den herzoglichen Stuhl ein, während die Könige von Aragon, Sicilien und Neapel dort Rechte und Ansprüche erhoben, welche sie mehr und minder in Beziehung zu Athen erhielten. Jedoch blieb diese immer eine entfernte und wegen der verworrenen Verhältnisse des Orients eine unsichere und abenteuerliche. Die Mächte Europas waren mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Die Verbindung des Orients und Griechenlands mit dem Abendlande wurde außerdem durch die griechische Restauration des byzantinischen Reiches unter den Paläologen gelockert, und die Revolution Siciliens infolge der Vesper hinderte auch das Haus Anjou daran, die Plane auf die Levante durchzuführen, welche dasselbe von den Normannen und Hohenstaufen geerbt hatte. Die Reste der Lateinerherrschaft führten dort nur ein zertrümmertes, cykladisches Dasein fort.

Sehr spärlich sind daher die Reflexe Athens in der Anschauung des Abendlandes auch im 13. und 14. Jahrhundert.

Gibbon hat zuerst bemerkt, daß drei Dichter: Boccaccio, Chaucer und später Shakspeare, von den lateinischen Herzogen für den alten Theseus den Titel „Herzog von Athen" entliehen haben. Er hat Dante übersehen, den Zeitgenossen der la Roche. Dieser große Dichter hat Athen gepriesen, wie das Mittelalter überhaupt es gepriesen hat, als die hohe Schule der Weisheit. So läßt er im 15. Gesange des „Purgatorium" das zürnende Weib des Pisistratus ausrufen:

se tu se' sire della villa,
Del cui nome fra i Dei fu tanta lite,
Ed onde ogni scienza disfavilla.

Im 12. Gesange der „Hölle" läßt er Virgil zum Minotaurus sagen:

Forse
Tu credi, che qui sia 'l duca d'Atene,
Che su nel mondo la morte ti porse?

Nach ihm hat Boccaccio in der „Theseide" und ihm folgend Chaucer in den „Canterbury-Tales" dem antiken Theseus denselben Titel des Herzogs von Athen gegeben. Boccaccio war der Landsmann und Freund des berühmten Niccolò Acciajuoli, des Großseneschalls Neapels und Begründers der Macht seines Hauses in Griechenland. Unter allen Autoren jener Zeit und des Mittelalters überhaupt hat kein anderer eine so gute Kenntniß von den Verhältnissen Griechenlands und Athens haben können. In der siebenten Novelle des zweiten Tages seines „Decameron", welche die Abenteuer der Prinzessin von Babylon erzählt, hat er diese auch nach Athen an den wirklichen Hof des Herzogs geführt. Diesem hat er freilich keinen Namen gegeben, sodaß es dem Leser überlassen bleibt, unter ihm einen la Roche oder Brienne zu verstehen.

Nur zehn Jahre nach dem Tode Boccaccio's gewann das Haus der Acciajuoli die Herrschaft über Athen. Nerio, der Neffe und Erbe des großen Seneschalls, entriß im Jahre 1385 von Korinth aus Athen den Catalanen. Die spanischen Söldner behaupteten nur noch kurze Zeit die Stadtburg, dann lieferten sie auch diese dem glücklichen Florentiner aus, und Nerio nahm als erster Herzog Athens vom Hause Acciajuoli seinen Sitz in den Propyläen auf der Akropolis. Siebzig Jahre lang haben seither die Acciajuoli als Herzoge Athen besessen, bis es in die Gewalt der Türken fiel. So lange also ist die erlauchteste Stadt des Alterthums mit Florenz in Verbindung gewesen, und keine Herrschaft irgendeines fremden Geschlechts konnte dem idealen Begriff Athens angemessener sein. Denn Florenz selbst war das Athen des Abendlandes geworden, die hohe Schule der Künste und Wissenschaften in Europa, die ruhmvolle Mutterstadt der großen Dichter, Künstler, Gelehrten und Staatsmänner, welche das neue Licht des Wissens und der Schönheit über das ganze Abendland verbreiteten.

Die geschichtliche Thatsache der Besitznahme Athens durch eine florentinische Familie war das Ergebniß kleiner und großer Ursachen, und sie steht durchaus in der Reihe ähnlicher Ereignisse, wodurch italienische Familien Baronien in

Griechenland gewannen, wie die Ghisi in Tinos, die Gozzadini in Thermia, die Zaccaria in Chios, die Sanudo und die Crispi in Naxos, die Orsini und die Tocco in Kephalonia und Leukadia. Aber dieser Zufall gewinnt doch für die philosophische Betrachtung der Weltdinge die Züge einer idealen Gesetzmäßigkeit. Es ist schön und bedeutend, daß im Zeitalter der Renaissance des classischen Heidenthums die beiden Städte Athen und Florenz geschichtlich miteinander verknüpft worden sind. Zur Zeit der Acciajuoli sehen wir auch den ersten Abendländer auf der Akropolis stehen, welcher die Ruinen des alten Athen mit wissenschaftlichem Blick betrachtet, Inschriften abgeschrieben und Monumente gezeichnet hat. Das war Cyriacus von Ancona. Bald darauf sind die Türken dort eingezogen, und für Jahrhunderte hat wieder tiefes Dunkel bis zur Vergessenheit das unglückliche Athen bedeckt.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren.*)

Von

Walter Rogge.

Bei den beiden ersten Bänden dieser Memoiren mußten wir zu wiederholten malen auf den großen Uebelstand hinweisen, der sich daraus ergab, daß die Aufzeichnungen des Fürsten den Ereignissen, in denen er eine so große Rolle gespielt, um lange Jahrzehnte nachhinkten. Nur so konnte sich bei ihm die Hallucination festsetzen, als habe gerade er zuerst unter allen Staatsmännern mit vollem Bewußtsein auf den Sturz Napoleon's hingearbeitet. Wir mußten den Herausgebern dankbar sein für die Beigabe der Documente, welche dies und so manches andere Phantasiegebilde unbarmherzig zerstörten. Wir hatten außerdem freien Spielraum für unsere Verwunderung, daß der Kanzler von dem eigentlichen Geiste der Dinge, in deren Mitte er lebte und handelte, soweit derselbe über den gewöhnlichen diplomatischen Maßstab hinausreichte, gar keine Ahnung hatte . . . er, der Staatsmann, der Realpolitiker par excellence, während doch ein, allen historischen Wendungen mit so vornehmer Gleichgültigkeit gegenüberstehender Dichter wie Goethe schon unmittelbar nach der Kanonade von Valmy zuversichtlich den Anbruch einer „neuen Zeit" verkündete.

Alle diese Fehler entfallen bei den beiden folgenden Bänden, dem dritten und vierten, weil sie eben eine Zeit umfassen, von der Metternich 1848 mit vollstem Rechte zu Guizot in London sagen konnte: „Zeitweilig habe ich Europa regiert": die Epoche vom zweiten Pariser Frieden bis an den Vorabend der Julirevolution; das Lustrum der Congresse und die orientalischen Wirren bis zum Frieden von Adrianopel. Hier waltet die vollständigste Uebereinstimmung ob zwischen den Actenstücken und den gleichzeitigen brieflichen Aufzeichnungen. Kühl und klar schildert uns hier Metternich eine Periode, die er wirklich im vollsten Wortsinn souverän beherrscht hat, die er nicht nur durchweg begreift, sondern die auch recht eigentlich Fleisch und Blut von seinem Fleisch und Blut ist. Wie ihm jedes tiefere Verständniß für jene Volkserhebung mangelt, die aus dem Flammenmeere Moskaus hervorging und dann mit der Convention in der Mühle von Tauroggen ihren weitern Aufschwung vom Niemen bis zur Oder und Elbe nahm: so schildert er uns mit der Meisterschaft vollen Behagens und Verständnisses sein ureigenes großes Musterwerk, wie seine kleinen diplomatischen Mittelchen den geistigen Auf-

*) Bd. 3 und 4, Wien, W. Braumüller, 1881. Ueber Bd. 1 und 2 vgl. „Unsere Zeit", 1880, I, 442 fg.

schwung, der die Befreiung vom Joche Napoleon's allein ermöglicht, glücklich wieder eingefangen haben, bis den unterdrückten Völkern nichts übrigblieb als der Trost, mit Aufopferung von Gut und Blut ihren Fürsten Länder und Kronen zurückerobert zu haben.

Am leichtesten wurde dem Kanzler sein Spiel in Berlin gemacht. Auf dem Aachener Congreß hatte Metternich mit seinen Ideen bei Friedrich Wilhelm III. eine so freundliche Aufnahme gefunden, daß er sich dadurch veranlaßt fühlte, in einem ganz vertraulichen Schreiben an den Staatsminister Fürsten Wittgenstein unter dem 14. Nov. 1818 noch von Aachen aus seine Organisationsvorschläge für Preußen mitzutheilen. „Ich glaube", fügte er zur Entschuldigung dieses merkwürdigen Bevormundungsversuches bei, „dadurch eine Pflicht gegen mein eigenes Vaterland zu erfüllen, indem ich unserm unverbrüchlichsten Bundesgenossen unser Urtheil über die Lage und die Gefahren seines eigenen Staates wahr und unbefangen mittheile." Die erste der beiden beigegebenen Denkschriften „über die Lage der preußischen Staaten" enthält in ihrer Einleitung den charakteristischen Satz: „Welchen unberechenbaren Einfluß die nächste innere Gestaltung des preußischen Staates auf Oesterreich und Deutschland haben muß, ergibt sich von selbst; dies fühlen die unberufenen Vertreter der sogenannten Stimme des Volkes. Die Partei ist sich bisher in ihrem Gange treu und consequent geblieben; sie hat vorerst in Preußen den Stützpunkt für ihre Hebel gesucht und vielleicht nur zu sehr gefunden. Der König steht am Tage der Entscheidung. Sein Ausspruch kann ebenso den Triumph der Revolution über ganz Europa sichern, als er die Ruhe Preußens und die allgemeine zu retten und zu erhalten vermag." Es folgt nun eine wahrhaft classische Sophisterei, bei der man hell auflachen müßte, wenn es nicht so unendlich traurig wäre, daß solch ein Geschwätz in Berlin den gewünschten Eindruck hervorrufen konnte. Der preußische Staat habe darin „eine wesentliche Aehnlichkeit mit dem österreichischen", daß er unter Einem Scepter verschiedensprachige Volksstämme vereine, „obgleich das Vortheilhaftere in der Lage ganz gut zu Gunsten Oesterreichs spreche". Eher noch als Preußen wäre Oesterreich zu einem reinen repräsentativen System geeignet: „Wie also könnte, wozu es in Oesterreich dennoch an der Möglichkeit der Ausführung fehlt, in Preußen gedeihen?" In beiden Reichen müßte der Versuch, sie durch ein reines Repräsentativsystem zu centralisiren, ihr Zerfallen in einzelne, bereits fertig daliegende Theile zum sichersten Resultat haben! Eine Centralrepräsentanz müßte die Grundbedingung der Existenz Preußens lähmen, die Erhaltung einer gediegenen militärischen Kraft. „Die Partei hat das längst in Preußen gefühlt und ein sinnloses System lediglicher Volksbewaffnung an Stelle des stehenden Heeres zur Sprache gebracht. An dem Tage, an dem der König von Preußen, statt an der Spitze eines Heeres, als der Anführer von sieben oder acht getrennten Volkshaufen erschiene, würde der preußische Staat sich seiner Auflösung genähert haben." Um diesen Spuk zu vermeiden, müssen also, mirabile dictu, die einzelnen Provinzen gerade durch rein ständische Vertretungen nach Möglichkeit auseinandergehalten werden! „Sollte sich irgendein Nutzen für den Staat aus einer Centralrepräsentation für die Budgetfrage oder die Gesetzgebung im höchsten Sinne ergeben, und sollte die problematische Lösung

dieser Frage in der Folge nicht zu vermeiden sein, so dürfte sich ein Mittel in einem Ausschusse aus allenfalls drei Mitgliedern finden, welche, von jedem ständischen Körper abgeschickt, sich zu diesem Behufe eigens versammeln. Dieser Centralkörper dürfte in jedem Falle leichter zum Guten zu lenken sein."

Die zweite Denkschrift handelt „über Erziehungs- und Turnwesen und über Preßfreiheit". Der Plan der „Neuerer" ist, „den Jüngling sogleich beim Austritt aus dem Knabenalter zu ergreifen und unter moralisch-revolutionäre Zucht zu stellen, damit der nächsten Generation vorbehalten bliebe, was die gegenwärtige nicht leisten kann. Da wo die Revolution in ihrem crassesten Sinne die bereits Erzogenen nicht mehr zum Aufstande bringen kann, soll ein Volk für die Revolution erzogen werden. Diesen Plan verfolgen einige der deutschen Universitäten, und wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir für mehr als wahrscheinlich annehmen, daß manche Professoren auf preußischen Universitäten Eingeweihte und Theilnehmer an dem Plane sind". Dem „Unwesen" der deutschen Burschenschaft kann nicht bald genug gesteuert werden. In nächster Beziehung zu dem Universitätswesen steht der „Unfug" der Turnanstalten. „Erfinder, Erfindung und Ausführung gehören Preußen an; die Turnanstalt ist die eigentliche Vorbereitungsschule zu dem Universitätsunfug; das Uebel muß aus dem Grunde gehoben werden; kein Palliativmittel ist mehr ausreichend." Was aber „unter allen den schwersten Punkt" bildet, ist die Preßfreiheit: da kann nur im engen Einverständnisse zwischen Preußen und Oesterreich sowie mit den übrigen deutschen Regierungen geholfen werden, nach dem Recept „der wenigst beschränkten Ansicht bezüglich gediegener und wahrer Werke, des bestimmtesten Unterschiedes zwischen solchen Werken, Flug- und Zeitblättern".

Metternich's reactionärer Haß gegen jede selbständige Publicistik und ernsthafte Volksvertretung hat überhaupt etwas Stupendes, aber auch etwas Stupides, und entfaltet sich als ein Credo, das von den wechselnden Zeitereignissen völlig unabhängig dasteht. So schreibt der Fürst am 2. Juli 1827, bei den Maßregeln Karl's X. gegen die französische Presse, an den Botschafter Grafen Apponyi in Paris: „Jede auf die Presse bezügliche Gesetzgebung, welche die Unterdrückung ihrer Excesse beabsichtigt, wird immer ihr Ziel verfehlen, und wenn dieses nur eine wohlverstandene Präventivcensur erreichen kann, so liegt die wesentliche Bedingung des Erfolges in der Stabilität der Maßregel. Die zeitweilige Censur ist ein Unsinn. Napoleon, dem man das Gefühl der Stärke nicht wird absprechen wollen, sagte mir: «Sie sehen mich als Herrn Frankreichs; wohlan! Nicht drei Monate lang würde ich mir trauen, es mit der Preßfreiheit zu regieren.» Ludwig XVIII. muß sich augenscheinlich für stärker gehalten haben als Napoleon; denn er hat sich nicht damit begnügt, die Presse gewähren zu lassen: er hat ihre Freiheit in der Charte verbrieft." Und der „Staatsmann", dessen Horizont nicht über die Chinesische Mauer der Censur als dauernder Grundinstitution aller Regierungskunst hinausreicht, hat eine ganze Generation hindurch souverän über die Geschicke Deutschlands verfügt. Denn nach dem Sand'schen Attentat vom 23. März 1819 fand Metternich keine Schwierigkeiten mehr, Friedrich Wilhelm III. ganz in das österreichische Fahrwasser hinüberzuziehen.

Mit den Präliminarien zu den Karlsbader Conferenzen beschäftigt, traf der

Kanzler im Hochsommer in Teplitz ein, wo er in den letzten Julitagen eine Audienz bei dem Könige von Preußen hatte. „Sie kommen, mich hier in einer schweren Zeit zu besuchen; vor sechs Jahren hatten wir mit dem Feinde im offenen Felde zu kämpfen; nun schleicht er verlarvt umher", redete der Monarch den Kanzler an. „Sie wissen, daß ich Ihren Ansichten alles Vertrauen schenke; Sie haben mich längst gewarnt und alles ist eingetroffen." Metternich antwortete mit einer langathmigen Mahnung, die zugleich eine Reprimande, ja eine kaum verschleierte Drohung enthielt: „Nach des Kaisers Ueberzeugung hat der Unfug in Deutschland eine solche Höhe erreicht, daß der Tag der Entscheidung zwischen dem Princip der Erhaltung und dem politischen Tode eingetreten ist. Wie der Kaiser für Preußen denkt, hat er bewiesen; daß er Ew. Majestät Hülfe gewähren wird, wenn Sie Sich selbst helfen, unterliegt keinem Zweifel. Aber der Kaiser hat große und schwere Regentenpflichten: er kann mit vereinten Kräften den Strom zu dämmen trachten; allein wird er sich nie in die Gefahr des Scheiterns wagen. Der Kaiser muß, um zu helfen, vor allem klar sehen; er muß wissen, welche Regierungen, dieses Namens werth, es noch gibt, um einen Plan zu fassen: auch Preußen ist davon nicht ausgenommen. Heute steht der König, aber wir finden nicht die königliche Gewalt; läßt der König dem Uebel, das seinen Thron und, wie die Untersuchungsacten der Verschwörer beweisen, selbst seine Person bedroht, freien Lauf, so muß der Kaiser sich in seine Hülle zurückziehen." Der König betheuerte, daß niemand das Gute mehr wolle als er; „aber meine Lage ist schwer; denn es fehlen mir Leute. Das Mögliche muß jedoch geschehen, und deshalb vertraue ich auf Sie, daß Sie mir helfen, über einen gemessenen Gang übereinzukommen". Der Kanzler war unverfroren genug, zu erwidern: er müsse offen gestehen, er kenne die innere Lage der preußischen Verwaltung so genau, daß er nur geringe Hoffnung für das Gedeihen der Sache hege; der Unterschied zwischen Festsetzung und Ausführung der Heilmittel sei gar zu groß. „Ich kann zu Ew. Majestät freimüthig sprechen; denn Sie haben es stets gut aufgenommen", fügte Metternich hinzu; „ich werde es heute thun wie früher, denn Sie fordern mich eigens dazu auf. Jeder Ew. Majestät bisher ertheilte Rath war nicht gut, oder schlecht ins Werk gesetzt. Die entdeckte Verschwörung ist nichts als die That, welche stets der Lehre folgt. Diese Verschwörung hat ihren Ursprung und ihren Sitz in Preußen: die untern Verschwörer sind heute bekannt, die obern sind es noch nicht; sie stehen aber sicher in der höchsten Region Ihrer eigenen Diener. Wie ich über den Fürsten-Staatskanzler denke, wissen Ew. Majestät; er hat Ihnen die ersprießlichsten Dienste geleistet, ist aber heute alt und am Geiste wie körperlich gebrechlich. Er will stets das Gute und unterstützt nur zu häufig das Schlechte." — „Sie wissen, daß ich den Fürsten Hardenberg sehr gut kenne; sein Unglück ist seine Umgebung, unter der sehr curiose Menschen stecken." — „Warum leiden Ew. Majestät diese Menschen? warum haben Sie jeder bekannt schlechten und gefährlichen Institution freien Spielraum gelassen?" — „Sie haben vollkommen recht; aber so geht es, wenn die Leute alt werden." König und Kanzler kamen zum Schlusse überein, Metternich solle in einer Conferenz mit den Ministern Wittgenstein, Hardenberg und Bernstorff die Grundsätze feststellen, die sodann unverbrüchlich auszuführen

sein würden. „Trachten Sie die Leute schriftlich zu binden", rief der Monarch dem Fürsten nach; „auf Wittgenstein können Sie sich vollkommen verlassen." Metternich resumirte: „Die ganze Sache beschränkt sich auf Einen Satz: sind Ew. Majestät entschlossen, keine Volksvertretung in Ihrem Staate einzuführen, der sich weniger als irgendein anderer hierzu eignet, so ist die Möglichkeit der Hülfe vorhanden; außer derselben besteht keine andere. Sie können Ihr Versprechen im Sinne derselben lösen: hätten Sie sogar das Gegentheil versprochen, so paßt die heutige Stunde nicht mehr zu der verflossenen." Seinen Bericht über diese denkwürdige Unterredung aber rundet Metternich für den Kaiser mit dem Schlagworte ab: „Wo so gesprochen wird, gibt es kaum eine Regierung; alles ist in Schwäche versunken; diese Schwäche liegt in den Menschen!"

Am 31. Juli fand nun in Teplitz die Conferenz Metternich's mit den drei preußischen Ministern statt, zu denen er auch den Grafen Zichy hinzuzog. Die Ausführungen des Kanzlers waren eine Ausführung des Einen doctrinären Satzes: „Die Centralrepräsentation durch Volksdeputirte ist die Auflösung des preußischen Staates. Sie ist es, weil sich eine ähnliche Neuerung in keinem großen Staate ohne Revolution einführen läßt oder zur Revolution führt, weil der preußische Staat vermöge seiner geographischen Lage und seiner Zusammensetzung keiner Centralrepräsentation im reinen Begriff fähig ist, weil derselbe vor allem einer freien und gediegenen militärischen Kraft bedarf, und diese nie neben einem reinen Repräsentativsystem bestehen kann und wird. Nach meiner innigsten Ueberzeugung sollte der König niemals weiter gehen als bis zur Einführung von Provinzialständen in einer sehr genau zu erwägenden und zu bestimmenden Form. Wenn sich in meinen Ausarbeitungen die Idee einer aus den ständischen Körpern gezogenen Centraldeputation entwickelt findet, so ist dies geschehen, weil sich eine ähnliche Idee bereits in der Erklärung, die zur Kenntniß des Publikums gelangt ist, ausgesprochen findet und weil diese Idee noch die einzige und letztmögliche ist. Außer ihr ist alles reine Revolution: führt diese beschränktere Idee nicht auch zur Revolution? Diese Frage erwäge der König tief, bevor er sie entscheidet."

Aus dem Bericht, den Metternich dem Kaiser über diese Unterredung mit den preußischen Ministern erstattete, heben wir nur einige Schreckschüsse hervor: „Die beinahe ans Unbegreifliche grenzende Schiefheit des Ganges der meisten deutschen Regierungen — die preußische steht in dieser Beziehung obenan — hat dem Geiste der Revolution in Deutschland einen solchen Schwung gegeben, daß vielleicht die letzte Periode eingetreten ist, in welcher Hülfe noch möglich ist ... Die preußische Militärpartei dachte zuerst, durch Eroberung Preußen zu vergrößern; die preußische Civilpartei beschränkte sich darauf, ihre Bemühungen auf die Umgestaltung Preußens selbst anzuwenden. Die Revolutionäre sahen bald ein, daß die Verschwörer, solange sie nach Staaten getrennt lebten, keinen ausgiebigen Schlag führen könnten. Einige Männer, fast alle vom Lehrstande, gingen bald weiter und, vom revolutionären Gesichtspunkte aus gesehen, auf der rechten Straße: sie richteten ihr Augenmerk auf die Vereinigung der Deutschen in ein Deutschland ... Die systematische Bearbeitung der Jugend zu dem «verruchten Zwecke» dauert

bereits mehr als eine Generation: eine ganze Klasse künftiger Staatsbeamten, Volkslehrer und angehender Gelehrten ist für die Revolution herangereift. Preußen kann man als zur Revolution ganz reif betrachten, da in der Staatsverwaltung die meisten und wichtigsten Stellen, besonders in den Rheinlanden, mit reinen Revolutionärs besetzt sind. Der bis zum Wahnsinn gesteigerte Unfug der Presse im gesammten, und die Einführung rein demagogischer Verfassungen im südlichen Deutschland haben es so weit gebracht, daß es zur Vervollständigung des Werkes nur noch einer demokratischen Verfassung in Preußen bedarf. Daß dies Maß bereits noch nicht erfüllt ist, beruht auf der persönlichen Scheu des Königs, und ich spreche es unbedingt aus, auf der planmäßigen Bemühung, die ich mir seit Jahren zur Pflicht gemacht, den König von jedem Schritt abzuschrecken, welcher den definitiven Umsturz aller bestehenden Institutionen zur unausweichlichen und sehr nahen Folge haben müßte. Ich benutzte die Vereinigung der Höfe in Aachen, um mich mitten in das preußische innere Geschäft zu stellen . . . Der Fürst Hardenberg ist moralisch wie physisch in eine beinahe an Kindheit grenzende Schwäche verfallen, die seinen beiden gefährlichsten Schwächen großen Vorschub leistet: einem außerordentlichen Drange nach dem Rufe der Liberalität und einer unglücklichen Neigung nach sonderbaren Umgebungen. Er steht heute so, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, daß ihn nicht Ein Mann umgibt, der nicht entweder im Sinne der reinsten Demokratie wäre, oder als activer Theilnehmer bereits an der Verschwörung gegen den eigenen preußischen Thron stände. Der König ist über diese Lage der Dinge vollständig unterrichtet: es sind also in Preußen zwei negative Gewalten im Kampfe: die Schwäche des Königs mit jener des Staatskanzlers. Die erstere ist die weniger gefährliche; denn die Schwäche des Königs ist mit Trägheit gepaart; zu der des Staatskanzlers gesellt sich im Gegentheil die größte Thätigkeit." Metternich „bedauert" nur, „den Satz der Censur nicht für alle Schriften ohne Ausnahme aufstellen zu können"; allein er fürchtet für wahre Werke bei vielen Staaten auf großen Widerstand zu stoßen.

Erbaulich ist die Resolution des Kaisers zu diesem Vortrage. Seinem nüchternen Verstande war das im Grunde alles noch viel zu doctrinär, und in seiner hausbackenen Weise meinte er: Das Beste sei, von Verfassungen überhaupt nicht zu reden, um die ohnehin schwierigen Menschen nicht wieder in Bewegung zu setzen; denn mit den ständischen Verfassungen, wie Metternich sie meine, würden sie doch schwerlich zufrieden sein. Bedenklicher sei es, den Ständen die Theilnahme an der Gesetzgebung einzuräumen; ebenso die in Preußen angetragene Versammlung von Abgeordneten der verschiedenen Provinzialstände, wogegen der Bestand einer Monarchie aus verschiedenen Körpern sie eben stark mache. „Meine Universitäten werde ich nie durch eine Commission untersuchen lassen, da sie erst dadurch in Unruhe und Verwirrung gebracht werden, welches daher bestimmt zu vermeiden ist. Die Errichtung einer speciellen Justiz, welche die entdeckte Verschwörung gegen den Bund richten soll, finde ich bedenklich . . . wer bürgt für eine gute Auswahl der Richter, und daß nicht lange am Bundestage gestritten werden wird, wie und auf welche Art gerichtet werden solle, ohne daß etwas zu Stande kommt, was dann noch ärger wäre? . . . Wir haben mit schwachen Souveränen und Regierungen

zu thun, deren Furcht wir benützen müssen; und wenn es nicht geht, so müssen wir uns isoliren und als österreichischer Staat handeln, wie es das Wohl meiner Unterthanen erfordert. Damit können Sie drohen, wenn Sie sehen sollten, daß es nothwendig wäre." Wie unbedingt Metternich schon seit dem Aachener Congreß die innere Politik Preußens beherrschte, zeigt nicht nur ein, zwar ganz kurzes Handbillet, aber voll hingebendster Anerkennung, das Friedrich Wilhelm III. im September 1824 bei der Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse an den Kanzler richtete, sondern mehr noch ein Bericht dieses letztern vom 23. Aug. 1827 an den Kaiser aus Teplitz, wo er abermals eine „Berathung" mit Friedrich Wilhelm III. gehabt. „Ew. Majestät wissen, wie wenig Worte der König verschwendet, und in ebendiesem Maße haben sie demnach mehr Gewicht. Er sagte mir: «Daß er das Gefühl, wie wichtig sein heutiger Standpunkt in der Welt sei, erst seit dem Augenblicke habe, als er die Ueberzeugung erlangte, daß sein Gang mit den Ansichten Ew. Majestät ganz im Einklange sei!» Solche Worte hat der König gewiß noch nie gegen eine fremde Macht ausgesprochen."

Ungleich mehr Mühe kostete es Metternich, den Kaiser von Rußland für seine Reactionsideen zu gewinnen: noch im Jahre 1817 stand er mit Alexander auf recht gespanntem Fuße. Am 28. Juni 1817 hatte er eben aus Florenz eine Depesche an den Botschafter Grafen Lebzeltern in Petersburg gerichtet über die Nothwendigkeit, gegen das Sektenthum und den Mysticismus, insbesondere gegen die gefährlichen, die untern Klassen wider die Besitzenden aufreizenden Predigten der Frau von Krüdener einzuschreiten: als er selber von Nesselrode eine Depesche empfing, die gerade, sozusagen von dem Boden eines confessionslosen Christenthums ausgehend, ein Zusammenwirken der politisch verbündeten Großmächte auch auf religiösem Gebiete vorschlug. Nesselrode beklagte es deshalb tief, daß man in Oesterreich die Bibelgesellschaften verboten, deren Präsidium Alexander I. übernommen. Am 29. Aug. berichtet Metternich darüber an den Kaiser: „Ew. Majestät haben sich zweifelsohne längst überzeugt, daß der Geist des Kaisers Alexander sich nie in einer gewöhnlichen Richtung zu halten vermag. Seit 1815 hat er den reinen Jakobinismus verlassen, um sich in den Mysticismus zu werfen. Da seine Tendenz jedoch stets revolutionär ist, so ist es auch sein religiöser Sinn, und das Protectorat der Bibelgesellschaften konnte ihm daher nicht entgehen. Ich bitte Ew. Majestät, meine Antwort an Graf Nesselrode als ausschließend auf den Kaiser Alexander berechnet zu würdigen. Wenn ich in Details ganz eigener Art eingegangen bin, so habe ich dies gethan, um der Correspondenz zwischen den beiden Cabineten über biblische Themata und religiöse Gegenstände gleich im Entstehen ein Ende zu machen. Der Kaiser Alexander wird sicher jede Lust und Liebe verlieren, sich mit so beschränkten und engherzigen Christen, als ich Ew. Majestät und Allerhöchstihren Minister hinstelle, ferner einzulassen. Ich wünschte, ihm keinen Zweifel zu lassen, daß *seine* Begriffe von religiöser Aufklärung nicht die Begriffe Ew. Majestät sind, und daß demnach jede Besserung nicht leicht möglich sein dürfte. Wohin jedoch diese *Verrücktheit* noch führen kann, ist schwer zu bestimmen. Bei allen Ideen des Kaisers Alexander liegt stets die Absicht, sich Proselyten zu

werben, in erster Linie seiner Berechnung. In diesem Sinne wirbt er in Italien die Jakobiner und in Europa die Sekten an: heute haben die Rechte der Menschen den Bibellesern Platz gemacht. Es bleibt uns nur mit ruhiger Neugierde abzuwarten, welches die nächste Antwort auf meine letzte Depesche an Lebzeltern in Betreff der Gefahren des Mysticismus und der Vereinigung der Cabinete gegen dessen leidige Folgen sein wird." Eine gewisse Annäherung erfolgte allerdings schon in Aachen. „Der Kaiser Alexander ist gestern hier angekommen", schreibt der Kanzler von dort, „ich habe drei Stunden bei ihm zugebracht, und wir haben uns wiedergefunden wie 1813." Auch noch am 20. Nov. klingt ein halb spöttischer Ton durch: „Wir sind die zärtlichsten Freunde geworden; als Marie (Metternich's Tochter) uns zum ersten mal sah, konnte sie sich von ihrem Erstaunen gar nicht erholen — sie hatte uns immer nur entzweit gesehen." Aber noch im Mai 1819 — knapp ein Jahr vor Ausbruch der Insurrection Pepe's! — schreibt Metternich aus Neapel an Gentz: „Italien ist vollkommen ruhig ... und an keine Bewegung irgendeiner Art zu denken; in Neapel insonderheit herrscht bestimmte Zufriedenheit mit dem Gange der Regierung. Wenn nicht noch hin und wieder russische Agenten Italien durchkreuzten und die Sekten zu Hoffnungen auf den Liberalismus des Kaisers Alexander ermuthigten, wäre kaum irgendeine fixe Bewegung in den Gemüthern; Unzufriedene hat es in Italien von jeher gegeben; der Italiener schreit, aber handelt nicht." Erst der Congreß von Troppau brachte den Umschwung, nach Kotzebue's Ermordung und den Revolutionen im Süden. „Der Kaiser von Rußland entschuldigt sich, verurtheilt sich sogar", schreibt Metternich am 21. Oct. 1820 aus Troppau, „das ist zu schön; und wenn ich mich nicht anfühlte, glaubte ich zu träumen. Während meiner gestrigen dreistündigen Unterredung fand ich an ihm dieselben liebenswürdigen Formen, die ich 1813 schon bewundert; aber er ist viel vernünftiger geworden. Ich bat ihn, mir diese Veränderung zu erklären. Er antwortete mit aller Offenheit: «Sie verstehen mich nicht; ich will es Ihnen sagen. Von 1813—20 sind sieben Jahre, und diese sieben Jahre kommen für mich einem Jahrhundert gleich: 1820 würde ich um keinen Preis thun, was ich 1813 gethan. Nicht Sie haben sich geändert, sondern ich mich; Sie haben nichts zu bereuen, wohl aber ich.»" Nicht mehr zwischen dem Zaren, sondern nur noch zwischen dessen liberalem Minister Kapodistria und Metternich dauert der alte Gegensatz fort. „Die ganze russische Wirthschaft liefert ein interessantes Object zur Beobachtung", schreibt der Kanzler am 4. Nov.; „es gibt Leute darunter, von denen jeder einen verschiedenen Zweck verfolgt. Der Kaiser ist nicht allein von seinen frühern Ansichten zurückgekommen, sondern steht auf einem Standpunkte, ganz entgegengesetzt demjenigen, den er seit Jahren eingenommen. Kapodistria muß sich nach dem Winde drehen, aber wider Willen, was ihn dahin bringt, ein Schaukelspiel zu treiben." Als nun gar die Nachricht von dem bekannten Krakeel im Semanowski'schen Leibgarderegiment aus Petersburg in Troppau ankam, verzeichnete Metternich Mitte November in seiner Correspondenz die Thatsache: „Die Geneigtheit des russischen Kaisers für mich ist andauernd; es ist eine Wiederkehr zum Jahre 1813; wäre er 1815 so gewesen, so gäbe es kein Jahr 1820." Besonders charakteristisch ist die Eintragung vom 15. Dec.: „Vorgestern Abend hatte

ich eine merkwürdige Conversation mit Kaiser Alexander; wir blieben von 7 bis 11 Uhr zusammen. Ein Hauptbeweis unserer gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnung liegt im Thee. Trinken wir unter vier Augen Thee, so stehen wir gut zusammen ... sind wir nicht gut zusammen, so kommt kein Thee. Während obiger Unterhaltung ließ ich mich über Kapodistria aus: der Thee erleichterte es. Nachdem ich dem Kaiser ein sehr interessantes Actenstück vorgelesen, frug ich ihn: «Haben Sie mich verstanden?» «Vollkommen!» «Woher kommt es nun, daß Kapodistria mich nie versteht?» «Ich habe ihm das schon öfter vorgeworfen; es kommt daher, daß er immer meint, Sie wollten noch etwas anderes.» «Darin irrt er nicht; vor allem möchte ich, daß er neben seinem Esprit auch gesunden Menschenverstand hätte.» Dank dem Thee, wird so etwas gut aufgenommen. Ach, wenn dies aromatische Getränk den Kopf Kapodistria's nur etwas mehr aufräumen könnte, Gott im Himmel, was ließe ich dafür eine Masse Thee aus China kommen!"

Einen ganz andern zuversichtlichen und siegesgewissen Ton schlägt der Kanzler drei Wochen später bei der Fortsetzung des Congresses in Laibach an. „Heute", schreibt er von dort am 10. Jan. 1821, „wenn nicht die Erde zusammenbricht, der Himmel herabfällt oder die furchtbarsten und gemeinsten Landstreicher alle braven Leute mit Putz und Stingel vertilgen, haben wir den Proceß gewonnen. Kapodistria windet sich wie der Teufel in Weihwasser, aber er ist eben im Weihwasser und kann nichts thun. Die Haupttriebfeder unserer heutigen Thätigkeit besteht in meiner vollkommenen Einigung mit dem Kaiser Alexander: hier läßt der Thee wieder seine erstaunliche Macht fühlen." Wieder am 7. Febr.: „Heute Abend habe ich drei Stunden mit Kaiser Alexander zugebracht; ich kann den Eindruck nicht recht schildern, den ich auf ihn zu machen schien. Meine Worte ertönen wie eine Stimme aus der andern Welt; das innere Gefühl des Kaisers hat sich übrigens sehr geändert, und ich denke, viel dazu beigetragen zu haben." Am 28. Febr.: „Der Kaiser Alexander hat sich vortrefflich benommen; Kapodistria hat den Proceß verloren und zahlt die Unkosten; geht die neapolitanische Angelegenheit gut aus, so ist er verloren." Gar so schnell machte sich das denn nun doch nicht: erst kam noch der Rückschlag in Piemont. „Am 12. März wurde ich sehr früh durch die Nachricht der militärischen Aufstände in Alessandria und Turin aufgeweckt. Meinem Berichterstatter sagte ich: «Schön, ich habe es erwartet!» stand auf und ging zu meinem Kaiser, dann zum Kaiser von Rußland." Noch vor einem Jahre hatte der Kanzler jede Befürchtung einer Bewegung in Italien für eine Chimäre erklärt! Metternich selber erzählt uns, sein alter Kammerdiener Giroux habe die Gewohnheit, immer wenn man das Gegentheil von dem behaupte, was er eben gesagt, zu antworten: „C'est ce que je vous disais!" So blieb denn auch vorderhand noch Kapodistria im Amte, obschon Metternich wiederholt „harte Kämpfe" mit ihm zu bestehen hatte, über die er „mit dem Zaren sprechen mußte": es blieb ihm in Laibach aber nur „die Ueberzeugung, daß mit dem Ausgange der neapolitanischen Frage auch sein Rücktritt nicht mehr fern sein werde". Am 18. Juli schreibt Metternich aus Wien: „Aus Petersburg ist mir im ganzen recht gute Waare zugekommen, Kaiser Alexander hält bis nun fest wie am Tage unserer

Trennung; das bringt uns aber nicht vorwärts, dazu bedarf es meiner Schultern." Und fünf Tage darauf: „Der Kaiser hält noch fest, aber er steht allein unter den Seinigen; er will, was ich will, seine Umgebung aber will das Gegentheil. In diesem Gefühle hat der Kaiser den einzigen Entschluß gefaßt, der zu fassen war: er hat alles Thatsächliche aufgehalten und sich moralisch auf mich zurückgezogen." Der Kampf dauert fort; am 9. Nov. 1821 schreibt Metternich aus Frankfurt: „In Rußland und in der gesammten russischen Diplomatie des Auslandes gibt es zwei Parteien, die sich ganz offen mit den Namen Metternich und Kapodistria bezeichnen. Diese zwei Parteien verabscheuen einander und haben sich gegenübergestellt, wie die rechte und die linke Seite in Frankreich. Da der Kaiser Alexander ein Metternich ist, so ist die Partei gut und die andere bleibt ihrem Schicksal überlassen." Doch nicht immer; denn unter dem 22. Febr. 1822 finden wir die unwirsche Aufzeichnung: „Der berühmte Kurier aus Petersburg ist angekommen und steht seinen Vorgängern in nichts nach; er bringt mir nur unsinnige und zweideutige Phrasen, compromittirend für den, der sie geschrieben hat, den Thatsachen nicht entsprechend, im vollsten Gegensatze zu dem, was klar vor Augen liegt, voll Nonsense und schlecht redigirt, und das letzte Resultat dieses Geschwätzes ist nichts... Meine Antwort wird sein, daß ich nicht antworte; von allen Antworten ist das die kategorischste... Die beredtesten Phrasen werden nicht ausreichen, jemand vor dem Regen zu schützen, wollte er sich auch unter eine Thesis flüchten: Kapodistria wird auch bis auf die Haut naß werden, dafür stehe ich gut; das Ringen zwischen ihm und mir sieht dem Kampfe zwischen einer positiven und einer negativen Macht ähnlich ... aber was für eine Geduld gehört dazu."

Endlich auf dem Congreß von Verona erscheint der große Tag, wo Metternich am 22. Oct. 1822 nach Hause schreiben kann: „Man bringt mir Vertrauen entgegen, wie ich den andern, weil der Congreß aus braven Leuten besteht. Das böse Element ewiger Zerwürfnisse, Kapodistria, hat seine Bahn geendet, und mit ihm verschwinden tausend Verlegenheiten und Schwierigkeiten. Meine persönlichen Beziehungen zum Kaiser von Rußland sind die intimsten, was sie eben für die Ruhe der Welt sein müssen. Er glaubt an mich, gerade wie mein Kaiser es thut; und die Geschäfte gewinnen dabei, was sie bei keiner andern Combination gewinnen könnten." Hatte der Kanzler doch in Verona durchgesetzt, daß Alexander auch die Erhebung der Griechen, der Connationalen und der Correligionäre Rußlands um des Princips willen preisgab. Noch auf der Rückkehr von Verona schreibt er am 28. Dec. 1822 aus Innsbruck in hellem Jubel: „Der Kaiser Alexander ist heute von seinem Familienausfluge nach Stuttgart zurückgekehrt. Er hat seinem Schwager, dem König von Würtemberg, vieles gesagt, und alles, was er gesagt, war gut; was jedoch der Schwager thun wird, dürfte es weniger sein; doch liegt mir nicht viel daran. Der große Karren ist einmal im Laufe, und da thun die Kleinen gut, sich der Bewegung anzuschließen; sonst laufen sie Gefahr, unter die Räder zu kommen und überfahren zu werden. Dazu bedarf es keiner besondern mechanischen Kenntnisse; aber leider gibt es Menschen, die selbst diese nicht besitzen." Der König Wilhelm protestirte bekanntlich noch im Januar 1823 gegen die Beschlüsse des Congresses von Verona und veranlaßte dadurch Oesterreich und Preußen, ihre Gesandtschaften

aus Stuttgart abzuberufen und den diplomatischen Verkehr mit Würtemberg auf die laufenden Geschäfte und die nothwendigen Beziehungen am frankfurter Bundestage zu beschränken.

Wie und durch welche Mittel Metternich sich allmählich zum Choragen der Heiligen Allianz machte, indem er für die Ziele seiner Reactionspolitik Preußen und Rußland nahezu ebenso fest in die Hand nahm wie Oesterreich selbst, haben wir jetzt klar gesehen. Friedrich Wilhelm III. machte ihm in dieser Beziehung die wenigste Mühe, wie er sich denn überhaupt Preußen gegenüber mitunter in unbeschreiblichem Uebermuthe ergeht. So schreibt er gelegentlich des Aachener Congresses seiner Frau am 1. Oct. 1818 aus Aachen: „In Köln kam ich um 7 Uhr abends an; eine gewaltige Menge war dem Kaiser entgegengeströmt. Meine sechs Pferde und die dazugehörigen Wagen bewirkten, daß man mich mit ihm verwechselte. Vergebens ließ ich von fünf zu fünf Minuten anhalten, um den Leuten zu versichern, daß ich so viel Ehre nicht verdiene. Es half nichts; und als ich vor meiner Wohnung ankam, ging der Spectakel erst recht los. Die Glocken, die Hochrufe, die Erregung einer Bevölkerung von 60000 Seelen, die sich auf meinen Wagen losstürzten, übertönten meine Stimme sowie diejenige Gentzens, den ich zufällig in Bonn getroffen und bei mir hatte einsteigen lassen: gerade nur konnte ich verhindern, daß man mir die Pferde ausspannte. Ich war außer mir, Gentz bebte an allen Gliedern. Blos Ein vernünftiges Wort drang aus der Menge zu mir — ein Mann, dem ich zurief, daß ich es sei, schrie zurück: «Wir lieben unsern Kaiser schon genug, um ihn zweimal leben zu lassen, wenn Sie es nicht sind!» Endlich fahren wir bei dem Hotel des alten Patriciers Geyger vor: Herr, Frau und Fräulein Töchter packen mich, so wie ich aus dem Wagen steige; jung und alt bedeckt mich mit Küssen; das ganze Haus weint, schreit, zetert — weint vor Freude, mich zu umarmen, mich, den Minister Oesterreichs; schreit: «Es lebe der Kaiser!»; zetert über das Geschick, das die alte Ordnung der Dinge umgestoßen. Im Beisein aller Behörden der Stadt dränge ich die Familie in eine Kammer und flehe sie an, vernünftig zu sein: ohne Zögern antworten sie mir, gerade so dächten sie vernünftig zu sein, und auf keine andere Art wollten sie es sein. Da ich nachgerade einsah, wie einer derartigen Entschlossenheit gegenüber alle meine Gründe nichts verfangen konnten, ergab ich mich mit heldenmüthiger Resignation in ihre Küsse. Als ich frei ward, sah ich meinen Kammerdiener Giroux im Kampfe mit den Dienstboten, die keine Notiz davon nahmen, daß er sich eine Woche lang nicht rasirt. Als der Kaiser in seinem Hotel anlangte, zwei Häuser von dem meinen, ging die Menge mit ihren Küssen zwanzig Schritte weiter. Wahrlich, es gibt keine ärgere Täuschung als die Lüge, unter der die Druckerpressen seufzen, als ob in Köln und an den Rheinufern das Glück, Franzose gewesen zu sein und Preuße zu sein, die Erinnerung an ein Jahrtausend ausgelöscht habe. Die Reise des Kaisers auf dem Rhein war ein beständiger Triumphzug, der ihm schließlich sogar lästig fiel. Noch ärger wurde der Lärm bei seiner Ankunft in Aachen: in der Geburts- und Lieblingsstadt Karl's des Großen athmet alles das Kaiserreich. Die Bevölkerung erblickt hier im Kaiser nur seinen Nachfolger; sie schweigt still, so oft einer der andern Souveräne vor-

überkommt — wo der Kaiser naht, begrüßt sie ihn massenweise: «Es lebe unser Kaiser!» Nach Tisch besichtigten wir mit dem Kaiser den Dom; der König von Preußen kam gleichfalls dorthin: denn er hatte die dort aufbewahrten Reliquien noch nicht gesehen, da sie nur alle sieben Jahre oder wenn ein gekröntes katholisches Haupt sie besichtigen will, öffentlich ausgestellt werden. Auf einem Betschemel, den man über das Grab Karl's des Großen gesetzt, verrichtete der Kaiser sein Gebet. Rings um ihn kniete das Volk, das den Eintritt in die Kirche erzwungen hatte, um den Kaiser zu sehen; und ich fand, daß der König sehr schlecht an seinem Platze war, wie er inmitten seiner Unterthanen aufrecht dastand. An seiner Stelle wäre ich nicht mit in die Kirche gegangen."

Den ersten Anstoß zur Reaction im großen und ganzen lieferte Metternich natürlich die Ermordung Kotzebue's, und es überläuft den Leser noch heute eiskalt, zu sehen, wie der Kanzler und sein diensteifriger Gentz die Kunde von Sand's Verbrechen mit schlecht verhehltem Jubel aufnahmen, in der sichern Hoffnung, es könne ihnen nunmehr an dem nöthigen Succurs nicht fehlen, um dem deutschen Volke die letzten Früchte der Befreiungskriege zu entreißen, ja selbst der Bundesacte und dem Bundestage noch den letzten Schimmer eines liberalen Nimbus (!) zu rauben. Der Kanzler befand sich damals in Rom, wohin er den Kaiser Franz begleitet, um dann weiter Italien zu bereisen. Am 23. März 1819 ward der Mord in Manheim verübt; am 31. traf die erste, nur das nackt Thatsächliche enthaltende Nachricht in Wien ein. Unmittelbar nach Empfang derselben aber setzt der brave Gentz sich hin und schreibt seinem Gebieter: „Die Sache ist an und für sich schauderhaft genug; ihr Ursprung jedoch und wahrscheinlicher, jetzt schon beinahe evidenter Zusammenhang mit den größten Krankheiten und Gefahren der Zeit erhebt sie für den, der die Dinge im großen zu betrachten gewohnt ist, auf eine noch viel höhere Stufe der Abscheulichkeit und Furchtbarkeit. Dahin haben jene unschuldigen, tugendhaften Bestrebungen der deutschen Jugend und ihrer verdienstvollen Lehrer, mit denen man uns den Mund stopfen wollte, als wir unsere warnende Stimme gegen die ersten Excesse auf der Wartburg erhoben, geführt!" Daran knüpft der Biedere eine Reihe „praktischer Reflexionen", wie man die Katastrophe „nützlich und sogar wohlthätig machen könne". Vor allem müsse man dem Kaiser von Rußland vorstellen, daß „Kotzebue hingerichtet sei, weil die Revolutionäre in dem Wahne lebten, der Ermordete habe den Zaren von der liberalen Sache abwendig gemacht". In einem förmlichen Triumphausbruche antwortet der Kanzler am 9. April aus Rom: „Ich für meinen Theil hege keinen Zweifel, daß der Mörder nicht aus eigenem Antriebe, sondern infolge eines geheimen Bundes handelte. Hier wird wahres Uebel auch einiges Gute erzeugen, weil der arme Kotzebue nun einmal als ein argumentum ad hominem dasteht, das selbst der liberale Herzog von Weimar nicht zu vertheidigen vermag. Meine Sorge geht dahin, der Sache die beste Folge zu geben, die möglichste Partie aus ihr zu ziehen; und in dieser Sorge werde ich nicht lau vorgehen. Es scheint ganz sicher zu sein, daß der Mörder Kotzebue's als der Emissär, ein wirklicher Haschischim der jenenser Feme handelte. Wir werden ehestens sehen, was der Kaiser von Rußland zu

dieser liebevollen Behandlung seiner Staatsräthe in Deutschland sagen wird! Während nun die russischen Agenten in Deutschland propter obscurationem ermordet werden, präsidiren die russischen Agenten in Italien den Clubs der Carbonari; diesem Greuel wird auch bald Einhalt geschehen." Mit einem Witze, der nach Galgenhumor schmeckt, und einem Anfluge von Sentimentalität, die ziemlich verrenkt herauskommt, schließt der Fürst seine Epistel: „Mein tägliches Kämpfen geht gegen Ultras jeder Art, bis mich endlich auch der Dolch irgendeines Narren erreicht. Wenn der Kerl mir aber nicht von rückwärts kommt, so kriegt er eine Ohrfeige, an die er lange denken wird, selbst wenn er mich trifft." Daß der angebliche Kampf gegen die Ultras jeder Art nichts als eine fade Redensart ist im Munde des Staatsmannes, der von dem veroneser Congreß „goldene Früchte" erhoffte, zeigt jede Zeile in dem weitern Verlaufe der Angelegenheit, ohne eines nähern Commentars zu bedürfen. Wer die 16 Depeschen, die sich auf den Tod Kotzebue's beziehen, durchgelesen, der weiß, in welchem schweren Irrthum sich noch vor 30 Jahren der ehrliche Gervinus befand, als er von der Congreßzeit meinte, das eingehendere Studium derselben und die liberalere Aufschließung der Archive führe denn doch zu der erfreulichen und wohlthuenden Erkenntniß, daß man den leitenden Politikern jener Epoche unrecht thue mit der Annahme, als seien hier bei ihrer Beurtheilung nicht „Bosheit und üble Nachrede" zu „ungerechter Verleumdung" thätig und geschäftig gewesen. Umgekehrt, in noch viel höherm Grade, als man bisher geglaubt, tritt uns für die drei Lustren vom Wiener Congreß bis zur Julirevolution die ödeste, lederste, geist- und seelenloseste Reaction als ausschließlicher und als Selbstzweck bei den Regierungen hervor. Je mehr man sich in diese Actenstücke vertieft, desto besser begreift man die Berechtigung des zornigen Grimmes, womit Görres im „Rheinischen Merkur" den Machthabern die hohnvollen Worte ins Gesicht schleuderte: „Das Feuer ist aus, ihr lieben Leute, jetzt ruhig nach Hause gegangen! Einige von euch sind beim Löschen zu Krüppeln geworden? Euere Schuld! Hättet der Flamme nicht zu nahe kommen sollen! Nun aber seid hübsch still und artig und laßt alles lärmende Geschrei, damit wir unsere Throne und Thrönchen, unsere Kronen und Krönchen in Frieden genießen können, nachdem uns der böse Napoleon ohnehin so viel von der uns zugemessenen Zeit geraubt hat!" Es hielt eben der Politiker die Zügel in der Hand, der stolz auf seinen Realismus war, weil er den Wald vor lauter Bäumen nicht sah und — wie er selbst sagt — zwischen dem Pariser und dem Schönbrunner oder Preßburger Frieden durchaus keinen weitern Unterschied wahrnahm, als daß diese Oesterreich Land und Seelen genommen, während jener dem Kaiser Quadratmeilen und Unterthanen geben mußte. Wer mehr dahinter erblicken wollte, galt dem Kanzler schon für einen Schwärmer und halben Revolutionär.

Zunächst blies nun der österreichische Generalconsul in Leipzig, Adam Müller, mit aller Kraft seiner Lungen in die hell auflodernden Flammen. Schon am Tage des Mordes, der doch erst am Abend geschehen — schreibt er an Gentz — sei in Jena am Schwarzen Bret ein Porträt Kotzebue's angeschlagen und darunter eine todte Fledermaus angenagelt gewesen; auch sei Sand bekannt als fanatischer Anhänger Luden's. Man solle ja nicht glauben, daß es blos auf Ein schreckliches

Beispiel angekommen sei oder daß die mörderische Bande sich durch halbe Maßregeln werde einschüchtern lassen. „Die Verwilderung der Begriffe ist größer, als Sie sich denken können, hier an diesem ruhigen Orte hören Sie Sand öffentlich einen Scävola nennen. Die einzige Genugthuung ist, daß der Großherzog von Weimar, Krug und dergleichen Leute in großer Verlegenheit sind." Am 23. April erklärt Gentz denn auch dem Fürsten kategorisch: „Die wahren Thäter sind und bleiben Fries, Luden, Oken, Kiefer und andere Leute dieser Art, von denen die Universitäten um jeden Preis gereinigt werden müssen."

Unter dem gleichen Datum bricht der Kanzler von Rom her in einem Briefe an Gentz in das Triumphgeschrei aus: „Von allen Seiten erhalte ich aus Deutschland Cabinetsschreiben mit der dringenden Bitte, mich an den Laden zu legen, um dem Unfug ein Ende zu machen, den jeder deutsche Fürst in seinem eigenen Lande provocirte, nährte und nun nicht mehr zu beschwichtigen vermag. Ein Beispiel der Art müßte wahrlich jedem Besonnenen genügen, um in ihm die Verachtung des Charakters mancher Regierung aufs höchste zu steigern." Mit Bezug auf einen Brief Müller's an Metternich, wonach „der Universitätsunfug eigentlich aus der Reformation herrührt, durch deren Zurücknahme allein ihm gründlich abgeholfen werden kann", bemerkt der Kanzler zu Gentz, dies „übrigens vortreffliche Schreiben" citirend: „Ich leugne weder den Satz noch dessen Richtigkeit; mit Dr. Martin Luther kann ich mich jedoch hier auf dem Quirinal nicht befassen und hoffe, daß dennoch einiges Gute geschehen kann, ohne eben den Protestantismus in seiner Urquelle zu berühren."

Auf Schritt und Tritt begegnen sich Metternich und sein Famulus Gentz in allen ihren Anschauungen, wenn auch in Bezug auf die Auswahl der anzuwendenden Mittel und der einzuschlagenden Wege der Kanzler einen höhern Grad jesuitischer Schlauheit entwickelt. Nach Gentz' Ansicht soll vor allen Dingen Rußland bewogen werden, „auf Preußen, auf Baiern, auf Deutschland überhaupt mit Klugheit und Maß, doch in einem sehr bestimmten Sinne zu wirken, der aller Unentschlossenheit und Halbheit ein Ziel setzen würde; denn wir sind in Zweck und Absicht ohnedies mit dem Stärksten einig, was Kaiser Alexander sagen oder vorschlagen kann". Darauf erwiderte der Kanzler: „Den Kaiser von Rußland habe ich nicht vergessen; ein Schreiben, das ich an den Grafen Nesselrode durch eigenen Kurier entsendet, wird Ihnen beweisen, wie ich den Kaiser recht eigens auffordere, zu handeln, ohne irgendeinen Misgriff in Hinsicht der deutschen Politik zu begehen." Von gleicher Erbitterung sind auch beide Männer gegen den trefflichen Großherzog von Weimar beseelt; es ist der instinctmäßige Abscheu des Gewöhnlichen vor dem Edeln, der sie hierin antreibt. Gentz, der sogar nicht davor zurückbebt, seinen hämischen Geifer und Hohn darüber zu ergießen, wenn der österreichische Präsidialgesandte am Bundestage der kaiserlichen Regierung die „schimpfliche Ehre" anthut, in seiner Eröffnungsrede „die Universitäten als ein stolzes Denkmal deutscher Superiorität gegen die ungerechten Urtheile des Auslandes herauszustreichen!" ... Gentz also schreibt dem Kanzler: „Einer der ersten Anstifter und Beschützer alles Unheils in Deutschland, der Oberbursche von Weimar, durfte — acht Tage nach einem Verbrechen, das über ihn und seine Rathgeber zunächst um Rache schreit — der deutschen Bundes-

versammlung durch seinen Gesandten andeuten lassen, Freiheit der Meinungen und der Lehre müsse den Universitäten bleiben; denn im offenen Kampfe der Meinungen solle hier das Wahre gefunden, gegen das Vertrauen auf Autoritäten solle hier der Schüler bewahrt, zur Selbständigkeit solle er erhoben werden. So weit ist es mit den Großen und Mächtigen dieser Erde gekommen, daß sie solchen Kinderspott einschlucken müssen! Keiner der Minister am deutschen Bundestage war herzhaft genug, dem Collegen ein Bekenntniß des Abscheus, den solche Lehren erwecken mußten, auf der Stelle ins Angesicht zu werfen." Dann aber meint Gentz ein andermal: „Der Großherzog von Weimar müßte, als die geringste Strafe für seine Vergehungen, im Anfange weder gefragt noch auch nur zugezogen werden; am wenigsten, wie es nun in Frankfurt schon geschehen, das große Wort führen dürfen. Er müßte sich dem, was die andern Höfe beschlossen, unterwerfen — im allerschlimmsten Falle schickte man ihm den Kaiser von Rußland auf den Hals, oder setzte durch ein allgemeines Verbot Jena als Universität unter ein förmliches Interdict." Dem stimmt jedoch Metternich keineswegs bei. „Mit Verachtung straft man den weimarischen Altburschen nicht, er ist sie gewohnt" — schreibt er am 7. Mai aus Neapel; „seinen tollen Ansichten vielmehr eine gute Auslegung geben und ihn auf seinem eigenen Terrain fangen oder Lügen strafen, erscheint mir weit besser." So glaubt denn Metternich gut gethan zu haben, wenn er den weimarischen Antrag seinen eigenen Vorschlägen zu Grunde gelegt, . . . „wenigstens", fügt er am 6. Juni, wieder aus Rom hinzu, „können wir nicht des Obscurantismus beschuldigt werden, wenn wir, statt aus eigenen Beweggründen zu sprechen, uns auf die Klage der Noth des liberalen Großherzogs berufen — mit diesem ersten Schritte aber hat die Rolle des Großherzogs aufgehört; denn wir verzichten sämmtlich auf seine Hülfe".

Es ist ein bei Metternich wiederkehrendes Strategem, mit Ostentation bei seinen reactionärsten Maßregeln von Prämissen auszugehen, an denen auch die Liberalen nichts aussetzen können. Aber es ist das mehr als bloße politische Taktik. Es liegt dabei auch ein gutes Theil jener Heuchelei zu Grunde, die nach Lessing die Huldigung des Lasters an die Tugend bedeutet. So in dem Schreiben, womit der Kanzler am 17. Juni 1819 die formulirten Vorschläge für die Karlsbader und die Wiener Ministerialconferenzen aus Perugia an Gentz übersendet. Natürlich war wieder in erster Linie die Presse der Prügeljunge. „Das größte und das dringendste Uebel ist heute die Presse", echoet Metternich, als getreuer Nachbeter dessen, was ihm Gentz unmittelbar nach dem Attentat geschrieben. „Ich hoffe, daß wir durch die entsetzliche Begebenheit wie durch die Folgen, die sie unausbleiblich nach sich ziehen muß, den Debatten über Preßfreiheit in Deutschland auf eine Reihe von Jahren entgehen werden; denn ich sollte kaum glauben, daß jetzt irgendein Bundesstaat noch unverschämt genug sei, die Einführung der Preßfreiheit denjenigen Regierungen zuzumuthen, die sie bisher nicht geduldet haben. Und es ist meine feste Ueberzeugung, daß Oesterreich die erste Gelegenheit, wo man dieses Wort auf dem Bundestage artikulirt, benutzen muß, um mit Nachdruck zu erklären, daß es den ewig unverzeihlichen Artikel der Bundesacte, der von gleichförmigen Verfügungen über diesen, die innere Landeshoheit und Souveränetät

in ihren allerwesentlichsten Rechten und Verpflichtungen berührenden Gegenstand spricht oder träumt, ein für allemal als unausführbar und abgethan betrachtet und an keiner Discussion darüber je theilnehmen wird." Bekanntlich besagte Art. 18 der Bundesacte, daß „die Bundesversammlung sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit — — beschäftigen" werde. Die Folge der Karlsbader und Wiener Ministerialconferenzen war der Bundestagsbeschluß vom 20. Sept. 1819, der die obligatorische Censur für alle Schriften unter 20 Bogen einführte. Hören wir, mit welch stelzbeiniger Logik Metternich bereits in dem erwähnten Briefe aus Perugia an Gentz den crassen Widerspruch auszugleichen versucht, daß es zwar der innern Landeshoheit und Souveränetät aller Einzelstaaten zuwiderlaufen soll, einem Bundesmitgliede von Frankfurt aus die Preßfreiheit, durchaus aber nicht, ihm von Bundes wegen die Censur zu octroyiren: „Der Bund hat das Recht, jeden einzelnen Theil zur Erfüllung der gemeinsamen Pflichten aufzufordern; im Falle er sich nicht selber dazu bereit finden sollte, so hat der Bund das Recht, ihn hierzu zu zwingen. Aus dem Bundeswesen ergibt sich übrigens, daß alles, was in einzelnen souveränen und europäischen Staaten möglich ist, nicht stets in den souveränen deutschen Bundesstaaten möglich sein kann. So z. B. können Frankreich und England die Freiheit der Presse gestatten und sogar den Grundsatz aufstellen, daß diese Freiheit eine unerläßliche Bedingung des reinen Repräsentativsystems ausmache. In Frankreich und England können Gesetze gemacht werden, die den Misbrauch der Presse in Bezug auf die Verfassung der beiden Staaten beschränken. Ich zweifle jedoch, daß der eine oder der andere dieser Staaten als einen Grundbegriff der Freiheit der Presse ansehen dürfte, alle Werke, welche in dem einen oder in dem andern durch eine der Constitution entgegengesetzte Partei zur Untergrabung der Institutionen in dem andern Staate systematisch geschmiedet und bis zur Erzeugung des Aufstandes verbreitet würden, zu dulden. In diesem Falle würde die englische Regierung sicher Klage bei der französischen (oder umgekehrt) gegen die Duldung fremder Aufwiegler gegen einen befreundeten Staat führen; sollte die beklagte Regierung nicht Abhülfe gewähren, so hätte die klagführende das unbedingte Recht, ihr den Krieg zu erklären und sich demnach selbst Recht und Hülfe zu verschaffen, oder zum mindesten den Verkehr zwischen den beiden Staaten einzustellen. Diese im Völkerrechte begründeten Wege der Hülfe sind in Deutschland nicht anwendbar. Das was in dieser Rücksicht unter europäischen Mächten demnach auf dem Wege der Repression abgethan werden und demselben vorbehalten bleiben kann, muß im Deutschen Bunde durch Präventivgesetze geführt werden. In diesen Sätzen liegt kein Obscurantismus und sie sind demnach nicht als solche anzugreifen. Diese Gefühle haben übrigens selbst die Aufwiegler und gegen diese Sätze werden sie nicht streiten. Sie können allerdings einen ähnlichen Stand der Dinge als ein großes Uebel für Deutschland ausschreien und ihm den Wunsch des einzigen mir bekannten Mittels entgegenstellen: die Vereinigung Deutschlands in einen einzigen, nicht in seinen innern Bestandtheilen getrennten Körper. Auch ist dieser Wunsch bereits die Grundlage der Verbrüderung der deutschen praktischen Revolutionärs geworden. Da derselbe jedoch nur unter der Bedingung einer Ein-

zigen deutschen Monarchie oder Eines deutschen Freistaates erfüllt werden könnte, so steht zu vermuthen, daß es keine deutsche Regierung geben wird, die sich aus Deutschheit von Haus und Hof jagen lassen dürfte, eine Bedingung, welche als das unerlaßlichste Opfer zu Gunsten der Ausführung der Idee betrachtet werden muß."

Metternich meinte hier gewiß, Großes in vornehm ironischer Ueberhebung zu leisten: hätte das Schicksal seinen Lebensfaden noch um sieben Jahre länger gesponnen, so würde er Zeuge gewesen sein, wie verschiedene deutsche Fürsten allerdings ganz im Ernste von Haus und Hof lassen mußten, weil sie ihre Existenzberechtigung nicht mit den Anforderungen der „Deutschheit" in Einklang zu bringen verstanden! Der weitere Satz, wonach alle Bundesstaaten ihre Institutionen so einzurichten haben, daß Oesterreich dadurch nicht in den Zuständen genirt wird, „an denen es eine Aenderung weder vornehmen will noch kann", wie Metternich sich sehr unwirsch äußerte, als Alexander den polnischen Reichstag in Warschau eröffnete, blieb allerdings auch nach dem Sturze des Kanzlers der Ariadnefaden der österreichischen Politik. Noch vier Monate vor seinem seligen Ende mochte er sich an der wunderbaren Note vom 9. Febr. 1859 erbauen, worin Graf Buol den sardinischen Constitutionalismus bei Palmerston verklagte, weil die italienische Frage niemals die Welt gestört hätte, wenn nur die lärmende piemontesische Freiheit nicht die Kirchhofsruhe unterbrach, mit welcher die österreichische Reaction die Apenninische Halbinsel beglückte! Freilich übte der Kanonendonner von Magenta dann auch noch an dieser „staatsmännischen" Logik eine vernichtende Kritik, ehe der Kanzler die Augen geschlossen. Gentz allerdings war über die Sophistereien des Fürsten derartig entzückt, daß er letzterm schrieb: „Ew. Durchlaucht können sich leicht vorstellen, welchen Eindruck Ihr Schreiben aus Perugia auf mich gemacht hat. Mein Gemüth erhebt sich und alle finstern Sorgen scheinen zu entfliehen, wenn ich in einem so bedenklichen Zustande den einzigen Mann in Deutschland, der noch frei und mächtig wirken kann, auf einer solchen Höhe nicht blos der Grundsätze und Gesinnungen, sondern des Entschlusses zu handeln erblicke. Wenn diese Vorschläge durchgehen, ist viel gewonnen; ich bin über und über zufrieden, wenn sich sämmtliche deutsche Regierungen die Zeitungscensur gefallen lassen." Das war das Vorspiel zu den Karlsbader Conferenzen im August 1819, unmittelbar nach der oben erzählten Zusammenkunft Metternich's mit Friedrich Wilhelm III. in Teplitz.

Nach seinem Siege über die Erhebungen in Neapel und Piemont muß sich aber Metternich einer ganz unglaublichen Verehrung bei den Monarchen erfreut haben. Als er nach dem Thronwechsel in England Georg IV. in Hannover besuchte, berichtet er unter dem 25. Oct. 1821 wörtlich von dort: „Der Empfang, den mir der König angedeihen ließ, war der eines lieben Freundes. Ich entsinne mich nicht, je mit solcher Zärtlichkeit umarmt worden zu sein, und so lange ich lebe, war ich nicht in dem Falle, mir so viele schöne Dinge sagen zu lassen. Nach einem wahren Schwall von Worten, worin der König so gnädig war, mich mit allen großen Männern des Alterthums, des Mittelalters und der modernen Zeit in Vergleich zu stellen, kam ich endlich dazu, von Geschäften zu reden, und da blieb mir nichts zu wünschen übrig. Ich werde große und gute Geschäfte

machen, ohne Anspruch darauf zu machen, mehr zu sein als Minos, Themistokles, Cato, Cäsar, Gustav Adolf, Marlborough, Pitt, Washington u. s. w., alles Namen, die Se. Majestät mir genannt hat, wie man eine Litanei von Heiligen herabsagt." Und zehn Tage später schrieb er von Johannisberg: „Das Reisen ist eine schreckliche Sache in meiner gegenwärtigen Stellung. Ich genieße die Langeweile wie die Monarchen in Anbetracht der Höfe, die mich bei meiner Durchreise feiern, und die eines Wahrsagers, weil jedermann mich um Rath fragt. Seitdem ich so glücklich war, die Carbonari vertilgen zu lassen, glaubt man, ich brauche nur zu erscheinen, um alles umzubringen, was dem einen oder dem andern im Wege ist. Jegliche Regierung ist heutzutage krank, und alle aus eigener Schuld: seit den Wiener Conferenzen sehen sie mich als den obersten Gesetzgeber Deutschlands an und seit 1821 als den Vertilger der Revolutionäre. Jeder bittet mich, ihm die seinigen umzubringen, oder ihm wenigstens mein Recept mitzutheilen."

Am interessantesten ist die Nachwirkung, die das aus jener Zeit datirende Renommée Metternich's auf lange Jahre hinaus in Piemont und namentlich bei Karl Albert fand. König Karl Felix, dem die Militärrevolte von 1821, nach Abdankung Victor Emanuel's I., zum Throne verholfen, war bekanntlich fest entschlossen, die Erbfolge dem arg compromittirten Prinzen von Carignan zu entziehen und sie dessen Sohn Victor Emanuel zuzuwenden. Kaiser Franz und Metternich widersetzten sich dem Plane, „weil Ausschließungen solcher Art bei ihrer Durchführung stets unvermeidliche Ruhestörungen im Gefolge haben", und als der Kaiser 1825 Lombardo-Venetien bereiste, ging er auf eine Begegnung in Genua mit dem Könige erst da ein, als dieser das Project aufgegeben und Karl Albert den Befehl ertheilt hatte, sich sofort ebendahin zu verfügen, wo er sich bei dem Kaiser zu melden habe. Karl Felix fügte sich, sprach jedoch gegen den Kanzler sein „Misbehagen" mit den prophetischen Worten aus: „Ich habe mich dem Willen des Kaisers unterworfen, sowol aus schuldiger Achtung als in Anerkennung des ihn beseelenden Gefühls einer auf Principien und Erfahrung gegründeten Ordnung. Dabei vermag ich mich aber nicht der Ueberzeugung zu erwehren, daß es ganz insbesondere Oesterreich sein wird, das sich über einen Menschen voll durch und durch verdorbener Ideen zu beklagen haben wird." Metternich erwiderte, der Kaiser wähle von zwei Uebeln das kleinere, indem er bei der Frage lediglich die Sache und nicht die Person des Thronfolgers berücksichtige. Sowie er in Genua angekommen war, verfügte der Prinz von Carignan sich zum Kaiser, wo er eine einstündige, und darauf zu Metternich, bei dem er eine dreistündige Audienz hatte. Tags darauf fragte der Kaiser den Kanzler um seinen Eindruck und sagte dann, auf dessen Bitte, die chronologische Ordnung zu wahren: „Auf mich hat der Prinz keinen günstigen Eindruck gemacht und ich kann denselben mit wenigen Worten wiedergeben: er ist ein Phrasenmacher, und dergleichen Leute flößen mir nie Vertrauen ein." Metternich stimmte diesem Urtheile durchaus zu. „Demungeachtet", bemerkte der Kaiser, „war in der Sache nichts anderes zu thun." Als an demselben Morgen der Kaiser den Prinzen zum Könige brachte, vor dem der Prinz niederkniete, ihn unter Thränen um Verzeihung bittend, sprach Karl Felix: „Dem Kaiser, weder Ihrer Geburt noch mir sind Sie Dank schuldig; ver-

gessen Sie das nie und geben Sie Ihrem Beschützer niemals Grund, seine Großmuth zu bereuen." Der Prinz betheuerte seine festesten Entschlüsse.

Karl Albert saß seit sieben Jahren auf dem Thron und Kaiser Franz ruhte seit drei Jahren im Grabe, als Metternich und der König sich nach 17 Jahren gelegentlich der Krönung des Kaisers Ferdinand 1838 in Mailand wiedersahen. Vom Empfange bei dem Kaiser kommend, erblickte Karl Albert, der in Einem Hause mit Ferdinand logirte, in einer Vorkammer den Kanzler, den er sogleich beim Arme nahm, in seine Appartements mit hinüberzog und neben sich aufs Kanapee setzte. „Mit lebhafter Ungeduld", begann Karl Albert die Unterhaltung, „habe ich den Augenblick herbeigesehnt, wo ich Sie nach so vielen Jahren, die seit unserer ersten Begegnung in Genua verflossen sind, mit der Frage angehen darf: sind Sie zufrieden mit mir und finden Sie, ja oder nein! daß ich den Verpflichtungen nachgekommen bin, die ich 1825 gegen den Kaiser und seinen Minister übernommen habe? Vielleicht sind Sie erstaunt, daß ich Ihnen so die Pistole auf die Brust setze (à brûle-pourpoint); aber ich glaube in Genua in Ihrem und in des Kaisers Franz Gesicht gelesen zu haben, daß Sie kein volles Vertrauen in meine Aufklärungen über eine unselige Vergangenheit setzten, was mich übrigens so wenig wundernahm, daß mich das Gegentheil mit Erstaunen erfüllt hätte." Metternich beruhigte ihn: „Nicht an seinem guten Willen, nur an der Möglichkeit, die Fehler der unheilvollen Uebereilung von 1821 wettzumachen, habe man gezweifelt. Sie haben das Wort gehalten, das Sie dem Kaiser gegeben, und stände er Ihnen hier gegenüber, Sire, er würde diesen Ausspruch bethätigen." Der König sprach sein „Entzücken" aus über eine so „vollständige Rechtfertigung seiner Haltung auf dem Thron". Dazu fügte er aber eine Mittheilung, die er Metternich bat, als einen Vertrauensbeweis zu schätzen, der nur dem Kanzler allein bewilligt werden könne. Es bestehe eine ungeheuere Verschwörung, scheinbar blos gegen die Throne, in Wahrheit gegen den Frieden der Gesellschaft gerichtet; sie mache die Lage eines Königs von Sardinien zur denkbar schwierigsten, was mit den Fehlern des piemontesischen Volkscharakters zusammenhänge, der in seinem Argwohn zugleich waghalsig und ängstlich, zanksüchtig und hinterlistig sei. Das Oberhaupt eines von so bösem Geiste beseelten Landes habe niemals die Arme frei und müsse daher beständig das Mistrauen der andern Cabinete erregen. „Der piemontesische Charakter ist vor allem antiösterreichisch; der von Frankreich her wehende Wind bringt dieser Tendenz Nahrung. Sie wissen, daß Sie auf mich rechnen können; treten aber Fälle ein, wo Ihnen meine Haltung nicht klar erscheint, so schreiben Sie mir direct, nicht durch die Post; schicken Sie den Brief durch eine sichere Person an Ihren Gesandten in Turin, der ihn mir zustellen wird, ohne irgendjemand etwas davon zu sagen. Auf demselben Wege werden Sie meine Erklärung erhalten."

Nun, der Fürst lebte ja noch lange über die Zeit hinaus, wo die Probe dieses reactionären Rechenexempels gemacht wurde! Vorderhand aber war er, nach seinem Siege über Neapel und Piemont, fest überzeugt, der Sanct-Georg zu sein, der nicht blos diese oder jene, sondern die Revolution getödtet habe. „Die Revolutionen", schreibt er im April 1821, „scheinen doch etwas abgenutzt; auch diese

Mode wird einst vergehen, wie jene, die Tugend der Karoline von England zu vertheidigen. Ich sage nicht, daß es keine Revolutionen mehr geben wird, aber ohne Halt werden sie sein, mehr dem Liebäugeln alter Koketten gleichsehen, bei Amateurs vielleicht noch Anklang finden, aber wirkliche Liebe nur Jungen und Tollhäuslern einflößen." Schreibt er doch auf seiner Reise im Herbst 1821, nachdem er seinen Empfang bei den Fürsten geschildert, auch weiter: „Von der andern Seite, und das ist die petite pièce, stellen sich mir die Revolutionäre, alles Lumpenvolk, so weit thunlich, vor, um mich der Lauterkeit ihrer Gesinnungen zu versichern. Es ist z. B. ganz spaßig, was jetzt in Frankfurt, einer der abscheulichsten Städte Deutschlands, vorgeht. In dem Augenblick, als man vernahm, daß ich dahin kam, haben sich Gesichter und Sprache dort verändert. Die ersten Gestalten, die sich zu mir in den Gasthof verfügten, sind jene der erbittertsten Radicalen gewesen, und ich erinnere mich nicht, jemals rohere Ehrenbezeigungen ausgestanden zu haben. Wenn man sie hört, haben sie nur mich erwartet, um ihre Religion zu wechseln." Wieder aus Frankfurt vom 9. Nov. 1821: „Hier liegen die allerärgsten Jakobiner zu meinen Füßen, alle voller Entschuldigungen und Betheuerungen. Auf meiner Reise habe ich nicht weniger als fünf Universitäten berührt: Leipzig, Halle, Marburg, Göttingen und Gießen. In Halle dinirte ich am 18. Oct. unter dem gleichen Dache mit 150 Studenten, welche die Schlacht von Leipzig feierten, und ich habe überall nur Zeichen von Ehrfurcht empfangen. In dem Augenblicke, wo ich zu Halle in den Wagen stieg, gaben mir alle 150 Studenten das Geleite, entblößten Hauptes und unter Vivatrufen. Den ganzen Tag über hatte ich einen Haufen von Menschen unter meinem Fenster, und wohin ich ging, begleiteten mich freudige Zurufe. Wenn man diese Leute fragt, warum sie da sind, antworten sie: wir wollen ihn sehen! Das sind die italienischen Angelegenheiten, die mir heute diese Art von Berühmtheit in Deutschland verschafft haben. Die Neugierigen wollen wissen, wie der Mann aussieht, der von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß die Carbonari ein Lumpenvolk sind, und begreifen nicht, wie er es angestellt hat, dies leichte Räthsel zu lösen. Das Volk ist überall gut, aber kindisch."

Dies „gute" Volk möchte daher der allgewaltige Kanzler auch immer nach Art des Doctor Eisenbart von seinen „Kindereien" geheilt sehen und ist dann entsetzt, wenn das doch nicht überall gar so einfach geht wie in Neapel, wo die vorrückenden Oesterreicher auf ihre Frage, in welcher Gegend denn die Insurgentenarmee zu treffen sei? lachend vom Volke belehrt werden: „Sono sfuggiti, vanno mangiar maccaroni" („Davongelaufen, Maccaroni essen gegangen!") So referirt der Kanzler bei der Nachricht von der Einsetzung des Ministeriums Polignac in Frankreich dem Kaiser triumphirend am 13. Aug. 1829: „Das ganze Ereigniß hat den Werth einer Contrerevolution", und Franz I. bemerkt dazu: „Gott gebe, daß es nach Wunsch gehe!" Nur „ob der König und die Regierung die nöthige Kraft haben werden, den ernsten Angriffen der bereits beschlossenen Revolution zu begegnen", erscheint Metternich zweifelhaft. Man beachte den Jesuitismus: die Revolution muß „bereits beschlossen" sein, damit die „Contrerevolution", die vom Thron aus hereinbricht, ihre moralische Rechtfertigung finde. „Ich wünsche von Grund meines Herzens, mehr als ich es hoffe", schreibt der Fürst im September

an den Grafen Apponyi, k. k. Botschafter in Paris, „daß Herr von Polignac sich über den wahren Stand der Dinge nicht täusche; wenn seine vollständige Sicherheit zu Gunsten seines Charakters spricht, legt sie für seinen Verstand kaum ein gleich vortheilhaftes Zeugniß ab." Im nächsten Bande werden wir Näheres darüber erfahren, wie Metternich die Nachricht von den Julitagen aufnahm, die ihm ja für ein paar Stunden die Sprache verschlagen haben soll.

Auch die kirchliche Reaction fand an Metternich so wenig einen Gegner, daß vielmehr gerade er es war, der 1827 — im Widerspruche mit dem Gutachten des Erzherzogs Ludwig und des Burgpfarrers Abtes Frint — den ein Lustrum früher aus Rußland und Congreßpolen vertriebenen Jesuiten die kaiserliche Erlaubniß erwirkte, in dem ihnen eingeräumten Dominicanerkloster zu Tarnopol in Galizien „frei und ohne jede Einschränkung nach ihren Ordensstatuten und den darauf abgelegten Gelübden zu leben". Ja, unmittelbar nach dem Wiener Congreß schon griff der Kanzler den Gedanken auf, die Verbindung des Hauses Habsburg mit dem Vatican zur festen Begründung der österreichischen Suprematie über Deutschland auszubeuten: genau so, wie das 40 Jahre später durch den Abschluß des Thun'schen Concordats geschah, das den Verträgen Hessen-Darmstadts, Würtembergs und Badens mit Rom als Vorbild diente. Derselbe Staatsmann, der den Erlaß eines Preßgesetzes durch den Bundestag als einen unerträglichen Eingriff in die Souveränetät der Einzelstaaten brandmarkte, erstattete schon am 5. April 1816 dem Kaiser Bericht über „die Idee eines Concordats mit dem römischen Hofe für die gesammten deutschen Bundesstaaten", das in Frankfurt abgeschlossen werden müsse; Cardinal Consalvi, der römische Staatssecretär, habe dem Fürsten versprochen, keinen Separatvertrag mit einem deutschen Bundesstaate abzuschließen; es muß in Frankfurt „eine gemeinschaftliche, auf unsere kirchlichen Grundsätze basirte Verhandlung der Angelegenheiten der deutschen Kirche" stattfinden . . . „nach meinem Erachten muß Deutschland zu einer kirchlichen Verfassung und zur Annahme von Grundsätzen bewogen werden, welche die unserigen sind, ohne daß wir erscheinen, als wollten wir Deutschland unsere Grundsätze aufdrängen". Weshalb er nicht durchdrang, berichtet Metternich selber in einem Artikel, den er niederschrieb, als am 15. Aug. 1855 zu seiner größten Freude das Concordat „das heilsame Werk der Zurücknahme jener als Reformen sich bezeichnenden Eingriffe vollendete, die sich Joseph II. in das kirchliche Gebiet zu Schulden kommen ließ". Es heißt in dieser Notiz: „Die persönlichen Gesinnungen des Kaisers Franz waren der Beseitigung der seit Joseph II. bestehenden Zustände aus politischen wie aus kirchlichen Gründen zugewendet. Anders stand es mit der Beamtenschaft; ja selbst im Klerus hatten, mit geringen Ausnahmen, die Febronianischen Lehren tiefe Wurzeln geschlagen. In der höchsten Region stand ich allein auf dem Boden der Wahrheit in dieser wichtigen Frage. Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, sondern verfolgte die zu lösende Aufgabe nach jenen Grundsätzen, die ich in meinen Besprechungen mit dem Cardinal-Staatssecretär Consalvi festgestellt . . . Ich stand aber allein im höchsten Regierungscentrum, und so blieb es, ungeachtet meines Andrängens, bei leeren Verhandlungen. Testamentarisch verordnete 1835 Franz I., daß die Controversen zwischen Staat und Kirche in kürzester Frist beendet werden

sollten, und ernannte zu Vollstreckern seines Willens mich und den Bischof von Sanct-Pölten. Da dieser sehr bald starb, nahm ich den damaligen Prälaten Abt Rauscher zum Mitarbeiter; vereint stellten wir uns dem Beamtenthum entgegen, aber es gelang uns nicht, das Geschäft zu jenem Austrage zu bringen, dem die Umstürze des Jahres 1848 endlich die Bahn brachen." Hell aufjubelnd schließt der Exkanzler sein Aphorisma: „Das Ziel ist erreicht! Die Verspätung überwunden, in welcher irrige Begriffe, falsche Lehren und bureaukratische Gewalten dem Sieg des Rechtes und selbst des gemeinen gesunden Menschenverstandes, dem besten Willen zweier Kaiser und meinem Wirken als unbesiegbare Hindernisse sich in den Weg stellten!"

Nur Eine nicht unbedingt reactionäre Aeußerung finden wir in den beiden dicken Bänden. Als nach vierzehnjähriger Pause 1825 der preßburger Landtag wieder einberufen ward, wandte der Führer der Altconservativen, Graf Stephan Széchényi, sich in einem Programmschreiben an den Kanzler, der unter andern Randglossen zu dem langen Briefe auch die folgende machte: „Die Erhaltung der ungarischen Verfassung erkenne ich in jeder Hinsicht für eine so strenge Pflicht des Staatsdieners und zugleich für ein so bestimmtes Gebot des Rechtes wie der Klugheit, daß ich mein ganzes politisches Leben vernichten müßte, um dem Gegentheil auch nur Gehör zu geben. Je fester und erprobt unerschütterlicher ich jedoch dastehe, um so freier lege ich mein Glaubensbekenntniß ab. Es ist das folgende: die Verfassung wird nie durch einen klugen und gerechten König bedroht werden; das, was seit 800 Jahren dem Sturm der Zeit getrotzt hat, ist erwiesen fest." Und doch war seit 1811 die Verfassung factisch suspendirt gewesen; kein Landtag war seitdem versammelt gewesen, kein Comitat stand mehr unter seinen erwählten Vicegespanen; überall schalteten königliche Administratoren, und erst als die Regierung den hart an Revolution streifenden Widerstand der Congregationen absolut nicht mehr bewältigen konnte, fand sie es gerathener, mit Einem Reichstage, als mit einem halben Hundert tumultuarischer Winkelparlamente zu verhandeln. So erledigt sich denn auch Metternich's schlaue Bemerkung, blos der von den Liberalen so hoch gepriesene Joseph II. habe sich an der avitischen Verfassung vergriffen, einfach damit, daß der große Kaiser dieselbe noch nicht halb solange aufgehoben hatte wie sein Neffe.

Selbst in rein diplomatischen Dingen war Metternich von Befangenheit nicht frei und der größten Illusionen fähig. Am stärksten tritt das unmittelbar vor dem Congreß von Verona hervor, als Alexander den Bailli Tatistschew nach Wien in außerordentlicher Mission geschickt, um hinter dem Rücken des ordentlichen Gesandten, Grafen Golowkin, mit Metternich die Mittel und Wege zu verabreden, wie der Zar sich in der griechischen Angelegenheit von seinem kriegslustigen Cabinet losreißen und ohne Aufopferung seiner Würde aus der schiefen Stellung hinausgelangen könne, in die ihn seine frühern Sympathien für die Rebellen gegen den Sultan gebracht. Wie ein Triumphator berichtet der Kanzler am 31. Mai 1822 dem Kaiser Franz über „den vollständigsten Sieg, den vielleicht je ein Cabinet über ein anderes davongetragen". Alexander sei bereit, seine diplomatischen Verhältnisse mit dem Divan sogleich wiederherzustellen: „Graf Kapodistria ist ganz

geschlagen und schweigt vorderhand. Ich fühle mich recht glücklich, die Ueberzeugung hegen zu dürfen, daß die ganze Lage der Dinge in Europa nun einen bestimmten Umschwung nehmen kann. Wir sind heute von einer schwer zu berechnenden Stärke; und daß ich, insofern die Sache von mir abhängen kann, hier nichts versäumen werde, um der Partei recht auf den Leib zu gehen, hieran zweifeln Ew. Majestät nicht."

Man sieht, auch in großen Weltfragen ist und bleibt die „Partei" die Idiosynkrasie Metternich's, neben der alles andere zur Nebensache herabsinkt. Auch der Kaiser resolvirt: „Der Sieg, den Sie hier davongetragen, ist vielleicht der schwerste und schönste Ihres Ministeriums, wofür ich Ihnen nicht genug danken kann. Die Welt soll es aber auch erkennen, was ihr dadurch für eine Wohlthat zugeht; daher werden Sie Sorge tragen, dieselbe anschaulich zu machen; und rechne ich darauf, daß Sie diesen Sieg benutzen werden." Dann jubilirt Metternich am 3. Juni weiter: „Solange die Politik in einer erleuchteten Form geführt wird, hat sich wol nie ein Cabinet so schwer compromittirt als das russische. Das große Werk Peter's des Großen und aller seiner Nachfolger hat das heutige russische Cabinet mit Einem Schlage vernichtet. Alles ist hier auf einer neuen Basis und das, was Rußland an moralischer Kraft verliert, gewinnt die Pforte." Drei Jahre später lag Alexander I. im Grabe; und als Nikolaus die Türkei besiegt hatte, mußte Metternich kleinlaut gestehen, „die europäische Allianz habe sich nur bis zum Tode des Kaisers Alexander als wirklich bestehende Thatsache behauptet". Ja, er widmet dem Adrianopeler Frieden in einem Berichte vom 9. Oct. 1829 an Kaiser Franz den wehmüthigen Nachruf: „Die Complication im Orient wurde durch die natürlichen Fortschritte der russischen Macht und die ungeheuern Missgriffe der mit ihr verbundenen Höfe herbeigeführt; Rußland aber würde sich nie so leicht in ein schwer zu begrenzendes Unternehmen eingelassen haben, wenn es mehr Rücksicht auf Oesterreich nehmen zu müssen geglaubt hätte." Metternich revanchirte sich für diese schwere Enttäuschung durch die abfälligsten Urtheile über die russische Kriegspartei. So hatte er am 12. Sept. 1828 mit dem damals einunddreißigjährigen Prinzen Wilhelm, jetzigen Deutschen Kaiser, eine zweistündige Unterredung in Baden bei Wien, wo Oesterreich — nach dem entsetzlichen Fiasco der ersten russischen Campagne gegen die Türken — beträchtliche Truppenmassen zu Manövern zusammengezogen, die Nesselrode als Anfang einer Mobilisirung argwöhnisch verfolgte. „Es ist ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Prinz", schreibt Metternich, „bekanntlich aufs engste mit dem Kaiser Nikolaus verbunden; er hat auch Petersburg nach mehrmonatlichem Aufenthalte erst verlassen, als der Kaiser sich zur Armee begab. Denn der Kaiser hatte ihm die mit der größten Anstrengung erbetene Erlaubniß verweigert, den Feldzug mitzumachen. Fest steht so viel, der Prinz ist vollkommen vertraut mit den Gedanken des Kaisers Nikolaus, an dessen Seite er die dem Kriege vorausgehenden Monate verlebt. Aus sicherer Quelle weiß ich, daß der Kaiser ein großes persönliches Zutrauen in ihn setzt und eine fleißige Correspondenz mit ihm führt. So muß man zugeben, daß die Worte des Prinzen voll und ganz den Werth haben, als wenn Kaiser Nikolaus selber sie vorbrächte." Aus diesem Gespräche nun ist dem Kanzler klar geworden, daß

„die gegenwärtige Verwickelung aus der Leichtfertigkeit, ja aus der wirklichen Kinderei herstammt, die den jungen Monarchen und seine jugendlichen Vertrauten beseelt und durch die äußerste Schwäche des Cabinets sowie durch das arge Spiel einiger Friedensstörer aufgehetzt wird. Einen ernsten Krieg hat man für rein unmöglich gehalten. Wie würden denn diese erbärmlichen Türken, die auf Schritt und Tritt ihre Schwäche durch die demüthige Hinnahme jeder Beleidigung offenbaren, den Krieg mit Rußland aufzunehmen wagen? Sowie die russische Armee sich in Marsch gesetzt, mußten sich ja unfehlbar sofort türkische Unterhändler vorstellen. Der Zar wollte nur die Zukunft seiner Regierung auf eine Haupt- und Staatsaction gründen."

Zum Schlusse noch ein paar gelegentlich erwähnte Aussprüche Napoleon's, die der Aufbewahrung werth sind. Einst sagte er zu Metternich: „Ah, vous ne savez pas, quelle est la puissance du bonheur! Lui seul donne du courage. Ne pas oser c'est ne rien faire qui vaille, et on n'ose jamais qu'à la suite du bonheur. Le malheur affaisse et flétrit l'âme, et dès lors on ne fait rien de bon!" („Ach, Sie wissen nicht, wie groß die Macht des Glücks ist! Nur das Glück verleiht Muth. Ohne Wagniß thut man nichts, was der Mühe werth wäre; und man wagt nur, wenn man Glück gehabt hat. Das Unglück beugt und dörrt die Seelen aus, dann richtet man nichts Tüchtiges mehr aus!") Bei der Rückkehr von Elba sagte er zu Ségur und andern Generalen, die ihn in den Tuilerien mit Versicherungen ihrer Treue empfingen, nachdem sie während der Hundert Tage bei Ludwig XVIII. geblieben waren: „Es gibt zwei Arten der Treue, die der Hunde und die der Katzen; Sie, meine Herren, theilen die Treue der Katzen, die nie das Haus verlassen!"

Die neuesten Ausgrabungen in Pompeji.

Von

Konstantin Winterberg in Rom.

I.

Wo die Westabhänge der Hochapenninen sich allmählich in der Ebene hinabsenken, die sie in vielverzweigten Formen, durch Bäche und Ströme oder tiefe Schluchten unterbrochen, bis zum Meeresstrande durchziehen, dort liegt, von den Ufern des Liris und Seranus beiderseits umsäumt, jener reiche, paradiesisch schöne Küstenstrich, dem das Alterthum schon den Namen Campania felix gegeben, das Land, welches man nicht mit Unrecht als den Garten Italiens bezeichnen mag. Vor allem weitaus hervorragend, was Schönheit der Natur betrifft, ist aber der Theil, welchen der Golf von Neapel umspült, vom Cap Misenum im Norden, südlich vom Vorgebirge der Minerva begrenzt, dabei von einem Blütenreichthum, einer Fruchtbarkeit, der nichts zu vergleichen ist. Wie noch heute prangen im Alterthum die sanftern Höhen nach Süden und Westen im Schmuck dunkler Oliven, deren Stämme und Wipfel unzählige Guirlanden und Verschlingungen fast wild wachsender Reben umrankten. Grüne Laubwaldungen bedeckten einst die nahe dem Strand sich erhebenden vulkanischen Abhänge des Vesuvs, ehe die geheimnißvolle Werkstatt der Natur jene innern Kräfte entfaltet, welche die Blüte des gesegneten Landes unter Schutt und Asche begrub.

Neunzehn Jahre sind nunmehr verflossen, seit der Indifferentismus vergangener Jahrzehnte, der die Bloßlegung der monumentalen Reste jener Stätte des antiken Lebens fast in Vergessenheit gerathen ließ, dem neuerregten Streben im Interesse der Wissenschaft hat weichen müssen und Fiorelli's thatkräftige und umsichtige Leitung die lange unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen. War auch das Resultat dieser letztjährigen Ausgrabungen kein geradezu eclatantes, wie es frühere Nachforschungen, insbesondere zu Anfang dieses Jahrhunderts, zur Folge gehabt, indem man überall den Boden zu durchwühlen begann, wo sich die reichste Ausbeute erwarten ließ, ohne an eine ordnungsmäßig zusammenhängende, das ganze Terrain successive umfassende Arbeit im entferntesten zu denken, so wird dessenungeachtet jeder Einsichtige dem neuern, wenn auch langsamern Verfahren, welches principiell nichts ruinirt und nichts verkommen läßt, dem frühern Raubsystem gegenüber unzweifelhaft den Vorzug zuerkennen. Lebendiger, allgemeiner war darum auch seit jener Zeit das Interesse aller Freunde und Forscher des Alterthums,

welches sich wiederum durch die lebhafte Theilnahme an der Gedächtnißfeier jenes denkwürdigen Tages bekundete, wo diese Stätte verschüttet wurde, um nach zweitausendjährigem Todesschlafe dem Schos der Erde neu sich zu entringen. In der That dürfte unter Italiens Städten nächst Rom wol keine zweite existiren, die uns wie Pompeji ein so vollständiges Bild der Antike zu geben, so bis ins kleinste Detail hinein ihr Leben zu vergegenwärtigen vermag. Wol möchte es darum bei Gelegenheit des Auferstehungsfestes der antiken Stadt, die des Interessanten und Wichtigen so vieles noch in jenen Theilen birgt, die jetzt der Schutt bedeckt, am Platze sein, einen Blick auf die Resultate zu werfen, welche die neuern Ausgrabungen ans Licht gebracht, wie von der mühevoll erklommenen Höhe des Wanderers Blick noch einmal über Feld und Fluren tief im Thale zurückschaut. Zu reich ist die Fülle des Materials, welches, von Fiorelli's rastlosem Eifer zu Tage gefördert, durch seine Veröffentlichungen wie durch diejenigen anderer in weitern Kreisen mehr oder weniger bekannt, seinem ganzen Umfange nach hier vorzuführen nicht der Ort ist. Nur das am meisten Interessante, sofern es neu und charakteristisch, zugleich auch als Vertreter seiner Gattung gelten kann, sei hier erwähnt.

Nicht die freie Aussicht wie Neapel bot im Alterthum, über das weite Flußthal des Sarnus ausgebreitet, Pompeji, wenngleich durch seine Lage nicht ohne malerischen Reiz. Welch überraschendes Bild bietet sich uns beim Durchwandern der Stadt oft an einzelnen Punkten, unter anderm auf jener Höhe, die einst den Jupitertempel trug. Von sanften Wellenzügen der durch Baumgruppen und Alleen unterbrochenen mit Villen und Dörfern übersäeten Ebene gleitet der Blick zum blauen Spiegel des Golfs, dessen Horizont über Castellamare und Sorrento hinweg das malerische Capri begrenzt, während zur Linken die zackigen Spitzen der Hirpinerberge, die Ausläufer der eigentlichen Apenninenkette, das Thal des wasserreichen Stromes umschließen, dessen Silberstreif hier und da aus der Ebene im Sonnenstrahl blitzt.

Vom Reichthum der Natur an sich schon angeregt, gab der Handel wesentlich Pompeji seinen Ursprung. Heutzutage ist der Meeresstrand freilich wol eine Viertelmeile von der Stadt entfernt. Indessen machen neuere Ausgrabungen, bei denen dicht an der städtischen Umgrenzung Seemuscheln mannichfacher Art zum Vorschein kamen, es nicht unwahrscheinlich, daß einst die Bucht sich näher an die Stadt erstreckte, bevor die Katastrophe und die mit ihr verbundene Bodenanschwellung sie weit zurückgedrängt hat. Spricht doch Livius gelegentlich von der bei Pompeji angetriebenen römischen Flotte, abgesehen von Seneca's und Plinius des Jüngern Beschreibung jener lieblichen Bucht, welche damals das offene Meer längs der Gestade von Herculanum bis Stabiä gebildet. Keinesfalls indessen kann sich der Strand bis an die Stadt selber erstreckt haben, wie Gebäudereste antiken Ursprungs zur Genüge beweisen, welche man neuerdings wol eine halbe Miglie westlich der Stadt auffand. Ueberhaupt dürfte über die damalige specielle Terraingestaltung eine richtige Vorstellung zu gewinnen heutigentags ebenso unmöglich sein wie damals, als man verfaultes Holz im Schachte eines Brunnens für die Masten des Schiffes ansah, auf welchem, wie man meinte, Plinius der Aeltere hier gelandet

war, wo er bei der Rettung der Verunglückten bekanntlich selbst sein Ende fand. Kaum größere Wahrscheinlichkeit wie diese hat die andere Hypothese, welche dem Laufe des Sarnus vor Ausbruch der Eruption ein näher an der Stadt gelegenes Bett anweist, eine Anschauung, welche dies wie anderswo so auch hier gewählte, die Umgebung überhöhende städtische Terrain allein schon widerlegt.

Ein glücklicher Genius scheint seit der Unterwerfung durch die Römer über Pompeji gewaltet zu haben, das, fern vom geräuschvollen Treiben großer Städte und doch wiederum vom öffentlichen Leben durch die römischen Verkehrsstraßen wie durch des Meeres Nähe keineswegs ausgeschlossen, von politischen Wirren ungetrübt, welche andere Theile des Römerreiches zu verschiedenen Zeiten erschütterten, in idyllischer Sorglosigkeit unter Campaniens lachendem Himmel dahinlebte. Nicht als ob die Pompejaner des kriegerischen Sinns ihrer samnitischen Vorfahren in späterer Zeit ganz bar gewesen wären: im Gegentheil, Livius selber erwähnt bei Gelegenheit der Niederlage des Consuls Cornelius, der mit seiner Flotte den Sarnus hinaufgesegelt war, um den campanischen Küstenstrich zu unterwerfen, ausdrücklich Pompejis Bewohner unter den durch Tapferkeit hervorragenden Gegnern.

Beweisen doch die punischen nicht weniger wie die spätern Bundesgenossenkriege, daß der Freiheitssinn des alten oskischen Völkerstammes auch lange noch, nachdem die Stadt in römische Abhängigkeit gefallen, im Volke fortgelebt. Erst zur Kaiserzeit finden wir sie, in Sprache und Verfassung ganz romanisirt, als Lieblingssitz der römischen Aristokratie, ja selbst der Kaiser. Kaum mag wol überhaupt das Verhältniß zur Hauptstadt je ein drückendes gewesen sein, denn das zehnjährige Verbot der Circusspiele infolge des unter Nero stattgehabten Theaterkrawalls war zwar ein harter, doch gerechter Spruch.

Lange ehe diese Strafzeit abgelaufen, bezeichnete die erste Zerstörung infolge eines von tödlichen Aushauchungen begleiteten Erdbebens das Wiedererwachen des längst für erloschen gehaltenen vulkanischen Bergriesen, dessen Verwüstung damals schon so bedeutend war, daß der römische Senat lange Zeit darüber schwankte, ob er die Erlaubniß zum Neubau ertheilen solle. Mit wunderbarer Schnelligkeit waren bereits die Tempel Jupiter's, der Venus, der Fortuna neu erstanden, selbst das Theater fast vollendet, vom Forum fehlten nur die Statuen am Säulengange, Bewegung und Verkehr belebten von neuem allerorts die Straßen, als die furchtbare Katastrophe erfolgte, welche dichte Todesnacht über die nur hin und wieder durch Blitze erhellte Gegend ergoß, deren Schatten erst nach drei furchtbaren Tagen das Licht der Sonne zu durchbrechen vermochte, um durch Rauchwolken hindurch ringsum nur Aschen- und Lavamassen erblicken zu lassen, welche die Trümmer der vor kurzem noch blühenden Städte unter ihren Hügeln deckten. Grauenvoll muß in der That nach Plinius' Beschreibung die arglos im Theater versammelte Menge der Ausbruch der Eruption überrascht haben, deren erregte Phantasie in der undurchdringlichen Finsterniß beim Toben der Elemente die Auferstehung der Giganten zu erkennen glaubte, die den Untergang der Welt heraufbeschworen. Thatsache aber ist trotzdem, daß die eigentliche Katastrophe selber so langsam vor sich ging, daß jedenfalls der größte Theil der Einwohnerschaft sich retten konnte. Jene romantischen Berichte, welche die Neuzeit über ihren Untergang in Scene zu setzen beliebt,

indem man sich unter anderm in emphatischen Worten über die Ausdauer eines auf seinem Posten bis ans Ende verharrenden Soldaten ergeht, dessen Skelet in einer Nische entdeckt wurde, die man trotz der Inschrift, welche sie als Grabmonument bezeichnet, zum Schilderhause stempelt, ein andermal wieder ein Liebespaar bemitleidet, das in rührendster Umarmung den Tod erlitten, oder einen Priester bei der Ausübung des Gottesdienstes, eine Mutter mit den Kindern, den einzigen Kostbarkeiten, die sie aus dem Untergange gerettet, das unerbittliche Geschick ereilen läßt: dies wie vieles Aehnliche ist kaum mehr begründet, als die zu Anfang unsers Jahrhunderts allgemein verbreitete, jeder gesunden Vernunft widersprechende Ansicht, als sei die Zerstörung nicht durch vulkanische Massen, sondern durch Wasserfluten erfolgt, welche der Krater über die Stadt ergossen. Lange Zeit war Pompeji verschollen, sodaß später selbst seine Lage kaum bekannt; erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde die Aufmerksamkeit von neuem ihrer Stätte zugewandt, als Bauern dort durch Zufall einige Kostbarkeiten fanden. Nunmehr begannen jene Ausgrabungen, die, auf nichts weniger als auf systematische Forschung gerichtet, im Gegentheil durch ihre räuberische Gier, die nach verborgenen Schätzen suchend so manches interessante Monument zerstört, weit größern Verlust bereiteten, als Nutzen für die Wissenschaft stifteten. Amphitheater, Forum und Theater, verschiedene Tempel kamen so zum Vorschein, denen ferner noch das ältere Forum und die Gladiatorenkaserne folgten. Später, nachdem die Raubluft sich allmählich abgekühlt, weil die Ausbeute nur geringen Ertrag an Werthsachen ergab, erkaltete auch der Eifer, sodaß Winckelmann nur wenige tunesische Sklaven dort beschäftigt fand und gewiß nicht übertrieben meint, es würde in Rom in einem Monat mehr bloßgelegt, als dort in einem Jahre.

Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts ward unter der französischen Herrschaft mit zahlreicherm Personal in größerm Umfange gearbeitet und der wesentlichste Theil dessen bloßgelegt, was uns heute vor Augen liegt. Bis zum Jahre 1823 sah man bereits den ganzen Theil der Stadt um das große Forum civile, den größten Theil der Stadtmauern wie auch die Gräberstraßen aufgedeckt. Leider aber ward auch jetzt noch nicht das richtige Verfahren angewandt. Statt, wie neuerdings, in horizontalen Schichten, grub man in verticaler Richtung. Von morschen, verkohlten Balken kaum gestützt, welche dem Druck der daraufla stenden Dächer, Erker und Balkone nicht mehr zu widerstehen vermochten, stürzte vieles zusammen, wovon nachher der Schutt die Eingänge sperrte, den man erst in den letzten Jahren auf Eisenbahnen in angemessener Entfernung von der Stadt abzuladen begonnen. Wenig mehr wol als ein Drittel des städtischen Territoriums mag bisjetzt vollständig bloßgelegt sein, das an sich zwar klein, um so mehr durch den Reichthum öffentlicher Gebäude überrascht. In seinen ältern Perioden, von deren Bauwerken auch unserer Zeit noch einige erhalten, solid und ernst aus Hausstein aufgeführt, ward nach dem Erdbeben in seinen Neubauten Pompeji nichts als eine gemalte Stadt, mit Tünche verkleidet, die den formlosen Kern des Innern verhüllte.

Unsymmetrisch erscheint darum die ganze Architektur, deren Regellosigkeit sich

bald auch über die Ornamentik erstreckt. Ein gewisses Gepräge von Anmuth läßt sich aber trotz aller Mängel nicht verkennen, welches überall wiederkehrend als der allgemeine Charakter der pompejanischen Bauten bezeichnet werden kann. Zu ernst und monoton mochte wol für das heitere Volk der campanischen Ebene die strenge Durchführung der Formen erscheinen, die frühern Kunstperioden entlehnt waren, und welche im wesentlichen stets zu Grunde liegen. Bis zu Ausschweifungen, die fast an Verwilderung grenzen, versteigt sich oft die Gesetz und Norm überschreitende künstlerische Phantasie, welche, durch kein einheitliches Princip in Schranken gehalten, anstatt einer durch innere Nothwendigkeit aus dem Volksbewußtsein hervorgegangenen Kunstrichtung dem verderbten Geschmack des Eklekticismus anheimfällt. Keineswegs ist in Pompeji dorischer Stil so vorherrschend, wie man für gewöhnlich annimmt. Nur in den Säulengängen der großen Plätze findet er sich vertreten; sonst herrscht wesentlich der korinthische oder vielmehr dessen Abart, ein Gemisch bald mehr, bald weniger origineller Phantasiegebilde. Am seltensten ist die ionische Ordnung, die sich eigentlich in voller Reinheit, wie am Erechtheion zu Athen, hier nirgends findet. Von all den Phantasiegebilden aber, welche ganz besonders an den Capitälen auftreten, die von den sinnigsten, geschmackvollsten Formen sich bis ins Uebertriebene, Unkünstlerische verlieren, wo jeder Grundgedanke fehlt, hier alles vorführen zu wollen, würde vergebliches Bemühen sein.

Auf sanfter Hügelsenkung, von der sogenannten Gräberstraße, dem Hauptverkehrswege von Neapel her, gelangen wir durch die heute noch verschüttete Vorstadt an einigen jetzt bloßgelegten Schenken und Kaufläden vorbei, an die einige Grabmonumente sich anschließen, zum Thor von Herculanum. Man kann es als eine Art Doppelthor bezeichnen, denn der mittlere Thorweg führt zunächst in einen innern, von beiden Seiten des Walles her zu bestreichenden Hofraum, auf welchem zugleich die beiden Seitenwege münden. Noch jetzt erkennt man den Falz, worin das Fallgatter eingelassen, welches zum Abschluß diente und späterhin natürlich überflüssig ward, als die Stadt aufhörte eine Festung zu sein. Durch das leider eingestürzte Gewölbe dieses größten und schönsten Thors betreten wir den Theil des städtischen Gebiets, dessen Schenken, Läden nicht weniger wie eine Reihe von großen, zum Theil dreistöckigen Magazin- und Lagerräumen einen besonders lebhaften Verkehr vermuthen lassen. Ganz das Gegentheil zeigen die nach Norden sich abzweigenden Straßen, welche wesentlich Privathäuser enthalten. Die Via di Mercurio besonders zeichnet sich nicht blos durch ihre Breite aus, sondern gibt sich durch die beiderseits begrenzenden Thorbogen zugleich als die vornehmste der Stadt zu erkennen. Ihr folgend gelangen wir durch den zweiten dieser Bogengänge auf das Forum civile, den größern der beiden städtischen Märkte. Hier befinden wir uns so recht eigentlich im Centrum des öffentlichen und Verkehrlebens, auf jenem Versammlungsorte, der bekanntlich in keiner antiken Stadt fehlen durfte.

Wie heute noch in kleinern Städten die öffentlichen Gebäude den Marktplatz umgeben, so finden sich dort auch im Alterthume eine Reihe von Tempeln, Gerichts- und städtischen Verwaltungsgebäuden. Mit dem Wachsthum der Städte jedoch pflegte man, wie in Pompeji, Verkaufsplätze und Markt zu trennen. Dorische Säulenhallen, deren oberstes Geschoß einst ein zweiter Umgang ionischen Stils

gebildet, wovon jetzt freilich keine Spur mehr übrig, umgeben den geräumigen an 100 Meter langen Platz, und nur an der Ostfront unterbrechen einzelne Gebäude den Zusammenhang. Inmitten der schmalern Nordseite, den ganzen Raum gleichsam beherrschend, erheben sich in voller Frontansicht die Fundamente des Jupitertempels, dessen Vorhalle zwölf korinthische Säulen begrenzen. Weite Nischen zu beiden Seiten der mächtigen Freitreppe, die einst Reiterstandbilder getragen, lassen auf die einstige Pracht des Innern schließen, welches das Kolossalbild Jupiter's neben denen der Juno und Minerva umschloß. Wol mag der Anblick so vielen Glanzes, verbunden mit der herrlichen Aussicht über das Forum hinweg, mit seinen eleganten Gebäuden, die lachende Campagna im Hintergrunde, welche die waldigen Höhen des Mons Aureus wie die blauen Gestade des Meeres umrahmen, einen entzückenden Eindruck gemacht haben. Weniger prachtvolle, doch darum nicht minder wichtige Gebäude zeigt die breitere östliche Front. Hier fällt der Blick neben Wechslerbuden auf das Sitzungsgebäude des Senats, einen tempelartigen Raum, der mit Unrecht wol als Tempel des Mercur bezeichnet wird. Das sogenannte Chalcidicum der Eumachia, ein Gebäude, das der Inschrift nach der Pietas und Concordia Augusta geweiht, war seiner Anlage nach zu schließen eine Art Börsenhalle. Korinthische Säuleneinfassung, Arabesken und Decoration an den Umfassungsmauern der Hauptfront dürften einen recht passenden Beweis für die Annahme einiger Alterthumsforscher abgeben, welche die Anlage für ein öffentliches Waschhaus halten; eine Annahme, die mit dem benachbarten Pantheon, das man gleichzeitig zum Schlachthaus gestempelt, in vollster Harmonie stände und gewiß einen recht würdigen Abschluß des städtischen Forums bilden würde. Dies letztere Gebäude, der Nordostseite des Forums angrenzend, gehört nicht blos der Größe nach, sondern auch durch seine bedeutende innere und äußere Ausstattung zu den hervorragendsten Monumenten der antiken Stadt. Von zwölf Postamenten, die man sich als Träger der zwölf großen Götter dachte, während sie in Wahrheit nur die Pfeiler eines Kuppeldachs getragen, mag die Bezeichnung Pantheon des offenbar als Heiligthum der Vesta oder Prytaneion zu denkenden Gebäudes herrühren. Denn kaum erklärlich, fast sinnlos erschienen sonst die auf Nahrung und Kostwahl bezüglichen Gemälde, welche die Wände der Cellen schmücken, die man als Ochsenställe des vermeintlichen Schlachthauses bezeichnet, und deren Decoration denn doch mit unsern Anschauungen über die Ausstattung derartiger Räume und gewiß auch mit denen der alten Pompejaner einigermaßen collidiren möchte.

Verfehlt wie jene ist offenbar auch die Meinung der Gelehrten, welche das gegenüberliegende Gebäude zur öffentlichen Schule gemacht, während doch offenbar das noch vorhandene Podium auf eine städtische Gerichtshalle deutet. Der mächtige Schwibbogen, auf welchen nach Süden unser Blick fällt, trug einst die eherne Quadriga der Victoria. Zwei Reiterstatuen standen ihm zur Seite, während die Marmorpostamente mehr nach der Mitte zu Standbilder verdienter Mitbürger aufgenommen.

Gleich an der Ecke der südwestwärts einmündenden Straße zeigt sich das Hauptgerichtsgebäude, die bedeckte Halle der Basilika, von der Art, wie sie nach griechischem Muster in spätern Perioden auch in Rom Aufnahme fand, um

schließlich in die ausgedehntesten Prachtbauten überzugehen. Fünf weite Thorwege führen durch die von sechs korinthischen Säulen getragene Vorhalle zu dem durch mehrfache Säulenreihen in drei Schiffe getheilten Innenraum, dessen oberes Geschoß wiederum Reihen von Säulen ionischen Stils bilden, auf denen das Dach des reich mit Statuen und Ornamenten decorirten Gebäudes ruht. Ihm zur Seite mündet die zum Bahnhofe führende Straße, an welcher sich der Haupteingang in das als Venustempel bezeichnete prächtige Heiligthum befindet, dessen Benennung man durch die Entdeckung einer der mediceischen ähnlich gestaltete Statue dieser Göttin motiviren zu können glaubt. Eine Halle von 48 Säulen umgibt ringsum diesen weitaus glänzendsten von allen Tempeln. Marmormosaik bildet seinen Boden, reiche Malereien decoriren die Wände, unter anderm die Scene aus der Ilias, wo Achill aufbrausend gegen Agamemnon vorstürmt, während Athene ihn zurückhält, der kleinern zu geschweigen, unter denen der auf Silen gestützte jugendschöne Bacchus stets von neuem fesselt. An der sogenannten Poikile vorbei, einer Bildergalerie oder nach andern einem öffentlichen Versammlungsorte, der Strada dell' Abondanza folgend, die in südöstlicher Richtung vom Forum sich abzweigt, betreten wir das älteste, am wenigsten regelmäßig gebaute Stadtviertel, welches sich um den kleinern Platz des Forum triangulare gruppirt. Antiker, von Vegetation überwucherter Schutt deckt jetzt den Abhang des einst mit starken Grundmauern eingefaßten Hügels, der den ältesten Theil der Stadt getragen. Wie die Akropolis von Athen, scheint auch in der That das Forum triangulare vordem vielleicht eine geheiligte Bedeutung gehabt zu haben. Eigenthümlich ist die dreieckige Grundrißform, nach welcher der Platz benannt ist, dessen von acht dorischen Säulen gebildeter Eingang in eine Vorhalle führt, welche, ähnlich den Propyläen von Athen, nicht weniger als 100 dorische, von leichtem Gebälk überdeckte Säulen einst bildeten. In das Innere tretend, blicken wir in der Mitte des Platzes auf das älteste Heiligthum griechischen Ursprungs, einen runden Tempel, dessen vollständiger Verfall durch das im Jahre 69 erfolgte Erdbeben mehr als durch die Verschüttung selbst seine Erklärung finden möchte. Die enge Säulenstellung, dabei die schwungvollen Linien des Capitells erinnern an den Tempel von Pästum und lassen wie jener auf das hohe Alter des Gebäudes schließen, dessen Inneres augenblicklich nur noch den von acht Säulen umgebenen runden Altar erkennen läßt.

Von der Südseite dieses Forums aus den mittlern Rang des großen Theaters betretend, sehen wir vor uns den ganzen Innenraum des nach griechischem Vorbilde an den Abhang des Hügels sich anlehnenden Bühnengebäudes, dessen nach römischem Gesetz bestimmte Rangordnung noch deutlich sich erkennen läßt. Während der vorderste die Ehrensessel der Triumvirn getragen, waren die in den Fels gehauenen Stufen der Bürgerschaft als Sitz bestimmt; Sklaven und gemeines Volk füllten die obersten Reihen, über denen sich wiederum ein weites Zeltdach wölbte, eine Erfindung späterer Zeit, die bekanntlich, nachdem sie von Campanien aus auch in Rom Eingang gefunden, nachher in der luxuriösen Weise gehandhabt ward, wie ja unter anderm Nero's Zeltdach auf purpurfarbenem Seidengrunde den goldgestickten Sonnengott trug. Fast zu schmal nach unsern Begriffen, obgleich den damaligen Verhältnissen genügend, wo stets nur wenige Personen zugleich

auftraten, zeigt sich Orchester und Bühnenraum, von deren sonstiger Einrichtung indessen außer den vielleicht zu Geistererscheinungen dienenden Vertiefungen kaum andere Spuren vorhanden sind.

An die Rückseite des Gebäudes lehnt sich der von stuckverkleideten Säulen umfaßte Hof der Gladiatorenkaserne, welche man trotz der darin entdeckten Gladiatorenwaffen verschiedener Gattung bis in die neueste Zeit hinein als Gemüsemarkt bezeichnete. Den schmalen Eingang an der Ostseite sah man zugleich als den einzigen Zutritt in den Hofraum an, während die breiten Stufen, welche an der Südfront offenbar den Hauptverkehr vermittelten, gar nicht bekannt gewesen sind. Von dem Widerspruch an sich ganz abgesehen, dem lebhaften Marktverkehr so enge Grenzen anzuweisen, tritt das Widersinnige jener Annahme noch mehr hervor durch die Auffindung eines Pferdegerippes nebst menschlichen Skeleten, welche man für die Marktwache ausgab. Denn schwerlich dürfte der wackere Centurio an der Spitze seiner 63 Mann starken Truppe die enge Treppe hinauf- und noch weniger durch die kaum 2 Meter hohe Thür wieder hinabgeritten sein. Daß außerdem, von den Cellen abgesehen, welche zur Aufnahme von etwa 132 Gladiatoren bestimmt, noch andere Localitäten wie unter andern eine Küche sich finden, die für eine Kaserne nothwendig, für ein Marktlocal höchst überflüssig scheinen, zeigt um so mehr die Unhaltbarkeit jener Hypothese.

Das anstoßende kleinere Theater war, wie die Inschrift lehrt, ein überdecktes, welches jedoch der Helligkeit wegen einen säulengetragenen Dachstuhl hatte. Weit geringer an Umfang wie an innerer Ausstattung scheint das Gebäude wesentlich zu dramatischen Darstellungen wie zu musikalischer Production gedient zu haben. Gleich hinter seinen Ruinen erheben sich die Trümmer zweier Tempel, deren größerer der Isis geweiht. Er ist dem Tempel Jupiter's im allgemeinen ähnlich; wir blicken durch die Hallen des Säulenhofs hindurch auf ein gewölbtes Gemach im Innern seiner Cella, welches, wie man glaubt, einem jener geheimen Räume entspricht, in welchen der Priester sich verbarg, um im Namen der Gottheit die Orakel zu verkünden. Hier auch will man das Skelet des Priesters aufgefunden haben, der bei der Ausübung des Gottesdienstes den Tod erlitt. Unter den übrigen Gebäuden, meistentheils Privatbesitzern angehörig, welche das Stadtquartier östlich vom Forum nach der Nordseite des Theaters zu bilden, verdienen nur die „neuen" Thermen unsere Beachtung, deren Bezeichnung als die zuletzt entdeckten heutzutage freilich nicht mehr zutrifft, nachdem die letzten Ausgrabungen deren abermals neue zu Tage gefördert. Weit größer als die längstbekannten ältern Thermen, bedeckt die Anlage fast eine ganze Insel. Zwei Abtheilungen, zum Männer- und Frauenbad bestimmt, umschließen wie bei jenen den geräumigen von Säulen und Pilastern umschlossenen Hof. Den gewiß einst verlockend schön eingerichteten Baderaum, dessen Schwimmbassin noch heute den Marmor beplatteten Boden zeigt, umgrenzen rechts und links Palästra und Auskleidezimmer; die Wände sind wiederum von Landschaftsgemälden, Sphinxen und Nymphen belebt, während die dem Hofe zugewandten Theile phantastische Architekturmalerei aller Art überdeckt, wie sie in so vielen öffentlichen und Privatgebäuden Pompejis sich kundgibt. Wenig classisch, doch heiter und launig ist der Ton der in Stuck ausgeführten Decoration. Leicht und

luftig schweben Guirlanden von Säule zu Säule. Reliefs von Satyrn, die zum Tanze das Tamburin schlagen, unter ihnen Silen mit dem Trinkhorn, vollenden ihren Schmuck. Größere Gemälde bedecken wiederum die geräumigern Wandflächen, unter denen die Darstellung des Hylasraubes die bekannteste ist. Vor allem ein Zimmer ist es, das durch geschmackvolle Malerei auf rothem Grunde sich auszeichnet, dessen Decke ein Tonnengewölbe ist, mit Cassetten ausgestattet, die zur Aufnahme von Amoretten, Delphinen und andern zum Theil phantastischen Figuren gedient. Scenen aus der freien Natur erscheinen wiederum als der angemessenste Schmuck der eigentlichen Badecellen. Baum und Strauch von Guirlanden umschlungen, welche sich über Mauerwerk fortziehen, von Vögeln und seltsamerweise auch von Fischen belebt, welche sich in den Zweigen wiegen, Springbrunnen, mit Figuren geschmückt, welche Statuen darstellen, die ganze Scenerie vom blauen, sternbesäeten Himmel überwölbt, bilden wesentlich die künstlerische Ausstattung der durch wenige Oeffnungen von oben her im malerischen Halbdunkel liegenden Räume.

Ueber die noch unausgegrabenen Stadttheile hinweg durch Kornfelder und Weinberge führt der Weg nunmehr zu jenem Schauplatze blutiger Spiele, welche neben dem heitern Comfort der antiken Welt eine der dunkelsten Schattenseiten des sinkenden Heidenthums offenbaren. Wie auch die dramatischen Spiele größtentheils von Griechenland herüberkamen, so waren Thier- und Gladiatorenkämpfe von Anfang an in Rom nicht heimisch. Der finstere Aberglaube eines blutigen Göttercultus unter den Völkern Etruriens, der zur Verherrlichung der Todten, zur Sühnung ihrer Manen Menschenopfer auf dem Grabe der Dahingeschiedenen verlangte, erzeugte jene Gladiatorenkämpfe, wo man die Schlachtopfer paarweise um Leben und Tod kämpfen ließ, bis später der Geschmack an diesen Schauspielen so allgemein geworden, daß sie den ursprünglichen religiösen Charakter ganz verloren, um fortan mit Volksfesten, Triumphen oder andern öffentlichen Lustbarkeiten, ja in Campanien sogar bei Gastmählern neben Possenreißern, zur Unterhaltung beizutragen. Bezeichnet doch die Roheit, Verbrecher dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, um sie, den im ehrlichen Kampfe gefangenen Kriegern gleich, für ihr Leben kämpfen zu lassen, noch lange nicht das äußerste Extrem späterer Demoralisation, wo man bekanntlich keinen Anstoß nahm, Verurtheilte, besonders Christen, von wilden Thieren wehrlos zerfleischen zu sehen, während römische Schlemmer mit lebenden Sklaven Muränen fütterten. Kaum kann es somit überraschen, nicht nur freiwillige Klopffechter aller Art, von Mangel oder Bestialität getrieben — nein Ritter, Senatoren, selbst Frauen an jenen Kämpfen sich betheiligen zu sehen, sodaß gesetzliche Verbote dagegen nöthig wurden. Wie aber die Capitale allen andern mit dem an 80000 Zuschauer fassenden Colosseum voranging, bei dessen Einweihung allein nicht weniger als 5000 Thiere getödtet, welchem Schauspiel dann wiederum Seegefechte folgten: so fand auch in den Provinzialstädten jenes Beispiel mehr und mehr seine Nachahmung, und unter ihnen ist das pompejanische Amphitheater mit seinem wol an 12000 Menschen fassenden Innenraum bei weitem nicht das kleinste. Erst beim Betreten des Innern selber erhalten wir den Totaleindruck der ganzen, zur Hälfte in die Erde ver-

senkten Anlage, mit ihren der Marmorbekleidung jetzt freilich beraubten Sitzreihen, von denen Tausende den Scenen wilder Tapferkeit und Blutvergießens in mordlustiger Spannung auch damals zugeschaut, als das nahende Geschick am Tage der Verschüttung die versammelte Menge überraschte. Fast jeden einzelnen Moment der grausen Schauspiele vergegenwärtigen die vielfachen Gemälde von Thier- und Gladiatorenkampf, welche die Brüstungsmauer der weiten Arena bedecken vom Beginn des Kampfes durch die verschiedenen Phasen hindurch bis zur äußersten Entscheidung, wo Leben und Tod des Besiegten von des Volkes Gnade nur abhängt. Zu Fuß, zu Roß, mit den verschiedenartigsten im Kriege sonst ganz ungebräuchlichen Waffen wird gekämpft, mit Lanze und Schwert nicht weniger wie mit dem Fangnetz der Kirgisen. Samniten, wie man die schwerbewaffneten Gladiatoren nannte, kämpfen gegen den leichtbewaffneten Gallier, der Retiarius gegen den mit Dolch und Dreizack ausgerüsteten Myrmillonen. Wie bei den spanischen Stiergefechten kämpften Thiere aller Art, selbst Elefanten, gegeneinander, während Thierhetzen, bei denen alles nur irgend jagdbare Wild vertreten war, die Mannichfaltigkeit des Schauspiels erhöhen, das nicht selten auch komische Scenen unterbrachen. Denn drollig muß es sich machen, inmitten wild sich tummelnder Bestien ein paar Hasen Männchen machen zu sehen.

Wenn diesen Ergebnissen früherer Entdeckungen, welche sich auf das öffentliche Leben beziehen, die neuesten Ausgrabungen außer den vorher erwähnten neuentdeckten Thermenanlagen kaum Nennenswerthes hinzugefügt haben, so ist dagegen um so reicher die Ausbeute gewesen, welche die jüngsten Arbeiten zu Tage gefördert, soweit sie auf das Privat- und Familienleben Bezug haben. Sind doch an sich schon die Privatgebäude von weit größerer Bedeutung für unsere Kenntniß des Alterthums, als die öffentlichen Anlagen, die, abgesehen davon, daß eine Stadt wie Pompeji in dieser Hinsicht nur Unbedeutendes gegen die Weltstadt bietet, kaum neuen Aufschluß über das uns ungleich näher liegende, in zahlreichen Zeugnissen überlieferte öffentliche Leben der Antike zu geben vermögen. In der That sind solche Monumente, längst ehe noch der erste Spatenstich zur Ausgrabung Pompejis gethan, in mehr oder weniger erhaltenen Ruinen aus allen Theilen der Welt in großer Zahl auf uns gekommen, ihre Tempel, Basiliken und Hallen, ihre Wasserleitungen, Bäder und Theater vielfach gezeichnet, beschrieben und studirt worden. Von den Privathäusern der Alten hingegen fand sich vor jener Periode nur wenig; denn die Villen der Großen und Vornehmen können über das Privatleben im Volke so wenig Aufschluß geben, wie Vitruv's Beschreibung der Einrichtung des römischen Privathauses ohne die verloren gegangenen Zeichnungen verständlich erscheint. Nicht Glanz und vornehme Abgeschlossenheit charakterisirt den neuerdings bloßgelegten Stadttheil Pompejis, der wesentlich dem Handel und Verkehr gedient.

Bekanntlich hat Fiorelli, alten Ueberlieferungen folgend, nach neun Regionen das Stadtgebiet getheilt, die dann wiederum je nach den durch Straßenvierecke abgegrenzten Complexen in sogenannte Inseln zerfallen. Von solchen dem Südostthor der Stadt, der Porta Stabiana, benachbarten Inseln, die sich dann im Zusammenhange folgend nach Nordosten bis zur Porta Herculana hin erstrecken, haben die

letztjährigen Arbeiten eine Anzahl bloßgelegt, sodaß durch diesen Zuwachs die bisher vorhandenen Lücken nunmehr vollständig ausgefüllt sind. Gewerbtreibende, Handwerker und Fabrikanten haben offenbar hier den vorwiegenden Theil der Einwohnerschaft gebildet. Schon die Straßen dieses Stadttheils, welche überhaupt im Alterthum nicht den Wechsel der modernen bieten, die durch Fenster und Balkone der Häuserfront an Mannichfaltigkeit gewinnen, kennzeichnen sich nicht blos durch diese Einförmigkeit, sondern zugleich durch eine für das damals offenbar sehr rege Verkehrsleben auffallend geringe Breite, wie ja überhaupt geräumige Straßen im Sinne der modernen Städte das Alterthum und auch die spätern Zeiten in Italien nicht kannten. Von diesen Uebelständen jedoch abgesehen, ist die Einrichtung dieser meist schnurgerade gebauten, gewöhnlich rechtwinkelig sich schneidenden Anlagen durchaus vortrefflich. In den engsten Gassen sind durchgehends die Pflastersteine mit der größten Sorgfalt aneinandergepaßt und durch eiserne Klammern verbunden, während breitere Steine, die in gewissen Zwischenräumen über das Plaster hervorragen, den Uebertritt des Fußgängers von einer Seite des Trottoirs zur andern erleichtern, dessen bedeutende Ueberhöhung durch die vielen Regengüsse geboten sein mag, welche oft Straßen und Wege unpassirbar machten. Ein vollständiges Kanalsystem, wie es heutzutage nur die wenigsten der großen Städte Europas besitzen, durchzieht systematisch das ganze städtische Territorium bis in die unscheinbarsten Winkel hinein.

Wer die bequeme Einrichtung des römischen Hauses mit seinen, den modernen Bauten an Comfort nicht zu vergleichenden Vortheilen näher kennt, dessen Charakter, dem der unserigen entgegen, nur auf das Innere sich bezieht, nach außen dagegen sich vollkommen abschließt, und von der massenhaften Anhäufung von Stock auf Stock im Sinne unserer Häuser nichts weiß, wird freilich das an der Porta Stabiana bloßgelegte Stadtquartier, nach solchem Maßstabe betrachtet, ärmlich finden.

Durch die Vorhalle des Eingangs tritt man bekanntlich bei jedem nur einigermaßen eingerichteten Wohnhause in die geräumige Halle des Atriums, dessen umgebende Räumlichkeiten gewöhnlich nur zur Repräsentation bei öffentlichen Gelegenheiten dienen. Ganz von ihm getrennt, und meist dahinter, durch eine Eingangshalle verbunden, liegt erst der eigentliche Wohnraum oder Oikos, dessen freien, oft von Säulengängen eingefaßten Platz die Privatgemächer, Wohn- und Schlafzimmer umgrenzen. Obst- und Gemüsegärten bilden nicht selten noch einen dritten Abschnitt des Complexes. Kaum gibt es etwas Anmuthigeres, als den Durchblick durch ein solches Privathaus, welches der ganzen Anlage nach unleugbar malerischen Charakter trägt. Vom Hausflur durch das Atrium, das Tablinum hindurch, schaut man mit einem Blick zugleich in das Peristylium des Oikos, die Gärten mit ihren Säulenhallen, Fontainen, Nischen und Figuren, im Hintergrunde Landschaftsbilder, die den Schmuck der umgebenden Wände bilden. Bedenkt man, daß dies alles auch bei den besterhaltenen Häusern von Pompeji, wie es jetzt vorhanden, doch eigentlich nur einen schwachen Abglanz dessen bildet, was einstmals war, als die überdeckten Räume noch den Gegensatz von Licht und Dunkel weit kräftiger als jetzt zu Tage treten ließen, so wird man die künstlerische Harmonie des Ganzen nicht verkennen.

Anders ist die Sache bei den neuerdings bloßgelegten Quartieren, deren Häuser meistens nur den nöthigsten Bedürfnissen entsprechen. Gleich beim Eintritt vom Stabianer Thor aus blickt man in ein offenbar von Kleinhändlern bewohntes Viertel, deren Krambuden, mit Gasthäusern niedern Ranges gemischt, im Aeußern wie im Innern gleich ärmlichen Charakter tragen. Außer dem eigentlichen Ladenraum lassen die meist aus Opus incertum in Tuff aufgeführten Krambuden gewöhnlich nur wenige Gelasse erkennen, die zum Privatgebrauch dienten. Kaum besser eingerichtet sind die Gasthäuser. Ein breiter Thorweg, der gewöhnlich rampenartig abgeschrägt, um Menschen und Vieh zugleich als Eingang zu dienen, führt meist direct in den als Gastzimmer bestimmten Raum, dessen Hintergrund in seinen Stallräumen zugleich die vierfüßigen Gäste beherbergt, wie dies noch heute auf dem Lande in Italien üblich ist. Wie die beschriebene Einrichtung ist etwa die des dem Thore zunächstgelegenen Gasthauses, dessen Besitzer der Inschrift nach ein gewisser Hermes gewesen. Hausaltar nebst Larenbild, den üblichen Familiengenius mit Füllhorn darstellend, wie er aus einer Schale auf dem Altar opfert, während rechts und links sich Schlangen herbeiringeln, das Dargebotene zu verschlingen, dürfen, wie in der ärmsten Hütte Italiens heutzutage das Muttergottesbild, nicht fehlen. Die vielen kleinen Zimmer, welche die Gebäude der folgenden Insel charakterisiren und bei nichts weniger als luxuriöser Einrichtung die größte Sparsamkeit des Raumes bekunden, scheinen Miethräume für Leute ärmerer Klasse. Denn vielfach finden sich schon die das Atrium umgebenden Räume als Wohnung benutzt, während der eigentliche Oikos ganz fehlt. Verhältnißmäßig gering nur ist die Zahl besser eingerichteter Häuser, wie sie dem wohlhabenden Bürgerstande entsprechen. Comfortable Räume zeigt unter andern das Haus Voluti Fausti, welches, fast im normalmäßigen Stil aufgeführt, im Atrium noch Marmorpaviment erkennen läßt. Aermliche Hütten wechseln hier mit größern Häusern, doch luxuriös im eigentlichen Sinne ist kein einziges unter ihnen. Das Gasthaus beispielsweise gleich zu Anfang dieses Häusercomplexes, obgleich das rings mit Säulenhallen umgebene Viridarium nicht weniger wie die reiche Marmorausstattung auf etwas Besseres als eine gewöhnliche Schenke deuten, kann keineswegs als Gasthof ersten Ranges bezeichnet werden. In offenbar wohlhabenden Verhältnissen dagegen muß der Besitzer der angrenzenden Häuser sich befunden haben, welche außer einem größern Gasthause im Zusammenhange mit letzterm noch rechts und links verschiedene Läden und Tabernen zeigen, die offenbar ein einziges Areal gebildet. An der Buchhandlung, die sich außer der bezüglichen Inschrift auch durch den großen Arbeitssaal, rechts unmittelbar am Atrium, als solche zu erkennen gibt, vorübergehend, betreten wir die gegenüberliegende Insel, die augenscheinlich demselben Besitzer einstmals zugehört, weil das ganze Territorium fast ausschließlich ein einziges Gebäude überdeckt. Offenbar gehört dieser im Süden an die Stadtmauer sich lehnende Abschnitt zu den unansehnlichsten, soweit wenigstens das Gewerbe, welches hier getrieben, wie auch die rohe Bauart einen Schluß erlauben. Aenderungen mannichfacher Art müssen indeß hier wie auch anderswo in diesem Stadtquartier durch Umbau vielfach stattgefunden haben. Gleich das erste Haus mit seiner gebrochenen Front und verschiedenartiger Bauart kann zum Beweise dienen.

Interessanter ist das Nachbarhaus, das nicht nur aus der Art der dort gefundenen Gegenstände, sondern auch durch seine ganze innere Einrichtung dem Eintretenden die frühere Bestimmung als Lederfabrik sofort erkennen läßt. Durch das Atrium hindurch, die anstoßenden Zimmerreihen beiseitelassend, gelangen wir in das säulengetragene Viridarium, dessen Anlage offenbar erst einer spätern Zeit entstammt, denn die Pilasterreste des ursprünglichen Baues zeigen sich durchaus verschieden. Durch die offene Thür in der Frontmauer schaut man in den geräumigen Garten, der zum Trocknen des Leders an der Sonne gedient. Fünf Quermauern theilen die Halle zur Linken in sechs Arbeitsräume: noch erkennt man in dem einen das frühere Marmorpodium. Reste eines Heizapparates mit zwei seitlichen Wasserbecken, um aus ihnen heißes Wasser in die drei andern Behälter an der Mauer einzulassen, finden sich gleich im ersten Arbeitszimmer; größere und kleinere Gefäße, die zum Abbrühen der Felle gedient, bilden andererseits den wesentlichen Apparat der übrigen Gelasse, während andere Locale wiederum zur Unterkunft der Arbeiter gedient zu haben scheinen. Auch die angrenzende, der ersten Region schon angehörige Insel muß allem Anschein nach von Kleinhändlern vorwiegend bewohnt gewesen sein, denn an Kneipen und Kramläden fehlt es auch hier nicht. Im Süden und nach Westen, wie die vorige Insel dem Strandwalle sich anschließend, wird sie durch den nach Norden vorliegenden Abschnitt vom Theaterplatz getrennt. Ein Gasthaus, wenn auch der mitunter nicht ganz ohne Geschmack entworfenen Mauerdecoration nach zu schließen nicht gerade der gemeinsten Art, dann mehrere spelunkenartige Krambuden bilden ihrerseits den Uebergang zu einem größern Wohnhause, das, offenbar nur zum Privatgebrauch bestimmt, im übrigen durchaus normal gebaut, von weniger Interesse als der folgende Laden sein möchte, der dadurch merkwürdig ist, daß man in einem Schlafgemach vor kurzem ein Militärdiplom Vespasian's entdeckt, woraus hervorgeht, daß der Eigenthümer, ein gewisser M. Suro, einst Ruderknecht in der misenischen Flotte gewesen, der nachher als Veteran mit den übrigen Genossen in Pästum angesiedelt war, wo ihm auf Grund des Patents das Bürgerrecht ertheilt ward, und von hier später nach Pompeji übersiedelte. Unbedeutend in der Anlage wie der Bedeutung nach sind die sich anschließenden Localitäten, obgleich fast alle außer den Parterregelassen noch obere Geschosse zeigen; denn fast überall bemerkt man noch die gewöhnlich in Stein aufgeführten untersten Treppenstufen, während der obere hölzerne Theil natürlich entweder schon bei der Eruption verkohlt oder nachher verwitterte.

Interessanter als die größern und kleinern Privatwohnungen zu besichtigen, die in mehr oder weniger regelmäßiger Folge mit jenen wechseln, dürfte es in mancher Beziehung sein, einen Blick auf den Theil des Walles zu werfen, der ihre südliche Begrenzung bildet. Unmittelbar zur Rechten dieses Abschnitts sehen wir das kleine Thorwächterhäuschen, neben dem eine Treppe auf die Mauer führt, die jenem zur Stütze gedient. Nach den Gebäuden hin sich allmählich senkend, ward die ganze Fläche späterhin zum Gemüsebau benutzt, nachdem durch die Unterwerfung der Stadt unter Roms Herrschaft Mauern und Wälle überflüssig wurden. Nicht ohne Grund mag man auch hier aus der Verschiedenartigkeit, die sich in Material wie Bauart kundgibt, auf zwei verschiedene Perioden ihres Aufbaues schließen. Findet sich doch neben dem

ältesten Quaderbau, der keines Bindemittels bedarf, andererseits wieder Lavamasse im sogenannten Opus incertum, offenbar weit spätern Ursprungs. Ueber die wirkliche Bauzeit aber endgültig zu entscheiden dürfte kaum eher möglich sein, als bis die Ausgrabungen den Wall in allen seinen Theilen vollständig bloßgelegt.

Mehr als 40 Jahre mögen es wol sein, als man die nun folgende, der sechsten Region angehörende Insel auszugraben begonnen, welche Arbeit jedoch nachher liegen blieb, um erst vor wenigen Jahren ganz vollendet zu werden. Wesentlich in zwei Theile gegliedert, gehörte sie allem Anschein offenbar einst zwei verschiedenen Besitzern. In jenen ältern Zeiten, wo die Pompejaner noch selbst Ackerbau trieben, lag naturgemäß inmitten des Grundstücks auch das Haus. Erst als die Bevölkerung allmählich wuchs, ward der bebaute Theil mehr und mehr eingeengt, um Neubauten Platz zu machen, sodaß von der ursprünglichen Gestaltung später keine Spur mehr zu erkennen blieb, denn nur nach Süden liegt der sogenannte Decumanus frei. An dem von acht Säulen getragenen Porticus des folgenden Hauses vorübergehend, gelangen wir zu der Wohnung eines Gelehrten, wie wenigstens die weite Halle links vom Atrium durch eine Reihe Tafeln anzudeuten scheint, an welche Bücherschränke befestigt wurden. Ein auf drei Löwentatzen ruhender, nach oben tigerkopfartig gestalteter runder Marmortisch steht als Reliquie der Vergangenheit im Viridarium des an sich ziemlich umfangreichen Gebäudes, das augenscheinlich zur Zeit der Katastrophe noch im Bau begriffen. Brunnen, Fontainen und Cisternen sind hier wie auf der Insel auffallend zahlreich. Von besonderm Interesse ist in dieser Hinsicht der neuentdeckte Wasserthurm, der mit seinen noch vorhandenen Rohrmündungen, welche das Wasser in die benachbarten Häuser leiteten, ein höchst werthvolles Material für die Kenntniß des pompejanischen Wasserleitungssystems abgeben dürfte. Verhältnißmäßig noble Einrichtung verräth das letzte Haus dieses Vierecks. Eine Marmorschwelle gewährt uns Eintritt in das geräumige mit Impluvium und Wasserbehälter ausgestattete Atrium, hinter welchem sich ein weiter von Säulenhallen umfaßter Oikos zeigt, dessen Nischen mit ihren mannichfaltigen Decorationen von dem einstigen Comfort der ganzen Anlage freilich nur einen unvollkommenen Begriff zu geben vermögen.

Bereits seit 1834 bei der Ausgrabung desjenigen Theils der Nolaner Straße, welcher sich vom Tempel der Fortuna bis zum Durchschnitt jener mit dem Decumanus erstreckt, hatte man die Front der folgenden Insel bloßzulegen begonnen, deren weitere Aufdeckung auch die spätern Ausgrabungen des Jahres 1845 nur zum geringsten Theile gefördert haben, bis erst vor vier Jahren der ganze Inhalt ans Licht gebracht ist, der an Umfang wol das Doppelte der übrigen betragen mag. Schon die fast centrale Lage dieses Theils macht auch hier vielfach aufeinandergefolgte Veränderungen durch Neubau wahrscheinlich, welcher die ursprünglich getrennten zwei Abtheilungen erst später zu einer verband, sodaß die anfängliche Form noch schwerer als bei der vorigen Insel sich erkennen läßt. Die wenig hervorragenden Gebäude gleich vorn am Anfang beiseitelassend, treten wir durch ein weites Thor über weiße Marmorschwellen in die Vorhalle eines der vornehmern Gebäude. Durch das Atrium hindurch gelangen wir in das beiderseits von Säulen getragene Viridarium des Oikos, um, die elegante Exedra zur Linken lassend, das

große Wandgemälde zu bewundern, welches diesem Hause nach dem Gegenstande, den es darstellt, den Namen Casa di Orfeo gegeben. Auf einem Felsblock unter einer Grotte sitzt die kolossale Gestalt des Orpheus. Bis zu den Schultern umhüllt die Kopfbedeckung den obern Theil des Körpers, über dessen Haupt wohlgelocktes Haar hinabwallt. Der Sänger ist fast nackt, nichts als die Chlamys deckt seinen Rücken, deren Saum noch das rechte Knie leicht verhüllt. Auf den Arm sie stützend, schlägt er mit dem Plectrum die neunsaitige Zither. Löwen und Panther lauschen seitab dem Ton seiner Leier, deren Klänge die Vögel aus der Luft, die Bewohner der Wälder und Gefilde, ja selbst des Wassers von nah und fern herbeigelockt; sie nahen wie von magischem Zauber gebannt.

Mehr spießbürgerlichen Charakter zeigt das folgende Gebäude, eine Tuchwalkerei, die, wie es scheint, anfangs Privatwohnung gewesen, um später erst jenem Gewerbe zu dienen. Interessant ist schon der ganze vordere Raum des Atriums mit seinem Impluvium aus weißem Marmor und ebensolcher Schale zum Auffangen des Wassers, dessen Strahlen ein kunstvoll gearbeiteter Marmorpilaster in die Luft warf; besonders aber ist das Mosaikpaviment des Bodens dadurch merkwürdig, daß es nicht einfach Blumen und Arabesken, wie gewöhnlich, sondern ein wirklich künstlerisches Object, zwei mit Blumen bekränzte Füllhörner mit dem begleitenden Worte „Salve", darstellt. Das alles weist augenscheinlich auf einen frühern vornehmen Besitzer. Weniger Spuren trägt das zur Tuchwäscherei benutzte Viridarium, welches man durch den vordem als Triclinium benutzten Raum hindurch betritt, denn nur noch eine Anzahl großer Butten, in welche durch Röhren Wasser aus dem Bassin geleitet, wie ein paar Nischen, die zur Aufbewahrung des Tuches gedient, erinnern an die frühere Bestimmung. Materiellem Gewerbe wie dieses diente unter den sonst hier noch vorhandenen Gebäuden auch eine Anlage, die man als Bäckerei bezeichnen kann. Bekanntlich unterschied sich im Alterthum dies Handwerk von dem jetzigen insofern, als es mit dem des Müllers stets verbunden. Stampfmühlen, wie man sie damals benutzt, finden sich darum, wie in jeder Bäckerei, so auch hier, wenngleich zertrümmert durch des Daches Einsturz, während Backofen und anderes Hausgeräth erhalten blieben. Wenig Zweck hat es, in das folgende Haus, wiederum eine Bäckerei, sowie in die benachbarten Spelunken einen Blick zu werfen, ebenso wenig das folgende Gasthaus zu betreten, es sei denn, um zwei höchst merkwürdige unterirdische Räume zu besichtigen, in die man vom Viridarium aus auf einer schmalen Treppe gelangt — Anlagen, die bei andern Gebäuden in dieser Art bisjetzt nicht wiederkehrten.

Wie die vorherige, war auch die nun folgende Insel längst schon, die Nolaner Straße entlang, bis dahin, wo die Via Stabiana kreuzt, entblößt, bis die letzten Jahre sie ihrem ganzen Umfang nach zu Tage gefördert. Gestein von den Ufern des Sarnus wechselt mit Tuff von Murcia, mit Mörtel- und Ziegelarbeit in der auffallendsten Weise innerhalb des Abschnitts, der, wie es scheint, zur Samniterzeit in drei getrennte Theile sich gegliedert. An dem ersten dieser Häuser ist das Viridarium von Interesse, welches, von drei Seiten mit Säulenhallen umfaßt, an der vierten eine Reihe von Nischen zeigt, deren Pilaster Wasserstrahlen in ein weites Marmorbassin warfen, das aus drei verschiedenen Abtheilungen besteht. Auf den

Quadermauern aufgesetzte cylindrische Basamente dienten zur Aufstellung von Blumenvasen, während der Pilaster seitwärts an der Mauer die Stelle des Altars bezeichnet. An dem folgenden Gebäude vorübergehend, dessen Besitzer wiederum ein Industrieller, Schankwirth und Krämer zugleich gewesen, treten wir in die Werkstatt eines Zuckerbäckers, soweit die Instrumente wenigstens, welche zur Bereitung und Bearbeitung von Mehl dienen, auf dies Gewerbe schließen lassen. Die gewöhnlich als Tablinum dienende Localität scheint hier als Werkstatt benutzt worden zu sein, wie ein großer massiver Tisch mit steinernem Untersatz andeutet, während das Viridarium, außer der gewöhnlichen Brunnenanlage, insbesondere zwei Oefen noch deutlich erkennen läßt. Das folgende Haus betreten wir nur, um in das Schlafgemach einen Blick zu werfen, in welchem sich an den Wänden verschiedene Zeichnungsskizzen, sogenannte Depinti, nebst begleitendem, mehr oder weniger poetischem Texte in griechischer Sprache finden. Das interessanteste dieser Depinti stellt Eros im Streit mit Pan im Beisein Aphrodite's dar; darunter steht ein Epigramm des Inhalts:

Der muthige Eros stand Pan gegenüber im Streit, wer zuerst den andern wol bändigt;
Denn stark wol ist Pan und kräftig: groß aber ist auch die Macht des geflügelten Eros.

Ein zweites zeigt Homer, an die bekannte Anekdote anknüpfend, wie er über das ihm von den Fischern aufgegebene Räthsel nachdenkt, das er nicht zu lösen weiß, mit den darauf bezüglichen Worten: „ὅσσ' ἕλομεν λιπόμεθα, ὅσσ' οὐκ ἕλομεν φερόμεσθα" („Was wir nehmen, lassen wir, was wir nicht nehmen, tragen wir fort").

Wie groß in diesem Quartier, das fast das Centrum der Stadt gebildet, einst Verkehr und öffentliches Treiben waren, zeigt wiederum die auffallende Menge größerer und kleinerer Gasthäuser und Schankbuden, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen. Von weit größerm Interesse als sie ist für die Alterthumskunde indeß die Bloßlegung des nach seinem Besitzer benannten Hauses des Cäcilius Jucundus gewesen. In dem Peristyl des Atriums, welches schon durch den ganz mit Marmor bekleideten Altar auffällt, dessen Basreliefs in rohen Umrissen Scenen des Erdbebens von 63 darstellen, ward unlängst eine Reihe von Wachstafeln entdeckt, welche wichtige handschriftliche Quittungs- und Empfangsurkunden enthalten, deren große Bedeutung für die Wissenschaft neuerdings zu einer Reihe gelehrter Arbeiten Veranlassung gegeben.

Kaiser Alexander II. Nikolajewitsch.

Von

Arthur Kleinschmidt.

„Laßt mich, ich will nach den Verwundeten sehen!", rief der „Zar-Befreier", eigener Verwundung und Lebensgefahr nicht achtend, und als er von der Frevelstätte sich endlich trennte, um in den Winterpalast zurückzugehen, hatten die Verbrecher Zeit gefunden, ihr zweites tödliches Geschoß gegen ihn zu schleudern; sein letzter Act, ein Act der Humanität, welche die Devise seines ganzen Lebens gewesen, beschleunigte und erleichterte das Gelingen der schändlichsten Blutthat der neuen Geschichte; buchstäblich zerstückt, verschied der „Zar-Märtyrer" am 13. März 1881, in demselben Monat, in dem der Tod an seinen Großvater und seinen Vater herangetreten war. Am 19. März wurde die Leiche in feierlichstem Zuge nach jener Peter-Pauls-Kathedrale übergeführt, wo so viele ihrer Ahnen den letzten Schlaf schlafen, manche wie Alexander II. durch frevlerische Hand aus dem Leben gerissen, und am 25. März wurde einer der glorreichsten und gewiß der humanste aller Zaren in die Gruft gesenkt, über der das treue Volk weinte und jammerte, während die Zerstörer aller Ordnung einen Tyrannenmord mehr unter Jauchzen der Welt verkündeten. Da unten ruht Alexander Nikolajewitsch aus von einem schweren und schmerzenvollen Leben, von einem dornenreichen Berufe. Und ist sein Sarg überdeckt mit den Kränzen, die Dankbarkeit und Pietät ihm weihten, so liegt drinnen bei dem Todten das letzte Opfer, welches die Frau ihm bieten durfte, welche er dem Urtheile der Welt zum Trotz noch in den letzten Monden seines Lebens zu seiner Gemahlin erhoben, der Fürstin Jurjewskaja: eines ihm gegebenen Versprechens eingedenk, ließ sie sich das wundervolle blonde Haar, welches sie, wenn sie es löste, wie ein Mantel umhüllte, abschneiden, und die ihm so theuern Flechten umschlingen den erlauchten Todten, wie sein Herz von dem schönen Weibe gefangen war. Und doch wieder war das Gefühl der Pflicht stark genug in ihm gewesen, um bei einem jüngst abgestatteten Besuche in der Gruft zu befehlen, daß man ihn einst neben seiner Kaiserin bestatte; er mochte ahnen, daß bald das längstgezückte Schwert auf sein Haupt niederfallen würde. Welcher Kaiser von Rußland hat dies Ereigniß nicht vermuthen müssen, welchem stand nicht die Schreckensgestalt des Meuchelmords vor Augen! Hat doch schon Talleyrand das furchtbare Wort gesprochen, es sei Zeit, daß die russischen Kaiser ihre Todesart änderten, und ist doch die russische Verfassung in vollendetem Cynismus definirt worden als „der

Despotismus, gemildert durch Meuchelmord". Nicht nach eigener Schuld fragt der Russe, wenn er sein Opfer im Kaiserhause wählt, sondern nach der Schuld des Systems, und hat Ludwig XVI. für die Missethaten Ludwig's XIV. und XV. gebüßt, so mußte Alexander II. für den Despotismus büßen, der unter Paul und Nikolaus auf dem Reiche lastete. Im Gegensatze aber zu seinen ermordeten Vorgängern auf dem Throne Peter's des Großen, zu Peter III. und Paul I., traf ihn nicht das Beil des unzufriedenen hohen Adels, nicht der Hochverrath einer Palastrevolution, sondern die Ausgeburt der Verzweiflung an den bestehenden Verhältnissen, das blinde Rachegefühl exaltirter und fanatischer Köpfe; sie meuchelten ihren Wohlthäter, während jene Tyrannenmörder gewesen sind. Das russische Volk ist heute wie immer treu zarisch; sein Zar ist nahezu sein Gott; es versteht, da es gesunden Verstand hat, die kränkelnden und sinnlosen Gebilde nihilistischen Treibens nicht und sieht mit Ingrimm auf die Unterwühler der Ruhe und Ordnung, wie sie die rothe Fahne mit dem Motto „Zerstörung" schwingen.

Auf dem Platze, wo das letzte Attentat gelungen, auf dem Platze, den das Blut des „Zar-Märtyrers" getränkt und geweiht hat, erhebt sich ein schwarzes umgittertes Podium, überreich geschmückt, ja überlastet mit Kränzen, Blumen und Pflanzen; hohe Lorberbäume zieren die Ecken und eine Kaiserkrone, aus Lorberblatt geformt, schwebt über der Mitte; an der Seite, nach dem Kanal hin, prangt ein Muttergottesbild. In unzähligen Massen strömen die treuen Russen herbei, neue Kränze und Blumen verdecken und ersetzen die alten; ehrfurchtsvoll kniet das ganze Volk, hoch und niedrig, arm und reich, Fürst und Bettler vor dem Heiligenbilde und fleht Gott für die Seele des verblichenen Vaters wie für das Leben seines Nachfolgers an. Auf diesem Platze des Martyriums findet man das wahre Rußland, nicht in den Brutstätten des Nihilismus, nicht bei den kaisermörderischen Vereinen im Auslande. Auf Vorschlag des Grafen Loris-Melikow, dem es trotz aller Energie nicht gelang, seinen Kaiser vor dem Arme dieser unheiligen Feme zu bewahren, wird sich unter Zustimmung des Gemeinderaths auf der Attentatsstelle eine Kirche erheben und eine Medaille soll den allgemeinen Schmerz über den unersetzlichen Verlust des Volkes verewigen; in Moskau will der Gemeinderath Alexander ein Monument auf dem Kreml errichten. Aber nicht nur Rußland beklagt den edeln Todten und sein entsetzliches Ende: bei allen Nationen, in allen Ländern hallt diese Klage wider, und wir dürfen auch bei Frankreich und der Schweiz, trotz der schamlosen Freude, welche verbrecherische Clubs über den Mord äußerten, dieselbe Theilnahme voraussetzen. Auch in England haben sich ja manche nicht entblödet, über das Verbrechen zu jubeln, und doch ist das englische Volk von Antheil für den großen Todten erfüllt; die am schroffsten sich entgegenstehenden Staatsmänner haben ihm den gleichen Ausdruck gegeben. Während im Hause der Lords Earl of Beaconsfield Alexander den wohlthätigsten Fürsten nannte, der je in Rußland geherrscht habe, sprach der Premier Gladstone am 15. März im Unterhause ergreifende Worte, die ganz Europa nachsprechen wird: „Was auch in dem großen Russischen Reiche Kritik und Tadel hervorrufen konnte, es war nicht die Schuld Alexander's II.; er hatte es als eine Erbschaft angetreten. Die Arbeit seines hingebenden Lebens war ihre Verbesserung zum Besten seiner Unterthanen

und der Menschheit . . . Er bestieg den Thron seines Landes, als dasselbe in einen tödlichen Kampf mit drei europäischen Mächten verwickelt war, und es war ihm nicht vergönnt, eine lange Regierungsperiode zu beschließen, ohne gegen ihr Ende in einen andern großen Krieg verwickelt zu werden, den er und andere, von der Ueberzeugung getragen, daß es ein Krieg der Pflicht und Befreiung sei, von einem höhern und edlern Standpunkte betrachteten. Keine Regierung neuerer Zeit hat gleich große Werke friedlicher Gesetzgebung aufzuweisen; jene Werke entsprangen dem Gefühle der hohen Pflicht und einer christlichen Gesinnung, einer erleuchteten Intelligenz und einem mächtigen Willen. Es war sein glückliches Los, einer mehr als 20 Mill. zählenden Bevölkerung von Leibeigenen die sociale Freiheit zu gewähren und ein System localer Regierung einzuführen, die ich als frei, unabhängig und volksthümlich betrachte. Zu dem Triumphe seiner Regierung gehört gleichfalls die Einführung der Schwurgerichte. Es fällt in der That schwer zu denken, daß ein solcher Mann ein solches Schicksal haben sollte. Er wird nicht so bald in Vergessenheit gerathen; denn die tiefe Anhänglichkeit seines Volkes wird wie die Bewunderung und Sympathie anderer für immer an seinem Gedächtniß haften."

Alexander II. Nikolajewitsch wurde zu Moskau am 29. April 1818 als das erste Kind des Großfürsten Nikolaus Pawlowitsch, jüngern Bruders des Kaisers Alexander I. Pawlowitsch, und der Großfürstin Alexandra Feodorowna, Tochter König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, geboren. Da sein Vater keine Aussichten auf den Thron zu haben schien, wurde der Knabe in seinen ersten Jahren nicht wie ein Thronfolger erzogen, so wenig eine solche Erziehung seinem Vater und wiederum seinem jetzigen Nachfolger zutheil geworden ist. Alexander's Erziehung wurde anfänglich von seiner Mutter geleitet, einer sanften, gemüthvollen Frau, die dem Knaben frühe Neigung zu Wissenschaft und Kunst beibringen wollte, während der Vater hauptsächlichen Werth darauf legte, ihn zu einem hervorragenden Soldaten auszubilden, und ihn sehr streng hielt. Seine Natur blieb zeitlebens weich, leicht zugänglich für alle äußern und innern Eindrücke; Wohlwollen war sein hervorstechendster Charakterzug. Blind war der Gehorsam, den er dem despotischen Vater widmete, echt kindlich die Pietät, mit der er ihm stets begegnete und die er ihm bis zum eigenen Ableben bewahrte. Als militärische Gouverneure wurden Alexander der Oberst Kawelin und der General Mörder beigegeben, und als er alt genug war, pädagogischer Führung anvertraut zu werden, wurde der gefeierte Dichter Wassilij Shukowski, der Begründer der romantischen Schule in Rußland, mit seiner Erziehung betraut. Mörder blieb sein militärischer Leiter und machte aus ihm, obgleich er wenig Vorliebe zum Militärberuf zu haben schien, einen tüchtigen Soldaten; die steife Uniform und das stete Drillen behagten Alexander wenig und wenn er irgend konnte, emancipirte er sich von der strengen Zucht. Desto größern Einfluß gewann Shukowski auf seinen Schüler, der mehr und mehr dessen gemüthvolles, nach innen gerichtetes Wesen selbst annahm; obgleich der Dichter, ein höchst loyaler Mann, sich wohl hütete, durch liberale Erziehungsgrundsätze Nikolaus' Zorn zu entflammen, pflanzte er doch humane und edle Regungen in Alexander's sehr empfängliches Gemüth.

Am 1. Dec. 1825 verschied in weiter Ferne, in Taganrog, Alexander I., und gegen das Erwarten der ganzen Welt bestieg nicht Konstantin, der Großfürst-Zarewitsch, sondern sein jüngerer Bruder Nikolaus Pawlowitsch den Kaiserthron, auf den Konstantin feierlich verzichtet hatte und den Nikolaus sich mit der Niederwerfung der Dekabristen erkämpfen mußte. Der junge Alexander war somit der präsumtive Thronerbe geworden und am 10. Sept. 1831 erhielt er nach Konstantin's Tode durch kaiserliche Verleihung den Titel „Großfürst-Zarewitsch". Die furchtbaren Plane der Dekabristen, unter denen manche von der Ausrottung der ganzen Dynastie Romanow und von einer Republik Rußland träumten, wurden vor den Ohren des aufgeweckten Knaben besprochen; die letzte große Adelsverschwörung gegen die Autokratie ging nicht spurlos an ihm vorüber. Am 4. Mai 1834 für mündig erklärt, wurde Alexander zum Groß-Ataman sämmtlicher Kosaken, zum Commandanten-en-Chef der Garde- und Grenadiercorps, zum ersten Adjutanten seines Vaters, unter dessen Augen er sich nun im Soldatenberufe weiter bildete, ernannt und 1849 auch oberster Chef der Militärschulen. Im Jahre 1837 machte er mit seinen Erziehern eine Reise durch Nordrußland und Sibirien und hatte hier die beste Gelegenheit, seinen menschenfreundlichen und gutherzigen Sinn zu bethätigen. Von dem edeln Shukowski geleitet, wagte es der Zarewitsch, der die Unglücklichen im Elend gesehen und gegen die Reiseinstruction gesprochen hatte, den harten Vater um Milderung ihres Loses anzuflehen; während sich niemand erkühnen durfte, vor Nikolaus den Namen eines Dekabristen zu nennen, weil es von diesem als persönliche Beleidigung angesehen wurde, nahm sich zum allgemeinen Erstaunen der jugendliche Sohn die Freiheit, den Kaiser von ihrem schweren Geschicke zu unterhalten, und fand, was noch erstaunlicher war, eine geneigte Aufnahme. Der Autokrat, der ausrief, es gebe nur Ein Gesetz, Eine Sprache, Einen Glauben, gestattete mehrern zu ewigem Aufenthalte in Sibirien Verurtheilten als gemeine Soldaten in die Kaukasusarmee einzutreten und erlaubte andern die Uebersiedelung in größere Städte Sibiriens; der so berühmt gewordene Schriftsteller Iwan Turgenjew erlangte eine Abkürzung der Frist seiner Internirung, der nach Wjätka verwiesene Student Alexander Herzen durfte sich in Wladimir niederlassen. So begann Alexander Nikolajewitsch seine öffentliche Thätigkeit mit Wohlthaten. In den Jahren 1839—40 machte er neue Reisen und im Frühjahr 1840 legte Shukowski sein Amt nieder. Der Zarewitsch wurde auf die Brautschau ausgesandt und warf sein Auge auf den Hof zu Darmstadt. Durch ihre große Bescheidenheit und mädchenhafte Scheu wie durch Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselte den Kaisersohn, der als Ideal eines schönen Mannes gelten mußte, Prinzessin Maximiliane Wilhelmine Auguste Sophie Marie, die Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen (geboren am 8. Aug. 1824); sie erwiderte seine Neigung, verlobte sich mit ihm, trat zur griechisch-katholischen Kirche als Maria Alexandrowna über und wurde ihm am 28. April 1841 in Petersburg angetraut.

Seit 1836 war der Thronfolger Kanzler der Universität Helsingfors und bemühte sich als solcher redlich, die Misstimmung der Finnen gegen die Russen zu beseitigen; in Finland herrschte zwar wie im ganzen Reiche unterwürfiges Schweigen dem kaiserlichen Despotismus gegenüber; aber nur die Furcht vor

Nikolaus hielt die maßlose Unzufriedenheit, mit der sich die Sehnsucht nach Wiederverbindung mit Schweden paarte, von einem gewaltsamen Ausbruche zurück. Während der Reisen, die Nikolaus ins Ausland unternahm, führte Alexander wiederholt die Regentschaft, auch sandte ihn der Kaiser mehrfach in wichtiger Mission nach Berlin, Wien und andern Residenzen; nie aber ließ er ihn in öffentlichen Angelegenheiten eingreifend hervortreten, der Autokrat par excellence wollte keine getheilte Gewalt. Selbst in seinem Privatleben sah sich der Zarewitsch beständig eingeengt und beobachtet; die allmächtige Dritte Abtheilung der Geheimkanzlei des Kaisers Nikolaus unter dem Grafen Orlow, welcher dem Kaiser so theuer war und der im Ministerrathe jeden Literaten für einen geborenen Verschwörer erklärte, bewachte jeden seiner Schritte und flößte ihm eine ebenso große Antipathie ein, wie sie dem Vater sympathisch war. Sobald Alexander Kaiser geworden, brach er den Zauber dieser gefürchteten Allmacht, die ihn durch ihre Allgeschäftigkeit und Einmischungssucht immerfort belästigt hatte, die alle Fäden des Staatsgewebes in der Hand hielt, alles wußte und über alles an Nikolaus berichtete, auch das Treiben der Russen im Auslande genau controlirte. Trotz der tiefen Ehrfurcht, die Alexander dem Vater zollte, war er überhaupt keineswegs blind gegen die Schäden seines harten Regiments; er erkannte wol die kaum glaubliche moralische Unwürdigkeit und intellectuelle Unfähigkeit seiner meisten Rathgeber, wie er denn auch, eben Kaiser geworden, sofort den Minister des Innern, General Bibikow, entließ, der die Bestechung en gros betrieb, und den ebenso unredlichen wie nichtswürdigen Grafen Kleinmichel, seines Vaters Günstling, zum Rücktritt veranlaßte. Mit großem Interesse las er, wenn jemand Vorschläge zu Reformen zu machen den Muth besaß; besonders fesselten ihn die geistvollen Mémoires über die Gebrechen in der Verwaltung, welche der Staatsrath Peter Alexandrowitsch Walujew unter den Augen des verehrten Fürsten Suworow in Riga schrieb, und der Kaiser vergaß die Eindrücke des Thronerben nicht; sogleich zog er Walujew an das Licht. Auf Reisen durch Südrußland, den Kaukasus und Armenien lernte Alexander Gebiete und Bevölkerungen kennen, die ihm neue Beweise für die schwere Aufgabe lieferten, ein bunt gemischtes, nicht einheitliches Land zu regieren; auf einem Streifzuge gegen räuberische Tscherkessen fand er Gelegenheit, sich persönlich auszuzeichnen und die angestammte Romanow'sche Tapferkeit zu bekunden.

Machttrunken, wie Orlow ihn nannte, trieb Nikolaus in den muthwillig gesuchten Krimkrieg, um dem kranken Manne in Byzanz den Todesstoß zu geben und ohne es für möglich zu halten, daß die Lanze zurückgleiten und ihn selbst treffen könne. Der Thronfolger war entschieden gegen den Krieg, aber sein Vater erklärte, die Ehre Rußlands erfordere ihn, und er mußte sich stillschweigend fügen. Schwer litt der herrische Charakter Nikolaus' unter den Schlägen des unglücklichen Krieges und an der Niederlage von Eupatoria verblutete er. Alexander hatte seit langen Jahren in bitterm Zwiste mit seinem Bruder Konstantin gelebt, der ihm die Thronfolge zu bestreiten gedachte, indem er darauf hinwies, Alexander sei als Sohn des Großfürsten, er aber als Sohn des Kaisers Nikolaus, also im Purpur geboren und darum der echte Thronerbe. Dieser Streit hatte einen sehr gehässigen Charakter angenommen und der sterbende Nikolaus ließ Konstantin feierlich geloben,

seinem ältern Bruder in Treue und Ergebenheit zur Seite zu stehen und damit das Haus Holstein-Gottorp auf dem Throne zu halten. Konstantin leistete den Eid des Gehorsams in die Hand Alexander's. Als letzten Wunsch sprach Nikolaus aus, Preußen möge Rußland treu bleiben, und Alexander II. hat zeitlebens keinen heiligern Wunsch gehegt als die Eintracht Rußlands und Preußens, dessen greiser Monarch ihn inniger beweint als jeder andere fremde Herrscher.

Am 2. März 1855 bestieg Alexander II. Nikolajewitsch den Thron als Kaiser von Rußland und König von Polen. Er trat eine zerrissene und böse Erbschaft an; tagtäglich wurde das Regiment des Vaters von allen Gebildeten mehr verurtheilt, obgleich sie es sklavisch ertragen hatten; die Bezeichnung des „Unvergeßlichen" wurde für ihn zum Spotttitel, während sie dem treuen Sohne aus dem Herzen kam. Ein bornirter Despotismus voll Härte und Verkehrtheit lastete auf dem ungeheuern Reiche; die Universitäten, welche Stätten des Lichts sein sollten, waren wie das ganze Schulwesen niedergedrückt, da Nikolaus sie mistrauisch betrachtete; die russischen Behörden erschienen wie absichtliche Parodien auf das Beamtenthum und die höchsten Beamten machten selbst schneidende Witze über die Unfähigkeit und Versumpfung der Bureaukratie, aus der sie keinen Ausweg kannten; Nikolaus sogar lachte wol über derartige drastische Vorfälle, während schon die leiseste Bemerkung, die gegen die bestehende Ordnung und seine Autorität gerichtet war, ihn zur Wuth und Grausamkeit entflammte. Seine Günstlinge führten in den kaiserlichen Unterrichtsanstalten ein Schreckensregiment, Kleinmichel ließ die Marinecadetten peitschen; schlechte Räthe waren Nikolaus die liebsten, tüchtige wie Bludow, Kisselew, Cancrin hatten wol Ansehen bei ihm, erregten aber kein sympathisches Gefühl. Eine von ihm und der Staatsgewalt unabhängige Meinung durfte nie laut werden, während die augenfälligste Schmeichelei die freundlichste Aufnahme fand; daß der französische Botschafter Graf de la Ferronays nach der ersten Audienz ausgerufen: „Je viens de voir Pierre le Grand civilisé", blieb ihm unvergessen. Das einzige Heil für Rußland schien Nikolaus die Alleinherrschaft des militärischen Polizeistaates; jeder Funke geistiger Freiheit mußte ausgetreten, schonungslos jede Opposition auch auf Kosten des Fortschritts erstickt werden und jedem Freidenkenden blieb nichts übrig, als seine Gesinnung vor dem Despoten zu verbergen oder ins Ausland zu fliehen; alle Westeuropa bewegenden liberalen Ideen standen auf der Aechtungsliste des Selbstherrschers. Die strengstens geübte Censur ließ den Geisteszwang erst recht empfinden, der auf Rußland lag; sie gerade zog mehr als alles andere den Nihilismus groß; durch sie wurde der Staat trotz aller Machtmittel und absoluten Herrschaft wehrlos gegenüber den Angriffen eines Herzen und Bakunin; nur was die Censur verfolgte, erschien als Wahrheit und Licht; den von ihr Geächteten waren die Krone des Martyriums und das unbedingte Vertrauen gewiß. Zu allen diesen Misverhältnissen trat noch der unselige Krieg hinzu, den das Reich mit Frankreich, Großbritannien, der Türkei und Sardinien führte und der Milliarden verschlang. Gewiß ein trauriges Erbe, das Alexander II. antrat! Zwar erklärte der neue Kaiser dem gratulirenden diplomatischen Corps: wenn auch die Heilige Allianz nicht mehr bestehe, so hoffe er doch, daß die bei ihrer Gründung obwaltenden

Grundsätze noch aufrecht erhalten seien; aber alsbald zeigte sich, daß eine neue Aera angebrochen war; Nesselrode's sogenanntes System fiel durch den Zwiespalt mit Oesterreich zusammen und das ihm unverständliche slawische Nationalitätsprincip erwachte; die neue Politik mußte antiösterreichisch und national sein, um populär zu werden; mit dem Eintritt des Fürsten Gortschakow in das Auswärtige Amt änderte sich die politische Stellung Rußlands vollständig. Im ausgesprochenen Gegensatze zu seinem Vorgänger, in dessen Geiste regieren zu wollen er betheuerte, nahm Alexander sich eifrig der innern Verhältnisse, von denen er die Förderung der allgemeinen Gesittung hoffte, an und stellte den Volksunterricht unter seine unmittelbare Leitung. Die Publicistik wurde jetzt die Lieblingsbeschäftigung aller aufstrebenden Talente in Rußland; der öffentliche Geist erlebte einen durchgreifenden Umschwung, Hunderte von Zeitungen und Zeitschriften wurden gegründet, obgleich die Präventivcensur auch für Petersburg und Moskau bis zum 30. April 1865 fortbestand, und mit ihnen erreichte man unvergleichliche publicistische Wirkungen. Die journalistische Thätigkeit absorbirte in der Literatur jede andere; die hereinbrechende demokratische Strömung beseitigte die Bücher und warf Zeitungen und Revuen auf den Markt. Aber dies ganze Literatengeschlecht trat bald alle Formen mit Füßen, schlug jeder Autorität ins Gesicht, machte jede Rücksicht als etwas Bornirtes lächerlich und bethätigte sich als Sklave, der die Ketten des Nikolaitischen Polizeiregiments gebrochen hatte; diese Literaten waren meist wilde Naturen. Mit Vorliebe griffen sie die herrschende Kirche und ihr entartetes, verachtetes Priesterthum, die Misbräuche der Administration, des hohen und niedern Beamtenthums an: sie bildeten geradezu eine Anklageliteratur. Allmählich sank der Einfluß der Journalistik, mit dem Heißhunger der ersten Zeit der neuen Regierung nach den verbotenen Früchten nahm er ab; aber der Staat war doch nicht gefestigt gegen Radicalismus und Revolution in der Presse; es gebrach an gesetzlich geregelter und vernünftig begrenzter Preßfreiheit, und als Alexander am Abende seines Lebens ein conservativ-officiöses Journal „Bereg" ins Leben treten ließ, um dem Nihilismus entgegenzuarbeiten und die revolutionäre Presse zu vernichten, scheiterte sein Vorhaben; die öffentliche Meinung ließ sich dadurch nicht umstimmen.

Alexander wünschte, seinem Reiche bald den Frieden mit dem Auslande wiedergeben zu können, mußte aber, um ihn zu erlangen, den Krieg fortsetzen und ging selbst auf den Schauplatz ab. Als die wiener Conferenzen gescheitert waren, befahl er neue Truppenaushebungen, die in 17 Gouvernements je den 12. Mann von 1000 trafen, und berief in 12 Gouvernements die Miliz nach dem Verhältniß von 23 auf 1000 Mann ein. Die Russen erlitten in der Krim Schlag auf Schlag, aber auch nach Sewastopols Fall wollte Alexander nichts von Frieden hören; er konnte seine Regierung nicht mit einem unrühmlichen Frieden beginnen und auf einen günstigen durfte er kaum rechnen. Die alliirten Flotten zerstörten den ganzen Seehandel im Schwarzen Meere und in der Ostsee, in den Staatseinnahmen klafften enorme Lücken und alles begann zu stocken. Am 15. Oct. wurde ein allgemeines Aufgebot fast im ganzen Reiche im Verhältniß von 10 auf 1000 Mann angeordnet. Nur in Asien war die russische Fahne siegreich und der

Capitulation des wichtigen Kars an General Murawiew am 28. Nov. war es zu danken, daß die Feinde ihre Friedensbedingungen wesentlich milderten. Esterházy erschien mit neuen Friedensvorschlägen in Petersburg, und Nesselrode, der sich nach dem Frieden sehnte, um dann abzutreten, griff mit beiden Händen zu. Der österreichische Entwurf wurde schon am 1. Febr. 1856 von den Bevollmächtigten Oesterreichs, Frankreichs, Englands, der Türkei und Rußlands (Gortschakow) in Wien unterzeichnet; die genannten Mächte nebst Preußen und Sardinien beschickten einen Friedenscongreß in Paris und am 30. März 1856 konnten hier Graf Orlow und Baron Brunnow den Frieden für Rußland unterschreiben; freilich war derselbe eine moralische Demüthigung Rußlands, ein großer Erfolg der Pforte und der andern Mächte, unter deren Schutz die ins europäische Concert erhobene Türkei nun trat; besonders schwer verschmerzte man in Rußland die Neutralisirung des Pontus, und Gortschakow hat nicht gerastet, bis er sie nach 15 Jahren wieder beseitigen konnte. Durch eine mit Persien abgeschlossene Uebereinkunft kam im Januar 1857 das längs der Grenze des türkischen Armenien hinstreifende Gebiet zwischen Bajesid und Nachitschewan an Rußland. Die Bergvölker des Kaukasus trotzten viele Jahre den russischen Waffen und wurden erst nach der Gefangennahme Schamyl's durch den Alexander nahe befreundeten Fürsten Bariatinski 1859 unterworfen. Rußland machte am Kaspischen Meere, auf dem es eine bedeutende Seemacht hielt, Baku zum Kriegshafen, drang nach Persien vor und rückte in Turkestan gegen die Gebirgsscheide des indobritischen Reiches immer mehr an. Es beherrschte alle Ufer des Aralsees und brachte ein Gebiet von mindestens 22000 deutschen Quadratmeilen zwischen dem Kaspischen Meere und China an sich, darum besonders wichtig, weil es der Schlüssel zum Flußgebiete des Sir-Darja und Amu-Darja mit Bokhara und Khokand war. Durch starke Forts und Handelsniederlassungen wurden die neuen Erwerbungen überall befestigt und dem Verkehr gewonnen. Ohne daß es die Chinesen hinderten, setzten sich die Russen in der östlichen Mandschurei im Stromgebiete des Amur und an den Ufern des Japanesischen Meeres fest; in Transbaikalien fand der russisch-chinesische Handel einen reichen Stapelplatz, sehr vortheilhafte Grenz- und Handelsverträge kamen mit China und Japan zu Stande, und während China durch England und Frankreich bedroht war, wurde seine Ohnmacht trefflich von dem schlauen Nachbar benutzt: durch den Vertrag von Aigun brachte Graf Murawiew-Amurski am 28. Mai 1858 das linke Amurufer an Rußland und durch den Zusatzvertrag von Peking vom 14. Nov. 1860 wurde durch General Ignatjew abermals ein großer Landstrich gewonnen, sodaß Rußland nun Herr von ganz Nordasien war. Es mischte sich gern in die chinesischen Angelegenheiten, besetzte 1871 den Bezirk Kuldscha, kam um seinetwillen 1879 beinahe in Krieg mit China, der aber kurz vor Alexander's Ableben durch den Vertrag vom 23. Febr. 1881 vermieden wurde. Im Jahre 1871 wurde mit China und Japan der telegraphische Verkehr eingerichtet und 1875 die Insel Sachalin von Japan abgetreten, während Rußland 1867 seine Territorien in Amerika (Alaska) gegen 7,200000 Doll. an die Vereinigten Staaten verkaufte. In Centralasien drangen die Russen erobernd immer weiter vor, und wo nicht militärische Expeditionen die Wege ebneten, mußte dies durch wissenschaftliche geschehen; jeder Anlaß wurde benutzt,

um dem britischen gegenüber den russischen Einfluß zur Herrschaft zu bringen und bis an die Thore Indiens zu erweitern. Im Jahre 1866 wurde Taschkend einverleibt, 1867 ein neues Gouvernement Turkestan organisirt, 1868 Samarkand, Katty-Kurgan und alle Dependenzen erobert, der Emir von Bokhara tributpflichtig gemacht, im Juli 1873 der Khan von Khiwa zum Vasallen des Kaisers erniedrigt und gezwungen, das ganze rechte Ufer des Amu-Darja abzutreten; 1875 kam durch die Siege des Generals Kaufmann ein Theil des Khanats Khokand mit Namangan an Rußland, dem am 2. März 1876 das ganze Khanat (1100 Quadratmeilen) als Ferghanagebiet einverleibt wurde. Weniger glücklich waren die letzten Unternehmungen gegen die Tekke-Turkmenen, die durch ihre Raubzüge Rußland sehr beschwerlich fallen. Der General Kaufmann verkörperte unter Alexander gleichsam die centralasiatische Politik, für die z. B. der Kriegsminister Miliutin weniger eingenommen war, und es ist besonders in England mit lebhafter Freude begrüßt worden, daß Alexander III., sonst kein Gönner Miliutin's, sofort nach seiner Thronbesteigung den General Skobelew von Merw heimberief. Breitete sich Rußland derart in Centralasien aus, England die Spitze bietend, so rang sein Einfluß während der Regierung Alexander's II. auch in Persien mit dem englischen. Die mongolischen Nomaden am obern Irkut und die Tataren am Tarbagatai erkannten die russische Herrschaft an und am 17. Jan. 1867 trat der Fürst Dadian von Mingrelien für sich und sein Haus alle Souveränetätsrechte um 1 Mill. Rub. an Alexander II. ab, der hier und im Kaukasus die Leibeigenschaft aufhob. Welche ungeheuere auswärtige Thätigkeit, welche Eroberungen, welche Erweiterung des Riesenreiches!

Ein wahrer Friedensfürst, bemühte sich Alexander II., die Wunden, welche der Krimkrieg Rußland geschlagen, zu heilen, die durch ihn zu Tage getretenen Misbräuche abzustellen, wie sich denn das Militärwesen völlig faul erwiesen hatte, und alle geistigen und materiellen Kräfte zu entwickeln. Er erlaubte den polnischen Flüchtlingen, straffrei zurückzukehren, setzte sie wieder in ihre bürgerlichen Rechte ein und verhieß ihnen sogar nach Verlauf von drei Jahren den Eintritt in den Staatsdienst. Bei Gelegenheit seiner Krönung in Moskau am 7. Sept. 1856 hob er eine Reihe von Strafen auf, gab allen Verurtheilten von 1825 die Freiheit und den Kindern eventuell den Adel der Aeltern zurück, befreite ganz Rußland auf vier Jahre von der Rekrutirung, erließ 24 Mill. Silberrubel an Steuerrückständen u. s. w. Human sorgte er für ein besseres Los der Juden, von denen leider gar viele ihm durch Anschluß an den Nihilismus lohnten; er hob die auf ihnen wuchtenden Rekrutirungslasten auf, stellte jüdische Gelehrte bei den Chefs der Landestheile an, in denen eine dichte jüdische Bevölkerung war, und gestattete 1857 den Juden die Erwerbung von Landgütern. In diesem Jahre bereits verfügte er die Freilassung von Leibeigenen großer Gütercomplexe und verfolgte den Plan, die Leibeigenen allmählich in steuerpflichtige Kronbauern zu verwandeln. Wesentlich verstärkte Alexander die Wehrkraft des Reiches; Dimitri Miliutin, wie sein Bruder Nikolaus der offene Gegner der Adels- und Nepotenwirthschaft, arbeitete seit 1861 Reorganisationspläne aus und der Großfürst Konstantin, des Kaisers Bruder, fegte

mit fester Hand das Nepotenregiment aus dem Marineministerium weg; die traurigen Militärcolonien, Araktschejew's schlimmes Vermächtniß, wurden aufgehoben und die Colonisten zu Kronbauern gemacht, die Cavaleriecolonien aber 1858 neu organisirt.

Von Alexander's Regierung reichlich und eifrig unterstützt, bildeten sich überall Dampfschiffahrts- und Handelsgesellschaften, auf allen Werften herrschte Rührigkeit, Feodosia stieg zu einer bedeutenden Handelsstadt empor; auf Staatskosten wurden die Telegraphenlinien erweitert und vermehrt; ein Eisenbahnnetz überzog mit Hülfe auswärtigen Kapitals ganz Rußland. Der Verkehr an der Grenze wie der allgemeine hob sich bemerklich, da er sehr erleichtert wurde; großartige Wasserbauten traten ans Licht, Handelsverträge mit dem Auslande hoben Handel und Wandel; der Staat entwand sich der Starrheit seiner bisherigen volkswirthschaftlichen Principien, wobei freilich auch zahllose Actiengesellschaften auftauchten, die bald wieder in Miscredit kamen. Der Handel empfing einen neuen Aufschwung seit dem Zolltarif von 1857, der den Uebergang vom Prohibitivsystem zu Schutzzöllen anbahnte, fast alle Einfuhrverbote aufhob und das Zollsystem wesentlich vereinfachte.

Das Verbot der Bibelverbreitung fiel 1858 und Alexander unterstützte die Bibelgesellschaft mit Geldern. Die Censur wurde milder gehandhabt und ungescheut durften die Verhältnisse des Auslandes und theilweise auch innere Reformen Rußlands besprochen werden; mit dieser der Presse gewährten größern Freiheit stieg, wie schon gesagt, die Journalistik sehr empor. Da aber keine feste Regel der Presse gegenüber eingehalten wurde, die Censur bald sehr mild, bald wieder streng ausfiel und trotz aller Nachgiebigkeit fremde Bücher, die über Rußland die Wahrheit sagten, unter schweren Strafen verboten blieben, so konnte keine öffentliche Meinung erzogen werden. Für den Volksunterricht that Alexander II. ungewöhnlich viel, denn mit Recht sah er in ihm die Basis, auf der ein gesundes Volk stehen muß; aber die Verhältnisse waren so entsetzlich zerfahren, daß selbst seine zahlreichen Reformen lange nicht genügten, um ein gesittetes und gebildetes Volk zu erziehen, welches Freiheit von Anarchie zu unterscheiden und freiere Zustände würdig zu ertragen im Stande wäre. Am Tage nach dem Attentat vom 1. Dec. 1879 nannte Alexander den moskauer Behörden die Sorge für die bessere Erziehung der Jugend als das vorzüglichste Mittel zur Ausrottung des blutigen Geistes des Aufruhrs. Dem höhern Unterrichte fehlte es völlig an einer festen Grundlage, was die Halbbildung und Verbildung im höchsten Grade begünstigte, während die Universitäten und das „junge Rußland" immer lauter nach Reformen riefen, über deren Ausführbarkeit sie sich nicht lange bedachten und selbst Professoren, die militärisch organisirten Bildungsanstalten und viele Offiziere mit den freiheitschwärmenden Studenten sympathisirten; in diesen Kreisen wurden die im Auslande erscheinenden revolutionären Zeitungen und Werke eines Herzen, Golowin, Fürsten Dolgoruki u. a. mit Entzücken und voll Begeisterung gelesen. Nikolaus hatte einen solchen Verdacht gegen die Universitäten als Brutstätten revolutionären Geistes gehegt, daß er an ihre Aufhebung dachte. Unter Alexander II. wurde anstatt des liberalen Kowalewski, der von allen Seiten verdächtigt wurde, 1861 der

Admiral Graf Putiatin Minister des öffentlichen Unterrichts, welches Amt in Rußland gern hohen Militärs, die davon absolut nichts verstehen, überantwortet wird. Putiatin, ein starr orthodoxer und jedem Liberalismus todfeinder Mann von borniertesten Begriffen, suchte so rücksichtslos die Freiheiten der Universitäten, die Befugnisse von Lehrern und Schülern einzuschnüren, daß in beiden Hauptstädten Studentenaufstände ausbrachen. Die völlige Unfähigkeit des Admirals trat so flagrant zu Tage, daß er mit Schimpf und Schande abziehen mußte. Wiederum folgte ihm der ausgesprochenste Antipode, ein begeisterter Freund für westeuropäische Institutionen, Golownin, der nur ganz allmählich Herr der verwirrten Verhältnisse werden konnte, dem es aber auch nicht gelang, das Mistrauen der Jugend gegen eine Regierung zu bannen, welche in ihrem System stets wechselte, bald die Freiheit, bald die Subordination, bald die classische Bildung, bald nationales Wissen auf ihren Schild erhob. Die naturwissenschaftlichen Studien erwiesen sich als ein verdächtiges Terrain; hier wucherten Materialismus und Atheismus rasch empor und von der dem Kriegsminister unterstellten Medico-Chirurgischen Akademie ging ein Geist des Atheismus und alles verhöhnenden Nihilismus hinaus in das große Reich, wo Unbildung und unklare Sehnsucht nach besserer Lage ihm den Acker bestellten, aus dem eine Drachensaat erstand; bei der großen Macht, welche die Halbbildung ausübt, wird auch immer wieder hervorgehoben, daß das Studium der antiken Literatur die Jugend mit republikanischen Idealen nähre und in der Abneigung gegen die absolute Herrschergewalt bestärke. Hatte sich der tüchtige Golownin gegen seine Feinde, unter denen die Nationalen, von Katkow und Leontjew geführt, nicht die geringsten waren, zu halten gewußt, so stürzte er 1866 infolge des Attentats auf den Kaiser, welches ihm als „Vater des Nihilismus" aufgebürdet wurde. Nicht wenig trug die bigote Umgebung der Kaiserin, voran Gräfin Bludow, zu seiner Entlassung und zur Ernennung des streng orthodoxen und nationalen Grafen Tolstoï, eines zweiten Putiatin, bei. Durch sein Buch „Le catholicisme en Russie" warm empfohlen, sollte er, zugleich Unterrichtsminister und Generalprocurator des Heiligen Synod, den Einfluß der rechtgläubigen Kirche auf das Unterrichtswesen erweitern. Er führte die russische Sprache in Polen zwangsweise ein, waltete im streng nationalen Sinne, westeuropäischen Einflüssen durchaus abhold, hauste aber mit so brutaler Willkür allen gegenüber, die seinem Schema widerstrebten, veranlaßte so viele Ausschließungen der meist unbemittelten Studenten von den Universitäten auf nichtige Dinge hin, so viele Einkerkerungen, Maßregelungen und Verschickungen nach Sibirien, daß er vielmehr ein „Vater des Nihilismus" genannt zu werden verdient. Was konnten die hülflosen Opfer seiner bornirten Tyrannei anders werden als Nihilisten, die ihre bisherigen Kameraden zur Auflehnung anstachelten? Dies Proletariat der Intelligenz konnte nur von kleinen Verschwörungen leben und wühlte unter der männlichen und weiblichen Jugend; ihm gehörten die Freunde des Kaisermörders Solowjew an, in ihm lebten die Mörder Russakow und Sheljabow. Alle kleinlichen und äußerlichen Mittel, die Tolstoï gegen das erschreckliche Wachsen der Revolution an den Hochschulen that, führten zu nichts; die hier gebildete Jugend trug revolutionäre Ideen in die Bureaukratie hinein, wo dieselben ein gefährliches Gemisch mit der Bestechung und Unredlichkeit bildeten. Diese Studenten galten sich und

der Gesellschaft als mishandelte Opfer, als schuldlose Parias und wurden die Leuchten des Nihilismus. Endlich mußte der unselige Minister fallen; es war ein Hauptverdienst des Grafen Loris-Melikow, ein Sieg über die altrussische bornirte Partei, Rußland von ihm zu befreien.

Am 6. Mai 1880 trat Tolstoï ab, die Stellen des Unterrichtsministers und des Generalprocurators des Heiligen Synod wurden nicht mehr vereinigt, und der reformfreundliche Saburow erhielt erstere. Obgleich er sofort weise und erfolgreich auftrat, konnte er den entarteten Geist nicht bändigen und wurde im Februar 1881 von einer großen Studentenversammlung in Petersburg als Heuchler beschimpft und mishandelt. Wird sein Nachfolger, Baron Nikolai (seit April 1881), glücklicher sein? Der oberflächliche Firnis französischer Bildung, den sich die russische Jugend zu geben weiß, ist eher ein Verderb als ein Förderniß des nationalen Wesens; eine gründliche deutsche akademische Erziehung wäre weit segensreicher. Liegt in der Erziehung der Jugend einer der flagrantesten Schäden der russischen Gesellschaft, so bildet den zweiten die Fäulniß der Beamtung, welche bis in die höchsten Stellungen, bis zu den Gouverneuren und Ministern reicht. Fortwährend kommen Betrügereien im kleinen und im großen Stil vor und nähren den radicalen Geist in der hohen und niedern Beamtung; ist doch im letzten Kriege an Betrug auf Kosten der Heerführung und Heerverwaltung das Unglaubliche geleistet worden, wurde doch das Proviant- und Commissariatswesen der nichtswürdigen Compagnie Gregor-Kohn-Horwitz überlassen, anstatt vom Kriegsminister Miliutin geleitet zu werden, ja bezeichnete doch die öffentliche Meinung Alexander's eigenen Bruder Nikolaus als den stillen Theilnehmer an dem schmählichen Betruge des Staatsvermögens, was um so eher geglaubt wurde, als der Kaiser den vor dem odessaer Kriegsgericht gegen die Compagnie angestrengten Proceß niederschlagen ließ und befahl, die beanstandeten Rechnungen zu bezahlen. Solche Vorfälle müssen den Glauben an die Regierung, ihre Autorität erschüttern; die Gewalt verliert ihr ererbtes Prestige und die höhern Stände, entweder frivol und träge oder nach eigener Geltung lüstern, sind nicht gesonnen, die kaiserliche Allmacht wieder zu befestigen. Die Unzufriedenheit erfaßt hoch und niedrig; niemand will mehr für die asiatische Allgewalt des Zaren eintreten, die schrankenlose Willkür grausamer und feiler Beamten, bestechlicher Richter erdulden. Eine Verschärfung der Repressivmaßregeln gegen die Opposition wird zu nichts führen, solange ihr das unerschöpfliche Thema der Corruption erhalten bleibt. Die Polizei ist ihr gegenüber ohnmächtig oder selbst angesteckt; die Geheimpolizei geht ja vielfach mit den Nihilisten und erst kürzlich wurde ein Agent verhaftet, der die Nihilisten warnte und ihnen Genossen bezeichnete, die sich von der Regierung hätten erkaufen lassen. Wie viele vergebliche Haussuchungen werden auf dies geheime Verhältniß zurückzuführen sein, warum finden die Beamten nicht die Minengänge, in denen die Sprengstoffe ihrer Bestimmung harren, warum ist es möglich, daß der verstorbene und der neue Kaiser mit Drohbriefen in ihrem eigenen Palast heimgesucht werden, warum entdeckt man nicht die nihilistischen Druckerpressen? Weil die Corruption wie ein Schlinggewächs den ganzen Staat umklammert hält. Das Vertrauen zwischen Fürst und Volk, der Pfeiler des Throns, ist morsch und darum wird der

Haß gegen das Bestehende so blind, daß Russen ihren Wohlthäter, den besten Vater seines Volkes, hinmorden, weil er die absolute Monarchie verkörpert. Der einzige Weg, der Bestechung der Beamten zu steuern, wäre ihre bessere und genügende Besoldung; ihn verschlossen aber bisher die schlechten Finanzverhältnisse.

Seit Gortschakow an die Spitze des Ministeriums des Aeußern trat, verfolgte er unverrückt das Ziel, die russische Politik von der österreichischen zu lösen und auch im Orient selbständig zu stellen. Berühmt wurde für die reservirte und abwartende Haltung, die Rußland in den europäischen Angelegenheiten annahm, das Wort des Fürsten: „La Russie ne boude pas, elle se recueille!" Während Alexander, der am 25. Sept. 1857 zu Stuttgart mit Napoleon III. und am 30. Sept. zu Weimar mit Franz Joseph I. zusammenkam, mehr dahin neigte, der Uebermacht Frankreichs durch das Zusammengehen Rußlands mit England, Preußen und Oesterreich einen Damm zu setzen, strebte sein Minister eher nach dem Anschlusse an Frankreich gegen Oesterreich, suchte freie Hand für die Orientplane, die er nie aus den Augen verlor, zu gewinnen und hintertrieb alle österreichischen Annäherungsversuche; wie Gortschakow dachten die meisten urtheilsfähigen Russen, die Ungarn nicht vergaßen; aber Gortschakow gelangte trotzdem nicht zur Allianz Frankreichs. Auf der breslauer Zusammenkunft vom 23. Oct. 1859 vereinbarte der Kaiser mit dem preußischen Prinz-Regenten ein festes Zusammengehen ihrer Cabinete in der italienischen Frage, und die Begegnung beider Fürsten mit Franz Joseph in Warschau im October 1860 führte Napoleon gegenüber zu einer Annäherung Rußlands und Oesterreichs. In dem deutsch-dänischen Conflict sprach sich Rußland für die deutsche Auffassung aus; Alexander war persönlich aufrichtig Preußen zugethan; besonders verband ihn mit dem Prinzen Wilhelm, nachmaligen Könige und heutigen Kaiser, die innigste Freundschaft. Als der von Rußland vorgeschlagene Congreß in der italienischen Angelegenheit nicht zu Stande kam, verhielt es sich im Verlaufe derselben neutral, konnte aber nicht umhin, die sardinische Politik zu misbilligen und den Gesandten im October 1860 von Turin abzuberufen; erst am 18. Aug. 1862 erkannte Rußland das Königreich Italien an. Das freundliche Benehmen Rußlands gegen die Curie änderte sich, seit die katholische Geistlichkeit in Polen in oppositionelle Haltung trat, eine sichtliche Erkaltung machte sich fühlbar, es kam zu gereizten Erklärungen und nach einer heftigen Scene Pius' IX. mit Baron Meyendorff wurden am 9. Febr. 1866 die Beziehungen mit Rom abgebrochen, am 4. Dec. desselben Jahres das Concordat aufgehoben.

Zu einer vollständigen Umwälzung in allen socialen, finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen mußte die Aufhebung der Leibeigenschaft führen, die als schönster Ruhmestitel den Zar-Befreier ziert. Hatte schon unter Katharina II. der reichste Edelmann, Graf Scheremetew, 1767 sich bereit erklärt, seine 120000 Bauern freizugeben, so war die Monarchin doch nicht darauf eingegangen, und die von dem großen Speranski unter Alexander I. und Nikolaus angebahnten Schritte waren nur vorbereitende geblieben. Alexander II. aber nahm jetzt diese Lebensfrage mit rücksichtsloser Energie vor, achtete aller Schwierigkeiten und An-

feindungen nicht und trotzte dem Widerstande der Adelsversammlungen. In seiner Neigung für möglichst weitgehende Zugeständnisse unterstützte den wohlwollenden Mann die kluge Großfürstin Helene Pawlowna, die gleich ihm für die Emancipation mit Land eintrat und durch die Freilassung der Leibeigenen ihrer Apanagegüter ein Beispiel gab. In dem großen Comité, welches sich mit der Umgestaltung der Agrarverhältnisse und mit der Emancipation beschäftigte, befehdeten sich zwei Parteien bis aufs Blut; die eine, welcher der den Kaiser vertretende Präsident Fürst Orlow angehörte, war conservativ im Sinne des Adels und hohen Beamtenthums und wollte den großen Grundbesitz in seinen Interessen gesichert sehen; die andere, bei der Fürst Tscherkaski und die als Führer des demokratischen Beamtenthums geltenden Geheimräthe Miliutin standen, verfocht mehr den Bauernstand, erfreute sich der Sympathien Helenens und des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, und es kam zwischen Konstantin und Orlow zu einem so wilden Streite, daß der Großfürst auf eine Seereise geschickt wurde. Alexander und der staatskluge Präsident des Reichsrathes und Ministercomité, Graf Bludow, der erklärte Gegner aller constitutionellen Phantasiegebilde, setzten das große Werk durch und am 3. März 1861 erschien das kaiserliche Manifest mit Statut, welches 23 Mill. Sklaven zu freien Menschen machte. Alexander III. soll jetzt geäußert haben, sein Vater habe die Leiber befreit, er wolle die Seelen vom Schmuze der Corruption befreien; möge es ihm vergönnt sein! Die Aufhebung war natürlich keine radicale, sondern beruhte auf einer Entschädigung der Gutsherren und auf Leistungen seitens der Leibeigenen, die erst in gewissen Fristen freie Eigenthümer wurden; um den Bauern die Erwerbung des Landes zu freiem Eigenthum zu erleichtern, wollte die Regierung ihnen Darlehne gewähren. Ein Ukas verordnete Näheres über die Einführung von Friedensgerichten, Bezirks- und Gemeindeverwaltungen und das Institut der Friedensrichter half sehr wesentlich bei der bis Mitte 1861 erreichten Unterdrückung der zahlreichen infolge der Emancipation ausbrechenden Bauernaufstände, während die Furcht vor deren Erneuerung den schmollenden Adel der Emancipation, die seine Macht geradezu gebrochen hatte, geneigter machte. Am 7. Juli 1863 wurden alle kaiserlichen Apanage- und Domänenbauern emancipirt, am 2. März 1864 in Polen, am 28. Nov. desselben Jahres in Transkaukasien die Leibeigenschaft beseitigt.

Ueberall traf diese Aufhebung den Einfluß und die Finanzen des Adels in der empfindlichsten Weise und legte manchen nihilistischen Keim. Dabei erhielten große Massen plötzlich eine Freiheit, die sie nicht zu verwerthen verstanden, und geriethen darum in den Dienst des Kapitals oder beuteten den Boden ohne Rücksicht aus; erst die Zeit kann diese Schäden heilen. Die nothwendige Auseinandersetzung zwischen den Gutsbesitzern und den Bauern erregte bei beiden übertriebene Erwartungen; oft mußten die Bauern mit Gewalt angehalten werden, die ihren bisherigen Herren gebührenden Entschädigungen zu leisten, und ein Theil des Adels trug sich mit der Hoffnung, als Entschädigung für seine Einbuße bei einer Reichsverfassung politische Rechte zu erhalten. Kaum war die Leibeigenschaft aufgehoben, so überstürzte sich die nationale, von Moskau ausgehende Partei in ihren Gelüsten; sie glaubte die Zeit gekommen, um alle occidentale Bildung auszurotten

und unter einem slawischen Himmel zu leben; sie tobte gegen einen Turgenjew, der ihr zeigte, daß all ihr Treiben Rauch sei. Mit junger Kraft erhob sich der Nihilismus, bedrohte die ganze Ordnung in Staat und Gesellschaft, lüstern, auf ihren Trümmern ein revolutionäres Reich des Vandalismus zu gründen, und wurden früher dem zarischen Absolutismus Weihrauch und Myrrhen geopfert, so sollten jetzt im Tempel der Vernunft die revolutionären Ideen thronen. Trotz alledem war die Aufhebung der Leibeigenschaft vom durchgreifendsten Segen, ungemein förderte die junge Freiheit von Person und Eigenthum die Production und den öffentlichen Reichthum, und mit den Jahren bewährte sich auch hier das große Talent des Russen für praktische Verhältnisse. Es ist Alexander II. wiederholt vorgeworfen worden, er habe die Geister nur erregt, ohne sie zu befriedigen, nur so viel vom Despotismus nachgelassen, um eine unruhige Neuerungssucht zu erzeugen, und habe einen Drang nach Reformen wach gerufen, vor dem er, wie Goethe's Zauberlehrling, alsbald erschreckt zurückgewichen sei; darum sei er früh im Reformiren ermüdet, um nicht drohende Elemente zu entfesseln. Dem steht entgegen, daß seine reformatorische Thätigkeit durchaus nicht mit der Aufhebung der Sklaverei endete, die ihn und den wie er ermordeten Präsidenten der Union Lincoln brüderlich verbindet, sondern freilich mit Unterbrechungen und Schwankungen fortdauerte, und daß er nie ermüdete, seinem Volke Wohlthaten zu erweisen. In manchem hat er gewiß geirrt, wie in der eigensinnigen Weigerung, eine wirkliche und strenge Controle der Verwaltung eintreten zu lassen; in den meisten Dingen war er aber schuldlos und hatte stets die besten Absichten. Aber einerseits wuchs die Unzufriedenheit, weil seine Concessionen zu ungenügend schienen, andererseits wurde jede von ihnen zur bedrohlichen Waffe in feindlicher Hand. Walujew, der größte Minister des Innern im modernen Rußland, wirkte mehr als jeder andere auf sociale und administrative Reformen hin; 1862 trennte er die Justiz von der Verwaltung und 1871 trat die Justizreform, die Alexander zu hoher Ehre gereicht, ins Leben. Im Jahre 1864 wurden eine verbesserte Gerichtsordnung, ein Strafgesetzbuch, die Civilproceßordnung und die Criminalproceßordnung für die Friedensrichter eingeführt, welche letztern sich durch schnelle Justiz bestens bewährten. Die Geschworenengerichte hingegen erfüllten die in sie gesetzten Hoffnungen nicht, sie waren bei dem tiefen Bildungsstande der Massen und ihrer sittlichen Indolenz ein bedenkliches Geschenk, und eine große Zahl verkehrter Urtheilssprüche ließ ihren Fortbestand als bedroht erscheinen. Stets auf Reformen im Innern bedacht und treulich von Walujew berathen, griff Alexander II. zu constitutionellen Anfängen, und während Tausende und aber Tausende von einer allgemeinen Landesvertretung träumten, führte er mit Walujew im Januar 1864 Provinzial- und Kreisvertretungen überall außer in den polnischen Gouvernements, den baltischen Provinzen, Archangel, Astrachan und Bessarabien ein und schuf die landschaftliche Selbstverwaltung in Großrußland; aber die Trägheit und der Stumpfsinn der Massen ließ die Wohlthat dieser Reform nicht zur Geltung kommen und Alexander mußte zu seinem tiefen Kummer erkennen, wie zweifelhaft die Wirkung seiner edeln Absichten sei. Zum wahren Constitutionalismus fehlen in Rußland noch alle unentbehrlichen Vorbedingungen, es ist gänzlich unfähig zur politischen Freiheit. Alexander fühlte dies,

ließ sich aber nicht abhalten, auf neue Reformen zu sinnen, und unterzeichnete wenige Stunden, bevor ihn der Mord ereilte, einen Ukas, welcher Deputirte der Kreisverbände-Versammlungen (Semstwo) nach der Residenz berief, um über die innere Verwaltung des Reiches betreffende Reformvorschläge, welche die Regierung vorlegen würde, zu berathen. Eine eigentliche Verfassung zu geben, kam ihm nie in den Sinn; hingegen dachte er daran, die Krone an seinen Zarewitsch abzutreten oder wenigstens an dessen Regentschaft, und wollte ihm in der Verfassungsfrage freie Hand lassen. Ob in Rußland eine Reichsversammlung heute eine viel bessere Rolle spielen würde als jener so benannte Carneval der zweiten Katharina von 1766—67, erscheint mir kaum zweifelhaft. Die Nihilisten, die am meisten nach der Verfassung schreien, verstehen darunter keine parlamentarische, wie sie in den europäischen Staaten besteht, sondern eine, die auf den thönernen Füßen des Socialismus ruhen soll. Das Volk in seinen Massen wird heute so wenig von einer Constitution, die seinen Zaren beschränken soll, begreifen, wie 1825, wo es sie für die Gemahlin des Zarewitsch Konstantin hielt. Gibt aber Alexander III. eine Verfassung, so steht bei der Zügellosigkeit der Wünsche aller Verführer und Verführten ein Chaos, ein Umsturz in Aussicht, der dem von 1789 in Frankreich nicht nachstehen dürfte, denn geschwächte Regierungen sind niemals gefährdeter als im Moment, da sie große Reformen vornehmen.

Hatte sich Alexander II. seit Antritt der Regierung voll Milde gegen Polen gezeigt, so beschwichtigte er doch nicht die Abneigung und den Haß der Nationalität gegen die Russen; es kam zu der Februarrevolution von 1861, die zwar rasch bewältigt wurde; aber alle Concessionen des humanen Kaisers, der seinen Bruder Konstantin zum Statthalter Polens ernannte, brachen die Gehässigkeit nicht und 1863 stand das Königreich abermals in den Flammen der Revolution. Wieder siegte die physische Uebermacht Rußlands, alle Bemühungen der Cabinete für Polen waren jetzt erfolglos; da er mit Güte nichts erreicht hatte, ließ Alexander Polizei- und Militärmacht in der rücksichtslosesten Weise in Polen und Litauen schalten, damit beide Lande um jeden Preis russificirt würden. Graf Berg in Polen und Murawiew in Litauen herrschten mit dem grausamsten Militärdespotismus; während sie die nationale Stellung von Klerus und Adel zu vernichten strebten, wollten sie den Bauernstand heben, um ihn für Rußland zu gewinnen. Der Einfluß der römischen Kirche wurde gebrochen; ihre Anhänger sahen sich unbarmherzig verfolgt, ihre Priester der beleidigendsten Behandlung preisgegeben. In den Salons der bigoten Kaiserin concentrirte sich um die Gräfin Bludow die Propaganda, um Polen, Litauen, Weißrußland der griechisch-orthodoxen Kirche zu erobern; hier fanden die Erlasse, die Griechisch-Unirten in Polen und Litauen kurzweg wie Russen zu behandeln und zur Orthodoxie zu zwingen, begeisterten Beifall; hier wurde der Henker Murawiew verherrlicht, während Fürst Suworow laut seine Verachtung aussprach, und obgleich Alexander II. niemals Fanatiker für seine Kirche war, ließ er sich von den Fanatikern und Polenfeinden derart bestimmen, daß er Murawiew mit dem Sanct-Andreasorden belohnte und in den Grafenstand erhob und Berg die höchste Anerkennung bewies. Ueberall wurde die polnische durch die

russische Sprache verdrängt, von einem polnischen Staat blieb nichts übrig; kein europäisches Cabinet wagte zu protestiren, als Alexander durch Ukas im März 1867 Polen völlig einverleibte und am 12. März 1868 administrativ ganz mit Rußland verschmolz. Trotzdem gelang es nie völlig, die polnische Nationalität zu absorbiren, und Polen blieb die Achillesferse Rußlands; eine ziemlich starke Partei erhofft einzig Heil, wenn sich das Bündniß Rußlands mit Deutschland lösen sollte, und ist für diesen Fall zur Aussöhnung mit Rußland geneigt; sie hatte einen mächtigen Verbündeten in dem verstorbenen Feldmarschall Fürsten Bariatinski, dem Gegner Miliutin's und der allgemeinen Wehrpflicht.

Weit besser als Polen erging es Finland. Hier führte die Opposition gegen das autokratische Regiment Rußlands zur Erneuerung der Autonomie und im Februar 1865 zur Erklärung des Finnischen zur officiellen Sprache. Die Ostseeprovinzen entwickelten sich geordnet und friedlich; die liberale Bewegung war hier sehr fühlbar und der Wunsch nach einer Provinzialverfassung wurde vom Kaiser erwogen. Aber allmählich strebte die Regierung im Geiste des Unitarismus dahin, auch das gerade für Rußland so segensreiche deutsche Element in den Ostseeprovinzen zu beseitigen. Es gelang den Nationalen unter dem Zarewitsch, den Minister des Innern Walujew 1868 zu stürzen und den unfähigen Timaschew an seine Stelle zu setzen, der rücksichtslos gegen das deutsche Wesen vorging. War schon 1867 das Russische als officielle Sprache in den Ostseeprovinzen eingeführt worden, so drangen nach und nach die griechische Kirche und der russische Staat in das Sonderleben ein; jeder Versuch zur Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte wurde unterdrückt, die deutsche Presse durch Strenge der Censur unterbunden und dahin intriguirt, das ländliche Proletariat durch Vertheilung von Staatsländereien für die orthodoxe Kirche zu gewinnen. Nach dem Tode des Generalgouverneurs Fürsten Bagration wurde schließlich durch Ukas vom 6. Febr. 1876 dieser Posten aufgehoben und die Provinzen fanden sich des letzten Scheines eigenartiger oder selbständiger Stellung entkleidet.

Am 20. Sept. 1862 wurde in Nowgorod in Gegenwart des Kaisers und seines ganzen Hauses das tausendjährige Bestehen Rußlands mit großem Pomp gefeiert und Alexander schien sich dabei als Primas der Einen großen slawischen Völkerfamilie zu betrachten, verlieh auch vielen hervorragenden Slawen aus Oesterreich Orden, was dort einen peinlichen Eindruck machte. Der Panslawismus gewann immer mehr Boden und die moskauer ethnographische Ausstellung im Mai 1867 war eigentlich ein Slawencongreß: die österreichischen Slawen wurden demonstrativ gefeiert. Auch mußte es als Hinweis auf den Panslawismus gelten, daß der Großfürst Konstantin, damals ein ausgesprochener Panslawist, 1862 seinem Sohn den Namen des czechischen Schutzpatrons von Böhmen, Waclaw (Wenzel), gab. Die Regierung liebäugelte mit dem von den Nationalen begeistert verfochtenen Panslawismus; Gortschakow nährte ihn, um Oesterreich innerlich zu brechen und so seinen wichtigsten Gegner in der orientalischen Frage zu entkräften.

Ein entsetzlicher Schlag für die zärtlichen Aeltern war es, als der Alexander II. in seinem ganzen Wesen so ähnliche Großfürst-Thronfolger Nikolaus Alexandro-

witsch im 22. Lebensjahre am 24. April 1865 in Nizza der Auszehrung erlag; seitdem ging die Kaiserin völlig in das Lager der Bigoterie über und ihr Beichtvater Baschanow beherrschte sie absolut, verbündet mit den Gräfinnen Antonia Bludow und Natalie Protassow. Die Braut des so früh Verblichenen, Prinzessin Dagmar von Dänemark, heirathete am 9. Nov. 1866 seinen Bruder, den neuen Zarewitsch und nunmehrigen Kaiser Alexander III. Alexandrowitsch, und nannte sich Maria Feodorowna. Wurde hierdurch das kaiserliche Haus Gottorp nahe mit der britischen Königsdynastie verwandt, so gelang es 1874 dem ausgezeichneten Diplomaten Grafen Schuwalow, der kürzlich England wegen der russischen Politik in Centralasien beruhigt hatte, die Vermählung der einzig überlebenden Tochter des Kaisers, der von ihm vergötterten Maria Alexandrowna, mit dem Herzoge Alfred von Edinburgh, Sohne Victoria's und zukünftigem Herzoge von Sachsen-Koburg-Gotha, zu Stande zu bringen und die im Orient so feindlichen Kronen von Rußland und England einander zu nähern.

Wie wenig auch die ausgesprochenste Güte eines Herrschers ihn vor dem Verbrechen schützt, hat niemand mehr bezeugen müssen als Alexander II. Das erste Attentat machte auf den im Sommergarten am 16. April 1866 lustwandelnden Monarchen der Student Dimitri Karakasow, der hingerichtet wurde, während die Deportation nach Sibirien seine zahlreichen Genossen traf. Gern hätte eine Hofpartei das Attentat im Interesse der Reaction ausgebeutet, ja Graf Murawiew wollte selbst den Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch in dasselbe verwickeln; aber Alexander ließ sich nicht beirren und blieb auf der Bahn der Reformen; nur beengte er die Presse durch das Rescript vom 13. Mai. Der neue Chef der Dritten Abtheilung, Graf Schuwalow, traf alle Vorsichtsmaßregeln, um ein zweites Attentat zu verhüten; als aber Alexander mit Napoleon III. bei Gelegenheit der pariser Weltausstellung von einer Revue nach den Tuilerien zurückfuhr, feuerte der Pole Berezowski am 6. Juni 1867 seine Pistole auf ihn ab, wieder ohne ihn zu verwunden; die Gerichte verurtheilten ihn zur Deportation auf Lebenszeit. Die Entrüstung über dies aus polnischer Rache hervorgegangene Attentat war eine so allgemeine, daß Alexander Herzen's in Genf erscheinender „Kolokol" eingehen mußte. In den Kriegen von 1866 und 1870 bewährte sich Alexander als wahrer Freund des Königs von Preußen, obgleich die Strömung um ihn fast ganz antipreußisch war und nur die Großfürstin Helene für Preußen und Deutschlands Einigung durch Preußen sich erwärmte. Gortschakow benutzte, wie es heißt durch Helene aufmerksam gemacht, die sich durch Rußlands Haltung bietende günstige Gelegenheit, das Reich von den drückenden Bedingungen des Pariser Friedens zu erlösen, und auf der Londoner Conferenz wurde im März 1871 der Pontus deneutralisirt; aus der Erschütterung Europas zog somit Rußland großen Nutzen, ohne einen Krieg zu bestehen, und Gortschakow's Eitelkeit sonnte sich an neuer Popularität. Hatte der Kriegsminister Miliutin bisher die französische Heeresorganisation als mustergültig betrachtet und ihr gemäß im russischen Heerwesen reformirt, so sah er sie jetzt besiegt von der preußischen und seine Stellung sehr bedroht; Alexander aber hielt an ihm fest, ließ ihn seit 1871 zum zweiten mal das Heerwesen reorganisiren und am 13. Jan. 1874 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Daß

aber die Reorganisation ungenügend war, sollte Alexander's letzter Krieg beweisen, in den er mit einem unfertigen Heere und notorisch unfähigen Generalen eintrat. Neben dem Verhältnisse zu Deutschland gestaltete sich das zu Oesterreich herzlicher; im Juli 1872 erschien der Erzherzog Wilhelm in Petersburg und begleitete dann den Kaiser nach Moskau; im September desselben Jahres trafen Alexander, Franz Joseph und Wilhelm I. in Berlin zusammen und ihr Drei-Kaiserbündniß wurde wiederholt durch Begegnungen bekräftigt; es konnte als die sicherste Bürgschaft für den europäischen Frieden gelten.

Wie seine kaiserlichen Vorgänger, wünschte auch Alexander II. in den orientalischen Angelegenheiten, besonders der Türkei gegenüber, ein entscheidendes Wort mitzusprechen; aber nur widerwillig ließ er sich zum Kriege mit der Pforte hinreißen, dem seine Diplomatie längst vorgearbeitet hatte und zu dem Ignatjew das meiste beitrug. Die moskauer Nationalen und Panslawisten riefen unablässig nach der Befreiung der slawischen Brüder vom osmanischen Joche; selbst die in politischen Fragen sonst indifferente Kaiserin wurde für die Kriegspartei gewonnen. Hauptsächlich das unfähige Stockrussenthum brachte die bedenklichsten Wendungen in den Feldzug, dem auch Alexander, ohne weiter einzugreifen, beiwohnte, und Rumänien mußte man die Rettung des bedrohten russischen Heeres bei Plewna verdanken. Dies verzieh der russische Dünkel dem Selbstherrscher aller Reußen nicht, es steigerte von neuem die Erbitterung gegen sein Regiment. Ihn aber beugten die Niederlagen seiner geliebten Truppen aufs tiefste; Melancholie überkam ihn bisweilen und er bangte vor der Wuth der Unzufriedenen im eigenen Lande. Kaum war Plewna endlich gefallen und hatte Osman-Pascha sich ihm im December 1877 ergeben, so eilte Alexander II., durch die Erlebnisse des Krieges gebrochen, nach Petersburg zurück. Welch furchtbare Schäden deckte dieser Feldzug auf; Militärverwaltung, Proviantwesen, Equipage, kurzum alles war in unverantwortlichem Zustande und diente dem gewissenlosesten, systematisch betriebenen Betruge. Als der Krieg endlich eine für Rußland günstigere Wendung nahm, kam im März 1878 der Präliminarfriede von San-Stefano zu Stande, den der Kaiser gern dem erschöpften Heere, Schatze und Volke schenkte. Derselbe war sehr vortheilhaft und es schwebte ein russisch-türkisches Offensiv- und Defensivbündniß in der Luft. Während der Kaiser entschieden für den Frieden eingetreten, war der mit seinem Oheim Nikolaus absolut überworfene Zarewitsch gleich Ignatjew und vielen Generalen für die Fortsetzung des Krieges im energischen Stil, um Konstantinopel unter das Kreuz zu beugen, und der altersschwache Reichskanzler Gortschakow blies mit der Nationalpartei ins Alarmhorn. Europa wollte sich mit dem von Rußland ohne weiteres dictirten Friedensschlusse nicht einverstanden erklären, und England nahm eine sehr bedenkliche Haltung an; eine britische Flotte erschien im Bosporus und das russische Heer blieb vor den Thoren des Gelobten Landes, d. h. Konstantinopels, regungslos stehen. So unbändig auch die Presse tobte, die den Vertrag von San-Stefano noch als ein Wunder bescheidener Mäßigung Rußlands hinstellte, forderte doch Europa eine Prüfung desselben durch einen allgemeinen Congreß. Der russische Staatscredit war aufs äußerste angespannt, der

Curs des Papiergeldes sank rapid, der Finanzminister von Reutern erklärte einen zweiten großen Krieg für finanziell unmöglich, und selbst Miliutin, der Kriegsminister nach dem Herzen der Nationalpartei, sprach dazu im Hinblick auf sein Heer Ja und Amen, während überall revolutionäre Vorgänge den Staatsorganismus des heiligen Rußland im Wanken zeigten. In dieser verzweifelten Lage trat Graf Schuwalow als der Retter auf, seiner zahllosen Neider und Feinde nicht achtend, und redete nicht nur laut für den Frieden, sondern handelte. Seine diplomatische Reise ist noch in aller Gedächtniß. Er bewies die Nothwendigkeit der Unterordnung unter den Congreß und unter Bismarck's Vorschläge, warf den Nationalen, Ignatjew und Gortschakow selbst den Fehdehandschuh hin und vertrat Rußland auf dem Berliner Congreß, wohin ihn sein Neider Gortschakow wenig zu eigenem Ruhm begleitete. Die Nationalen legten ihrer Wuth keine Zügel an, als sie bemerkten, daß die russischen Bevollmächtigten, um einen neuen Krieg zu ersparen, in Berlin manche Forderung opferten; die Vertreter der Nachgiebigkeit wurden von Aksakow kurzweg die wahren Nihilisten genannt. Aber alles Toben half nichts; am 13. Juli 1878 wurde der Berliner Friede unterzeichnet, in welchem Rußland Batum, welches jedoch Freihafen wurde, Ardahan und Kars mit dem Lande der Lasen erhielt, und für die Dobrudscha, die Schlangeninsel und den Landstrich von Rassowa bis Mangalia von Rumänien Bessarabien eintauschte; der neue Staat Bulgarien, der russisch verwaltet wurde, kam in große Abhängigkeit von Rußland, dessen Einfluß in der orientalischen Frage sehr zunahm. Aber diese Frage war nicht gelöst, wie die russische Nation es verlangte; sie fühlte sich enttäuscht, und da Gortschakow kleinlich genug dachte, Schuwalow für die berliner Politik allein verantwortlich zu machen, so fiel alles Odium auf den edeln Schuwalow, der zur unpopulärsten Person in Rußland wurde. Daß ihn Bismarck überdies empfahl, vermehrte seine Unbeliebtheit, und Alexander II. war zu schwach, ihn zu halten. Er brachte der öffentlichen Meinung das Opfer, den unstreitig größten seiner Diplomaten völlig beiseitezustellen, anstatt ihn zum Nachfolger Gortschakow's zu machen, und ging den Weg der Gräfin Bludow und der Nationalen, unter denen Miliutin sich wieder auszeichnete, der zu einem Bündnisse mit Frankreich, Gortschakow's alter Liebe, neigte. Das Vertrauen in das deutsch-russische Bündniß, für welches Schuwalow einstand, wurde immer mehr erschüttert. Nicht weniger war das in die kaiserliche Autorität gesetzte Vertrauen ins Wanken gerathen; der unselige Krieg, den sich Alexander hatte abzwingen lassen, wurde zur Furie seines Lebensabends: er untergrub den ganzen Boden, auf dem sein System ruhte, warf alle Folgen des Krieges und der getäuschten Hoffnungen auf ihn zurück, der das Regiment mit seinem Namen deckte.

Während die einflußreiche panslawistische Partei gegen die in hohen Aemtern stehenden Fremden agitirte und die Formen der Regierung angriff, fand das nihilistische Treiben reichste Nahrung an den verrotteten Zuständen, und das große Talent des Russen zur Verschwörung manifestirte sich in einer langen Reihe von Studenten- und Literatenconspirationen, die den Ingrimm gegen die „Verschickungen" der gewaltsam hausenden Dritten Abtheilung der kaiserlichen Geheimkanzlei seitens

der gebildeten Klassen deutlich bekundeten, aber zu nichts als zu neuen Verschickungen führten. Auf dem faulen Boden der öffentlichen Zustände entwickelte sich immer mächtiger die Giftpflanze des Nihilismus, und politische Morde wurden Modesache, ernteten sogar herzliche Bewunderung. Daß eine Wjera Sassulitsch ihren Quäler, den Oberpolizeimeister von Petersburg, Trepow, erschießen wollte, stellte sie bei Tausenden neben Charlotte Corday, und eine Dame der höchsten Gesellschaft wünschte öffentlich, eine solche Tochter zu haben; ihre Richter sprachen Wjera unter allgemeinem Beifall 1878 frei.

Von nihilistischer Hand fielen eine Anzahl hervorragender Beamten, wie der Civilgouverneur von Charkow, Fürst Krapotkin, dessen eigener Bruder ein Haupt der genfer Nihilisten ist, der Gensdarmerieoberst Baron Heyking in Kiew und der Chef der Dritten Abtheilung, General Mesenzow, selbst; andere wurden mörderisch angegriffen, wie vor allen der Kaiser und der neue Chef der Dritten Abtheilung, General von Drentelen. Proceß folgte auf Proceß, und doch entgingen Hunderte von Schuldigen durch das feste Band, welches die Verbrecher verbindet, der Entdeckung und Strafe. Alle überkommene Autorität war erschüttert; Brandstiftung und Mord durcheilten das ungeheuere Millionenreich; selbst Erpressungsversuche bei reichen Kaufleuten gelangen den Verbrechern. Alexander II. wußte zwar seit 1866, daß er vor Meuchelmord nicht sicher sei, und als in den letzten Jahren seines Lebens sich die Attentate häuften, überkam ihn eine tiefe Niedergeschlagenheit und gerechter Gram; die größten und vorsorglichsten Maßregeln mußten ergriffen werden, um sein Leben in seinem Reiche und bei Reisen ins Ausland, die er schließlich gar nicht mehr wagte, zu beschützen; aber er konnte sich nicht entschließen, gewissen Gewohnheiten zu entsagen, und widerlegte dadurch am überzeugendsten, daß er, wie jetzt wiederholt behauptet wird, vor Attentaten Furcht gehabt. Als ich 1874 bei Gelegenheit des königlichen Regierungsjubiläums in Holland weilte, war ich Zeuge, wie der König des strömenden Regens halber seinen Einzug in Amsterdam in geschlossenem Wagen halten wollte, der ihn begleitende Zar aber darauf bestand, daß der Wagen geöffnet bliebe — und so hat es Alexander II. bis zu jenem Attentat gehalten, welches ihm im eigenen Palast im Februar 1880 bereitet wurde; da brach das Vertrauen des Schwergeprüften in sein Volk, und nur noch von Kosaken begleitet wagte sich der Selbstherrscher hinaus ins Freie. Eine ganze, wohl organisirte und kalt reflectirende Mordpartei stand hinter jenem Collegiensecretär Alexander Solowjew, der am 14. April 1879 auf den am Winterpalais lustwandelnden Kaiser mehrere Schüsse abgab und bis zum letzten Seufzer das freiwillige Werkzeug seiner Genossen blieb; seine revolutionären Verbindungen umfaßten das ganze Reich.

Kaum hatte sich die Welt von einem Attentat erholt, welches abermals die Bedrohung aller Souveräne durch eine internationale Verbrüderung des Verbrechens bekundete, so wurde der Versuch gemacht, den Eisenbahnzug, in dem Alexander nach Moskau fuhr, am 1. Dec. 1879 bei dieser Stadt in die Luft zu sprengen; nur durch einen Zufall entging er dem sichern Tode. Eine socialistisch-politische Revolution wollte eben durchaus das alte Zarenthum mit Schrecken beenden. Wie der große Nihilistenproceß vom November 1880 darlegte, war seit 1874 eine

social-revolutionäre Partei thätig, aus der sich Ende 1876 die weiter gehende „Volkspartei" abzweigte, deren Organ „Semlja i Wolja" war und die den Umsturz der staatlichen Ordnung und die Gründung einer neuen Verwaltung auf socialistischer Grundlage erstrebte. Von ihr schied sich wiederum Mitte 1878 die „Terroristenpartei" aus, die, zum Aeußersten entschlossen, vor nichts zurückbebt, Gewaltthaten predigt, die Brandfackel schwingt und den Kaisermord empfiehlt; diese Catilinarier gründeten das Blatt „Narodnaja Wolja" („Volkswille") und ernannten eine anordnende Commission und ein Executivcomité, ohne welches nichts geschehen darf. Von ihnen gingen die letzten Attentate auf den unglücklichen Kaiser aus. Am 26. Jan. 1880 verkündeten sie ihr Programm, forderten Volksvertretung, Selbstverwaltung, volle Freiheit der Gewissen, des Wortes, der Presse, der Vereine, Versammlungen und der Wahlagitation, allgemeines Wahlrecht, Ersatz des stehenden Heeres durch ein territoriales; sie betonten, ihre Partei müsse eine terroristische Thätigkeit entfalten, um das Prestige der Regierungsgewalt zu untergraben, im Volke den revolutionären Geist und den Glauben an ihren Erfolg zu erhöhen; dem Kaiser drohten sie geradezu, er werde vor seinem Regierungsjubiläum fallen. Was half es da, daß die Polizei im Januar und Februar 1880 einige nihilistische Druckereien entdeckte?

Das politische Elend diente der unreifen Jugend und ihren Verführern stets zur besten Folie; es bot den Vorwand, um alle einengenden Bande zu zerreißen, um Pietät, Ehrgefühl, Pflicht und Arbeit für Lappalien zu erklären und politisches Misvergnügen in nihilistischen Vandalismus umzusetzen. Die unreifen alten und jungen Knaben, die sich als Culturhelden und Lichtträger Rußlands aufwerfen, erachten es als das einzige ihrer Mannheit würdige Thema, von der Zerstörung zu reden und mit ihr zu prahlen; sie sind rücksichtslos radical, ja cynisch, um für starke Geister gehalten zu werden, und selbst junge Mädchen äffen ihre Sprache nach, um Heroinen zu scheinen. Als Intelligenz gilt der maßlose Kampf gegen alle bestehenden Einrichtungen; diesen Jakobinern und Schülern Bakunin's ist nichts heilig; weder der Kaiser, noch der Präsident eines Staates, noch der einfache Bürger ist vor ihnen sicher; sie toben in Rußland heimlich, in Genf und Paris öffentlich, und trifft sie der Auftrag, den Mord zu vollführen, den sie lange in Wollust geträumt, so überkommt sie ein heroischer Wahnsinn; das Martyrium hat für sie seinen eigenen Reiz. Wie soll der Staat den Nihilisten beweisen, daß ihr Glaubenssatz, er bilde den Gegensatz zur Gesellschaft, die nackte Lüge sei? Sie haben keinerlei positiven Gedanken, ihr Programm heißt „Zerstörung". Sagte Herzen 1869, der Nihilismus sei die vollkommenste Freiheit von allen fertigen Begriffen, von allen ererbten Hindernissen und Störungen, die das Vorwärtsschreiten des occidentalen Verstands hinderten, erklärte ihn Michaïl Bakunin als die Zerstörung aller Staaten, die Vernichtung der Civilisation der Bourgeois, die freie Organisation von unten nach oben vermittels freier Vereinigungen, die Organisation der befreiten Volksmassen der ganzen Menschheit und die Herstellung einer neuen Welt des allgemeinen Menschenthums, so rief der Fürst Krapotkin in Genf 1873 unbefangen aus: alle bestehenden Staatssysteme seien untauglich, alle Regierungen und jede gesellschaftliche Ordnung müßten umgestoßen werden; dann

erst solle das Volk rasten und bedenken, was nun zu thun sei. Also ein Chaos soll geschaffen werden!

Als der Kaiser nach dem verfehlten moskauer Attentat nach Petersburg zurückkehrte, erschien am 4. Dec. 1879 gleichzeitig ein Anschlag des nihilistischen Executivcomité, der in nackten Worten verkündete: Alexander II. sei die Hauptstütze der Reaction, der Usurpator der Rechte der Nation, der Haupturheber der gerichtlichen Morde, er verdiene für all das vergossene Blut und alle dem Volke zugefügten Leiden den Tod. Das Ziel des Comité sei die nationale Wohlfahrt, seine Aufgabe, das Volk zu emancipiren und zum Herrn seiner Geschicke zu erheben. Sollte Alexander seiner Herrschaft entsagen und sie einer durch allgemeine Abstimmung freigewählten und durch die Wähler gebildeten Versammlung übergeben, so wolle man ihn in Frieden ziehen lassen und ihm alle Missethaten verzeihen. So sprachen die Rebellen mit dem Zar-Reformator, mit dem Erlöser von der Leibeigenschaft! Hatte Schuwalow wiederholt darauf hingewiesen, es fehle der russischen Verwaltung zu ihrem schwersten Nachtheile an der Einheit, wie es auch kein verantwortliches Oberhaupt des Ministerrathes gebe, so empfand Alexander II. mehr denn je unter den traurigen Verhältnissen seiner letzten Jahre, daß eine einheitlichere Gestaltung des Ministeriums nothwendig sei, und der von ihm in wichtigen Dingen vielfach zu Rathe gezogene Walujew sollte als Präsident des Ministercomité seit Januar 1880 dafür wirken. Alle Untersuchungen gegen den Nihilismus, die seine schreckenerregende Verbreitung und seine raffinirten Mittel und Wege andeuteten oder offenbarten, belehrten Alexander, daß ihm ein langes Leben voll Güte, ein Wirken voll Wohlwollen nicht einmal ein ruhiges Ende gewährleistete. Da erfolgte das unerhört frech angelegte Attentat vom 17. Febr. 1880 in dem Speisesaale seines Winterpalais, und zum letzten mal rettete ihm ein Zufall das bedrohte Leben; wie leicht hätte ihm und seiner ganzen Familie diese Mine den Tod bringen können! Von Kummer und Gram früh gealtert, verzweifelte der Zar jetzt an der Zulänglichkeit seiner Mittel zur Wahrung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung und stellte sich mit dem ganzen Reiche unter die Dictatur eines treuen Dieners, der die Fackel des Lichts in das Chaos tragen sollte; er errichtete am 24. Febr. 1880 eine Executivcommission unter dem im letzten Kriege hervorragenden General Grafen Michaïl Tarielowitsch Loris-Melikow, einem Armenier, der dictatorische Vollmachten erhielt und seit März 1880 auch die Dritte Abtheilung der Geheimkanzlei leitete. In die Commission wurden auf des Grafen Vorschlag nur als liberal bekannte oder neue Männer vom Kaiser gewählt, um das öffentliche Vertrauen zu gewinnen.

Unter den Eindrücken dieser allgemeinen Anarchie mußte der gütige Kaiser am 2. März sein Regierungsjubiläum feiern! Traf ihn auch nicht an diesem Tage der Stahl des Mörders, wie ihm immerfort gedroht wurde, so suchte tags darauf Mladetzki seinen Schützer Loris-Melikow zu tödten, um ihn von neuem wehrlos der nihilistischen Meute preisgeben zu können. Der Dictator ließ sich dadurch nicht abschrecken. Mit der größten Energie erfaßte er die Aufgabe seines schweren und verantwortlichen Amtes und verschaffte sich Geltung bis zum Kaiser hin; überall suchte er einen Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen, nichts blieb verschleiert oder

durch den Nimbus des Ranges geschützt, und der Kaiser befolgte pünktlich die ihm gegebenen Rathschläge. Das Ziel des Dictators war die Ausrottung des anarchischen Geistes, und ihm glaubte er am ehesten durch Milde, durch Verzeihung fürr euige Verirrte zusteuern zu können. Sofort begann er mit der Revision aller politischen Processe, um Hunderte von Opfern polizeilicher Brutalität und bureaukratischer Willkür zu erlösen, und gab sie ihren Familien wieder. Gemaßregelte Beamte und Studenten wurden aus dem Exil zurückberufen und Versuche gemacht, die inficirte studentische Jugend aus den Armen des Nihilismus zu reißen und durch Güte zu gewinnen. Der schwere Druck, welcher auf den nichtrussischen Nationalitäten lastete, wurde gemildert, und da nichts im Reiche so allgemein verabscheut war wie die Dritte Abtheilung, wurde sie am 18. Aug. aufgehoben. Viele Nihilisten waren entdeckt und wiederholten Versuchen, etwa vier, den Kaiser bei seinen Reisen in Rußland in die Luft zu sprengen, kam man zeitig genug auf die Spur, um sie lahm zu legen. Aber die Schwüle der Unsicherheit lastete immerfort auf dem Reiche. Am 18. Aug. wurde die „Höchste Executivcommission" aufgelöst und Loris-Melikow Minister des Innern, doch leitete er der That nach, von dem Thronfolger unterstützt, die ganzen Geschäfte der innern Politik. Seit seiner zweiten Heirath zog sich der Kaiser, des aufreibenden Berufs überdrüßig, mehr und mehr von der eigentlichen Staatsleitung zurück. Loris-Melikow blieben seine großen Vollmachten und die Leitung der ganzen Gensdarmerie in Rußland, während vom Ministerium des Innern eins für Posten und Telegraphen abgezweigt wurde; doch hat der neue Kaiser Posten, Telegraphen und fremde Culte schon am 28. März 1881 wieder dem Ministerium des Innern eingefügt; ein Vertrauter von Loris-Melikow, Kowalewski, erhielt im Herbst 1880 das Justizministerium. Man durfte glauben, es sei Loris-Melikow gelungen, den Nihilismus zu ersticken, als das neue Attentat die Welt eines andern belehrte und die Hydra der Revolution den besten Herrscher Rußlands verschlang.

Der Ehe Alexander's II. mit Maria Alexandrowna waren sechs Söhne und zwei Töchter, deren eine mit sieben Jahren starb und deren andere den Herzog von Edinburgh heirathete, entsprossen, denen Alexander der zärtlichste Vater war. Stand er auch bisweilen aus politischen Gründen mit dem jetzigen Kaiser auf weniger freundlichem Fuße, weil derselbe mit den Nationalen und den Verfassungsschreiern kokettirte, so hat doch stets herzliche Liebe zwischen Vater und Sohn gewaltet und letzterer beweint aufrichtig den besten der Väter. Viel Kummer bereitete Alexander II. das heimliche Ehebündniß, welches sein vierter Sohn, Alexis, mit der Tochter seines ehemaligen Erziehers Shukowski einging und welches zu lösen erst nach langen Kämpfen dem Talent Schuwalow's 1875 gelang. Mit seinen Brüdern und nächsten Angehörigen stand Alexander in den herzlichsten Beziehungen, die Brüder und Schwestern duzten sich mit ihm und nannten sich mit den vertraulichen Diminutivnamen, was in Rußland großes Aufsehen machte. Mit den Verwandten in Berlin, Stuttgart, Weimar, Darmstadt u. s. w. unterhielt er den freundschaftlichsten Verkehr, empfing und erwiderte häufig ihre Besuche; in Jugenheim pflegte er abwechselnd mit dem reizenden Livadia gern zu weilen. Seinem

Hofe war er im Gegensatze zu dem stets den Herrscher betonenden Vater das milde, freundliche Oberhaupt, und manche Personen, wie Graf Alexander Adlerberg, verlieren in ihm den aufrichtigsten, hingebendsten Freund. Adlerberg war ihm schon deshalb lieb, weil sein Vater der treue Freund von dessen Vater gewesen. Alexander war zu lenksam, um ein großer, starker Charakter zu sein; er hörte auf den Rath Vieler und handelte gewöhnlich nach dem letzten; seine Berather waren aber häufig unwürdig oder unklug. Wer einmal das ungewöhnliche Glück genossen hat, Zeuge einer kleinen Mahlzeiten im engsten Familienkreise des Kaisers zu sein, wird den wohlthätigen Eindruck nie vergessen, den er auf seine Umgebung machen mußte Ohne je der kaiserlichen Würde zu entrathen, kehrte er so ganz den edeln Menschen und sein warmes Gefühl, sein treues Herz hervor und es wurde um ihn so gemüthlich, daß man sich besinnen mußte, man sitze dem Alleinherrscher aller Reußen gegenüber. Der Erbe eines deutschen Mittelstaates meinte, es sei bei ihm zu Hause weit steifer und ceremonieller als in diesen kleinen Cirkeln des Winterpalais. Eine den Reiz des Gemüthlichen wesentlich steigernde Maßregel war es zu nennen, daß der Kaiser aus seiner Galerie abwechselnd werthvolle Gemälde in den Gemächern aufhängen ließ, die er mit den Seinen bewohnte; so war dem ruhigen, behaglichen Genusse Raum gegeben, während bei dem Durchwandern von Galerien ein Bild das andere tödtet.

Das Verhältniß zur Kaiserin war mit der Zeit erkaltet. Früh verblüht und meist kränkelnd, suchte die sentimentale Fürstin, die darauf verzichtete, ihren leichtlebigen und frischen Eindrücken zugänglichen Gemahl zu fesseln, bei der Kirche Ersatz für ihr ödes Leben. Um sie sammelte sich eine bigote Clique von Priestern und Hofdamen, die alles Nichtorthodoxe unerbittlich verfolgten und denen Alexander am liebsten aus dem Wege ging. Die Lutheranerin von Darmstadt war zur begeistertsten Neophytin der griechischen Kirche geworden, für die ihr kein Opfer zu groß war, und arbeitete mit der mächtigen Gräfin Bludow seit 1862 gegen die Bestrebungen zur Wiederherstellung der alten Rechte der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen; ihr Leben war der Propaganda für jene Kirche geweiht, der die höhern Klassen in Rußland mit Ironie und Misachtung zu begegnen pflegen und die ihnen nur als nothwendiges Uebel erscheint. Andere Frauen fesselten den dem Lebensgenusse holden Monarchen und boten ihm Ersatz für die grämliche Laune seiner kranken Gemahlin. Die letzte unter ihnen, Fürstin Katharina Dolgoruki, von ihm seit 1868 geliebt, wurde von ihm täglich besucht, bis ihn das Attentat im Winterpalais auch hiervon abhielt und die Gunstdame nun Gemächer in demselben bezog, was für die unglückliche Kaiserin ein herber Schlag war. Ihre Kinder wurden zu Grafen und Gräfinnen von Jurjew, einem alten Namen der Romanow, erhoben.

Nach langen schmerzvollen Leiden verschied die Kaiserin am 3. Juni 1880. Der Kaiser, den die Erfahrungen der letzten Jahre schwer gebeugt hatten und der sein baldiges Ende voraussah, ungewiß, ob es ihm vergönnt sein werde, eines natürlichen Todes zu sterben, beeilte sich, der Fürstin Dolgoruki, der er in innigster Liebe anhing, eine gesicherte Stellung zu geben. Es gelang ihm, den Widerwillen seiner Familie, besonders des Zarewitsch und der Zarewna, gegen

ein neues Ehebündniß zu besiegen, zumal die Fürstin auf kaiserlichen Rang und eine politische Rolle verzichtete, und Alexander reichte ihr bereits im August 1880 die Hand, sie zur „Fürstin Jurjewskaja" erhebend. Jetzt schien ihm das Leben doppelt werth; seine Geliebte war seine angetraute Gemahlin, die Mutter seiner mit grenzenloser Liebe beglückten Kinder stand anerkannt neben ihm, und er genoß mit vollen Zügen sein neues Glück, den Regierungssorgen sich möglichst entziehend. Noch am Tage vor seinem Tode ging er mit seiner neuen Familie zum Abendmahl und hielt dem Priester auch sein jüngstes zwei- oder dreijähriges Töchterchen auf den Armen hin, um ihm die Hostie zu reichen; dann ließ er die Kleine nieder und bedeckte sie mit Küssen. Es war sein letzter Tag des Glücks; am folgenden rang seine Gemahlin in wilder Verzweiflung die Hände am Sterbebett des edelsten Menschen, des gekrönten Märtyrers für tausendjährige Schuld.

Giosuè Carducci.

Ein literarischer Essay

von

Paul Lanzky.

Während vor wenig mehr als zwei Jahrzehnten in Toscana wie im übrigen Italien die Gemüther sich in immer steigender Erregung befanden, sodaß schließlich der Großherzog Leopold II. zum zweiten mal binnen zehn Jahren sein Heil in der Flucht suchen mußte, brachte ein bis dahin noch unbekannter Sänger seine Erstlingsgedichte auf den von politischer Tagesliteratur überfluteten Markt. Es war gewiß keine günstige Zeit für die Muse, keine Zeit für Pallas-Athene, sich zum Kampf zu rüsten, wollte sie nicht anders selbst die Brandfackel in die Hand nehmen. Die Gelegenheit macht allerdings den Dichter, doch nicht die Außenwelt allein; die innere Stimmung aber kann durch Erziehung, Studium, natürlichen Hang von jener sehr verschieden, ja ihr entgegengesetzt sein. Das bescheidene Büchlein selbst trug kein äußeres Merkmal seiner Zeitgemäßheit an sich. Zwar standen zwei Namen an seiner Stirn: Leopardi und Giordani, Namen, die jedem Italiener, zumal dem Patrioten, theuer sind; aber Leopardi's Weltweisheit ließ sich sehr bald in die Worte zusammenfassen: „Es ist alles ganz eitel"; und Giordani war mindestens ein ebenso guter Stilist als Patriot. Zudem ließen die ersten Sonette der Sammlung vermuthen, daß es dem jungen Dichter mehr um die Form der Werke seiner Vorbilder und den classischen Gedanken, als um deren politische Ansichten zu thun war; jedenfalls werden diese der allgemeinen poetischen Inspiration hintangestellt. Doch wie relativ vollendet auch die Sprache sein mochte, solange sich der junge Dichter ihrer zu Liebessonetten, oder um das Verdienst Goldoni's und Metastasio's zu preisen, oder endlich eine melancholische Saite seines Innern erklingen zu lassen, bedient hätte, durfte er nicht hoffen, eine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Indessen es regte sich in der jungen Brust immer lauter noch eine andere Fiber als die der mehr persönlichen Empfindungen. Sie war hervorgerufen durch das Studium der historischen Vergangenheit seines Vaterlandes und wurde täglich genährt von der lebenden beredten Umgebung, bis sie ihn zur Leier des Dichters von Mytilene greifen läßt:

> Fernab von mir, ihr weichen Liebessänge!
> Und die mich jetzt durchflammt, die neue Glut,
> Sie sporn' Alcäus' Vers zu Kampfesmuth
> Und stürze Männer wild ins Kampfgedränge!

(Lunge, canti d' amore: altro richiede
Quel novo ardor che tutto entro m'invade:
Io voglio fra rumor d' ire e di spade
Atroci alme rapir d' Alceo col piede.)

Ja, das ist der rechte Ton des Augenblicks; das ist eine jüngere, kräftigere, entschiedenere Stimme als die des Sängers aus der Vaterstadt des Valerius Catullus. Sie verräth schon die Leidenschaft, zu welcher sie sich entflammen lassen kann; die Bitterkeit, deren sie, gereizt, fähig sein wird; die Unbeugsamkeit eines starren Charakters: es ist die männlich kräftige Camöne — Giosuè Carducci's.

Obwol in der Provinz von Pisa, und zwar in dem kleinen Flecken Serravezza, geboren (1836), wo sein Vater Arzt war, betrachtet Carducci doch als seine eigentliche Heimat Bolgheri, da er dort mit kurzer Unterbrechung seine Knabenjahre vom 2. bis 13. Jahre verlebte. In der fieberschwangern Luft dieser toscanischen Maremmen, der weiten Einöde, wo ihm die Ruinen Populonias und Rusellä von den verschwundenen Etruskerstädten erzählten; wo er materiellen Verfall und physisches Leid täglich vor Augen hatte, und sich ihm der Kampf um ein elendes Dasein in so grausamer Weise zeigte: hier empfing der frühreife Geist und die glühende Phantasie des Knaben Eindrücke, die eines Tages zum wesentlichen Bestand seines Denkens und Dichtens gehören werden. Wäre er länger hier geblieben und gleichzeitig mit minder lebenskräftigem Naturell begabt gewesen, so würde ihm seine Muse einst vielleicht denselben absoluten, philosophischen Pessimismus eingeflößt haben, den jene Leopardi's athmete. Davor aber bewahrten ihn die Umstände und sein eigenes energisches Temperament. Er war kein Träumer und kein Grübler. Die viele Muße, welche ihm sein Vater ließ, der ihn nur unregelmäßig im Latein unterrichtete, benutzte der wißbegierige Knabe allerdings zu ausgedehnter Lektüre; doch wenn er dann Ilias und Aeneïs, oder Thiers' „Geschichte der Französischen Revolution" beseitewarf, so war es ihm Bedürfniß, mit seinen Spielgefährten Republiken zu organisiren und Bürgerkriege zu führen. Der gestrenge Vater mochte ihn dann immerhin mit Manzoni's „Katholischer Moral", Pellico's „Pflichten des Menschen" und der Biographie irgendeines Heiligen einschließen: damit erzielte er nur das gerade Gegentheil von dem, was er erstrebte, nämlich eine Reaction gegen Romantiker, Neoguelfen und Orthodoxie, ohne die ungestüm hervorbrechende Natur im geringsten gebändigt zu haben.

Nahm der Knabe, als er diese seine Heimat verließ, ein Echo des Menschenleids mit sich, so erwarb er sich nunmehr in geregelten Studien in Florenz, außer einer allgemeinen Bildung, jene Erkenntniß des Schönen im allgemeinen und des poetisch ausgesprochenen und abgerundeten Gedankens im besondern, welche ihn der Dichtkunst immer näher bringen und schließlich ganz und selbstschaffend zuführen sollte. Daß er sich aber bald und entschieden der classischen Richtung, trotz der romantischen Zeitströmung, zuwendete, kann um so weniger wundernehmen, als einerseits in der Schule durch die unbedingte Hervorhebung der Verdienste Manzoni's sich seine Abneigung gegen dieses Haupt der Romantiker nur noch steigerte, und er andererseits bei Parini, Alfieri, Foscolo und Leopardi, welche er jetzt erst

kennen lernte, ohne von den Classikern des 14. und 16. Jahrhunderts zu sprechen, Gedanke und Form seinem eigenen Geiste ansprechender fand. So vertiefte er sich vier Jahre hindurch neben allgemeinen humanistischen Studien in die Nationalliteratur bis hinauf zu ihren ersten Denkmälern aus dem 13. Jahrhundert; und als er dann, nach einem andern in ländlicher Stille am Monte-Amiata der sienesischen Provinz verbrachten Jahre, die Universität Pisa bezog, war er bereits ein Günstling der Musen, und die Factoren seiner Geistesrichtung waren gegeben. Der treffliche Latinist Ferrucci, Verfasser des preisgekrönten Distichons auf das Denkmal des Arminius im Teutoburgerwalde, konnte ihn in seiner Neigung zum classischen Alterthum nur bestärken; die fortschreitenden Ereignisse, und der Umgang mit gleichgesinnten Altersgenossen ihn in seinen politischen Ueberzeugungen befestigen; die Fragen des täglichen Lebens, waren es persönliche oder nationale oder solche der Menschheit, ließen für ihn das Problem des Daseins als an und für sich unlösbar in den Hintergrund treten, der Kampf mit den Gegnern die Waffe der Ironie zum schneidigen Schwert schleifen; auch die Zeit, die rastlose Arbeit, der nie unterbrochene Cultus des Schönen und Guten gewährte ihm zuweilen jene Harmonie, die man in der Hitze des Kampfes nicht genießt: das alles mochte die Zukunft bergen, aber die Gegenwart besaß es schon im Keime, wenn auch mehr oder weniger entwickelt. Darum vermochte der ehemalige Dictator von Toscana und Verfasser der „Belagerung von Florenz" in den drei Jahre später veröffentlichten, oben erwähnten Erstlingsgedichten („Rime", San-Miniato 1857) nicht nur „ein Vorspiel neuen Ruhmes" erblicken, sondern schon die wesentlichen Eigenschaften des Dichters vorauserkennen.

Allerdings konnte man nicht die Originalität des Genius besonders hervorheben; völligen Mangel an poetischer Begabung entdeckten indeß nur diejenigen in dem jugendlichen Sänger, denen selbst jede dichterische Empfindung abging, oder die zu einer andern ästhetischen Schule, einer andern politischen Partei schwuren, und denen das religiöse Glaubensbekenntniß den Maßstab für jedes Urtheil bildete. Für sie trug der Hymnus an „Phöbus Apollo" mindestens einen doppelten Schandfleck an sich: mythologische Vergötterung und ionische Sinnlichkeit, d. h. Unsittlichkeit. Daher nützte es dem Dichter wenig bei seinen Kritikern, daß er schließlich dem strahlenden Lichtgott Lebewohl sagt, weil seine Bitten nicht Gehör finden wie einst jene des Freundes Tibull's gegenüber der liebenswürdigen, aber zurückhaltenden Sulpicia: er bleibt eben ein Heide, auch nachdem der Olymp zerstört ist. Die Illusionen des Alterthums sind ihm als solche theuer, und wie sehr ihn sonst schon die Gegenwart beschäftigt, von ihrer Geschmacksrichtung läßt er sich nicht hinreißen. Mag sich um ihn die Mystik breit machen, ihm von neuen ästhetischen Regeln, von einer Kunst, die Eins sei mit christlich-dogmatischer Moral, sprechen und mit Achselzucken auf die „Nachahmer" einer längstverflossenen Zeit herabsehen: er sucht dennoch seine Ideale auf den heitern attischen Gefilden und bekennt sich ebenso gern als Schüler des Horatius Flaccus, wäre es auch nur, um nichts mit den Germanen an der Donau gemein zu haben und sich ganz als Lateiner zu zeigen.

Wie in Wesen und Gehalt, zeugen diese „Juvenilia" auch der Form nach von

dem tiefen Einfluß, welchen sowol das Alterthum als die sogenannte classische Schule der Vergangenheit seines Vaterlandes auf den Dichter gehabt: was dieser später selbst bekennt, indem er sich in ihnen als „Schildknappen" der Classiker bezeichnet. Als solcher und bei seiner Jugend konnte er nicht unabhängig von ihnen bleiben, zumal eben jener Enthusiasmus ihn etwas gewissermaßen als Glaubensregel annehmen und zunächst mehr oder weniger sklavisch befolgen ließ, bevor es ihm im fernern Verlauf zur eigenen Natur wurde. So zeigen nicht nur einzelne Gedanken, sondern ganze Bilder, wie eng er sich zumal an Horaz gehalten, von dem er geradezu einzelne Stellen übersetzt zu haben scheint, während es jedenfalls nichts als eine lebhafte Reminiscenz eines ihm vertraut gewordenen Dichters ist.*)

Zum Alterthum zieht ihn die leichte Auffassung vom Leben, das Sichhingeben an den Moment, an das real erkannte und genossene Gut, oder auch an die Illusionen mit ihrem von der Phantasie verschönten Zauber. Aber er lebt nun doch einmal in einer grundverschiedenen Zeit und ist selbst von zu hohem sittlichen Ernst erfüllt, als daß er ihr Ringen übersehen könnte oder möchte. So flüchtet er wol zur Vergangenheit, doch nicht, um träumerisch und selbstzufrieden bei ihr zu verharren; so achtet er auch auf eine präcise Form, aber nur, um den Sinn desto klarer zu erfassen und seinerseits auszusprechen. Im übrigen gilt ihm das Wesen, und wo er eine kühne Idee, einen erhabenen Gedanken, eine edle tiefgefühlte Leidenschaft ausgedrückt findet, kann er um so weniger mit seiner Anerkennung zurückhalten oder gleichgültig daran vorübergehen, als in seiner Brust selbst sich verwandte Gefühle regen.

Und ihrer sind es namentlich zwei, die ihn immer und immer wieder beschäftigen; welche Alfieri und Foscolo, wie Dante und Petrarca, auf das lebhafteste empfunden und besungen haben: die Liebe und das Vaterland. Allein, wenn die Reminiscenz die eigene Empfindung nicht erstickt, so beherrscht der conventionelle Ton den Ausdruck der Gefühle doch in einer Weise, daß sie keineswegs spontan erscheinen. Der Dichter ist noch nicht Eins mit dem Menschen, und was dieser empfindet, sucht jener nach einer ihm noch nicht ganz zu eigen gewordenen Manier auszudrücken. Daher tritt weniger die lebendige Leidenschaft zu Tage, als eine reflectirende Nachahmung. Zum Theil ist vielleicht bei den Liebessonetten die Form daran schuld; allein lassen wir auch die Meister darin beiseite, der Dichter wird uns später selbst zeigen, wenn sich Form und Gedanke in ihm verschmolzen haben werden, daß sie ihm kein Hinderniß ist, eine tiefe Empfindung voll und beredt auszudrücken. Einmal gelingt ihm dies hier schon vortrefflich, in dem Sonett „Einem Mädchen":

Nè mai levò sì neri occhi lucenti . . .

wo er in melodischen Versen die sacht sich einschleichende, ätherisch reine Liebe schildert.

Nicht frei von Declamation erscheinen hier und da auch die politischen Gesänge, wozu sowol der Mangel an positiven Thatsachen als die Bezugnahme auf das heroische Alterthum beigetragen haben mag, wenn er, gleich Aeschylos, sein

*) Vgl. „Rivista Contemporanea", LVII, 200 fg., 322 fg.; LVIII, 3 fg.

Schwert in einer fliehenden Mederschar blutroth färben will, bevor er wieder den Gesang der Liebe ertönen läßt. Dennoch fühlt man auch hier schon einige seiner wuchtigen Geiselhiebe; so wo er seinen Landsleuten („Agli Italiani") mit unerschrockener Stimme den tiefen Verfall zeigt, in welchem sie sich in Stumpfsinn behaglich fühlen, oder das Leben der Mutter nur an den Gräbern von Santa-Croce pulsiren zu hören wähnt. Doch wenn er sich dann niedergedrückt fühlt und fast an einer Wiederauferstehung der Freiheit verzweifelt, ohne welche ihm das Leben nichts gilt, so zeigt sich seine Liebe zum Vaterlande nur desto lebhafter.

War das, was ihn umgab, nicht dazu angethan, den Dichter besonders zu ermuthigen, viel weniger ihn zu befriedigen, so konnte ihm die Frage nicht erspart bleiben, ob eine Befriedigung in dem, was er erstrebte, und was immerhin innerhalb der Grenzen der Verwirklichung lag, gefunden werden konnte. Auch wenn sie sich ihm zunächst nicht von selbst dargeboten hätte, so lebte sie doch für ihn in Leopardi's Vorbilde, dessen „bittere Wahrheit" in der That auch bei ihm hier und da auftaucht. Was war es also mit jener Wahrheit, jener Erkenntniß, die alles zerstört? Kann ihr nichts entgehen? Bewegt nichts unser Herz lange und lebhaft genug, um den letzten bittern Moment aufzuwiegen, welchen uns die Enttäuschung bringt? Und wäre auch das zu viel: so leicht, so schmerzlos als möglich zu erkaufen? Wären die „Güter des Lebens" wirklich nur Bedingungen zum Glücke, nicht das Glück selbst? Auch der ästhetische Genuß, der keine Uebersättigung, keinen Widerwillen nach sich zieht; auch die rein intellectuelle Anschauung, und das Schaffen in Kunst und Wissenschaft, ja die Tugend selbst, ohne jenen Sonnenstrahl, der den denkenden Geist, das empfindende Gemüth erhellt, inmitten jener dunkeln Tage, die unsern Lebenspfad begleiten?

Gewiß, die Frage blieb Carducci nicht erspart, aber sie beschäftigte ihn weder ausschließlich noch tiefeingehend. Er stand im wirkenden Leben, das trotz mancher Schattenseiten eine Anziehungskraft für ihn besaß. Die metaphysischen Gründe, der Ursprung und das Ziel unsers Seins schienen ihm in undurchdringliches Dunkel gehüllt, das er deshalb auf sich beruhen ließ. Er rechnete fernerhin nur mit dem Leben selbst; mit dem, was unserer Erfahrung und dem positiven Wissen zugänglich ist, denn wie es Spinoza einst ausdrückte: „Scientia nostra est scientia vitae, non mortis." Nicht als ob ihn das Räthsel nicht mehr beschäftigte, und sein Gedanke, auf die Grenze stoßend, die ihm gesteckt, sie nicht ernsten Blickes betrachtet hätte; aber er vergaß in solchem Augenblicke nicht den weiten Spielraum, in dem er sich getummelt, noch die Stunden des Genusses; erblickte nicht in dem umzäunten Gehege ein düsteres Gefängniß voller Qualen mit trostlosem, ungewissem Ausgange. Und als sich seinem geistigen Auge Zeiten darboten, die ihm glücklicher schienen als sein Jahrhundert; als er zu erkennen glaubte, daß nicht alles verloren, was zu jenem Glück beigetragen; daß es nur an der Menschheit liege, sich das Leben harmonischer zu gestalten, es genießenswerth zu machen, um es genießen zu können: da war für ihn der absolute Pessimismus überwunden, und nur zuweilen noch hallte ein Laut vom Weltschmerz in ihm wider, wie wir ihm selbst in unserm lebensweisen Goethe begegnen.

Aber die Erkenntniß zeigte ihm auch den neuen Weg, den er fernerhin zu

gehen, die Arbeit, der er sich zu unterziehen habe, um seinerseits an dem Wohle mitzuarbeiten, das er für seine Mitmenschen noch erreichbar glaubte. Zuweilen wird er vor der Riesenarbeit erschrecken, die sich vor ihm aufthürmt, sei es, daß er seine Kräfte unterschätzt, sei es, daß er sie nicht folgegrecht anwendet, und sie so nicht nur an der Indifferenz, sondern auch an der Unwissenheit scheitern. Aber er wird sich immer wieder zum Kampf aufraffen, und darum können wir dem Urtheil eines gediegenen Kenners auf dem Gebiete alter und neuer Literatur und Geschichte in jenem Punkte nicht beistimmen, wo er Carducci's Pessimismus mit dem Leopardi's in Einem Athem nennt.*) Des letztern letztes Wort war: „Dem Menschengeschlecht gewährte als einziges Gut das Fatum nur den Tod"; und mit dieser Ueberzeugung hatte er ein Recht zu schweigen und bitter zu lächeln über die Sisyphusarbeit, das Leben glücklicher zu gestalten. Carducci hingegen kennt noch Ideale — wie paradox sie auch diesem oder jenem erscheinen mögen — und tritt für sie in die Schranken. Das sieht durchaus nicht nach Spott über ein vermeintlich vergebliches Ringen aus, oder gar nach Quietismus und Nirvana.

Während der junge Dichter sich seiner Aufgabe, den Kampf mit den socialen Schäden und der politischen Unfreiheit aufzunehmen und die geistige und sittliche Erziehung seines Volkes zu befördern, immer mehr bewußt wird, trifft ein tiefeingreifendes Ereigniß sein inneres Leben, welches ihn einerseits in seinem Beschlusse nur noch mehr bestärken kann, andererseits aber zeigt, wie weit er vom absoluten Pessimismus schon entfernt ist. Wenn es wahr wäre, was ein französischer Literarhistoriker sagt: „Daß die Ideen Leopardi's zum philosophischen und politischen System erhoben, ungefähr das, was wir in Carducci sehen, hervorbringen mußten"**), so hätte sich diese Uebereinstimmung der Ideen vor allen in ähnlichen Lebenslagen zeigen müssen. Es ist bekannt, daß Leopardi wiederholt in Prosa und Versen, und in der beredtesten Weise, den Selbstmord vertheidigt hat, der, theoretisch ausgesprochen, nach seiner Weltanschauung als die einzig mögliche Beendigung eines Uebels sittlich durchaus erlaubt sein sollte. Carducci nun hatte das Unglück, einen zwanzigjährigen Bruder durch Selbstmord zu verlieren, ohne daß er, wie es scheint, die eigentliche Ursache, welche jenen dazu trieb, ergründen konnte. Er spricht nun zwar auch in Bezug darauf gelegentlich von der „stiefmütterlichen Natur"; aber die meiste Schuld legt er nicht der Vorsehung, dem „Fatum", sondern der Gesellschaft zur Last, und zwar in solcher Weise, daß er drohend in die Verse ausbricht, welche die zweite, selbständigere und streitlustige Periode seines Dichtens charakterisiren:

. . . und in dein Blut getaucht
Werd' ich der Strophe wucht'ge Geisel schwingen,
Der Welt die süße Rache abzuringen.

(. . . e nel tuo sangue tinta
Del verso vibrerò l'alta saetta
A far nel mondo reo dolce vendetta.)

*) Vgl. Hillebrand, „Welsches und Deutsches" (Berlin 1875), S. 95 fg.

**) Vgl. Etienne in der „Revue des deux Mondes", 3. Periode, III, 614 (1. Juni 1874).

Wenn Carducci dennoch zuweilen in jene passive Stimmung verfiel, die sich mit dem Kampfe nicht verträgt, so lag das daran, daß der nachwirkende Schmerz zu tief war, und der Verlust trotz aller lauten Anklagen unersetzlich blieb. Demnach äußerte sich sein Weh auch in der leisen, zuweilen fast resignirten Klage.

Ein anderer Umstand hinderte ihn, sich ganz dem bittern Groll hinzugeben, ja gewährte, oder vielmehr erneuerte ihm den schon früher empfundenen Trost der Studien nun auf weiterm Gebiete. Nach den Ereignissen von 1859 und 1860 bot der tolerante Mamiani, als provisorischer Unterrichtsminister, dem jungen Dichter, welcher sich inzwischen auch auf dem Gebiete der Literaturgeschichte vortheilhaft bekannt gemacht hatte, die Professur der italienischen Literatur an der Universität Bologna an. Carducci entsagte natürlich mit Freuden seinem bescheidenen florentiner Privatleben und widmete sich in der neuen Heimat, wo er sich seinen Herd gründete, ganz der eigenen und fremden Ausbildung. Hier, auf dem Lehrstuhl und in seiner stillen Bibliothek, ward er seitdem durch Wort und Schrift einer der gewissenhaftesten, scharfsinnigsten und einflußreichsten Kritiker des Landes, wovon auch in weitern Kreisen seine „Studii letterarii" und „Bozzetti critici e Discorsi letterarii" (Livorno, Vigo, 1874 und 1876), sowie die zahlreichen Textausgaben zeugen, welche er von ältern und neuern italienischen Dichtern veranstaltet hat. Die Dichtkunst aber, welche bei ihm gerade aus dem Studium hervorgegangen war, blieb ihm auch fernerhin getreu. Was er der innern Stimmung, der privaten Anregung verdankte, was sein mehr persönliches Empfinden betraf, legte er in den „Levia Gravia" nieder; was hingegen von außen zu ihm drang: die patriotischen Bestrebungen, der universelle geistige Kampf, der sociale Schmerzensschrei, fand in den „Decennalia" ein oft erschreckendes Echo.

Die „Levia Gravia" erschienen 1868, unter dem Pseudonym Enotrio Romano, und umfassen in dieser ersten Ausgabe den elfjährigen Zeitraum seit Erscheinen der „Juvenilia". Sie beginnen mit den formschönen, tiefempfundenen Sonetten auf den Tod seines Bruders Dante, die eine kühne Anklageschrift gegen die Gesellschaft enthalten und den Dichter berechtigen, anderwärts von sich zu sagen:

Elce son io che a' venti indura e s'alza.

Ja, die Eiche neigt sich nicht wie die Blume, sie beugt sich nicht schweigend wie die Trauerweide. Sie fühlt den Schmerz, welchen ihr der Schlag verursacht, aber sie fürchtet nicht, daran zu Grunde zu gehen, und aus der leisen Klage spricht gleichzeitig die ungebrochene Kraft.

Wehmüthig weicher ist der Accent in der Canzone, um sich am Schluß zu jener Höhe der Entsagung aufzuraffen, die fortan nur in der That das Andenken des Bruders ehren will. Der Dichter weilt wieder im väterlichen Hause. Draußen heult nun ein rauher Wind durch den Olivenhain, und der Mond breitet sein fahles Licht über den still gewordenen Hügel und die kahle Ebene. Als vor wenigen Monden der Frühling lachte, jagte der Bruder auf raschem Roß wie mit den Winden über die weite Fläche dahin. Doch das Verhängniß folgte ihm, und der brennende Durst nach Lethes stillender Welle überwand das Mitleid zu den Seinen, erstickte selbst die Liebe. Nicht die blühende Natur, der lachende Hügel,

kein gesangerfüllter Hain konnte ihn fesseln. Er grüßt zum letzten mal die Allmutter Erde, welche seine erste Jugend mit rosigem Schimmer überstrahlte, der nun erblaßt, und wendet sich ab, flieht den Blick der Mutter, schweigt dem Bruder gegenüber und — stirbt. Doch ob er nun in lichterm Aether schwebt unter den Großen, die freiwillig ihres Lebens dunkeln Tagen entsagten; ob seine freie Seele sich zuweilen noch zu dem fortlebenden Bruder niederläßt: dieser wird ihn nie vergessen, sondern in dem sanften Bilde des Dahingegangenen die Kraft zu rastlosem Kampfe finden.

Von dieser tiefen und erschütternden Gemüthsbewegung befreien den Dichter jene Stunden, welche er verwandten Geistern des Alterthums und Mittelalters widmet. Sie führen ihn auf die Fluren Attikas und Campaniens, und er lauscht der Epopöe vom Zorn des Achilleus, wie den feierlichen Päanen und schwärmenden Dithyramben des gepriesensten Böotiers und stimmt selbst das Skolion von Harmodios und Aristogeiton mit an, bis er über den sanft hingleitenden Versen von den Irrfahrten des Aeneas auch die Tyrannis vergißt und in idyllischer Stille mit dem Geliebten Laura's wieder hoffen und singen lernt, singen von Lenz und Liebe, Freiheit und Vaterland.

Doch dürfen wir uns nicht wundern, wenn er uns die Vergangenheit mit dem verklärten Auge schildert, mit welchem er sie selbst geschaut. Er sah sie nur von fern, wo alle grellen Farben sich ausgleichen: als Dichter, nicht als Culturforscher. So konnte der Contrast mit der Gegenwart nicht schwinden, die ihn allseitig, auch in ihren Schattenseiten, berührte, während er diesen in der Welt der Phantasie geflissentlich aus dem Wege ging. Daher sein Optimismus in Bezug auf das Vergangene, seine Schwarzseherei betreffs der Zeitumstände und Zeitgenossen, welche letztere sich in den „Decennalia" und später in den „Neuen Gedichten" um vieles kräftiger äußern wird als hier. Aber auch hier schon dringt in die stille Studirstube, oder in die ländliche Einsamkeit, wo er sich mit Erklärung der geliebten Classiker beschäftigt, oft aus den verstaubten Büchern selbst, ein politischer oder socialer Schmerzensschrei, der ihn inmitten seiner friedlichen Beschäftigung ein herbes Wort ausstoßen läßt. Und schließlich leiht er dem Rufe sein Ohr und denkt ihm nach. Da vergißt er den ersten Gedanken, welcher ihn beschäftigte; es trübt sich die Harmonie der Seele, die ihn zum Hymnus befähigt hätte; er glaubt, eine selige Illusion unhaltbar dahinschwinden zu fühlen, und ruft ihr ein wehmüthiges Lebewohl zu:

Leb' wohl, o Sommerlust,
Wo Bilder uns genügen schon und Töne!
O süßer Lebensfrühling zieh' dahin!
Erweck' in andrer Brust
Luftschlösser, Ruhmgebilde, laß die Schöne
Umbuschter Ufer dem beglückten Sinn:
Ihm blickt so mild darin
Das Spiegelbild des ganzen Alls entgegen!
Mit uns auf rauhen Wegen
Ziehn Lieb und Haß in gleichen Spuren hin,
Wir theilen fürder der Gequälten Pein
Und sammeln Zorn und wilde Rache ein.

(Addio, serena etate,
Che di forme e di suoni il cor s'appaga;
O primavera della vita, addio!
Ad altri le beate
Visioni e la gloria, e all' ombra vaga
De' boschetti posare appresso il rio,
E col queto disio
Far di sè specchio all' universo intero:
Noi per aspro sentiero
Amore ed odio incalza austero e pio,
A noi fra i tormentati or convien ire
Tesoreggiando le vendette e l'ire.)*)

Und er zeigt der Muse die dunkelroth gen Himmel steigende, um Vergeltung des menschlichen Unrechts flehende Wolke. Schon hört er den Donner rollen und fühlt den Sturm sich erheben. Es wird ihm wohl in diesem Ungewitter, das er nur durch markige Gesänge zu übertönen sucht. Dann nützt es ihm nichts, daß er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen glaubt und wieder ins Dunkel zurücktreten will: der Schritt ist gethan, die Muse nimmt ihn beim Wort. Es ist auch gut so, denn nur auf diese Weise trifft er den Ton, der ihm von Natur zu eigen geworden, und kann er uns die gewaltige Sprache seines leidenschaftlichen Wesens unverkümmert zurufen:

A noi fra i tormentati or convien ire
Tesoreggiando le vendette e l'ire.

Dieser kühne Vers der „Levia Gravia" wird zum Motto der „Decennalia" (1860—70). Es war allerdings ein bewegtes Jahrzehnt, das siebente, für die Apenninische Halbinsel. Indessen übersah der Dichter über den politischen Ereignissen nicht die geistigen Interessen der Nation, noch hatte er nach der mehr oder weniger vollständig errungenen Einheit einen nachsichtigern Blick für die innere Fäulniß. Er gelobte einst den Manen Parini's, sich nie vor dem Unrecht zu beugen, woher es auch komme; und es war ihm Ernst damit. Er spricht seinen Fluch mit der Freiheit eines antiken Sehers selbst über den Papst, wo er diesen den Pfad der Liebe und Duldung, welchen Christus gewandelt ist, verlassen sieht, und hat an einem Todtenbette im Palast den Muth, von dem „größern Elend" der Hütte zu sprechen. In ihm verkörpert sich die materielle und intellectuelle Auflehnung. Er sucht durch die äußere Unabhängigkeit zur innern Befreiung zu gelangen, durch staatliche und gesellschaftliche Umgestaltungen, sei es selbst Umwälzungen, jene Basis des Gleichgewichts zu erhalten, die ihm für das Wohl selbst der geistigen Interessen unerläßlich erscheint.

Darum gilt auch hier sein erstes Wort wieder dem Erbfeinde der nationalen Einigung. Wie die Kriegsfackel der „Tausend von Marsala" seine Phantasie entzündete, so sucht sein feurig erregter Vers in „Sicilien und die Revolution" den Brandfunken als Zunder in die hundert Städte der Halbinsel zu schleudern. Er

*) „Ausgewählte Gedichte von G. Carducci. Metrisch übersetzt von B. Jacobson" (Leipzig 1880).

mag keinen Frieden, bevor nicht das letzte Stück italischer Erde zurückgegeben und die Freiheit zur Grundlage des Völkerrechtes geworden ist. So fordert er Mailand zur dritten Erhebung auf, fragt Bologna nach den Tapfern seiner Montagnola, Florenz nach den jüngsten seiner einst freien Söhne, während der Tapfere von Caprera, „schön wie am stürmischen Himmel der heitere Orion", im Sturme den Süden befreit. Lassen wir ihn gewähren in seinem hinreißenden Drange; spricht doch aus ihm neben der tiefen Ueberzeugung ein Princip.

Die Erfolge im südlichen und mittlern Theile der Halbinsel beschwichtigten einen Augenblick den gewaltigen Grimm des Sängers und er gab sich der Hoffnung hin, er selbst werde noch die eherne Leier des Alcäus hinwerfen und in friedlichern Zeiten auf sanftern Saiten die Bedürfnisse und Freuden des Volkes singen. Nun dies ist sicherlich nicht sein Beruf; jedenfalls war es vorläufig nichts als eine Illusion, die ihn emporhob. Ihm blieben noch Erfahrungen zu machen, die ihm die Schamröthe ins Angesicht trieben und ihn Worte ausstoßen ließen, vor denen seine Landsleute schaudernd zurückbebten und sich, das Haupt verhüllend, ihn lieber der Pietätlosigkeit und Raserei anklagten, als mit ihm die wahrhafte, wenn auch sehr düstere Lage der Dinge anerkennen mochten. Er besitzt eben nicht den kühlen nüchternen Blick des Staatsmannes, der mit den Thatsachen rechnen kann, noch wäre es ihm darum zu thun gewesen. Ihn erfaßt, ganz dem dichterischen Wesen entsprechend, eine glänzende Idee, und wenn sie nicht sofort zur Ausführung gelangen kann, so rechtet er nicht nur mit den Hindernissen, sondern mit der Klugheit, der Vernunft selbst, die ihm jene zeigen, um ihn auf diese Weise von seinem wahnwitzigen Vorhaben abzubringen. Ihn begeistert das Ziel; die Mittel, es zu erreichen, erwägt er in solchem Augenblicke nicht, noch erscheinen ihm im Enthusiasmus die Kräfte zu gering, die geforderten Opfer zu groß. Er mißt alles nach seiner Phantasie und dem eigenen uneigennützigen festen Willen.

Wie unangenehm Aspromonte den Dichter bei solcher Gemüthsverfassung aus seiner optimistischen Anwandlung aufrütteln mußte, ist leicht zu ermessen. Nun ist ihm die kaum neu erwählte Regierung auch nur eine Tyrannin, die nicht zurückbebt, den uneigennützigen „Thrasybulos von Caprera" nicht nur von der Krönung seines Werkes, der Aufpflanzung der vaterländischen Fahne auf dem Capitol, zurückzuhalten, sondern ihn noch von jenen verwunden und gefangen nehmen zu lassen, denen er eben erst eine Heimat geschaffen hat. Doch wenn er deshalb auch den Kronen und der Mitra fluchen muß, verzweifelt er dennoch nicht am „reinen Licht der Zukunft", wann Gerechtigkeit und Freiheit herrschen werden, von denen wenigstens ein Hauch seine Gebeine vor Freuden erzittern lassen wird, wie er enthusiastisch in der Ode an Odoardo Corazzini ausruft.

Doch in dem Verhalten der Regierung in diesem Falle erblickte der Dichter wenigstens den Schein persönlicher Initiative und einer gewissen Würde; darum schwand ihm die Hoffnung auf eine fernere Zukunft nicht. Als er aber nach den bittern Erfahrungen von Custozza und Lissa noch die Schmach von Mentana hinnehmen mußte, da schrieb er sein grausenerregendes „Meminisse horret". Nicht die erlittene Niederlage, das abermals gescheiterte Unternehmen seiner Brüder, Rom zur Hauptstadt des Königreiches zu machen, ließ ihn das Haupt verhüllen:

sondern die Thatlosigkeit, die zur Schau getragene Indifferenz des officiellen Italien, das seine begeistertsten Söhne ohne Widerspruch von einer fremden Macht hinmorden ließ. Da bedurfte es nicht nur hoher dichterischer Begabung und einer gewaltigen Herrschaft über das Wort, sondern seltener sittlicher Reinheit, um den, gleichsam unter dem Aufleuchten eines Blitzes, von der Versunkenheit der Mutter Italia empfangenen Eindruck wiederzugeben. Uns fehlt der Muth, sie zu citiren. Es gibt Worte, die man aus erstem Munde, wo sie die Weihe der Empfindung empfangen haben, hören muß, die man aber nicht wiederholen kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sie zu profaniren und falscher Beurtheilung auszusetzen.

Aus den erwähnten Motiven versteht sich's schon von selbst, daß der Dichter eine seiner schärfsten Waffen gegen die weltliche Macht der Curie richten wird, welche die Ursache so vielen Blutvergießens und immer und immer noch ein Hinderniß des Einigungswerkes blieb. Seine Meinung hatte er sich theils nach den Vorschriften der Vorfahren gebildet, theils fand er sie dort bestätigt und noch jüngst glaubte er sie von der zürnenden Lippe Dante's auf dem Platz von Santa-Croce zu vernehmen, sodaß er nicht müde ward, stets von neuem hinauszurufen: „Auf nach Rom!" Er vertraute das Wort den Lüften und den Wellen des Tiber, sprach es als Drohung und Losung aus: stets vergeblich, aber stets mit verdoppelter Kraft. Als dann der Römerzug von 1867 so trostlos endete und ihn mehrere Freunde kostete, da grub er auch auf die Stirn des Papstes ein Brandmal ein, das fortleben wird. Der Nation Voltaire's und der Revolution von 1789 verzeiht er ihr Thun und fragt nur sanft vorwurfsvoll: was haben wir dir gethan, daß du uns so behandelst, wir, die groß geworden an deiner freien Sonne und die dich geliebt:

Noi cresciuti al tuo libero splendore,
Noi che t'amammo, o Francia?

In anderm Ton spricht er von dem vermeintlichen Vertreter dessen, der nicht hatte, wo er sein Haupt niederlegen konnte. Ihm ist das Reich von dieser Welt zur Hauptsache geworden, und als diesem gierigen Streben auch ein Freund des Dichters erlag, welcher es zu bekämpfen gegangen war, Mutter und Braut und sein idyllisches Leben auf immer verlassend, da wirft sich der Dichter auch über den Pontifex zum Richter auf. Er zeigt ihm die beiden Witwen, wie sie sich den heiligen Schlüsseln in Glaubenssachen gebeugt und selbst in der Stille des Herzens für das weltliche Wohlergehen ihres Trägers gebetet haben; ruft ihm die Milde Christi bis zum Kreuz, die Liebe Magdalena's, die Thränen Maria's zurück, und allem sein eigenes herrschsüchtiges Wesen gegenüberstellend, schleudert er das Anathema auf ihn, er, der Träger der Wahrheit, auf den „düstern Priester der Mysterien, den Urheber und Verkünder von Grimm und Unheil":

Te pontefice fosco del mistero
Vate di lutti e d'ire,
Io sacerdote dell' augusto vero,
Vate dell' avvenire.

Und es ist keine leere Declamation. Der Dichter schildert mit so beredten Worten die heilige Flamme der Vaterlandsliebe; zeigt uns in der stummen, vorwurfsfreien Trauer der beiden Frauen so viel wahre Religiosität, stellt schließlich so zutreffend der Verweltlichung der Curie und ihrem Kriegsaufgebot das Wesen des Urchristenthums, die Liebe, gegenüber, die ihr abhanden gekommen zu sein scheint, daß unsere Sympathie sich den Unterdrückten und ihrem Anwalt, nicht dem Angeklagten zuwendet. Dies ist noch mehr der Fall, wenn wir der Ode an Monti und Tognetti und den tiefgefühlten Strophen auf den Tod Giovanni Cairoli's begegnen, sodaß wir mit dem Dichter ausrufen:

Ja sie sind
Die heil'ge Legion von Theben,
O Greis, die niemals stirbt!

Doch nicht gegen die weltliche Macht der Theokratie allein zieht er die Waffen. Es ist ihm auch darum zu thun, den Nimbus zu zerstören, mit welchem sich die falschen Diener Jehovah's und vorgeblichen Priester eines misverstandenen oder erlogenen Gottes von jeher zu umgeben gewußt haben. Nur wendet er sich auch hier vor allem gegen die christliche und speciell die römisch-katholische Religion, oder vielmehr gegen ihre Uebertreibungen in Moral und Dogmatismus. Ihn kümmern einstweilen nicht die eleusischen Mysterien, noch der Acheron und Kokytos, oder die Anklage gegen den Weisesten der Griechen wegen Gottlosigkeit. Er erblickt in Hellas die freie Entfaltung aller Eigenschaften des Körpers und Geistes und übersieht die Schranken des hellenischen Geistes, selbst außerhalb der Priesterkaste, wenn der tragische Dichter das düstere Verhängniß singt und den aufstrebenden Titanen sich doch wieder vor der Gottheit beugen läßt. Aber wenn Zeus zuweilen sein erhabenes Haupt ergrimmt schüttelte, so theilte der Olymp doch auch die Freuden der gequälten Menschenkinder. Zudem ist er jetzt leer und seine Priester, auch wenn sie sich unrechtmäßige Vollmachten zugeschrieben, sind von selbst verstummt und ausgestorben. Nicht so die Priester des Menschensohnes von Nazareth. Sie haben noch heute die Gewalt zu binden wie zu lösen und ermessen was gut und böse, recht und unrecht, sündhaft und heilig, falsch und wahr ist. Sie begnügen sich nicht mit Ermahnungen, sie ertheilen Befehle; und wer sich gegen diese auflehnt, der ist verdammt für diese und jene Welt. Denn der Mensch ist in Sünden empfangen und geboren und in Sünden erwächst er; sündhaft sind seine Gedanken und sein Fleisch, sündhaft die Luft, die er athmet, die Außenwelt, welche er in sich aufnimmt mit den Regungen, welche sie in Herz und Geist erzeugt. Und die Sünde führt zum Verderben, zum Reich des Satans; vielmehr: sie ist dieses Reich schon selbst. Es gibt nur Einen Weg der Rettung; ihn zeigt die Kirche durch ihre unfehlbaren Diener: fliehe was schön ist, was dich erheitert, alles was dich selig macht; beuge dein Herz in Demuth vor dem allweisen Rathschluß, dein trügerisches Wissen vor dem geoffenbarten Glauben, deine individuelle Einsicht vor dem überlieferten Wort. Vor allem: tödte deine sinnlichen Begierden und mistraue überall und immer deinem hochmüthigen Verstande, denn sie sind Satanas erfolgreichste Gehülfen.

So sind sie ausgestoßen, die holden Kinder Griechenlands: die Schönheit, die Freiheit, der heitere Genuß des Lebens! So ist es nichts mit dem Fortschreiten unserer Erkenntniß; umsonst die kühnen Speculationen unserer Seele, ein Trug jede noch so klare Erscheinung, jeder noch so folgerichtige Schluß unsers kalten Verstandes, wenn er im Gegensatz steht zu dem, was man einst, auch vor Jahrtausenden, für wahr gehalten! O nein! Der Dichter, dessen Cultus neben dem Wahren und Guten das Schöne, und dessen höchster Leitstern die verpönte Vernunft ist, wird die als satanisch verfolgten Eigenschaften und Neigungen als Attribute des Fürsten der Unterwelt zusammenfassen und, sie als sein Wesen betrachtend, ihm jauchzend zurufen:

„Es lebe Satan!" Satan der

Urgrund des Lebens
Vom Anbeginn,
Geist alles Strebens,
Vernunft und Sinn.

„Satan" ist demnach für den Dichter nicht das Princip alles Bösen, sondern eher das Gegentheil. Der Name ist durchaus willkürlich gebraucht. Das, was die Gläubigen an der Materie und am Geiste rügten, für Leib und Seele gefährdend fanden, bezeichnet auch er mit dem Worte, aber in durchaus anderm Sinne. Er betrachtet Geist und Stoff, Vernunft und Sinn überhaupt; und da er in ihnen etwas Urewiges, Unvergängliches, unserer Natur durchaus Entsprechendes sieht, so ist er weit davon entfernt, ihnen zu fluchen, glaubt sich vielmehr, zum großen Skandal der Gegner, gerade zum Gegentheil berechtigt. Wie dem auch sei, aus der Entstehungsart des Hymnus und der Natur des Dichters geht jedenfalls klar hervor, daß jener ein Ausdruck der Reaction gegen ascetische und dogmatische Tendenzen, oder vielmehr Uebertreibungen, einer Religion war, wie sie wol Individuen, nie ganzen Erdstrichen und zu allen Zeiten angemessen erscheinen können. Schon aus der Bekämpfung, nicht der milden und bequemen Praxis, sondern des extremen Princips der Entsagung, wird dann verständlich, daß der Dichter seinerseits über die Grenzen geht und, wäre es auch ebenfalls nur im Princip, ins andere Extrem fällt. Doch das lassen wir auf sich beruhen.

„Satan" also weilt in der Materie und im Geist; er zeigt sich in den Sinnen und bemächtigt sich des Verstandes. Ihm dient der pantheistische Denker, ihm huldigt, unbeschadet des Olymps, das heitere Hellas. Er blickt verführerisch aus den dunkeln Augen der Geliebten und blinkt im funkelnden Pokal von Rebensaft. Ihm gilt der sinnige Reigen, ihm die süßen Träume jungfräulich reiner Herzen. Ja selbst das düstere Christenthum kann nichts daran ändern. Es mag die Tempel der meerumspülten Aphrodite verbrennen, „Satan" hat seinen Sitz in der Menschenbrust genommen und wird zu Abälard und Heloise in den Versen des Maro und Flaccus sprechen. Aber auch den Geist will er besitzen. Er hat sich Alchemisten und Magier zu Diensten gemacht; in seinem Sinne wird Arnold von Brescia, werden Wicliffe und Huß predigen:

Mitren und Kronen
Erzittern schon,
Es naht aus dem Kloster
Die Rebellion.

Und kämpfet und prediget
Unter der Stola
Des Mönches Hieronymus
Savonarola.

Es warf Martin Luther
Die Kutte von sich:
Auf, menschlicher Geist,
Und befreie dich.

Erglänze und leuchte
Von Flammen regiert,
Erhebe dich, Urstoff,
Satan triumphirt!

Und „Satan" triumphirt wirklich. Was die Reformatoren und ihre Vorläufer losgelöst, läßt sich nicht von ihnen in jene Schranken bannen, die sie selbst gesteckt; „Satan" ist eben mächtiger als sie, und sie haben ihm wider Willen gedient. Der Revolution auf geistigem Gebiet aber folgt nothwendig jene auf socialem: 1517 findet seinen Pendant in 1789 — „Satan" wird der Herrscher der Welt:

Wie der Sturmwind zieht er
Dahin mit Getose:
Er ist es, o Völker,
Satan der Große!

Heilspendend läßt er
Dahin sich tragen
Auf dem ungezügelten
Feurigen Wagen.

Heil dir, o Satan,
Und deiner Zunft,
Siegreiche, rächende
Kraft der Vernunft.

Dir sei der Weihrauch
Dankopfernd geschwungen:
Du hast den Jehovah
Der Priester bezwungen!*)

Was der Hymnus an „Satan" auf geistigem, das ist der „Carneval" auf socialem Gebiet. Aber während der Dichter dort den Sieg des von ihm gebilligten Princips feiert, zeigt er uns hier noch die grellen Contraste des kaum in Uebergang begriffenen gesellschaftlichen Lebens. Er gibt uns Bilder eines Winterabends aus dem Palast und der Hütte, aus glanzerfüllten Ballsälen und der Dachstube. Doch wie wahr, wie schauerlich in ihrem Gegensatz sie auch immer sein mögen: der Dichter reißt uns nicht mit sich fort, wie sonst zuweilen, wo er leidenschaftlicher, selbst weniger menschlich, fast möchten wir sagen weniger edel ist als hier. Das Gedicht ist in seinen verschiedenen Theilen ein getreues Gemälde unserer Gesellschaftsschichten, das uns indessen nicht überall rührt, noch weniger jenen Unwillen in uns hervorbringt, von dem Carducci selbst wol als Mensch erfüllt war, den er jedoch nicht dichterisch zu gestalten vermochte, vielleicht gerade, weil er menschlich erscheinen wollte und sich nicht ohne Voreingenommenheit seiner Natur überließ. So erkennen wir Licht und Schatten mit ihm, werden aber nicht angestachelt, jenes mit aller Kraft unserer Seele zu erstreben, noch diesen zu fliehen.

War schon in den „Levia Gravia" die Emancipation des Dichters von seinen Vorbildern in hervortretender Weise erkennbar, und schlug er dann in den „Decennalia" definitiv seinen eigenen Weg ein, so erreicht seine Muse in den „Neuen Gedichten" (1873) wol den Höhepunkt in Form und Originalität und offenbart sich auch in ihrer ganzen Vielseitigkeit. Die ausgesprochen revolutionäre Tendenz

*) Deutsch von Julius Schanz; vgl. „Italia", herausgegeben von K. Hillebrand (Leipzig 1875), II, 358 fg.

der Gedichte in einer Zeit, wo das Land unter monarchischer Aegide seine Einigung erreichte und auf den innern Ausbau bedacht war; der hartnäckig beibehaltene Classicismus, mit seinem der Menge unverständlichen Gehalt und der mehr gewaltigen und imponirenden, allerdings dem Gegenstande entsprechenden, als leichtgegliederten Form; schließlich seine Schwarzseherei überhaupt in einem Augenblicke, wo es zur Tagesordnung gehörte, in allen Tonarten anzustimmen, wie man's doch „so herrlich weit gebracht": dies alles war nicht nur ein Hinderniß, Carducci's Gedichte populär zu machen, sondern verschaffte ihm auch immer zahlreichere, zuweilen nicht unbedeutende Gegner. Doch einerseits war seine Natur durchaus nicht so angelegt, sich leicht entmuthigen zu lassen; andererseits überzeugte er sich inmitten der Mittelmäßigkeit, die ihn umgab, und seiner poetischen Begeisterung mehr und mehr von seinem Dichterberufe. Und wenn er dann zum größten Theil Politiker, Moralisten und Pseudoästhetiker von ausgesprochen optimistischer Weltanschauung über sich zu Gericht sitzen sah, so glaubte er auch das Wenige übersehen zu dürfen, was möglicherweise treffend von ihnen gesagt worden war, sich im übrigen aber über ihre Meinungen zu belustigen.

Und der Spott wird zur bittern Satire, die nicht erst hier auftritt, wohl aber jetzt erst zu einer seltenen Vollendung reift. Wir können ihr schon in den beiden vorausgehenden Sammlungen begegnen, so namentlich in den „Nozze del Marc" und der „Consulta araldica"; erstere, trefflich von B. Jacobson übertragen. Ja die jüngsterschienene Ausgabe der „Juvenilia" (Bologna 1880), welche einige zwanzig durchaus unedirte Stücke enthält, zeigt in ihrem fünften Buche mehr, als man bisher vermuthen konnte, von allem Anfang in Carducci eine besondere Disposition zum Sarkasmus. Indessen der Dichter besitzt nicht den Humor Giusti's oder Heine's. Bei ihm geht die Satire meist aus der Entrüstung, sei sie persönlicher oder allgemein sittlicher Natur, hervor. Sie ist erst verletztes Gefühl, bevor sie durch Verstandesberechnung, die noch den Zorn durchschimmern läßt, welcher sie gezeugt, und die Rache, die sie genährt hat, ihren Ausdruck findet. So fließt sie nicht von spöttisch geformter Lippe, bei heiterer Stirn, sondern athmet ganz die heftige Kampfweise des Dichters und fällt unbarmherzig auf ihre Opfer nieder, die nicht einmal unser Mitleid zu gewinnen vermögen, weil jener von vornherein uns gegen sie einzunehmen weiß.

In dieser Weise wird mit der Dichtung „Gewisse Kritiker" die Sammlung der „Neuen Gedichte" eröffnet. Der Dichter gesteht gern, daß seine Muse keine büßende Magdalena ist, noch lindernde Salben für eiternde Wunden hat; aber der Umstand allein, daß seine Gegner, die solches von ihm fordern, keine Spiegelbilder der Tugend sind, genügt ihm mit einem einzigen Ausdruck die Berechtigung der Geisel Juvenalis anzuerkennen, die er sofort auf sie niederfallen läßt, um sich, ihnen zum Trotz, am Schluß dennoch wieder der Betrachtung seiner ernsten Muse zuzuwenden und ihr von neuem sein Leben zu weihen.

Und ebenso begegnet er der Herausforderung des einzelnen in „Einem Heineaner", welcher sich über den sittlichen Ernst lustig gemacht hatte, den der Dichter irrthümlich unserm großen, aber selbstsüchtigen und durchaus nicht so gewissenhaften Dichter zuschrieb. Und gar, wo er eine ganze Richtung wie in „Classisch und

Romantisch" ins Lächerliche ziehen kann! Dem strahlenden und befruchtenden Tagesgestirn, als Ideal der Classiker, stellt er die Luna der Romantiker gegenüber, dumm dreinschauend, unzüchtig und doch unfruchtbar:

Die gothisch spitzen Thürmchen schmachtend zierst du
Mit milchweis mattem Schein,
Mit träumenden Poeten kokettirst du
Und eitler Liebespein . . .

Ich hasse dich, zuchtlose Nonne droben,
Dein Antlitz dumm und breit,
Du unfruchtbare Frömmlerin dort oben
Im weißen Priesterkleid.

(B. Jacobson.)

Wahrlich, neben aller Originalität ein Bild, als ob es für die Schlegel und Genossen selbst entworfen worden wäre!

Am beißendsten aber wird die Zunge des Dichters, sobald sie politische und sociale Fragen, namentlich die wenig glorreiche Besetzung Roms im Jahre 1870 berührt, wie in „Io triumphe" und „Italia, die zum Capitol steigt". Wie er selbst die ganze Erniedrigung seiner Nation fühlt, daß sie nicht durch eigene Kraft, sondern durch die Niederlage Frankreichs in den Besitz von Rom gelangt ist, so zeigt er sie schonungslos allen jenen, die, aus Gedankenlosigkeit und jeglichen Ehrgefühls beraubt, zu einer solchen Einsicht nicht selbständig kommen konnten. Und daß es ihm gelungen ist, beweist das Zetergeschrei des rosigsten Optimismus über das Selbstlob, welches der Dichter der vorsichtigen Mutter Italia in den Mund legt:

Ja, ja, erst hab' ich den Zuaven den Sack gehalten,
Den Turcos dann laut applaudirt,
Noch gestern, heut gehn meine Kinderchen schon, die alten,
Ganz flott als Ulanen maskirt.

Vor Mützen und Helmen, gleichviel, ich knie so gerne,
Nur, daß ich erst listig bemüht,
Den Staub vom letzten Fußfalle schleunigst entferne,
Daß man ihn beim neuen nicht sieht.

. . . . . .

Bekam so am Ende noch einmal, was thut's, mit den Jahren
Die Erbschaft von Troja zurück.

So Stück für Stück, und nach jedem Fußtritt dreister,
Gemach nur, und nicht zu schnell:
Blut ist nicht Wasser, denn war nicht mein großer Meister
Einst Niccolo Machiavell! . . .

(B. Jacobson.)

Weit entfernt also, sich von der mehr oder weniger einsichtslosen Kritik entmuthigen oder auf andere Pfade führen zu lassen, geht der Dichter aus dem Kampfe nur selbstbewußter hervor. Hatte man sich doch nicht gescheut, ihm, dem hartnäckigen Republikaner und Revolutionssänger, einerseits ein paar monarchische, wie wir jetzt aus der letzten Ausgabe der „Juvenilia" ersehen, ziemlich unschuldige

und bedingte Oden und Canzonen aus dem Ende der funfziger Jahre, andererseits seine Nichtbetheiligung an den Nationalkämpfen vorzuwerfen. Das war wahrlich kein Grund, vom Hypogryphen herabzusteigen, auf dem er sich vielmehr wieder in jene luftigen Regionen schwingt, wo er schon früh seine Ideale in magischem Glanze erblickt und ihnen alle Lockungen des Lebenslenzes geopfert hat:

O Ruhm, seit den Tagen der Jugend verhüllt' ich's mit Schweigen
Im stolzen Gemüth, wie glühend mein Herz dir zu eigen.
Es fuhr wie ein Blitz aus dem Marmor so kalt und klar
In die Brust mir von hohen, mit Lorber umwundenen Stirnen,
Und den Mai vergaß ich, den Tanz und die fröhlichen Dirnen,
Und die weißen Schultern aufleuchtend aus goldenem Haar.

Und gegen das alles, was nah und verlockend im Leben
Da winkte, erschien mir ein stürmisches Schmerzerbeben,
Der luftige Kuß einer fernen Zukunft, Gewinn!
Du grausames Erzbild auf schroffem Gestein, deine Nähe
Erreichen nur Große und sinken erschöpft auf der Höhe
Mit erkalteter Stirn an der eiskalten Schulter dir hin.

Doch wie enttäuscht er sich auch fühlt, und ob ihm Gerechtigkeit und Freiheit, die „Letzten aus Göttergeschlecht", auch nur aus entlegener Ferne winken, nachdem sie ihn zumeist begeistert, und selbst sein Volk, „der Gedanke seines Lebens", ihn verkennt, ja verlacht: er mag nimmer ruhen. In stürmischem Lauf will er wenigstens die träg hinschleichende Zeit und all die dunkeln und nutzlosen Tage vergessen. So jagt er nochmals auf seinem Pegasus über die öde Gegend seiner engern Heimat, wo er zum ersten mal den apollinischen Aufschwung genommen. Und der Anblick erneuert in ihm den Unwillen, aber auch die Kraft zu weiterm Kampfe, der Ströme Blutes kosten, dann jedoch den ersehnten Völkerfrühling herbeiführen wird. Wie diesen sich der Dichter vorstellt, sagt er uns indirect in seinen beiden Hymnen auf die Jahresfeier des 21. Sept. 1792: allerdings ein sonderbares Ideal für einen begeisterten Hellenen von seiner Auffassung. Indeß lassen wir ihm immerhin das Schwert wie den Wein, den er schon in seinen „Trinksprüchen" so schön besungen, wie beides einst Alcäus gefordert; nur vergleiche er sich nicht dem Sänger aus Mytilene, der wol gegen die Tyrannis, aber auch — gegen die Demokratie seiner Vaterstadt gekämpft hat.

Zuweilen will es dem Dichter dann dennoch erscheinen, als ob dieser laute Lärm ihn nur für Augenblicke, die Tagesfragen nur eine Fiber seiner Seele beschäftigen, während sein Leben in dürrer Oede dahinfließt. Dann erklingt mitten unter dem gellenden Hohn eine leise Note der Klage, ein bitteres Wort der Erkenntniß, oder Erinnerung und Sehnsucht treten in ihre lange unterdrückten Rechte. Nicht immer fühlt er, wie in der „Maiidylle", die Macht, der erwachenden Natur, welche ihn an seine verwelkten, nie wiederkehrenden Träume gemahnt, entgegenzuwerfen, wie sie mit ihren Rosen, der Sonne, dem weiten Himmelsgewölbe, so duft- und glanzlos und eng seinem unermeßlichen lautern Gedanken gegenüber sei. In vernunftgemäßer Auffassung fließen nicht unsere Tage dahin, vor allem nicht jene des lyrischen Dichters. Der blinde Wille, das Gemüth ist stärker als der Verstand; und bei Carducci spricht es überall, meist in leidenschaftlicher Regung

und widergespiegelt in der Außenwelt; jedoch auch direct in seiner sanftesten, elegisch-weichen Stimmung. Dann hört man Töne, die man bei ihm nicht für möglich halten sollte: wehmuthsvoll, wie ein in lauer Sommernacht fernher wehender Zephyr, der sich im Gipfel der Cypresse bricht. Zu den schönsten Gedichten dieser Gattung, wie seiner Poesien überhaupt, gehört das „Maremmenidyll", nur daß es gegen den Schluß hin etwas bitter wird:

Wie mir des neuen Frühlings ros'ger Strahl
Ins Zimmer flutet, lächelst du mir zu,
Blonde Maria, plötzlich noch einmal,

Und füllst, das lange dich vergaß, mit Ruh'
Dies Herz, von müß'gen Stürmen umgetrieben,
Mein erstes Lieb, mein Liebesfrühroth du!

Dann träumt er, wie die Geliebte glücklich geworden sein mag in der Beschränktheit und unter den Pflichten eines Hauswesens und der Familie; gedenkt ihrer Jugend, als sie schön und stattlich und heiter dahinschritt, ihr Haar dem wogenden Weizenfelde, ihr Auge der blauen Kornblume vergleichbar, während auf der weiten Landschaft die lachende Sonne lagerte und im dunkeln Laub die Granatblüte schimmerte. Und er selbst:

Wie trüb und traurig und vom Frost berührt
Lebt' ich seitdem! O hätt' ich damals nur,
Blonde Maria, froh dich heimgeführt!

So ging' ich jetzt im Dickicht wol der Spur
Des Büffels nach, der in die Niedrung kühn
Entsprang und steht und ausspäht durch die Flur,

Statt mich an kleinen Versen abzumühn!
Vergäß' im Schweiß der Arbeit, nachzusinnen
Den Räthseln, die dem dunkeln All entblühn.

Nun bohrt beständig kalt im Hirne drinnen
Der Wurm des Denkens; schnöd ist und armselig
Was ich mag schreiben, reden und beginnen.

Muskeln und Herz zerrüttet mir allmählich
Der Geist; die faule Zeit frißt mein Gebein;
Umsonst in engen Banden mich zerquäl' ich.*)

Und daheim rauscht noch immer die Pappelallee, grün winken die Hügel, blau leuchtet fernher das segelbefahrene Meer, während der Friedhof an die Wohnungen der Lebenden grenzt. O wie süß ist hier die Ruhe am hohen Mittag, wann die Nachbarn zur Plauderstunde zusammenkommen; wie viel rühmlicher ist es, den lauschenden Knaben die Mühen und Gefahren der Jagd zu schildern und den erlegten Eber zu zeigen,

Als mit gereimtem Hohn die Haut zu ritzen
Italiens Lumpenpack und eitlen Dichtern!

*) Vgl. P. Heyse, „Verse aus Italien" (Berlin 1880).

Es ist, als ob dem Dichter diese seine Heimat, „wo sein trüber Frühling blühte", alle Laute, vom begeistertsten Kriegsgesang zum reinsten Idyll, einhauchte. Allerdings erscheint sie ihm, je nach der Stimmung seiner Seele, jetzt als die Wiege seiner holdesten Träume, der Ort seines höchsten Glücks; dann wieder als das von Gott und Menschen am meisten verlassene Stück Erde seines geliebten Vaterlandes. Und in diesem Gedanken steigert sich jetzt sein Unwille bis zur Empörung, oder besänftigt sich leise bis zur Wehmuth, fast zum Verzicht. Aber die Ruhe, den Genuß findet der Sänger hier nie: die Luft ist ihm zu unheilschwanger. In einem Moment lyrischer Stimmung kann ihm manches als minder verachtenswerth erscheinen, als sein gegenwärtiges Los; aber stände es ihm auch frei, eine Gelegenheit, die ihm die Vergangenheit geboten, von neuem zu ergreifen, er würde es nicht thun. Als Dichter überläßt er sich einer Illusion, die er als Denker für das, was sie ist, erkennt. Was ihn länger fesseln, begeistern und befriedigen soll, das darf nicht den Stempel der Gegenwart noch der örtlichen Umgebung tragen. Für seine Heimat kämpft und arbeitet er; den Genuß sucht er auf andern Gefilden, wenn nicht ganz im Gebiete der Einbildung: auf den ewig blühenden Fluren Griechenlands, im Gedenken alles Harmonisch-Schönen.

Und er findet ihn. Draußen hüllt der Nebel die Winternacht in dunklere Falten. Der Dichter schaut sie nicht: ihn trägt die Welle, die Aphrodite geboren, an Joniens Gestade; ihm lacht der Frühling, singen von Liebeslust der Hügel und der Plan, die Gewässer und die Wohnungen der Menschenkinder; ihm tanzen Bacchantinnen den Reigen der Lust zu Ehren des Dionysos. Doch er zieht ein stilles Thal vor, denn Lina begleitet ihn. Für sie lockt er aus dem Walde Dryaden, von den Bergen Oreaden, selbst die Götter vom Olymp herab, daß sie ihre Schönheit bewundern; denn nimmer vergehen die Unsterblichen Griechenlands, und jedes in Liebe erglühende Weib, jede dichterisch begeisterte Brust kann sie aus ihrem Schlaf wecken, in welchen sie das rauhe entsagende Wort derer von Galiläa gebannt. Siehe da kommen die Oreaden und freuen sich der schönen Schwester einer andern Zone, wollen ihr den Gram von der Stirn scheuchen, den ihr nur Anadyomene mit ihrem Neid verursacht haben kann, denn sie kennen die Sorge unserer Zeit nicht. Geheimnißvollen Balsam aus den Blumen der Freude sammelnd, möchten sie Lina zur Krystallgrotte geleiten, an den Fluß zu ihren Schwestern, den Najaden, und hinauf, näher an die ewigen Wohnungen des Zeus, wo die Leier Apollo's in den göttlichen Tempeln ertönt . . .

Das ist einer seiner „Hellenischen Frühlinge", wie er ihn im rauhen Dorerland träumt; wie sie ihn das gebirgige Aetolien, selbst die verfeinerte alexandrinische Cultur zu genießen einladen, wäre es auch unter den unheimlichen Säulengängen eines Campo santo:

Nie waren die Gräber so schön mir erschienen
In jugendlich ersten Träumen vom Ruhme!
O Liebe, du starke, du wahre,
Erhaben wie Schweigen der Bahre!

O Blume der Seele, auf liebenden Lippen
Erblüht zwischen Seufzern, und du, unter Küssen

Geschauter, unendlicher Frieden,
Du nimmer erreichter hienieden!

(B. Jacobson.)

Er lernt an die Freude glauben, die ihm die Wirklichkeit zu wehren scheint. Dort träufelt ihm nicht die düstere Sorge Wermut in den Becher des Genusses wie hier: die Harmonie der Außenwelt stimmt ihn selbst harmonisch und zeigt sich ihm als Ziel, das zu erstreben, als Gut, das einzig zu begehren ist. Er gewahrt in solchen Stunden ihre Grenzen nicht, die ihn wie in der Wirklichkeit erschrecken würden. So steht er unter ihrem Einfluß und erfreut sich aller Illusionen, welche dem Menschengeschlecht geblieben sind, ehe sich die Erkenntniß geltend gemacht und sie ihres Zaubers beraubt hat.

Unter den Genien, die dem Dichter das Leben rosig erscheinen lassen, ist demnach der Sohn Aphrodite's der erste. Doch erscheint er nicht überall in dem rein sinnlichen Gewande der Hellenen. Er ist schon der Psyche vermählt, und wenn zuweilen die Sinnenglut hoch auflodert, so verlieren doch innere Tiefe und Beständigkeit nichts dabei. Mit ihnen aber ist schon die Gefahr gegeben, aus der heiteren Auffassung des Daseins aufgestört und in die sentimentale Gegenwart zurückgestoßen zu werden, wo auch die Liebe voller Schmerzen ist. Jetzt scheucht sie alle trüben Gedanken von ihm, wie die Sonne eines heitern Sommertages jedes Wölkchen fern hält:

Und rings erglänzt das heil'ge Ideal
Des Lebens; ein harmonisches Erklingen
Ist all mein Denken, jeder Sinn ein Lied.

Ja, auch fern vermag er der Geliebten selig zu gedenken, sie in allem Schönen zu sehen und zu empfinden, ohne sich den Genuß durch verzehrende Sehnsucht verkümmern zu lassen. Dann aber erinnert ihn die niedere Herbstsonne an die entschwundenen Jahre des Glücks, und nur mit leisem Seufzer vermag er des kühlern Liebesabends zu gedenken, der ihm noch verbleibt. Wohl kehrt der Frühling wieder und wird noch öfter kommen mit Mailüften, Blüten und Liedern. Doch nicht um ihn ist es dem Dichter zu thun; nicht um den Duft des Veilchens, den flötenden Ton der Nachtigall, den lichten Strahl der Sonne. Das und unendlich mehr sagt ihm der Kuß der Geliebten, das leise gelispelte Wort, das heiter lächelnde Auge; doch die Geliebte — kehrt vielleicht nimmer wieder. So kommt es zur „Rache Luna's", wo die Liebe zur Seelenkrankheit wird, die bei aller Ruhe schon im Pantheismus vorauszuahnen ist, bis ihn der Tod seines Knaben den Reif der Winternacht auf seinem noch mannbar lockigen Haupte fühlen macht:

Du Blüte meines dürren,
Zerzausten Baums, dem Leben,
Dem nutzlos, öden eben
Noch Zierde, du allein;

Du stiegst in kalte Erde,
In schwarze Erde nieder,
Dich wärmt nicht Liebe wieder,
Dich weckt kein Sonnenschein.

(B. Jacobson.)

Hiermit hat der Dichter eine echt lyrische Saite angeschlagen und in Auffassung und Form nur seiner Würdiges erreicht. Können die „Hellenischen Frühlinge" und der „Prolog" mit seinem hohen Flug und schneidenden Sarkasmus nicht

übertroffen werden, so machte die rein menschliche Richtung den Dichter zugänglicher, ohne seiner Kunst geschadet zu haben. Und betrachten wir die mehr objectiven Dichtungen, unter ihnen die sinnigen Sonette des „Baumgesprächs" und des „Ochsen", beide von Heyse und Betty Jacobson verdeutscht, so empfinden wir in der wahrhaft poetischen Inspiration wie in der meisterhaft gehandhabten Sprache die volle Kluft, welche er seit seiner ersten Manier hinter sich gelassen hat, und bleiben weit entfernt, diese „bequeme Lyrik" zu verurtheilen.

Mit seiner letzten Sammlung, den „Barbarischen Oden" (1877), warf Carducci eine Formfrage der italienischen Dichtkunst auf, die zwar schon in frühern Jahrhunderten die Geister, namentlich den Sienesen Claudio Tolomei und seine Anhänger beschäftigt hat, seitdem aber fast in Vergessenheit gerathen war, bis sie erst jetzt wieder eine lebhafte Erörterung fand, die jedoch zu keinem Abschluß führte.*) Carducci und seine begeistertsten Jünger halten es für durchaus möglich, das Versmaß der Alten wenigstens der Betonung nach für die italienische Dichtung zu benutzen. Indeß ist der Beweis weder thatsächlich durch die 14 Oden, noch theoretisch durch die beigebrachten Gründe geliefert. Anstatt sich auf Deutschland und England zu stützen oder die im eigenen Lande und in Frankreich mislungenen Versuche nur dem geringen poetischen Talent der Betreffenden zuzuschreiben, hätte man sich einfach an das Wesen der romanischen Sprachen halten sollen; historische Abkunft und Beispiel der germanischen Rasse gelten dem gegenüber so gut wie gar nichts. Da man aber für gut befunden hat, umgekehrt zu folgern und dem Italienischen dieselbe Gestaltungsfähigkeit wie dem Deutschen zuzuerkennen, so lesen wir wahrscheinlich noch eines Tages in der Sprache Dante's das Ghasel in Platen'scher Vollendung.

Wenn dennoch auch der Form nach der Versuch Carducci's nicht als misglückt betrachtet werden kann, so liegt dies einmal in seiner wunderbaren Macht über die Sprache; sodann aber daran, daß ein Theil der von ihm benutzten Versmaße bereits italienisches Bürgerrecht erlangt hat und der Dichter nur den sonst üblichen Reim am Schlusse wegläßt. Etwas anderes aber ist es, wenn er zu Hexameter und Pentameter greift, wobei der letztere in der Regel so stiefmütterlich bedacht ist, daß man sich das antike Versmaß aus dem Sinne schlagen muß, um nicht unwillkürlich an die Satire von J. H. Voß: „In Weimar und Jena u. s. w.", zu denken, nur daß sie hier ein wenig berechtigter als bei Goethe und Schiller wäre. Es ist eben nicht zu vermeiden, daß nicht eine oder mehr tonlose Silben an Stelle einer betonten und umgekehrt kommen, und bei einer Anhäufung solcher Fälle und dem großen Vocalreichthum der Sprache kann man dann doch wahrlich nicht mehr von der Befolgung eines stricten Maßes sprechen. Dieser neuen, bisher im ganzen ungewohnten Form vermag wol ein Meister wie Carducci einen

*) Vgl. die Polemik Chiarini's in der Einleitung zur 2. Auflage der „Odi barbare" (Bologna 1878). Ferner unter anderm „Nuova Antologia", 2. Serie, V, 928 fg; XII, 692 fg.; „Rivista Europea", 2. Serie, III, 735 fg.; E. Stampini, „Le Odi barbare di G. Carducci e la metrica latina" (Turin 1881).

Rhythmus einzuhauchen; ihr indessen ein nationales Gepräge aufzudrücken oder ein antikes in ihr wiedererkennen zu lassen, ist jedenfalls vergebliches Bemühen.

Doch kann man uns nicht überzeugen, daß das Italienische das Metrum der Alten wenigstens durch Betonung im vollen Umfange nachzuahmen vermag, so gehören diese Oden selbst zu dem Herrlichsten, was der Genius dem Dichter eingeflößt hat. Rhythmus und Gedanke sind zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen; das Phantasiebild scheint gewissermaßen in einer Form krystallisirt, die dem classischen Geiste des Dichters voll entspricht. So ist sie nicht gesucht, sondern ergab sich von selbst, fast nothwendig wie ein Naturgesetz. Daher ist es auch erklärlich, daß gewichtige Stimmen nicht nur die Form, sondern den Inhalt selbst, der sie zu fordern scheint, anklagen.*) In der That weht mehr als je ein heidnischer Geist aus diesen heidnischen Versen, und wer sich daran stößt, dem werden voraussichtlich auch die schönsten Reime nicht darüber hinweghelfen. So weilt der Dichter in einer gothischen Kirche, doch nicht um unter den luftigen Bogen Gott zu suchen, nur um einen Blick Lydia's zu erhaschen. In den Mysterien des „semitischen" Gottes herrscht der Tod und seine Tempel schließen die Sonne aus.

Ernst, fast schaurig wie der Novembertag, den sie uns schildert, stimmt uns die Ode: „Auf dem Bahnhof." Dieser kaum dämmernde regnerische Morgen im Lampenlicht; das hastige Fortstreben nach täuschenden Hoffnungen und unbekannten Schmerzen; der mechanisch und unerbittlich sich hinwälzende Zug: dies alles gibt uns in wenigen Versen eins der schlagendsten Beispiele von der wahrhaft dichterischen Begabung Carducci's, mit welcher er eine ganze Situation naturgetreu widerspiegelt. Und wie grell dann die Rückwirkung dieser eisernen Nothwendigkeit auf ihn selbst, auf die innere Welt:

Dies unaufhörlich fallende Laub, wie kalt,
Wie ernst und stumm legt sich's auf die Seele mir!
Mich dünkt für alles auf der Erde,
Immer und ewig ist's jetzt November!

O besser gar nichts fühlen und denken mehr,
In Nebelgrau, in bergender Finsterniß,
Ach und in Ueberdruß versinken
Möcht' ich, der nimmer und nimmer endet!

Olympisch-heiter wieder und selbstbefriedigt zieht er dann auf dem Flusse dahin, der die Adler Roms und des Corsen geschaut und ihn nun selbst der sterbenden Sonne nachträgt. Er fragt nicht nach dem Vergänglichen, denn in dem verlangenden Blicke der Gefährtin findet er alles, was ihn die Sorge vergessen machen kann. Und mit der Liebe ist der Wein sein Trostspender. Doch verbittert er sich den herrlichen Traubensaft nicht mehr wie in verflossenen Jahren durch Invectiven gegen Oesterreich, sondern feiert ihn in echt anakreontischer Weise. So weiß er überall den rechten Ton zu finden, ob ihn die Phantasie an das

*) Vgl. Karl Witte im „Magazin für die Literatur des Auslandes", Jahrg. 1880, S. 209 fg.

lesbische Gestade trage, wo weißgekleidete Jungfrauen den vom Kampfe heimkehrenden Sänger mit Lorberzweigen empfangen; ob er an einem Säulenschaft des Forum von der zukünftigen Glorie seines Vaterlandes träume, oder endlich an den Ruinen der Thermen des Caracalla ganz in der Vergangenheit aufgehe und mit einem furchtbaren Anruf sich gegen die kleinliche Gegenwart richte:

Fieber, hör' mich. Halte die neuen Menschen
Fern von hier und ihre Alltäglichkeiten.
Heilig sei dies Grauen stets: denn hier schlummert
Roma, die Göttin.

Gleich an Form und hoher Auffassung sind die neuern Oden, welche seitdem vereinzelt und in Zeitschriften, namentlich dem „Fanfulla della Domenica" veröffentlicht wurden. Sie verdanken ihren Ursprung meist einem Zeitereigniß, dessen Geist sie athmen; oder entstehen aus einer individuellen Stimmung. So begegnen wir in ihnen wieder der Geisel Juvenalis, die der Dichter gegen die heutigen Römerinnen schwingt, welche durch Klostererziehung und Beichtstuhl sich eben recht auf einen Skandalproceß vorbereitet zeigen, in dem es sich um Ehebruch und Todtschlag handelt; oder stoßen in der „Mutter" auf ein herrliches Naturbild, athmen „Im Sommer" die ganze Schwüle eines Julimittags, gewahren am Strand von Civita-Vecchia bei Mondschein die geisterhaften Gestalten Marlow's und vernehmen an der „Kartause von Bologna" die klagenden Stimmen der Umbrer und Etrusker, der Celten, Römer und Lombarden, die uns um die Sonne beneiden, welche ihnen nicht mehr scheint.

Trotz manches düstern Tones, klingt es doch von geläuterterer Auffassung und zuweilen voll Lebensweisheit aus jenen Strophen wider. Stimmt der Dichter doch, nachdem er so viel Haß gepredigt, einen „Hymnus an die Liebe" (Bologna 1878) an und ruft begeistert aus:

Heil euch, Menschen, müd' und vielbetrübt!
Nichts vergeht und nichts ist todt auf Erden.
Zu viel war's an Haß und Leiden. Liebt!
Schöne Welt, geheiligt ist dein Werden.

Und dieselbe Sprache führt dann nicht nur Daphne, das hellenische Mädchen, sondern auch der unterirdische Schatten, der ihn gemahnt, sich mit Rosen zu schmücken und an der Sonne und der Liebe zu erwärmen, die das Dasein wol lebenswerth machen. Deshalb befindet sich der Dichter ganz in der Stimmung, selbst ein Loblied: „An die Königin" (November 1878), anzustimmen und die Tragik der Napoleoniden in einer Ode: „Auf den Tod des Prinzen Eugen", zu singen (Juli 1879), die weit davon entfernt ist, alles eitel zu nennen, vielmehr an der antiken Auffassung von der fatalistischen Verfolgung der Einzelnen festhält.

So scheint der Dichter, nachdem das Blutvergießen ein Ende genommen hat und die lebhaftesten Tagesfragen vom Tapet verschwunden sind, zu einer größern Ruhe und Objectivität gelangt zu sein, die ihm erlaubten, sich umfassender der epischen Dichtung zuzuwenden. Leider ist nur ein Fragment seiner „Canzone di

Legnano" veröffentlicht*); doch dieses beweist hinreichend, daß Carducci seine beiden Rivalen auf diesem Gebiete, Berchet und Manzoni, nicht nur erreicht, sondern weit übertroffen hat, und es berechtigt uns für das Ganze zu den größten Erwartungen.

Im übrigen bürgte bereits die ganze Naturauffassung des Dichters für sein episches Talent. Nie ist er größer als in der Wiedergabe eines Landschaftsgemäldes, an das sich dann ein Stimmungsbild reiht: kurz, frappant, unvergeßlich; vor allem wahr und lebensvoll. Diese Treue und Lebendigkeit ist ihm bei den historischen Motiven, unter objectiverer Auffassung, geblieben, wovon sich schon gute Beispiele in den frühern Sammlungen finden, dann namentlich die „Charsonnabend-Nacht auf den Feldern von Marengo 1175" in den „Neuen Gedichten". Das schönste Zeugniß hierfür dürfte sich indeß in der „barbarischen" Ode: „An den Quellen des Clitumnus", finden, wo uns der Dichter in wunderbar wirkungsvoller Weise das umbrische Aufgebot gegen Hannibal zurückruft:

... Du, der Rinder weidet auf nebelreicher
Trift bei Mevania,

Du, o Pflüger, dort auf geneigten Hügeln
Links vom Nar, und du der die grünen Wälder
Bei Spoleto lichtet, und der in Todi
Feiert die Hochzeit:

Laß den fetten Ochsen im Grase, laß den
Jungen Stier inmitten der Furchen, laß den
Keil im Eichenstamme, die junge Gattin
Laß am Altare.

Stürme fort und renne mit Pfeil und Bogen,
Mit der Keule renne, mit Axt und Lanze
Dorthin, wo Italias Penaten wider
Hannibal kämpfen!

(B. Jacobson.)

Das ist die Muse eines Dichters, wie sie in Italien freundlicher keinem seit den Tagen des Sängers „Consalvo's" und des „Ginsters" gelacht, wie sie auf dem Parnaß der Gegenwart im allgemeinen wol wenige Nebenbuhlerinnen haben dürfte. Carducci besitzt eine glühende Phantasie, bei charakteristischer Auffassung und mächtiger Gestaltungskraft; er sucht seine Inspiration in der Außenwelt und im Gemüth, im Reiche des Gedankens und der Forschung. Darum verstummt sein Gesang nicht, als das Blutvergießen ein Ende und die ewige Frage um Rom ihre Lösung gefunden hat, noch ergießt er sich in socialen Declamationen und persönlichen Sarkasmen, sondern er hebt sich hoch zur reinen Region des Ideals, dessen Aetherschwingungen für sein entzücktes Auge Form und Gestalt göttlicher Schöne annehmen, oder veredelt drunten die Erscheinungen der Wirklichkeit durch den Adel der Gesinnung.

So hat er sich frei gemacht von seinen Vorbildern und ist selbst zum Meister geworden; allerdings zu einem Meister, an den sich nur begabte Schüler halten

*) Vgl. „Rassegna Settimanale", III, 243—244 (30. März 1879).

sollten, um nicht ihrerseits zur Caricatur zu machen, was in ihm zur Natur geworden ist. Und diese fehlen ihm. Man hat gewiß recht, das Wiedererwachen der Poesie in der jüngsten Zeit in Italien dem Einfluß Carducci's zuzuschreiben*); aber auf die Anspornung selbst kommt es nicht so sehr an als auf das Resultat. Ein solches indeß, das dem Verdienste des Dichters entspräche, sehen wir keineswegs. Und das liegt zum Theil an seiner Manier, zum andern Theil an der Unfähigkeit seiner Nachahmer und an der Zeitströmung. Carducci hat sich mächtig zu der Höhe emporgerungen, auf welcher wir ihn sehen; und nicht nur die verschiedenen Phasen seiner Entwickelung tragen ihren besondern Stempel, sondern Schöpfungen derselben Epoche haben einen andern Klang, je nachdem sie dieser oder jener Gefühls- oder Geistesrichtung angehören. Und doch ist er schließlich überall er selbst, bei allen seinen Widersprüchen, nur daß bisweilen die eine oder andere Fiber stärker in ihm berührt wird. Das scheinen jene nicht hinreichend zu beachten, die sich durch einen einzigen der von ihm angeschlagenen Töne oder gar nur durch die Form bestechen lassen. Sie werden, statt die socialen Schäden zu geiseln, wirkungslose Rhetorik geben; statt das Alterthum mit seinen Illusionen zu beleben, leere Mythologie reimen; statt das Wesen eines der Wirklichkeit entnommenen Bildes widerzuspiegeln, einen einseitigen Act desselben beschreiben und sich selbst nicht scheuen, die verworfensten Erscheinungen für ein Ideal der Menschennatur auszugeben.

Und gerade in letzterm, in dem sogenannten „Verismus", liegt die große Gefahr der heutigen Poesie in Italien. Carducci ist realistisch, wenig mehr als es Goethe gegenüber Schiller war, d. h. in ganz berechtigter Weise, wie es der Dichter sein muß, wenn er das Leben versteht und es uns schildern will. Aber gerade deshalb ist es ihm nimmer eingefallen, die Ideale zu leugnen, welche unsere ganze Existenz zu dem machen, was sie ist. Die Ultrarealisten mögen immerhin der Materie huldigen und die Sinne und das Positive als das einzig Wahre hinstellen: damit werden sie ebenso wenig das Dasein erklären, wie der ascetische Anachoret, dem der Geist alles, die Sinne nichts bedeuten. Dann aber auch mögen sie sich einem andern als Carducci zu Dank bekennen, denn er diente ihnen hierzu wahrlich nicht als Vorbild.

So sehen wir den Dichter mehr oder weniger allein. Dennoch ist es nicht die stolze, sich selbst abschließende Einsamkeit Manfred's:

> ... I disdain'd to mingle with
> A herd, though to be leader — and of wolves.
> The lion is alone, and so am I.

Es ist jene, von der er selbst sagt: „Deine Nähe erreichen nur Große."

Vielleicht hat er die Hoffnung, daß noch vor seinem Lebensabend ein jüngerer Genius seine Höhe streifen werde. Bis dahin hat er außer seinem dichterischen noch das literarische Verdienst: durch seine Thätigkeit das Feld von unwahrem und krankhaftem Wesen befreit zu haben.

---

*) Vgl. Panzacchi in der Einleitung zur dritten Auflage der „Nuove Poesie" (Bologna 1879).

Nur in letzter Eigenschaft, und nicht so sehr in der Richtung als im Erfolg, kann Carducci einigermaßen Heine verglichen werden, vor dem er sittlichen Ernst und Charakterfestigkeit voraus hat. Weniger zutreffend noch ist der ebenfalls gebrauchte Vergleich mit Baudelaire und Herwegh: Carducci hat eine weitere Sphäre als beide und höhern Muth für die Vertretung seiner Ideen als letzterer. Stelle man ihn mit seinem ungestümen demokratischen Drange und der Aufrichtigkeit seines Wesens mit wem immer in Eine Linie, sei es selbst mit Victor Hugo, dessen Rhetorik hier und da in den „Decennalia" widerklingt und welchem er im Februar 1881 eine begeisterte Ode entgegengesungen hat; in allem übrigen möchten wir ihn einem andern Geiste, möchten wir ihn Platen vergleichen. Mit ihm bekämpft er die Romantik aufs schonungsloseste; mit ihm sucht er zu Wesen und Form des Alterthums zurückzuführen; mit ihm der eigenen Sprache den Stempel seines Geistes aufzuprägen. Wie jener, kennt Carducci die Ruhe nicht, und aus jedem seiner Worte spricht derselbe Ernst, in der Leidenschaft dieselbe Bitterkeit, wie bei unserm deutschen Sänger, dem dennoch auch das tiefempfundene lyrische Lied wie der epische Gesang nicht fremd waren. Beide haben einen hohen Begriff von der Kunst: sie scheint das Ideal ihres Lebens, ihr einziges Ziel, und dennoch genügt sie beiden nicht. Sie sind eben nicht Zeitgenossen des Sophokles und Pheidias und möchten die innere Harmonie von außen her erlangen, anstatt wie dort die Außenwelt nach ihrem harmonischen Innern zu gestalten, das sie vergeblich erstreben. Beide schwärmen für Freiheit und Vaterland, nur in verschiedener Weise: der Italiener wird zum Demokraten in engerer Heimat und wäre bereit, all seinen Ruhm, die Kunst selbst, der Verwirklichung seines socialen Traumes zum Opfer zu bringen; der Deutsche, consequenter in seinem Fühlen und Denken, nicht als Menschenfreund den Zielen des Dichters entgegentretend, ein freisinniger, aber nicht volksanbetender Weltbürger. Jener, obschon ein gründlicher Gelehrter und vielbewandert namentlich in der eigenen Literatur, doch nicht ohne nationales und ästhetisches Vorurtheil; dieser, ein wandernder Rhapsode, vieler Sprachen kundig, verschmäht es nicht, trotz entgegengesetzten Geschmacks, auch von Calderon und Lope zu lernen und die Tugenden anderer Nationen anzuerkennen. Beide endlich ungerecht gegen die Zeitgenossen, wie diese vielfach gegen sie, sind nur in der Würdigung ihres eigenen wahren Verdienstes — das der Deutsche zu hoch anschlug, der Italiener zu gering schätzt — und in ihrem Lose verschieden, welches dem Ueberlebenden freundlicher lacht als dem längst Dahingeschiedenen, wie sehr ihn sein Genius auch auf die trügerische Nachwelt vertröstete:

Doch getrost, vielleicht nach Jahren, wann den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang!

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Tief beklagenswerthe Vorgänge haben die Blicke der Deutschen nach jenem Lande hingelenkt, wo die Kunst immer einen goldenen Boden gefunden hat und den leistungsfähigen deutschen Künstlern eine behagliche Heimstätte bereitet worden ist. Rußland hat von Deutschland aus die hauptsächlichste Anregung zur Pflege der Tonkunst erhalten und durch deutsche Künstler jene musikalische Bildung erworben, welche ihm das Fundament gibt, mit eigenen nationalen Mitteln den von fremder Kraft aufgerichteten musikalischen Bau weiter auszugestalten und zu vollenden. Nach dem Muster der deutschen musikalischen Bildungsanstalten sind in den wichtigsten russischen Städten Conservatorien entstanden, an welchen tüchtige Kräfte aus den deutschen Staaten mit großem Erfolg eine ausgedehnte pädagogische Thätigkeit entwickelten. Nach und nach betheiligten sich auch russische Staatsangehörige in hervorragender Weise an der musikalischen Erziehung der jungen Aristokratie, welche die Musik neben der französischen Sprache mit Vorliebe als Bildungsmittel benutzte. Nur in letzter Zeit, wo die aufgeregten jugendlichen Gemüther durch Büchner's „Kraft und Stoff" zum naturwissenschaftlichen Dilettantismus verführt und, von dem Gefühlsleben abgelenkt, zu unreifen materialistischen Anschauungen gedrängt wurden, hat auch die Neigung zur Musik unter der Jugend Rußlands mehr und mehr nachgelassen. Die Liebe zur Tonkunst rege zu erhalten und den jugendlichen Geist auf das musikalische Gebiet hin zu concentriren, gelang in Moskau besonders dem Director des dort bestehenden und in bedeutender Weise wirkenden Conservatoriums der Musik. Leider hat dieser ausgezeichnete Pädagog und vorzügliche Klaviervirtuos Nikolaus Rubinstein am 23. März für immer die Augen geschlossen. Nur 46 Jahre zählte der Gefeierte, der mit Eifer danach gestrebt hat, der russischen Jugend eine universale künstlerische Bildung zu geben, sie mit allen Richtungen bekannt zu machen und vorurtheilsfrei in ihrem musikalischen Streben zu erhalten. Seiner ersprießlichen Thätigkeit, welcher Rußland und insbesondere Moskau sehr viel zu danken hat, setzte der Tod in Paris ein Ziel. Mitte März traf der russische Meister daselbst ein, um sich — wie Szárvady, der geistvolle Berichterstatter der von Bartholf Senff herausgegebenen und äußerst geschickt redigirten „Signale" erzählt — sogleich im Grand Hôtel auf das Sterbelager zu legen. Die Aerzte erkannten seine Krankheit, eine Eingeweidetuberkulose, als eine unheilbare und die Hoffnung, in Nizza noch Heilung zu finden, als eine nichtige. Er starb dahin. Nach der mit militärischen Ehren für den Offizier der Ehrenlegion erfolgten Leichenfeier in der russischen Kapelle wurde der Sarg einstweilen in der Gruft der Kirche beigesetzt. Anton Rubinstein, der von Spanien herzugeeilte Bruder, brachte dann die irdischen Reste nach Rußland, wo sein Tod tief betrauert wird. Man beweint in ihm auch den russischen Patrioten, der sich unendliche Mühe gab, der russischen Musik neben der Tonkunst anderer Nationen Achtung und Geltung zu verschaffen. Er war dabei vollständig selbstlos und frei von Eigendünkel. Der erwähnte Berichterstatter sagt treffend: „Nikolaus Rubinstein war ein so durch und

durch russischer Patriot (wie er es z. B. durch seine erstaunliche und aufopfernde Thätigkeit während des letzten Krieges bewies), daß er sich wenig Mühe gegeben hat, im Auslande die verdiente Schätzung (in seiner Eigenschaft als Klaviervirtuos) zu finden; er war so leidenschaftlich auf die Entwickelung des Musikwesens in seinem Vaterlande bedacht, daß er es über dem Unterrichten und Dirigiren vergessen hat, selbst zu componiren. Und doch erwarteten seine ersten Lehrer, besonders Dehn (in Berlin), bei dem er, wie der sechs Jahre ältere Anton, in die Schule gegangen, Bedeutendes von ihm. Aber was er als Gründer und Leiter der Musikalischen Gesellschaft und des Conservatoriums in Moskau und als Dirigent der Concerte in Petersburg für die Organisation des Kunstlebens in Rußland geschaffen, das hat bleibenden Werth. Es wird freilich schwer sein, ihn in Moskau zu ersetzen, und schwer vor allem, einen Mann zu finden, der in so großmüthiger und liberaler Weise die Existenz einer Menge von Kunstgenossen zu sichern verstände. Bei der pariser Ausstellung von 1878 erschienen die drei russischen Concerte, die er im Trocadérosaale veranstaltete und in welchen er die bedeutendsten Schöpfungen der heimischen Tonkunst dem kosmopolitischen Publikum vorführte, den Parisern als eine wahre Offenbarung. Seit jener Zeit hat die russische Musik in Paris festen Fuß gefaßt. Es war auch geradezu bewunderungswerth, wie Nikolaus Rubinstein mit den Elementen, über die er verfügte, eine so gelungene Leistung bewirken konnte. Zugleich gab er sich aber auch in weitern Kreisen als einen Klaviervirtuosen ersten Ranges zu erkennen, und das war für die große Menge der pariser Musikfreunde eine beinahe ebenso große Ueberraschung. Der Erfolg war so groß, daß Rubinstein ein viertes Concert geben mußte."

Den Parisern ist allerdings der sechs Jahre ältere Bruder des Verstorbenen, der erwähnte weltberühmte Klavierheros und Componist Anton Rubinstein, schon bekannt geworden, als derselbe nicht mehr als zehn Jahre zählte. Damals schon erklärte Franz Liszt den Knaben als den Erben seiner Virtuosität. Daß diese prophetisch ausgesprochenen Worte des bedeutsamen Altmeisters, dessen ungemein interessante und fesselnde Schriften jetzt in deutscher Sprache bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig erschienen, in Erfüllung gegangen sind, beweisen die Ovationen, welche dem russischen Virtuosen Anton Rubinstein im Norden und Süden, Osten und Westen dargebracht werden. Erst kurz vor dem Tode des Nikolaus Rubinstein feierte Anton Rubinstein in Spanien und Portugal die höchsten Triumphe; von Madrid telegraphisch berufen, fand er leider den geliebten Bruder nicht mehr am Leben. Die Trauer um den Dahingeschiedenen bestimmte ihn, seine Virtuosenthätigkeit vorläufig einzustellen und sich der stillern Arbeit zu widmen. Das künstlerische Schaffen des Meisters ist aber ein so reiches gewesen, daß ihm die Welt die Ruhe nicht gönnt. Insbesondere haben in letzterer Zeit die dramatischen Erzeugnisse größere Bühnen beschäftigt, deren Leiter natürlich den Wunsch hegen, daß der Autor selbst den Dirigentenstab schwinge und die künstlerischen Kräfte zum Siege führe. Daß nach errungenem Triumph die Theaterkassen nicht leer bleiben, wissen die Theaterdirectoren sehr wohl und sie trachten deshalb auch mit Eifer danach, das Unternehmen durch die Mitwirkung des vom Publikum bewunderten Autors zu sichern. Dieser beabsichtigt, zunächst nach London zu gehen, um der Aufführung seiner Oper „Dämon" beizuwohnen; vielleicht entschließt er sich sodann, in Leipzig bei der Inscenirung seiner Oper „Die Makkabäer" künstlerischen Rath zu ertheilen und die ersten Reproductionen des Werkes zu dirigiren. Seine vorerwähnte Oper „Der Dämon" hat auch in Deutschland und zwar in Hamburg zunächst unter der Leitung des Autors am 3. Nov. 1880 großen Erfolg errungen, und in andern Städten, wo er am Dirigentenpult erschien, war der erste Eindruck, welchen das Publikum von seinen Werken erhielt, ein vorwiegend günstiger. Das beweisen die Aufführungen von „Feramors" in Danzig und Mannheim, von „Nero" in Hamburg, von den „Makkabäern" in Hannover. Allerdings ist der Autor nicht so glücklich gewesen, daß

die Opern auf längere Zeit Zugstücke geblieben sind. Sie wurden zum Theil von ältern eingebürgerten Werken verdrängt, zum Theil übten auch andere Schöpfungen aus der Gegenwart eine nachhaltigere Wirkung aus. Von den letztern sind hauptsächlich Kretschmer's „Folkunger" und „Heinrich der Löwe" sowie auch Neßler's „Rattenfänger von Hameln" zu nennen, deren Popularität jetzt außer allem Zweifel steht. Der Erfolg des letztgenannten Werkes gründet sich hauptsächlich auf die volksthümliche Tonsprache, welche der Componist vollkommen beherrscht. Eingängliche, sozusagen aus dem Volksliede emporgetriebene Melodik, einfache und doch reizvolle Harmonik, geschickte Verwerthung der instrumentalen Mittel, mit welchen er das dominirende vocale Element niemals bedrückt, haben dem Tonsetzer in allen Städten, wo seine Oper in vielen Wiederholungen zur Darstellung gelangte, unter den Kunstfreunden und Kennern große Sympathien erworben, sodaß sein der Vollendung entgegenreifendes neuestes Bühnenwerk mit Spannung erwartet wird. Voraussichtlich wird sich auch dieses auf den deutschen Bühnen bald einbürgern, weil der Autor an die Leistungskraft der deutschen Oper nicht allzu hohe Ansprüche stellt. Dagegen hat der gegenwärtige Herrscher auf musikalisch-dramatischem Gebiete, Richard Wagner, zunächst von den Opernbühnen bei der Composition seines „Parsifal" ganz abstrahirt. Mehr in dem Rahmen eines dramatisirten Oratoriums gehalten, will der Meister dieses Werk dem Vernehmen nach nur in Baireuth zur Aufführung bringen. Bezüglich der „Nibelungen" wurde freilich dasselbe Programm ausgegeben. Sie haben aber doch ihren Weg zu größern Theatern gefunden; denn die „Nibelungen"-Tetralogie erlebte Aufführungen in Hamburg, Köln, Braunschweig. Ein Cyklus von Wagner's Werken, mit Ausnahme von „Tristan und Isolde", wurde in Hamburg gegeben. „Tristan und Isolde" erschien aber im vorigen Jahre wieder in München auf der Bühne, die „Meistersinger" hat sich nun auch das magdeburger Theater angeeignet, und die hundertste Aufführung des „Tanhäuser" feierte der schon genannte Vorort für die Thätigkeit Wagner's, die bairische Residenz München, wo der kunstsinnige König dem Genie des Meisters Huldigungen darbringen läßt. Selbst in außerdeutschen Landen erscheinen nun einzelne Bühnenwerke desselben auf den Theatern, z. B. „Lohengrin" im Apollotheater zu Rom, sodann in Neapel und in englischer Uebersetzung von John P. Jackson in Her Majesty's Theatre in London. Ebenso ist „Rienzi" in Rom mit Jubel aufgenommen worden.

Außer den genannten dramatischen Tondichtungen haben sich nur ältere Werke auf den Bühnen lebendig zu erhalten vermocht; die schon in frühern Revuen genannten Novitäten verschwanden zum größten Theile ganz aus der Oeffentlichkeit und nur einige kamen hin und wieder zum Vorschein, ohne auch nur im geringsten ein weiteres Terrain zu erobern. Goldmarck's „Königin von Saba" erweckt noch einiges Interesse infolge der künstlerisch feinen Durcharbeitung in musikalischer Beziehung, auch „Der Widerspenstigen Zähmung", von Hermann Götz, welche in englischer Uebersetzung in Her Majesty's Theatre in London gegeben worden ist, erhält sich die Achtung und Werthschätzung der Kenner, ohne populär zu werden, und Ignaz Brüll erweckt mit seinem Singspiel „Das goldene Kreuz" zuweilen noch das Interesse des Publikums, wenn es Christine versteht, ihre Partie recht anziehend zu gestalten. Dagegen hat die von uns schon früher ihrem Inhalt nach besprochene Oper „Der Landfriede" des letztgenannten Componisten ein unglückliches Schicksal erlebt, für welches in erster Linie das gänzlich verunglückte Textbuch Mosenthal's verantwortlich zu machen ist. Aber auch der Componist vermochte die bedauernswerthe Poesie durch seine musikalischen Gedanken nicht zu retten und ebenso gelang es ihm nicht, durch reizvolle Formen die Gedankenarmuth zu umhüllen. Der ewige Friede ist also diesem „Landfrieden" in der That zu gönnen, damit die Zeit auf Novitäten verwendet werden kann, deren Kern als ein gesunder und kräftiger erscheint.

Als eine solche Novität dürfen wir wol die zum ersten mal am 31. März

1881 im Hoftheater zu Dresden aufgeführte große Oper „Thusnelda und der Triumphzug des Germanicus", Text von Hermann Dickmann, Musik von Karl Grammann, bezeichnen. Das Textbuch wird als ein würdiges, von allen Banalitäten freies bezeichnet. Zugleich wird die poetische Diction als eine ausgezeichnete hervorgehoben. Dennoch sei die Dichtung nicht eine „bedingungslos glückliche". In der Handlung scheint in einzelnen Situationen der dramatische Fortgang zu stocken und in der Charakteristik der einzelnen Personen wird zuweilen das fortreißende Element vermißt.

Zwei Charaktere treten in diesem Werke einander gegenüber, Thusnelda und Germanicus. Letzterer ist der vom Kaiser Tiberius nach Deutschland gesendete Drusus Germanicus, welcher den Sieger Arminius wieder bekämpfen und unterjochen soll. Schon fast am Ziele seines Strebens erhält er Befehl, nach Rom zurückzukehren. Eine Intrigue ahnend und die gegen ihn gerichteten Plane erkennend, faßt er den Entschluß, den Armin für sich zu gewinnen und mit diesem vereint gegen Rom zu agiren. Das Mittel zu dieser Vereinigung mit Armin erblickt er in seiner Gefangenen Thusnelda, der Gemahlin Armin's. Diese Patriotin verschmäht aber die Arglist des Germanicus; sie will lieber untergehen, als sich mit einem Römer zur Hinterlist verbinden. Durch solche Weigerung aufgebracht, faßt Germanicus den Entschluß, Thusnelda nach Rom zu bringen und dieselbe in seinem Triumphzuge dem römischen Volke zur Schmach der Gefangenen vorzuführen. Dieser entzieht sich aber Thusnelda durch Selbstmord. Der Berichterstatter der „Signale", v. K., behauptet, daß am Schlusse des zweiten Actes der Dichtung die wuchtigen Accente fehlen, daß aber in dem dritten (dem letzten) Acte, der Charakter der Thusnelda zu wirklich dramatischer Bedeutung herauswachse.

Neben diesen Hauptträgern der Handlung finden wir zwei Personen, die in ihrer Liebe zueinander von dem genannten Referenten „als erotisches Gegenstück" zu den „rein politischen Actionen" bezeichnet werden. Diese Personen sind „Hilda, eine mitgefangene deutsche Fürstin", und „Siegmund, Thusneldens Bruder". Letzterer schwankt nach unserm Gewährsmann anfänglich zwischen Germanen- und Römerthum bedenklich hin und her, schließlich aber wendet er sich ganz der Sache des Vaterlandes zu und es gelingt ihm auch, sich selbst und die Braut der römischen Rache zu entziehen. Der Hauptvorwurf des Kritikers besteht aber darin, daß es beiden Gestalten, besonders der weiblichen, zu sehr an individuellem Gepräge fehlt, um den ihnen hauptsächlich im ersten Acte so breit gewährten Spielraum wirkungsvoll auszufüllen; sie interessiren nicht, ebenso wenig wie der in Hilda verliebte verrätherische Tribun Publius. Sonst wird aber die poetische Stimmung im Textbuch und die knappe Zusammenfassung der dramatischen Momente hervorgehoben; der genaue und kenntnißreiche Beurtheiler zählt es zu den besten der Neuzeit.

Was nun den Componisten anlangt, so können wir so manches aus eigener Erfahrung mittheilen. Karl Grammann, einer angesehenen lübecker Familie angehörig, widmete sich nach absolvirten Gymnasialstudien dem landwirthschaftlichen Beruf, nahm aber bald aus Neigung zur Kunst die musikalischen Studien auf, welche er, 23 Jahre alt, 1867 am leipziger Conservatorium fortsetzte. Im Jahre 1871 kam er nach Wien, nachdem er bereits in den größern Instrumentalformen sehr Beachtenswerthes vorgeführt hatte. Seine Sonaten und Symphonien ließen schon damals eine große Hinneigung zum Dramatischen erkennen, welche mit der Composition der romantischen Oper „Melusine" vollständig zum Durchbruch kam. Die im Jahre 1875 in Wiesbaden stattgefundenen Aufführungen des Werkes erregten die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt, welche in dem Componisten einen sehr begabten Vertreter der Richtung Wagner's erkannte. Auch die Musik zu der erwähnten im dresdener Hoftheater vorgeführten Oper zeigt das Streben des Componisten in dem angedeuteten Sinne. Seine Leistung hat aber auch bewiesen, daß er sich freihält von sklavischer Nachahmung, daß er vielmehr die zu Gebote stehenden

künstlerischen Mittel vollständig beherrscht und den instrumentalen Apparat ebenso wie den vocalen mit technischer Sicherheit und bedeutender Intelligenz verwendet. Sein Chorsatz ist ein äußerst wirkungsvoller und seine Führung der Solostimmen beweist das richtige Abwägen des Verhältnisses zwischen den Singstimmen und den Tonwerkzeugen des Orchesters. Ob ihm auch das melodische Element stets dienstbar ist und ob seine Erfindung zuweilen der Combinationskraft das Feld überlassen muß, weil diese als der stärkere Theil im musikalischen Bildungsproceß erscheint, werden weitere Kundgebungen auf dem dramatischen Gebiete lehren. Vorläufig ist zu constatiren, daß unter der Direction des Hofkapellmeisters Wüllner das Werk in ganz brillanter Weise zur Aufführung kam und einen durchschlagenden, überaus glänzenden Erfolg errang. Von der Oper selbst erfreuten besonders „mehrere formschöne, gedanklich feine Ensembles", das reizvolle Terzett im ersten Act und das Quintett im zweiten Act, ferner die poetisch stimmungsvollen Scenen der Runfrau und der Barden mit dem Chor der Teutonen und musikalisch interessante Einzelheiten der Balletmusik. Regisseur Marks hatte das Werk excellent und luxuriös inscenirt und von den Darstellenden erwarben sich Fräulein Malten (Thusnelda), Herr Bulß (Germanicus) und Herr Gudehus (Siegmund) die größten Lorbern. Componist und Darsteller wurden wiederholt gerufen. Möchte der Oper eine glänzende Laufbahn beschieden sein.

Im Concertleben nimmt das leipziger Gewandhaus-Concertinstitut fort und fort die maßgebendste Stellung ein. Es ist für andere Institute gleichen Charakters tonangebend, es bringt auch von den neuen Werken die bedeutendsten, welche dann an andern Orten wiederholt werden. Bisjetzt hat auch ein anderes Concertinstitut die Zahl von 22 Abonnementconcerten noch niemals erreicht, sodaß eben an andern Orten nicht die Vielseitigkeit in der Concertmusik herrscht wie in Leipzig. Wir begnügen uns, eine Uebersicht der vorgeführten Werke zu geben, welche manchem Kunstfreunde gewiß willkommen ist. Es kamen zu Gehör: Werke für Orchester und zwar 24 Symphonien: 8 von Beethoven (Nr. 1—5, 7—9), 5 von Robert Schumann (Nr. 1—4, Ouverture, Scherzo und Finale), 3 von Haydn (Nr. 2, 13, „L'Ours"), 3 von Mozart (D-dur, ohne Menuet, Es-dur, C-dur mit der Schlußfuge), 2 von Schubert (C-dur, H-moll, unvollendet), 1 von Mendelssohn-Bartholdy (A-dur), 1 von Gade (B-dur) und eine neue Symphonie von R. Kleinmichel (Nr. 2, B-dur), deren Gedankeninhalt und Factur den leicht erfindenden, edel gestaltenden und vorzüglich gebildeten Musiker erkennen ließen; ferner 2 Suiten, von Sebastian Bach (D-dur) und Franz Lachner (E-moll), eine Serenade für Streichorchester von R. Volkmann (F-dur); sodann 20 Ouverturen, und zwar 5 von Beethoven („Leonore" 1 und 3, „Coriolan", „Egmont", „Weihe des Hauses"), 3 von Cherubini („Anakreon", „Faniska", „Medea"), 2 von Weber („Euryanthe", „Oberon"), 2 von Mendelssohn-Bartholdy („Sommernachtstraum", „Schöne Melusine"), 2 von Robert Schumann („Genoveva", „Manfred"), 2 von Brahms, beide neu („Akademische Festouverture", „Tragische Ouverture"), welche zwar günstig, aber nicht außerordentlich enthusiastisch aufgenommen wurden. Der Titel „Akademische Festouverture" erschien uns unpassend, weil doch eine humoristisch gefärbte Ouverture, in welcher das Lied „Was kommt dort von der Höh'" eine sehr bedeutende Rolle spielt, unmöglich bei Gelegenheit eines akademischen Festactus reproducirt werden kann; richtiger wäre der Titel gewesen: „Ouverture über akademische Lieder", welchen auch F. Schneider einer seiner Ouverturen gegeben hat. Endlich sind noch von aufgeführten Ouverturen zu nennen: je eine von Mozart („Zauberflöte"), Reinecke („König Manfred"), Dietrich („Normannenfahrt") und Bargiel („Prometheus"), ein musikalisch tüchtig gestaltetes gediegenes Instrumentalwerk. Weiter gelangten zur Aufführung: Cherubini's Zwischenact- und Balletmusik aus „Ali Baba" und dessen Zwischenactmusik aus „Medea"; Rubinstein's Balletmusik aus „Feramors", graziös und reizvoll; Gade's

fünf Phantasiestücke, betitelt: „Sommertag auf dem Lande", wenig Erfindung, aber treffliche Instrumentation; Beethoven's Musik zu Goethe's „Egmont". Von Chorwerken sind zu nennen: Mozart's „Requiem" und „Ave verum", Mendelssohn-Bartholdy's „Psalm 98", Hymne für Sopran-Solo, Chor und Orchester, Musik zu „Loreley", Ave Maria, Winzerchor, Finale; Schumann's dritte Abtheilung der „Faustscenen"; Hiller's „Die Nacht"; Jadassohn's „Psalm 100", ein vorzügliches Chorwerk mit prachtvoller Contrapunktik, in welcher sich die Fugenform in glänzender Entwickelung vorfindet. Außerdem wurden reproducirt: 11 Arien, eine Menge Lieder, 6 Concerte für Pianoforte, je 1 von Mozart (D-moll), Beethoven (C-moll), Schumann (A-moll), Reinecke (Fis-moll), Rubinstein (G-dur), Saint-Saëns (Nr. 4), 1 Concertstück von R. Schumann, 8 Concerte für Violine, von Spohr, Molique, Mendelssohn-Bartholdy, Bruch, Rubinstein, Brahms, Goldmarck (neu, aber sehr schwach), Gernshein (unbedeutend), Concertsätze von Spohr und Wieniawski, Variationen von Joachim, Präludium und Fuge von Sebastian Bach (für Solovioline), je ein Concert für Violoncello von Davidoff und Julius Klengel, Tripleconcert von Beethoven.

Politische Revue.

21. April 1881.

Am 6. April hat der Deutsche Reichstag seine dreiwöchentlichen Osterferien angetreten. Wie viele Abgeordnete schon früher in die Ferien gegangen waren, bewies die letzte Auszählung des Hauses, welche die gänzliche Beschlußunfähigkeit des Reichstages ergab.

Die Resultate der bisherigen Sitzungen waren überhaupt meistens negativer Art: die Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers mit ihren staatssocialistischen Tendenzen fand nur eine so vielfach verclausulirte Anerkennung, daß der Reichskanzler kaum auf diesen Felsen seine Kirche bauen wird; seine Steuerpolitik aber ist geradezu als gescheitert zu betrachten, denn die drei Hauptprojecte finden keine Mehrheit. Auch schwankt die Wage zwischen den directen und indirecten Steuern bei der Regierung selbst hin und her; selbst in ihrem neuen, etwas zerpflückten Steuerbouquet findet sich neben zwei in Vorschlag gebrachten indirecten Steuern eine directe: die Wehrsteuer.

An den Tagen vom 28. bis zum 30. März fand die allgemeine Debatte über die Steuervorlagen statt, die bekanntlich mit einer Denkschrift, für welche der Fürst Bismarck die Verantwortlichkeit übernahm, dem Reichstage übergeben wurden. Den Angriff gegen die Vorlage eröffnete zu einer längern Rede Abgeordneter Lasker; zunächst kritisirte er den Widerspruch, der zwischen der Denkschrift und den Vorlagen selbst bestehe, und wendete sich gegen die fast unbedingte Verurtheilung der directen Steuern, welche die Denkschrift enthält. Was wir seit zwei Jahren in der Ausführung des Systems der indirecten Steuern erlebt haben, das habe dem Effect nach keine andere Bedeutung, als die Lasten des Staates von den reichen tragfähigen Schultern wegzunehmen und sie den Armen aufzubürden. Dann protestirte Lasker gegen die drohende Omnipotenz des Staates, welche darin liege, daß derselbe die gesammte Armenlast, Schullast und Polizeilast übernehmen solle.

Fürst Bismarck hielt eine Vertheidigungsrede für die Steuervorlagen, in welcher er den Abgeordneten Lasker Punkt für Punkt zu widerlegen suchte: es war dies, abgesehen von einzelnen Terzen und Quarten, die dem misliebigen Parlamentarier galten, eine vollständige Programm- und Wahlrede, mit welcher der Fürst für den nächsten Reichstag Anhänger seines Systems zu gewinnen suchte: um so mehr, als er wol überzeugt war, daß die Chancen für seine Vorlagen bei dem gegenwärtigen

Reichstage sehr ungünstig lagen. Er selbst sagte: „Daß wir den Wählern Klarheit geben, ehe die Wahlen kommen, und recht häufig, das halte ich nicht nur für das Recht der Regierung, sondern für die Pflicht der Regierung. Der Wähler hat ein Recht, zu wissen, wohin die Regierung hinaus will, und deshalb wollen wir das, wie man sagt, recht breit treten, damit es für jedermann verständlich und klar wird, was wir wollen." Und am Schlusse der Rede sagte er: „Ich werde für möglichste Verbreitung, Kenntnißnahme und Ausarbeitung dieses Programms nach allen Richtungen in der Presse und auch sonst Sorge tragen und werde dafür so viel Anhänger werben, als ich im Lande irgend finden kann. Das halte ich für mein Recht und meine Pflicht."

Man kann es dem Fürsten Bismarck nicht zum Vorwurf machen, daß er aus seinem Herzen jemals eine Mördergrube gemacht hat; auch in die Diplomatie hat er einen Ton von Offenheit und Rückhaltlosigkeit eingeführt, der ihr früher fremd war. So ist denn auch sein Programm nicht auf Schrauben gestellt, sondern an und für sich klar, wenn man auch an der innern Consequenz desselben zweifeln mag. Die Wehrsteuer wenigstens, die doch sicher eine ganz neue directe Steuer ist, nimmt sich etwas fremdartig aus neben den in Vorschlag gebrachten indirecten Steuern und der warmen Schutzrede für die letztern. Der Reichskanzler selbst gestand dies ein, ging übrigens über die Wehrsteuer ziemlich lau hinweg, als Ausgleichung einer Last, für die ein anderer Weg nicht zu finden war. Für die Einkommensteuer selbst stellte er eine von ihm schon mehrfach hervorgehobene Modification in Aussicht; er verlangte einen Unterschied in der Besteuerung zwischen dem Einkommen, das durch Arbeit und Unternehmungsgeist erworben wird, und demjenigen, das die Natur einer Rente hat, und „entweder aus nicht selbst bewirthschafteten Grundstücken als regelmäßige Pacht fließt oder nur die Mühe des Couponsabschneidens bedingt". Für die Brausteuer trat er lebhaft ein, ohne das gewünschte Correlat derselben, die Erhöhung der Branntweinsteuer, zu befürworten; er gab das Leitmotiv für die didaktischen Variationen über Bier- und Branntweingenuß, welche wie bei den frühern Brausteuerdebatten auch diesmal eine große Rolle spielten. Als Hauptzweck der Steuerreform hob der Fürst die Entlastung der Gemeinden hervor, in erster Linie von den Schullasten. Viele Städte sollen auf einen Zuschuß aus der Staatskasse Anspruch haben, ohne daß ihre Selbstverwaltung und ihr Verfügungsrecht in Bezug auf diese Zuschüsse angefochten wird. Den Gemeinden soll eine große Zahl ihrer Armenlasten dadurch abgenommen werden, daß mit staatlicher Unterstützung eine Reichs- und Invalidenversorgungsanstalt im ganzen Reiche eingerichtet wird. Auch bekannte sich Fürst Bismarck als leidenschaftlichen Finanzzöllner.

An der allgemeinen Debatte betheiligten sich Vertreter der verschiedensten Parteien; die Brausteuer stand meistens im Vordergrunde. Die Abgeordneten von Lerchenfeld, von Below, Dr. Mendel sprachen in der Hauptsache über dieses Thema; am meisten Anklang fand noch die Börsensteuer. Sonnemann wandte sich besonders dem Project der Altersversorgungsanstalt zu, das dem Reichskanzler als erreichbar und wünschenswerth vorschwebte; er behauptete, daß zur Dotirung einer solchen ein Aufwand von 5—600 Millionen gehöre und daß die Realisirung eines solchen Projects neben unsern politischen, wirthschaftlichen und militärischen Einrichtungen für absehbare Zeiten absolut unmöglich sei. Im übrigen erklärte er sich zwar für gerechtere Heranziehung des mobilen Kapitals, aber gegen die Börsensteuer. Gleichwol wurde die Vorlage über die Reichsstempelabgaben an eine besondere Commission von 21 Mitgliedern verwiesen, die Einsetzung einer Commission für die Brausteuer aber verworfen. Die unmittelbar an diese Abstimmung (29. März) sich anschließende erste Berathung über die Wehrsteuer ergab als Resultat, daß auch diese nicht würdig befunden wurde, an eine Commission verwiesen zu werden. Als Hauptredner gegen dieselbe trat der Abgeordnete von Treitschke auf; er sah das sittliche Fundament unsers Heerwesens durch dieselbe bedroht, den Grundsatz,

der Dienst sei nicht blos eine Pflicht, sondern eine Ehre. Von diesem Standpunkte aus wandte er sich gegen das Princip der Ausgleichung: er sehe darin nicht den guten Gedanken deutscher Rechtsgleichheit ausgeprägt, sondern jener schablonenhaften äußerlichen Egalité, wie sie in den Tagen des Convents und des Bonapartismus in Frankreich verherrlicht worden sei; ähnlich sprachen sich die Abgeordneten verschiedener Parteien aus: von Puttkamer (Lübben), Boretius, Stellter, Löwe (Berlin). Der Kriegsminister von Kameke vertheidigte die Vorlage gegen die beiden Haupteinwendungen, daß sie den idealen Standpunkt der Wehrpflicht gefährde und die Ersatzcommissionen zu einer laxern Praxis bestimmen könne im Hinblick darauf, daß ein Vermögender durch die Wehrsteuer Ersatz biete für Nichtbelastung des Dienstes.

Wir meinen, daß der Reichstag über die Wehrsteuer zu rasch zur Tagesordnung übergegangen ist: sie entspricht offenbar dem Streben nach Ausgleichung der Staatslasten, wobei man auch die subtilen Distinctionen des Herrn von Treitschke zwischen deutscher und französischer Rechtsgleichheit aus dem Spiele lassen kann. Die Wehrpflicht hat ihre ideale, aber auch ihre wirthschaftliche Seite. Jene, soweit es die Ehre des Dienstes gilt, wird durch die Steuer gewiß nicht berührt; aber es liegt in der Wehrpflicht eine wirthschaftliche Belastung, und hierfür einen Ausgleich zu suchen, ist ein gutes Recht der Gesetzgebung. Die Zurückbleibenden, welche nicht ihre Jahre im Heere abdienen, sind ja auch nicht alle ausgemusterte Schwächlinge, die gleichsam schon durch ihre Gebrechen bestraft sind; es befinden sich darunter viele Gesunde und Erwerbsfähige; ja diese bilden die Mehrzahl; die Zuweisung zu den Ersatzreserven ist in der Regel als eine Befreiung vom activen Militärdienste anzusehen. Daß aber die Volksanschauung von der Ehre des Kriegsdienstes und seiner sittlichen Bedeutung durch die Einführung der Wehrsteuer Schaden leiden könne, glauben wir nicht; dazu ist sie viel zu tief gewurzelt.

Die Vorlage einer Denkschrift über die Anordnungen der preußischen und der hamburgischen Regierung auf Grund des §. 28 des Socialistengesetzes gab den Vertretern dieser Partei am 31. März Anlaß zu Beschwerden über die Verhängung des kleinen Belagerungszustandes in Hamburg und die Ausführung desselben. Auer und Bebel erklärten sich dabei gegen die Most-Hasselmann'schen Extravaganzen, während der Minister von Puttkamer die Anhänger der letztern als die Partei Marat von derjenigen Bebel's als der Partei Robespierre unterschieden wissen will, welche beide dieselben revolutionären Ziele verfolgten. Auer sowol wie Bebel hoben hervor, daß jetzt die socialistische Phrase selbst in Regierungskreisen zur Geltung komme; sie erwähnten die socialistischen Vereine, welche, ohne der Socialdemokratie anzugehören, doch mit einigen ihrer Stichwörter wirthschafteten. Der Minister von Puttkamer stellte eine Ausdehnung des kleinen Belagerungszustandes auch auf Leipzig in Aussicht. Dies nannte Abgeordneter Payer eine Perspective, welcher kein Freund der Freiheit und des Reiches ohne Besorgniß und Kummer entgegensehen kann. Von dem Nutzen, den das Ausnahmegesetz bisher ausgeübt, konnte man sich nach dem Resultat der Verhandlungen kein gerade glänzendes Bild entwerfen; der Reichstag begnügte sich mit der Kenntnißnahme der Denkschrift.

Am 1. April begannen die Berathungen über diejenige Vorlage des Reichskanzlers, die man vorzugsweise als „staatssocialistisch" bezeichnet hat, über die Unfallversicherung der Arbeiter. Den Standpunkt des Reichstages ihr gegenüber bezeichnete Bamberger bei Eröffnung seiner Rede gleich treffend mit den Worten: „Kein Gegner der Vorlage hat die Absicht, sie in allen ihren Theilen und namentlich in ihren Bestrebungen zu bekämpfen; aber auch kaum einer ihrer Fürsprecher wird sie in allen ihren Theilen vertreten wollen." Damit war ungefähr die Physiognomie der Berathungen vom 1. bis 4. April ausgesprochen: von allen Seiten Zustimmung und Ausstellungen. In den schärfsten Gegensatz treten Bamberger in seiner Eröffnungsrede und Fürst Bismarck in seiner Rede zu Gunsten der Vorlage: das Princip des laisser-aller, das alles Heil in der Concurrenz der Privat-

gesellschaften sieht und den Ruin der „zermalmten" Unfallversicherungen als ein allgemeines Unglück beklagt, ist freilich der Einwirkung des Staates zum Schutze der Schwächern, die von vielen Seiten als Staatssocialismus bezeichnet wird, direct entgegengesetzt. Fürst Bismarck erklärt, daß das „laisser-faire, laisser-aller", das reine Manchesterthum in der Politik: „Jeder sehe, wie er's treibe, jeder sehe, wo er bleibe", im Staate nicht Anwendung finden könne.

Als wesentliches Motiv für den Erlaß des Gesetzes hob Fürst Bismarck hervor, daß seit dem Erlaß des Socialistengesetzes die Mahnung vielfach an ihn herangetreten sei, es müsse auch positiv etwas geschehen, um die Ursachen des Socialismus, soweit ihnen eine Berechtigung beiwohnt, zu beseitigen; er glaube nicht, daß über die sociale Frage, die seit funfzig Jahren vor uns schwebe, unsere Söhne oder Enkel vollständig ins Reine kommen würden. „Keine politische Frage", bemerkte er sehr treffend, „kommt zu einem vollständigen mathematischen Abschluß, daß man Bilanzen nach den Büchern ziehen kann; sie stehen auf, sie haben ihre Zeiten und verschwinden schließlich unter andern Fragen der Geschichte: das ist der Weg einer organischen Entwickelung." Bei der Lösung dieser aus dem Kreise der socialen Probleme herausgegriffenen Frage über die Unfallversicherung beharrt der Reichskanzler auf dem Princip der Staatshülfe, der Zuschüsse seitens des Staates und auf dem staatlichen Zwange: als dessen unerläßliches Correlat erscheint ihm die Uebernahme der Versicherung durch den Staat in der Form des Reiches oder in der Form der Einzelstaaten. „Ich habe nicht den Muth, den Zwang auszuüben, wenn ich nicht etwas dafür zu bieten habe." Die Kritik, welche der Fürst an den von Bamberger protegirten Versicherungsgesellschaften ausübte, war schneidig und scharf.

Und wie stellt sich die Socialdemokratie zu diesem Entwurfe? Bebel erklärte sich entschieden für die Reichs-Versicherungsanstalt und gegen die Privat-Unfallbanken; er hebt es als einen Vorzug des Gesetzentwurfes hervor, daß er nicht wie das Haftpflichtgesetz Unterschied zwischen den verschuldeten und unverschuldeten Unfällen macht; dagegen diesem gegenüber für einen Nachtheil, daß er nicht vollen Ersatz leiste und daß er die Arbeiter zur Beitragszahlung an die Unfallkassen heranziehe; er verlangt überdies die Ausdehnung des Gesetzes auf die Land- und Forstwirthschaft, auf das Kleingewerbe und die Seeschiffahrt. Ueber das Hereinziehen der Landwirthschaft in den Bereich des Gesetzes schien der Reichskanzler selbst schwankend zu sein: er stellte es für die Zukunft, wenn auch in anderer Form, in Aussicht.

Jedenfalls verhielt sich Bebel der Gesetzvorlage gegenüber bei weitem mehr zustimmend als die Vorkämpfer der liberalen Parteien. Eugen Richter erkannte sie nur insoweit an, als in dem Entwurfe eine Erweiterung der Haftpflicht liege, sei es in Bezug auf den Kreis der Unfälle oder der Personen, erklärte sich, wie später Bebel, für die Aufnahme der ländlichen Arbeiter in das Gesetz, verwarf aber die Reichs-Versicherungsanstalt und verlangte, daß der Arbeitgeber den Ersatz allein zu tragen habe. Die meisten Redner der andern Parteien nahmen einen mittlern Standpunkt ein: man kann allerdings sagen, so viele Redner, so viele Meinungen. Stumm verlangte den Zwang des Staates, Vertheilung der Prämie zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, aber Ausschluß der Staatsbeiträge. Gneist wollte in der Reichs-Versicherungsanstalt nur eine Rückversicherung sehen und die Privatgesellschaften daneben bestehen lassen, und nimmt Staatshülfe für minder günstig gestellte Industriezweige in Aussicht. Lasker verwirft die Reichsanstalt, verlangt aber trotzdem Versicherungszwang, im Widerspruch mit dem Reichskanzler, der beides als zusammengehörig ansieht. Oechelhäuser spricht für den Fortbestand der Privatgesellschaften, Staatsbeiträge bei den gefährlichsten Industrien, möglichste Befreiung des Arbeiters von der Beitragspflicht.

Die Vorlage wurde an eine Commission von 28 Mitgliedern verwiesen, welcher bei der großen Masse der vorgeschlagenen Varianten eine langwierige Berathung

in Aussicht steht. Am wenigsten Stimmen wird die Reichs-Versicherung für sich vereinigen.

Bei Gelegenheit dieser Vorlage und dieser Debatte ist ein, soweit es Staatsinstitute betrifft, lange nicht gehörtes Stichwort mit eingeflossen. Fürst Bismarck sprach von dem „christlichen" Charakter des Gesetzes, und man wurde dadurch zunächst an den christlichen Staat des Herrn Stahl und der damaligen feudalen Partei erinnert. Richter hielt es für nöthig, dem Satze der Motive, dieser Gesetzentwurf sei eine Consequenz des Christenthums, als einem ersten Versuche, einen solchen Gesetzentwurf auf christliche Lehre, Glauben und Offenbarung zurückzuführen, entgegenzutreten; er sieht die Gefahr darin, das Christenthum in den Streit der Parteien herabzuziehen. Bebel behauptete, die moderne Staatsidee verdanke ihren praktischen Ausdruck der großen Französischen Revolution, und mit dieser Idee habe das Christenthum nichts gemein. Wir halten diese Proteste bei Gelegenheit eines auf das Wohl der Aermern und der Leidenden bedachten Gesetzes für nicht angebracht: die Grundlage für ein theologisches Staatssystem im Stil Stahl's und seiner Partei sollte mit diesem Gesetze gewiß nicht gelegt werden, und wenn die Motive und der Reichskanzler den Ausdruck „christlich" mehrfach gebrauchen, so bezieht er sich nur auf die christliche Moral der Nächstenliebe.

Die Ermordung des russischen Kaisers brachte die internationale Frage in Fluß, inwieweit auch Fürstenmördern oder solchen, welche über Fürstenmord Verabredungen getroffen oder Aufforderungen zu demselben erlassen hatten, das Asylrecht zugute kommen solle. Das Centrum, und zwar sein Führer, ergriff am 4. April die Initiative mit einem solchen Antrage im Reichstage, und zwar in der Fassung, daß der Reichskanzler ersucht werden solle, auf eine derartige Vereinbarung mit den Regierungen anderer Staaten hinzuwirken; es sollen sowol die eigenen Angehörigen wie die im Staate sich aufhaltenden Ausländer, die sich jener Verbrechen schuldig machen, mit Strafe bedroht, die Mörder selbst aber ausgeliefert werden. Auch Windthorst hob ausdrücklich die Beschränkung des Antrags auf den Fürstenmord hervor: weder der politische Mord im allgemeinen sollte von der neuen internationalen Abmachung getroffen noch überhaupt das Asylrecht verkümmert werden. Hänel motivirte die Zustimmung der Fortschrittspartei besonders damit, daß durch dieselbe allen Misdeutungen des Antrags vorgebeugt werden solle. Fürst Radziwill las eine Erklärung der Polen vor, in welcher der Fürstenmord als ein verabscheuenswerthes Verbrechen gebrandmarkt wird. Die ganze Verhandlung verlief nach dem vorher entworfenen Programm: es war weniger eine Debatte als eine Reihe von Erklärungen. Die Socialdemokraten waren durch den Schluß der Discussion verhindert worden, das Wort zu ergreifen: sie enthielten sich deshalb der Abstimmung, weil sie nicht ohne Motivirung gegen den Antrag stimmen wollten. Einige Mitglieder der Fortschrittspartei stimmten dagegen; von der Volkspartei und den Secessionisten hatten mehrere vor der Abstimmung das Haus verlassen.

Den Auseinandersetzungen Hänel's zufolge sind es vorzugsweise die Staaten England, Nordamerika, die Schweiz und Italien, welche die im Jahre 1856 in Belgien gesetzlich ausgesprochene Clausel in den völkerrechtlichen Verträgen nicht acceptirt haben: „Der Angriff gegen das Oberhaupt einer fremden Regierung oder gegen Mitglieder seiner Familie soll weder als politisches Verbrechen noch als mit einem solchen im Zusammenhange stehend angesehen werden, wenn dieser Angriff den Thatbestand des Todtschlags, Mordes oder Giftmordes bildet." Der Windthorst'sche, vom Deutschen Reichstage acceptirte Antrag geht noch weiter, wenn er auch Verabredungen und Aufforderungen zu diesem Zwecke dem Todtschlag und Mord in Bezug auf die Pflicht der Auslieferung gleichstellt.

Die letzte Berathung des Reichstages am 5. und 6. April betraf das Gesetz über Trunkenheit, ein Ausnahmegesetz, mit welchem die Gesetzgebung das Gebiet der öffentlichen Moral und Hygieine betritt. Ein berühmter Criminalist, der Ab-

geordnete von Schwarze, vermißte in dem Gesetzentwurf über diese schwierige Frage eine tiefere juristische Auffassung und Durcharbeitung; er sah zum Theil darin eine Verletzung des jetzigen Princips des Criminalrechtes. Mit heiterm Humor und Witz behandelte Abgeordneter Träger, der sich sehr abfällig über das Gesetz aussprach, die Gesetzesvorlage. Seine Rede war ein Pendant zu der humoristischen Bierrede des breslauer Abgeordneten Meyer. Für diese launige Abfertigung wurde er von dem Abgeordneten von Maltzahn-Gültz zur Ordnung gerufen, der sich ebenso wie Reichensperger zu Gunsten der Vorlage aussprach und nur einzelne Bestimmungen derselben kritisirte. Zu einem Resultat führte die Berathung nicht; denn Abgeordneter Hasenclever, der sich vergeblich zum Worte gemeldet hatte, beantragte die Auszählung des Hauses, wobei sich die melancholische Zahl von 147 anwesenden Reichstagsmitgliedern ergab. Mit dieser wenig erfreulichen Thatsache schloß die Sitzung des Reichstages vor den Osterferien.

Was nach Ablehnung der Steuervorlagen erfolgen dürfte, wenn ein neuer Reichstag zusammengetreten sein wird: darüber gehen die Ansichten kaum weit auseinander. Es ist sicher, daß zu den künftigen Vorlagen, die ihre Schatten vorauswerfen, das Tabacksmonopol gehören wird. Welch großes Gewicht die Regierung auf die neuen Wahlen legt, wie viel sie von ihnen erwartet: das beweisen wol die Reden des Fürsten Bismarck selbst. Der kirchenpolitische Conflict ist mehr oder weniger im Verlöschen, und so dürfte die Partei des Centrums in dem Entgegenkommen gegen die Regierung noch weitere Schritte thun. Die Staatsregierung hat inzwischen sich bereit erklärt, den Bisthumsverwaltern in Osnabrück und Paderborn den nach den Maigesetzen erforderlichen Eid zu erlassen. Die Kapitel wählten Diöcesanverwalter und zeigten die Wahl statt dem Oberpräsidenten unmittelbar dem Minister an; es fragt sich, ob es bei dieser ungesetzlichen Modification der Anzeigepflicht sein Bewenden haben wird. Ein kleiner Dämpfer wurde dem Triumph der Klerikalen indeß dadurch aufgesetzt, daß der Generalvicar de Lorenzi, den die triersche Diöcese zum Bisthumsverweser erwählte, nicht die Bestätigung der Regierung erhielt: er steht im Verdacht, ein eifriger Gegner der Regierung im kirchenpolitischen Kampfe gewesen zu sein, obschon er von mancher Seite auch gegen diese Anklage in Schutz genommen wird.

Was die auswärtige Politik Rußlands betrifft, ist eine gewisse Beruhigung eingetreten: bei der Beerdigung des Kaisers Alexander II. war der Kronprinz des Deutschen Reiches neben vielen andern deutschen Fürstlichkeiten anwesend, und es haben zwischen ihm und dem Kaiser, der natürlich das Bedürfniß persönlicher Annäherung und Freundschaft nach dem schweren Unglück doppelt empfindet, die herzlichsten Beziehungen obgewaltet. Weiß er doch, daß am berliner Hofe ihm die wärmste Sympathie entgegengebracht wird. Auch stimmen alle Nachrichten darin überein, daß von einer aggressiven Politik, von einer Ablenkung der innern Unzufriedenheit und Schreckensherrschaft durch einen auswärtigen Krieg nicht die Rede ist, sondern daß der Kaiser die innerlich vermorschten Zustände des Reiches durch Reformen und Organisationen wird zu heben suchen. Gewiß ist dies die Signatur des Augenblicks; aber bei dem raschen Gange der Ereignisse, die in Rußland mehr als irgendwo sonst geradezu unberechenbar sind, kann jene Eventualität, die einmal in der europäischen Situation liegt, unerwartet und plötzlich hervortreten.

Der erste Schritt der neuen Regierung auf dem Wege der Reform, ein Schritt, der von der petersburger Presse mit Freuden begrüßt wurde, war die vom Kaiser am 30. März bestimmte Bildung eines interimistischen Conseil, welcher dem Stadthauptmann General von Baranow zur Seite stehen sollte, um in der Hauptstadt die nihilistischen Umtriebe unterdrücken zu helfen. Jeder der 228 petersburger Polizeibezirke sollte einen Delegirten wählen aus der Zahl der Hausbesitzer, Ladeninhaber, Jahresmiether, und diese sollten wieder aus ihrer Mitte 25 Delegirte und

25 Stellvertreter wählen. Schon am 1. April war dieser doppelte Wahlgang beendet: es wurden von dem Conseil allerlei polizeiliche Maßregeln, strengere Fremdencontrole, Errichtung von Schlagbäumen an allen in die Hauptstadt führenden Wegen u. s. w. beschlossen. Jedenfalls functionirte die neue Wahlmaschinerie mit erstaunlicher Geschwindigkeit; doch macht das Ganze den Eindruck einer Hals über Kopf ins Werk gesetzten Improvisation. Die Freude der petersburger Presse ist nur damit zu erklären, daß man hierin den ersten Schritt sieht, das Volk zur Betheiligung an der Regierung heranzuziehen.

Gewiß ist bei der Corruption des russischen Beamtenstandes dringlicher als in irgendeinem Staate die Einführung constitutioneller Institutionen geboten; doch ohne jeden Uebergang, wenn es sich auch nur um das europäische Rußland handelt, das allgemeine Wahlrecht einführen zu wollen, wie dies auf dem Programm der Nihilisten steht, würde gewiß zu einem Tohuwabohu führen. Ohne Frage trug Kaiser Alexander II. sich in der letzten Zeit mit dem Gedanken, irgendein constitutionelles System in Rußland einzuführen; man spricht von vorliegenden und vorbereiteten Ausführungen: es scheint indeß nicht, daß der Thronfolger zunächst in diese Bahn einlenken und den Rathschlägen des Grafen Loris-Melikow Folge leisten wolle, der in die Plane des verstorbenen Kaisers eingeweiht war; im Gegentheil ist der baldige Rücktritt des Armeniers zu erwarten. Das würde bedeuten, daß die Regierung den energischen Kampf gegen die Revolution aufnehmen will. Die Folge davon würden neue Blutthaten sein und jedenfalls eine tiefe Zerrüttung des Reiches. Denn mit der Verweigerung aller constitutionellen Zugeständnisse werden immer mehr aus den gebildeten Klassen, welche schon jetzt die Brutstätte des Nihilismus sind, in ein der Regierung feindliches Lager getrieben werden.

Der Nihilistenproceß selbst nahm raschen Verlauf: das summarische Urtheil lautete gegen alle, welche den Kaisermord geplant und sich an den Vorbereitungen zu demselben betheiligt hatten, sowie gegen den eigentlichen Attentäter Ryssakow, der die erste Bombe auf den kaiserlichen Wagen geschleudert hatte, auf den Tod durch den Strang, und dies Urtheil wurde am 15. April vollzogen. Am Galgen endeten außer Ryssakow, einem neunzehnjährigen Fanatiker, Sheljabow, der sich selbst einen Veteranen der Revolution nannte und eine leitende Stellung einnahm, Sophie Perowskaja, 27 Jahre alt, die Tochter eines hochgestellten adeligen petersburger Beamten, seit Jahren revolutionäre Agentin, welche alle Anordnungen für den Kaisermord getroffen, Michailow, einer der Verschwörer, und der Techniker Kibaltschetsch; die Hinrichtung der zum Tode verurtheilten Jesse Helfmann wurde aufgeschoben wegen ihrer Schwangerschaft. Der eigentliche Kaisermörder Gelnikow fiel der Explosion zum Opfer; ein anderer Verschwörer, Sablin, hatte sich erschossen, als die Polizei in seine Wohnung drang. Sheljabow und die Perowskaja standen überdies noch unter der Anklage der Theilnahme an dem Attentat auf den Kaiser am 18. und 19. Nov. 1880, von denen das erstere bei Alexandrowsk, das zweite in der Nähe Moskaus verübt wurde.

Die Untersuchung hat diesmal mehr als alle frühern Licht verbreitet über die Organisation der nihilistischen Partei, war aber gewiß wenig dazu geeignet, die Gemüther über die nächste Zukunft Rußlands zu beruhigen. Wenn auf die Aufforderung Sheljabow's zum Kaisermorde sich 47 Freiwillige aus der Partei meldeten, so zeigt dies doch von einem weit verbreiteten Fanatismus, welcher an die Assassinen des Alten vom Berge oder an die ostindischen Thugs erinnert. Sheljabow, der unter den Verschwörern die erste Rolle spielte, war immerhin nur ein Agent des Executivcomité, das also als eine geheime höhere Instanz durch diese Verhaftungen nicht getroffen wird. Wie weit in höhere Kreise sich die Conspiration erstreckt: dafür spricht nicht nur die Betheiligung eines Edelfräuleins wie die Perowskaja; dafür sprechen auch die Entdeckungen, welche schon früher bewiesen, daß die geheime Polizei Verräther in ihren Reihen zählte, und daß auch das

Offiziercorps nicht frei war von der Infection mit den revolutionären Ideen. Auch jetzt nach dem Kaisermorde sind wiederum vier Offiziere verhaftet worden.

Die Nihilisten zerfallen nach den Geständnissen der Angeklagten in zwei Gruppen: eine Agitationsgruppe und eine terroristische. Ob die letztere sich wird durch den Schrecken entwaffnen lassen, den die Regierung, wie es scheint, ihr gegenüber zu entfalten gedenkt: das ist eine Frage der Zeit; jedenfalls geht Rußland noch großen Convulsionen entgegen, und wir können nicht die sanguinische Weltanschauung theilen, welche glaubt, daß Europa von den innerlichen Erschütterungen Rußlands unberührt bleiben wird.

Der griechisch-türkische Conflict ist dadurch in eine neue Phase getreten, daß nach langen hin- und hergehenden Verhandlungen die Pforte den europäischen Diplomaten einen Vorschlag unterbreitet hat, welcher bei diesen einstimmige Billigung fand und dem Cabinet von Athen mit der Weisung zugeschickt wurde, daß, falls dasselbe sich nicht damit einverstanden erklären werde, es auf keine Unterstützung seitens der europäischen Mächte zu rechnen habe. Der Vorschlag gewährt den Griechen einen bedeutenden Gebietszuwachs besonders in Thessalien, verdoppelt fast den Umfang des jetzigen Griechenlands; aber er läßt Larissa und Janina in der Gewalt der Türken, womit die säbelrasselnden Heißsporne am Cephissus sehr wenig zufrieden sind. Die griechische Regierung hat ihre Zustimmung zu diesem Vorschlag zunächst an die Bedingung geknüpft, daß die Mächte eine Garantie übernehmen möchten für die gewissenhafte Erfüllung des Vertrags seitens der Türkei. Hierzu ist wenig Geneigtheit vorhanden; die Unterhandlungen gehen hin und her; inzwischen rüstet Griechenland nach wie vor, ja energischer als früher, obschon das Land durch die jahrelangen Rüstungen finanziell so gut wie ruinirt ist.

Auch in Bezug auf die orientalische Frage müssen die Friedenstauben mit Vorsicht begrüßt werden: sie kehren noch immer nicht mit dem Oelzweige zurück. Eine neue Phase derselben sind die Verwickelungen in Tunis, bei denen es sich im Grunde um die Herrschaft über das Mittelmeer handelt. Tunis ist immerhin ein Vasallenstaat der Türkei: der Sultan verzichtete durch den Ferman im October 1871 zwar auf den Tribut, der Bei aber mußte seine Truppen im Kriege der Pforte stets zur Verfügung stellen und auf die Landesmünzen den Namen des Sultans prägen; er darf ohne Erlaubniß des Padischahs weder Krieg führen noch Frieden schließen. Der jetzige Bei, Mohammed-Essanak-Pascha, eifersüchtig auf die Rivalität der Franzosen in Algerien, hatte in letzter Zeit in jeder Weise die Italiener, besonders bei Eisenbahn- und Kanalunternehmungen, begünstigt, dem italienischen Generalconsul stets den Vortritt vor dem französischen gelassen. Neuerdings haben wilde tunesische Stämme, die Khrumirs, einen Kampf an der Grenze mit den Truppen des Generals Forgemol bestanden und die französische Bahn von Tunis angegriffen. Jetzt rüstet Frankreich und verlangt die Bestrafung der Khrumirs durch den Bei von Tunis; es wird mit der ganzen Truppenmacht Algeriens in Tunis vorrücken, während 60000 Mann, von Toulon und Marseille absegelnd, Algerien besetzen sollen. Italien, hinter welchem England steht, hat ein tiefgehendes Interesse daran, daß Frankreich nicht durch die Eroberung von Tunis in der Herrschaft über das Mittelmeer weitere Fortschritte macht. Die Sprache der italienischen Blätter gegen Frankreich ist eine drohende, und schon trat infolge jener Frage eine Ministerkrisis ein; doch bleibt Cairoli im Amte.

Die Erhebung Rumäniens zum Königreich und der Tod des Lord Beaconsfield, der jedenfalls ein Staatsmann im großen Stil war, sind die neuesten Ereignisse, welche die politische Chronik zu berichten hat.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Auf San-Michele.

Novelle

von

E. Vely.

(Schluß.)

V.

Allegru cori plenu
di tutti beninanza
suvvegnavi s'eu penu
per vostra inamuranza.
Chil mo vi sia in placiri
di lassarmí muriri talimenti
Ch'iu v'amo di buon cori lialmenti.
Sicilianische Strophen von König Enzio.

„Ich habe zwar versprochen, alles zu vergessen, was die Welt da draußen mir angethan, und ich bezwang mich so lange, bis Sie kamen, Agostino. Dann brach es über mich herein mit der alten Macht — die da drinnen haben nie erfahren, wer ich war."

Als ich ihm von Murano gesprochen, zog ein verklärendes Lächeln um seinen feingeschnittenen Mund.

„Alles wie damals, Sie haben recht! Ach, es war ein sonniger Traum! Um ihres Vaters willen hatte sie mir erlaubt zu kommen, der Greis liebte die Musik; er hatte viel in bessern Tagen gehört, noch mehr wußte er von ihr durch Ueberlieferung. Pierina saß dann an dem Bogenfenster des Mittelgemaches; das war ein wunderlicher Raum, verblindete Rococomöbel füllten ihn dürftig, zwischen den geschweiften Bogenfüßen der Tische und Stühle tauchte hier und da noch ein Ueberbleibsel aus der Renaissance auf. Alte Teppichreste lagen unter dem Sitze des Blinden. Er war ein schöner Kopf, etwa wie Tizian seine alten Herren zu malen liebte im Senatorengewande. Nur auf Ueberliefertes, auf das wenige Ererbte hatte sich der kunstsinnige Abkömmling des berühmten alten Geschlechtes verlassen; er hielt es in jungen Jahren für schimpflich, selber zu erwerben; sein schönes junges Weib, aus verarmter alter Familie, verlor er früh; als Pierina acht Jahre zählte, erblindete Andrea. Von der Zeit an begann die Kleine den Kampf mit dem Leben; es war ein fortgesetztes Heucheln, dem sie sich ergeben mußte, um die Gefühle des Vaters zu schonen. Die alten Vinarinis, die schönen Tizians und Veroneses, von denen er sprach und welche einst den Salon im Palazzo Navagero geschmückt hatten, bestanden nur noch aus Rahmen und hineingespannter Leinwand:

ein Täuschungsmittel für den oft an den Wänden hintappenden Greis. Die Trionfi und kunstvollen Kronleuchter aus den Fabriken Muranos waren längst ebenfalls an Reisende und Antiquitätenhändler verkauft, und um die wenige Polenta und den Caffè nero zu bestreiten, welche für den Vater und sie zur Fristung des Lebens gehörten, ging Pierina täglich für einige Stunden heimlich in die Perlenfabrik.

„Aber wie sie dort den Stolz der Donna nobile unter den andern zur Schau trug, so hoch gehoben hielt sie auch ihr schwarzes Köpfchen daheim im älterlichen Palast vor den Augen des Fremden. Wie ein Edelfalke flatterte sie aus und ein, während ich dem Alten Melodie um Melodie spielte, dabei aber nur sie sehend, nur ihrer denkend. Und endlich redete ich mir ein, die Luft in Murano sei noch besser, die Ruhe noch größer als in Venedig, und siedelte nach dort über. La Stella hieß die kleine Osteria, wo ich meine Wohnung nahm — mich hatte ein anderer Stern herübergelockt, in dessen leuchtendem Schein ich mich sonnte, und ich ertrug wie ein Held Entbehrungen jeder Art, nur um so oft als möglich in Pierina's Nähe zu sein.

„Der alte Navagero behandelte mich mit patriarchalischer Herablassung; ich war freilich in seinen Augen nichts anderes als ein wandernder Musikant. Seine reichen und berühmten Vorfahren hatten stets deren in ihrer Umgebung gehabt, in ihrem Gefolge auf Reisen. Es war so anziehend, wenn er von der großen Vergangenheit sprach. Auf der terra firma, dem Festlande hinter Mestre, hatten die Navageri Schlösser und Landsitze gehabt, alte große Castells mit Thürmen und Gräben; in ganz früher Jugend hatte er mit seinem Vater diese Plätze aufgesucht, da standen noch Thürme und Mauerreste. Es war so anziehend, ihn erzählen zu hören, da änderte sich seine zusammengesunkene Haltung, seine Stimme wurde mächtiger; er war wie durchdrungen von dem Glanz und der Bedeutung früherer Zeiten. Daß er selber nur davon zehrte, drückte ihn kaum.

„«Das Heruntersinken von unserer Größe müssen wir mit Geduld tragen», sagte er einmal, «die Arbeit und der niedere Erwerb aber würden einen Navagero entehren.»

„Pierina senkte die Blicke — sie stand zwischen der Vergangenheit und der Neuzeit wie eine fremde Blume, die in schlechtes Erdreich gesenkt war. Daß ich geduldig war, daß ich sie in ihren kleinen Manövern unterstützte, die in kindlicher Pietät ihren Ursprung hatten, dankte sie mir. Ihr Wesen war weniger scheu; oft erröthete sie, wenn ihre Augen den meinigen begegneten.

„Und einmal — es war ein Mondscheinabend, da hatte ich ein altitalienisches Liebeslied gespielt, zum ersten mal wieder dasselbe, welches mir der schönen Frau in der deutschen Heimat gegenüber so verhängnißvoll geworden war. Bah, an die dachte ich gar nicht mehr, selbst jetzt nicht, als es mich daran hätte erinnern können. Das Lied sprach von Sehnen, Trauern, Bitte um Erhörung.

„Pierina trat auf den kleinen Balkon hinaus.

„«Bel, bello!» rief der Alte entzückt und legte beifallbezeigend seine schlanken, vornehmen Hände zusammen.

„Ich sah, wie das schöne Mädchen unbeweglich stand, die Arme über der Brust verschränkt, auch auf sie hatte die bestrickende Weise ihre Macht geübt.

„«Bel, bello!» wiederholte der Blinde und versuchte, halblaut die Melodie zu summen. Ich schlüpfte an Pierina's Seite und nannte leise ihren Namen. Sie zuckte zusammen, strich die Haare aus dem blassen Gesicht und sagte, als wehre sie sich unter den Worten:

„«Que bella sera, la luna e·le stelle!»

„«Pierina», flüsterte ich, «laß den Mond und die Sterne, der Himmel ist fern, aber in unserer Brust —»

„Sie zitterte, ja, der Edelfalke sträubte sich noch, aber die Schlinge fiel doch um seinen Fuß. Ich hielt sie eine flüchtige Secunde in den Armen, dann richtete sie sich empor.

„«Seid Ihr ein Mann, Constantino, der tragen und schweigen kann?»

„«Pierina!» rief ich.

„Sie lächelte. «Die Männer wollen immer stark scheinen und sind es so selten — es ist um des Vaters willen. Er ist noch aus so anderer, alter Zeit — er würde —»

„Ich verstand ihr Stocken und half ihr. «Er würde mich nicht als Eidam wollen; für seine Pierina müßte ein König von Cypern, zum mindesten ein Conte kommen, der eine könnte freilich ohne Land, der andere ohne Habe sein.»

„«O, schont seiner, er ist schwach — ich war ihm alles, seit zehn Jahren — wenn Gott ihn einmal zu sich ruft . . .»

„«Ja», sagte ich und drückte einen Kuß auf ihre reine Stirn, «ja, Pierina, ich will dir folgen und nicht eher wieder dir Hand und Lippe berühren, bis du es gestattest — du bist eine zu wahre Natur, du könntest nicht in Gegenwart des blinden Greises meine Hand drücken.»

„Ein Leuchten ging über ihre Züge.

„«Ich danke dir», flüsterte sie, «wir werden von Blicken leben, selig eins in des andern Nähe.»

„Der alte Navagero rief, sie eilte an seine Seite und beugte das Haupt auf seine Knie.

„«Es ist ein so schöner Abend, mein Vater, und das Herz mir so bewegt.»

„«Mein Stern, mein Engel», sagte der Blinde und faltete die Hände über dem dunkeln Haupte, seine Lippen bewegten sich, als bete er leise, dann hob er segnend die Finger: «Alles Glück der Erde sei mit dir, und alles Leid und Fluch dem, welcher dich je kränkt!»

„Ich mußte auch die Hände falten und beten und wünschen wie jener."

Der Pförtner von San-Michele schwieg; ich bat ihn auch nicht, fortzufahren, ich drückte ihm stumm die dürren Finger und verließ die Zelle. Ein wildes Schluchzen klang mir nach — wer geahnt hätte, daß der bleiche Kapuzinerlaienbruder über einen versunkenen Liebestraum weinte! —

Als ich zurückgekehrt an der Riva dei Schiavoni landete, sah ich La Barba auf der Ponte della Paglia stehen, die Arme auf die Marmorbalustrade derselben gestützt; sie studirte vielleicht San-Giorgio im Abendschein.

Wie ich an ihre Seite trat, bemerkte ich aber sofort, daß ihre Gedanken dort nicht waren. Sie sah weich, verwirrt aus, ihre Lider waren geröthet, als habe sie geweint.

Sie hatte mich immer wie einen guten Kameraden betrachtet, und das alte Vertrauen zeigte sie mir auch jetzt, indem sie ohne jede Einkleidung sagte:

„Eckbrecht hat gegen mich gesprochen — Sie wissen wol, Agostino, wovon?"

Ich nickte. Also doch! Ein Schrecken faßte mich — La Barba's Weichheit —

„Und Sie?" wagte ich endlich zu fragen.

„O", nun lächelte sie, „Agostino, Sie haben eben an mir gezweifelt? Warum mir das? Daß ich ihn gern habe, ja — und ich habe bisher noch nie mein Herz sprechen fühlen — warum soll ich Ihnen das leugnen? Aber sein Leben, sein Streben vernichten — nie, eben dazu ist er mir zu theuer!"

„La Barba!" rief ich und faßte ihre Hand und drückte sie, „Sie sind ein großes Weib!"

„Still!" warnte sie, „keine schwungvollen Tiraden. Ich folgte dem Verstand, dem Gebot der Pflicht. Ich muß besonnen sein, wo er es nicht ist. Was ihn hier fesselt, ist der Farbenreiz, die Historie; auch von letzterer bin ich ihm ein Stück, mein Schaffen ist ihm die festgebannte Gegenwart. Soll ich ihn darum seiner Freiheit berauben? Er wollte hier bleiben, sich als Arzt niederlassen, nichts hat er als Gegengrund hören wollen. — «Du liebst mich nicht!» das war sein Refrain. O, denken Sie sich, Agostino, denken Sie sich, La Barba ein Liebesgeständniß machend — Gott sei Dank, mein Spiegel zeigte mir gerade zufällig mein Bild — das allein hat mich vielleicht gerettet."

Sie rief das spottend, aber eine tiefe Wehmuth klang wider Willen aus ihren Tönen.

„Sie sind groß!" mußte ich flüstern.

„So soll er nie wissen, wie theuer er mir ist, auch durch Sie nicht, Agostino!"

„Und ließ er sich abweisen?"

„Er war wie ein unglückliches Kind — da kam mir ein Auskunftsmittel. «Sie haben eine Mutter, Eckbrecht», sagte ich ihm, «eine kluge, feinfühlige Frau; Sie verehren sie — lassen Sie die richten, entscheiden, und schwören Sie mir, sich blindlings deren Urtheil zu unterwerfen.» «Meine Mutter liebt mich, sie will nichts als mein Glück», rief er enthusiastisch. «Ich kann den Schwur wagen — aber auch Sie sollen mir schwören» — ich that's!"

Sie holte tief Athem.

„Aber —", warf ich ein.

Ich konnte nicht aussprechen, ein bitteres Lächeln zuckte um ihren Mund.

„Fürchten Sie nichts für Ihren Freund, ich kenne die liebenden, klugen Mütter; ich konnte ruhig schwören. Dann habe ich Eckbrecht versprechen lassen, mich vor Empfang der mütterlichen Antwort nicht wiederzusehen. Er ist nach dem Lido hinausgefahren, noch immer sehr aufgeregt. Möchten Sie ihm nicht folgen, Agostino? — Sie wissen, er ist so unruhig, und wir müssen ihn seiner Mutter unbeschädigt wieder zurückliefern — Sie und ich! Gute Nacht, Agostino!"

Sie war fort; ich rief eine Gondel und fuhr nach dem Lido zu, aber ich traf Eckbrecht schon bei den Giardini — er wollte zu mir. Ich ließ mir die Scene geduldig noch einmal von ihm erzählen. Er war ruhiger geworden, siegessicher sogar:

„Meine Mutter will nur mein Glück!"

VI.

Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll
Und mit so weißen Zähnen,
Wenn ich an dieses Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

Heine.

Dreimal wiederholte Fra Babo die Beschreibung von Frau Venus' wunderlieblichem, gefährlichem Lachen, dann sagte er: „Gebt Acht, Agostino, jetzt tritt sie wieder auf, die schöne Teufelin, daß ich's nur vorher melde mit Pauken- und Trompetenklang!"

Sein Husten war schlimmer geworden, er sah meine besorgten Mienen.

„O nein, amico, so lange, bis zum Schluß des Romans, wo sie sich, allen Usancen entgegen, nicht bekommen, reicht's noch mit der Lungenkraft! — Ihr wißt also, daß ich Pierina als meine Braut betrachtete, aber ich verkehrte in der alten, fremden Weise mit ihr — die einzige Form, unter welcher Andrea Navagero meine fernern Besuche in seinem Hause zuließ. Pierina selber würde es auch nicht anders gewünscht haben; sie hatte eine so stolze, imponirende Art der Zurückweisung alles dessen, was über die gewöhnliche Aufmerksamkeit hinausging. Sie duldete kein anderes Geschenk, als Blumen für sich und Früchte für den Vater. Aber ich war glücklich, sie war mein Stern, die Königin meiner Zukunft.

„Als ich einmal eine Morgenstunde mit Signor Andrea verplaudert hatte, kam Pierina mit glühenden Wangen und flammenden Augen heim von ihrer Arbeit — ich trat ihr fragend unter der Thür entgegen.

„«Eine Fremde, eine Deutsche, wagte es, mir ein buon mancia anzubieten — ich habe es den andern zugeworfen und bin fortgelaufen!»

„Auch mir wollte der Zorn aufsteigen; dann mußte ich mir sagen, daß ich thöricht sei — wer konnte Pierina's Herkunft ahnen, wer ihren Stolz unter den andern, so habgierigen Insulanern? Ich versuchte, sie zu trösten, aber ich fand vergebens Worte ihrer Empörung gegenüber.

„Plötzlich faßte sie nach meinem Arm. «Da ist sie, die Tedesca, la maledetta!»

„Zum ersten mal hörte ich eine Verwünschung von ihren rothen Lippen. An dem Fondamente entlang kamen zwei Damen, die eine jung, zierlich, seltsam gleitend, die andere voll und stattlich; beide trugen Halbtrauer und unterhielten sich laut in deutscher Sprache.

„«Sag' ihr, Constantino, daß sie eine Navagero beleidigt hat, der sie die Schuhbänder zu lösen nicht werth ist.»

„«Beruhige dich, Pierina mia, sie ist eine Fremde, welche nicht wissen konnte —»

„Da waren die beiden nahe; die kleine Dame hob ein Augenglas empor, sah uns an, ließ es wieder sinken, drehte sich fragend nach der Begleiterin um und stand dann plötzlich vor mir.

„«Unmöglich — und doch, er ist's» — und mein Name fiel von ihren Lippen, und mich wehte es an wie Magnolienduft.

„«Madame!» stammelte ich.

„Sie streckte mir die kleine Hand entgegen. «Nein, ein herrlicher Zufall, wie kommt das nur, daß man Sie auf dieser île déserte findet? Und Sie sind schöner geworden, stattlicher, männlicher — und das ‚singende Holz', was macht es? Und sind Sie noch immer so eitel?»

„Sehr verwirrt mußte ich wol von Krankheit, Genesung, Ruhe auf Murano geredet haben.

„«Repos absolu, die suche ich auch!» sagte Olga Sandart.

„«Wer ist sie, was spricht sie?» forschte Pierina, die bis dahin verwundert der Scene zugeschaut, ungestüm.

„«Eine deutsche Dame, die mich einst spielen gehört», erklärte ich.

„«Und was will sie jetzt?» Ihr mochte die vertrauliche Art, mit der mich die schöne Frau begrüßt hatte und die so ganz der Landessitte entgegen war, aufgefallen sein.

„Ja, was sie jetzt wollte, wie konnte ich das sagen!

„«Ah», Madame Sandart hob wieder das Augenglas, «da ist ja die hübsche Person, welche so hochmüthig meinen Frankenzettel fortschleuderte. Wer ist sie? Welche Augen, welch eine edle Proportion!»

„«Sie ist aus altem, vornehmem Geschlecht!»

„«Aber natürlich heruntergekommen, wie alle diese Leute hier!» Damit betrachtete sie Pierina's braunes, ärmliches Kattunkleidchen.

„«Was sagt sie?» forschte diese. Ich übersetzte ihr das Compliment der Fremden über ihre Augen und ihre Gestalt. Sie zuckte verächtlich die Schultern.

„«Also hier wohnen Sie? Wo findet man ein Wirthshaus, ich sterbe vor Hunger, und diese Kleine hat nicht das Aussehen, daß man sie um ein Stück Brot bitten möchte. Führen Sie mich, wo es einen Trunk Landwein gibt», befahl Madame Olga mit der ganzen absoluten Art der verwöhnten Weltdame.

„«Ich bringe sie nach dem Albergo la bella Carlotta», erklärte ich Pierina; sie nickte und trat ins Haus, ohne noch einmal zurückzusehen.

„«Welch ein schöner Kopf; ich möchte den Alten zeichnen und die Junge auch —», rief Madame Olga, denn sie gewahrte Navagero in der Halle. «Vielleicht bleibe ich einige Tage auf Murano — reden Sie mir zu?»

„«Lacerte», dachte ich, wie sie in alles so geschmeidig hineinglitt. Ich ärgerte mich, daß ich einst Pierina mit ihr verglichen hatte. Nachlässig stellte sie mich ihrer Begleiterin, einer verwitweten Geheimräthin, vor, die irgendeinen klanglosen deutschen Namen trug.

„Mit derselben hinter ihr hergehend, fragte ich beinahe verächtlich: «Wo ist denn der Petroleumkönig?»

„«Ah, Sie wissen nicht, daß Frau Sandart seit länger als Jahresfrist Witwe ist?»

„«Glücklich also, denn nun hat das Märchen von ‚La belle et la bête' sein Ende erreicht!»

„Die corpulente Dame sah mich ganz entsetzt an.

„Als wir bei der Bella Carlotta eintraten, einer Fischersfrau, der man auch nicht eine Spur einstiger berühmter Schönheit ansah, erklärte Madame Olga alles für charmant, genial; sie klatschte wie ein Kind vor Freuden in die Hände.

Dann wollte sie noch Aufklärungen über Pierina und ihren alten Vater; aber ich empfahl mich so schnell als möglich."

„Das war der erste Auftritt", sagte Fra Babo nach einer Pause, „nun folgte es rasch aufeinander, ihr kokettes Spiel, mein Wankelmuth und das Ende. Ich brauche wol nicht einmal alle Details für Euch."

Natürlich versicherte ich ihn meines Interesses auch an diesen, denn es that ihm gut, sich auszusprechen.

„Sie glitt in alles hinein, das ist der rechte Ausdruck. Ich fand sie überall auf meinen Wegen auftauchend; sie kannte nach zwei Tagen alle Leute, und am ersten, während Pierina häusliche Geschäfte besorgte, saß sie schon an der Seite Signor Navagero's und ließ sich von der Größe des Geschlechts und der glanzvollen Vergangenheit erzählen. Dann plauderte sie, ein köstliches Durcheinander von Italienisch und Deutsch; sie lachte silberhell über die Fehler, und dem alten Nobile geschah, was selten war, er lachte auch.

„Pierina ging, eine Falte zwischen den Brauen, mit hochgetragenem Haupte hin und her, ihr war die Fremde nicht sympathisch; als sie dann aber gewahrte, daß ihr Vater Gefallen an ihr fand, blickte sie freundlicher und ließ sich herab, ihr den Willkommensgruß, eine Tasse Caffè nero, anzubieten.

„Olga erklärte Murano für entzückend, ganz herrlich wohlthätig für ihre Nerven; sie wollte länger bleiben. Ihre Begleiterin schien von der Aussicht wenig erfreut, war ja aber auch nichts als ein willenloses Werkzeug. Ich fing nur einen Einwurf derselben auf:

„«Wer wird Sie in dieser Einöde aufsuchen!»

„«Ich will ja gar nicht gesucht sein —»

„«Aber —»

„«Bah, noch habe ich freies Selbstbestimmungsrecht!»

„Am dritten Tage untersuchte die schöne Lacerte jeden Winkel des Palazzo, alles gefiel ihr. Sie schlug dem Signor vor, ihr alte Glasgeräthe zu verkaufen.

„«Signora, Ihr Diener! Erlauben Sie mir Ihnen zu schenken, was Ihnen gefällt — ein Navagero macht keine Geschäfte eines Trödlers», sagte der blinde Herr mit dem ganzen Anstand eines vollendeten Cavaliers.

„Die kleine Dame erröthete und wandte sich zu mir: «So war es nicht gemeint, ich dachte, man könnte Geld gebrauchen. Ein abgeschmackter Hochmuth — sagen Sie mir, was kann man diesen Leuten thun?»

„«Nur was ihnen zukommt, sie standesgemäß behandeln!»

„«Und was sind Sie ihnen, wenn man fragen darf, Monsieur?»

„Sie war gereizt, und mich amusirte das. «Ich, Madame, ich bin der Musikant des Hauses und spiele auf, so oft man die Fiedel zu hören geneigt ist.»

„«Dem Alten — oder der Jungen zu Liebe?» fragte sie boshaft.

„«Dem Alten, Madame!»

„Sie lächelte schon wieder. «Das ist reizend — echt künstlerisch. In Deutschland nannte man Sie sehr difficil, hier thun Sie freiwillig einem blinden Narren zu Liebe, um was die schönsten und vornehmsten Damen der Gesellschaft Sie oft vergebens gebeten.»

„«Ja, Künstlergrillen, gnädige Frau», replicirte ich. «Auch Künstlerherz, wir sehen in gestürzter Größe und körperlichem Unglück etwas mehr als Narrheit.»

„Damit wandte ich mich hastig ab.

„Pierina's schwarze, forschende Augen hatten uns unausgesetzt beobachtet. Jetzt, als ich an ihre Seite trat, flüsterte sie mir zu:

„«Die Dame ist dir nicht sympathisch — es ist gut — auch mir nicht!»

„Am Abend saß ich mit meiner Geige an dem Bogenfenster, Pierina auf niederm Taburet neben dem Lehnsessel des Alten. Da schlüpfte Olga herein. Sie bat wie ein Kind, zuhören zu dürfen, sie war so demüthig.

„«Er hat mich erst die Musik lieben lehren durch ein einzig Lied: das klingt und singt noch immer in mir! O, das möchte ich wol wieder hören!»

„Aber ich erfüllte ihren Wunsch nicht, das alte Lied gehörte fortan Pierina, niemand sonst sollte es wieder vernehmen, das hatte ich mir geschworen.

„Ihre schwarzen Augen füllten sich mit Thränen während meines Spiels, sie hatte also doch eine Seele — ich hatte ihr unrecht gethan. Ja, als ich sie später heimführte nach ihrer Wohnung bei der Bella Carlotta, war sie noch ganz bewegt.

„«Ich verstehe Sie», sagte sie, «das stille, verschollene Glück hier kann eine Künstlerseele mehr befriedigen als der rauschende Beifall der oberflächlichen Welt!»

„Von nun an war sie ein häufiger, ja täglich abendlicher Gast im Palazzo Navagero, und da ich Interesse daran fand, die Musik auf sie wirken zu sehen, wurde ich des Spiels gar nicht müde. Olga brachte die Geheimräthin nie mit, die um diese Zeit über einem englischen Sensationsroman saß.

„Am liebsten hörte der alte Navagero sie lachen — ich sah gern das rothe Gekräusel ihrer Lippen, das Blitzen ihrer kostbaren weißen Zähne.

„Sie hatte dem Alten und Pierina von meinem Ruhm im Vaterlande und in der Kunstwelt erzählt, der Signor hatte dazu gleichgültig genickt: «Ja, er ist ein guter Musikant!»

„Das Mädchen hatte freudig-stolz dreingeschaut, als ginge auch sie das an.

„Mein Herz schlug, als mir Olga das berichtete.

„«Sie scheinen der armen Kleinen nicht gleichgültig!»

„«Sie hat keinen Freund, und wenn ihr Vater stirbt —»

„«Halt», sagte die schöne Grausame, «Sie nannten mir neulich schon den Alten einen halben Sterbenden; ich muß Ihnen sagen, daß ich ihn sehr lebenskräftig finde, und bis Sie ihm das letzte Schlummerlied spielen und dann der Kleinen helfend zur Seite stehen könnten, dürfte noch lange währen. Und so hübsch es hier ist, so ganz Idylle, einmal muß Ihr Name doch auch wieder draußen glänzen!»

„Sie hatte recht: wollte ich bekannt bleiben, ja mein Leben in gewohnter, behaglicher Weise führen, mußte ich auch wieder ans Concertiren denken.

„«Sie wecken mich auf!» gestand ich ihr.

„Wieder ihr heiteres Lachen. «Nun sind Sie doch froh, daß ich herkam.»

„Mit dem feinen Instinct der Weiblichkeit hatte sie damals bei der ersten Wiederbegegnung mein inneres Zurückweichen wahrgenommen.

„«Aber noch eine kurze Zeit träumen Sie nur, componiren Sie auch — dazu ist die Stille angethan. Wir wollen einmal alte Volkslieder gemeinsam suchen. Ja?»

„Gewiß wollte ich es, und als ich an diesem Abend der Stella d'oro zuschritt, dachte ich, wie hübsch es wäre, wenn Pierina, meine Pierina so hell und köstlich, so verführerisch lächeln könnte wie die schöne, junge Witwe.

„Ja, fängt man erst an zu vergleichen! . . ."

Ich hatte dem Unglücklichen griechischen Wein mitgebracht und bat ihn wie ein Bruder, sich damit zu stärken dann und wann. Er wollte es nicht, er hatte die Flaschen in die Klosterapotheke gegeben — „da", meinte er wehmüthig, „kommt es Leuten zugute, welche mehr auf ihr Leben halten als Fra Babo, der so müde ist, so müde".

„Olga's Bemerkung", fuhr er fort, „klang in mir nach — nein, ich wollte, konnte, durfte nicht vergessen werden in der Welt, die ich mir durch meine Kunst erobert. Ehrgeiz und Ruhmsucht wachten wieder auf, und mit ihnen gewann Olga's zierliche Gestalt mehr Macht über mich. Ich glaubte hin und wieder den Magnolienduft wieder um mein Haupt wehend zu fühlen.

„Einmal sagte ich Pierina: «Wenn der Sommer vorüber ist, muß ich nach Deutschland zurück — sonst vergessen sie mich, und wenn du erst mein Weib wirst, sollst du meinem Fleiß, meiner Kunst ein behaglich Heim danken!»

„Ein Zittern ging über ihren Körper.

„«Constantino, wenn du fort gehst, kehrst du auch nicht wieder —»

„«Pierina!»

„«Sie sind so viel klüger, die Frauen deiner Heimat — mein Bild wird unter ihnen verbleichen!»"

Fra Babo, der ehemalige berühmte Geigerprinz, war nach und nach ganz dramatisch in seiner Erzählungsweise geworden.

„Ich drückte ihre Hände, sagte ihr kosende Worte; aber das, was sie gesprochen, klang ebenfalls nach. Sie war hold, schön, ein stolzes Naturkind; ihre Bildung indeß, wenn überhaupt von solcher zu sprechen war, beschränkte sich auf die Vergangenheit Venedigs und Muranos. Für die Künste, Malerei, Plastik, Poesie und Musik hatte sie ein natürliches Verständniß, wie alle ihre Landsleute. Hätte sie nur jene Worte nicht geredet; ich verglich sie nun mit der nächsten, mit Olga Sandart! —

„Die schöne Witwe verlängerte ihren Aufenthalt auf der Insel immer aufs neue; einmal sprach sie von der Abreise, dann fand sie es stets wieder «zu charmant», und endlich waren wir wie eine kleine Fremdencolonie.

„Ich besuchte sie nun auch. Wie civilisirt sah es in ihren Gemächern aus gegen den Palazzo Navagero. Zwar waren es kahl getünchte Räume mit bunten Steinfußböden, schlechte Möbeln aller Art; aber an den Wänden, auf Tischen und Consolen waren jene hundert kleinen Dinge sichtbar, welche das Boudoir einer Weltdame schmücken, und ein feiner Duft durchzog die Räume — Magnolie?

„Die Bücher mit Goldschnitt, die illustrirten Zeitschriften, die Staffelei, die Stifte und Farben, der Lieblingspapagai der schönen Frau, das alles versetzte mich sofort in Heimatluft.

„Und sie selber saß bald hier, bald dort, huschte hin und her, plauderte an meiner Seite, lachte aus einer fernen Ecke herüber. Lacerte, Teufelin, dachte ich oft.

„Auf einem Tische stand eine Photographie in kostbarem, bizarrem, türkisbesetztem Rahmen; sie zeigte einen Mann, der etwa dem Ende der Dreißig zugehen mochte, aristokratische Züge, mit etwas blasirtem Ausdruck.

„Die Geheimräthin sagte auf meine Frage: «Es ist der Graf!»

„«Wer?»

„«Graf Balding.»

„Ich vergaß in Olga's Nähe, sie selber darum zu fragen, und als bei meinem nächsten Besuche ein riesiger Strauß von allerhand Blättern, denn Blumen gab's nicht viele auf der Insel, das Bild verdeckte, ein andermal sogar Madame Sandart's kokettes Federhütchen darüber hing, unterließ ich ganz zu fragen. Ihre Augen kamen mir an dem Tage besonders glänzend vor, und ich mußte mir heimlich gestehen, daß sie weit mehr geistigen Ausdruck hatten als die Pierina's.

„Wir suchten in den Büchern alte Lieder.

„«Traurig ausklingend, zwiespältig müssen sie sein», meinte die schöne Frau, «das wirkt besser auf das Publikum.»

„«Zwiespältig!» das Wort fiel mir schwer aufs Herz.

„Wir fanden auch alte Lieder und stellten willkürlich Texte zusammen; Olga hatte einen wunderlichen Geschmack:

Ach Gott, was müssen die leiden,
Die sich lieben und müssen scheiden.
Und dürfen's auch niemand sagen,
Was Leids sie im Herzen tragen.

„Mitten hinein gab man ihr einen Brief.

„«Der hat eine weite Rundreise gemacht», sagte sie zu ihrer Gesellschafterin, die ihn von Venedig herübergebracht, «eine lange und weite. Wir bekommen Besuch; ich bin neugierig, welche Irrfahrten der erst unternehmen muß, ehe er mich entdeckt!»

„«Mein Gott, hier — unmöglich, ein so verwöhntes Menschenkind — und wollen Sie nicht telegraphiren?»

„«Nein, ma chère! und was das Verwöhntsein anbetrifft, — lebe ich nicht hier?»

„Dann hatte sie keine Lust mehr, weiter zu suchen, ich wurde entlassen und ging, um mich auf mein Zimmer einzuschließen und Töne zu den Worten zu suchen.

„«Zwiespältig!» Ein dummer Ausdruck, ich vergaß ihn gar nicht."

VII.

Far hin gewild, in waldes lust,
ich will dir nimmer schrecken
mit jagen dein schneeweiße brust,
ein ander muß dich wecken
mit jägers geschrei und hundes biß
daß du nit magst entrinnen;
halt dich in hut, mein tierle gut!
mit leid scheid' ich von hinnen.

Herzog Ulrich von Würtemberg.

Eckbrecht Holvers mied La Barba, ihrem Befehl gemäß, gewissenhaft, aber er war siegessicher für die Zukunft. Ich wußte nicht, zu welcher Ansicht ich mich

bekennen sollte, zu der des Freundes über die Milde der Mutter, über ihre Liebe, welche ihn um jeden Preis glücklich sehen wolle, oder zu jener der Malerin, die kühl und zersetzend war und auf die Klugheit jener baute.

Ich war der Bote, der Eckbrecht von dem Ergehen La Barba's unterrichten mußte. Bei diesen Freundschaftsdiensten, denen ich oblag auf San-Michele und in Venedig selber, bekam freilich meine Kunst vorläufig eine nebensächliche Stellung; aber ich tröstete mich gegen Selbstvorwürfe, daß es nur eine Uebergangszeit und daß meine Erfahrung bereichert werde. Ich war nie weltklug gewesen, aber ich glaubte, es sei Pflicht, es zu werden.

La Barba litt auch, mehr als Eckbrecht, der hoffnungsvoll war und sich nur über die Wochen des Wartens ungeduldig beklagte. Sie, die Klarsehende, kämpfte täglich mit sich selber. Und sonderbar, in dieser Zeit streifte sie förmlich ab, was ihr sonst einen männlichen Anschein gegeben: ihre bizarren Gewohnheiten. Ich fand sie weiblicher gekleidet, der Fes schimmerte nicht mehr auf ihrem schwarzen Kopfe und ließ den matten Teint noch unvortheilhafter erscheinen, als ihn die Natur schon gestaltet, sie rauchte nicht und sie brauchte nicht jene kräftigen Kunstausdrücke, welche sie in dem ausschließlichen Verkehr mit der Männerwelt angenommen. So bekam ihr ganzes Wesen etwas Weicheres, für den ihr ferner Stehenden gewiß Sympathischeres. Ob Eckbrecht diese Veränderung gefallen haben würde, glaube ich kaum — er liebte in ihr das Außergewöhnliche.

Daß die Malerin liebte, gewahrte ich auch daraus, daß sie nicht mit dem gewohnten musterhaften Fleiß, der sie dem ganzen Künstlervolk zum Exempel statuirte, arbeitete.

Ich fand sie sehr oft träumend.

Ihr Arsenalotte, der kleine Momo, schritt nicht fort. Das sagte ich ihr, als ich sie bei recht günstigem Licht nicht an der Staffelei fand.

„Ihr habt recht, Agostino, auch einmal die Gelegenheit wahrzunehmen und mir Reprimanden zu machen", gab sie zurück. „Aber dieser Zustand der Faulheit ist ja doch nichts als ein Uebergang — ich werde schon reuig werden! Wollt Ihr bleiben? Ich mache Euch eine Orangeade; nein, thut es, ich habe solch ein Vorgefühl, daß sich heute noch etwas ereignet! Es ist gut, wenn ein lieber Freund da sein wird!"

„La Barba, Sie — Sie haben Ahnungen, Sie, die so oft darüber gespottet?"

Sie neigte traurig das unschöne Haupt.

„Kennt man sich denn? Darf man denn für sich garantiren? Ich sage fortan, daß das der reine Uebermuth ist. O, niemand sollte sich seiner Kraft rühmen, sie kann an einem Strohhälmchen scheitern!"

Mehr sagte sie nicht, aber es war für mich genug — sie deutete ihren Herzenszustand dem Arzte gegenüber an.

Als wir dann, die Orangeade schlürfend, nebeneinander saßen, sprach sie von ihrer Kindheit, einer freudelosen Jugend, von engherzigen Aeltern, von künstlerischem Ringen und Kämpfen.

„O, und dann war ich so stolz, Agostino, auf meine selbständige Stellung, die ich mir mit eigener Kraft gewonnen — ja, man soll sich nur nicht überheben."

Es war eine ängstliche Stille, trotz der Mittagsstunde, oder lag es nur in meinem Gefühl? Nichts drang von dem schmalen Kanal herauf, nicht einmal der Ruf eines Gondoliers.

La Barba versank auch in Schweigen, und ich fühlte mich so dumm, wie nie in meinem Leben zuvor; indem ich nach einem Gesprächsstoff suchte, der uns über das Unheimliche, Langweilige hinweghelfen sollte, fand ich auch nicht den geringsten. Und nicht einmal zu gehen wagte ich, obwol ich mich weit von hier fortwünschte. Lieber Fra Babo gegenübersitzen als der so weich gewordenen La Barba.

Da, endlich ein Geräusch, das leise Plätschern im Kanal kam von den Rudern einer Gondel — leichtes Anstoßen an den Pfahl vor dem Palazzo.

Auch die Malerin hatte das vernommen, sie hob den dunkeln Kopf ein wenig und sah mich an. Ich wußte, was der Blick sagte. Wenn Eckbrecht der Kommende war, so blieb heute sein heiterer, scherzender Zuruf aus, mit dem er sonst zu den Fenstern hinaufgrüßte.

Noch einmal strich sie über ihr Gesicht, als habe sie da etwas wegzuwischen; dann wurde ihre Haltung wieder sicherer, sie erhob sich und begann zwischen alten Seidenstoffen, Brocatfetzen und Spitzen zu kramen, welche sie wieder auf irgendeinem Streifzuge durch die Calli entdeckt haben mochte.

Dann öffnete sich drüben die Thür, Eckbrecht trat über die Schwelle — langsam, wie mit dem schweren Schritt eines Greises.

„Guten Tag", sagte er tonlos.

Ich erwiderte den Gruß zögernd, La Barba fest, sie nickte sogar dazu und machte eine Handbewegung nach einem alten Gobelinsessel hin. Da sollte er Platz nehmen.

Gehorsam schleppte sich Eckbrecht dorthin; La Barba hob einen grüngoldigen Stoff prüfend empor und legte ihn dann langsam wieder zusammen.

„Welche schöne Frau mag damit über den Marknsplatz gegangen sein?" sagte sie. Sie wollte dem blonden Freunde Zeit geben, sich zu sammeln, an sich selber dachte sie nicht mehr. Sie war nun ganz wieder ein muthiges Weib, weil ihn die Weiche seiner Natur überwältigte.

Mir that er leid, ich trat neben ihn und legte die Hand auf seine Schulter. Endlich athmete er hastig und sagte dann: „La Barba, Sie wußten, was Sie thaten, als Sie mich schwören ließen, unbedingt Ihrem Willen zu folgen. O, Sie sind sehr klug, liebe Barba — Sie wußten ganz genau, wie man sich eines Unbequemen entledigt!"

Sie lächelte wehmüthig zu seiner Bitterkeit.

„Eckbrecht, mein Freund, Sie sind ja Arzt. Sie werden es immer vorziehen, mit einem raschen Schnitt ein krankes Körperglied abzutrennen, um den Körper, in welchem die Seele wohnt, noch lange zu erhalten. Wenn ich durch Vernunft und Verstand getrieben wurde, bei Ihnen einmal Arzt zu spielen —"

„O", unterbrach er sie, „es wurde Ihnen leicht, Sie fühlten ja nicht mehr dabei als Mitleid mit einem Thoren!"

Daß sie um einen Schatten bleicher wurde und mit der Hand nach der Brust fuhr, als empfinde sie da einen stechenden Schmerz, gewahrte er nicht.

„Still, Eckbrecht", sagte sie, „ich verdiene keine Vorwürfe — und einst werden Sie mir danken, daß ich so gehandelt. Lassen Sie uns ohne Bitterkeit und Groll scheiden, wie zwei gute Freunde!"

„Danken", fuhr er auf. „Das ist ein Wort, welches auch in dem Briefe meiner Mutter zu finden ist. Ja, es klingt so vernünftig. Nie hätte ich den Frauenköpfen so viel kluge Ueberlegung zugetraut! Sie aber, La Barba, Sie haben mir zwiefach wehe gethan, Sie lehrten mich auch an der Liebe der Mutter zweifeln!"

„Halt!" rief sie mit dem alten, heroischen Ton, dem wir zu gehorchen gewöhnt waren, „so nicht, mein Freund, nicht vorschnell urtheilen!"

Er zog einen Brief aus der Tasche.

„Was er enthält, hat euch mein Aussehen gesagt — wollt ihr ihn hören? Er ist ein Meisterstück kluger Ueberlegtheit! Lies ihn, Agostino!"

Ich sah zögernd auf die Malerin — sollte ich ihr wehe thun?

Sie nickte sehr gefaßt. In diesem Augenblicke erschien sie mir ebenso tapfer wie ein Soldat, der die Brust den feindlichen Kugeln darbietet.

So begann ich denn, die schlanken, festen Schriftzüge zu entziffern:

„Dein Brief, mein lieber Sohn, hat mich nicht überrascht — ja, staune nicht, wir Frauen haben eine seltene Divinationsgabe. Und mir hast Du's diesmal nicht schwer gemacht. Deine sämmtlichen Briefe, welche mir eigentlich Dein Leben in Venedig und die Wunderstadt selber schildern sollten, waren ja nichts, als Hymnus über Hymnus auf — La Barba, wie Du die Dame nennst, welche ...

„Daß ich voranschicke, sie machte mir nach allem, was Du berichtetest, einen klugen, respectabeln Eindruck.

„Daß sie berühmt ist, mein Sohn, — ich liebe die berühmten Frauen nicht; anstaunen, bewundern mag und kann ich sie, aber «berühre meine Kreise nicht»! Nicht ein Wort habe ich Dir auf Deine glühenden Dithyramben erwidert, absichtlich nicht, wollte ich sagen: Mein Sohn, ich warne Dich, schwärme nicht zu sehr für die Dame! Ich habe die Gewohnheit, in kritischen Fällen mich der Warnung zu erinnern, daß man Nachtwandler nicht wecken, nicht rufen darf!

„Du glaubst nun allerdings selber erwacht zu sein — nein, mein guter Eckbrecht, Du bist erst recht ein Träumer!

„Du träumst von einem künstlerisch anregenden Leben mit einer berühmten Frau, Du verehrst an ihr männliche Klugheit und Größe! Wer will Dir die Schwärmerei wehren? Nur zu Gattinnen erwählt man sich diese Damen nicht! Der beste, der bedeutendste Mann spielt neben seiner «berühmten» Frau immer eine traurige Rolle. Gar nicht von dem Intérieur des Hauses zu reden; diese Damen wollen keine Pflichten, kennen kein weibliches Dienen, kein Ergebensein. Da dominirt das «Ich»!

„Aber auch das beiseitegesetzt! Du sagst mir, sie ist nicht hübsch. Da Du — verliebt bist, darf ich mir's drastischer übersetzen; endlich ist sie viel älter! In den ersten Jahren einer Ehe macht sich der Unterschied nicht so geltend — später ist's ein Abgrund, in welchen alle Gefühle hineinstürzen! Du hast ja eine Mutter, mein Sohn, Du brauchst keine zweite!

„So, da hast Du meine ehrliche Meinung, ich sage nichts mehr — denke Du!

„Von hier wenig Neues, als daß man der blonden Schwarzwälderin sehr auffallend huldigt; sie ist auch ein liebliches und entzückendes, echt weibliches Geschöpfchen. Sie hätte ich gern als Tochter begrüßt — noch hat sie überall Körbe ausgetheilt, aber bis Du kommst? Sie erkundigt sich stets nach Dir — ich sage öffentlich: «Er kommt bald!» Aber mein Herz weint: «Ob er je wiederkommt?»

Deine betrübte Mutter."

Eckbrecht hatte den Kopf gesenkt, La Barba nicht eine Bewegung gemacht. Als ich dies Meisterwerk mütterlicher Klugheit mit dem Messerstich am Schlusse zu Ende gelesen, hätte ich am liebsten gerufen: „Eckbrecht, sei ein Mann, trotze allem, folge deinem Herzen!"

La Barba kam langsam an seine Seite.

„Mein Freund", sagte sie sanft, „das ist ein Brief, wie ich ihn erwartet habe, sehr klug, sehr wohlbedacht für Sie!"

„O, Barba, Barba, nehmen Sie Ihr Wort zurück — den Schwur, welchen ich —"

„Still, Eckbrecht, still! So wie ich gehandelt habe, würde ich zur Stunde wieder handeln. Und schmerzt es Sie, ich glaube und sehe es ja" — von sich sprach sie kein Wort —, „so wissen Sie, auch das geht vorüber. Folgen Sie mir zum letzten mal — packen Sie Ihre Koffer, reisen Sie noch heute ab!"

„La Barba — Sie lieben mich nicht!"

„Nein!" sagte sie mit einem schroffen Laut, und dann setzte sie leiser hinzu: „Ich wäre Ihnen ja nichts gewesen als eine zweite Mutter, und deren bedürfen Sie nicht!"

Ihr scharfer Ton verfehlte seine Wirkung nicht.

„Hätten Sie mir das neulich gesagt", rief er, und Röthe überflammte sein Antlitz, „so würde ich meiner Mutter die logische Auseinandersetzung erspart haben. Sie haben recht, ich will noch heute reisen."

Dann wurde er doch wieder weicher und beugte sich über ihre Hände.

„Bleiben wir Freunde!"

„O, Eckbrecht!" sagte sie, nun doch übermannt, dann wieder kräftiger: „Machen Sie's kurz — alles Glück der Welt mit Ihnen, Eckbrecht!"

Er konnte nicht von der Thür zurückblicken, aber ich that's. Ich sah, wie sie schwankte, und wollte zu Hülfe eilen; ihr Blick bat mich, sie sich selbst zu überlassen.

Wie ein Kind ließ sich der junge Arzt von mir leiten; das energische Nein La Barba's hatte seinen Stolz, seine Eigenliebe verletzt.

„Sie hat doch kein Herz, sie hängt nur an ihrer Kunst", wiederholte er immer wieder. Und ich ließ ihn in dem Glauben und gab ihm Grüße mit an Deutschland hinter den Bergen.

VIII.

So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat,
Das thut ja selten gut.
Wir beide, wir haben's erfahren,
Was falsche Liebe thut.
Aus dem „Wunderhorn".

„Zwiespältig!"

Mit demselben Wort, das er neulich zum Schluß seines Tagesbekenntnisses gebraucht, begann er heute wieder, Fra Babo, mein armer Freund.

„Zwiespältig — Agostino, hüten Sie sich vor aller Zwiespältigkeit in der Kunst und im Herzen. Specialisiren, auch seine Gefühle, das ist das Rechte.

„Olga — ja, so nannte ich sie bereits im stillen, war zufrieden mit dem, was ich schaffte. Ich brachte nun auch bereits meine Geige mit auf ihr Zimmer.

„Geige! Agostino, könnt Ihr mir eine gute verschaffen? Nicht zum Spielen, nur zum Sehen, zum Berühren, eh ich fortgehe. Seid barmherzig!"

Ich versprach's, ich kannte einen guten Dilettanten, der mir den Liebesdienst im Leihen schon erweisen würde. Ich garantirte ihm für seine „Amati".

„Ja", erzählte Babo weiter, „sie war zufrieden, auch als ich ihr das wunderliche Gereim von dem Mädel, das zwei Knaben lieb hat, in Töne gesetzt. Es rührte sie sehr und sie wurde ganz nachdenklich.

„«Es war nicht leicht», sagte ich ihr, «ich kann an solche Falschheit nicht glauben.»

„Da blickte sie mich ernst an.

„«Mein Freund, urtheilen Sie nicht vorschnell, es kann vorkommen — wie ich's mir denke!»

„«Das wäre eine abscheuliche Moral, welche derartiges zuließe oder vertheidigen wollte!»

„«Still, nicht aufbrausen!» mahnte sie, ungewohnt sanft. «Wer kann alles im Leben nach der Richtschnur messen, nach eigenem Gefühl? Sind Menschen, in denen wir unser Ideal zu sehen glaubten, vollkommen? Finden wir nicht hier und da Mängel an ihnen, während wir Vorzüge an andern entdecken? Und wenn nun, ich setzte den Fall, aus zwei Menschen ein Ganzes sein könnte — kann man nicht jede Hälfte für sich liebenswerth finden?»

„«O, o!» rief ich.

„Sie lachte gezwungen. «Es war eine Annahme! Auch kann man sich in jungen Jahren verlieben, dann aber hinauswachsen über den Gegenstand, ist das eigene Schuld oder die der Verhältnisse? Und wenn uns dann nun ein anderer entgegentritt, in dem wir finden, was wir in jenem vermissen? Ist's wieder unsere Schuld, wenn das Gefühl uns überwältigt?»

„«Nein», sagte ich, «ich kann Ihnen auf dies Gebiet nicht folgen, da, wo wir Treue schwuren, wo wir einmal liebten —»

„Sie maß mich mit einem langen, spöttischen Blick.

„«Bitten Sie die guten Geister, Freund Konstantin, daß dieselben Sie vor der Versuchung schützen.» Dann ging sie hinaus.

„Mich befiel eine namenlose Angst, Krallen schlugen sich fühlbar in meine Brust, ich dachte, ich müsse fliehen, und konnte doch nicht von der Stelle. Einmal wollte ich sie noch sehen, dann nie mehr, dann wollte ich zu Pierina's Füßen Buße thun — und nie, nie mehr zurückkehren in die schimmernde, flimmernde Welt, aus der Olga wie ein Irrlicht herübergeflattert war. Die Gesellschafterin hörte mich schwer seufzen und blickte von ihrem Roman auf.

„«Hat Madame Sandart einmal unglücklich geliebt, geliebt überhaupt?» fragte ich.

„«Den Grafen, sagt man», war die Antwort, «er war ihre Jugendneigung und die Aeltern zwangen sie zu der reichen Heirath.»

„Den Grafen! — ich hätte gern sein Bild mit einem Schlage zertrümmert — liebte sie ihn noch?

„Da stand sie wieder neben mir.

„«Wissen Sie, Konstantin», zum ersten mal nannte sie mich so vertraulich, «daß es ein ganzes Liederbuch wird, das ich so entstehen sehe? Sie müssen es mir widmen, zur Erinnerung an den Frühlingstraum in Murano, ja?»

„«Olga, Olga!»

„Sie winkte Schweigen, legte aber die Hand auf mein Haupt. Ich blieb eine Weile unbeweglich, dann stürzte ich hinaus.

„Wo ich stundenlang herumgeirrt, an den Seitenkanälen, an der Lagune, ich wußte es nicht, nur die Nähe des Palazzo Navagero mied ich. Und wie der Gesang, der grause Chor der Eumeniden verfolgte mich die eigene Weise und die schrecklichen Worte:

So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat,
Das thut ja selten gut.

„Liebte Olga den Mann ihrer Jugendträume noch? — und hing auch ihr Herz an dem, durch welchen sie die Musik lieben gelernt und mit dem sie auf Murano Stunden und Tage verträumt — zwiespältig, zwiespältig sie — falsch und treulos ich, Pierina gegenüber? Es war Nacht, als ich schwankenden Schrittes heimkam.

„Am andern Morgen wagte ich kaum, Pierina ins Auge zu blicken, ich entschuldigte mich mit Kopfschmerz. Der alte Signor nahm mich ungnädig auf — einen Navagero sollte man nicht warten lassen.

„Pierina sah mich traurig an in der Halle.

„«Es ist, als ob eine Krankheit durch deinen Körper schleicht, Constantino!»

„«Ja, eine Krankheit, eine Krankheit!»

„«Ich werde der Madonna im Dom zwei Kerzen anzünden, du bist so bleich!»

„Arme Pierina, sollte sie denn erfahren

Was falsche Liebe thut?

„«Ja», sagte ich, «bete, Pierina, bete — und da, kaufe für mich ein Wachsherz und bring's deinem Schutzpatron, dem heiligen Pietro Martire.»

„Sie blickte erstaunt, sie kannte es nicht, daß ich fromme Bräuche übte.

„«Kommt es vom Herzen her?»

„«Ja, vom Herzen, vom Herzen.»

„Sie nickte und ging, wie ein frommes Kind.

„Als ich in die Stella d'oro zurückkam, erzählte mir der Wirth freudigst und lebhaft, daß er noch einen Gast bekommen. «Un gran' uomo, so vornehm, so vornehm! Und jetzt sei er zu der Eccellenza, der Signora, die bei der Carlotta wohne, wo es freilich nicht so schön sei als im Goldenen Stern bei ihm.»

„Mit einem Faustschlag hätte ich den lächelnden Lazzaro niederschlagen mögen — seine Botschaft stieß mir ein Messer in die Brust.

„Nach einer Weile wurde ich ruhiger; wenn es der Graf war — tragen mußte ich's ja doch, denn ich nannte Pierina meine Braut und wollte ein ehrlicher Mann sein. Noch einmal siegten die guten Geister!

„Ich ging am Abend in den Palazzo Navagero — sie war nicht da. Mein Spiel erschien dem Alten farbloser als sonst; Pierina's schwarze Augen überwachten jede meiner Bewegungen, das däuchte mir so unbequem.

„Mein Spiel schlecht, mein Name dem Vergessensein nahe, meine Freiheit an ein Mädchen gebunden, dessen geistiger Horizont ein so sehr beschränkter — was hatte ich gethan?

„Ich ging früher, ich wollte meine Geige zu Hause niederlegen. Der Wirth stand sauber gekleidet in der Thür.

„«Die fremde Excellenz ist noch nicht zurückgekommen!» sagte er, als müsse mich das lebhaft interessiren. Und es war ja auch so. Während ich mich im Palazzo Navagero in selbstquälerischer Weise gepeinigt, hatte jener der schönen Frau gegenübersitzen dürfen! Es litt mich nicht in dem Raume, welchen ich bewohnte und wo ich so oft von Pierina geträumt, ehe sie gekommen war, die schöne Teufelin. Ich eilte hinaus, meine Geige noch immer festhaltend. In den Zimmern Olga's war Licht, aber kein Schatten zeigte sich am Fenster. Ich umschlich das Haus, sie liebte es, in dem verwilderten Garten abends zu gehen. Nun vielleicht mit ihm? Ob ich ihnen aufspielen sollte zum süßen Stelldichein? Eine rasende Eifersucht packte mich, ich war kaum meiner Sinne noch mächtig.

„Ja, dort standen sie, neben den Cypressen, hell vom Mondschein beleuchtet.

„Sie lachte eben — so glücklich, so toll: ebenso hatte sie mit mir gelacht.

„«Und wenn ich noch immer keinen Entschluß gefaßt habe?» hörte ich sie fragen.

„«Olga, Olga, ich habe so lange Jahre gewartet, jetzt, wo Sie frei sind, habe ich Sie gesucht, bin von Ort zu Ort Ihrer Spur gefolgt.»

„«Und plagen mich nun hier in der reizendsten Idylle.»

„Was er sagte, verstand ich nicht, es klang beschwörend, bittend.

„«Wahrhaftig», rief sie endlich übermüthig, «man muß Ja sagen, nur um Sie los zu werden und schweigen zu machen. Ja denn — obwol ich jetzt erst weiß, wie theuer mir die Freiheit ist.»

„«Meine Braut!» rief er überwallend von Freude. «Endlich, Olga!»

„Nun wußte ich, jetzt würde ein Kuß folgen. Aber ich war ja noch da — und ich wollte es nicht leiden. Ich schwang mich rasch über die niedere Taxushecke und stand so plötzlich dem Paare gegenüber.

„«Guten Abend!» sagte ich, den Hut ziehend. «Wie schön die Luft ist und wie herrlich der Mondschein!»

„Olga schrie erschreckt auf und klammerte sich an den Arm des Grafen.

„«Wer sind Sie, wie können Sie wagen?» brauste er auf.

„«In Ihr Geplauder so sans façon hereinzufallen, Herr Graf?» fragte ich. «Ah, Madame kennt mich, ich bin Madames lustiger Spielmann.»

„«Mein Himmel, Konstantin Rudloff», rief sie. „Sind Sie denn krank? Ist ein Unglück im Palazzo Navagero geschehen? Was treibt Sie hierher — und warum kommen Sie ohne Pierina?»

„«Ich habe meine Geige», sagte ich, das Instrument hochhebend, «ich wollte an dem schönen Abend Ihnen auch eine schöne Weise spielen.»

„«Sehen Sie nicht, daß Sie die Dame erschreckt haben?» fuhr mich der Graf an. «Zum mindesten war es unschicklich, so hier einzudringen. Gehen Sie jetzt, und morgen, wenn Sie vielleicht Ihren Rausch ausgeschlafen haben sollten, werden Sie sich bei meiner Braut und mir auf anständige Weise entschuldigen!»

„Er legte zärtlich den Arm um sie und wollte sie fortziehen; mich behandelte er wie einen Diener — und öffentlich nannte er sie nun Braut. Ich ertrug es nicht länger; sie, die Falsche, that nichts, um mich zu rechtfertigen.

„«Noch einen kleinen Augenblick, mein glücklicher Herr Bräutigam», sagte ich höhnisch, «ich habe ja nur das hübsche Liedlein spielen wollen, das Frau Olga so gern hat:

So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat,
Das thut ja selten gut.
Wir beide, wir haben's erfahren,
Was falsche Liebe thut.

Ein hübsches Lied, nicht so? Und Madame Olga weiß eine so feinsinnige Erklärung dazu. Fragen Sie sie nur.»

„«Unverschämter!» rief die schöne Frau zornig bebend.

„Es schien, als wolle der Graf die Hand gegen mich heben; da faßte ich mein Instrument — er wich zur Seite, es schlug klirrend gegen den hundertjährigen Cypressenstamm.

„«Morgen», sagte der Graf kalt und besonnen, «werden Sie mir mit der Waffe in der Hand Satisfaction geben!»

„«Gewiß», erwiderte ich, nun auch ruhiger, der Klagelaut meiner Geige hatte mich aufgerüttelt.

„Dann waren sie verschwunden — ich hörte wenige Minuten darauf den Schritt des Grafen auf den Steinplatten, und ich folgte ihm nach der Stella d'oro langsam, von Rachegedanken erfüllt."

IX.

Sänger, sprecht mir einen Spruch!
Sagt mir, was ist minder noth:
Der Geliebten Treuebruch,
Oder der Geliebten Tod?

Uhland-Rückert.

Mit Genugthuung bemerkte ich, daß La Barba nach und nach wieder die Alte wurde, fleißig, entschlossen — nur die frühere Heiterkeit war noch nicht völlig

zurückgekehrt. Von Eckbrecht hatten wir beide nichts wieder gehört; er mußte sich nun erst in die andern Verhältnisse finden, den erlittenen Schmerz gänzlich niederkämpfen. Zwischen uns wurde sein Name gar nicht genannt. Mich behandelte La Barba brüderlicher als je, und seit ich Eckbrecht verloren, war mir ihre Kameradschaft doppelt theuer.

Durch ihre Vermittelung erhielt ich die „Amati" für einige Stunden anvertraut; auch die Künstlerin wollte gern nach dem Cimitero hinaus, sie hatte richtig beim ersten Ausflug nach dort ein Motiv gefunden.

Damit wir diesmal den dritten Gefährten nicht vermißten, plauderten wir beide lebhaft, und als die Gondel anlegte, sahen wir uns lächelnd in die Augen, wir hatten einander gut unterstützt.

La Barba wanderte voraus nach dem Gräbergarten, ich wollte bei Fra Babo läuten; aber nichts antwortete dem Glockenton und die Zelle war leer. So folgte ich der Malerin. Sie war schon eingetreten, und auch den Pförtner bemerkte ich bei einem Obelisken, welcher das Grab eines Fremden bezeichnete. Er schien sich dort mühsam zu stützen. Ich überließ die Künstlerin ihren Träumen und ging zu ihm. Wie verändert und schwach er war! Er sah die Geige in meiner Hand, lächelte und hob sie dann zärtlich aus dem weichen Kasten, etwa, wie man ein Kind seinem Bettchen entnimmt.

Sie war mit einer Atlasdecke verhüllt, auf die man einen goldenen Lorberkranz gestickt hatte. Seine Lippen zuckten — er mochte der Zeit denken, wo man auch ihm Lorberkränze gewunden. Leise glitten seine zitternden Finger über das Instrument, dann stellte er es seitwärts und sagte:

„Agostino, mein geduldiger Freund, wollen Sie das Ende meiner Geschichte hier draußen hören? Es soll nicht lange währen, und ich meine, ich kann kaum einen bessern Rahmen zu dem Bilde finden als unsere Umgebung. Die Luft hier thut meinen Lungen gut, ich konnte in der Zelle heut gar nicht athmen. Der Bruder Apotheker brachte mir ein Mittel, das er sehr pries. Ach, ich warte auf einen andern Arzt, der alles, alles auf einmal heilt."

Ich sprach von Muth, von allem, was man solchem Kranken sagt — und es selber doch nicht glaubt.

„Laßt", sagte er, „Ihr müßt mir ja die Erlösung wünschen. Hier ist es auf die Dauer doch ein Elend, denn seit die Gedanken wiederkamen —! Und in die Welt zurück kann ich doch auch nicht."

Neben ihm sitzend, hörte ich ihn dann wieder in alter Weise erzählen:

„Mein letzter Morgen in Murano zog herauf. Ich war in der Nacht ruhiger geworden, mein Nachbar, der Graf, auch, wie es schien. Das Fieber, welches meine Adern durchrast, hatte nachgelassen, ich konnte klar denken. Und so that ich. Ich schalt mich einen Thoren, der sich vom Moment hatte hinreißen lassen. Ich glaubte gar nicht mehr für Olga zu empfinden wie am Abend vorher. Warum auch nur hatte ich etwas für sie gefühlt? Weil wir Männer überhaupt treulos von Natur sind — wir lieben hier, und dort reizt uns eine Kleinigkeit, und wir möchten auch da besitzen. Wie so anders ist die wahre Frauenliebe, man könnte sie mit der Ergebenheit, der Treue des Hundes vergleichen. Sie

lieben selbst da, wo sie mishandelt werden. Einer Frau, welche liebt, ist die ganze Welt gleichgültig, sie sieht nur den Einen; der Mann hat noch Augen für hundert Nebendinge und auch noch viel überflüssige Gedanken. Ich wurde in dem Morgengrau zu einem Denker, einem Philosophen. Und dann stieg Pierina's holdseliges Bild, umgeben von allem frühern Reiz, wieder vor meinen Blicken auf, und ich gönnte Olga dem Grafen fortan neidlos.

„Wäre ich mir nicht selber lächerlich erschienen, ich würde zu ihm gegangen sein und von einem Faschingsscherz gesprochen haben.

„Vom kleinen Balkon aus überblickte ich die stillen Straßen, den weichenden Nebel über den Lagunen. Nebenan trat der Graf heraus, wir grüßten einander formell.

„«Herr Rudloff», sagte er, «Sie werden einen Platz wissen, wo wir unserm Zweck genügen können!»

„Ich verbeugte mich zustimmend. Sein Ton hatte sehr ruhig geklungen; ich sah, wie er ein kleines Billet in die Brusttasche schob, er mochte es vielleicht an die Lippen gepreßt haben, unten huschte Olga's — nein Madame Sandart's Zofe hinweg. Ich las aus seinen Blicken, die forschend auf mir geruht hatten, keine Mordlust; wir würden vielleicht die Waffen aufeinander halten und Schüsse wechseln, wie man Visitenkarten abgibt. Und das bischen verpuffte Pulver würde die Luft von Murano segenbringend reinigen, und die Verlobung der schönen — nun ungefährlichen Teufelin den Ort von ihrer Gegenwart befreien.

„Niemand würde sie dort vermissen als der alte, galante Signor Navagero.

„«Ich erwarte Sie unten!» sagte der Graf, als fordere er mich in der höflichsten Weise der Welt zu einem Spaziergange auf.

„Ich eilte, ihn nicht warten zu lassen; auf den Steinstufen der Treppe that ich einen Fund in seinem Interesse, ein offenes Briefblatt — Olga's Handschrift.

„«Mon ami! Am Morgen nach unserm Verlobungstage kein sérieuses Rencontre, je vous prie! Zwei Schüsse in die Luft, ça sera bon, denn der kleine musicien wird auch nicht blutgierig sein — und er hat eine Warnung für immer! Après l'affaire erwartet Sie liebend Olga.»

„Ich überreichte dem Grafen das Blatt, aber ich hatte es zuvor zusammengefaltet. Er trug den Pistolenkasten unter dem Arm und litt nicht, daß ich mich zum Tragen erbot. So gingen wir schweigend dem andern Ende der Insel zu.

„Theaterduell, mußte ich denken. Wären wir beide muthig und ehrlich, so müßten wir uns die Hand geben, lachend einen Guten Morgen wünschen und nach verschiedenen Richtungen abgehen.

„Olga mußte am Abend zuvor ihren Verlobten noch völlig eingeweiht über mich — und gänzlich beruhigt haben.

„Nun war der Platz erreicht, hart an der Lagune. Der Graf prüfte die Waffen, schlug vor, zu gleicher Zeit zu schießen; ich fügte mich natürlich in alles.

„Furchtlos hob ich die eigene Waffe, sah in die Mündung der seinen — da, was war früher, der schwarze Schatten zwischen uns oder der Laut der beiden Schüsse? Er und ich standen unversehrt, aber zwischen uns, auf dem feinen Sande lag eine zierliche Gestalt blutüberströmt.

„Pierina!

„Wer hatte sie getroffen, wie war es geschehen? Wer hätte jetzt fragen können?

„Ich kniete neben ihr, rief ihren Namen, bat sie, die Augen zu öffnen, suchte das Blut zu stillen, riß das Gewand von der verwundeten Brust — umsonst!

„Was der Graf sagte, that, weiß ich nicht; daß Leute, durch die Schüsse oder Hülferufe herangelockt, sich sammelten, gewahrte ich durch einen Nebel. Ein Blatt Papier, blutdurchtränkt, nahm ich von ihrem Herzen — wieder Olga's Handschrift.

„«Wachen Sie über Konstantin, er hat in der Morgenfrühe ein Duell.»

„Sie mußte es in der Erregung, kurz nach unserm Streit geschrieben und übersandt haben.

„Der Schuß — welcher? hatte Pierina mitten durchs Herz getroffen, als sie sich zwischen uns stürzen wollte, den Kampf, den wir dem Scheine nach nur zu vollziehen gekommen waren, zu verhindern. Todt!"

„Nicht wahr, Agostino", setzte Fra Babo nach einer Pause mit Anstrengung hinzu, „solch ein dramatischer Schluß findet sich oft in den Romanen, ich hätte auch bis dahin nicht an seine Verwirklichung geglaubt. Aber da lag sie vor mir — blaß, blutig, erstarrend — und anklagend hob sich aus dem Nebel eine andere Gestalt, die des blinden Greises, dem ich die Freude, den Stab und die Stütze seines Alters für immer geraubt.

„Ob die Menge davon gemurmelt, daß man ihn holen, die Todte zu ihm tragen wolle, ich wußte es nicht — noch einen Kuß auf ihre Lippen, dann stürzte ich davon.

„Irgendwo fand ich eine Barke, löste sie, ließ sie davontreiben, weit hinaus, und warf mich mit geschlossenen Augen auf den Boden derselben. Sturm lag in der Luft — ich hieß ihn willkommen!"

Er wollte sich erheben, gesticulirte heftig mit den Armen und sank dann ermattet an meine Schulter.

„Am Gestade von San-Michele haben sie mich gefunden und zu den Mönchen gebracht — nun habt Ihr den Schluß!"

Er schloß die Augen, ich sah, wie sein Herz unter der härenen Kutte sich hob und senkte in wilden Schlägen. Dann waren wir beide eine lange Zeit wortlos, er erschöpft — und ich wußte nicht, was ich ihm hätte sagen können!

Als er endlich die Augen wieder öffnete, fiel sein Blick auf die Geige. Ich reichte sie ihm. Er begann, sie leise zu stimmen, ein verklärtes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Wißt, mein Freund, das süße, alte Liebeslied, das ich in jener Mondnacht spielte für Pierina, das möchte ich noch einmal selber hören!"

Und er spielte! O, daß ich nicht beschreiben kann, wie. Herzbethörend, sinnverwirrend, klagend, jubilirend, Zauberweisen — und endlich, ein Miston! Er fiel zurück, Blut färbte seine Lippen.

La Barba hörte meinen erstickten Schrei und kam herbei. In ihren Schos bettete ich sein Haupt — er aber öffnete die Augen nicht mehr.

Lange hielten wir stille Wacht bei ihm, dann rief ich den Pater Guardian; sie sprachen Todtengebete neben ihm und trugen ihn dann in seine Zelle. Alle

hatten sie ihn geliebt, den bleichen Dulder, ahnungslos, daß er so hoch über ihnen stand wie die Sonne am Firmament.

„Ein traurig Leben, aber ein selig Sterben!"

Auf der Heimfahrt sagte ich La Barba, wer auf ihren Knien den letzten Seufzer ausgehaucht.

X.

Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh',
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.

Uhland.

Am Tage darauf begruben wir ihn schon, Fra Babo, den Pförtner von San-Michele, einst in der schimmernden, flimmernden — und falschen Welt Konstantin Rudloff genannt. Es war sehr feierlich; ich hatte alle Künstler der Lagunenstadt geladen, und der Pater Guardian war nicht dagegen, daß wir ein Begräbniß hielten, das den eigentlichen Klosterregeln des heiligen Franciscus entgegen war. Deutsche Klage- und Auferstehungslieder erschollen unter den Kreuzgängen und über den verwilderten Cimitero hin, weit hinaus auf die blauen Lagunen. Es war so windstill, so poetisch, die Sonne eben im Sinken. Wie es ein selig Sterben gewesen war, so wurde es nun auch ein köstlich Versenken. An demselben Ort, wo Ludwig Robert, der große, unglückliche Maler, seine Ruhestätte gefunden, wurde nun auch der Geigerprinz gebettet —

Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Die Liebe Gottes decket Euch zu,
All überall.

Ich kehrte dann in mein Atelier zurück und arbeitete sehr fleißig an einem Grabdenkmal für Konstantin Rudloff.

Als ich es aufgestellt hatte — nur La Barba, der Pater Guardian und ich waren bei der Enthüllung — glaubte ich, der gute Pater würde doch etwas verwundert dreinschauen, weil ich einen Schelmengott aus der Griechenwelt in seine fromme Ruhestätte eingeschmuggelt — einen musicirenden Amor. Aber er hielt den nackten Knaben der Flügel wegen wol für einen sanften Cherub und fand ihn molto bello! Ja, guter Pater Guardian, dieser schöne Engel, der war's, welcher all das angerichtet, was das Leben des so schnell zu entflammenden Künstlers verschönt und verbittert und das traurige Ende herbeigeführt!

La Barba weinte über dem Werk — ich hätte so Herrliches noch nicht geschaffen, meinte sie. Und später erlangte das Denkmal wirklich Ruf.

Sie machte mir, als wir an dem Hügel saßen, noch eine Mittheilung aus Deutschland; eine Freundin schrieb ihr über die Gräfin Olga Balding:

„Sie ist eine der gefeiertsten Schönheiten der Residenz, schillernd, phantastisch, nicht alternd, stets eine beauté du diable. Nur eine Caprice hat die bestrickende Frau, eine sehr bizarre Laune, sie haßt und flieht die Musik. Warum, erklärt

sie nicht — vielleicht nur, um sich interessant zu machen. Ueber ihre Ehe spricht man nicht; es scheint dem Manne zu gefallen, daß man ihr von allen Seiten huldigt, zur Eifersucht hat er scheinbar keine Anlagen."

Wir, an Konstantin's Hügel sitzend, wir hatten eine Erklärung für die bizarre Laune der Weltdame!

Wir sprachen dann von Arbeitsplanen. La Barba wie ich waren reich daran.

„Ich kehre nie nach Deutschland zurück", sagte die Malerin, „ich passe nicht für die dortigen Verhältnisse. Aber Sie müssen es, Agostino, Sie dürfen sich hier nicht einspinnen. Wir bleiben ja auch später durch Freundschaftsbande vereinigt, wir haben Dinge zusammen erlebt, die sich nicht vergessen lassen!" So war's!

Und dann konnte ich auch ihr eine Mittheilung aus Deutschland machen. Eckbrecht Holvers war seit acht Monaten dort und hatte mir nun zum ersten mal geschrieben.

„Du wirst das verstehen", sagte er darüber, „ich mußte mich erst hineinfinden. Es war so gar kein Uebergang von dem alten Boden wieder auf das Gebiet der Wirklichkeit! Die deutsche Luft weht so ganz anders als die weiche, traumhafte dort bei Euch. Auf dem alten Boden wachsen wie Wunderblumen seltsame Wünsche auf — hier, bei nüchternem, grellem Tageslicht sind sie phantastische Dinge. Jetzt verstehe ich meine Mutter, die mich so unendlich liebt, und bin La Barba, dem treuen Kameraden, sehr dankbar für seine — ihre — Fühllosigkeit. Es hätte nicht getaugt, ich weiß es jetzt.

„Dagegen — denke Dir, daß sich eben ein blonder Kopf über meine Schulter beugt und zwei blaue Augen erspähen möchten, was ich dem fernen Freunde denn so langweilig viel zu schreiben habe. Die Blondine, unter den finstern Tannen des Schwarzwaldes erwachsen, ist meine Braut und in vier Wochen die allerliebste und würdevollste Doctorin, welche Du Dir nur vorstellen kannst. Ich hoffe, Du siehst Dir das Pärlein bald an, und dann kannst Du zäher, alter Junggeselle die Bekanntschaft des zweiten Exemplars der Schwarzwälderin machen — mein Gretchen hat eine Schwester — Du weißt, junge Eheleute helfen gern andern auch zu ihrem Glücke."

La Barba hatte die Hände gefaltet, ihr Blick war überirdisch schön, sie hatte alles überwunden, und diesmal konnte sie ohne das geringste Zittern ihrer Stimme sagen: „Ja, alles Glück der Welt mag mit ihm sein!"

Erinnerungen an Thomas Carlyle.

Von

Friedrich Althaus.

Nach den Erfahrungen der kurzen, seit seinem Tode verflossenen Zeit zu urtheilen, wird an Schriften über Carlyle's Leben und Charakter kein Mangel sein; im Gegentheil deutet alles darauf hin, daß eine umfangreiche Literatur sich um die Gestalt des merkwürdigen Mannes versammeln wird, der schon zu seinen Lebzeiten in England ein allgemeineres persönliches Interesse erregte als irgendein anderer Autor seit den Tagen Lord Byron's. D'Israeli-Beaconsfield mag manchem als Gegenbeweis dieser Behauptung einfallen; aber der Einwand ist nur scheinbar gerechtfertigt, schon der Doppelname des Mannes widerlegt ihn. D'Israeli, der Autor, würde nie zu einer so ansehnlichen Figur in der zeitgenössischen Welt aufgestiegen sein, ohne den Doppelgänger D'Israeli, der als Politiker den Preis der Grafenkrone und des Hosenbandordens davontrug; in der That ist es wol kaum zweifelhaft, daß sein Schriftstellerruhm (so weit derselbe reicht) wesentlich fortdauern wird auf dem Grunde seiner parlamentarisch-staatsmännischen Laufbahn. Bei Carlyle dagegen waren Schriftsteller und Mensch im vollsten Sinne des Wortes identisch. Auch war er nichts weniger als eine meteorische, rasch und glänzend auftauchende und vorüberziehende Erscheinung wie Lord Byron. Die Zeit seines Ruhmes begann, als er schon das Alter überschritten hatte, in dem Lord Byron's Leben endete, und langsam, durch eine bis ins höchste Alter fortgesetzte Wirksamkeit, prägte sein Charakterbild sich dem Geiste der Mitlebenden ein. Sucht man in der Geschichte der englischen Literatur nach einem Vergleich, so möchte wol keine andere Erscheinung ihm näher kommen als die Samuel Johnson's; mit allen bei solchen Vergleichen nothwendigen Abzügen könnte man Carlyle, in Bezug auf seinen schriftstellerischen Charakter und nationalen Einfluß, bezeichnen als den Samuel Johnson des 19. Jahrhunderts. An genialer Begabung überragte er Johnson ebenso weit, als er unsern Jean Paul, mit dem man ihn gleichfalls nicht ohne Unrecht öfter zusammengestellt hat, übertraf an Energie und Entschiedenheit des Charakters. Wie dieser, war er ein großer Dichter in Prosa, als Essayist und Geschichtschreiber ohne Frage der größte Dichter, den England hervorgebracht hat. Schottisch-puritanisch durch den religiösen Ernst seiner Ueberzeugung, stand er zugleich auf der Höhe des modernen Denkens und gebot über eine Fülle von

Humor und Phantasie, die in Verbindung mit jenen andern Eigenschaften seinen Werken einen ganz eigenartigen Reiz verleihen. Für uns Deutsche hat er noch das besondere Interesse eines genialen Vermittlers zwischen englischer und deutscher Bildung. Seine eigene schriftstellerische Thätigkeit entwickelte sich auf dem Grunde der deutschen Literatur und Philosophie, und in England war er der erste, der uns nach dieser Seite durch eine lange Reihe vorzüglicher kritischer Arbeiten die gebührende Anerkennung eroberte. Noch gegen das Ende seines Lebens kehrte er von seinen Arbeiten über die Französische und die Englische Revolution und von seiner Kritik der Gegenwart zu seinen deutschen Studien zurück, indem er zum Gegenstande seines letzten großen Werkes mit prophetischem Blick den großen deutschen König wählte, dessen Thaten zu der jüngsten nationalen Umgestaltung und Erneuerung unsers Vaterlandes die Wege gebahnt hatten. In seiner Jugend ein Freund Goethe's, erlebte er in hohem Alter als Geschichtschreiber Friedrich's des Großen noch die Ehre der Ernennung zum Ritter des Ordens pour le mérite.

Wie jedes wahre eigenartige Genie, bietet auch Carlyle der Betrachtung die mannichfachsten Seiten dar, und vermuthlich werden die Urtheile über ihn immer verschieden lauten nach den Gesichtspunkten, von denen aus er angeschaut wird. Er selbst erklärte gelegentlich, daß er sich mit gewissen Ansichten in einer Minorität von Einer Stimme befinde. Nicht selten machte die leidenschaftliche Heftigkeit seiner Ueberzeugungen ihn ungerecht; in der That vereinigten sich in ihm selbst wie in den historischen Begebenheiten und den gesellschaftlichen Zuständen, die er mit so wunderbarer Naturtreue darstellte, die größten Gegensätze. Es würde etwas von seinem eigenen blitzartigen Scharfblick, von seiner eigenen dichterischen Sympathie, von seiner eigenen genialen Beredsamkeit dazu gehören, ihn in dem ganzen Umfang und der Tiefe seines Wesens so zu schildern, wie er wirklich war. Inzwischen lassen, bei aller Verschiedenheit des Urtheils, die seit seinem Tode veröffentlichten Schriften über ihn die große Stelle, die er in seiner Zeit einnahm, den tiefen Eindruck, den er hinterlassen hat, bereits mit genügender Deutlichkeit erkennen. Seine eigenen, vor kurzem veröffentlichten „Reminiscences" haben diesen Eindruck verstärkt, aber das Verlangen nach authentischen Mittheilungen über sein Leben und seine Persönlichkeit keineswegs erschöpft. Unter diesen Umständen werden, wie ich hoffe, auch die nachfolgenden persönlichen Erinnerungen als Beiträge zur Kenntniß des merkwürdigen Mannes meinen deutschen Landsleuten nicht unwillkommen sein.

Meine Bekanntschaft mit Carlyle entstand theilweise im Zusammenhang mit einer Arbeit über ihn, die im Juli 1866 in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde. Die Vollendung der „Geschichte Friedrich's des Großen" im Jahre 1865, die nicht lange nachher folgende Wahl Carlyle's zum Rector der Universität Edinburgh und seine dort in Aussicht stehende Antrittsrede erweckten damals auch in Deutschland eine gesteigerte öffentliche Aufmerksamkeit, und es erging von dem Herausgeber dieser Zeitschrift an mich die Aufforderung, Carlyle's Leben und schriftstellerische Wirksamkeit in einem Essay übersichtlich darzustellen. Schon lange mit seinen bedeutendsten Schriften vertraut, übernahm ich diese Aufgabe gern;

aber als ich mich nach den Quellen über seine Lebensgeschichte umsah, gerieth ich bald in nicht geringe Verlegenheit. Es fehlte nicht an biographischen Notizen und verstreuten Thatsachen, doch alles in allem waren diese äußerst ungenügend; besonders waren für die Anfänge seiner Laufbahn die Daten voll von Lücken. Ich wendete mich daher endlich mit einer Reihe von Fragen an Carlyle selbst, erhielt indeß keine Antwort. Die Aussichten für meine Arbeit schienen daher wenig ermuthigend. Noch immer nicht gewillt, mich in dieses negative Resultat meiner Bemühungen zu ergeben, begegnete ich kurz darauf einem schottischen Freunde, dem ich meine Noth klagte. Dieser selbst kannte Carlyle nicht, aber er kannte einen deutschen Landsmann, der, wie er mir mittheilte, jahrelang mit Carlyle befreundet gewesen war und von dem ich jedenfalls mehr über ihn werde erfahren können als aus irgendeiner andern Quelle: Neuberg, den Uebersetzer der „Geschichte Friedrich's des Großen", und ganz in meiner Nähe in London ansässig. Auf meine Bitte setzte mein Schotte diesen deutschen Freund Carlyle's von meinen Wünschen in Kenntniß, und einige Tage später erreichte mich eine Aufforderung von Neuberg, ihn zu besuchen.

Ich fand in einer hochgelegenen, wohnlich eingerichteten Villa in ländlicher Umgebung, am Abhang des Hügels von Hampstead, einen etwa 60 Jahre alten Mann in seinem Studirzimmer mit der Uebersetzung von Carlyle's „Geschichte Friedrich's des Großen" beschäftigt. Sein freundliches Entgegenkommen ließ nichts zu wünschen übrig, und nicht lange, so befanden wir uns in eifrigem Gespräch über den Gegenstand, der unsere Zusammenkunft veranlaßt hatte. Eine Frage ergab die andere. Ueber manche zweifelhafte Punkte konnte Neuberg mich sofort aufklären; in Bezug auf anderes dagegen war auch er ungewiß, versprach aber mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit, bei Carlyle selbst Erkundigungen einziehen zu wollen. Durch Neuberg veranlaßt, erzählte nun Carlyle diesem vieles aus seinem Leben, was jener dann mir, meist in Carlyle's eigenen Worten, wiedererzählte. Wir sahen uns unter diesen Umständen öfter und ich konnte nicht unterlassen, auch Fragen zu stellen über die Geschichte des deutschen Landsmanns, dessen Existenz in London mir vorher völlig unbekannt gewesen und dem ich so unerwartet nahe getreten war. In jeder ausführlichern Biographie Carlyle's sollte Neuberg eine Stelle finden. In diesen Erinnerungen gebührt ihm eine hervorragende Stelle. In der That ist es mir ein Bedürfniß, hier von ihm zu reden, und die Leser werden es mir Dank wissen, wenn ich ihnen im Zusammenhang mit Carlyle eine deutsche Charaktergestalt vorführe, die in jedem Sinne ein theilnahmvolles Andenken verdient.

Joseph Neuberg war im Jahre 1806 in Würzburg geboren. Zu einer kaufmännischen Laufbahn bestimmt, trat er früh in das Geschäft eines Onkels in Frankfurt am Main. Von dort kam er nicht lange nachher nach Hamburg, wo dieselbe Firma ein Haus hatte, und von Hamburg im Jahre 1830 nach Nottingham, wo ein anderes Zweiggeschäft etablirt war. Die Veranlassung seiner Sendung nach Nottingham war die Unzufriedenheit der Firma mit ihrem dortigen Geschäftsführer. Neuberg, dessen Energie und Tüchtigkeit ihm bereits das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten erworben hatte, sollte jenem controlirend zur Seite treten, und er

entledigte sich seiner Aufgabe mit so großem Erfolg, daß er nach einigen Jahren als Theilhaber in die Firma aufgenommen wurde. So tüchtig er indeß als Geschäftsmann war, so wenig waren seine Interessen auf die blos kaufmännischen Kreise beschränkt geblieben. Literatur, Kunst, Politik, öffentliches Leben zogen ihn mächtig an. Er erlebte in England die bewegten Zeiten der ersten Reformbill und den großen Aufschwung des Nationallebens, welcher diesem bedeutungsvollen Ereigniß folgte. In einer ansehnlichen Fabrikstadt wie Nottingham traten besonders die mit der Hebung der arbeitenden Klassen verknüpften Probleme in den Vordergrund, und durch seine eifrige Theilnahme an den Bemühungen, dieses Ziel auf dem Wege der Erziehung und Bildung zu erreichen, gewann Neuberg in den leitenden Kreisen in Nottingham bald einen hervorragenden Einfluß. Der Arbeiterverein (Mechanics Institution), das People's College, die Kunst- und Gewerbeschule fanden in ihm einen fördernden Freund und Führer. Eine Reihe von Jahren fungirte er als Präsident des People's College und der literarischen Abtheilung des Arbeitervereins. Oefter hielt er in diesen Stellungen selbst Vorträge; immer war er bemüht, die besten Kräfte in England für Curse von Vorlesungen an jenen Anstalten zu gewinnen. So lud er im Herbst 1847 auch den Amerikaner Ralph Waldo Emerson, der damals England bereiste, nach Nottingham ein. Emerson kam und wohnte während seines Aufenthalts in Nottingham bei Neuberg. Schon längst war dieser ein eifriger Leser und begeisterter Bewunderer von Carlyle's Schriften gewesen. Zu den Vorlesungen, die Carlyle im Jahre 1840 über Heroenverehrung hielt, war er nach London gereist. Im Jahre 1846 hatte er selbst im Arbeiterverein einen Vortrag über Carlyle gehalten. Emerson seinerseits stand seit Jahren, seit er während seiner ersten Reise nach Europa im Jahre 1833 Carlyle in der Bergeinsamkeit von Craigenputtock aufsuchte, mit diesem in freundschaftlichem Verkehr. Es war deshalb nur natürlich, daß von Carlyle gesprochen wurde, daß Emerson's Erzählungen den lebhaften Wunsch Neuberg's laut werden ließen, Carlyle's persönliche Bekanntschaft machen zu können, und daß jener bereitwillig dazu die Hand bot. Als Emerson daher im März 1848 von seiner Tour in den Norden von England zurückkehrte, fuhren beide Freunde zusammen nach London, und die Einführung Neuberg's bei dem „Philosophen von Chelsea" fand statt. Man gefiel sich sofort gegenseitig. Es war damals eine Zeit, in der alle Blicke sich nach Deutschland wandten; die revolutionären Ereignisse erweckten die lebhaftesten Hoffnungen für die Wiedergeburt des deutschen Volkes. Auch Carlyle, den von früh auf so manche Bande der Sympathie mit Deutschland verknüpft hatten, gab, wie Neuberg mir erzählte, diesen Gefühlen Ausdruck. „Es lebe das deutsche Vaterland!" klang damals auch von seinen Lippen. Doch diese patriotischen Sympathien bildeten keineswegs das einzige Verbindungsmittel. Man fand sich in allgemeiner Uebereinstimmung und schied mit dem Wunsche und Vorgefühl einer Fortsetzung des begonnenen Verkehrs. Noch während desselben Jahres besuchte Dr. Carlyle, Carlyle's Bruder, der sich als Uebersetzer Dante's einen Namen gemacht hat, Neuberg in Nottingham. Im Jahre 1849 empfing er dort den Besuch von Mrs. Carlyle. Diese fand ihn in trüber, gedrückter Stimmung. Er hatte nicht lange vorher nach einer kurzen glücklichen Ehe seine Frau verloren

und verlangte aus den alten Verhältnissen in neue hinaus. Das kaufmännische Leben war ihm in demselben Maße lästig geworden, als seine außergeschäftlichen Interessen sich erweiterten und vertieften. Er dachte daran, sich zurückzuziehen und ganz literarischen Beschäftigungen zu leben. Am liebsten wäre er Carlyle nahe gewesen. So äußerte er denn während jenes Besuchs von Mrs. Carlyle den Wunsch, dem verehrten Manne als freiwilliger Secretär seine Dienste zur Verfügung zu stellen, und Carlyle, durch seine Frau benachrichtigt, nahm dies Anerbieten an. Neuberg löste nun seine geschäftlichen Beziehungen und siedelte nach London über. Carlyle war um jene Zeit mit den „Latterday Pamphlets" beschäftigt, und die Jahre 1849—50, während diese Strafreden an das Geschlecht unserer Epoche in längern und kürzern Zwischenräumen erschienen, bezeichneten den Beginn des intimen Verkehrs beider Männer. Aus Neuberg's Feder stammt die ebenso sorgfältig gearbeitete als charakteristische Inhaltsübersicht sowie der allgemeine Index, welche der Gesammtausgabe der „Latterday Pamphlets" hinzugefügt wurden. Die bittere Stimmung, aus der diese Pamphlete hervorgingen, der schroffe unversöhnliche Ton, der ihnen unter Carlyle's Schriften eine Stelle für sich anweist, konnte zugleich als wahrer Prüfstein für den Umfang der beiderseitigen Sympathien gelten. Carlyle meint in seinen „Reminiscences", „selbst Neuberg, der ihm während der ganzen Arbeit eifrig geholfen, habe nicht alles gebilligt." Aber die neugegründete Freundschaft überstand diese Probe, und alles in allem zögere ich nicht, die Ueberzeugung auszusprechen, daß Carlyle unter den vielen Tausenden seiner Leser in beiden Hemisphären nie einen gläubigern und treuern Anhänger gehabt hat oder je haben wird als Joseph Neuberg.

Nach der Vollendung der „Latterday Pamphlets" ging Neuberg auf einen längern Besuch nach Deutschland. Wahrscheinlich fühlte er das Bedürfniß, die Lücken seiner Kenntnisse zu ergänzen, für die neue Thätigkeit in seinem Verhältniß zu Carlyle eine festere Grundlage zu gewinnen, als bisher möglich gewesen war. Er wählte Bonn zu seinem Aufenthaltsort, und mehr als zwei Jahre lebte er dort ganz den Studien. Die Universitätsbibliothek bot reichlichen Stoff zur Lektüre; daneben hörte er an der Universität die Vorlesungen über Geschichte und Literatur, verkehrte in den gelehrten Kreisen mit Arndt, Dahlmann, Simrock u. a. und übte seine Feder an der Uebersetzung von Carlyle's „Lectures on Hero-worship" und „Past and Present", sowie an englischen Beiträgen zu der londoner literarischen Wochenschrift „The Leader" und zu der „Westminster Review". Mit Carlyle wurde ein lebhafter Briefwechsel unterhalten. Dieser hatte inzwischen den Plan zu seiner „Geschichte Friedrich's des Großen" gefaßt und meldete im Sommer 1852, daß er zum Zweck von Vorarbeiten zu jenem Werke eine Reise nach Deutschland beabsichtige, auf der Neuberg's Begleitung ihm willkommen sein werde. Im Spätsommer 1852 erschien er demnach in Bonn und bald darauf traten beide Freunde ihre Fahrt an. Es war das erste mal, daß Carlyle seinen Fuß auf deutschen Boden setzte. Deutschland war für ihn bis dahin vor allem das Land Luther's, Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, das Land der Reformation und der deutschen Classiker und Romantiker gewesen, und oft waren seine Gedanken während der verflossenen Jahrzehnte an die Stätten hinübergewandert, die unauflöslich

mit jenen Epochen unserer Geistesbildung verknüpft sind. Für das Studium Friedrich's war sein Hauptzielpunkt Berlin und dessen Umgebung. Aber unter den obwaltenden Verhältnissen lag der Wunsch nahe, dies Ziel auf einem Umwege zu erreichen. Die Fahrt ging daher von Bonn zunächst rheinauf nach Frankfurt, wo das Goethe-Haus, von dort nach Erfurt und Eisenach, wo Luther's Kloster und die Wartburg in Augenschein genommen wurden, dann an die classischen Denkstätten Weimar und Jena, von dort nach Leipzig und Dresden, und endlich, nach einem Ausfluge auf das Schlachtfeld von Torgau, nach Berlin. Von Berlin aus wurde noch eine Fahrt nach Frankfurt an der Oder unternommen, zur Erforschung des Schlachtfeldes von Kunersdorf. Dann kehrten beide Freunde an den Rhein zurück. Die Reise hatte im ganzen sechs Wochen gedauert. Während des kommenden Winters sollte die Arbeit an „Friedrich dem Großen" beginnen. Verschiedene Umstände hielten indeß Neuberg noch in Deutschland zurück. Erst im Jahre 1853 folgte er Carlyle nach London, um sich dann dauernd in seiner Nähe niederzulassen.

Die Arbeit an der „Geschichte Friedrich's des Großen" beschäftigte Carlyle fast ausschließlich 13 Jahre hindurch, von 1852 bis 1865, und während dieser ganzen Zeit stand Neuberg ihm unermüdlich thätig mit wahrhaft aufopfernder Freundschaft zur Seite. Manchen arbeitsvollen Tag verbrachte er mit der Sammlung und Sichtung von Materialien im Britischen Museum und im State-Paper Office, mit der Durchsicht von Correcturbogen, mit Correspondenzen und Nachfragen in Deutschland. Nach der Vollendung der beiden ersten Bände im Jahre 1858 begleitete er Carlyle auf einer zweiten Reise nach Deutschland, die vorzugsweise dem Besuch der Schlachtfelder Friedrich's in Sachsen, Böhmen und Schlesien gewidmet war. Zugleich unternahm er die Uebersetzung von Carlyle's Werk ins Deutsche: eine Arbeit, die er mit einer Gewissenhaftigkeit und Liebe zur Sache ausführte, wie sie wol selten bei dem Uebersetzer gefunden werden. Ich erinnere mich, daß er mir einmal erzählte, wie einzelne Sätze oder Ausdrücke ihm mitunter tagelanges Kopfzerbrechen verursachten, weil keine Uebersetzung ihm ganz genügte, und wie es ihn getröstet habe, in einem Bericht über Luther's Uebersetzung der Bibel ganz ähnlichen Aeußerungen der Verlegenheit zu begegnen. Für den letzten Band schrieb er auf Carlyle's Wunsch eine ausführliche Darstellung der Geschichte des Müller Arnold'schen Processes: eine Episode, deren näheres Quellenstudium am Schlusse eines so langen und mühevollen Werkes Carlyle abstieß und für die er daher gern in dem betreffenden Kapitel jenes Bandes Neuberg's Arbeit zu Grunde legte. Diesem war die treu geleistete Hülfe Lohn genug; überdies gewährte die Vergleichung seiner Arbeit mit der Metamorphose, die sie unter Carlyle's Händen erfuhr, ihm ein aufrichtiges Vergnügen. Es konnte keinen selbstlosern, keinen wahrhaft ergebenern Freund geben als ihn. Dabei besaß er ein scharfes Urtheil, einen glücklichen Humor und besonders in der neuern deutschen Literatur eine große Belesenheit. Die Bekanntschaft mit den neuern Erscheinungen der deutschen Literatur wurde für Carlyle wesentlich durch ihn vermittelt. Vor allem trug er Sorge, daß kein irgend nennenswerther Beitrag zur Friedrich- und Goethe-Literatur dem Freunde unbekannt blieb.

So fand ich Neuberg, als ich unter den oben erwähnten Umständen mit ihm in Verbindung trat. Wir waren in manchen Punkten, auch in Bezug auf Carlyle, verschiedener Ansicht, verstanden uns jedoch der Hauptsache nach und hatten vielerlei Erfahrungen miteinander auszutauschen. Meine Arbeit über Carlyle, die, wie schon bemerkt, in dieser Zeitschrift (Neue Folge, II, 2., 1 fg.) abgedruckt wurde, gefiel ihm. Auch Carlyle selbst schrieb mir einen freundlich anerkennenden charakteristischen Brief. Ich hätte ihn damals gern kennen gelernt, äußerte indeß diesen Wunsch nicht, auch nicht gegen Neuberg. Abgesehen von andern Rücksichten hinderte mich daran die Rücksicht auf ein tragisches Ereigniß, das Carlyle während jener Zeit schwer betroffen hatte. Wenige Tage nach seiner Rectorrede in Edinburgh, während er noch in Schottland abwesend war, war mit furchtbarer Plötzlichkeit seine Frau gestorben, und ich wußte durch Neuberg von der tiefmelancholischen menschenscheuen Stimmung, in welche dieser herbe Verlust den kinderlosen alten Mann versetzt hatte. Um so erfreulicher war es mir nun, als ich vor kurzem erfuhr, daß meine Arbeit in jener trüben Zeit für ihn von wirklichem Interesse gewesen war. Bald nach seinem Tode hörte ich durch unsern berühmten Landsmann Max Müller, einen alten Freund Carlyle's, daß in seinem Nachlaß ein Exemplar meines Essay vorhanden sei mit ausführlichen Anmerkungen von seiner Hand versehen, und ich brauche nicht zu sagen, mit welchen Gefühlen ich diese Blätter, die Mr. Froude, Carlyle's literarischer Testamentsvollstrecker, die Freundlichkeit hatte mir mitzutheilen, durchlas. Sie sind datirt vom September 1866 und enthalten, außer einem Vorwort und Nachwort, zahlreiche sehr werthvolle Ergänzungen und Berichtigungen meines biographischen Versuchs. Gegen mich erwähnte Carlyle diese Sache nie; auch Neuberg scheint von dem Vorhandensein jenes Manuscripts nichts gewußt zu haben. Ich sah Neuberg, wie vorher, öfter, zuletzt im Januar oder Februar 1867, bei welcher Gelegenheit er mir einen eben angekommenen Brief Carlyle's aus Mentone vorlas, wo dieser auf den Wunsch seiner Freunde zur Stärkung seiner tieferschütterten Gesundheit die Wintermonate von 1866—67 verlebte. Neuberg schien in bester Laune. Er hatte sich von einem lästigen Unwohlsein erholt und war wie gewöhnlich eifrig mit seiner Uebersetzung der „Geschichte Friedrich's des Großen" beschäftigt. Aber nur wenige Wochen später hörte ich von seinem plötzlich erfolgten Tode. Auch Carlyle, der in denselben Tagen aus dem Süden heimkehrte, hatte den alten Freund nicht mehr am Leben gefunden.

Von seinem Uebersetzungswerk waren noch die anderthalb letzten Bände unvollendet. Es erhob sich nun die Frage, wer diese Arbeit abschließen solle, und auf den Wunsch von Neuberg's Schwester, die seit mehrern Jahren als Witwe mit ihren Kindern in dem Hause des innig geliebten Bruders wohnte und ebenfalls mit Carlyle und dessen Frau lange freundschaftlich verkehrt hatte, wurde, unter Zustimmung Carlyle's, diese Aufgabe von mir unternommen. Eine persönliche Anknüpfung fand auch damals nicht statt. Erst im October 1867, nachdem die Uebersetzung des fünften Bandes beendet war, bat ich, zum Zwecke von Fragen über die diesem Bande beigefügten Karten sowie über einen demselben voranzusetzenden Nachruf an Neuberg, Carlyle um eine Zusammenkunft. Er antwortete

durch eine allgemeine Einladung, ihn zwischen $2^1/_2$ und 3 Uhr nachmittags zu besuchen, „if you wish to see me about that book, z. B. am Mittwoch, den 16. des Monats, um jene Zeit".

Und um jene Zeit befand ich mich denn, am 16. Oct. 1867, in Cheyne Row, der ganz abgelegenen Seitenstraße der südwestlichen Vorstadt Chelsea, wo Carlyle von seiner ersten Niederlassung in London (1834) bis zu seinem Tode wohnte. Nach einer Seite lief Cheyne Row damals in einen kleinen, wüst aussehenden Hof aus; in der Mitte der Row standen die Häuser nur an einer Seite, während an der gegenüberliegenden Seite eine hohe Mauer hinlief, über welche die Bewohner der Row aus den obern Stockwerken einen freien Blick in die Gärten einer weiter abliegenden Häuserreihe hatten, die mit Cheyne Row parallel läuft. Die Häuser von Cheyne Row, meist, wenn ich mich recht erinnere, schon zur Zeit der Königin Anna aus rothbraunen Ziegelsteinen erbaut, sehen ziemlich alt, aber ganz gentil aus. Die gesammte nächste Umgebung macht den Eindruck völliger Abgeschiedenheit, sofern derselbe in einer Stadt wie London möglich ist, und nur der Blick auf die Themse, die am andern Ende der Row, wo sie sich zu einer Gasse verengt, hervorschimmert, mahnt an die draußen liegende Welt und bringt Leben in diese städtische Einsamkeit. Ich hatte mir diese Gegend vorher auf der Karte von London betrachtet und mir gedacht, daß die Nähe des Flusses ohne Zweifel Carlyle bei der Wahl seines Wohnortes mit bestimmt habe, und daß die mit Häuserreihen und Bäumen bedeckte Fahrstraße, welche hier der Themse unmittelbar entlang läuft und von wo man einen weiten Blick auf die gegenüberliegenden Flußufer, besonders nach Südwesten zu, genießt, gewiß einer seiner Lieblingsspaziergänge auf den langen einsamen Wanderungen gewesen sei, auf denen er sich an unruhigen Tagen und in schlaflosen Nächten Ruhe erwanderte. Da ich Cheyne Row pünktlich genug erreicht hatte, konnte ich auch nicht unterlassen, erst an den Fluß hinauszutreten und mir die halb städtische, halb ländliche Scenerie der Ufer zu betrachten. Es war eben hohe Flut und das frisch belebte Bild mit den Brücken, den Schiffen, der weiten Aussicht ins Land bestätigte mir meinen Eindruck von der Bedeutung dieses Philosophenganges in dem Leben des alten einsamen Philosophen von Chelsea. Doch ich durfte nicht zu lange verweilen und kehrte nach Cheyne Row um. Da war Nr. 5, Carlyle's Haus, ein zweistöckiges Haus, mit drei Fenstern in der Front und über dem zweiten Stock das Fenster der Mansarde, die er, wie ich von Neuberg wußte, bauen ließ, um völlig ungestört bei der Arbeit zu sein, als er an der „Geschichte Friedrich's" arbeitete, und wo der größte Theil derselben vollendet wurde. Eine ältliche Frau, die wie eine Haushälterin aussah, öffnete mir, und nachdem ich sie darüber beruhigt, daß ich kein ungebetener Eindringling sei, sondern von Carlyle erwartet werde, wurde ich in das Drawing-Room hinaufgeführt. Dies war ein geräumiges, wohnlich und elegant eingerichtetes Zimmer, mit Bücherschränken zu beiden Seiten des Kamins und voll von Bildern, Oelgemälden und Kupferstichen an den beiden Hauptwänden, die auf den ersten Blick zwei Hauptarbeitsepochen aus Carlyle's Leben: die „Geschichte Cromwell's" und die „Geschichte Friedrich's des Großen", zur Anschauung brachten. Die Mitte der dem Kamin gegenüberliegenden Wand füllte

eine Copie von Pesne's lebensgroßem Oelbilde der Geschwister Friedrich und Wilhelmine aus, das im Kupferstich dem ersten Bande der „Geschichte Friedrich's" voransteht. Rechts davon hing ein Brustbild des Königs, links ein ähnliches von Wilhelmine, und rundumher viele andere Porträts der Fridericianischen Zeit, Oelbilder und Miniaturen. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand zeigte der erste Blick Oelbilder und Kupferstiche Cromwell's, ein Kupferstichporträt Kurfürst Friedrich's des Weisen, John Knox und andere Köpfe der Reformationszeit. Fridericianische Miniaturporträts befanden sich auch zu Seiten des großen Spiegels über dem Kamin. Ich hatte Muße, mir dies alles zu betrachten. Carlyle saß wahrscheinlich eben im Garten und rauchte seine Pfeife: nicht die lange Gelehrtenpfeife, sondern die weiße Thonpfeife, die er allen andern vorzog. In der That erschien er mit seiner weißen Thonpfeife in der Hand, als er nach einer Weile eintrat. Er begrüßte mich mit einer leichten Verbeugung, sah mich einen Augenblick scharf an, legte die Pfeife am Kamin nieder und lud mich ein, mich zu setzen, indem er ans Fenster trat, um ein Rouleau aufzuziehen. Unsere ersten Worte betrafen in echt englischer Weise das Wetter. „Die Sonne ist wieder hinter den Wolken", sagte er, indem er das Rouleau aufzog; worauf ich bemerkte, es sei bisjetzt ein schöner Tag gewesen, einer der Sommertage des Herbstes. „Ja", erwiderte er, „so ist unser englisches Wetter; taucht beständig hinein in den Golfstrom und wieder heraus." Nachdem wir uns an den runden Tisch in der Mitte der Stube gesetzt, zog ich meine Karten hervor, um ihn wegen einiger Ortszeichen und Ortsnamen zu befragen, die mir zweifelhaft schienen. Er sah sich die Karten einen Augenblick an und bemerkte, indem er sie mir zurückgab, „es sei alles in der Ordnung; die Karten seien nach Stieler's Atlas photographirt und es gebe keinen genauern Atlas als den". Dann kam die Rede auf Neuberg's Mémoire. Es schien ihn zu freuen, daß ich diesen Gedanken gehabt habe. Auf meine Frage: ob er selbst nicht ein solches Mémoire schreiben wolle, antwortete er mit nachdenklichem Ausdruck und fing dann an von Neuberg zu erzählen: „Er war mir ein wirklicher Freund, und als ich die «Geschichte Friedrich's» schrieb, hatte ich sehr großen Beistand von ihm, durch seine Arbeit an den Depeschen im State-Paper Office und sonst. Er besaß eine wunderbare Ausdauer, sich durch eine ungeheuerliche Masse schrecklicher Details hindurchzuarbeiten, ohne jeden Index, und aus einem Meere von Schund das werthvolle Material herauszufischen: ein Condensationstalent gleich dem von vierzig Raumers." Auch das Wichtigste aus Neuberg's früherm Leben, seine Thätigkeit in Nottingham, seine Niederlassung in Hampstead, erwähnte er; „doch", so schloß er endlich, „es werde besser sein, wenn ich das Mémoire schreibe; ich solle nur anführen, was er mir erzählt, und mir übrigens die Daten von Neuberg's Schwester geben lassen". Dann lenkte er auf die „Geschichte Friedrich's" ein: „Nachdem ich alle Bücher über ihn gelesen hatte, war ich in Verzweiflung. Ich konnte mir aus keinem eine Vorstellung von dem Manne bilden, und die Aufgabe lag vor mir wie eine ungeheuere Unmöglichkeit. Doch ich wollte mich nicht besiegen lassen, und so ging ich denn an die Arbeit. Aber es waren lange, traurige Jahre, während ich mit diesem Werk beschäftigt war, und nicht dem ganzen Sonnensystem zu Gefallen würde ich es noch einmal schreiben."

Ich sagte, mir sei oft der Gedanke gekommen, wie die deutschen Ereignisse von 1866, als Nachtrag zu der „Geschichte Friedrich's", ihm eine gewisse Genugthuung hätten gewähren müssen. „O ja", antwortete er, „ich war sehr froh, jene Nachrichten aus Deutschland zu erhalten; ich hatte seit 40 Jahren nicht so gute Nachrichten gehört." Manche andere Bemerkungen ließ seine rasche, halblaute, wie mit sich selbst redende, in ununterbrochenem Strom fortfließende Art zu sprechen mich nur halb verstehen. Ich hatte ihn mir in dieser Beziehung anders gedacht: wortkarger, eindringlicher, von schärfer ausgesprochenem Ton. Auch seine äußere Erscheinung entsprach nur theilweise dem Bilde, das ich mir nach Erzählungen und Photographien von ihm entworfen hatte. Er erschien mir groß, aber nicht hager, und seine etwas gebeugte Haltung stimmte nicht zu der Vorstellung von der schroffen Herbigkeit seines Charakters. Seinen Kopf hatte ich mir massiver gedacht, die an sich mehr breite als hohe Stirn nicht so tief von dichten grauen Haaren überschattet, das Gesicht mit dem vollen, noch theilweise dunkeln Barte nicht so abgemagert. Auch die Adlernase überraschte mich, und in dem Blick seiner graublauen Augen fiel mir mehr die blitzartige Schnelle und Schärfe auf als die tiefe resignirte Melancholie. Aber auch seine Freunde hatten ihn nach dem Tode seiner Frau, mehr noch nach seiner Rückkehr aus Italien, sehr verändert gefunden, und mein Phantasiebild von ihm stammte noch aus früherer Zeit.

Nach einer Weile fragte er, was ich weiter vorhätte, und erklärte auf meine Antwort, daß ich nach Saint-John's Wood zurückgehen werde, er wolle mich eine Strecke begleiten. Beim Hinuntergehen bemerkte ich an der Wand vor der Thür des Drawing-Room eine Gipsmaske von Goethe und an der Treppenwand ein etwas verblaßtes Oelbild von Coleridge; weiter unten im Flur, an der Wand vor der Thür zur Hinterstube, Gipsreliefs von Tennyson und Carlyle selbst. Die Thür des Hinterzimmers stand offen, und er führte mich hinein und machte mich aufmerksam auf ein lebensgroßes Oelbild Martin Luther's, eine Copie des Bildes von Lukas Cranach. „Es sieht zuerst nicht sehr schön aus", sagte er, „aber ich habe mich damit versöhnt und glaube wirklich, daß Cranach sein Bestes gethan hat, Luther zu malen, wie er ihn sah. Ohne Frage ein sehr plebejisches Gesicht, aber dabei was für Energie und Herz und Tiefe und Einsicht! Nie gab es tiefere und sinnvollere Augen als diese und nie hatte jemand eine festere Ueberzeugung von dem, was er für wahr hielt." Und dann fing er an, die Sprüche aus der aufgeschlagenen Bibel zu lesen, auf die Luther's Finger hinweist, und machte eine Bemerkung über poor George of Saxony, die ich nur halb verstand. Auch in diesem Zimmer hing ein Oelbild Friedrich's des Großen, das ein Bekannter ihm aus Potsdam mitgebracht, wo es, wie er sagte, für ein Bild Peter's des Großen ausgegeben wurde.

Carlyle setzte dann seinen großen schwarzen Filzhut auf, nahm einen derben Spazierstock zur Hand, und wir gingen hinaus. Seine Erscheinung, in dem langen, schwarzen, bis über die Knie herabhängenden Rock, dem breit übergeschlagenen Hemdkragen über der altmodisch hohen, steifen, schwarzen Halsbinde und den Gamaschenschuhen, erinnerte nun an die eines deutschen Gelehrten, und für einen solchen würde ich ihn auch gehalten haben, wäre ich ihm begegnet, ohne ihn zu

kennen. Uebrigens nahm die Straßenjugend von Chelsea durchaus keine Notiz von ihm, und mein Eindruck war und ist, daß die Gerüchte von den Belästigungen, die ihm wegen seiner auffallenden Erscheinung zutheil geworden, ungegründet oder jedenfalls höchst übertrieben sind.

Er fragte mich, aus welchem Theile Deutschlands ich komme, und ich erzählte von dem Fürstenthum Lippe und dessen Zuständen, auch von der damals noch so tragikomisch unvollendeten Geschichte des Hermanns-Denkmals. Er erinnerte sich sofort an Friedrich Rosen, den berühmten Sanskritisten und ersten Professor des Sanskrit an der londoner Universität, den einzigen Lipper, den er vor mir gesehen — „ein talentvoller gescheiter Mensch, bekam unglücklicherweise das Fieber und starb bald nach seiner Ankunft hier". Die tragikomische Geschichte des Hermanns-Denkmals brachte ihn auf eine ähnliche Geschichte eines Wallace-Denkmals in Schottland, die nach vielem Hin- und Herreden und localem Enthusiasmus in einem Proceß an den schottischen Gerichtshöfen ihr Ende erreicht hatte. Die Natur Schottlands sei herrlich — „die einzige Unannehmlichkeit dabei das Gellen der Dampfmaschinen, das man heutzutage leider überall hört. Aus diesem Grunde sah ich auch nicht viel von mehrern Orten auf meinen Reisen in Deutschland. Braunschweig zum Beispiel. Schon als Junge hatte ich von Braunschweig gehört und dachte immer, ich würde es noch einmal sehen. Und alles, was ich davon sah und hörte, war eine große schmuzige Station und die Schaffner, die ausriefen: «Braunschweig! Station Braunschweig!» Auch Minden sah ich nur etwas von der Außenseite. Aber das sind die Bedingungen des modernen Reisens". Ich erwähnte meine Reise nach Wales in jenem Sommer, das schöne Land und den erstaunlichen Localenthusiasmus der Walliser. Ueber diesen letztern brach Carlyle in lautes Gelächter aus und erklärte die Walliser für „die armseligste, windigste Rasse, die er kenne". Da seien die Engländer doch ganz andere Leute, „obgleich sie unglücklicherweise ihre schönen Gaben nicht gebrauchen, wie sie sollten".

Nachher kam er auf die neuern preußischen Geschichtschreiber, von denen er, wie ich wußte, keine sehr hohe Meinung hatte. „Preuß", sagte er, „ist gelehrt, aber langweilig; Förster durchaus nicht schlecht unterrichtet, aber er kann sich nicht verständlich machen; Ranke sehr gelehrt, aber es ist kein menschlicher Zug in seiner Geschichte, er hängt sie vor einem auf wie das Gespenst eines Spinngewebes. Der beste über die Geschichte Friedrich's ist Tempelhof, der wirklich gut ist. Etwas zu ausführlich mitunter, aber auch das ist vortrefflich in seiner Art. Und ein anderer Autor, der mir sehr gefällt, ist Köhler, Köhler's «Münzbelustigungen». Ein sehr correcter Mann und voll von Thatsachen und Belehrung. Ich kann sein Buch zu irgendeiner Zeit vornehmen, wenn ich überhaupt in der Stimmung bin, und es mit Interesse lesen. Neulich z. B. las ich, was er über den Peterspfennig sagt, worüber er alles beibringt, was man von diesem Gegenstande wissen sollte, und ein gut Theil mehr, als die Leute gewöhnlich wissen, die über den Peterspfennig reden, als wüßten sie alles, was damit zusammenhängt."

Unter solchen Gesprächen waren wir durch ein Gewirr von Straßen in Chelsea und Kensington nach Hyde Park gekommen. Wir gingen bei Queensgate hinein und trennten uns erst an der andern Seite von Rotten Row. „Adieu, und wenn

Sie irgendwelche Fragen an mich zu thun haben, kommen Sie ohne Umstände zu mir", waren Carlyle's letzte Worte. Wir schüttelten uns die Hände und er ging weiter nach Piccadilly zu, wohin ich ihm nachblickte, bis seine Gestalt hinter den Bäumen des Parks verschwand.

Einige Tage später hörte ich, als ich nachmittags von einem Spaziergange zurückkehrte, Mr. Carlyle von Chelsea sei dagewesen — zu Pferde, wie sich bei weiterer Nachfrage herausstellte, und lasse mich bitten, ihn am folgenden Tage zu besuchen. Ich dachte mir, daß dieser Besuch mit dem Mémoire Neuberg's in Verbindung stehe, und täuschte mich nicht. Diesmal wurde ich unten in das Hinterzimmer geführt und gleich in das Drawing-Room hinaufgerufen. Carlyle saß im Schlafrock, mit einer ziemlich hohen Sammtkappe auf dem Kopfe, am Schreibtisch, in der Mitte der Stube. Ein leichter Tabacksduft war im Zimmer merklich. Die Nachmittagspfeife war daher wol nicht im Garten, sondern auf der Decke am Kamin geraucht und der Dampf, wie ich mich aus Neuberg's Erzählung erinnerte, in den Kamin hinaufgeblasen worden. Carlyle begrüßte mich sehr freundlich, dankte, daß ich gekommen, und fing gleich damit an, daß er die ganze Zeit, seit wir uns gesehen, über das Neuberg'sche Mémoire nachgedacht und zu der Ansicht gekommen sei, daß der fünfte Band der Uebersetzung „Friedrich's" keinen geeigneten Platz dafür biete. Es gehöre nicht in eine Geschichte Friedrich's des Großen. Aber vielleicht hätte ich Lust, ein Bändchen der von Neuberg im State-Paper Office gemachten Auszüge herauszugeben, das sich unter seinen Papieren finde und viel Hübsches, Witziges, Interessantes enthalte; als Einleitung dazu würde ein Leben Neuberg's am passendsten sein. Er erzählte dann wieder voll Anerkennung von Neuberg's hülfreicher Freundschaft und einen wie großen Dienst er ihm besonders durch die Auszüge im State-Paper Office geleistet. „Ich selbst hätte es nicht thun können. Es war ein kleines, staubiges, muffiges Zimmer und ich bekam ein unerträgliches Kopfweh, nachdem ich ein paar Stunden dort gearbeitet hatte." Und so mehreres Aehnliche. Seine Sprechweise war bei dieser ganzen Zusammenkunft eindrücklicher, energischer, verständlicher als das erste mal, und überhaupt realisirte er in seinem ganzen Wesen mehr die Vorstellung, die ich mir früher von ihm gebildet, sodaß der erste Eindruck zu meiner lebhaften Befriedigung modificirt wurde. Das Zimmer war so still, hell und friedlich, keine Spur von gelehrter Unordnung. Auf einem Nebentisch ein stehendes Porträt von Mrs. Carlyle, das ernst, theilnahmvoll herüberblickte; auf dem Schreibtisch, außer der Mappe, auf der er schrieb, nichts als einige Briefe und Bogen ungebrauchten Löschpapieres. Ich erklärte mich bereit, die Manuscripte Neuberg's durchzusehen, und er überreichte mir ein ziemlich ansehnliches Packet, das er für mich bereit gehalten; dann begleitete er mich hinunter, zeigte mir an der Treppenwand einen Kupferstich, eine Parade Friedrich's des Großen darstellend, die Neuberg ihm zum Studium der darauf befindlichen Porträts mitgebracht, und unten im Hinterzimmer einen andern Kupferstich, den Besuch Friedrich's bei dem alten Zieten darstellend, Zieten sitzend vor seinem Könige, ebenfalls gut zum Studium der preußischen Generalporträts, auf deren mehrere er besonders hinwies. Ich benutzte diese Gelegenheit, ihn zu fragen, was „a pipe-clayed little gentleman" sei — ein Ausdruck, der mir bei der Uebersetzung des

sechsten Bandes aufgefallen war; und er beantwortete meine Frage zugleich durch erklärende Worte und Bewegungen, indem er sich zu einer straffen, kerzengeraden Haltung aufrichtete, um den Charakter des pipeclayed, d. h. des tadellos geputzten, geschniegelten und gestriegelten, ordonnanzmäßigen Militärs anzudeuten. Ihn in dieser militärischen Positur, gleichsam auf der Parade zu sehen, war ebenso überraschend wie merkwürdig. Er erschien einen Augenblick wie einer der Riesen aus den Regimentern des von ihm gefeierten Friedrich Wilhelm I., bemerkte aber sofort mein überraschtes Gesicht und kehrte mit einem Ausbruch humoristischen Gelächters zu seiner gewöhnlichen Haltung zurück. Auch auf ein anderes Bild machte er mich aufmerksam, das mir bei meinem ersten Besuche entgangen war: ein Porträt Goethe's. Es war ein Geschenk Goethe's selbst, von diesem an Carlyle geschickt, zum Dank für seine Uebersetzung „Wilhelm Meister's", und von Goethe's Hand geschrieben standen darunter die Verse:

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du Heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Weimar, 7. Nov. 1825.

Beim Abschiede wiederholte er seine Aufforderung, mich immer ohne Umstände an ihn zu wenden, und ich schied mit einem schönen, in sich geschlossenen Eindruck seiner Persönlichkeit.

Nach diesem Besuche verfloß eine lange Zeit, ehe ich Carlyle wiedersah. Ich hatte inzwischen fleißig an der Uebersetzung „Friedrich's des Großen" weiter gearbeitet und es fehlte nicht an allerlei Fragen, über die ich Auskunft wünschte. So machte ich mich denn im Januar 1869 zu der gewöhnlichen Zeit wieder nach Cheyne Row auf den Weg. Carlyle war zu Hause und ich wurde sogleich vorgelassen. Er saß in einem langen, grauen Schlafrock am Schreibtisch und wandte sich, als ich eintrat, mit den Worten zu mir um: „Nun, 's ist lange her, seit ich Sie gesehen habe!" Ich erklärte ihm die Verzögerungen und überreichte ihm das Manuscript Neuberg's, das ich, so frisch und anziehend es war, nicht zur Veröffentlichung geeignet befunden hatte, weil es, nach dem Erscheinen von Carlyle's Werke, nichts für deutsche Leser wirklich Neues enthielt. Er nahm diese Ansicht ohne weitere Entgegnung auf, legte die Papiere beiseite und erkundigte sich, wie es mir sonst ergangen sei. Ich bat ihn dann unter anderm um Aufschluß über den im sechsten Bande in der „Geschichte Friedrich's" erwähnten Dr. Bordel und die „wise men of Gotham". Ein Ausdruck von Heiterkeit flog über sein Gesicht. „Ah! Haben Sie nie von Dr. Bordel und seinen Weisen Männern gehört? Das sind unsere englischen Schildbürger — Gotham, ein Städtchen in Nottinghamshire, hat bei uns in England denselben Ruf wir Ihr deutsches Schilda; und ein Dr. Bordel hat ein Buch darüber geschrieben, ziemlich ärmlich, nicht so gut als Ihr «Schildbürgerbuch»." Und dann erzählte er von seiner Fahrt nach Torgau mit Neuberg und wie es ihn amusirt habe, bei Schilda vorbeizukommen, „dem

muntern, inselartig in den Wäldern liegenden Städtchen, mit seiner abgeschmackten Berühmtheit".

Nach einer kurzen Pause fragte er, ob ich ein Heft Kupferstiche von Chodowiecki kenne, Illustrationen von Vorgängen der Französischen Revolution. Eine Darstellung des Champ de Mars war ihm darin früher besonders aufgefallen und er habe gedacht, diese der neuen Ausgabe seiner „Geschichte der Französischen Revolution" hinzuzufügen, habe aber des Heftes nie wieder ansichtig werden können. Ich erbot mich, auf dem Britischen Museum danach zu suchen; doch er lehnte dies ab: er sei noch nicht entschieden, was er in der Sache thun werde, und in der That sei es nicht von großer Bedeutung. Im Anschluß an diesen Gegenstand und als Beitrag zur Geschichte der Zwischenzeit, seit ich ihn zuletzt gesehen, erwähnte ich nun meine Betheiligung an der letzten National Portrait Exhibition, für die ich den historischen Katalog abgefaßt hatte: eine Arbeit, wofür ich bei seinem wohlbekannten Interesse an historischen Porträts auf seine Theilnahme rechnete. „O!" sagte er, „das habe ich nicht gewußt. Aber die Ausstellung war schlecht, schlecht angeordnet, so vieles da, was man nicht zu sehen wünscht, nur wenige Porträts, die man wiedersehen möchte. Das kommt alles von dem Einflusse jenes kläglichen Wesens, xx genannt, der alles ohne Ordnung zusammenflickt und knetet und pfuscht. Ich war einmal dort bei einer Sitzung des Comité und dann stand jemand auf, ich glaube Lord Granville, und sagte, alles sei fertig und keine Zeit mehr für irgendetwas anderes, als damit übereinzustimmen. Man sollte Leute um Rath fragen, die wirklich etwas von der Sache verstehen, und auswählen, was wirklich sehenswerth ist, und zurückweisen, was dies nicht ist. Mir scheint, die erste und die zweite Ausstellung waren im ganzen besser als die letzte. Einige Leute konnte man da sehen, wie sie nie vorher gesehen waren, so den großen, starken, flammenden Heinrich VIII. Aber es war auch viel schlechtes Zeug darunter. Das Porträt eines Grafen D., eines thörichten, hochfahrenden Menschen, der es endlich dahin brachte, enthauptet zu werden; aber bei alledem hätte er nach seinem Aussehen ebenso gut Jack Thomson sein können als Lord D. Ich höre, daß diese Grafen, die so stolz thun auf ihre normannische Abstammung, in Wahrheit gar nicht von der alten Linie sind, sondern Abkömmlinge eines Menschen, dessen Sprößling einem legitimen Erben, an dem es fehlte, irgendwie substituirt wurde." Hierbei brach er in sein humoristisches Lachen aus. In seiner Redeweise fiel mir heute besonders die Abwechselung des gemessenen, langsamen, fast predigerartig feierlichen Tones mit dem rasch, sorglos, leicht dahinströmenden Redefluß auf, der gleichsam ins Unendliche fortrauscht. In seiner ganzen Erscheinung fand ich ihn unverändert. Er erinnerte wieder etwas an den deutschen Professor, aber mehr doch an den Faust in seiner Studirstube. Später erzählte er noch davon, wie er zuerst deutsch gelernt habe. Ein Kaufmann aus Kirkaldy besorgte ihm das erste Exemplar von Schiller's Werken aus Hamburg. Der Freund, mit dem er Deutsch trieb, war nicht, wie ich vermuthet hatte, Edward Irving, sondern ein anderer Universitätsfreund, „ein netter, gefälliger, junger Mann", der ihm später nicht näher bekannt geworden.

Es schien ihn zu freuen, daß Aussicht auf die baldige Beendigung der Uebersetzung da sei. „Nun, ich wünsche Ihnen raschen Abschluß", sagte er, indem er mich mit einem kräftigen Händedruck entließ.

Gegen Ende März 1869 war die Uebersetzung der „Geschichte Friedrich's des Großen" denn wirklich glücklich beendet; aber ich mußte Carlyle noch wegen mehrerer Einzelheiten befragen und bat daher um eine Zusammenkunft. Er ließ mir antworten, er sei um 3 Uhr zu Hause und werde sich freuen, wenn ich ihn auf einem Spaziergange begleiten wolle. Es war jedoch regnerisches stürmisches Wetter und ich fand ihn oben im Drawing-Room in seinem Schlafrock am Schreibtisch. Von Ausgehen war also keine Rede. Ich überreichte ihm ein Exemplar der eben aus Deutschland angekommenen Uebersetzung des fünften Bandes, das er sich einen Augenblick ansah; dann zog er seinen Stuhl vom Schreibtisch an den Kamin, ich that desgleichen und fing an, ihm meine Fragen vorzulegen. Mir schien, als hätte ich ihn nie vorher so buschig, so als altbemooftes Haupt gesehen: die grauen dichten Haare tief über die Stirn niederhängend, der Bart nach dem Gesicht hineingebürstet, die Augenbrauen buschig über die tiefliegenden grauen Augen herabfallend. Später zog er einen Kamm aus der Tasche, kämmte die Haare ganz nach vorn nieder und dann gegen die Stirn hinauf zurück; aber die buschige bemooste Einfassung des wettergebräunten Gesichts fiel als charakteristisch auf. Es lag, so schien mir, etwas Einsiedlerhaftes, von der Welt Zurückgezogenes, Verschleiertes darin, und ich wünschte öfter, er möchte diese Büsche ganz zurückschlagen und sein Gesicht frei hervortreten lassen: man würde ihn dann erst sehen, wie er ist.

So saßen wir am Kamin zusammen, und indem ich meine Papiere hervorzog, um meine Fragen der Reihe nach zu stellen, nahm er eine thönerne Pfeife und einen Tabackskasten vom Sims des Bücherschrankes und fing an, sich die Pfeife zu stopfen. Es dauerte ziemlich lange, bis er damit fertig war. Erst sichtete er den herausgenommenen Taback, hielt ihn dann eine Weile in der Hand verschlossen (wie Friedrich der Große seine Prise zwischen den Fingern), sichtete dann noch einmal, kurz, betrieb das Geschäft mit Muße. Als die Pfeife endlich gestopft war, steckte er sie am Kaminfeuer an und fing nun behaglich in langen Zügen zu rauchen an. Meine erste Frage betraf den Ausdruck „the Horn-gate of Dreams". Er meinte, das sei verständlich genug, und fragte, ob ich dem Horn-gate nicht schon anderswo begegnet sei. Als ich dies verneinte und bemerkte, ich habe geglaubt, der Ausdruck komme irgendwo bei Milton oder sonst in der ältern englischen Poesie vor, sagte er: „Nein, das ist nicht der Fall, aber er ist ganz gewöhnlich, jeder wird ihn verstehen. Horn-gate, es gibt zwei Thore der Träume, aus dem Hornthor kommen, glaube ich, die falschen Träume, die Träume, die nicht in Erfüllung gehen. Die Sache wird in Virgil's Aeneïde erwähnt, an der Stelle, wo Aeneas in den Hades geht; ich erinnere mich nicht genau wo — es ist so viele Jahre her, seit ich es las, aber Sie werden es dort finden. Oder sehen Sie in irgendeinem alten Wörterbuche nach, Faber oder Facciolati, die werden Ihnen alles darüber sagen. Ich glaube indeß, es ist kaum nöthig, überhaupt eine Erklärung zu geben. Sagen Sie einfach — was ist das deutsche für gate? Thor — nun gut: das Hornthor

oder das hörnerne Thor. Es ist keine Schwierigkeit darin, jeder wird es verstehen." Und dabei blieb es denn auch zunächst. Aber wie ich nachher sah, gab die Sache ihm doch mehr zu denken, als er eingestehen wollte; in der That schien er mit seiner Erklärung selbst nicht ganz zufrieden.

Die zweite Frage bezog sich auf eine Stelle in der Beschreibung von Zimmermann's erstem Besuch bei Friedrich dem Großen, über die „deciduous gardenings of Sans-Souci, better than any Rialto at its best". Zimmermann geht am Vorabende seines Besuchs auf den Terrassen von Sanssouci spazieren, und ich hatte keine Analogie zwischen diesen und dem Rialto entdecken können, als in dem deciduous, im Sinne von „abfallend, abschüssig", und auch das war unbefriedigend. Carlyle bemerkte sogleich: „Ah, das konnten Sie nicht wissen. Es gibt ein Stück von Otway: «Venice preserved», das zur Zeit Karl's II. Aufsehen machte, Otway's bestes Stück, und darin ist ein Charakter Jaffir oder etwas Derartiges, der abends am Rialto prunkhaft auf- und abwandert. Zimmermann nun wanderte auf ähnliche Weise in den Gärten von Sanssouci auf und ab. Deciduous bezieht sich auf das Verblühen, die fallenden Blätter im Herbste, als Zimmermann dort war. Machen Sie lieber eine Note über das Stück Otway's, «Venice preserved»" — was ich denn auch mit einer von seinen Federn, einer Gänsefeder mit breiter Spitze, that. „Nun, was ist das Nächste?"

Das Nächste war eine Stelle in dem Schlußparagraphen der Bemerkungen über den ältern Pitt, nach dessen Tode: „No, Nature does not produce many Pitts: nor will any Pitt ever again apply in Parliament for a career. «Your voices, your most sweet voices, ye melodious torrents of Gadarene swine», galloping rapidly down steep places — I, for one, know whither." Ich hatte kaum die Worte „ye melodious torrents of Gadarene swine" gelesen, als er in ein lautes Gelächter ausbrach, von dem er sich lange nicht erholen konnte. Endlich sagte er: „Ja, ihr melodischen Ströme gadarenischer Schweine! Erinnern Sie sich nicht der Stelle in der Bibel von dem Besessenen, aus dem die Teufel in eine Heerde Schweine fahren, die dann den steilen Abhang oberhalb des Sees von Tiberias hinunterrennen und im See ersaufen? Ein panischer Schrecken unter den Schweinen, vielleicht dadurch veranlaßt, daß irgendjemand plötzlich einen unerwarteten Lärm machte. Und «euere Stimmen, euere so süßen Stimmen!» ist aus Shakspeare, Worte eines römischen Consuls, der das Volk um seine Stimmen bittet. Ah, diese Heerden gadarenischer Schweine sind immer da, melodische Ströme, die steile Abhänge hinunterstürzen. Jetzt wieder sind sie ergriffen von dem panischen Schrecken der Fenier, möchten die arme alte irische Kirche umstürzen, statt die elenden Fenier pflichtgemäß zu hängen, wenn sie dieselben gefaßt haben. Das Herbrausen der Demokratie in unserer Zeit ist einer jener Ströme von Schweinen. Und mit allen ihren Stimmen werden sie nie wieder einen Pitt ins Parlament bringen, nie, nicht in tausend Jahren, bis alle diese Unruhen vorüber sind. Pitt, wie Sie wissen, war Mitglied für Sarum, Old-Sarum, gar kein Ort, nichts als eine Hausstätte, die irgendeinem Landjunker gehörte, in der That einer der Taschenflecken, mit keinen Wählern, um deren süße Stimmen er sich zu bewerben brauchte. Und sie werden nie wieder einen Pitt bekommen!"

„A tragic Zany", angewandt auf Zimmermann in seinen letzten Unterhaltungen mit Friedrich, war meine letzte Frage. Da „Zany" mit großem Anfangsbuchstaben gedruckt war, hatte ich es für eine dramatische Charakterfigur genommen. Es bedeutet jedoch im allgemeinen „Hanswurst, Gaukler" und steht im Wörterbuche, wie Carlyle selbst mir zeigte. Er fragte dann: „Nun, was ist das Nächste?" und als ich bemerkte, dies sei das Letzte, stand er auf und ging mit den Worten: „Ich will gerade unten nachsehen", aus dem Zimmer. Ich betrachtete mir inzwischen die Stube einmal wieder, deren Einrichtung etwas verändert war. Der runde Tisch, der früher in der Mitte stand, war an die dem Kamin gegenüberliegende Wand geschoben; einen kleinern länglichen Tisch, auf dem mehrere Pfeifen und Tabacksdosen standen, hatte ich früher nicht bemerkt. Auch schien mir die Anordnung der Bilder an den Wänden etwas verändert. Aber wie immer machte das Ganze den Eindruck ungemeiner Sauberkeit und Ordnung. Kein Schnitzelchen lag umher; während wir sprachen, bemerkte ich, wie er sich bückte, um einen weißen Faden auf der Kamindecke aufzuheben, und dieselbe heitere Ordnung herrschte im ganzen Hause.

Nach einer Weile kam Carlyle zurück und forderte mich auf, mit ihm hinunterzukommen. Wir gingen in das Vorderzimmer unten, das Eßzimmer. Ein runder Tisch stand in der Mitte; die Hauptseitenwand war ganz durch ein großes Bücherbord ausgefüllt, ebenso die Wände zu beiden Seiten des Kamins; am Fenster stand ein Schreibpult. Auf dem Tisch lag ein alter schweinsledener Foliant aufgeschlagen, ein Band von Faber's Lexikon, und ich sah erst jetzt, daß das „Horn-gate of Dreams" ihm noch immer im Sinne gelegen hatte und daß er zu weitern Nachforschungen darüber hinuntergegangen war. Er hatte im Faber die Seite mit „Somnium" aufgeschlagen und sagte mir, ich möge den Artikel durchlesen und werde wol etwas über das „Horn-gate" darin finden. Ich las, fand aber nichts. Unterdessen hatte er auch den Virgil hervorgesucht, das sechste Buch der Aeneïde. Im Index war Vers 393 angegeben mit „geminae portae somnii". Wir sahen hier nach, fanden jedoch die Worte nicht in dem Verse. Er selbst las laut einige Verse weiter, aber ohne Resultat, sodaß ich schließlich versprach, die ganze Stelle vom Hades in der Aeneïde nachzulesen. Er hatte inzwischen seine Pfeife wieder angesteckt und auf einem Lehnstuhl am Kamin Platz genommen. Das „Horn-gate" wollte ihm noch immer nicht aus dem Sinne. „Sie haben in Deutschland Ihren hörnernen Siegfried", fing er an. „Seine Haut hat die Consistenz von Horn angenommen; aber sie ist nicht hart wie Horn, im Gegentheil, sie war sehr weich, nur unverwundbar, außer an jener einen Stelle. In der That, wenn Sie sagen, «das hörnerne Thor», das wird genügen." „Haben Sie nie", fuhr er nach einer Pause fort, „eine Hornlaterne gesehen? Es ist eine Laterne mit einer Scheibe von polirtem Horn, statt einer Glasscheibe, nicht um das Licht zu verdecken, sondern um den Glanz zu mildern. Auf ähnliche Weise mag man sich das Hornthor ins Land der Träume vorstellen." Sodaß dies „Horn-gate" uns ein Thema zu den verschiedensten Variationen wurde. Diese mit der Hornlaterne war die letzte.

Er kam dann noch einmal auf die preußischen Geschichtschreiber und wiederholte seine alten Klagen über deren Unfähigkeit zu lebensvoller, historischer Dar-

stellung. „Förster", bemerkte er, „hat ein langes Buch über Friedrich Wilhelm geschrieben. Ein dunkler Mann, ohne Augen zum Sehen; ich traf ihn, glaube ich, in der königlichen Bibliothek in Berlin. Er hat nicht einmal eine Vorstellung davon, wie nothwendig es ist, eine befriedigende Ansicht der Chronologie und Topographie der historischen Ereignisse zu haben, und hat die Chronologie Friedrich Wilhelm's in einem so verworrenen Zustande gelassen wie möglich. Ich war nie froher, als in dem Augenblicke, wo ich mit ihm fertig war. Da hat er Kapitel über «Friedrich Wilhelm als Landesvater», «Friedrich Wilhelm als deutscher Patriot» u. s. w., worin er den Mann in Stücke reißt und es den Leuten überläßt, diese von verschiedenen Seiten zu betrachten, so gut sie eben können. Es ist gerade wie wenn jemand zum Mittagessen zuerst einen großen Trog hereinbrächte, dann die Suppe hineingösse, dann das Fleisch, das Gemüse und den Pudding hinterher würfe und nun seine Gäste aufforderte, sich ihre Mahlzeit aus seinem Troge herauszufischen. Dann Ranke, «Neun Bücher preußischer Geschichte». Er ist sehr gelehrt, sehr correct, hat die alten Archive durchstöbert, endlose Depeschen von Gesandten gelesen, aber es ist kein Leben in seinem Buche. Er destillirt alle seine Materialien in eine farblose historische Essenz und gibt Einem nichts als eine gespensterartige Erscheinung von Menschen und Dingen. Nichts wie ein lebensvolles Bild Friedrich's zum Beispiel. Die Art, wie er ihn behandelt hat, kommt mir vor, wie wenn jemand einen mächtigen Baum nähme, einen Eichenbaum, ihn zu Asche reducirte und dann daraus durch geschickte Experimente ein blasses verkleinertes Bild des Baumes hervorbrächte."

Ich fragte, ob er von Preuß' Tode gehört hätte. „Nein", rief er, „ist er wirklich todt? Wie alt war er?" und mehrere ähnliche Fragen. Carlyle hatte ihn in Berlin gesehen; „ein sehr ehrenwerther Mann, höchst correct; ich glaube nicht, daß irgendjemand wieder so viele Details über die preußische Geschichte wissen wird wie er; es fehlte ihm nur an dem Talent der Anordnung. Es that mir leid, was ich von ihm erfuhr, nachdem die beiden ersten Bände meiner «Geschichte Friedrich's» erschienen waren. Er hatte es sich irgendwie in den Kopf gesetzt, daß er der «Dryasdust» wäre, obgleich es mir nicht einfiel, auf ihn besonders hinweisen zu wollen; der Ausdruck bezog sich auf die Gattung der preußischen Historiker im allgemeinen. Neuberg schrieb ihm, aber er wollte nichts mehr mit unserer Arbeit zu thun haben. Wir hatten uns vorher öfter an ihn gewandt, z. B. um zu wissen, ob es wirklich wahr sei, daß Friedrich Wilhelm Wolff befohlen habe, seine Staaten binnen achtundvierzig Stunden «bei Strafe des Stranges» zu verlassen. Preuß schrieb dann sofort die Cabinetsordre für uns ab, was die Sache endgültig entschied."

Auch von Neuberg's Hülfe bei seiner Arbeit sprach er wieder mit warmer Anerkennung. „Das muffige Zimmer im State-Paper Office, die langsamen, unwissenden Leute dort, das unerträgliche Kopfweh, das ich nach den ersten paar Stunden bekam — ich hätte es nicht durchführen können. Aber Neuberg ging hin. Er war wirklich ein Fährmann für mich über jene Meerenge des State-Paper Office."

So wurde noch mehreres andere besprochen, was ich vergessen habe. Carlyle war in liebenswürdigster Laune. Ton und Ausdrucksweise seiner Unterhaltung machten mir ganz den Eindruck wie die Lektüre seiner Bücher. In dieser Art

sprach er überhaupt, so oft ich ihn sah, und zwar mit größter Lebhaftigkeit und Natürlichkeit. Ich meinerseits bemerkte bei ihm, trotz aller Energie des Urtheils, nie etwas von dem dogmatischen Ton, der von andern als störend erwähnt wird, und wenn gelegentlich seine Rede die Form eines halblaut geführten Selbstgesprächs annahm, war er doch immer gleich bereit, auch zu hören und zu antworten. Schließlich beglückwünschte er mich zu der Beendigung meiner Arbeit und forderte mich auf, immer wiederzukommen, wenn ich ihn etwas zu fragen wünschte.

Bei unserer letzten Zusammenkunft hatte er mich gebeten, für die neue Ausgabe der „Geschichte Friedrich's", mit deren Durchsicht er eben beschäftigt war, womöglich von Decker (dem Verleger der Uebersetzung) ein wirklich gutes Porträt von Zieten zu bekommen, und Decker, der stets eifrig Gefällige, hatte mir einen vorzüglichen Kupferstich des alten Haudegens geschickt, den ich Carlyle im Juni 1869 überbrachte. Er war sehr erfreut darüber und betrachtete das Bild lange mit aufmerksamem Blick. Er bat mich dann, das Datum eines Chodowiecki'schen Kupferstichs, eine Revue Friedrich's des Großen darstellend, zu ermitteln, und erzählte von frühern Bemühungen um Bilder zur Illustration der „Geschichte Friedrich's". Einmal sei er dabei in eine Art von Verbindung mit dem bairischen Gesandten gekommen. Es sei nöthig gewesen, demselben zu schreiben. Er habe einen englischen Brief geschrieben, Neuberg habe diesen ins Deutsche übersetzt und er, Carlyle, habe diese Uebersetzung dann abschreiben sollen. „Aber als es bis dahin gekommen war", fügte er lachend hinzu, „beschloß ich denn doch, die ganze Sache lieber aufzugeben." Die Geschichte von diesem Briefe brachte ihn auf einen andern Brief, den er vor kurzem durch Vermittelung eines deutschen Kaufmanns in London von einem preußischen General aus Berlin erhalten. Er holte diesen Brief herbei und las ihn mir in der englischen Uebersetzung des Kaufmanns vor. Der Brief war voll von Begeisterung über die vortreffliche „Geschichte Friedrich's", die in allen Dingen den Nagel auf den Kopf treffe, und schloß mit der Bitte, der Verfasser möge erlauben, daß der General ihm als Zeichen des Dankes und der Hochachtung ein Bild des Königs schenke. Carlyle las mit lauter emphatischer Stimme und seinem breiten schottischen Accent; auch der Anklang an den Predigerton, der in seiner Redeweise gelegentlich immer wieder durchbrach, war nicht zu verkennen. Bei einigen sehr begeisterten Ausdrücken verzogen Mund und Stimme sich zu einem humoristischen Lachen; dann fiel er wieder in den frühern Leseton zurück.

Das Wetter, das vorher regnerisch gewesen war, hatte sich inzwischen aufgeklärt und Carlyle traf Anstalten zu seinem Spaziergange, den er, alter Gewohnheit gemäß, regelmäßig um 3 Uhr machte, wenn das Wetter es irgend zuließ. Beim Hinuntergehen warf ich einen Blick in den kleinen Garten hinter dem Hause, der durch die offen stehende Hinterthür sichtbar war. Nichts als ein schräg hindurchführender Steig, ein Stück Rasen, einige Lorberbüsche, eine Stechpalme und epheubedeckte Mauern; aber auch hier alles in größter Frische, Sauberkeit und Ordnung. Auf dem Rasen standen zwei elegante umgestülpte Blumenkübel von Porzellan, die er als Sitze im Garten benutzte. Eine vor mehrern Jahren gemachte Photographie

stellt ihn so dar, wie er, auf einem dieser Porzellankübel sitzend, seine lange thönerne Pfeife raucht.

Wie gewöhnlich, ging er in seinem großen schwarzen Filzhut, einen mächtigen Knotenstock in der Hand, fragte allerlei über meine Arbeiten u. s. w. Als wir in die nächste Seitenstraße eingebogen waren, fing er plötzlich mit seinem Stocke lebhaft dorthin zu winken an. Ich fragte, ob ich jemand rufen solle, worauf er mit „No, no!" antwortete, aber zugleich seine Schritte verdoppelte. Als wir an der Ecke von Oakley-Street angekommen waren, winkte er von neuem mit seinem Stocke und rief zugleich mit lauter Stimme über die Straße hin: „Hei, hei! Hierher geht Ihr Weg!" Ich sah nun einen Mann, der wie ein Bauaufseher oder dergleichen aussah, sich umwenden und herankommen. Carlyle reichte mir die Hand, entschuldigte sich mit Geschäften, sagte sein „Good bye" und bog mit dem Unbekannten in eine Seitenstraße ein.

Zwischen diesem Besuche und dem nächsten bekam ich mehrere Briefe von Carlyle: den letzten von seiner Hand geschriebenen am 20. Oct. 1869. Damals begann das Schreiben wegen eines Krampfes in der rechten Hand ihm immer unbequemer zu werden, sodaß er seine Briefe meist seiner Nichte, Miß Aitken, dictirte, die seit kurzem zu ihm nach Cheyne Row gezogen war und seitdem bis zu seinem Tode seine treue Gesellschafterin und Pflegerin blieb. Schon jenen letzten eigenhändigen Brief schrieb er, statt mit der Feder, mit dem leichter zu handhabenden blauen Stift, und mit diesem pflegte er sich auch von nun an bei spätern dictirten Briefen zu unterzeichnen. In dem Briefe vom October 1869 sprach er sich über die vollendete Uebersetzung der „Geschichte Friedrich's" aus, deren letzten Band ich ihm zugeschickt hatte. Sein nächster Brief war vom 7. Jan. 1870, eine Antwort auf die Uebersendung meiner „Englischen Charakterbilder". Ich führe nur eine charakteristische Stelle daraus an, die mir aus Gründen, welche keiner Erklärung bedürfen, auffiel, als ich sie jetzt wieder las. „Den Artikel über «D'Israeli»", bemerkte Carlyle, „halte ich für den besten; es ist etwas von wirklicher Porträtähnlichkeit darin, obgleich Sie ihn nicht ganz so mit Schierling bekränzt haben, wie Sie wol hätten thun können." Der nach Carlyle's Vorstellung mit Schierling bekränzte D'Israeli nimmt sich jedenfalls eigenthümlich aus neben dem mit Lorbern und Cypressen gekrönten edeln Lord, der vor kurzem unter den Trauer- und Lobgesängen seiner englischen und europäischen Bewunderer diese Welt des Scheines verließ.

Inzwischen hatte das große Kriegsjahr 1870 seinen welterschütternden Verlauf genommen, und im Zusammenhange mit seinen gewaltigen Ereignissen kam mir öfter der Gedanke, Carlyle einmal wieder zu besuchen. Endlich bot sich um die Mitte des October eine unmittelbare Veranlassung dazu durch den dringenden Wunsch einer deutschen Freundin, die das Gutachten eines hochstehenden englischen Juristen über die Annexion von Elsaß und Lothringen, die damals in England lebhaft besprochen wurde, als Pamphlet zum Besten der deutschen Witwen und Waisen herausgeben und zur Verstärkung des günstigen Eindrucks womöglich noch eine Vorrede, Einleitung oder einen bestätigenden Brief von einem Manne wie Carlyle

hinzufügen wollte. Sie hatte diesen Wunsch in einem Briefe an mich ausgesprochen und mir zugleich eine Abschrift des Gutachtens jener juristischen Autorität zugeschickt. Ich versprach, mein Bestes zu thun, und machte mich eines Sonntags gleich nach Tisch auf den Weg zu Carlyle. In und um Cheyne Row sah es noch immer wie sonst aus, abgeschlossen, ruhig; nur hatte man die Hintergärten gegenüber der Row, seit ich zuletzt dort war, mit einer Reihe hoher nicht sehr erfreulich aussehender Häuser, Waarenhäuser oder Logirhäuser theilweise zugebaut, was den Charakter des Ganzen entschieden störte. Carlyle war zu Hause und ließ mich sofort hinaufrufen. Ich fand ihn in seinem langen grauen Schlafrock, lesend, im Lehnstuhl vor dem Feuer im Drawing-Room. Mit einem „Nun, wie geht es Ihnen?" erhob er sich, reichte mir die Hand und forderte mich auf, in einem Lehnstuhl neben ihm Platz zu nehmen. Ich sagte, ich hätte schon längst gewünscht, ihn einmal wiederzusehen, um mit ihm über die großen Ereignisse dieser Zeit zu reden, da ich nicht gezweifelt habe, daß er, der Geschichtschreiber Friedrich's, ihnen mit Antheil gefolgt sei. „Ja", sagte er, „es sind große Ereignisse, ohne Frage. Ich habe immer gedacht, Deutschland werde entweder ins Chaos versinken oder zu neuem Leben erwachen unter der Führerschaft Preußens." Ich erklärte nun gleich den speciellen Zweck meines Besuchs: ob er nicht in Bezug auf diese Ereignisse etwas schreiben wolle. Er schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Ich sehe nicht, was ich thun könnte. Es gibt nichts, was ich über diese Sache sagen oder schreiben könnte, was ich nicht schon früher gesagt oder geschrieben habe. Ich wünsche den Deutschen von ganzem Herzen alles Gute. Sie sind ein friedliebendes, tapferes, fleißiges, standhaftes, edles Volk, und wahrhaftig, sie haben die französische Einmischung und den französischen Uebermuth lange genug ertragen. Ah! Mehr als dreihundert Jahre hat man sie von der Seite her herausgefordert, gehetzt und gequält. Franz I. fing damit an, dann folgte die unerträgliche Einmischung Ludwig's XIV., Napoleon's u. s. w., bis in die Gegenwart hinein, bis endlich diese Franzosen hervorstürzen, wie früher die Wegelagerer auf der Heide von Bagshot, ihren Nachbarn die Flinten ins Gesicht halten und schreien: «La bourse ou la vie!» Nie gab es einen unverschuldetern Krieg und nie waren Siege besser verdient als diese deutschen Siege!" Ich bemerkte, meine Bitte stände besonders im Zusammenhange mit der elsaß-lothringischen Annexionsfrage, erwähnte den Namen meiner Freundin und ihre Bemühungen für die International Society for the aid of the Sick and Wounded. „O ja", sagte er, „ich erinnere mich der Dame. Nun, lassen Sie hören, was sie schreibt." Ich las den Brief und fragte, ob ich auch das andere Document lesen solle. „Ja", sagte Carlyle mit ruhigem Lächeln, „hören wir jetzt das juristische Gutachten!" Dieses Gutachten sprach sich sehr eingehend und verständig zu Gunsten der Annexion aus. Er hörte aufmerksam zu. An einer Stelle, wo das absurde Verlangen der republikanischen Regierung an die deutschen Armeen citirt wurde: Frankreich sofort zu räumen, „weil die Republik mit keinem Eindringlinge auf ihrem Gebiete unterhandeln könne", mußte ich lachen, und auch Carlyle brach, sich lebhaft zu mir wendend, in sein eigenthümliches, schallendes Gelächter aus, bei dem das Gefühl des Lächerlichen ihn so vollkommen zu beherrschen schien, daß er sich vor Lachen schüttelte.

Diese Lachpause genügte vollkommen als Kritik der republikanischen Erklärung. Ich fuhr dann fort und las das Document zu Ende. „Gut", sagte er, „ich stimme ganz mit den für die Annexion von Elsaß und Lothringen angeführten Gründen überein. Und überdies ist ein sehr starkes Argument nicht einmal erwähnt: die deutsche Abstammung des Volkes, das mit Gewalt von Deutschland losgerissen wurde und noch jetzt, wie ich glaube, in großem Umfange die deutsche Sprache spricht." Ich bestätigte ihm dies letztere und sprach meine Meinung aus, daß die Rückgermanisirung der Elsässer und Lothringer vielleicht weniger schwierig sein werde, als es auf den ersten Blick scheine. „Ich glaube das auch", sagte er, „jeder muß jetzt stolz darauf sein, ein Deutscher zu sein.... Aber ich glaube nicht, daß es etwas nützen würde, wenn ich über diese Dinge schriebe. Die meisten Leute scheinen darüber einverstanden. Soweit ich mir ein Urtheil bilden kann, ist in England nicht mehr als Einer unter Hundert für Frankreich. Und dann ist der Ausgang des Krieges unzweifelhaft. Kein außen Stehender kann irgendetwas thun, ihn zu fördern oder zu hindern. Nie, soviel ich weiß, wurden Adamssöhne so vollständig, so hoffnungslos geschlagen wie diese Franzosen." Ich bemerkte, daß ein so völliger Zusammensturz der ganzen Organisation Frankreichs doch etwas Unerhörtes sei und daß man kaum habe ahnen können, wie tief dies Volk unter dem zweiten Kaiserreiche gesunken gewesen. „O", fuhr er fort, „ich zweifelte nie, daß es dahin kommen würde. Während der jüngsten Zeit habe ich oft daran gedacht, wie sie vor hundert Jahren sprachen über ce petit Marquis de Brandebourg, avec lequel nous avons une espèce de guerre — ha! ha! une espèce de guerre, eine Art von Krieg! Es war anders in ihren Revolutionskriegen. Da war ganz gewiß beträchtliche Begeisterung unter den Franzosen, hohe Ideen über Freiheit, Brüderlichkeit, eine neue Ordnung der Dinge — und sie hatten Führer. Aber jetzt! Selbst ihr einsichtsvollster Mann, Victor Hugo: es ist die bloße Quintessenz von Wahnsinn, was er über Paris geredet hat. Königin der civilisirten Welt! Mir scheint, es gab nie eine abscheulicher verdorbene Stadt, die nichts als ein Bordell und Spielhölle ist!" Auch über den Anspruch der Franzosen auf „Esprit" als eine nationale Eigenthümlichkeit machte er sich lustig. „A vain dancingmaster-sort of people" ist ein Ausdruck, dessen ich mich in Hinsicht auf diesen Punkt erinnere.

Wir kamen dann auf die Folgen des Krieges für Deutschland, und Carlye gestand, er habe nie gedacht, er werde diesen Umschwung erleben. „Hätte jemand angeboten, mit mir einen Vergleich einzugehen", sagte er, „daß es in funfzig Jahren geschehen würde, so würde ich den Vergleich mit Freuden angenommen haben. Ich bin sehr froh und dankbar, daß ich diese Ereignisse noch erlebt habe, die größten in der Geschichte, seit ich in die Welt kam. Ohne Zweifel wird einige Kunst erforderlich sein nach dem Kriege, aber ich glaube, die Einheit Deutschlands ist jetzt gesichert." Ich sprach meine Ueberzeugung aus, daß die nächste politische Folge des Krieges ein deutsches Parlament sein werde, als Organ des neugegründeten deutschen Volksthums. „Vermuthlich", bemerkte er; „aber Sie wissen, Parlamente sind Wesenheiten, die ich für mein Theil nicht billige. Sie arten zu leicht in Redemaschinen aus." Meinen Einwand, daß doch irgendeine derartige Repräs-

sentation existiren müsse, gab er zu, meinte indeß, er habe „gewisse Ideen über einen Rath der besten Männer", deren Ausführung befriedigender sein würde. „Parlamente sind gewöhnlich nutzlos, machen die Dinge schlechter, als sie sind. Wenn für England die Stunde der Gefahr kommt, wird es jedenfalls nicht durch sein Parlament gerettet werden." Ich erwähnte in Bezug auf den Aufschwung Deutschlands die Aeußerung eines Oesterreichers, der ärgerlich erklärt hatte: „Als die Deutschen blos Goethe und Schiller gehabt hätten, sei es allenfalls noch gegangen; nun sie aber auch Bismarck und Moltke hätten, sei es nicht zum Aushalten." Carlyle lachte und sagte: „Ja, und was für ein Sturm der Entrüstung wüthete vor nur wenigen Jahren noch über ebendiesen Bismarck! Ich dachte immer, er wäre der rechte Mann an der rechten Stelle. Ich sagte das zu einer Zeit, als ich hier in einer Minorität von einer Stimme war. Anfangs konnte ich freilich nicht sehen, was es mit seinem Streit mit der Kammer auf sich hatte, aber nachher sah ich es deutlich. Nichts von der Art, was die Presse hier andeutete, kein Streit wie der Stafford's und Karl's I. mit dem Langen Parlament, ganz das Gegentheil!" Ich wandte ein: Bismarck seinerseits habe zuerst seine eigentlichen Absichten in einer zu seltsamen Verkleidung verborgen und seine Vergangenheit sei zu sehr gegen ihn gewesen, als daß es für die Deutschen hätte leicht sein können, ihn zu verstehen. Er bestritt dies nicht und fuhr fort: „Uebrigens aber sollte man nicht vergessen, was für einen Antheil Goethe und Schiller an diesen großen Ereignissen haben. Es war eine große Sache für die Deutschen, eine Sprache zu sprechen und eine Literatur zu zu haben wie die, welche durch Goethe und Schiller geschaffen wurde. Es scheint mir fast, als dächten und fühlten sie gegenwärtig nicht hinreichend, was sie Goethe und Schiller verdanken — wenigstens nicht in Bezug auf Goethe. Lange habe ich keinen neuen Essay, kein neues Buch über Goethe gesehen; aber ich höre sehr viel über einen schmuzigen, blasphemirenden Juden, Heinrich Heine, der eine gewisse Sorte von Witz hatte, aber den es schmachvoll sein würde Goethe voranzustellen." Ich protestirte lebhaft gegen die Meinung, daß dies geschehe, und dagegen, daß Goethe vergessen sei oder je vergessen werden könne. „Nun", sagte er, „ich will glauben, daß die Beschäftigung mit ihm irgendwie schweigend fortdauert, aber ich möchte, daß jemand wieder über ihn schriebe und es veröffentlichte!"

Wir sprachen auch von Moltke, nach dessen Lebensumständen Carlyle sich mit vielem Interesse erkundigte. Ich erzählte, was ich von diesem militärischen Kant, der seinen großen Genius erst so spät enthüllt hatte, wußte. Carlyle war äußerst gesprächig und in bester Laune. In seinem Aeußern keine Veränderung; womöglich sah er gesünder, jünger aus als bei unserer letzten Zusammenkunft. Ich fand, als ich das Haus verließ, daß ich mehr als eine Stunde bei ihm gewesen war.

Mein Bemühen, ihn zu einer öffentlichen Kundgebung seiner Sympathien für das neuentstehende Deutschland in seinem Existenzkampfe gegen Frankreich zu veranlassen, schien vergeblich gewesen. Aber es schien nur so. Denn wenige Wochen später veröffentlichte zu meiner freudigen Ueberraschung die „Times" seinen wohlbekannten Brief vom 11. Nov. 1870, der in größerer Ausführlichkeit fast denselben Gedankengang verfolgte wie unser Gespräch. Es war eine Erfrischung in der trüben Atmosphäre schiefer, falscher, unaufrichtiger, neidischer Urtheile und Rath-

schläge, worin man sich damals umherbewegte, die feste klare Stimme des Veteranen zu hören, der, seiner alten Liebe zu Deutschland treu, die deutsche Sache mit dem ganzen Gewicht seiner Ueberzeugung und Beredsamkeit vor aller Welt vertrat. Ich konnte nicht unterlassen, ihm diese Gefühle in einem Dankbriefe auszusprechen, einem Briefe, in dem ich mich ermächtigt fühlte, nicht blos in meinem eigenen Namen zu reden, sondern im Auftrage vieler Landsleute, die den Philosophen von Chelsea nur aus der Ferne kannten, ihm nur im stillen zu danken vermochten.

Seitdem verfloß eine lange Zeit, ehe ich Carlyle wiedersah. Er wohnte weit entfernt von meinem Stadttheile Londons, und abgesehen von allen andern Gründen der Zurückhaltung, legte ein unruhiges, arbeitsvolles Leben, wie man es in London führt, der Wiederholung von Besuchen die mannichfachsten Hindernisse in den Weg. Ich hörte gelegentlich von ihm durch Freunde oder aus den Zeitungen; ich wußte, daß er trotz seiner hohen Jahre noch immer rüstig und thätig war. Ein neues Werk hatte er seit der Vollendung der „Geschichte Friedrich's des Großen" nicht mehr unternommen. Aber er schrieb während dieser Schlußepoche seines Lebens die vor kurzem veröffentlichten „Reminiscences" und besorgte nicht weniger als drei verschiedene Ausgaben seiner gesammelten Werke, zuletzt die Volksausgabe, die einen außerordentlich glänzenden Erfolg hatte. Den umfangreichsten Zusatz machte er in diesen neuen Ausgaben zu seinem frühesten Werke, dem „Leben Schiller's", das er durch ein Supplement ergänzte, welches er aus mehrern seit dem Jahre 1825 erschienenen deutschen Büchern über Schiller, besonders aus Saupe's „Schiller und sein väterliches Haus" zusammengestellt hatte. Im Jahre 1875 erschienen von ihm in „Fraser's Magazine" Abhandlungen über die „Early kings of Norway" (offenbar viel früher geschrieben) sowie ein anziehender Essay über „Die Porträts von John Knox". Gegen das Ende des Jahres 1875 erregte das Herannahen seines 80. Geburtstags allgemeine Aufmerksamkeit. In Deutschland erhielt ein Beglückwünschungsschreiben zu diesem Tage einflußreiche Unterschriften; in England wurde ein ähnliches vorbereitet, welches die Namen von Alfred Tennyson, Robert Browning, George Eliot, Darwin, Huxley, Tyndall und andern hervorragenden Männern vereinigte und ihm mit einer goldenen Medaille, deren Hauptseite (nach der Zeichnung unsers Landsmanns Boehm) sein Brustbild trug, am Morgen des 4. Dec. überreicht wurde.

An diesem Tage machte auch ich nach so langem Zwischenraume mich nach Chelsea auf den Weg. Ein heftiger Schneesturm tobte durch die Straßen von London und erschwerte wie gewöhnlich die Umherbewegung durch die große Stadt. Es war zwischen 12 und 1 Uhr, als ich in Cheyne Row ankam. Ich wurde in das Drawing-Room hinaufgeführt; aber nach einigen Minuten des Wartens erschien Carlyle's Nichte, Miß Aitken, mit Ausdrücken des Bedauerns: ihr Onkel sei eben beim Frühstück, ich möge daher entschuldigen, wenn er mich heute nicht sehe. Ich freute mich zu hören, daß es ihm im ganzen wohl ergangen sei. Ich hörte auch von dem Eintreffen der Beglückwünschungsschreiben und zahlloser Briefe aus der Nähe und Ferne und sah die schön ausgeführte Denkmünze mit Carlyle's Profilbild, deren Ankunft ihm Freude gemacht zu haben schien. Von der Volks-

ausgabe seiner Werke bemerkte Miß Aitken, der Erfolg sei überraschend groß gewesen, besonders vom „Sartor Resartus", von dem, wenn ich mich recht besinne, in wenigen Monaten 20—30000 Exemplare verkauft wurden.

Seit diesem Gedenktage vergingen wieder mehr als anderthalb Jahre, ohne daß ich nach Cheyne Row kam. Endlich, im Beginn der Sommerferien, zu Ende Juli 1877, trieb es mich noch einmal unwiderstehlich nach jenem Zielpunkte. Um die altgewohnte Zeit, zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags, wanderte ich denn, von der Station der unterirdischen Eisenbahn in Sloane-Square, King's Road, die Hauptstraße von Chelsea, hinunter nach Cheyne Row zu. Gegen das Ende von King's Road verlor ich in Gedanken meinen Weg und kam schließlich nach allerlei Irrgängen an den Themsequai. Manches schien hier herum verändert. Auch Cheyne Row bot einen neuen Anblick dar. Längs der Mauer gegenüber der Häuserreihe mit Carlyle's Hause waren Bäume gepflanzt und neue Häuser waren dahinter emporgestiegen. An Carlyle's Häuserreihe fand ich die Hausnummern verändert. Aus Nr. 5 war Nr. 24 geworden. Nun, ich schellte wie gewöhnlich an dem bekannten Hause, und es trat mir eine nette, alte Haushälterin entgegen, aber, wie mir schien, nicht dieselbe wie in frühern Jahren. Sie drückte, wie einst ihre Vorgängerin, die Hoffnung aus, daß ich das Vergnügen habe, Mr. Carlyle zu kennen, und führte mich in das Drawing-Room, das ich leer fand. Beim Hinaufgehen sah ich durch die offen stehende Hinterthür in den Garten. Er glänzte in frischestem Grün. Die Hintermauer war, wie früher, von Epheu, die rechte, mir sichtbare Seitenmauer von dem graziösen reichduftenden Schlingpflanzen-Jasmin bedeckt, wie man ihn in England in verschwenderischer Fülle zieht. Auf dem Rasenplatz stand ein großer zeltartiger Schirm, mit horizontalem Leinwanddach, darunter die mir von früher bekannten umgestülpten Blumenkübel, Sitze für Carlyle und einen Freund oder Besucher. An dem kleinen Stück Wand neben der in die Bibliothek führenden Thür ein lebensgroßes Brustbild Shakspeare's, an der Treppenwand das Porträt von Coleridge an der alten Stelle. Das Drawing-Room war ziemlich wie sonst, nur theilweise neue Möbeln, ein wohlthätiger grüner Teppich, die Möbelüberzüge von reichem dunkelmoosfarbigem Woll- und Seidenzeug. Alles luftig, still, sauber. An der Hinterwand fanden sich Ansätze von den gegenwärtig so beliebten Verzierungen mit Schalen und Vasen von altem Porzellan: wahrscheinlich die Veranstaltung einer weiblichen Hand. Auch ein früher nicht bemerkter Kupferstich fiel mir auf: Die Krönung Voltaire's im Theater. Sonst so ziemlich dieselben Bilder wie früher: Cromwell, Knox, Friedrich der Große, Wilhelmine, Carlyle selbst und seine Frau u. s. w. Der längliche Tisch mit Schreibzeug stand wie früher in der Mitte des Zimmers, daneben, dem Kamin nahe, ein großer lederner Sessel mit angeschraubtem Lesepult; auf diesem aufgeschlagen Robertson's „History of Scotland".

Nachdem ich einige Zeit gewartet, erschien ein Dienstmädchen und brachte die Nachricht: Mr. Carlyle beende eben einen Brief und bitte mich, einige Minuten zu warten, worauf er sich freuen werde, mich zu sehen. Bald darauf erschien er selbst in langem moosfarbenem Schlafrock. Wie bei meinem allerersten Besuch blieb er beim Hereinkommen einen Augenblick an der offenen Thür stehen, die

Augen forschend auf mich gerichtet, indem ich ihm entgegenging, ihn zu begrüßen. Wie damals, hielt er mir die Hand entgegen, aber seine Haltung war gebeugter geworden, und als er das offene Fenster schloß (auch wie bei unserm ersten Sehen), sah ich, wie seine Hand zitterte. In seinem Gesicht fiel mir statt der alten Bronzefarbe die wie mit gesprungenen Blutäderchen unterlaufene Röthe der Färbung auf; sonst erschien er nicht wesentlich verändert, durchaus nicht abgemagert, Mund und Lippen sogar voll, wie man es bei einem Greise selten sieht, und zwar aus einem bei Greisen wol ebenfalls seltenen Grunde, dem nämlich, daß er noch immer sein volles natürliches Gebiß hatte. Wie früher, zeigte sein Kopf noch einen kräftigen grauen Haarwuchs und ebenso trug er noch den grauen, nur theilweise weißen Vollbart. Er setzte sich in den mit dem Lesepult versehenen Lehnsessel und ich nahm ihm gegenüber Platz. Indem er so vom Licht abgewandt saß, verschwand jene intensive Röthe seiner Gesichtsfarbe und ich sah sein Gesicht während unsers Zusammenseins öfter in eigenthümlich plastischer Schönheit, ja jugendlicher als sonst wol.

Wir waren bald mitten im Gespräch. Er that mehrere Fragen über mein Ergehen während der letzten Jahre. Ich erwähnte meinen Besuch in Deutschland im Jahre 1873 und daß ich damals auch in Mecklenburg, und zwar nicht weit von Mirow gewesen. Ich nannte diesen Ort mit Bezug auf eine komische Episode in der „Geschichte Friedrich's des Großen", der während seines Aufenthalts in Rheinsberg zuweilen Besuch von Mirow bekam. Carlyle erinnerte sich dieses Umstandes sofort. „Ah, das ist der Ort, wo der schneidernde Herzog wohnte", rief er lachend. Und dann kam er auf die mecklenburgischen Prinzen und Prinzessinnen und erzählte eine Geschichte von der Nichte jenes „schneidernden" Herzogs, Prinzessin Charlotte, spätern Gemahlin König Georg's III. von England, die ich aber nur theilweise verstand, weil er aus dem vollen klaren Tone, womit er anfing, öfter in jenes murmelnde Reden mit sich selbst verfiel, das ich von früher her kannte. Auch der etwas predigerartige Ton tauchte gelegentlich auf, und dann wieder schallte das alte herzliche humoristische Lachen dazwischen, ganz wie sonst. Von der Königin Charlotte kam er auf Georg III., über den er sich anerkennend aussprach. Man habe ihn oft stupide und unfähig gescholten; aber er sei trotz alledem ein Mann gewesen von entschiedener Tüchtigkeit, der gewußt, was er wollte, und sich die angemessenen Werkzeuge zur Ausführung seines Willens gewählt habe. Er habe eine große Bibliothek gesammelt, die nach seinem Tode an das Britische Museum kam, die King's Library; ich kenne sie wol. Es sei das eine der besten Bibliotheken die er kenne, „nichts von jenem extravaganten Unrath darin, den man so oft in großen, von einzelnen Leuten gegründeten Bibliotheken findet, sondern das Ganze erfüllt von dem Geiste dessen, was ich einen weisen Herrn nennen möchte". Ihm (Carlyle) sei diese King's Library von größerm Nutzen gewesen als der ganze Rest des Britischen Museums. Als er vor 45 Jahren seine „Geschichte der Französischen Revolution" geschrieben, erinnere er sich, sei er bei dem Kapitel über den Aufstand der Weiber in der größten Verlegenheit gewesen, weil er keinen Plan von dem Palast in Versailles gehabt habe;

und siehe da, er habe einen solchen, und einen vortrefflichen endlich gefunden in der King's Library.

Ich erwähnte den großen Erfolg der Volksausgabe seiner Werke, besonders des „Sartor Resartus", worauf er gedankenvoll äußerte: „Ja, das Buch hat sich irgendwie der Stimmung der Leute bemächtigt." Im ganzen aber schien er nicht sehr sanguinisch von dem Erfolg seiner Werke zu denken. „Was ich ihnen immer gesagt habe", fügte er mit einer Art von ernstem Aufbrausen hinzu, „ist: ihre Lügen so schnell als möglich einzupacken und sich deren auf ewig zu entledigen. Wenn sie diese Gedanken nicht ernsthaft nehmen und danach handeln, sind sie eine bloße Verunreinigung von Geist und Herz."

Irgendwie wendete die Unterhaltung sich auf Amerika. Kurz vorher waren dort Arbeiterunruhen ausgebrochen, und mehr als ein Beobachter meinte das Auftauchen des Gespenstes der socialen Frage auch an dem amerikanischen Horizont zu erkennen. „Die Amerikaner", bemerkte Carlyle, „bringen sich in die höchste Verwirrung hinein. Die Eisenbahnen im ganzen Lande sind aufgerissen und man sieht nicht, wo das enden will. Ich hörte neulich, daß ein loyaler, gut unterrichteter Amerikaner, ein Mann, der ein hohes Amt bekleidet hat" (vermuthlich General Grant während seines Besuchs in England), „es als seine Ansicht ausgesprochen habe, daß die amerikanische Constitution in den letzten Zügen liege." Ich erlaubte mir, dies als eine etwas verzweifelte Ansicht zu bezeichnen; aber Carlyle schüttelte den Kopf und schien anderer Meinung. „Sie haben es sich selbst zugezogen, wollten nicht einmal von dem Namen eines Sklaven hören", und mehreres andere, was ich nicht verstand, dessen Sinn aber zu sein schien, daß er in Bezug auf den amerikanischen Bürgerkrieg und die Sklavenemancipation noch derselben Meinung sei wie früher. Kein einziges Volk der Erde, so bemerkte er im Zusammenhang hiermit, habe gegenwärtig einen Führer, dem es folgen könne, ausgenommen die Deutschen, die Bismarck hätten.

Er fragte dann, ob ich jüngsthin etwas geschrieben, und ich erwähnte meine Mitarbeit am Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" und am „Neuen Plutarch". Das „Conversations-Lexikon" rühmte er als wirklich tüchtiges Werk. Jemand habe es ihm vor langen Jahren geschenkt und es sei ihm von entschiedenem Nutzen gewesen. Ob ich etwas von den Mitgliedern der Firma Brockhaus wisse? worauf denn einiges über diese berichtet wurde. Dann folgte eine Hinweisung auf die deutsche Philosophie, und Carlyle sagte, er habe vor einiger Zeit ein englisches Werk über „The Secret of Hegel" gelesen, wovon er aber nicht sehr erbaut schien. Es habe ihm immer der Goethe'sche Ausspruch dabei vorgeschwebt, worin dieser auf die Frage: „Wie hast du's nur so weit gebracht?" erwidert: „Ich habe nie über das Denken gedacht." Er citirte diese Verse mit großem Behagen und in sehr guter deutscher Aussprache, und die nächste Frage, nachdem er eine allgemeine Bemerkung über Schiller und Goethe gemacht, war: ob man sich in Deutschland auch noch um Goethe kümmere? ob kürzlich ein neues Werk über Goethe erschienen sei? Ich erwähnte mehrere solche bei Gelegenheit der hundertjährigen Feier von Goethe's Ankunft in Weimar veröffentlichte Werke, und beruhigte ihn überhaupt mit der Versicherung, daß Goethe's Ansehen in Deutschland noch immer so hoch stehe als je.

So sprachen wir noch mehreres, bis nach etwa einer Stunde Miß Aitken hereinkam und ihren Onkel an seinen Spaziergang erinnerte; vielleicht würde ich ihn dabei begleiten. Carlyle war dies zufrieden und ging hinaus, sich fertig zu machen. Ich drückte Miß Aitken meine Freude aus, ihn so frisch, so wenig verändert gefunden zu haben; worauf sie erklärte: er sei auch in diesem Jahre recht wohl gewesen, obgleich im vorigen sehr leidend. In Bezug auf eine Bemerkung über sein herzliches Lachen sagte sie: „Wir sagen oft: er verflucht die Welt, wie die Deutschen die Lorelei singen", ein Wort, das mir sehr gefiel. „Neue Bekanntschaften macht er nicht, aber alte Freunde sieht er öfter, besonders Froude, der allwöchentlich mehreremal zu ihm kommt."

In kurzem kam Carlyle mit einem „Well, now I am ready!" zurück und ich folgte ihm die Treppe hinunter. Er ging sehr gebeugt, übrigens aber mit raschem Schritt, wählte von den beiden breitrandigen Hüten, die im Flur hingen, einen Strohhut, nahm seinen Stock und ging hinaus. Wir schlugen denselben Weg ein, den wir früher schon mehreremal gegangen waren, nach Oakley Road zu. Er ging ziemlich rasch, aber nicht mehr mit der alten Festigkeit und Geradheit. Als wir nach King's Road kamen, wo ein lebhafter Verkehr von Wagen und Fußgängern begann, bot ich ihm meinen Arm, den er bereitwillig nahm. Er wählte den Weg über King's Road hinüber, durch Seitenstraßen nach Fulham zu, auf dem ich ihn bei unserer ersten Zusammenkunft nach Hyde Park begleitet hatte. Wir sprachen über dies und jenes: Mommsen, Curtius, Ranke, Wales, Schottland, das Hermanns-Denkmal, ohne besonders bemerkenswerthe Zwischenfälle. In Fulham Road angekommen, erklärte Carlyle, er wolle von hier aus eine Fahrt nach Portland Place machen. Ich fragte, ob ich ihm ein Cab rufen solle, aber er erklärte, nein, er fahre im Omnibus. So hielten wir denn den nächsten Omnibus an und stiegen ein. Er wählte sich den Platz in der Ecke an der Thür, ich setzte mich neben ihn. So fuhren wir zusammen durch Fulham Road, Piccadilly, Regent-Street, in nicht geringem Geräusch des Verkehrs. Der Omnibus war alt, schütterig, und ich fühlte mich oft versucht, ihm statt dieses ermüdenden Fuhrwerkes ein Hansom-Cab vorzuschlagen; aber anscheinend empfand der zweiundachtzigjährige alte Mann keine Unbequemlichkeit. Wir unterhielten uns sogar mitten in dem Lärm. Carlyle erkundigte sich nach meiner Thätigkeit am University College, fragte nochmals nach dem Hermanns-Denkmal, nach dem lippeschen Lande, kam von diesem auf Bückeburg und den Grafen Wilhelm, „der die Portugiesen einexercirte und der Freund Herder's war", und interessirte sich sehr, als ich von Herder's Verhältniß zu der schwärmerischen Gräfin erzählte, das ihm unbekannt zu sein schien. Ebenso interessirte es ihn, von der Festung Wilhelmstein im Steinhudermeer zu hören: daß ich dort gewesen und die kleinen goldenen Kanonen gesehen habe, die Graf Wilhelm vom Könige von Portugal zum Geschenk erhalten. Er fragte, wie weit es von England in jene lippesche Gegend sei, als hätte er Lust, einmal hinzureisen. Das Letzte war, daß ich ihn beim Durchfahren von Regent-Street auf ein dort ausgestelltes lebensgroßes Oelbild Lord Beaconsfield's aufmerksam machte. Ich gebrauchte dabei einen Ausdruck aus dem kurz vorher in der „Times" veröffentlichten Briefe Carlyle's über den Russisch-Türkischen Krieg und die

türkischen Sympathien in England, wo er von Lord Beaconsfield gesprochen hatte als von „unserm wunderthätigen Premierminister". Bei dem Aussprechen dieser Worte und der hinzugefügten Bemerkung: ich glaube, dieses Beiwort werde an dem edeln Lord haften bleiben, brach er in sein herzliches Lachen aus. „Der arme Mensch", sagte er dann, halb satirisch, halb bedauerlich, „er möchte ein zweiter Chatham sein, uns in einen großen europäischen Krieg verwickeln, mit dem sein Name verbunden bleiben sollte — ha! ha!"

Der Omnibus hielt in Regent-Circus, Oxford-Street, und dort nahmen wir mit herzhaftem Händedruck und gegenseitigen guten Wünschen voneinander Abschied.

Es war das letzte mal, daß ich Carlyle sah. Viel wäre noch über ihn zu sagen und viel wird ohne Zweifel noch über ihn gesagt werden. Aber an dieser Stelle wollte ich nur von meinen persönlichen Erinnerungen an ihn erzählen, und da diese mit der eben erzählten Zusammenkunft enden, nehme ich hier für heute auch von den Lesern Abschied.

Die neuesten Ausgrabungen in Pompeji.

Von

Konstantin Winterberg in Rom.

II.

Erst das Jahr 1877 sah den Beginn der Ausgrabungen in der neunten Region, welche fast ganz, bis auf wenige Läden, ein einziges Badeetablissement bedeckte: das dritte nunmehr, dem wir in Pompeji begegnen. Zur Zeit der Katastrophe augenscheinlich noch im Bau begriffen, sieht man die theilweise noch ungetünchten Mauern wiederum aus jenem Ziegelwerk Opus incertum aufgeführt, das bekanntlich die letzte, die Periode des Verfalls der römischen Baukunst bezeichnet. Aeltere Reste, die hier und da verstreut zwischen jenen sich finden, scheinen übrigens darauf zu deuten, daß vor der letzten Anlage Gebäude früherer Zeit sich hier befanden. Wenn man bedenkt, daß Pompeji eigentlich nichts weiter als ein kleines Landstädtchen von kaum 12000 Einwohnern gewesen, so ist kaum zu begreifen, daß drei so große Anstalten zugleich hier existiren konnten, die vielleicht noch nicht einmal die einzigen von denen sind, welche die fortgesetzten Ausgrabungen noch zu Tage fördern werden. In der That scheint insbesondere zur Kaiserzeit das Bedürfniß der Bäder fast Leidenschaft geworden zu sein. Wissen wir doch, daß in Rom nicht blos Personen selbst der niedrigsten Volsklasse, der Vornehmste wie der Geringste täglich mindestens ein-, oft mehrmals badete, sondern daß die feine Welt sogar den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht dort zuzubringen pflegte, um sich außer dem Genuß des Bades noch Zerstreuungen aller Art in die Arme zu werfen, wie sie der Charakter der luxuriösen Anlage darbot. Zur Zeit der Republik bestanden nur Flußbäder, die rein aus dem Bedürfniß hervorgegangen; zu ihnen gesellten sich später, zu Anfang der Kaiserzeit, auch Dampf- und warme Wasserbäder. Rapid wächst nunmehr ihr Luxus, ihre Zahl, sodaß zu Anfang des 4. Jahrhunderts nicht weniger als 800 in der Ewigen Stadt allein erstanden, um sich, wenn auch weniger großartig in Anlage und Ausstattung, von da über die ganze Provinz auszudehnen. Wie gewaltig in späterer Zeit der Luxus stieg, welcher die anfangs nur für die ärmern Klassen bestimmten Kaiserthermen umgab, zeigt das einfache Factum, daß die Bäder Agrippa's, die ersten unter ihnen, durch spätere Bauten vollständig in Schatten gestellt werden, welche nunmehr auch, der höhern Gesellschaft Raum gewährend, nach und nach, wie in den Caracallathermen, solche Dimensionen annahmen, daß darin nicht nur Tausende

von Menschen gleichzeitig baden, sondern Bibliotheken, Conversationssalons der geistreichen Welt sich öffnen, während Ringplätze, Spaziergänge und Parks nebst Theaterräumen, ja sogar Arenen für Gladiatorenkämpfe Müßiggängern den mannichfachsten Stoff zur Unterhaltung bieten. So ausgedehnten, großartig eingerichteten Anlagen gegenüber müssen natürlich die pompejanischen in den Schatten treten, welche indeß dadurch von ihrer Wichtigkeit und Bedeutung nicht nur nichts verlieren, sondern sogar über vieles, was von den Trümmern jener Anlagen in Rom bei ihrem allzu großen Umfange nothwendig unklar bleiben würde, Aufklärung verschaffen, sofern sich die Bestimmung des Einzelnen bei der weit einfachern Einrichtung naturgemäß weit leichter zu erkennen gibt. Ganz analog den früher beschriebenen, bisher als „neue Thermen" bezeichneten sind wesentlich auch die zuletzt entdeckten eingerichtet. Ein rechts und links von Portiergelassen begrenzter Hauptgang führt in den Säulenhof. Noch zeigt der weite Raum, der offenbar dereinst als Palästra dienen sollte, der Südfront gegenüber eine im Bau begriffene Kanalanlage. Am Fuße der durch neun Fensteröffnungen durchbrochenen, von Pilastern und Halbsäulen gestützten Innenmauer sieht man das Schwimmbassin. Die anstoßenden Räume scheinen Privatzimmer, vielleicht des Besitzers oder der Familie zu sein. Durch eine Thür zur Rechten gelangt man in die eigentlichen Badezellen, denen gegenüber ein kreisförmiges Auskleidezimmer mit vier Nischen sich befindet. Das nebenan gelegene Gemach ist ein Caldarium, in welchem wir noch zwei Wasserbecken sehen, die eine halbkreisförmige Röhre speist. Oefen zur Heizung und Erwärmung des Wassers befinden sich im Hofe, der nach der Rückseite hin das Ganze abschließt.

Weniger durch seine Bedeutung an und für sich, als vielmehr durch einen Fund von wissenschaftlichem Interesse zeichnet sich ein neuerdings erst in dieser Gegend bloßgelegtes Gebäude aus. Unter andern Curiositäten, wie einer marmornen Sonnenuhr, ward unter einer Reihe von Jagdscenen mannichfaltigsten Charakters, welche eine besondere Vorliebe des Besitzers für diesen Kunstzweig zu bekunden scheinen, hier ein Gemälde aufgefunden, welches, obschon verwischt, eine eigenthümliche Darstellung enthält. Die Hauptfigur ist ein mit rother Chlamys bis zum Knie verhüllter Held, der, den rechten Fuß auf einen Altar, den rechten Arm aufs Knie gestützt, auf einen gelben Widder deutet, der blutbedeckt nahe beim Altar liegt. Gegenüber steht eine weibliche Gestalt, die nur in ihren Umrissen als solche zu erkennen. Das Bild stimmt hinsichtlich der Situation aufs vollkommenste mit einem bereits früher gefundenen überein, welches der Katalog den Darstellungen unbestimmten mythologischen Inhalts zuweist. Jene Uebereinstimmung aber gibt dem letztern Gemälde eine besondere Bedeutung, insofern bei diesem das Opferthier als Widder vollkommen kenntlich ist im Gegensatz zu dem frühern, in dem Helbig eine Hirschkuh zu erkennen meint und die Scene auf Achill am Altar der Diana bezieht, nachdem statt Iphigenie eine Hirschkuh erschienen.

Ebenso unhaltbar würden spätere Erklärungen, wie unter andern die von Heydemann scheinen, der die Darstellung auf die Sühne des Herakles für die Erlegung der cerenytischen Hirschkuh deutet.

Dies sind die interessantern unter den neuerdings bloßgelegten Anlagen. Die

fünfte Insel enthält wesentlich nur Häuser der bereits beschriebenen Art, bei denen bald mehr, bald weniger deutlich das einstige Gewerbe aus den vorhandenen Spuren sich erkennen läßt. Nur wenige, darunter die zwei letzten, zeichnet größere Eleganz aus, wie schon der Blick von außen zeigt, den wir durch die schmale Vorthür hindurch in das, dem Anschein nach zugleich als Garten benutzte, von Säulen korinthischer Ordnung getragene Atrium werfen können, dessen Mitte ein marmorner, von Säulen und Fontainen eingefaßter Fischteich bildet.

Von anderweitigen größern Monumenten, insbesondere den Samnitengräbern, welchen die letztjährigen Arbeiten kaum Nennenswerthes hinzugefügt, ebendeshalb Abstand nehmend, dürfte es von nicht geringerm Interesse sein, den epigraphischen Entdeckungen für einen Augenblick zu folgen, von denen einige vorher schon kurz berührt sind. Inschriften, die zugleich als Urkunden dienen, und daher mit dem Monument, auf welchem sie gefunden, unzertrennlich sind, in Stein gehauene Verordnungen, welche sich auf das öffentliche oder communale Leben, auf Verfassung und Verwaltung beziehen, dürften hier von weniger Interesse sein, sofern auch eine große Zahl anderweitiger Documente dieser Gattung uns überliefert worden. Weit interessanter sowol dem Inhalt wie der Anzahl nach ist die Klasse der Depinti und Sgraffitti, die an die Wände öffentlicher und Privatgebäude in rother wie in schwarzer Farbe angemalt oder in den Stuck sich eingekritzelt finden. Die Sitte oder Unsitte, Mauern und Wände von Gebäuden zu beschreiben, war in Pompeji in ausgedehntester Art eingebürgert, wo die Masse solcher Schreibereien schon den Alten zu dem mehrfach wiederkehrenden Verse Veranlassung gab:

Admiror paries, te non cecidisse ruinam,
Qui tot scriptorum taedia sustineas.

(Ich wundere mich, Wand, daß du nicht gesunken in Trümmer,
Die du zu ertragen hast so vieler Scribenten Geschmier.)

Vorwiegend war die lateinische die in Pompeji gebräuchliche Sprache. Griechisch, obwol hin und wieder gebraucht, scheint dennoch nicht so allgemein verbreitet gewesen zu sein, wie man nach den sonst hier vorhandenen Spuren griechischer Bildung und Kunst wol glauben möchte.

Auf den täglichen Verkehr Bezug hat die Klasse der von öffentlichen Schreibern in großen Buchstaben ausgeführten Depinti, sie enthält meist öffentliche Annoncen, besonders Wahlempfehlungen, Theateranzeigen; die gewöhnlich nur mit einem Nagel oder spitzen Gegenstande eingekratzten, in meist kleiner, oft unleserlicher Cursivschrift gekritzelten Sgraffitti indessen, zu denen nicht selten sich auch Zeichnungen entsprechenden Genres gesellen, wollen nichts weiter als Eindrücke des individuellen Lebens wiedergeben, welche sich je nach guter oder schlechter Laune in Witz und Neckerei selbst bis zum bittersten Spott, sei es in Prosa oder Versen, ergehen. Fragmente von Classikern, philosophische Betrachtungen mit Reminiscenzen aus Theater, Wirthshaus oder Circus gemischt, Grüße, Verwünschungen, Liebesseufzer stellen, was gerade im Augenblick des Autors Seele bewegt, in buntem Chaos vor Augen, wobei nicht selten der eine oder andere Leser sich zu Entgegnungen veranlaßt fühlte.

Wahlempfehlungen für das Triumvirat oder die Aedilenwürde bilden wol die größte Mehrzahl der Depinti, welche die Aufmerksamkeit der Wahlberechtigten auf diesen oder jenen Candidaten zu lenken suchen, und die keineswegs immer von den stimmberechtigten Bürgern ausgegangen, sondern nicht selten auch von Personen, welche sich Clienten der Empfohlenen nennen, ja sogar von Weibern, Kindern und Sklaven, die an sich mit den Wahlabstimmungen gar nichts zu thun hatten. So agitirt unter andern ein gewisser Phoebus mit seiner Kundschaft, ein andermal ein Lehrer Valentius, der jedenfalls nicht Sprachlehrer gewesen, wie der Ausdruck „cum discentes suos" (mit seine Schüler) beweist. Dann wieder werden die Ballspieler zu einer Wahl aufgefordert; in einem andern Falle haben sich „sämmtliche Schläfer" oder „die Spättrinker" (seribibi) zu einer Wahl vereinigt; ja einmal wird gesagt, daß „sämmtliche Pompejaner" ihre Stimmen dem und dem geben. Zu weit würde es führen, den reichen Zuwachs an Material, welcher den Ausgrabungen der letzten Jahre wiederum gefolgt ist, hier vorzuführen. Nur unter den Sgraffitti mögen einige besonders charakteristische hervorgehoben werden. Dem Gedanken nach oft nichts weniger als poetisch, doch stets in poetisches Gewand gekleidet, sind Glückwünsche bald mehr oder weniger umfangreichen Inhalts, auch Liebesergüsse ganz besonders häufig. So unter andern thut jemand, den die Liebe bereits im Banne hält, seine Empfindungen in den emphatischen Worten kund:

Amoris ignes si sentis Mulio,
Magis properares ut videres Venerem.
(Kenntest du, o Mulio, der Liebe Flammen,
So eiltest du mehr, die Göttin Venus zu schauen.)

Neben solchen oft unvollständigen Sinnsprüchen finden sich dann wieder andere, die rein die Liebe als solche besingen. So erklärt jemand in unschuldig naiver Form: „Wer Liebe verbietet, die Liebenden bewacht, ist nichtswürdig." Etwas minder prosaisch und darum würdiger singt ein anderer:

Quis amat valeat pereat qui
nescit amare bis tanto pereat
quisquis amare vetat.
(Es lebe wer liebt, den Tod,
Wem Liebe versagt, zweimal sterbe,
Wer Liebe verbot);

während ein dritter in seinem Herzensdrange keine andern als die kindlichen Worte zu finden weiß: „Sullimae ehton sic amo!" („Ich liebe Sullima so sehr!)

Andere, auf längere Erfahrung gestützt, ertheilen Rath in Liebessachen. Einer gewissen Thyrsa wird unter anderm von der Liebe Fortunatus' abgerathen. Noch andere ergehen sich in Lobsprüchen gewisser Persönlichkeiten, häufiger jedoch in Verwünschungen und Flüchen. So liest man an einer Säule im Peristyl der erwähnten Buchhandlung das Verdammungsurtheil gegen einen Schankwirth, der seinen Gästen keinen reinen Wein vorgesetzt, des Inhalts: „So mögest du selbst betrogen werden, daß du das gefälschte Zeug allein trinkest."

Eine andere Inschrift bringt die interessante Meldung, daß eine Frau aus Puzzuoli bei Gelegenheit ihres Aufenthalts in Pompeji vier Kinder, und zwar

drei männliche und ein weibliches, zugleich in die Welt gesetzt. Poetisch drückt jemand durch Worte des Dichters Empfindungen aus, die gewöhnliche Prosa verschmähen:

Nunc est ira recens, nunc est discedere tempus
Si dolos afuerit crede redibit amor.

(Noch ist zu neu der Zorn, Zeit ist jetzt, sich zu entfernen,
Ist der Aerger vorbei, kehrt schon die Liebe zurück.)

Worte, die wir, allem Anschein nach, auf einen Streit unter Ehegatten zu beziehen haben. Sinnsprüche, nicht selten auch Worte didaktischen Inhalts, wie: „Discite dum vivo mors inimica venit" („Lernt, wenn den Lebenden der feindliche Tod ereilt"), tragen wiederum ernstern Charakter.

Erheben wir uns nun von diesen bald mehr bald weniger interessanten Zeugnissen des bürgerlichen und gemeinen Lebens zu höhern Kreisen, dem Bereich der wirklichen Kunst. Wenige nur ihrer Werke sind außer den eigentlichen Schöpfungen der Architektur an Ort und Stelle geblieben. Bei weitem der Mehrzahl ward das Geschick, die Museen von Paris, Neapel und Palermo zu füllen, wo sie, ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche Bestimmung, in buntem Gemisch durcheinandergestellt, von ihrer einstigen Bedeutung kaum eine Vorstellung erwecken. Denn anders wirkt in eleganten, prächtig decorirten, architektonisch vollendeten Räumen ein Sculpturwerk, ein Gemälde; anders wiederum ein solches, das für die trauliche Häuslichkeit des Privatlebens bestimmt ist; ganz verschieden ist der Eindruck eines Standbildes auf säulenumgebenem öffentlichem Marktplatz, oder einer Statue am plätschernden Springbrunnen im schattig kühlen Winkel eines Gartens. Hierin aber besteht wesentlich wol die hervorragende Bedeutung der Kunstwerke Pompejis, obwol sie an sich nur untergeordneten Ranges sind, daß wir sie, wennschon von ihrem Platz entfernt, im Geist zurückversetzen, ihren eigentlichen innern Zusammenhang mit dem öffentlichen und Privatleben uns eher zu vergegenwärtigen vermögen, als bei den anderswo gefundenen Kunstwerken, deren Fundstätte, wie etwa in Rom, in den seltensten Fällen nur über ihre einstige Bestimmung Auskunft gibt.

Von den Tempelbildern abgesehen, deren große Mehrzahl verschwand, oder doch nur in Trümmern uns überliefert ward, sind es eigentlich die Bilder des häuslichen Cultus, die man als eine Specialität Pompejis betrachten kann. Fast jedes einzelne Privathaus enthält ja, wenn nur einigermaßen eingerichtet, neben der großen Altarstätte stets Nischenräume für die Gottheit. Kunstproductionen wie der Zeusbüste, die einst den Jupitertempel schmückte, sind natürlich die Bronzestatuetten in keiner Art zu vergleichen, welche den Götterfürsten in langwallendem Bart, in der Linken den Blitz, das Scepter in der Rechten, den obligaten Adler zu Füßen darstellen. Sie alle, die nur häuslichem Cultus dienten, sind untergeordneten Ranges. Einer Statue Apoll's von jenen feinen jugendlichen Formen wie jene, die man 1811 in dem Hause fand, welches jetzt noch nach ihm den Namen trägt, sind ebenso wenig neuere Funde derselben Gottheit zu vergleichen. Wie tief übrigens in jenen Zeiten schon der Cultus der ägyptischen Götterlehre in den Kreisen der romanischen Welt sich Eingang verschafft, zeigen die vielerlei zwar früher schon, namentlich aber in den letzten Jahren aufgefundenen Götter-

bilder, unter denen besonders Isis und Anubis fast ebenso zahlreich wie die einheimischen Gottheiten vertreten sind.

Unter den Marmorstatuen dagegen kann man eigentlich nur die der Venus, der speciellen Schutzgottheit Pompejis, nennen, die man in dieser Eigenschaft mit dem besondern Namen „Venus pompejana" zu bezeichnen pflegte. Den Oberkörper völlig entblößt, trägt sie in der Rechten den Apfel des Paris, mit der Linken sich auf eine Figur stützend, die, wie sie selber, Spuren der im Alterthum viel angewandten Bemalung trägt. Kaum wesentlich von ihr verschieden in der Auffassung ist die Figur der Venus anadyomene, wie sie, eben dem Meer entstiegen, an einen Baumstamm gelehnt, mit beiden Händen das feuchte Haar zurückstreift, während zu ihren Füßen ein kleiner Satyr kauert. Von den Larenbildern abgesehen, die, wie auch der Familiengenius, gewöhnlich durch laubbekränzte Füllhörner und Schalen sich kennzeichnen, deren sich in allen Theilen des Ausgrabungsgebiets eine reiche Anzahl mehr oder weniger gut erhaltener Exemplare fanden, ist besonders eine Kategorie, nämlich die der Brunnenfiguren, von Interesse. Neben den einfachsten Formen, wie Löwen- und Stierköpfen, Schildkröten, wie auch kleinern Gruppen, des Knaben mit der gefangenen Gans, zeigen sie schließlich vollständig abgeschlossene Kunstwerke; denn als solches muß man unbedingt die meisterhafte Gruppe des Herakles mit der Hirschkuh oder vielmehr — der künstlerischen Darstellung entsprechend — mit dem Hirsche bezeichnen, den der jugendliche Held im raschen Laufe ereilt und zu Boden geworfen, wo er ihn am Geweih gefaßt daniederhält. Gruppen von Satyrn, den Bewohnern der Wälder, an Bachesrand bald mit Nymphen scherzend, bald beim Rauschen des Wassers die Flöte blasend, hat die neueste Zeit mehrfach gefördert, obgleich auch diese Gattung in ihren letzten Ergebnissen nichts der in der Casa del Fauno gefundenen bekannten Faunstatue Aehnliches aufweisen kann, jenes wunderbar vollendeten Satyr, der in höchster Meisterhaftigkeit die Lust des bacchischen Taumels vergegenwärtigt, welche die sehnige Muskelkraft des Alters von einer Leichtigkeit und Elasticität der Bewegung beseelt darstellt, die uns zeigt, daß der Geist des Gottes ihn ganz ergriffen. Auch Silen, der auf den Bildern so oft wiederkehrt, erscheint in den neuern Funden wenig vertreten; ebenso wenig können alle darauf Bezug habenden Darstellungen mit der in der Casa dei marmi gefundenen Figur concurriren, die einst als Fuß des Gefäßes gedient, als dessen Träger der Gott dargestellt, dessen mühsames, alle Körperkraft in Anspruch nehmendes Emporstützen, verbunden zugleich mit dem ganzen, das Individuum beseelenden Eifer kaum natürlicher ausgedrückt werden könnte. Tadelfrei zwar, wie die bekannte, als Narciß bezeichnete Bronzestatue, diese unbeschreiblich weiche und dennoch frische, lebendige Jünglingsfigur, wie sie die linke Hand, auf die Hüfte gestützt, das Haupt träumerisch zur Seite neigt, um, ganz in sich versunken, den zauberischen Tönen einer fernen Melodie zu lauschen mit einem Ausdruck, der zwischen Träumen und Sinnen, zwischen Lächeln und leiser Wehmuth schwebt, wie etwa Narciß wol dem Rufe Echo's gelauscht, so schön und vollendet, so reinweg griechischen Ursprungs der Idee wie künstlerischen Ausführung nach ist kaum eine zweite zu nennen. Nur ein besonders wichtiger Fund darf hier nicht unerwähnt bleiben.

Im Osten der neunten Insel ward erst im Jahre 1880 ein größeres Gebäude bloßgelegt, dessen Inneres einen weiten, von 22 Säulen getragenen Peristyl enthält. Die Gartenanlage innerhalb desselben zeigt in ihrer Mitte die Ueberreste eines Fischteiches, den eine herrliche Brunnenfigur geschmückt. Es ist ein wunderbar schöner Satyr, der sich der vollendeten Ausführung, den Dimensionen wie dem Sagenkreise nach jenen vorgenannten sehr wohl anschließen möchte. Struppiges Haar, unter welchem Ziegenohren hervorstehen, bedeckt die niedrige Stirn der geschwänzten Gottheit. Indem das Gewicht des Körpers auf dem rechten Beine ruht, während das linke zugleich etwas vorgeschoben, läßt die nachlässige Haltung besonders die Rückenpartien vortheilhaft hervortreten.

Den Kopf halb auf die Brust geneigt, blickt er lächelnd nach dem Schlauche hin, den er unter den linken Arm gepreßt, während der rechte am Bauche ruht, gleichsam als wollte er sich am Anblick des Göttertranks ergötzen. Die ganze Erscheinung macht überhaupt keineswegs den Eindruck eines Trunkenen, sie erinnert vielmehr eher an jene Darstellung des Herakles im Kampfe mit dem Löwen auf griechischen Münzen.

Von künstlerischer Vollendung sind insbesondere Haar, Rücken und Extremitäten, sodaß man kaum begreift, wie der Besitzer den Werth eines solchen Werkes so wenig zu schätzen gewußt, daß er es zur Wasserleitung benutzte. Denn man kann sich leicht denken, wie sehr der Gesammteindruck durch den am hintern Theile des Schlauches befindlichen Ansatz einer Bleiröhre gestört und von der künstlerischen Idee abgelenkt wird.

Dies sind die besten Kunstwerke der erwähnten Art. Bei weitem die große Mehrheit der übrigen zeigt die niedere Entwickelung römischer Künstler, die sich nicht blos in der Wahl mythologischer Gegenstände, sondern auch in allerlei Darstellungen des gewöhnlichen Lebens, wie in Porträtbüsten bekannter und unbekannter Persönlichkeiten zu erkennen gibt. Herakles mit der Löwenhaut, wie überhaupt die mehrfach wiederkehrende Büste dieses Helden lieferte nebst mehrern männlichen und weiblichen Charakterköpfen, Kriegern zu Pferde wie zu Fuß, das Hauptergebniß, dessen Schluß noch eine Reihe doppelköpfiger Hermen bildet, die, wie die frühern, bald Bacchus und Silen, Dionysos und Ariadne, einmal unter andern auch Jupiter, Ammon und Faun darstellen.

Unmöglich ist es, all die kleinern Werke der Sculptur, der Terracotten, der Reliefdarstellungen hier zu erwähnen, deren hervorragendste, im Hause des Jucundus aufgefundene wir vorher beschrieben. Wenden wir auf jenen Theil der Kunst vielmehr etwas näher unsern Blick, der eigentlich für Pompeji charakteristisch ist. Denn während die Sculpturen der Stadt in der Masse der uns erhaltenen antiken Werke fast verschwinden, sind ihre Wandgemälde neben wenigen andern heute noch die einzigen Vertreter der uns unwiederbringlich verlorenen antiken Malerei. Mögen auch die Producte einer kleinen Provinzialstadt, zumal in jener Zeit, wo die Kunst bereits in Verfall gerathen, keineswegs geeignet sein, uns eine Vorstellung von der wirklichen Malerkunst in Griechenland zu geben, sodaß wir aus pompejanischen Wandgemälden im Stande wären, in ähnlicher Art zu schließen, wie

wir aus den noch vorhandenen Bildwerken der Sculptur die Herrlichkeit des Parthenon uns vorzustellen im Stande sind: dennoch bilden sie in ihrer Gesammtheit ein Material des Studiums antiker Kunst, das mehr als alle schriftlichen Nachrichten, als alle sonstige Beschreibung uns in ihre eigentliche Werkstatt einweiht. Hat nicht ihrem Studium allein es unsere Zeit zu danken, daß frühere Vorurtheile nun beseitigt, unsere Anschauung sich aufgeklärt, sodaß wir ihre Leistungen auf dem Gebiet der Malerei nunmehr als denen der Sculptur vollkommen ebenbürtig anerkennen? Obgleich dem Wesen nach nichts weiter als Decorationsarbeit, drückt sich andererseits in den Wandgemälden Pompejis wieder eine solche Fülle, ein so unerschöpflicher Reichthum an ornamentalen Motiven, dabei so viel Symmetrie in der Zusammenstellung der Gegenstände, verbunden mit der vollkommensten Harmonie des Ganzen aus, daß wir gern die mitunter etwas flüchtige Behandlung zu übersehen geneigt sind, welche jetzt gerade mehr vielleicht als früher hervortritt, wo die meisten Bilder noch an ihrem Fundort, bei richtiger Beleuchtung in den ihnen entsprechenden Situationen sich befanden.

Schon die Wahl ihrer Gegenstände kann man fast durchweg als eine glückliche bezeichnen; denn mit nur wenigen Ausnahmen hat der gesunde Sinn jener Künstler, fast möchte man sagen instinctiv als den Grenzen ihres Kunstzweiges fremd, jene symbolisch-allegorischen Darstellungen vermieden, welche in der modernen Kunst zu so mancherlei Verirrungen Veranlassung gegeben. Der gesunden Naturauffassung findet sich hier vielmehr der Idealismus aus dem Gebiet mythologischer Sage vereint, jenem Gebiete, das der heutigen Kunst so fern steht und doch wieder durch kein einziges Analogon ersetzt zu werden vermag. Neben dem realistischen Charakter mit feinstem künstlerischem Takt entworfener Figuren, welcher Ideenreichthum, welche Leichtigkeit zeigen uns wiederum die Gebilde, die des Künstlers Phantasie frei von den beengenden Fesseln der Wirklichkeit schuf! Tänzerinnen und Bacchantinnen, Amoretten und Kinderfiguren, mit welcher Anmuth schweben sie an uns vorüber! Nicht auf Flügeln, nicht auf Wolken, jener kümmerlichen Nachhülfe conventioneller Formen, wie sie die Neuzeit kennzeichnet, schwingen Satyrn sich auf mit den üppigen Genossinnen; nein, von innerer Kraft beseelt, welche die Schwere überwand, nicht als Schatten oder Nebelbilder, im vollen frischen Farbenglanz des Lebens, von flatternden Gewändern die göttergleichen Glieder umhüllt, erscheinen sie vor unsern Augen. Kaum als schwacher Abglanz dessen, was einst Parrhasius und Aristides schufen, dürften freilich sie so wenig wie auch größere Compositionen bezeichnet werden, die malerisch wie jene in gedrängten vielbewegten Gruppen Gegenstände der Heroensage behandeln, wo die Helden mitunter wieder jener wahrhaftige Gefühlsausdruck, jenes Feuer der Leidenschaft beseelt, das uns unwillkürlich die Erinnerung an die großen Meister des Alterthums erweckt, die ihnen zum Vorbilde gedient. Welch innige Harmonie zeigt wiederum die landschaftliche Umgebung mit dem Gegenstande der Darstellung! Kaum möchte unter andern die Geschichte von Goethe's Fischerknaben jene träumerische Situation so sehr uns zum Bewußtsein bringen, wie die Darstellung des Hylasraubes die unbestimmte Sehnsucht vergegenwärtigt, welche das schwärmerische Gemüth hinabzieht in die geheimnißvolle Tiefe der kühlen Wasserflut. Im dichtumschatteten Walde unter über-

hängenden Büschen sprudelt der krystallhelle Quell, in dessen Becken des Jünglings Gestalt sich spiegelt, dessen Seele bereits die Dämonen der Waldeinsamkeit ergriffen, die sie mit unwiderstehlichem Zauber mit sich fortziehen, daß er nicht mehr gesehen ward.

So überreich ist die Fülle des neuentdeckten Materials, daß es unmöglich, auch auf diesem Gebiete eine volle Uebersicht des Vorhandenen zu bieten. Schon die niedrigste Klasse der architektonischen Decorationsmalerei, gegen welche bekanntlich Vitruv sich so sehr ereifert und die er, wol manchmal nicht mit Unrecht, als Monstrosität bezeichnet, bietet einen solchen Reichthum künstlerisch phantastischer Ideen, daß wir uns nur wundern müssen, wie beim Mangel jedes festen architektonischen Princips selbst Künstler dieser Art so viel Geschmack und so viel Formensinn beseelt, um vor allzu großer Ausschreitung sich zu bewahren.

Bekanntlich pflegte man nicht blos in Pompeji, sondern überhaupt im Alterthum für Malereien die Wände horizontal durch einige helle oder bunte Streifen in mehrere Abtheilungen zu zergliedern, deren mittlere gewöhnlich für das Hauptgemälde bestimmt ist, während die umgebenden Sockel und Fries meistens nur leichte Decoration von Blattgewinden, Festons und Lilien enthalten, zwischen denen Vögel oder andere Thiergruppen verstreut sind. Leichte Säulchen oder Arabesken bilden wiederum im verticalen Sinne die Begrenzung der einzelnen Theile, die bei größerer Anzahl oft statt eines Hauptgemäldes mehrere kleinere in Medaillons von Blumenkörben, menschlichen Porträts oder kleinern Landschaften enthalten. Von ihnen, als den einfachsten beginnend, läßt sich sodann eine ununterbrochene Reihe bis zu den reichsten Prachtdecorationen verfolgen. Dann erweitern sich die Architekturen, bis schließlich ganze Baulichkeiten mit Treppen, Balkonen, Bogen- und Säulengängen erstehen, die statt der einfachen Säulchen die verschiedenen Theile trennen, wo nunmehr der Künstler frei der Phantasie die Zügel schießen läßt, um aus meistentheils vegetabilischen Elementen eine unabsehbare Fülle phantastischer Decoration und zugleich eine durch keine Regel, keine Rücksicht auf Material bedingte Architektonik zu schaffen, welche zwei-, oft dreifache perspectivische Durchblicke unter bunten Festons und Säulenhallen wie mit Zauberschlag aufbaut. Kaum eine Thiergestalt, eine Pflanze, die hierbei nicht vertreten wäre, selbst Menschen als Statuen haben dem Gebilde sich einzufügen, das im blendendsten Farbenschmuck beinahe spielend hingeworfen scheint. Gruppen von Jagden, Kämpfen, Wettrennen beleben außer vielen einzelnen Figuren wiederum Sockel und Friese, die nicht selten auch scherzhafte Scenen aufweisen, wo Amorinen und Genien die Hauptrolle spielen. Selbst die kleinsten Darstellungen, wie ein Hirsch, der aus der Quelle trinkt, ein Affe, der die Flöte bläst, ein Hahn, der die Trauben frißt, welche aus einem umgeworfenen Korbe gefallen, Raubthiere, im Begriff auf ihre Beute zu stürzen: sie alle zeigen eine Vielseitigkeit der Auffassung, wie sie heutigentags nimmer wiederkehrt. Zu etwas ausgedehntern Darstellungen, wie sie vorher charakterisirt worden sind, gehören insbesondere Gartengemälde, deren Anzahl durch die neuesten Ausgrabungen wesentlich bereichert ist. Eins ist besonders charakteristisch: im Vordergrunde sieht man inmitten grünender Terrasse einen Springquell, daneben rechts und links zwei Pfauen. Gruppen von Vögeln beleben das Laubdach der Bäume,

von denen einer von der Schlange umzingelt wird, deren Basiliskenblick auf den Vogel eben gerichtet ist und ihn auf dem Zweige gebannt hält, daß er nicht zu entrinnen vermag. Allen Darstellungen dieser Art eigen ist überhaupt die niemals fehlende Staffage. Spaziergänger, Hirten, Opfernde, Reisende zu Esel und zu Wagen, oft auch Kinder beleben stets die ländliche Scenerie, Vogelsteller, Jäger die Wälder und Gebirge, Fischer mit Netzen die Meeresgestade, ganz den Schilderungen Plinius' des Jüngern entsprechend, dem zufolge diese Art in Rom zuerst durch Ludius in Aufnahme gekommen. Ihnen kann man von den neuern Funden unter anderm die landschaftliche Darstellung im Triclinium eines Hauses der siebenten Region zuzählen. Den Vordergrund bildet ein halbrundes, von Säulen eingefaßtes Heiligthum, dessen Celle das Tempelbild der Artemis mit Scepter und Krone, ihr zur Seite Bogen, Köcher und Lanze, die Embleme der Gottheit erkennen läßt. Das graue Gemäuer überschatten von hinten die Bäume des Waldes zur Rechten, dem sich links eine rothe Felswand anschließt. Auf seinen Stab gestützt steht oben ein Mann, der grünen Chlamys nach wahrscheinlich ein Jäger, den Blick auf den Tempel gerichtet, nach dem er die Linke ausstreckt, wie um den Beistand der Göttin zu erbitten. Eigenthümlich, ihrem Gegenstande nach, sind unter den neuesten Funden besonders die ägyptischen Landschaftsgemälde, die den Nil während der Ueberschwemmung zur Darstellung bringen. Unter dahinrieselndem Wasser sieht man Blumen aufsprießen, kleine Inseln tauchen aus den Fluten hervor, die durch Brücken verbunden, Bauten wie Tempel und Thürme, Galerien und Zeltdächer tragen. Auf einer erhebt sich ein Pilaster, worauf ein Krokodil sitzt; Pygmäen, Männer und Weiber in den mannichfachsten Stellungen beleben die Scene. Einer, mit zwei Stöcken bewaffnet, schickt sich eben an, das Krokodil oben zu necken, während sein Begleiter erschrocken sich auf eine Palme zu flüchten sucht. Ein dritter, weiter vorn, ist im Begriff, seine Lanze gegen ein anderes, etwas verwischtes Ungethüm zu schleudern. Eigentliche landschaftliche Stimmung freilich in dem von unserer Zeit verstandenen Sinne zeigt weder dieses Bild noch eins von den frühern Funden. Stets aber, mögen es einfache Naturscenen, mögen es mythologische Darstellungen sein, die ihren Gegenstand bilden, gibt sich die vollste Uebereinstimmung der Scenerie und Handlung zu erkennen, Homer, gleichsam wie stumme Poesie in das landschaftliche Bild hineincomponirt, dessen Charakter trotzdem stets vorherrschend bleibt. Wie die Landschaft als solche, so nimmt auch in den Decorationen die Genremalerei nur untergeordnete Stellung ein. Von den zahlreichen Gegenständen einfachster Art, den sogenannten Stillleben, worunter insbesondere die bekannten Kränze windenden Genien hervorragen, würde es hier überflüssig sein, Details zu nennen. Pflanzen- und Thierleben lag offenbar dem Charakter der Antike viel ferner als der Jetztzeit, wenn auch in letzterer Beziehung es an tüchtigen Compositionen nicht fehlt. Außerordentliche Sorgfalt und Eleganz gibt sich beispielsweise sowol in Zeichnung wie in Farbe des Schwans zu erkennen, der sich jüngst in einem Hause der sechsten Region fand, der, den einen Flügel von rothem Bande umschlungen, im blauen Aether sich wiegt.

Von Hunden verfolgte Hirsche, Tiger, die voll Mordlust die Beute zerfleischen, bilden neben einigen Jagdscenen die wesentlichste Ausbeute der neuern Entdeckungen.

Zahlreicher noch wie diese sind die Funde, welche Darstellungen des täglichen Lebens, das wirkliche Genre betreffen. Gar mannichfach ist hier der Gegenstand, welcher sich bald auf ein Gastmahl, von phantastischem Tanz begleitet, bald aufs Theater in seinen durch Masken, phantastisches Costüm und Bewegung charakterisirten Figuren bezieht, bald Scenen vor Gericht, wo der Verklagte den strengen Richterspruch empfängt, dann wiederum Zechgelage im Wirthshause, wo frische Mädchen den Zechern die vollen Becher credenzen, neben Scenen erotischen Inhalts bildet. Höchst komisch ist unter andern das in einer Schenke der sechsten Region gefundene Bild, jetzt im Museum von Neapel, wo zwei Männer am Schenktisch im Streit miteinander sich erheben. Drohend hebt der linke seinen Arm, während ein dritter, der Wirth, eben hinzueilt, den einen der Streitenden hinauszuwerfen mit den Worten, wie die Inschrift sagt: „Itis foris, rixsatis!" („Hinaus mit euch! Genug des Zankes!") Bekannter, doch darum nicht weniger interessant ist jene Darstellung, wo ein alter Vogelsteller einer schönen Dame geflügelte Amoretten zum Verkauf bringt. Zwei holt er mit den Flügeln aus dem Käfig. Ein dritter ist inzwischen schon entflohen und hält sich hinter der Schönen versteckt, hinter deren Kleide er schelmisch hervorschaut, während ein anderer, auf den ihr Blick gerichtet ist, mit Kränzen ihr entgegenflieht. Wie diese Darstellung durch ihre symbolische Deutung von Interesse ist, indem sie die reiche Auswahl andeuten soll, welche die Liebe dem schönen Geschlecht zu gewähren vermag, so ist unter den neuern Funden durch die sinnige Wahl des Gegenstandes ein anderer auffallend, ein Bild, das eine Frau darstellt, die ihr Kind im Zitherspiel unterrichtet. Mit der Linken dasselbe auf dem Schose haltend, führt sie mit der Rechten die Hand des Kindes, die das Plectrum umfaßt, um die aus einer Schildkrötenschale gefertigte fünfsaitige Zither zu schlagen. Gegenüber steht ein anderes Kind am Altar, auf den es sich, den Kopf zur Schulter geneigt, mit dem Elnbogen stützt, einen Kranz in der Rechten. Kinder und Lehrerin sind festlich bekränzt. Am Altar lehnt ein Thyrsos; gegenüber steht ein Pilaster, der eine Statue mit Fackel trägt. Das Bild ist graziös der Idee und Composition nach; es bleibt nur zu beklagen, daß von den Farbentönen so vieles verwischt ist, sodaß fast nur die Umrisse geblieben.

Mit den schon erwähnten Gestalten, deren ätherischer Charakter sich durch leises Dahinschweben kundthut, wie es phantasievoller der Künstler kaum hätte wiedergeben können, in den malerischsten Stellungen bald unverhüllte Körperformen zeigend oder vom langwallenden Gewand und Schleier verhüllt, wechseln andere mehr irdischer Natur, welche Blumenkörbe tragen, Kränze winden oder Melodien den Instrumenten entlocken. Dann wieder sehen wir uns von Gruppen von Kriegern zu Roß und zu Fuß umgeben. Die Chlamys nachlässig über die Schultern geworfen, den Kopf vom Helm überschattet, den Schild in der Linken ziehen sie an uns vorüber. Andere gehen leicht bewaffnet, bekränzten Hauptes in den Kampf. Zahllos allein schon dem Gegenstande nach ist das Material dieser Genremalerei, zu der man schließlich auch jene, in mythologisches Gewand gekleideten Gemälde rechnen kann, wo Amorinen oder Genien in allerhand menschlichen Verrichtungen, mitunter höchst trivialer Art, sich ergehen. Bald sehen wir Leier oder Flöten spielende Amoretten, bald reiten sie auf Ziegenböcken oder ziehen auf Del-

phinen durch die Wogen. In einem Hause aus der siebenten Region finden sich weinkelternde Eroten: einer drückt die Trauben in eine Butte aus, während ein anderer den ausfließenden Most untersucht; ein dritter rührt voll Eifer mit dem Stocke in einem Gefäße herum. Links decken Eros und Psyche den Tisch, während ein anderer Eros weiter hinten mit einer zweiten Psyche plaudert. Fast verschwunden ist eine der Idee nach ebenso interessante Darstellung, wo drei Eroten sich bemühen, den schweren Schild der Ares aufzuheben. Zwei stehen eben von der vergeblichen Arbeit ab, ein dritter beugt sich, wie es scheint, um im Schilde sich zu spiegeln. Selbst auf der Jagd begegnen geflügelte Genien uns als Verfolger von Löwen und Tigern, selbst Hasen, Schmetterlinge, Grillen sind vor ihren Nachstellungen nicht sicher. Noch mehr überrascht es, diese unruhigen Geister in der Werkstatt des Tischlers oder gar als Schuster beschäftigt zu sehen.

Ungleich reicher, als die bisher beschriebene Gattung ist diejenige vertreten, die das eigentliche mythologische Gebiet zum Gegenstande hat, Darstellungen, die wiederum bald als Einzelfiguren oder in kleinen Gruppen bis zu den ausgeführtesten größern Compositionen auftreten, wo sie im letztern Falle gewöhnlich den Hauptraum der Wände ausfüllen. Nymphen und Genien bald rebenumkränzt, den Thyrsos schwingend, berauschte Mänaden mit dem Feuerbrande in den Händen, wie andere Figuren des bacchischen Thiasos, die zum Tanz das Tamburin schlagen oder in gesammelter Stellung die Klänge der Zither ertönen lassen, unter denen natürlich der alte Silen nie fehlen darf, bilden den Uebergang von jenen phantastischen Tänzerinnen zu den wirklichen Gottheiten, unter denen uns die geflügelte Siegesgöttin auf der Weltkugel, die Palme in der Rechten oder mit Schild und Schwert bewaffnet auf der Biga dahineilend, neben den göttlichen Musen, den Horen, dem Lichtgott Helios im Strahlenkranze begegnet. Nereiden und Tritonen vertreten wiederum das feuchte Element: Galathea auf einem Hippokamp, von Delphinen durch die Wogen getragen, inmitten seltsam tritonenartig gestalteter Figuren, die statt des menschlichen Hauptes den Kopf eines Seeungeheuers tragen, gehört zu den am häufigsten wiederkehrenden Motiven. Doch nicht blos Darstellungen dieser Art fügten die neuesten Entdeckungen den früher schon in großer Anzahl vorhandenen hinzu: fast alle Gottheiten des Olymp im Sinne griechischen und römischen Göttercults finden sich neben fremden, wie ägyptischen, unter denen wiederum Isis besonders hervorragt, je nach dem Grundcharakter ihres Wesens dargestellt, bald thronend, wie der Vater Zeus, oder wie Poseidon, stehend und ruhend in jener erhabenen Ruhe, welche das Cultusbild kennzeichnet, nur selten in Handlung begriffen. Aphrodite, die Schutzgöttin der Stadt, ist es insbesondere, die unter den weiblichen Gottheiten wol am meisten wiederkehrt. Bald sehen wir sie allein, bald im Gefolge von Genien und Amorinen. Unter den männlichen ist es Bacchus, der fast nicht weniger oft als jene Göttin in den mannichfachsten Situationen uns begegnet. Als Kind im Arme des Satyrs, als Jüngling mit weichen vollen Formen, wie ihn die spätere Periode der Sculptur sonst darzustellen pflegt, bald nachdenklich dasitzend, den Kopf auf den Arm gestützt, bald epheuumkränzt in voller göttlicher Haltung, den Inhalt der Schale über den Kopf des Panthers ihm zu Füßen ergießend, finden wir ihn, selten allein, meist von andern

Figuren seines Gefolges begleitet, unter denen neben Silen auch Pan, sein gehörnter Begleiter, zu nennen ist. Vor allen aber ist es Eros, für den mehr als für alle andern jene Vielseitigkeit der Darstellung charakteristisch ist. Hier steht er vor uns mit Köcher und Bogen, im Begriff, den Pfeil auf sein Ziel abzuschießen, dort sehen wir ihn leichtbeschwingt, umkränzten Hauptes, bewaffnet mit Scepter und Blitz. Wiederum tritt er als Krieger gerüstet mit Lanze und Schild uns entgegen oder schwingt den Feuerbrand in der Rechten. Leierspielend naht er sich uns, zum Tanze geschmückt, oder schwebt mit weinumranktem Thyrsos vorbei. Wer vermöchte alle diese Darstellungen, so anmuthig in der Idee wie der Composition nach, ins Detail zu verfolgen!

Kaum weniger zahlreich als sie sind wiederum mehr oder weniger ausgedehnte Figurengruppen mythologischen Ursprungs, welche in den Seitenfeldern, oft schwebend, zumeist demselben Kreise wie die Einzelfiguren entnommen, sich neben andern rein allegorischen Charakters finden. Die schwebende Gruppe von Eros und Psyche, von andern ähnlicher Natur abgesehen, die in der Ausführung kaum weniger reizvoll sind, gehört zu den bekanntesten.

Nur beschränkt ist trotz aller Mannichfaltigkeit der Behandlung wie des Arrangements der Poesie- und Sagenkreis, der zu den größern Compositionen den Stoff geliefert, bei dessen Auswahl Sinnesreiz wol wesentlich den Ausschlag gab. Ueberwiegend herrscht neben einigen dem bacchischen Kreise insbesondere entlehnten Göttermythen die Heroensage vor. Von jenen mehrfach vertreten ist wiederum unter den neuern Funden die Erziehung des Bacchuskindes durch den alten Silen, der Chor von Satyrn und Bacchantinnen, mit denen der Gott Feld und Fluren durchschweift, besonders seine Auffindung der Ariadne auf Naxos, wo er, von einem Satyr begleitet, der am Meeresstrande unter Blättern Schlummernden naht, während der Chor einstweilen zurückbleibt. Wie auch in der spätern Poesie die Erzählungen von Liebschaften und galanten Abenteuern die andern Thaten der Götter fast in Vergessenheit gebracht haben, so bilden Liebesscenen dieser Art auch wesentlich die Hauptmotive im Gebiete der Malerei. Jupiter's Liebschaften mit Leda, Danaë, Europa, der Entführung des schlummernden Ganymed und der vom Argus gehüteten Jo schließen sich ähnliche, auch auf andere Götter bezügliche 'Liebeshändel an. Hier sehen wir Apoll mit der Geliebten, dort Mars und Venus, die letztere mit entschieden realistischerer Färbung als in den ältern Darstellungen gleicher Art, die den Zug des Göttlichen fast zu sehr unterdrückt. Dann wieder ist es Adonis, der, vom Eber verfolgt, in dem Arme Aphrodite's verblutet, oder es steht Selene mit der Sichel, das Haupt umkränzt, vor Endymion, den Schläfer in der stillen Mondlandschaft belauschend, an dessen Seite der Traumgott wacht. Nicht rein erotischen Inhalts sind wiederum Darstellungen aus der Orpheussage, besonders schön dem Gedanken nach wie in der Ausführung des Eros Bestrafung. Auf goldenem von Sphinxen getragenen Thronsessel sitzt Aphrodite, das Scepter in der Rechten, ernst und würdevoll. Gegenüber sehen wir Eros, das Kind, gesenkten Hauptes, mit der Hand die Thränen abwischend, sich langsam davonschleichen, um die Strafe zu verbüßen, welche die Mutter ihm dictirt hat, worauf zugleich das

in der Linken getragene auf den Ackerbau bezügliche Instrument hindeutet. Auf dem Throne steht hinter der Göttin ein anderer Eros, der die Rechte auf ihre Schulter gelegt hat und mit der Linken auf den bestraften Kameraden hinweist, dem er mitleidig nachschaut.

Bei weitem vielseitigern Stoff liefert das Gebiet der Heroensage, obgleich auch hier gewisse Darstellungen erotischer oder sentimentaler Natur stereotyp geworden. Des Perseus Befreiung der Andromeda, Ariadne vom Theseus verlassen, Hippolyt, wie er Phädra's Antrag zurückweist, Narciß, der im Quell sich spiegelt, kommen unter alten und neuen Funden stets wieder vor, während eigentliche Kampfesscenen verhältnißmäßig selten sind. So begegnet uns schon Herakles weniger in seinen Heldenthaten, als vielmehr in allerlei Liebesaffairen. Sein Liebeshandel mit der Auge, insbesondere die Begegnung mit Nessus kehrt oftmals wieder. Das Söhnchen Illos auf der Schulter, sehen wir ihn, dem Centauren gegenüber, den er argwöhnisch fixirt, während hinter jenem das mit zwei Schimmeln bespannte Fuhrwerk mit der Gattin Deijaneira hält, die im Begriff ist, das Kind ihm abzunehmen, um auf des Centauren Rücken den Fluß zu überschreiten. Von Scenen anderer Art finden sich nur wenige, wie der Kampf des Helden mit Antäus, häufiger die Scene, wo er als Kind noch in der Wiege die Schlangen erdrosselt, die ausgesandt sind, ihn zu erwürgen. Wieder andern Ursprungs sind Darstellungen von Dirke's Hinrichtung, die hier, verschieden von der Farnesinischen Marmorgruppe, die an den Stier Gefesselte uns vorführt, der wild mit ihr fortrennend sie zu Tode schleift, während Zethos und Amphion mit Antiope zugleich dem grausen Schauspiel zusehen. Mehr ausgeführt, wenngleich theilweise nur erhalten, ist auch die Niobidengruppe aus der Exedra eines Hauses der siebenten Region. Inmitten der von Wald umgebenen Scene steht ein Heiligthum Apoll's. Zur Rechten wie zur Linken erscheinen verschiedene Gestalten, Jünglinge und Mädchen, die man als Niobiden erkennt. Augenscheinlich auf der Flucht begriffen, bilden sie einen gewissen Gegensatz zu andern Gestalten, die ohne ein Zeichen der Furcht zu dem Tempel hineilen, und die man daher als Sklaven jener anzusehen hat, welche Jagdgeräthe tragen. Einige der Niobiden sind zu Pferd, andere zu Fuß, viele andere sieht man sterbend oder todt. Einzelne Gruppen wiederum stellen herzzereißende Scenen dar von Ueberlebenden, welche vergebens den Sterbenden Hülfe zu bringen eilen. Dort sinkt eben ein Jüngling nieder, den Pfeil in der Brust, während ein anderer das Haupt desselben von hinten liebevoll stützt. Ein dritter, ebenfalls schon verwundet, bemüht sich vergebens, das scheu gewordene Pferd zu zügeln. Ganz im Gegensatze zu den bekannten Werken der Sculptur, welche die einzelnen Momente der Ruhe darstellen, die dem Entsetzen vorausgehen oder folgen, die eigentliche Handlung aber ausschließen, sehen wir hier die furchtbare Katastrophe wirklich hereinbrechen, das ganze Drama rücksichtslos vor unsern Augen sich entfalten. Nur wenig vertreten finden wir des Theseus Waffenthaten. Die Scene, wo der Held aus Ariadne's Hand das Knäuel empfängt, das ihn sicher durchs Labyrinth leitet, dann wiederum der Anblick der Begegnung mit der Königstochter nach vollbrachter Waffenthat am Ausgange der Grotte, wo der erlegte Unhold todt am Boden liegt, sind hier die maßgebenden Motive, gegen die das Abenteuer selber ganz zurücktritt. Noch spärlicher sind die

Darstellungen aus der Argonautensage. Phrixos und Helle, welche, vom Widder ins Meer gestürzt, vergebens den Arm um Hülfe nach dem Bruder ausstreckt, die Begegnung zwischen Jason und Pelias, der, bei Poseidon's Opfer gerade beschäftigt, die fehlende Sandale an Jason's Fuß erkennt, und in der Erinnerung an die Prophezeiung des Orakels zwischen Staunen und Schrecken schwankt, Medea, als Priesterin Diana's, in Gegenwart der Töchter Pelias' den Zauberkessel herrichtend: das sind Bilder, denen sich Darstellungen der Kalydonischen Jagd von Atalanta und Meleager anreihen, während andere in verschiedener Auffassung die Sage von Perseus und Andromeda behandeln, wo der Held herbeifliegt, das aus dem Meeresgrunde auftauchende Unthier zu erlegen. Weit häufiger als sie sind Scenen des Trojanerkrieges vertreten. Schon die Zeit vor seinem Ausbruche liefert vielfachen Stoff. Mit Vorliebe wird unter anderm das sogenannte Urtheil des Paris behandelt, wo der gewöhnlich in jugendlich weichlichen Formen dargestellte Königssohn in meist nachdenklicher Stellung der Liebesgöttin den Preis zuerkennt. Nicht weniger beliebt ist die Begegnung von Paris und Helena in Sparta. In romantischer Gegend, im orientalischen Hirtengewand sehen wir Paris am Bache gelagert, dem seitwärts sich Helena naht, von Aphrodite geleitet, die bei ihr Liebe für den Fremdling zu erwecken sucht. Ein andermal ist es Eros selber, der statt Aphrodite die Blondgelockte begleitet, welcher Paris als junger Kriegsheld gerüstet gegenübersteht.

Der durch frühere Ausgrabungen bekannten Darstellung Achill's, den der Centaur Chiron im Leierspiele unterrichtet, gesellten neuere Entdeckungen wiederum eine solche zu, welche, ähnlich dem frühern Motiv, den jugendlichen Achilleus, mit leicht über die Schulter geworfener Chlamys an der Seite des mit dem Fell bekleideten Chiron zeigt, in der Linken die Leier, während des Centauren Hand seine Rechte erfaßt hat, um sie beim Anschlag des Instruments zu geleiten. Achill's Entdeckung unter den Töchtern des Lykomedes auf Skyros, unter denen der Mutter Sorge ihn verbarg, weil früher Tod ihm prophezeit war, wenn er die Heldenlaufbahn ergreifen würde, seine Entführung von dort durch Odysseus und Diomedes gehören ebenfalls zu den nicht wenig beliebten Gegenständen dieser Art. Die reiche Ausbeute, welche die Ilias selber liefert, beginnt schon mit der Scene, wo Thetis in der Schmiede Vulcan's dem bärtigen Gotte bei der Anfertigung der Waffen Achill's zuschaut, welcher wieder die Uebergabe der Waffen an den Sohn sich anschließt. Auf dem Rücken eines jungen Centauren, ein andermal von einem bärtigen Tritonen getragen, hält sie den goldenen Helm in der Rechten, während Lanze und Schild auf des Trägers Schultern ruhen. Wie diese sich bereits frühern Funden desselben Gegenstandes anreihen, so dürfte der Raub des Palladiums als neu zu bezeichnen sein, der, im Oikos eines Hauses der ersten Region entdeckt, sich jetzt im Museum von Neapel befindet.

Vorn sehen wir einen festlich bekränzten, von Säulen getragenen Tempel, den Tempel der Pallas Athene, daneben einen von Cypressen beschatteten Altar, auf dem die Opferflamme brennt. Die Gruppe zur Linken läßt den bärtigen Odysseus im Pilgergewande erkennen. Ohne Lanze und Schwert, das Palladium in der Linken, ist er im Begriff zu entfliehen. Gleich hinter ihm, auf dem Haupte die Löwenhaut, das Sinnbild seines Muthes und der Verwegenheit, steht Diomedes.

Mehr Entschlossenheit als sein Begleiter zeigt er in Haltung und Bewegung, wie jener auf die Gruppe zur Rechten blickend, welche die Priesterin in höchster Aufregung erkennen läßt. Das Haupt zurückgeworfen, von welchem das aufgelöste Haar hinabwallt, sucht sie mit ausgestreckten Armen der Anstrengung einer männlichen Person in trojanischer Tracht, offenbar eines bestochenen Tempelwärters, zu widerstehen, der sie von ihrem Posten entfernen will.

Kaum mehr als die malerische Umgebung hat die neuentdeckte Darstellung von Laokoon's Tode der bekannten plastischen Gruppe des Vaticans hinzugefügt. Das Haupt mit dem Lorberkranz geschmückt, im festlichen Priesterornat hat Laokoon sich vor den nahenden Schlangen auf des Altars Stufen geflüchtet. Mit der Linken die Schlange erfassend, während, wie es scheint, die Rechte sich bemüht, das Unthier vom Leibe zu halten, sieht er sich zugleich nach seinem Sohne um, den eine zweite Schlange schon umstrickt. Schon sank der andere Sohn zu Boden, den Blick wie Hülfe suchend auf den Vater gerichtet und vergebens von den Umschlingungen des Ungethüms sich zu befreien suchend. Weiter rückwärts sieht man den großen weißen Opferstier in wilder Flucht, während seitab eine Gruppe dem furchtbaren Vorgange voll Entsetzen zuschaut.

Aus der Odyssee ist es besonders jene früher schon bekannte, neuerdings wiederum entdeckte Darstellung, die in poetisch würdevoller Stimmung das erste Gespräch zwischen Penelope und dem als Bettler verkleideten Odysseus wiedergibt. Würdig und ernst schaut die Königin auf den vor ihr sitzenden bärtigen Pilger, während im Hintergrunde Eurykleia, an einen Pfeiler gelehnt, dem Gespräche beider zu lauschen scheint.

Sehr häufig wiederholt und mehrfach variirt begegnet uns ferner auch die bekannte Scene der Begegnung Iphigeniens auf Tauris mit Orest und Pylades. Außer einem in der fünften Region gefundenen, jetzt nach Neapel transportirten Gemälde dieser Art, welches jene als Priesterin Diana's darstellt, die von den Stufen des Altars auf die Gefangenen mitleidsvoll hinabblickt, die der Göttin zum Opfer ausersehen sind, fand sich neuerdings ein zweites, davon verschiedenes Bild derselben Gattung in einem größern Gebäude der neunten Region, mit dessen Ausgrabung man augenblicklich noch beschäftigt ist. Ein von Blätterfestons umrankter, von korinthischen Säulen getragener heiliger Tempelraum bildet den Vordergrund, in dessen Mitte wiederum ein Altar sich befindet. Auf des Altars Basis gestützt, nur mit rother Chlamys bedeckt, sitzt rechts Orest, den schwermuthsvollen Blick zur Priesterin gewandt; hinter ihm, wie jener nackt, bis auf die leicht über die Schulter geworfene Chlamys, die über den linken Arm hinabfällt, steht Pylades, ebenfalls in gebeugter Haltung, das Auge auf die Priesterin auf den Stufen des Tempels gerichtet. Blondgelocktes Haar umwallt ihre Schultern, die ein langes dunkelrothes Gewand umhüllt. In der Linken trägt sie das heilige Bild der Artemis, während der entblößte rechte Arm den Saum des Mantels hebt, wie um dasselbe zu verbergen. Ueberraschung und Ungewißheit drücken sich in den Geberden wie in der Haltung aus.

Mit den genannten keineswegs, auch nur dem künstlerischen Gegenstande nach, ist die Reihe der sehenswerthen Werke erschöpft; alles hier vorzuführen ist kaum möglich.

Historisch sagenhaften Ursprungs findet sich verhältnißmäßig am wenigsten von dieser Gattung. Dazu gehört unter anderm jenes im Peristyl eines Hauses aus der fünften Region gefundene Gemälde, dessen Gegenstand, schon bei Gelegenheit der Depinti erwähnt, Homer betrifft, wie er über das Räthsel der Fischer nachsinnt. Auf einem Thronsessel, das Haupt mit Diadem umwunden, sehen wir den greisen Dichter, den Zeigefinger auf den Mund gelegt, in Gesicht und Haltung ängstliches Nachdenken verrathend. Zwei gebräunte jüngere Figuren, die eine Inschrift als Fischer (ἁλεις) bezeichnet, stehen vor ihm. Der eine etwas vorgebeugt, den Arm zu ihm erhoben, scheint ihm ein schweres Problem aufzugeben, das des Dichters ganzes Denken in Anspruch nimmt. An eine Säule lehnen sich Schild und Ruder, auf die Ilias und Odyssee hindeutend.

Seltener noch als solche finden sich Stoffe, die römischen Dichtern entlehnt sind, unter denen von neuern Funden der Tod von Pyramus und Thisbe, nach Ovid's Schilderung zur Darstellung gebracht, wol das einzige sein möchte.

Ein gewisses historisches Interesse hat dagegen noch jenes Gemälde, das man in einem der ersten Häuser am Stabianerthor unlängst gefunden hat, dessen Gegenstand freilich etwas eigenthümlicher Art ist. Es stellt nämlich nichts mehr und nichts weniger als die bekannte Schlägerei dar, welche unter Nero's Regierung nach einer Theatervorstellung in Pompeji seitens der Pompejaner und der Einwohner von Nuceria, die jener Vorstellung als Gäste beigewohnt, hier stattfand, wobei auf beiden Seiten verschiedene Todte und Verwundete geblieben, sodaß das zehnjährige Verbot des Theaters die Folge war. Von überhöhender Stelle aus überblickt man einen Theil der Arena, nach deren Ausgängen Fliehende und Verfolger, Sterbende und Verwundete, wol an 80 Personen, in buntem Gemisch hindrängen. Baracken, Kneipen und Kramläden bilden, der Wirklichkeit ganz entsprechend, die nächste Umgebung. Dahinter sieht man die zwei Mauerthürme, an welche die Ostseite der Arena sich anlehnt. Interessant ist das gemalte bunte Marmorpodium sowie der große von Mauern umgebene Hof zur Rechten, der augenscheinlich die Gladiatorenkaserne darstellt. Von nicht geringerer Bedeutung ist ein erst unlängst in einem Lararium an der nolaer Straße vorgefundenes Gemälde, weniger durch den Gegenstand der Darstellung selber, als durch seine landschaftliche Umgebung. Das Ganze zeigt den rebenbekränzten Bacchus inmitten einer Landschaft, die augenscheinlich den Vesuv erkennen läßt, in der Form, wie er vor der berühmten Eruption im Jahre 79 sich zeigte. Derselbe ist von der Westseite her aufgenommen, und der pompejanische Maler wollte offenbar nur seinen Gipfel malen, indem er sich östlich aufstellte. Wirklich stellt die Zeichnung das, was Strabo „Vertex montis" nennt, dar, jenen Theil, der wesentlich der eingesunkene Krater der vorhistorischen Zeit gewesen. (Magna sui parte planus, sterilis adspectu, cinereus: großentheils eben, kahl von Ansehen, aschenbedeckt.) In der That wird man ganz den Charakter der Landschaft wiedererkennen, wenn man sich auf der Hochebene im Osten des Vesuv mit nach Westen gewandtem Blick aufstellt. Links ragt die Höhe des Monte-Somma hervor, an welche zur Rechten, allmählich sich senkend, die Curve des niedern Höhenzuges sich anschließt, in dessen Vertiefungen die Rebe blüht. Die Bedeutung des traubenbekränzten Dionysos, dort an den Abhängen

des Berges, der nach Martial dieser Gottheit vor allen lieb war, liegt nahe. (Haec juga quam Nise colles plus Baccus amavit: diese Höhen liebte Bacchus mehr als die von Nisen.) Genügt es doch, sich des alten Rufes der Vesuvweine zu erinnern, deren Cultur der Maler durch jene Gottheit zur Anschauung gebracht hat, um sicher zu sein, daß der Berg nichts anderes als der Vesuv sein könne.

Als eine besondere Kunstgattung der malerischen Darstellung verdienen schließlich noch verschiedene Mosaikarbeiten der Erwähnung. Erst in den Zeiten des wachsenden Luxus tritt unter Alexander's Nachfolgern diese Kunst nachweislich auf, wo man sie anfangs nur auf Fußböden anzuwenden pflegte. Dies erklärt denn auch den etwas wunderlichen Gegenstand der ältesten uns überkommenen derartigen Arbeit von Sosos von Pergamum, der naiverweise den Kehricht eines Speisezimmers in farbigen Thonwürfeln nebst einer Schale mit trinkenden Tauben darstellt: ein Motiv, das noch in unserer Zeit zu kleinern Darstellungen bekanntlich viel benutzt wird. Aber schon seit dem 3. Jahrhundert begegnen wir großen Figurendarstellungen, sodaß unter anderm das Prachtschiff Hieron's von Syrakus auf seinem Boden den ganzen Cyklus des Trojanermythos trug. Unter den pompejanischen Mosaiken aber hervorragend, ja epochemachend für unsere Kenntniß der antiken Malerei ist und bleibt die berühmte Alexanderschlacht aus der Casa del Fauno, bekanntlich eine Copie, deren Original von einer Malerin Helena, Timon's Tochter, aus Aegypten herrührt, das als Schlacht bei Issos bezeichnet wird. Zu viel ist bereits über den Gegenstand geschrieben, der in Kreisen der Künstler und Gelehrten so großes Interesse erregte, als daß es hier am Orte wäre, denselben zu erörtern. Allein schon die Idee, welche die Schlacht im Wendepunkte der Entscheidung wiedergibt, den Augenblick darzustellen, wo Alexander und Darius sich begegnen und letzterer, nachdem sein eigener Bruder und Feldherr, welcher sich schützend vor das in Unordnung gerathene Gespann des Königswagens gestellt, von feindlicher Lanze durchbohrt zu Boden gesunken, den Wagen verläßt, um auf dem Pferde eines seiner Getreuen dem Getümmel zu entrinnen — ist eines wahren Kunstwerkes würdig. Welch feiner Takt verräth sich andererseits darin, daß die Schar der anstürmenden Macedonier gering, fast nur ein Drittel, die der fliehenden Perser die große Mehrzahl bildet! Denn der Reiterchoc in seinem unwiderstehlichen Anprall durfte nicht durch Situationen einzelner geschwächt werden, während andererseits panischer Schrecken, Entsetzen, Zorn und Theilnahme für den sinkenden Feldherrn, den bedrohten König in einzelnen Individuen sich malen mußten, welche daher den Haupttheil des Gemäldes bilden. Wie effectvoll drückt sich wiederum Alexander's Ungestüm aus, der im Eifer des Gefechts den Helm verlor, wie er, das entblößte Haupt von mähnenartig emporgebäumtem Haar umwallt, gegen des Großkönigs Gespann anstürmt, gegenüber dem Ausdruck und der Haltung des letztern, der sich umwendend den sinkenden Feldherrn erblickt, und über dem Gefühl der Pflicht eines Königs und Bruders die Schlacht vergessend, den Arm nach seinem Getreuen ausstreckt! Wie tief durchdacht ist es, den König, der sich selbst vergißt, von Personen umgeben darzustellen, die voll Aufopferung nur an ihn, den bedrohten Herrscher denken, dem Wagenlenker, dem edeln Perser insbesondere, der, indem er sein Roß zur Rettung des Königs

bietet, dadurch sicherm Verderben entgegengeht! In der That, wieviel man auch das Bild studirt, um so mehr wird man die Wahrheit des Goethe'schen Urtheils empfinden: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst richtig zu commentiren, und wir werden genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen reinen Bewunderung zurückzukehren."

Von diesem hervorragendsten aller Funde zu denen uns wendend, welche die neuesten Aufdeckungen geliefert haben, dürfte freilich Aehnliches kaum solchem gegenüber ins Gewicht fallen. Dennoch möchte die kleine im Viridarium der Lederfabrik entdeckte Mosaikarbeit der künstlerischen Idee nach einer kurzen Betrachtung nicht unwerth sein. Auf grünlichem Untergrunde, der den Erdboden darstellt, sieht man ein Geräth, das einer Bleiwage mit Pendelschnur gleicht, darunter einen Schmetterling mit erhobenen Flügeln, und über dem Ganzen ein Rad mit sechs Speichen. Dem Pendel zur Seite ist eine mit Bändern und Schleifen geschmückte Lanze eingeheftet und rechts davon ein ähnlich decorirter Stab aufgestellt. Offenbar symbolisch in der Darstellung bedeutet die Bleiwage das Alpha, den Ursprung der Dinge, des Menschen Geburt, und wie der Geburt das Leben und Schaffen folgt, sollten Lanze und Stab die Jugend und das Alter versinnbildlichen, wie der Menschenschädel am Boden den letzten Rest des Daseins bezeichnet. Wie aber nicht alles dem Tode anheimfällt, sondern die Seele fortlebt, so schwebt ihr Bild, der Schmetterling mit erhobenen Flügeln, als einzig überlebendes Wesen unter dem Rade dahin, das den unaufhaltsamen Lauf alles Irdischen bezeichnet.

Wol vieles möchte man außer den hier genannten Kunstwerken noch namhaft machen, dessen Aufzählung allein ein ganzes Compendium fassen würde. Was aber von sonstigen Geräthen, von Hausrath, Waffen und Schmuck aller Art bei Ausbruch der Katastrophe in Pompeji zurückgelassen wurde, weil man es entweder für zu werthlos hielt oder weil es nicht zu transportiren war, und gleichwol für unsere Kenntniß des antiken Lebens von so hoher Bedeutung, kann selbst, wenn wir nur die neuesten Funde dieser Art ins Auge fassen, in allgemeinen Umrissen nur angedeutet werden.

Am seltensten verhältnißmäßig ist hölzernes Geräth, welches naturgemäß entweder im Laufe der Zeit verwitterte oder schon bei der Verschüttung selbst durch Feuersbrunst verkohlte. Weit einfacher als jetzt war überhaupt im Alterthum das größere Hausgeräth. Schränke, Kommoden und anderes Utensil, wie die neue Zeit es verlangt, fehlte fast gänzlich. Mit Tischen, Sitzen, Betten und Kasten, an denen allerdings ein oft fabelhafter Luxus sich zeigt, ist wesentlich der Hausrath erschöpft. Gar oftmals finden wir Thierklauen als Träger von Tischen, die mit Sculpturen reich geziert sind, während irgendein geflügeltes fabelhaftes Thier die obere Platte stützt. Candelaber, Lampen mit Ornament in der mannichfaltigsten Art ausgestattet, selbst Eimer oder sonstige Küchenapparate, kurz alles, was nicht zur Befriedigung des unmittelbaren Bedürfnisses allein gedient, charakterisirt sich durch jene geschmackvolle Ausstattung, welche, dem hellenischen Geiste verwandt, stets nach organischen Formen sucht, die dem Zwecke des Gegenstandes entsprechen, zu dessen Ausschmückung sie

dienen. Die sinnige Form des Schneckenhauses, dessen Oeffnung den Docht aufnimmt, kehrt neben dem von Thierklauen gestützten Candelaber wieder, dessen Schaft ein schlanker Pflanzenstengel, eine Säule, bildet, aus dessen Blumenkelch der Brennapparat hervorsieht. Selbst der gewöhnliche Kochtopf zeigt noch Anklänge dieser Art, denn Schlangen oder der Hals eines Schwans bilden gewöhnlich seinen Henkel. Der Fleischwage dienen Satyrköpfe als Gewichte. Rebenlaub umkränzt den gewöhnlichsten thönernen Becher. Selbst den einfachsten Kriegswaffen, abgesehen ganz von den mit Decoration überladenen Waffen der Gladiatoren, fehlt ein gewisser Schmuck nicht. Wenn auch in den seltensten Fällen der wirkliche Künstler sich uns offenbart, sodaß von Selbständigkeit und Originalität meistens nicht die Rede ist, so liefert dennoch namentlich die plastische Metallarbeit eine Fülle der interessantesten, oft namhaften Werke nachgebildeter Objecte aus dem Kreise der antiken Kunst. Der Damascenerarbeit unserer Zeit verwandt finden wir Arbeiten ganz ähnlichen Charakters, welche zeigt, wie die schaffende Phantasie des Künstlers auf dem Gebiete der Ornamentik in vielverschlungenen Linien in Laubwerk und Guirlanden, mit Thierfiguren untermischt, dem feinsten Geschmack Rechnung trägt, dem Geiste unserer Zopfzeit ganz entgegen. Weniger zahlreich als die Bronzearbeiten sind die Reste antiker Goldschmiedekunst, weil auf der Flucht ein jeder selbstverständlich darauf bedacht gewesen ist, die Werthsachen zu retten. Abgesehen von kleinerm Schmuck erreicht die Kunst des Goldarbeiters ihren Höhepunkt da, wo sie sich der Bronzearbeit nähert, ein Gefäß mit Ornament, wie in Figuren getriebenen Reliefs, unter denen in der That Exemplare, wenn auch dem Datum der Entdeckung nach nicht neuesten Ursprungs existiren, die im Geschmack der Anordnung nicht minder wie in feiner und präciser Modellirung kaum ihresgleichen finden möchten. Bekannt ist jener silberne Becher mit der Apotheose Homer's, den der Adler emporträgt, während die allegorische Gestalt der Ilias mit Schild und Speer, ihr gegenüber die Odyssee mit Schiffermütze und Ruder auf feingeschlungenen Arabesken zu beiden Seiten sitzen, welche das Ganze umrahmen. Zwei Schwäne, die Vögel Apollo's, erheben sich zugleich mit dem Dichter zu den Höhen des Olympos. Die Sinnigkeit der Composition im ganzen wie im einzelnen, der Adel der Formen, wie die wohldurchdachte Zeichnung dürfte unter den modernen Arbeiten mit Aehnlichem kaum zu vergleichen sein.

Von all den sonstigen Funden aber, von Geräthen zu theils bestimmtem, theils unbestimmtem Gebrauch, hier mehr zu nennen, kann um so weniger am Platze sein, weil jeder Tag des Neuen stets so viel zu Tage fördert, daß kaum ein Ende davon abzusehen. Bedenkt man andererseits, wie die bisherigen Funde, welche unsere Kenntniß der Antike so bereichert, ja in mancher Hinsicht erst zu klarer Einsicht in ihr ganzes Wesen eingeführt haben, bei weitem den geringsten Theil dessen bilden, was heute noch der Schos der Erde birgt, so mag man auch in Zukunft den Arbeiten der Gelehrten Deutschlands und Italiens, welche sich zu gemeinsamem Schaffen auf dem Boden jenes Landes die Hände reichen, mit Interesse folgen. Hier sind die Reste der antiken Welt uns wiedergegeben worden, welche wir heute noch voll Ehrfurcht und Staunen bewundern und die noch jetzt nach zwei Jahrtausenden der Nachwelt zum künstlerischen Vorbilde dienen.

Bilder aus Deutsch-Lothringen.

Von

Armand Freiherrn von Ardenne.

Wenn bei unsern Nachbarn vor dem letzten Kriege „le bonheur d'être Français" als ein Nationalgut, als ein Glück galt, dessen sich jeder Bewohner des gesegneten Landes erfreuen durfte, so blieb dabei immerhin eine sehr verschiedene Werthschätzung der einzelnen Departements bestehen. Wurde dem Elsässer nachgesagt: „c'est un Allemand", so war das einerseits eine Entschuldigung für den accent teutonique, der die Verzweiflung des straßburger Protestlers bildet, andererseits aber wie eine Tratte auf Fleiß, Intelligenz und Zuverlässigkeit. Das „c'est un Lorrain" klang anders. Einen Lothringer zu übervortheilen, galt nicht für leicht. Handelte es sich aber um Treue und Glauben, so mußte man sich eben erinnern, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist. Heute spielt Paris in Bezug auf seine verlorenen lothringer Kinder die Rolle der trauernden Niobe und erklärt sie bei den für sie alljährlich in Scene gesetzten Weihnachtsfesten für die verkörperte Vereinigung aller denkbaren Tugenden. Das ideale Bild aber, das sich die Pariser von dem annectirten Lothringen zu machen belieben, ist mit dem Coulissenpinsel gemalt und auf die Ferne berechnet. In der Nähe zeigt es so dicke, derbe Striche, so dunkle Schatten und grelle Lichter, daß man, falls eine entschuldbare „Verstimmung" zeitweilig die Oberhand behält, versucht ist, mit Lessing zu sagen:

Von weitem schon gefiel mir Phasis sehr:
Nun ich sie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten sehe,
Gefällt sie mir — auch nicht von weitem mehr.

Wer als Luftschiffer über Deutsch-Lothringen dahinziehen und es mit contemplativem Auge von oben herab betrachten könnte, der würde zunächst, wie Fritz Renter über das bunte unregelmäßige Muster des Felderteppichs in Thüringen, sagen: „Et läßt sihr unruhig." Wie die farbigen Krystalle eines Kaleidoskops, so schießen die kleinen Besitzthümer durcheinander. Dort steht ein Endchen Flachs, dort wiegt ein winziges Mohnfeld seine trauernden Häupter, dort fristen einige Gemüsebeete ihr beschränktes Dasein, dort steigt ein durchsichtiges Gehölzchen den Berg hinab, um einen dünnen Querstrich in dem bunten Durcheinander zu markiren, und nur wenige Fruchtfelder und die Weinberge zeigen breitere Flächen auf sonnen-

durchglühtem Steinboden.*) Selten, sehr selten bietet ein größerer Wald dem Auge einen ersehnten, erfrischenden Ruhepunkt, öfter noch ein blauender Weiher, der träumerisch seine kurzen Wellen in schilfigem Gestade verrauschen läßt. In das wechselnde Landschaftsbild sind unzählige Dörfer, Schlößchen, Mühlen, Einzelwohnungen, Winzerhäuschen eingestreut, im Verhältniß etwa so dicht, wie die feinen Thautröpfchen auf einem bereiften Kohlblatt. Wenn wir uns weiter in den Standpunkt eines Luftschiffers hineindenken, so werden wir bemerken, daß das Land von überaus zahlreichen Wasserfäden die Kreuz und Quer durchfurcht ist. Aber die Bäche scheinen nicht über den lehmigen Boden dahinzugleiten, sondern es ist, als wären sie schnürende Stricke, die tief in das Fleisch des Landes einschneiden und die umgebende Masse hoch emporquellen lassen. So scheint es, als wenn sie es wären, die Lothringen den plateauartigen, zerrissenen und zerschluchteten Charakter gäben, der die Hauptflächen des Landes gerade hoch genug erhebt, um den Winter einzuladen, mit eisigem Hauch darüber hinzufegen. Die schmale Sohle der Thäler und Thälchen ist aber deshalb um so geschützter und es ist, als ob alle Genien der Romantik in diese verborgenen Falten sich geflüchtet hätten. Neckischer Schaum fliegt da und dort von lustigen Mühlrädern; eine schmale, frisch grünende Matte begleitet das magere Rinnsal des Baches; an den steilen Thalhängen zieht sich dichtes Gebüsch, oder gar ein kleiner Bestand kräftiger Waldbäume; wenn irgendwo das gehetzte Wild mit scheuem Auge sich zeigen dürfte, so wäre es hier. Aber, armer Hase, beklagenswerthes Feldhuhn, die ihr in Lothringen das Licht der Welt erblickt habt, ihr werdet es nicht lange schauen! Sowie der Morgen des ersten Jagdtages graut, rüstet sich in Schloß und Hütte die Schar der Jagdbeflissenen in schier unglaublicher Anzahl vom graubärtigen Greis bis zum halbwüchsigen Jungen. Bewaffnet sind diese Francs-Tireurs mit allen Mordwaffen, die seit der Erfindung des Radschlosses Menschen und Thieren gefährlich geworden sind. Auch jetzt bedrohen sie Mensch und Thier fast in gleicher Weise; denn bei ihrer Anwendung scheint vergessen zu werden, daß Schrot der Menschenhaut so unangenehm ist wie dem Balge des Kaninchens. Die Zeit scheint nicht allzu fern, wo ein Hase in Lothringen einem Zoologischen Garten zur Zierde gereichen könnte. Und ihr, unschuldiges Volk der Fische in der klaren Flut! Hinter jedem Stein, über den die Welle murmelnd sich bricht, lauert ein Angelhaken, in jedem Teichwinkel eine Reuse. Welcher Triumph, wenn ein fingerlanger Fisch erbeutet ist: schon beim Fange, und dann zu Hause, wo die bewundernde Gattin dem glücklichen Fischer im Kreise der gaffenden Nachbarn mit den Worten auf die Schulter klopft: „Voyez donc le gaillard!“ Fast scheint es, als träten für die verfolgte Thierwelt Wölfe**) und giftige Schlangen als Rächer auf: beide in einer

*) Ein Culturhistoriker von der Bedeutung des Dr. Th. Huhn macht für diese kaum glaubliche Zerfaserung des Grundbesitzes, die jeder Melioration im Wege steht, die Erbschleicherei der Klostergeistlichen und die Hexenprocesse verantwortlich; die letztern insofern, als von dem Besitzthum der Inculpaten kleine Parcellen der Geistlichkeit zufielen. (Vgl. Huhn, „Deutsch-Lothringen“, S. 104.)

**) Es wurden deren im letzten Winter 38 Stück geschossen und auf den wenigen größern Treibjagden mindestens die dreifache Anzahl gesehen. Die Schonungen der Wälder sind so

Zahl, die im Winter den Heerdenbesitzer besorgt und im Sommer die Landpartien vorsichtig macht. Vor der Befolgung des Liedes: „Brüder lagert euch im Kreise", wird der Boden jedenfalls gehörig durch Stockschläge in Bezug auf seine Sicherheit recognoscirt.

Ich fürchte, die Thiere haben uns zu lange aufgehalten; übergehen wir daher die Betrachtung der armseligen, dürftigen Kühe, der elefantenartigen, schwammigen Pferde. Müde und langsam schleppen sie die schweren Karren über die steinige Landstraße, das leiseste Kopfschütteln trägt ihnen den vorwurfsvollen Ruf ein: „Ah, quel sauvage"; verlassen wir auch unsern Luftschifferstandpunkt und treten wir auf ebener Erde unter die Menschen auf die Gefahr hin, ein hospitium vile anzutreffen.

Wer sich unter einem lothringischen Dorfe etwas Anheimelndes, Idyllisches vorstellen wollte, wie wir es bei unsern deutschen Dörfern gewohnt sind, wo die rothen Ziegeldächer anmuthig wie frische Früchte aus dem sie umgebenden Grün hervorleuchten, der würde sich schwer getäuscht finden. Nichts Oederes, Abstoßenderes läßt sich denken als eine lothringer Dorfstraße. In langweiliger Einförmigkeit, ohne Nebengassen, ohne Lücken zieht sie sich hin. Kein Garten, kein freundliches Rasenfleckchen, keine Dorflinde verleiht dem monotonen Bilde etwas Abwechselung. Dafür liegen vor den Häusern hohe Reisigbündel und dürftige Düngerhaufen, die nichts weniger als der Stolz ihrer bäuerlichen Besitzer genannt werden können. In unzähligen schwarzen Bächen entflieht die düngende Kraft und von oben dörrt die Sonne: widerwärtiger Geruch ist die unvermeidliche Beigabe. Ackergeräthe, altes Gerümpel stehen in wirren Haufen vor den einzelnen Höfen, sodaß, wie Jeremias Gotthelf irgendwo sagt, der verstorbene Großvater noch seine eigenen Hobelspäne wiederfinden würde, wenn es ihm einfallen könnte, seinem Enkel einen Besuch zu machen. Dabei sind die Häuser schmuzig und kahl; kein Gesims, kein grüner Laden, ja selbst kein überhängendes Dach gibt ihnen etwas Schmuckes, Einladendes. Selbst der Storch scheint die ungastliche Stätte zu meiden. Unwillkürlich schließt man von dem düstern Aussehen der Behausungen auf einen finstern Geist seiner Bewohner. Nur ein nettes „Daheim" findet sich fast in jedem Dorf, ein wenig zurückgezogen von der Straße, durch eisernes Gitterwerk von der Außenwelt abgeschlossen. Hier wohnt der Curé, der geehrteste und wichtigste Mann der Ortschaft, nicht allein in religiöser, sondern auch in socialer und politischer Hinsicht der Hirt seiner Heerde. Es würde dem Bilde etwas fehlen, wollten wir den feudalen Beigeschmack über dem hierarchischen vergessen. Beinahe in oder an jedem kleinen Nest liegt ein Château oder freundliches Landhaus. Mitten in weiten, schattigen Parkanlagen gelegen, durch Fontainengeplätscher und Vogelgesang belebt, sind sie erquickende Oasen in ihrer wüsten Umgebung. Aber kein frohes Leben entfaltet sich in dem von hohen Steinmauern umgebenen Paradies. Mürrisch sind die dichten weißen Fensterläden geschlossen, kein Rauchwölkchen entflieht einem der vielen zierlichen Schornsteine; ein einsamer Zettel schaukelt meistens am äußern

---

dicht und so mit Unterholz durchwachsen, daß sie ihnen und dem scheuen Schwarzwild undurchdringliche Schlupfwinkel bieten.

Hofthor im Winde und trägt die stereotype Aufschrift zur Schau: „Propriété à vendre ou à louer." Wir machen vor den verschlossenen Thüren halt, die im Innern vielfach eine Einrichtung von höchstem Geschmack und Luxus umschließen mögen, und wenden uns nach dem Dorfe selbst, um dort in einen Krug oder richtiger in eine Marchanderie de vin einzutreten. Es gibt deren in Lothringen Legion, und den schmucklosen Schildern, auf denen lakonisch zu lesen ist: „Vend à boire et à manger", begegnet man auf Schritt und Tritt. Die Aermlichkeit der Einrichtung des Gastzimmers setzt uns in Verwunderung. Da ist kein Bilderreichthum wie bei uns in Altdeutschland, kein buntes Heiligenbild, kein Conterfei des Landesvaters mit gesteiftem Bart und starrem Ausdruck; keine gravitätisch und ehrbar gehaltenen Familienphotographien schmücken Thür und Wand. Nur einsam im Winkel steht eine Holzstatue der heiligen Jungfrau. Ein Crucifix ist gleichfalls seltene Waare: es scheint als ob man in Lothringen die Mutter für wichtiger halte als den Sohn. Ein Spiegel in breitem goldenem Rahmen wird aber selten fehlen. Wir erkennen, daß wir an der Grenze des Landes leben, wo die Widerspiegelung des eigenen Ichs mehr interessirt als die bildliche Darstellung fremder Leute. Verwundert gleiten unsere Blicke über den Herd oder, wie wir besser sagen müssen, die Feuerstelle. Kunstlos, von Steinen ummauert, brennt das Feuer mit der Diele in gleicher Höhe; ein rußiger Kessel hängt an langen Ketten über der Glut und schwere Rauchwolken wälzen sich durch den plumpen Kamin. Welch Gesicht wol unsere deutschen Köchinnen machen würden, wollte man ihnen zumuthen, an solcher Stelle ihre Kunst zu üben. Dennoch steht die Kunst ihrer lothringer Amtsschwestern auf keiner niedrigen Stufe; ihre am Bratspieß gebräunten Fleischstücke sind nicht übel, wenn sie auch dem deutschen Gaumen immer fremd bleiben werden. Brot und Wein stehen bald vor uns: aber beim besten Willen vermögen wir beiden nur wenig Geschmack abzugewinnen. Das zähe, weiße, großlöcherige Gebäck bietet der Zunge so wenig wie das saure, leichte Zeug, das man Vin de pays nennt. Armer Wanderer, lebtest du in den Zeiten Lucrezia Borgia's, du würdest nach seinem Genuß erbleichen. Dieses Urtheil scheinen indeß die einheimischen Gäste nicht zu theilen; denn sie schlürfen behaglich das Landesproduct, auf welches sie offenbar glauben stolz sein zu können. Der lothringer Menschenschlag ist nichts weniger als kräftig. Eine wirkliche athletische Gestalt sieht man fast nie. Ein pommerscher oder westfälischer Landkrug würde bei gleicher Anzahl seiner Insassen fast das doppelte Körpergewicht repräsentiren. Dabei besitzen die Lothringer ebenso wenig das Nervige, Ballartige der Muskulatur der wirklichen Franzosen; sie haben eben wie alle Mischvölker das Unglück, weder von dem einen noch dem andern ihrer Stammältern gerade das Beste ererbt zu haben. Auch an andern Abzeichen merkt man die doppelte Abstammung. Blonde und schwarze Haare sind in gleicher Weise vertreten, mehr aber noch ein undefinirbarer, ausgeblaßter Farbenton, der zwischen beiden eine wenig geschmackvolle Mitte hält. Nur der Schnurrbart und die düsterer gefärbten Augen sowie die gelbliche Gesichtsfarbe deuten auf ein Ueberwiegen des romanischen Blutes. Dieses Nebeneinander oder richtiger dieses „Keins von Beiden" der Nationaleigenart beider Nachbarvölker spricht sich bei der lothringer Landbevölkerung in wahrhaft wunderlicher Consequenz aus, sowie man

von einer oberflächlichen gallischen Tünche absieht. Da ist nicht die Spur von der deutschen breiten Behaglichkeit und Gemüthlichkeit im Wirthshause; der Begriff des „Kneipens" wird einem Lothringer stets unverständlich bleiben. Ebenso fremd ist ihm unsere laute, derbe Ausdrucksweise, das schallende Lachen; ein fester Faustschlag auf den Tisch ist ihm ein Greuel. Andererseits fehlt ihm ebenso sehr die zappelnde, quecksilberartige Beweglichkeit und Zierlichkeit des Franzosen, von welcher der alte Happel schon so richtig sagte: „Sie sind hurtig, munter, fröhlich und zu allen Dingen geschickt und sonderlich in dem äußern Wesen artig, sodaß ihnen alles wohl anstehet, was sie in Kleidern, Geberden und andern Sachen vornehmen."

So fehlt denn auch die deutsche Grobheit und Krakeelsucht ebenso sehr wie die übertriebene französische Höflichkeit, die der große Condé einst selbst persifliren zu müssen glaubte, indem er seinem Kammerdiener sagte: „Monsieur Jean, dites à Monsieur mon cocher, de mettre Messieurs mes chevaux à Madame ma voiture."

Was sollen wir von der Sprache sagen? Im Jahre 1822 schrieb die Akademie von Metz eine Preisaufgabe aus, wie am besten die deutsche Sprache ganz zu beseitigen sei. Als Radicalmittel wurde unter anderm vorgeschlagen, die deutschen Gemeinden mit höhern Steuern zu belegen. So ist es denn freilich gekommen im Laufe der Zeiten, daß die Dietrich, Friedrich, Matthias, Rudolf sich in Didier, Ferry, Mathieu, Raoul verkehrt haben; aus Auweiler, Bolchen, Flörchingen ist im Munde des Volkes ein Audevilliers, Boulay, Floranges geworden; unser kerndeutscher Schultheiß hat sich erst die Wandlung in Xolteſſe und dann in Monsieur le Maire gefallen lassen müssen; wer aber glaubt, daß selbst in den sogenannten rein französischen Dörfern das gallische Idiom einigermaßen unverfälscht gesprochen werde, den möge eine kleine Probe lothringer Patois (aus dem „Chant Hurlin") eines bessern belehren:

Cosin, li répond Chan, qu'elle seut bêle ou non,
Ce n'âme pet tolet que j'estime Fanchon.
Me feille, at, en to tems, diligente et m' négire;
I n'y 'éme en let péroisse eine péraille ovrire etc.

Ein entschiedener Mangel irgendwelcher bestimmter Tracht macht sich selbst beim weiblichen Geschlecht bemerkbar, so recht im Gegensatz zu dem kerndeutschen Elsaß. Bei den Männern herrscht die blaue Bluse vor; um den Leib ist vielfach eine grellrothe Schärpe geschlungen. Dem schlaffen, unordentlich aussehenden Anzug verleiht die ungeheuer weite blaue Hose oft etwas Komisches. Wenn ein lothringer Bauer in seinen schweren Nagelschuhen, die Hände in den bodenlosen Hosentaschen vergraben, den Brûle-gorge zwischen den Zähnen auf seiner kothigen Dorfstraße steht und mürrisch in den Nebel hineindampft, so kann er dreist mit Friedrich dem Großen sagen: „Tant pis pour dieu, si je lui ressemble." In der geschilderten Attitude steht aber der Lothringer sicher, wenn irgendetwas Neues, Aufregendes in seinem Dorfe vorgeht, dem er durchaus zuschauen muß, z. B. wenn zur Manöverzeit mit klingendem Spiel Truppen einrücken. Wo bleiben aber da die lustigen, frischen Scenen, die sich im gesegneten Altdeutschland oder auch im Elsaß abspielen: der fröhlich lärmende Kinderhaufe mit den strahlenden Blicken; die Dirnen und die Mütter, die mit dem Jüngsten auf dem Arm vor die Thüren

stürzen und in vortrefflichster Laune die derben Scherzreden der Soldaten erwidern; wo endlich der treuherzige Händedruck des Hausvaters, wenn die Einquartierung sich meldet, die er möglichst schnell an den besetzten Frühstückstisch zu bringen sucht? Nichts von dem allen in Lothringen. Mistrauisch betrachtet der Bauer den Quartierzettel und seine Pantomimen lassen erkennen, daß er jedem Eindringenden überlasse, wo er unterkriechen wolle. Wehe dir armem Krieger, wenn du nicht bei den weiblichen Insassen mehr Gnade findest: du mußt sonst unweigerlich mit der schmalen Magazinverpflegung fürliebnehmen. Nicht gerade in bester Laune steigen dann auch die Offiziere durch den tiefen Schmuz der Straße nach dem Gasthause, das durchaus nicht die classische Inschrift eines alten pariser Hotels verdient: „Venite ad me omnes, qui stomacho laboratis et ego restaurabo vos." Erwähnt muß indessen werden, daß diese Ungastlichkeit sich nur in rein passiver Weise äußert. Directe Reitenz ist etwas Unerhörtes: die französischen Präfecten haben dafür gesorgt, daß die Bevölkerung unterthan sei der Obrigkeit, welche Gewalt über sie hat. Wir würden dem lothringer Landvolke unrecht thun, wollten wir ihm, wie nach dem Bisherigen geschlossen werden könnte, allen Lebensfrohsinn absprechen. Oft werden sogar in den Dörfern große Tanzfeste abgehalten, die umfassender Vorbereitungen nicht entbehren. Riesige rothe oder gelbe Plakate lassen Wochen vorher etwa folgende Anzeige lesen: „Les jeunes gens de Montigny ont l'honneur d'avertir les habitants des environs, qu'ils donneront un bal le tel et tel — on dansera sur le gazon." Am bestimmten Tage rollen denn auch die schwerfälligen Karren mit der tanzlustigen Jugend beider Geschlechter in zimlicher Anzahl auf den Festplatz, und man muß es den Mädchen lassen, daß sie hübsche, lachende Gesichter zeigen, auch ihre Gestalt im Verhältniß kräftiger und elastischer erscheint als die der Burschen. Nach einer etwas eintönigen Musik schwenken sich dann lustig die Paare und der deutsche Walzer wechselt mit der französischen Quadrille. Aber die Lustigkeit steigt nicht zu stürmischem Jubel. Die Männer sind im allgemeinen mäßig und lassen auch nicht gern viel draufgehen. Ein übermüthiger Bursche, der seine Taschen umkehrt und lustig das Geld zwischen Wirth und Musikanten theilt, ist in Lothringen eine Fabel; ganz im Gegensatz zum fröhlichen Elsaß, von dem der ernsthafte Sebastian Münster schon im 16. Jahrhundert tadelnd sagte: „Das arbeitsam Volck, so darinnen ist, verzecht gemeinlich all sein Gut und spart nichts in zukunfft." Höherer Jubel als an den gewöhnlichen Tanzsonntagen herrscht bei den Festen wohlhabender Familien, besonders bei Hochzeiten. Allein auch hierin ist seit der großen Revolution vieles nüchterner und einfacher geworden; eine Abholung der Braut in feierlicher Procession, lustiges Zechgelage in den Häusern der beiderseitigen Schwiegerältern und die Ueberführung der Ausstattung in das neue Heim gehören nur noch zu den Ausnahmen. Ueberhaupt ist es auffällig, wie wenig Reste eigenartiger Volkssitten sich erhalten haben. Zu ihnen gehört noch ein Ueberbleibsel deutscher Frühlingsfeier. Im Mai schmücken sich die Kinder mit grünen Birkenzweigen und bunten Bändern und ziehen singend und kleine Gaben heischend an den Thüren herum. Man versteht wol allenfalls den Refrain ihres Liedes:

C'ost lou joli mois de maï, ô mi maï.

Die sonst gebräuchlichen Rosenfeste (mit einer Rose wurde feierlich die bravste Jungfrau des Dorfes beschenkt), die absonderlichen Gebräuche bei Leichenfeiern, die Aufführungen in der Passionszeit und vieles andere, was den verwaschenen Zügen des Volksantlitzes einen markanten Ausdruck gab, ist auf immer dahin. Fast scheint es, als hätten die politischen Stürme, Elend, Hunger und Noth, der häufige Wechsel der Herrschaft den Bewohnern die Lust nach Bethätigung besonderer Eigenart genommen. Die stille Melancholie, die auf vielen Gesichtern zu lesen ist, das Ernste, Gravitätische, Pflichtbewußte, Nüchterne, das überall zu Tage tritt, machen den Eindruck, als fühle das Volk weniger das Glück als die Verpflichtung zu leben. Es wäre ein grober Irrthum, wenn man meinte, daß erst seit der letzten deutschen Invasion diese Stimmung im Volksleben sich geltend mache. Französische Schriftsteller, die nicht immer mit der Revanche kokettiren, geben das willig zu. Merkwürdig, daß einzelne schalkhafte Gebräuche in diesem Niedergang volksthümlicher Fröhlichkeit sich zu erhalten gewußt haben. So bestimmt in einigen Gegenden ein Dorfconvent am Sonntag vor Fastnacht, wen von den jungen Burschen und Mädchen er als Paare zu sehen wünscht. Die Burschen ziehen dann durch das Dorf mit Lärm, Musik und Schießen und rufen vor den Häusern der betreffenden Schönen: „Wir geben Mademoiselle X. an Monsieur Y." Die Genannten sind dann während der Fastnachtszeit Valentin und Valentine, tanzen alle Tänze zusammen und geberden sich als Brautleute. Ist dem Mädchen jedoch die Sache nicht ernst, so reicht sie nach den Festtagen dem Burschen einen erloschenen Feuerbrand und darf dieser für Spott dann nicht sorgen.

Je ärmer das Volk aber im allgemeinen an Lust und Schalkhaftigkeit ist, desto reicher ist es an Aberglauben. Wir wollen zu seiner Charakterisirung nur anführen, daß am Johannistage zwischen 12 und 1 Uhr nachts die bösen Geister Zauberkräuter pflücken sollen, die dann besonders wirksam seien. Um den Geistern nun einen Possen zu spielen, verstellt man die Uhren und läutet mit den Kirchenglocken, damit das Schlagen der Thurmuhr nicht vernehmlich wird. Ueber diesen unschädlichen Hokuspokus mag man lachen: ein anderes Gesicht zeigte aber hier die religiöse Superstition am Ende des 16. Jahrhunderts, wo der Hexenverfolger Nikolaus Remy binnen 15 Jahren 900 der armen Opfer auf den Scheiterhaufen zu bringen wußte.

Lothringen ist so sehr ein ackerbautreibendes Land, daß das städtische Element weit hinter das ländliche zurücktritt, besonders da die Insassen der kleinen Städte die Landwirthschaft neben ihren Gewerben treiben. Alles wirklich städtische Wesen concentrirt sich daher in der einzigen Großstadt Metz. Farcy in seinem berüchtigten Buche „Le Rhin français" schreibt über den Eindruck, den die Stadt im Jahre 1879 auf ihn gemacht hat, Folgendes:

„Quand on traverse la porte (serpenoise) gardée par les sentinelles prussiennes, il semble, qu'on entre dans un sépulcre. Un frisson vous passe dans le dos. Metz est une ville morte civilement, pétrifiée dans son deuil — une cité dolente, pour laquelle il n'y a plus ni joies, ni fêtes, ni sourire d'enfants. Le pas lourd et cadencé du soldat germain, les bruits de crosses de fusils sur les pavés, le cliquetis des sabres traînés insollament sur les trottoirs, les ronfle-

ments des demi-tambours, les aigres notes des fifres, les feux de peloton d'exercice sous les murs, sont les seuls bruits, qu'on entende."

Das Bild, das Farcy mit patriotisme sans phrase geschildert haben will und das sich im Verlauf seines Buches in noch weit düstere Schattentöne verliert, ist stark übertrieben und nur in seinen äußern Contouren richtig. Wenn aber schon der weise Agrippa von Köln sagte: „Metis avara — musarumque noverca" (Metz ist habsüchtig und den Musen stiefmütterlich gesinnt), zu einer Zeit, in der Metz neben Nürnberg und Augsburg sich stellen durfte, so ist freilich ihre sprichwörtliche Strenge und Nüchternheit jetzt ganz in den Dienst der Bellona übergegangen. Ueber Metz und seinem eisernen Fortgürtel brütet der Krieg; das Gefühl, daß vor seinen Mauern aller Wahrscheinlichkeit nach ein wesentliches Stück des Geschickes zweier großen Nationen in absehbarer Frist blutig entschieden werden wird, gibt dem Ganzen eine tragischere Färbung, als es sonst der Fall wäre. Dabei hat die Stadt selbst wenig Erheiterndes in ihrem Aeußern, sodaß der ernste, melancholische Eindruck bei einem Durchstreifen der engen, düstern Gassen verstärkt werden muß. In schärfsten Windungen, bergauf bergab, verschlingen sich diese zu labyrinthischem Wirrsal. Kohlengeschwärzt wie in einer englischen Fabrikstadt stehen die alten hohen Häuser da, ohne jeden Schmuck, ohne überstehendes Dach, sodaß sie aussehen wie mürrische Greise, denen der Wind den Hut fortgeblasen hat. Verstärkt wird das Einsame, Abgeschlossene des Aussehens durch das beliebte Schließen der Fensterläden, besonders wenn im Sommer die Sonne unbarmherzig auf den heißen Asphalt herniederglüht; dann aber noch dadurch, daß die Häuser nach der Straße zu vielfach nur eine kahle Mauer ohne Fenster zeigen und ihre lachende Seite nach orientalischer Weise nur dem Hofe zukehren. Oft birgt jedoch ein düsteres, verlassen oder klösterlich dreinschauendes Gemäuer eine lebenslustige, fröhliche Familie, die in eleganten weiten Räumen*) jede Behaglichkeit häuslichen Comforts findet. Wenn aber Farcy in seinem weitern Bericht über die Einwohner der Stadt sagt, sie seien „une nation traînée en esclavage, qui pleure sa patrie et ne veut point être consolée — la population languit et végète", so hat er seinen frühern Landsleuten die beste französische Tugend bestritten, die sie haben: die Elasticität des Geistes und den philosophischen Frohsinn. Denn französischen Charakter zeigt die eingesessene Bevölkerung von Metz vorläufig noch durchaus. Das Volk macht denn auch vom ersten Augenblick an, wo man mit ihm in Berührung kommt, den französischen leichtlebigen Eindruck, dem eine gewisse Bonhomie und gutmüthiger Humor nicht abzusprechen sind. Der alte Herr, der einem trinkgeldheischenden Knaben die Reisetasche wieder entreißt und dazu setzt: „C'est pour me distraire, mon garçon, que je la porte", ist ein so liebenswürdiger Kauz wie der Arbeiter, der vor uns ein Liedchen trällert:

La vie n'est qu'un voyage
Tâchons de l'embellir!
Sémons sur le passage
Les roses du plaisir!

*) Auffallend ist der Reichthum an alten Rococomöbeln aus den Zeiten von Ludwig XIV. und XV.

Nach dem greulichen Jargon in den lothringischen Dörfern berührt das reine Französisch das Ohr auf das angenehmste: man fühlt, man ist nicht mehr unter einem Mischvolk, sondern unter dem peuple chansonnier, moqueur, femme. Ein wehmüthiges Gefühl, daß es dem Reichsfeinde gelingen konnte, aus einer deutschen Reichsstadt so bald eine rein französische zu machen, paart sich mit der Hoffnung, daß auch moralisch wiedererobert werden kann, was man nur erst stürmend gewonnen. Allüberall, wohin das Auge fällt, werden Erinnerungen geweckt an die alte deutsche Zeit. An der Römerpforte steht folgende Inschrift: „Ce 9 Avril 1473 à la porte serpenoise Metz surprise par l'ennemi est sauvée par le boulanger Harelle." Für Deutschland gegen französische Truppen hat der brave Bäcker sein Leben eingesetzt und verloren. Die Erwähnung der Großthat ist aber in so allgemeinen Ausdrücken gehalten, daß der Metzer bestimmt glaubt, sie sei pour la gloire de la France geschehen.

Wenn wir ein wenig in das Innere der Stadt schlendern, so sehen wir an den Straßenschildern Rue Vicentrue, Rue Chandellerue, Rue Chapellerue, Rue Nexirue, Rue Turue u. s. w. Wir erstaunen über das doppelte Rue, doch ist die Erklärung leicht. Das deutsche „Vincenzstraße" wurde nach der französischen Occupation in Vincentrue übersetzt; nach seiner Gewohnheit setzte aber der Franzose noch sein Rue davor. Ueber dem Straßengewimmel erhebt sich plötzlich vor unserm erstaunten Auge ein Riesenbau von überwältigender Pracht. Es ist die Kathedrale von Metz: so recht ein „steingewordener Gottesgedanke". Kerndeutsch in ihrer strengen Gothik, sieht sie stolz wie eine tausendjährige Eiche auf die Schößlinge unter sich. Bewundernd verfolgen wir die schlanken Bogen, die wie die Pfeile in die Höhe schießen in wunderbarer Harmonie mit dem Ganzen, leicht und luftig anzuschauen in ihrer kühnen Verjüngung. Wir treten leise ein in der Kirche, „ehrwürdige Nacht". Die Sonne bricht durch die hohen, bunten Glasfenster. Die farbigen Lichter huschen gespenstisch am Boden hin und erfüllen das Innere mit magischem Dämmer, während die Fenster und die prachtvolle Rose über dem Hauptportal in flammende Glut getaucht zu sein scheinen. Eine unruhig dahinflutende Orgelmelodie rauscht in unser Ohr und der laute, fast kriegerisch klingende Wechselgesang einer zahlreichen Geistlichkeit. Da sitzen sie in den hohen, düstern Chorstühlen in rother und violetter Gewandung: vor ihnen die Schar der weißgekleideten Chorknaben mit rothen Käppchen. Die geistliche Ceremonie hat ihren Fortgang. Plötzlich füllen dichte Weihrauchwolken mit ihrem süßlichen Geruch die hohe Halle; durch den lichten Flor hindurch schaut uns plötzlich ein schönes Frauengesicht freundlich bittend an. Mit kundigem Blick hat ein Prälat die Dame zur Einsammlung von Gaben bestimmt. Es ist weniger Mitleid mit den Armen als ein Act der Galanterie, wenn wir eine reichere Spende auf den Teller legen. Wir fühlen es, wir sind inmitten des peuple femme. Verwundert schauen die vergilbten Gemälde darein, die am Fuß der schlanken Säulen angebracht und durchweg im harten, altdeutschen Stil gehalten sind. Wie anders mochte die gläubige Menge zur Zeit ihrer Entstehung ausgesehen haben! Aus dem wohlthuenden, kühlen Dämmer der Kirche treten wir wieder in das grelle Sonnenlicht. Gebückten Hauptes suchen wir seinen stechenden Strahlen zu entgehen. Beim Aufschauen befinden wir uns auf dem

weiten Ludwigsplatz, und wenn wir nicht wüßten, daß wir in Metz wären, wir würden nach Nürnberg uns versetzt glauben. Da stehen ganze Reihen altdeutscher Häuser. Ein Ueberfluß von Fenstern und Luken ladet das Licht freundlich ein, in breiten Wellen in das Innere zu strömen. Die Untergeschosse aber sind zurückgerückt und ein breiter Säulengang trägt die Vorderfront der Häuser. Er ist angefüllt mit kleinen Gewerbtreibenden, Blumenhökern u. s. w., die sich das regenschützende und schattenspendende Dach behaglich zu Nutze machen. Wir können nicht umhin, leise zu rufen: „Es lebe unser deutsches Haus.“ In unsere Betrachtung versunken, gerathen wir an eins der 11 Thore von Metz; die Aufschrift lehrt uns, daß wir vor dem „Deutschen Thore“ stehen. Die Scenerie ist ganz dazu angethan, uns erwarten zu lassen, daß plötzlich ein reisiger Zug in Harnisch und nickendem Helmbusch über die Zugbrücke donnere. Massig, trotzig und düster stehen sie da, die dicken, basteiartigen Thürme mit den spitzen Dächern; die bedeckten, dunkeln Bogengänge, die doppelten Eingangsthore, die versteckten Stände, in denen der Armbrust- oder Hakenschütze mit brennender Lunte die Pforte bewachte, geben Zeugniß von der Unsicherheit und Wachsamkeit der frühern Jahrhunderte. Durch diese hallenden Gänge zogen noch die Deutschen Kaiser Maximilian und Karl V., wenn ihre getreue Stadt Metz sie einlud, auf fröhliche acht Tage bei ihr Hof zu halten; an dieser Pforte wurde im Jahre 1546 zum letzten mal dem Deutschen Kaiser der Schlüssel der Stadt auf sammtenem Kissen überreicht; hier bat der Rath der Stadt, daß kaiserliche Majestät doch geruhen möchten, eine deutsche Besatzung nach Metz zu legen, damit es sich besser gegen die französischen Umtriebe wehren könne. Welche Erinnerungen, welche Reflexionen!

Wenden wir uns von diesen stummen Zeugen der Vergangenheit wieder zur Gegenwart und beobachten wir das Volksleben im Innern der Stadt, so fällt uns ein eigenthümlicher Hang zur Oeffentlichkeit, zu einem fast italienischen Leben auf der Straße auf. Schuster und Schneider sieht man auf der Schwelle ihrer Häuser oder wenigstens innerhalb der Schaufenster ihrer Läden ihr Handwerk ausüben; Pferde und Wagenräder werden auf der Straße beschlagen und die duftenden, oft sehr verführerisch aussehenden Waaren der Epicerien sind mit feinem Geschmack häufig genug mitten auf der Straße ausgelegt. Einen Raub an diesen Leckerbissen hat der Besitzer wol kaum je zu beklagen, und deshalb sieht man neben ihnen so wenig einen Hüter als nachts einen Scharwächter in den Gassen. Die Polizei hat hier leichte Tage und ein berliner Schutzmann würde sie um ihren Dienst beneiden, freilich auch seinen Ohren nicht trauen, wenn er das höfliche „Circulez, mesdames, s'il vous plait“ hören könnte, das einigen schnatternden Straßenkehrerinnen zugeflüstert wird, wenn sie viertelstundenlang das schmale Trottoir versperren. Und wie behandeln sich diese Damen selbst gegenseitig mit ausgesuchten Redensarten und Liebenswürdigkeiten! Die Frau in Lumpen, deren nackte Füße in groben Holzschuhen stehen, hört die Anrede „Madame“ als etwas Selbstverständliches; wie eilfertig gehen dabei die Zungen! Jede einzelne spricht und keine hört der andern zu. Es scheint als wenn der sophistische Träumer Rousseau recht hätte, wenn er sagt: „Le premier mérite est de bien babiller — on est dispensé de penser, pourvu qu'on parle.“ Angenehm fällt uns auch die

lächelnde Gefälligkeit auf, die überall zu Tage tritt. In den reich ausgestatteten Läden wird man mit ausnehmender Courtoisie bedient, eine Frage auf der Straße mit gleicher Höflichkeit beantwortet, dabei mit echt französischem Wortschwall und den entsprechenden Gesten. Drollig nimmt es sich aber dann doch aus, wenn ein Mann, dem man vielleicht eine Stahlfeder abgekauft hat, den Hut bis zum Boden zieht und mit scharfem Accent, als sei er tief durchdrungen von der Bedeutung der Worte, ausruft: „Monsieur, j'ai l'honneur de vous saluer — au plaisir de vous revoir." Ein Muster könnten sich unsere mürrischen Handelsbeflissenen in Deutschland an diesen Herren wol nehmen. Durch das ameisenartige Gewühl des Verkehrslebens schleicht aber häufiger als anderwärts der hausirende Jude: eine ärmliche Gestalt mit dem Sack auf dem Rücken. Sein schnarrender Ruf „Rien à vendre" wäre jedem Sprachprofessor unverständlich; aber doch durchdringt er das Geräusch des Tages und wird überall gewürdigt; jedenfalls erfüllt er damit seinen Zweck. Eine eigenthümliche Bewegung ergreift jedoch diese ganze so ruhig dreinschauende, arbeitende und schwatzende Bevölkerung, wenn die metzer Garnison, wie dies häufig geschieht, alarmirt wird. Wenn dann die aufregenden Töne des Generalmarsches durch die engen Straßen schallen, Adjutanten über das glatte Pflaster jagen, der rasselnde Trab der Escadrons oder das betäubende Gedröhne eiliger Batterien die Fenster klirren macht und endlich ein Schuß von einem der Forts seinen dumpfen Donner durch das Thal rollen läßt, dann ruhen momentan die Geschäfte und die Gesichter werden nachdenklich. Kleine Gruppen bilden sich gesticulirend an den Straßenecken und prüfende, fast feindselige Blicke mustern die schweigend dahinmarschirenden Colonnen. Träumen die guten Leute, daß einmal hinter dem kriegerischen Spiel bitterer Ernst verborgen sein könnte? Jedenfalls hat Metz in solchen Momenten viel Aehnlichkeit mit Versailles während der Belagerung von Paris, wenn die deutsche Besatzung aus irgendeinem Grunde eiligst ausmarschirte. Die leichtentzündliche Phantasie, der Chauvinismus des französischen Charakters sind sich überall gleich. In Metz ist freilich die Dauer der Aufregung eine sehr kurze. Sind die Fußtritte der letzten Bataillone verhallt, so treiben die Wogen des Alltaglebens wieder ihr gleichmäßiges Spiel; man hört kaum eine philosophische Bemerkung: „Que voulez vous que nous y fassions?" Den Gesammteindruck, den das Innere von Metz auf den Beschauer machen muß, schildert ein feiner Beobachter (Stieler) mit folgenden Worten:

„Erinnerungen der deutschen Reichsstadt und Spuren französischer Zopfzeit, peinliche Enge und stolze Vergeudung des Raumes, graue farblose Töne und wieder eine Farbenpracht, wie sie nur dem französischen Realismus eigen ist, ein Verkehr, der uns in einzelnen Straßen überflutet, und eine Oedigkeit in andern, daß wir uns sagen, Metz ist todt."

Aus dem Getriebe der Arbeit und des Verdienens, aus der „Straßen quetschenden Enge" führen uns endlich unsere Kreuz- und Quergänge auf die Esplanade, den berechtigten Stolz der Stadt. Ein weiter Platz, geschmückt durch vielfache schattige Baumreihen, Fontainengeplätscher und Blumenduft grüßen uns mit idyllischer, wohlthuender Stille. Der schönste Stein in diesem reichen Schmuck ist aber die Aussicht,

die das Südwestende des Platzes auf das weite Moselthal darbietet. Von 60 Fuß hoher Mauer schaut der trunkene Blick auf die smaragdgrüne, endlos scheinende Wiesenfläche der Insel Symphorien, die von allen Seiten die rauschenden und brausenden Fluten der in mäandrischen Windungen sich schlängelnden Mosel bespülen. Rechts im Vordergrunde grüßen die Baumriesen und das waldige Dunkel der Insel Saulcy. In weitem Bogen umschließen das entzückende Thal die kühnen, kräftigen Bergformen des trotzigen Saint-Quentin, des Plateau von Saint-Hubert, Vaux und des zweigipfeligen Saint-Blaise, auf dessen höchstem Kegel man noch das deutsche Observatorium aus dem Jahre 1870 suchen zu dürfen glaubt. Hunderte von Häuserchen, Thürmchen, Villen sind über den dunkeln Ring der Berge ausgestreut und das landschaftliche Bild würde ohne jede Trübung sein, wenn nicht die Eisenwerke von Ars-sur-Moselle mit ihren langgezogenen Rauchwolken einen Theil davon verwischten. Die Esplanade ist der Angelpunkt des öffentlichen metzer Lebens. Hier spazieren zur Mittagszeit die ältern französischen Herren langsam auf und ab, im Eifer der Unterhaltung fast mehr stehen bleibend als gehend. Hier promenirt auch die ganze Klerisei: man kann daher genügend hierarchische Gesichtsstudien machen. Der dicke fröhliche Curé mit dem rothen Gesicht, der einige Knaben auf einem Fuße um die Wette hüpfen und andere mit bunten Steinkugeln spielen läßt, erregt gewiß das Misfallen seines hagern, gallig aussehenden Collegen mit den spitzen Zügen und den funkelnden Augen. In sich gebückt zieht ein alter, fadenscheinig aussehender Priester einsam seine Straße. Für gewöhnlich hat er einen Abscheu vor Wasser und man sagt in Metz: „Es will Frühling werden, der Abbé X. hat sich gewaschen.“ In den schattigen Alleen ergehen sich auch Sonntags die französischen Damen. Sie sind keine Tagediebinnen; denn was von französischer Bevölkerung hier geblieben ist, will arbeiten und schaffen, und die Frau des französischen Gewerbe- und Handeltreibenden hilft rührig im Geschäft. Am Sonntag wird aber der Ladenkittel abgestreift und durch eine kokette Toilette ersetzt. Auch die Kleinen werden geputzt und laufen in ihren weißen Gamaschen trippelnd neben der zierlich schreitenden Mama einher, die den gestickten Unterrock gerade hoch genug hebt, um die elegante Chaussure, den petit pied cambré zu zeigen. Was will aber die Zahl der französischen Kinder heißen gegen den deutschen Kindersegen, der besonders sichtbar wird, wenn eine Militärkapelle ihre lustigen Weisen ertönen läßt! Dann kommen sie zu Hunderten angezogen die braven deutschen Kinderwärterinnen mit ihren bausbackigen, blonden, blauäugigen Schutzbefohlenen in allen möglichen Mustern von Kinderwagen: breit und behäbig daherschreitend mit der unausbleiblichen militärischen Begleitung. Eine Garnison von 18000 Mann muß für ein deutsches Dienstmädchen ein halbes Eldorado sein. Sie kann von ihrem Schatz die rücksichtsvollste Behandlung verlangen; denn sie weiß, daß die Anfrage sehr groß ist und der Artikel „deutsches Mädchen“ sich hier eines geringen Angebots und somit einer fortwährenden stürmischen Hausse erfreut.

So hört man denn hier vorzugsweise die deutsche Sprache reden und zwar in einer Auswahl von Dialekten, die das Vielköpfige unsers lieben vaterländischen Idioms trefflich illustrirt. Aber auch sonst hört der Fremde in den Straßen mehr deutsche Laute, als er es wol für möglich gehalten hätte. Es ist constatirte

Thatsache, daß fast die Hälfte der Civilbevölkerung von Metz deutsch spricht*), von der andern wird ein guter Theil wenigstens es verstehen. Selbstverständlich liegt der Hauptgrund dieser Erscheinung in der Massenhaftigkeit der deutschen Einwanderung; allein es ist ganz unzweifelhaft, daß auch eine große Anzahl der eingesessenen metzer Familien die deutsche Sprache in größerer oder geringerer Vollkommenheit sich angeeignet hat. In jedem Laden findet man deutsch redendes Personal, in jedem Restaurant deutsch redende Bedienung; die Kinder in der Schule lernen spielend die sonst als barbarisch verschriene Sprache und singen sogar mit schallender Stimme deutsche Lieder, wie die „Wacht am Rhein". Was aber mehr ist, die Aeltern freuen sich der Leistungen der kleinen Polyglotten. Außerdem ist die Armee ein mächtiges Mittel, die deutsche Sprache selbst in den Kreisen wieder einzubürgern, die sich sonst ganz abwehrend verhalten. Der Mann, der drei Jahre in einem deutschen Regiment gedient hat, verlernt das Deutsche schon aus dem Grunde nicht, weil seine Kenntniß ihm directen Vortheil in jeder Lebensstellung bietet. Viel rascher noch würde unsere heimatliche Sprache aber das verlorene Gebiet zurückerobern, wenn die Deutschen nicht einen fast unbesiegbaren Hang hätten, mit ihrer wissenschaftlichen Bildung zu prahlen und ihr eigenes, oft sehr fragwürdiges Französisch thunlichst zu verwerthen.

Mit dem allmählichen Vordringen der deutschen Sprache ist nun freilich noch kein herzliches Verhältniß der eingeborenen zu der eingewanderten Bevölkerung verbunden, und deshalb lassen deren gesellschaftliche Beziehungen zueinander vorläufig noch beinahe alles zu wünschen übrig. Ein höflicher Hauswirth schickt allerdings wol seinen deutschen Miethern einen Neujahrsglückwunsch oder die Obstfrau, welche gern mit ihrer vornehmen Kundschaft prahlen möchte, ladet deutsche Familien zur bénédiction nuptiale ihrer Tochter: sonst aber ist der Verkehr der bessern Stände beider Nationen in Metz gleich Null, und nur im Théâtre français sieht man sie friedlich vereinigt. Diese noch andauernde Sprödigkeit erklärt sich einmal dadurch, daß eine deutsche Geselligkeit dem Franzosen überhaupt etwas Unbekanntes und, wenn gekannt, Unverständliches ist, dann aber auch durch die Neigung des französischen Charakters, mit der Allgemeinheit zu gehen und sich von ihr terrorisiren zu lassen. Die Angst, von den compatriotes als prussien verschrien zu werden, ist ihr alles beherrschendes Gefühl. Der Franzose schwimmt als Individuum nie gegen den Strom, sondern fügt sich stets der launischen öffentlichen Meinung; deshalb spielt diese auch im Staate eine so gewaltige Rolle und der Franzose ist als einzelner Unterthan am leichtesten, als Gesammtheit von allen Völkern am schwersten zu regieren. Dazu kommt, daß der metzer Eingesessene um alles in der Welt nicht sich politisch compromittiren möchte: er will jetzt neutral bleiben und die Entscheidung der großen Ereignisse abwarten. Wie Seguin in seinem Buche „La prochaine guerre" sagt: „Clairement ou vaguement chacun la sent venir" — diesen Krieg, der das Schicksal Elsaß-Lothringens endgültig entscheiden muß. Bleiben die deutschen Waffen siegreich, so wird die Zurückhaltung der metzer Bevölkerung weichen und sie wird sich der deutschen Sache anschließen.

---

*) In den lothringer Landkreisen sprechen nur 175000 Einwohner das Deutsche gar nicht.

Einstweilen müssen sich die guten Metzer aber gefallen lassen, daß deutsche Sitte und deutsches Wesen ganz unbemerkt bei ihnen eindringt, ohne daß sie es gewahr werden. Wir haben hier einige äußerlich unansehnliche, innerlich aber sehr mächtige deutsche Culturträger, und der erste, der genannt zu werden verdient, ist der deutsche Ofen. Merkwürdigerweise bildeten sich die Metzer bis zur letzten Invasion ein, sie lebten in einem herrlichen südlichen Klima.*) Wenn das Thermometer 12 Grad Kälte zeigte, so sagte wol ein Bekannter mit rother Nase zum andern: „Pas chaud aujourd'hui", aber trotzdem blieb es bei den unpraktischen kleinen Kaminen und den winzigen Holzscheiten, die in die glimmende Asche gelegt wurden. Dann setzte sich die Familie im Kreise herum, wurde im besten Falle vorn gebraten und erfror von rückwärts. Als die Deutschen später über den metzer Winter klagten, meinten die Eingeborenen allen Ernstes, er sei erst so schlimm seit der Invasion. Nach und nach aber lernten sie den Eingewanderten es ab, im Winter durch herzerquickende Wärme Behaglichkeit in das eigene Heim zu zaubern; der anfangs als Ruß- und Rauchspender geschmähte Ofen hat in den meisten Häusern seinen siegreichen Einzug gehalten.

Einen größern Triumph aber noch hat der deutsche Christbaum gefeiert. Die französischen Kinder hörten in der Schule mit offenem Mund und Ohren ihre kleinen deutschen Kameraden von der Herrlichkeit der Weihnacht erzählen, deren Feier den romanischen Völkern bekanntlich fremd ist. In den kleinen Herzen wuchs die Sehnsucht nach dem dunkeln Grün des strahlenden Lichterbaumes mit seinen rothen Aepfeln und goldenen Nüssen. Da flammten denn allmählich in den französischen Salons die deutschen Tannenbäumchen auf, und ihr milder Schimmer mag uns mit Recht als ein Morgenroth künftiger Eintracht gelten. Was sind aber Ofen und Christbaum im Vergleich mit unserm dritten großen Alliirten, dem deutschen Bier. Wo ist euere Aversion geblieben, die ihr unser braunes, schäumendes Nationalgetränk eine horrible boisson nanntet und bestimmt glaubtet, daß der Deutsche hauptsächlich durch den Genuß seines Bieres so schwerfällig und pedantisch werde? Freilich hatte Frau von Staël das euch aufgebunden. Jetzt sitzen die französischen Familien in den großen bairischen Bierstuben (deren Errichtung die in Metz garnisonirenden zahlreichen bairischen Bataillone sich in allererster Linie als Verdienst zuschreiben dürfen) in buntem Durcheinander mit ihren deutschen Mitbürgern. Wunderlich sieht es aber aus, wenn eine zierliche Französin eine schwere bairische Maß, die durchweg in steinernen Krügen gereicht wird, mit der kleinen Hand an die Lippen führt und diese naschend in den milchigen Schaum versenkt. Kommt dann zur Faschingszeit eine deutsche Maske an den französischen Tisch und weiß sich mit Witz und Humor einzuführen, so erklingt helles fröhliches Gelächter und mit der würdigen Zurückhaltung ist es vorbei.

Aus dem allen erblüht für den deutschen Patriotismus eine frische Hoffnungsblume. Vergessen wir nicht bei der Langsamkeit unserer moralischen Eroberung

---

*) Man konnte infolge des clima exceptionel du sol français sogar während der strengsten Kälte die Herren Maires in ihrer Wohnung in Hemdärmeln antreffen. Aber die Unterjacken!

den seit Jahrhundeten bestehenden Antagonismus deutschen und romanischen Wesens. Schon im 12. Jahrhundert bekriegten sich die Mönche beider Nationalitäten im Kloster Justemont ingrimmig mit Wort und That.*) Vergessen wir auch nicht, wie schnöde seinerzeit Deutschland die treu zum Reiche gestandenen Provinzen fallen ließ, als fränkische Habgier sie ihm entriß. Als Ludwig XIV. in Straßburg einzog, sagte der Bischof von Fürstenberg, ein Westfale: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland gesehen." Diese Erinnerung wird endlich ausgetilgt werden, wenn Deutschland seine Erwerbung mit wuchtigen Schlägen vertheidigt haben wird. Für unsere heranwachsende Jugend gilt aber das Goethe'sche Wort:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

*) Vgl. Westphal, „Geschichte von Metz", S. 329.

Irische Zustände.

I.

Im Jahre 1870 erklärte Gladstone im britischen Parlament in der Debatte über die irische Landacte: „Was ist für den Menschen der größte Verlust? Sein tägliches Brot, die Mittel zum Lebensunterhalt zu verlieren. Wenn wir von Verlust reden, so denken wir wol an einen Verlust, der sich auf Gewinn bezieht. Allein in Irland ist es der Verlust des Lebensunterhaltes, des Rechtes zu leben.“ In diesen wenigen Worten liegt der Kern der irischen Landfrage, aus der sich ein so gewaltiger, gewitterschwangerer socialer Sturm erhoben hat, daß die britische Gesellschaft und die britische Reichsverfassung davon in ihren Grundfesten erbeben.

Ein anderes Mitglied der gegenwärtigen britischen Regierung, der Führer der radicalen Partei, Bright, hat jüngst (16. Nov. 1880) in einer Rede, die er bei der Eröffnung eines neuen Clubs der Junior Liberal Association in Birmingham vor einer sehr zahlreichen Versammlung hielt, diese Frage sehr eingehend beleuchtet; wir wollen hier die Hauptpunkte der Rede hervorheben, da wir uns zunächst mit den Gesinnungen der gegenwärtig zur Herrschaft gelangten liberalen Partei bekannt machen müssen.

„Irland“, so hob er an, „leidet an Uebeln, welche die Vorfahren der Engländer einst in dem Lande hervorgerufen haben. Die Iren sind gegenwärtig nicht sehr empfindlich hinsichtlich der Confiscation des Bodens; denn wie oft ist nicht ihr Boden confiscirt worden. Die großen Gutsherren aus England und Schottland wurden in Irland eingesetzt wie eine englische Garnison in einem eroberten Lande. Kein Versuch wurde jemals gemacht, die Unterjochten mit dem englischen Joche zu versöhnen. Sie waren ein uncivilisirtes Volk und wurden einer barbarischen Behandlung unterworfen, deren wir uns jetzt schämen müssen. Wir alle bedauern, und der verstockteste und beschränkteste Conservative bedauert, daß jemals ein Gesetz wie die Penalgesetze in Irland bestand, ein System der rücksichtslosesten und grausamsten Verfolgung der einheimischen Bevölkerung der Insel. Was ist nun das Resultat dieser Gesetze in unsern Tagen? Wir finden, daß wegen eines Verfahrens, welches wir alle jetzt beklagen und verdammen, der irische Patriotismus zum großen Theil sich als Haß des Protestantismus, als Haß gegen die Gutsherren und gegen England äußert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn das englische Volk während der zwei letzten Jahrhunderte einsichtsvoller zu Werke gegangen, wenn es im Stande gewesen wäre, diese Frage gehörig zu beurtheilen, wenn die Regierung rücksichtsvoll und gerecht gegen Irland gewesen wäre, das Land im gegenwärtigen Augenblick so fest mit England verbunden sein würde wie Schott-

land, und es würde ebenso unmöglich sein, daß die Fahne der Empörung in Irland erhoben würde, wie daß ein Prinz Karl mit seiner Fahne in Schottland sich erhöbe. In welchem Zustande befindet sich jetzt die unglückliche Insel? Sie befindet sich in Empörung, nicht gegen die Regierung, sondern gegen die Eigenthümer des Bodens. In mehrern Theilen des Landes findet eine allgemeine oder fast allgemeine Verwerfung des Pachtcontracts statt. Es läuft thatsächlich auf ein Wiederbesitzergreifen des Bodens hinaus, von dem, wie sie glauben, ihre Vorfahren vertrieben wurden, durch Einschüchterung, Gewaltthat und zuweilen, jedoch nur in einzelnen Fällen, vermittels des Mordes. Die Iren verlangen den Sturz des Systems, welches, wie sie behaupten, keinen Lohn für die Arbeit, keine Sicherheit für den Herd der Familie gewährt. Wenn nun eine Nation oder ein großer Theil einer Nation eine solche Erklärung geben kann, so erachte ich, daß sie die ernstliche Beachtung der Staatsmänner und Gesetzgeber erheischt, und nicht allein diese, sondern auch die des gesammten, mit jener Nation verbündeten Volkes. Es liegt uns allen sehr viel an der Wohlfahrt Irlands. Wer Irland beleidigt oder benachtheiligt oder unterdrückt, oder wer dem irischen Volk die ihm gebührenden Rechte versagt, ist ebenso sehr der Feind Englands wie der Feind Irlands. (Beifall.) Wie ist denn dieses System beschaffen, welches die Iren bekämpfen, gegen welches sie in offener Empörung sind? Es ist das vor zwei Jahrhunderten von Monarchen und Staatsmännern gegründete System großer Grundeigenthümer (Hört, hört!), Eigenthümer von großen Gütern, von hypothecirten und sonst schuldbelasteten Gütern, Eigenthümer, die es blos auf Lebenszeit oder nur dem Namen nach sind, Eigenthümer, die sich gewöhnlich im Auslande aufhalten, die vielleicht ihre Güter niemals durchschritten oder durchritten, welche die Rechte des Eigenthums, was das Einziehen des Pachtzinses betrifft, eifrigst aufrecht gehalten, die Pflichten des Eigenthums aber sehr oft vernachlässigt haben. Diese großen Güter würden aber nicht bis zum heutigen Tage groß geblieben sein, wenn freie Verfügung über liegendes Gut bestände, wie über den gesammten großen Reichthum in Häusern, Kaufläden, Waarenniederlagen, Fabriken in Birmingham. Durch das Gesetz der Erstgeburt kommt das Gut stets vom Vater zum ältesten Sohne. So wird ein Mann nur Grundeigenthümer auf Lebenszeit; er kann das Gut nicht verkaufen und ist nicht geneigt, es aufzubessern; er bezieht den Zins und sucht so viel wie möglich davon herauszuschlagen. Gewöhnlich wird fast nichts von seinem Einkommen für Aufbesserung des Gutes angelegt. Die Bevölkerung findet sich jetzt fast gänzlich vom Eigenthum des Bodens, den sie bewohnt und bebaut, ausgeschlossen. Die Anzahl der Grundeigenthümer in Irland ist nur gering. Ein Drittel Irlands ist das Eigenthum von 292 Personen. Eine Hälfte Irlands ist das Eigenthum von 744 Personen, ich glaube ungefähr so viele, wie sich dort in der Galerie am Ende der Halle befinden. Zwei Drittel Irlands sind das Eigenthum von 1942 Personen, ein wenig über die Hälfte der gegenwärtig in diesem Gebäude anwesenden Personen. Auf der andern Seite gibt es über 500000 Pächter. Dies ist eine große Thatsache. Gegen 500000 Familien, 3 Mill. Menschen, leben ausschließlich von Ackerbau und bewerben sich miteinander um den Besitz einer Landwirthschaft, ohne die Mannichfaltigkeit der Beschäftigung, welche sich in Eng-

land darbietet, und nur mit einem Auswege, dem Wege aus dem Lande, um den Schwierigkeiten zu entkommen. Diese 500000 Landwirthe leben meistens in einem Zustande fortwährender Unsicherheit. Der Pachtzins für den Acre wird in diesem Jahre um eine halbe Krone erhöht, und um eine halbe Krone im folgenden Jahre. Wenn die Wirthschaft vom Vater zum Sohne oder von der Witwe zum Sohne oder zu einem andern Wirth und einer neuen Familie übergeht, so ist das wieder eine Veranlassung zur Zinssteigerung. Die Steigerung mag nicht so groß sein, daß sie dem Pachter einen ernstlichen Stoß versetzt und ihn von der Wirthschaft treibt; um ein Weniges und ein Weniges wird der Zins gesteigert; die Erbitterung des Landwirths wird größer und größer; er sieht das Ende, dem er zugetrieben wird. Er kann nicht in der Wirthschaft bestehen und muß sie verlassen, muß als ein obdach- und heimatloser Wanderer in der Heimat streifen. Auf solche Weise hat sich eine Erbitterung verbreitet, welche den geeigneten Brennstoff für politische und sociale Empörungen abgibt. Man muß nicht vergessen, daß in Irland die Leute, die über das Land verfügen, über Obdach und Leben des Volkes verfügen. Ich erinnere mich einer Zeit, wo 60 unter je 100 Menschen in Irland auf eine oder die andere Weise Parochialunterstützung empfingen. Im äußersten Westen Irlands, wo der Boden am ärmsten, das Klima am unzuverlässigsten sich zeigt, ist der gewöhnliche Zustand einer großen Anzahl von Menschen derjenige der elendesten und hoffnungslosesten Armuth. Und in diesem Lande besteht bei solchem Zustande der hitzigste und beständigste Wetteifer um den Besitz von Pachtland. Es steht daher dort überall in der Macht des Grundeigenthümers, eine Erhöhung des Pachtzinses zu verlangen und zu erlangen. Ich glaube gar nicht, daß der Pachtzins überall in Irland ein übermäßiger wäre, wenn das Land mit Sicherheit und hinlänglichem Kapitale von einer sachkundigen Bauerschaft angebaut würde. Allein bei der obwaltenden Unsicherheit sind die Landwirthe nicht geneigt, den Ackerbau nach bestem Wissen und mit besten Mitteln zu betreiben, denn auf Besserung des Betriebes folgt Erhöhung des Zinses. (Hört, hört!) Ich sprach neulich mit einem sehr intelligenten englischen Landwirth, welcher Irland bereist hatte. Er sagt, das Land ist versumpft, die Bestellung nachlässig, der Ertrag kaum mehr als die Hälfte von dem, was gewonnen werden sollte. Was die Unsicherheit betrifft, so wage ein Mann nicht einen neuen Rock anzuziehen, vor Furcht, man möchte daraus schließen, er könne etwas mehr Zins zahlen.

„Im allgemeinen ist der Zustand der landwirthschaftlichen Bevölkerung in einem großen Theile Irlands höchst beklagenswerth und verlangt die unverzügliche Beachtung der Legislatur. Bisjetzt und während der letzten hundert Jahre sind das englische Parlament und die englische Regierung immer den Grundeigenthümern zu Hülfe gekommen. Die Frage ist jetzt, wird England das auch in Zukunft thun? (Ausrufe: Nein!) Der Stand der Dinge hat sich wesentlich geändert. Die von Gladstone's Regierung erlassene Landacte war eine große Maßregel für eine große Sache. Dieselbe drang jedoch nicht bis zur Wurzel des Uebels. Sie bezweckte Aussetzung zu verhindern. Allein die Buße für Aussetzung ist nicht groß genug, um die durch dieselbe verursachten Leiden zu lindern. Kommen wir aber zur letzten Parlamentssitzung. Die von der Regierung eingebrachte Bill zur

Entschädigung für Friedensstörung ging durch das Unterhaus mit einer großen Mehrheit. Die Tories bekämpften die Bill, wie sie solche Bills immer bekämpfen, und eine Anzahl Liberale, die mit dem großen Grundeigenthumsystem in Verbindung stehen, meinten, die Maßnahme sei ein Uebergriff in das Grundzinsheiligthum. Als darauf die Bill ins Oberhaus hinaufkam, erlag sie. Gegen 50 Mitglieder des Oberhauses stimmten für die Bill. Die Durchführung der Bill war zwar keine eigentliche Cabinetsfrage, doch hatte Forster (der Minister für Irland) die Bill wegen der Feindseligkeit in Irland und der dort (damals) drohenden Unruhen für unerläßlich erklärt. Das Oberhaus handelte, wie das Oberhaus gewöhnlich handelt: es verwarf die Bill, vollständig und mit Hohn: ein Hohn, der sich in der großen Zahl der gegnerischen Stimmen sowie in der Eile, mit der die Peers aus allen Theilen des Landes herbeikamen, um ihre Stimme gegen die Maßregel der Regierung abzugeben, kundgab. Wenn ich wünschte, daß das Haus der Lords so lange bestehen möge, wie Mond und Sonne, so würde ich sagen, daß es viel besser sein würde, einige Rücksichtnahme auf die Leiden Irlands zu zeigen, als sich heranzudrängen, um eine Maßregel zu verwerfen, welche die Administratoren Irlands für den Frieden des Landes unerläßlich erklärt haben. Nun, es scheint mir Zeit, daß die dortigen Grundeigenthümer jeden Vorschlag, sie und ihre Pächter aus der gegenwärtigen unglücklichen Lage herauszubringen, berücksichtigen. Nach den Angaben der Zeitungen — doch muß ich sagen, daß bei diesen Angaben viel Uebertreibung stattfindet — befindet sich ein großer Theil der Grundherren in dem unbehaglichen Zustande, Panique genannt, und nicht wenige verlassen das Land. Vielen wird der Pachtzins mit Gewalt herabgesetzt, vielen ganz verweigert. Ueber ihre ganze Klasse werden die heftigsten Schmähungen ausgesprochen, in vielen Fällen gewiß mit großer Ungerechtigkeit. Aber die irischen Grundherren geben kein Zeichen, daß sie von einem Mittel zur Abhülfe wissen. Ich weiß, daß ihrer an hundert — fast dieselbe Zahl wie die der irischen Mitglieder im Unterhause — sich in Dublin versammelten. Außer sich über die Lage der Dinge, wußten sie von keiner andern Auskunft, als Anwendung von Gewalt, Vermehrung der bewaffneten Polizei, Militärschutz und derlei Einschränkungs- und Zwangsmaßregeln, welche sie der Regierung aufdrängen wollten. Die Frage, die wir uns zu stellen haben, ist: gibt es kein Mittel der Abhülfe in dieser Lage! Gewalt ist kein Abhülfsmittel. (Lauter Beifall.) Es gibt Zeiten, wo die Anwendung von Gewalt unerläßlich sein mag. Allein die Wirkung von Gewaltmaßregeln ist vorübergehend und in der Länge unheilvoll. Ich spreche jetzt auch nicht von gewissen Planen, von denen ich gehört habe, wilden, gewaltsamen, unmöglich ausführbaren Planen, daß die Landwirthe, wie es scheint, ihren Pachtzins selbst festsetzen, die jetzigen Grundeigenthümer insgesammt fortgeschafft oder verbannt werden sollen, oder daß die Regierung ein gigantisches Geschäft übernehmen, 2—3 Mill. Pfd. St. Geld aufnehmen soll, um den Grundherren ihre Güter abzukaufen und die Güter den gegenwärtigen Pächtern zu übermachen. Ich meine, solche ausschweifenden, unausführbaren und ungerechten Vorschläge in einer so ernstlichen, man möchte sagen, so verzweifelten Lage wie der gegenwärtigen, Vorschläge, welchen keine Regierung Gehör geben, kein Volk

sich unterziehen kann, werden von Männern gemacht, die im Herzen das Landvolk ihres Vaterlandes mehr hassen als lieben. Ich habe während längerer Reisen in Irland etwas von den irischen Pächtern gesehen; ich habe mit vielen Männern, die mit Irland in Verbindung stehen, über sie gesprochen, und muß sagen, daß ich immer nur eine gute, freundliche Meinung über den Charakter der Iren vernommen habe. Die Landwirthe sind im allgemeinen betriebsam und ehrlich. In keinem Lande des Vereinigten Königreichs sind bisher, bis zum Ausbruch der gegenwärtigen Unruhen, die Pachtzinsen regelmäßiger, beständiger und gehöriger bezahlt worden als in Irland. (Hört, hört!) Der irische Landwirth ist sparsam bis zum Geiz. Das große Ziel seines Lebens ist, sich in Stand zu setzen, seiner Tochter bei ihrer Heirath eine Mitgift zu geben. (Hört, hört!) Das nach den Vereinigten Staaten ausgewanderte irische Volk hat viele Millionen Pfund Sterling nach Irland gesandt, um armen Verwandten behülflich zu sein. Ich glaube also, daß es möglich ist, eine Maßregel, ein Gesetz zu erlassen, welches die große Mehrzahl der irischen Pächter zufrieden stellt und sie dem Einfluß der Männer entzieht, welche sie in nicht geringeres Unheil führen würden, als das ist, über welches sie gegenwärtig klagen. (Beifall.) Was sie verlangen, ist, daß, wenn ein Mann ein Haus, das er selbst oder sein Vorgänger gebaut hat, zum Obdach und seine kleine Wirthschaft um sich hat, daß er nicht unaufhörlich daran erinnert werde, er könne demnächst an einem oder dem andern Tage Aufkündigung erhalten und aus Haus und Hof auf die Straße gesetzt werden, daß der Pachtzins nicht fortwährend erhöht werde, bis es sogar ein geringeres Uebel wird, die Wirthschaft zu verlassen, als zu bleiben. Er verlangt Sicherung gegen solche unaufhörliche Qual und Drohung; er verlangt ferner, daß die Regierung ein umfängliches und freisinniges System aufstelle, nach welchem der Landeigenthümer, welcher zu verkaufen geneigt ist, wie es jetzt deren viele geben muß, und der Pachter, welcher zu kaufen fähig und geneigt ist, den Kauf ohne wesentliches Hinderniß bewerkstelligen können, sodaß die Zahl der grundbesitzenden Pächter sich allmählich vermehre. (Beifall.) Ein anderer Punkt verdient Erwähnung. Im Jahre 1857 hörte ich Lord John Russell im Unterhause die Vorschläge der Regierung behufs Vorkehrung gegen die damals in Irland eingetretene Hungersnoth auseinandersetzen, und unter diesen Vorschlägen war der folgende: wüstes Land in Irland, das sich zum Anbau eignet, durch eine verwaltende Behörde in die Hand zu nehmen und Einrichtungen zu treffen, um damit einer Anzahl Menschen in Irland Beschäftigung, Landwirthschaft und Obdach zu verschaffen. Irland enthält an 20 Mill. Acres; davon sind noch mehr als 2 Mill. Acres wüstes Land. Ich will annehmen, daß Irland 1 Mill. Acres wüstes Land enthält, welches angebaut werden kann, sodaß der Anbau sich lohnte: was würden 1 Mill. Acres ausmachen? Sie würden nicht weniger als 40000 Landwirthschaften von je 25 Acres repräsentiren. Es dürfte dann möglich sein, von jenen westlichen Bezirken, wo das Klima so unzuverlässig, der Boden so steinig und dürftig ist, eine Anzahl Landvolk herüberzubringen und es auf so vertheiltes, wüstes, jedoch urbares Land zu setzen. Was macht 1 Mill., was machen 5 Mill., was machen 10 Mill. Pfd. St. in diesem Lande aus, wenn eine große Sache wie die gegenwärtige, durchzuführen ist? Wir vernehmen, daß der

afghanische Krieg 20 Mill. gekostet hat, und Autoritäten erklären, daß noch ehe alle Rechnungen abgeschlossen sind, die Kosten sich auf 30 Mill. stellen werden. Nehmen wir an, daß es 20 Mill. sind. Das ist eine Summe, die leicht von der Zunge geht, keiner von uns hat jedoch die geringste Vorstellung davon, was denn dafür in Afghanistan oder Zululand geschehen soll. Wenn ein thörichtes Ministerium im Osten Europas Händel anfängt, so kann es mehrere tausend Mann von Bombay nach Malta hinüberführen, trotz entgegenstehender Parlamentsacte und constitutionellen Brauches. Ist es nun denkbar, daß die englische Regierung, das englische Parlament, allmächtig in einem großen Reiche, keinen Schritt thut, um mit starkem Willen, starker Hand, starkem Entschluß auszuführen, was erforderlich ist für den Zustand Irlands? (Lauter Beifall.)

„Nun muß ich bestimmt erklären, daß ich in meinen Aeußerungen über Irland nicht die Gedanken irgendeines Menschen, der mit der Regierung in Verbindung steht, kundgegeben habe, sondern nur die meinigen. Als ich nach meinem Eintritt in Gladstone's Regierung hier wiedergewählt worden war, sagte ich mir: ich habe ein Experiment zu machen, das manche für nicht ausführbar hielten, nämlich zu gleicher Zeit ein treuer Diener der Krone und des Volkes zu sein. Nun, ich rede hier heute Abend als der Vertreter dieses großen Wahlbezirkes. (Beifall.) Ich sage, was ich sagen würde, wenn ich niemals ein Mitglied der Regierung gewesen wäre, und was ich in der nächsten Woche wieder sagen würde, wenn ich in derselben aufhörte, ein Mitglied der Regierung zu sein. Ich sage meine eigene Meinung, ich wende mich an alle, welche lesen, was ich sage, ich wende mich an sie selbst in dieser Sache. Ich glaube nicht, daß Gewalt, die alte Weise mit Irland zu verfahren, der Unzufriedenheit Einhalt gebieten kann, welche vorhanden ist, und welche wir alle beklagen. Der Friede Irlands hängt von dieser Frage ab, sowie das Ansehen und der gute Ruf Englands und Schottlands. (Hört, hört!) Die Administration findet große Schwierigkeit und sogar Gefahr bei der Behandlung dieser Frage. Es ist eine schwierige Frage. Sie berührt Angelegenheiten, um welche Männer lieber kämpfen, als auf Vernunft hören. Einige behaupten, sie seien sehr froh, kein liegendes Eigenthum in Irland zu haben. Ich bin es nicht. (Gelächter.) Ich würde mich sehr freuen, ein Gut in Irland zu besitzen, aber wenn ich eins hätte, so würde ich die Regierung mit am lautesten anrufen, diese Frage auf eine gründliche Weise zu behandeln. Sage niemand, daß ich, welcher spricht, und Sie, welche beifällig zuhören, Feinde der Eigenthümerklasse in Irland seien. (Hört, hört!) Ich würde es für ein Unglück in England und in Irland halten, wenn dieselbe nicht vorhanden wäre. (Hört, hört!) Es gibt eine solche in Frankreich und den andern Ländern des Continents. Aber daß es eine große Eigenthümerklasse geben sollte, welche alles in Händen hat, Haus und Hof und Leben der Menschen, ist ein Zustand der Dinge, welcher nicht bestehen sollte, und dessen Fortdauer nicht gestattet werden kann. Ich wiederhole also, die Administration wird große Schwierigkeiten, vielleicht sogar Gefahren bei der Behandlung dieser Frage finden. Das Haus der Lords mag Ihre Aufmunterung nöthig haben (Gelächter) einer Frage gegenüber, die demselben wol nicht behagt. Allein es gibt viele patriotische und gerechte

Männer im Hause der Lords (Hört, hört!), und wenn eine Frage von dieser Bedeutung kommt, von welcher die Treue eines großen Theiles des Königreiches abhängt, so bin ich nicht ohne Hoffnung, daß Schrecken und Furcht weichen und daß, was in Irland vorgeht, sich nicht über England ausbreite."

So weit Bright. Die im Jahre 1845 zum Behuf einer Untersuchung der Stellung der irischen Landpächter und Grundeigenthümer eingesetzte parlamentarische, sogenannte Devon-Commission, zu welcher fünf irische Gutsbesitzer gehörten, sagt in ihrem Berichte: „Wenn in England und Schottland ein Gutsherr eine Landwirthschaft verpachtet, so liefert er bekanntlich mit dem Pachtgute ein passendes Wohnhaus und die zum Betrieb der Landwirthschaft erforderlichen Baulichkeiten. Er setzt Pforten und Umzäunungen, die Gebäude und Baulichkeiten in guten Stand während der Pachtfrist. Der Pachtzins wird mit Rücksicht auf diesen Stand der Dinge festgesetzt. Dies ist wenigstens gewöhnlich der Fall, obgleich mitunter specielle Contracte unter verschiedenen Bedingungen zwischen Gutsherren und Pächtern abgeschlossen werden.

„In Irland ist die Sache ganz verschieden. Die Kleinheit der Landwirthschaften, wie sie gewöhnlich verpachtet werden, nebst andern Umständen, welche hier anzuführen nicht erforderlich ist, macht die Anwendung des englischen Systems äußerst schwierig und in vielen Fällen unthunlich.

„Es wird auf allen Seiten zugegeben, daß nach dem in Irland allgemeinen Brauche der Gutsherr weder ein Wohnhaus noch die für den landwirthschaftlichen Betrieb erforderlichen Baulichkeiten errichtet, noch Umzäunung, Pforten u. s. w. in guten Stand setzt, wenn er sein Land einem Landwirthe verpachtet.

„Die Fälle, in welchen ein Gutsherr irgendetwas von solchen Dingen thut, bilden die Ausnahmen. Was von Bauten oder Umzäunungen vorhanden ist, wird fast immer vom Pächter errichtet, und in der üblichen Sprechweise des Landes werden Wohnhaus, Betriebsgebäude und sogar Zäune unter der allgemeinen Benennung „Aufbesserungen" (Improvements) begriffen, welche mithin das nothwendige Zubehör einer Landwirthschaft bezeichnet, ohne welches in England und Schottland kein Pächter dieselbe nehmen würde. Unter derselben allgemeinen Benennung „Aufbesserungen" werden auch verschiedene landwirthschaftliche Betriebsarbeiten, wie Drainage, Düngung, miteinbegriffen, welche von Baulichkeiten ganz verschieden sind."

Wenn die Parlamentscommission vom Jahre 1845 hierauf hinwies, so ist dies auch noch heute zutreffend; in dem Zustande, daß der Landpachter alle solche Aufbesserungen auszuführen hat, liegt der wesentliche Hauptpunkt der irischen Landfrage, durch welchen sie sich namentlich von der englisch-schottischen unterscheidet.

Wie die irischen Gutsherren aber nichts für die unerläßlichen Erfordernisse der von ihnen in Pacht gegebenen Landwirthschaften thaten, dem Pachter blos den Boden im rohen Naturzustande überließen und ihm die erforderlichen Einrichtungen anheimgaben, ihm in der Regel bei diesen Einrichtungen, den sogenannten „Aufbesserungen" sogar nicht zeitweilige Unterstützung gewährten, so trugen sie auch in der Regel außer den gewöhnlichen öffentlichen Steuern nichts für Schulen, milde Stiftungen u. dgl. bei. Sie beschränkten sich auf Einziehung,

beziehungsweise Eintreibung der Zinsen durch ihre Agenten. Dabei verbringen sie ihre Einkünfte nur selten im Lande, sondern in England, Frankreich, am Rhein, in Italien oder sonst im Auslande.

Hat nun der Pächter durch seiner Hände Arbeit und Anlegung seines Kapitals den rohen, rauhen Boden, vielleicht kahles, sumpfiges Moorland urbar und ertragfähig, durch seine Bauten betriebsfähig und wohnlich gemacht, so beansprucht der Grundherr solche Aufbesserung, vielleicht das Ergebniß funfzigjähriger Anstrengungen seitens des Pachters und seiner Vorgänger, zu welchem er selbst aber nichts beigetragen hat, als sein Eigenthum, in dessen Besitz er nach Ablauf der Pachtfrist oder durch Aufkündigung des Pachters tritt, und auf Grund dieser ausschließlich vom Pachter selbst hergestellten Aufbesserungen ist der Grundherr berechtigt, sofort einen höhern Zins zu verlangen.

Daß solches Verfahren auf eine Confiscation des Eigenthums der Pächter, des durch ihre eigene Arbeit und ihre eigenen Mittel Erworbenen hinausläuft, veranschaulicht der freilich extreme, jedoch nicht seltene Fall, daß das von einem Landwirth übernommene und in Betrieb gesetzte Pachtgut ein Stück sumpfiges Moorland ist. Gesetzt, der Grundherr wollte dieses Grundstück auf seine eigene Kosten urbar machen lassen, wie hoch würde es ihm zu stehen kommen? Tiefe Abzugsgräben zu ziehen, eine schwere Arbeit, die zuvörderst vorgenommen werden muß, kostet in Irland 8 Pfd. St. für den Acre. Dann ist Umzäunung und schwere Düngung erforderlich, ehe der Acker eine Ernte trägt. Ein so hergestelltes Land zahlt in Irland 1 Pfd. St. jährlichen Zins, während es in seinem ursprünglichen rauhen Zustande nicht 1 Sh. jährlichen Zins werth wäre. In diesen Aufbesserungen der Pächter sind sehr oft die Ersparnisse einer ganzen Lebenszeit, sehr oft diejenigen mehrerer Generationen angelegt, und der Landwirth ist dadurch auf eine Weise an sein Pachtgut gebunden, die der englische nicht kennt.

Obschon der Pachter zu so beträchtlichen Auslagen genöthigt ist, um seine Wirthschaft in Betrieb zu setzen, ist doch der Pachtzins so hoch wie in England und Schottland, mitunter höher. Der Pachtzins wird jährlich entrichtet bei dreimonatlicher Kündigung. Während der Grundherr somit den vollen Zins bezieht, ungeschmälert durch Auslagen, lebt der Pachter in beständiger Besorgniß, wenn nicht der Aufkündigung, doch der Zinssteigerung. Man hat Fälle, in welchen der Pachtzins nach und nach verdreifacht worden ist. Während auf solche Weise das Landvolk in Armuth und Verarmung geblieben, sind die Grundherren stets reicher geworden. Die Zinssteigerung hängt wie ein Damoklesschwert stets über dem Landwirth und schafft fortwährende Gereiztheit, Unruhe und Sorge. Es ist der Mangel an anderweitiger Beschäftigung, welcher die große Masse des Volks vom Ackerbau abhängig macht und eine so eifrige allgemeine Mitbewerbung um Pachtland hervorgebracht hat, daß der Grundherr solche Zinssteigerung stets verlangen und erlangen kann.

Nach der großen Hungersnoth von 1846—47, wo große Landstrecken durch Hungertod, Aussetzung und Auswanderung entvölkert waren, verpachtete Lord Sligo eine Menge sehr ausgedehnter Meiereien auf seinen Gütern auf lange Fristen und zu äußerst niedrigem Zinse an Engländer und Schotten. Diese Meiereien nahmen die bei weitem bessere Hälfte seiner Lande ein. Um den Verlust, den

der niedrige Zinssatz auf der bessern Hälfte ergab, wieder gut zu machen, sind seit Jahren die Zinsen auf der andern Hälfte, deren Boden minder gut ist und welche aus kleinen Landwirthschaften besteht, gesteigert worden. Im Sommer 1880 fällte der Richter Lawson im Gerichtshofe zu Cork folgendes Urtheil in einer Landsache. „Die Thatsachen", so sprach der Richter, „sind unbestritten. Vor einer langen Reihe von Jahren übernahm dieser Mann (Mahony) die jährliche Pacht dieses kleinen Gebirgslandes oder Moors von ungefähr 18 Acres zu dem niedrigen Zins von 7 Pfd. 15 Sh., was vollkommen genügte für den damaligen Zustand der Wirthschaft. Man ersieht, daß dieser Mann mit dem Fleiße, welchen Leute in seiner Stellung oft bezeigen, sich bemühte, dieses Grundstück urbar zu machen und zu bestellen. Er wandte Kalkdüngung an und brachte es allmählich in bessern Stand. Er setzte die jährliche Pacht fort bis 1869, und in diesem Jahre kaufte der gegenwärtige Appellant Edmond Murphy das Land, zu welchem diese Landwirthschaft gehörte, und ward der Grundherr Mahony's, worauf er ihn bewog, einen Pachtbrief auf 10 Jahre zum jährlichen Zins von 18 Pfd. zu nehmen, zu einem ganz enormen Zins. Der Mann setzte seine Anstrengungen fort und zahlte jährlich seine 18 Pfd. 10 Jahre lang, und nach Verlauf dieser Frist kündigte der Grundherr ihm auf, wozu er unzweifelhaft das Recht hatte; doch es war gleichfalls seine unzweifelhafte Pflicht, dem Pachter die Entschädigung zu zahlen, welche ihm nach der Landacte billigerweise zuerkannt werden würde. Weil der Pachter aus dem Besitz gesetzt worden ist, so stellte er seine Forderungen nach der vierten Section der Acte für Bauten und unerschöpfte Düngung, und der Vorsitzende (des Gerichtes erster Instanz) erkannte ihm eine Geldsumme zu, welche nach Abzug des Pachtzinses und der Kosten sich auf 66 Pfd. 8 Sh. 1 P. stellte, eine Summe, welche ganz unangemessen ist, diesen alten Mann dafür zu entschädigen, daß er aus seinem Pachthof ausgewiesen ist, wo er so viele Jahre zubrachte und arbeitete. Ich meine, die Sache dieses Mannes gehört zum Bereich der Landacte, und daß darin nicht beabsichtigt wurde, diesem Mann solle die Entschädigung für seine von ihm hergestellten Aufbesserungen entzogen werden. Der Grundherr hat während der letzten 10 Jahre einen Zins empfangen, welcher den Pachtwerth beträchtlich übersteigt. Es beliebt ihm, diesen Mann auszusetzen und den Besitz in die eigene Hand zu nehmen. Er weigerte sich auf das hartnäckigste, den alten Mann in Besitz bleiben zu lassen, und die Ursache war, daß Mahony's Land in die Mitte von Murphy's Wirthschaft gekommen war, indem alle Pächter ringsumher ausgesetzt worden, und daß das Aussetzungswerk mit der Aussetzung dieses Mannes vollendet war. Das Gesetz erlaubt ihm, das zu thun, er muß jedoch dafür bezahlen. Die Summe, welche der Vorsitzende gegeben hat, will ich nicht um einen Penny herabsetzen. Der Vorsitzende ist ein besserer Kenner von Düngungen und Aufbesserungen, als ich bin; ich muß jedoch sagen, daß, hätte der Vorsitzende eine beträchtlich größere Summe gegeben als die 75 Pfd., ich vorbereitet gewesen wäre, sie anzunehmen. Ich erhöhe den Betrag nicht, ich bestätige jedoch das Decret des untern Gerichtshofes mit sämmtlichen Kosten."

Diese Sache Murphy und Mahony, welche Richter Lawson uns darstellt, gewährt ein anschauliches Beispiel von der üblichen Behandlung der Landpächter

seitens der Grundherren. Man sieht, daß die Landacte Gladstone's von 1870, welche den Landpächtern Entschädigung für ihre Aufbesserungen gab, unter welchen aber alles, was das rohe Grundstück zu einer betriebfähigen und bewohnbaren Landwirthschaft macht, begriffen ist, dem Verfahren der Grundherren eine heilsame Hemmung entgegensetzte. Allein diese Hemmung war nicht stark genug, die Maßregel ging nicht tief genug. Die Entschädigung reichte nicht hin, um den Landwirth vor den schrecklichen Folgen der Aussetzung von seiner geliebten Wirthschaft, die er in Betrieb gesetzt, von seiner Hütte, die er selbst gebaut, zu schützen; noch reicht sie hin, um dem Grundherrn die Aussetzung zu sehr zu erschweren, da bei der zahlreichen Mitbewerbung um Land er leicht zu einem Zinssatze wieder verpachten kann, der ihn für die Entschädigung bald entschädigt. Die Beschwerden, denen die Landacte abhelfen sollte, blieben größtentheils bestehen.

Man hat berechnet, daß die Auslagen der Landpächter für Aufbesserungsanlagen sich in einigen Bezirken auf 15 Pfd. für je 5—6 Pfd. des Kapitalwerthes des Grundstückes stellen. Man kann es also den Landpächtern nicht verdenken, wenn sie die Wegnahme ihres Hauses, ihrer Anlagen ohne hinlängliche Entschädigung nach vieljähriger, mehrfach hoher und gesteigerter Pachtzinszahlung, wie sie bei der Aussetzung auf die Straße stattfindet, für einen Raub ihres Eigenthums halten.

Dabei hängt der irische Bauer mit ganzem Herzen an seiner Wirthschaft; sein Haus, der Herd der Familie, der Kohl- und Kartoffelgarten, der ihn ernährt, sie sind ihm theurer als dem Grundherrn Schloß und Park.

Die Bevölkerung Irlands beträgt 170 Personen auf die englische Quadratmeile; das Land leidet also jedenfalls nicht an Uebervölkerung. Es ist gewiß auch groß genug für die 500000 Pachtlandwirthe (Farmer), die es enthält. In neuerer Zeit ist der Raum jedoch beträchtlich beschränkt worden durch die großen Viehmeiereien, welche besonders seit der großen Hungersnoth von 1846 von vielen Engländern und Schotten angelegt worden sind. Nachdem der Kartoffelbau, die bisherige Basis der Wirthschaft, zu Grunde gegangen schien, die Bauern deshalb keinen Zins zu bezahlen vermochten, konnten Schafe und Rinder doch einen Zins, und zwar einen stattlichen Zins abwerfen. Die Schafe und Rinder sollen also die Ländereien in Besitz nehmen und die Bauern hinausgeworfen werden. So scheinen viele Gutsherren gedacht zu haben. Gerade als die Noth des Landvolkes am höchsten war, in der schweren Hungersnoth von 1846, war das Verfahren der Gutsherren am härtesten. Sie suchten sich der Nothleidenden in Masse zu entledigen, sowol durch Aussetzung wie durch gezwungene Auswanderung.

Ein großes Uebel ist die so häufige Kleinheit der Landwirthschaften, die durch die fortwährende Theilung derselben unter den Söhnen des Pachters nach dem Tode desselben und durch die häufige Afterpacht entsteht. Bei solcher Zerstückelung ist kein rationeller Betrieb ausführbar, und die übergroße Häufung armer Bauern an einzelnen Stellen ist eine der Hauptursachen des herrschenden Elends und der Höhe der Armensteuer, die oft auch schwer auf den bemittelten Klassen lastet.

Wenn die Stellung der Landwirthe schon eine mißliche ist, so ist die Lage der großen Masse der landlosen Landarbeiter noch eine viel armseligere. Sie haben

meistens nur um die Erntezeit zu thun, da die kleinen Landwirthe sonst mit ihren Familien alle Arbeit selbst verrichten. Der Arbeiter sitzt gewöhnlich bei einem Landwirth in Afterpacht, und da wiederholen sich denn die Uebelstände des Landsystems mit verdoppelter Schwere. Der Grundherr zweiter Hand fordert einen noch viel höhern Zins und treibt ihn mit größerer Strenge ein als der Grundherr erster Hand. Die Hauptartikel in der Wirthschaft des Arbeiters sind die Kartoffel und die Zuchtsau. Er bestellt seinen kleinen Acker mit Kartoffeln; sie sind seine Hauptspeise, der Hauptbestandtheil jedes Mahles. Der Abfall von den Kartoffeln füttert die Schweine, und der Erlös von den Schweinen bezahlt die Miethe. Schlägt aber die Kartoffelernte fehl, so ist alles verloren. Die Afterpacht ist bei Strafe verboten, findet jedoch überall statt; Verdoppelung der Afterpacht ist nicht ungewöhnlich.

Man darf mit Bezug auf die Gutsherren nicht unberücksichtigt lassen, daß, als die große Miserute in Kartoffeln und damit die große Hungersnoth von 1846 eintrat, die Besteuerung und sonstige Belästigung so groß ward, daß diese Ausgaben fast nicht von den durch Nichtzahlung der Zinsen geschmälerten Einkünften gedeckt wurden, und es damit für manche Gutsherren zur wahren Lebensfrage ward, wie sie sich ihrer, ohnehin in ungesetzlicher Weise verdoppelten oder gar verdreifachten Gutsbevölkerung entledigen könnten.

Die Gutsherren hatten aber im allgemeinen ihr Verhältniß zu den Pächtern blos vom geschäftlichen Standpunkt betrachtet und sich deshalb für berechtigt gehalten, die Zustände der irischen Landbevölkerung zu benutzen und aus ihren Gütern bei möglichst geringen Auslagen den größtmöglichen Gewinn zu ziehen. Sie dachten nicht daran, daß Landeigenthum wie seine Rechte so auch seine Pflichten hat, daß schon in gewöhnlichen geschäftlichen Verhältnissen der rein geschäftliche Standpunkt keineswegs der wirklich praktische ist, daß das Leben und Lebenlassen meistens weiter bringt, als die strenge Abrechnung nach der Buchhaltung.

Das irische Landvolk aber denkt mit tiefem Ingrimm an das Verfahren seiner Landherren in jenen Schreckenstagen der großen Hungersnoth.

Die große Hungersnoth von 1846—49 fiel gerade in eine Periode, in welcher die jetzt im mittlern Lebensalter stehenden Iren sich noch in der Zeit empfänglicher Jugend befanden, deren Eindrücke am tiefsten dringen. Großgezogen in der Erbitterung jener Schreckensjahre, lernten sie gründlich, was es heißt, eine irische Hungersnoth zu bestehen, und was man während einer solchen von den irischen Landherren erwarten darf. Im Jahre 1841 hatte Irland 8,175124 Einwohner; im Jahre 1846, am Anfang der Hungersnoth, mußte nach der gewöhnlichen Zunahme die Anzahl der Bevölkerung gegen 8,750000 betragen haben; ohne die Dazwischenkunft jener Calamität hätte die Bevölkerungszahl im Jahre 1851 also über 9 Mill. betragen müssen; sie betrug aber 6,552385. Im Jahre 1841 belief sich die Anzahl der bewohnten Häuser auf 1,528839, im Jahre 1851 auf 1,046223. Im Armenhause (Workhouse) zu Cork hatte man im Jahre 1846 174 Sterbefälle in der Woche, einen Sterbefall in jeder Stunde. In Clifdon, in der Grafschaft Galway, lagen Leichname in Menge auf der Straße; es war häufig, daß

ganze Familien umkamen. Man fand oft in den Häusern Sterbende, umringt von Leichen; in einem Städtchen von 5000 Einwohnern starben 500 im halben Jahre. Man vermochte nicht die erforderliche Anzahl von Särgen anzuschaffen; an drei Viertel der Zahl der Leichen wurden ohne Särge begraben. Man half sich in einigen Bezirken damit, daß man die Särge mit charnirtem Boden machte, sodaß dieselben mehrern Leichen nacheinander zur Bestattung dienen konnten.

In dieser Schreckenszeit verfuhren die Gutsherrschaften anstatt mit vermehrter Nachsicht mit verschärfter Strenge. Im Jahre 1847 wurden 70000 Aussetzungen vorgenommen, 300000 Menschen auf die Straße ausgesetzt; im Jahre 1849 fanden 50000 Aussetzungen statt, von 1849—52 221845. Dadurch wurden ganze Bezirke entvölkert. Mitten in der schwersten Hungersnoth von 1846 ließ der Agent des Earl of Glengall durch Plakat und Circular überall bekannt machen: „Wenn nicht alle Pachtzinsen und Pachtzinsrückstände bis zum 12. Mai bezahlt sind, so werden summarische Maßregeln getroffen werden." Zu Ballinglaß in der Grafschaft Galway ließ der Gutsherr Gerard am 13. März 1847, obgleich die Einwohner keineswegs beträchtlich im Zinsrückstande waren, eine Aussetzung im großen vornehmen: 60 Häuser wurden niedergerissen; eins blieb stehen, in welchem ein Paar alte Leute fieberkrank lagen, und diesen wurde erklärt, sie müßten das Haus innerhalb 14 Tage verlassen, sonst werde es ihnen über dem Kopf niedergerissen werden. Die Bewohner des Dorfes, alte Männer, Weiber, Kinder, brachten die folgenden Nächte in den Zaungräben zu, wo sie sich ein kümmerliches Feuer anmachten.

Die Auswanderung war meistens von den Gutsherren unter Androhung der Aussetzung erzwungen; sie boten alles auf, die Leute los zu werden. Von 1842—51 inclusive wanderten 1,436862 Personen aus. Die Sterblichkeit in den überfüllten Schiffen auf der Ueberfahrt von Irland nach Canada stieg von 50 auf 100 vom Tausend. Von 89738 Emigranten, die sich in Irland nach Canada einschifften, starben 15330 auf der Ueberfahrt oder gleich nach ihrer Ankunft im Hospital. Im Schiffe Erin Queen starben von 493 Emigranten 136 auf der Ueberfahrt, von 452 im Avon 246, von 476 im Virginius 267, von 600 in einem andern Schiffe 500. Von den Emigranten, welche Lord Lansdowne, einer der eifrigsten Förderer der erzwungenen Auswanderung nach Amerika, fortschaffte und welche in den amerikanischen Häfen ohne alle Mittel ans Land gesetzt wurden, starb sofort nach der Ankunft eine so große Anzahl, daß in den amerikanischen Hospitälern die Emigrantenabtheilung die Benennung „Lansdowne-Ward" erhielt.

Im ersten Jahre der Hungersnoth gingen an Hunger und Hungerseuche 300000 Menschen zu Grunde.

Dies Verfahren der Grundherren trägt die Schuld, daß das irische Landvolk jetzt nach Abrechnung und Rache verlangt.

Im Jahre 1879 war wieder Fehlschlag der Kartoffelernte. Der Ertrag war im Jahre 1876 4,154784 Tonnen zum Werthe von 12,464382 Pfd. St., im Jahre 1877 1,757275 Tonnen zum Werthe von 5,271822 Pfd. St., im Jahre 1878 2,526504 Tonnen zum Werthe von 7,579512 Pfd. St., im Jahre 1879 1,113676 Tonnen zum Werthe von 3,341028 Pfd. St.

Die Kartoffel hat also in drei Jahren einen Verlust von 20 Mill. ergeben, während die jährliche Pacht in Irland nur an 11 Mill. beträgt. Der Kartoffelertrag von 1879 war nur ein Drittel von dem des Jahres 1876. In einigen Gegenden war die Kartoffelernte gänzlich vernichtet. Die Misernte von 1879 war also beinahe so groß wie die von 1846. Der Landwirth und Landarbeiter sah also wieder nur den Weg offen, der nach dem Workhouse, dem Emigrantenschiff und dem Grabe führt.

Das britische Landsystem, dem zufolge große Eigenthümer durch Pächter, die einen hohen Zins entrichten, den landwirthschaftlichen Betrieb besorgen lassen, so verschieden von demjenigen, das gegenwärtig in Frankreich und Deutschland herrscht, ist bisher in England und Schottland erträglich gewesen, weil die gewaltige Entwickelung des dortigen Manufacturwesens sämmtliche Arbeitskräfte in Anspruch nahm. Auch ist der englische oder schottische Landpachter ein Kapitalist, welcher seine gewöhnlich ausgedehnte Landwirthschaft, die ihm im betriebsfähigen Zustande übergeben wird, rein geschäftlich betreibt, übrigens sich jedoch einer unabhängigen Stellung erfreut, einer Stellung, die wesentlich verschieden von der des irischen Pachters ist, welcher seine gewöhnlich nur kleine Landwirthschaft erst mit Anwendung aller seiner Arbeits- und Geldmittel in Betrieb setzen oder die Betriebsfähigkeit von seinem Vorgänger um hohen Preis besonders erkaufen muß, und für welchen der Besitz seiner Landwirthschaft eine Existenzfrage ist, weil ihm keine andere Beschäftigung offen steht. Froude hat gezeigt, wie unheilvoll die gewaltsame Einführung des englischen Landsystems bei einem Volke wirkte, welches fest an seiner alten Tradition hing, und für welches der Besteller des Bodens der Eigenthümer desselben war.

Die irische Landfrage ist nicht etwa, wie man nach ihrem gegenwärtigen Auftreten vielleicht denken könnte, eine neue; sie ist eine sehr alte Frage, obgleich deswegen ihrer Erledigung noch immer nicht näher gerückt. Select Committees und Commissions zur sorgfältigen Untersuchung der Sache saßen 1819, 1823, 1845 und seitdem fast fortwährend und sind gegenwärtig (1880) wieder versammelt; allein das Ergebniß war immer, der „Bericht wurde auf die Tafel gelegt", wo derselbe dann liegen blieb. Maßnahmen zur Hebung der Uebelstände zu finden, verstand das britische Parlament nicht, wogegen es Maßnahmen zur Unterdrückung der durch die Uebel entstandenen Missstände zu ergreifen niemals lange säumte. Nun war wieder die in Aussicht gestellte Bill zur Entschädigung für Friedensstörung, durch welche willkürliche Aussetzungen, wenn nicht verhindert, doch erschwert werden konnten, zunichte geworden. Nachdem die Gladstone-Regierung die Maßnahme rüstig durch das Unterhaus gebracht hatte, wurde sie vom Oberhause mit Schmach und Hohn und mit einem sehr fühlbaren Nachdruck verworfen. Die Bill war nicht gerade von sehr erheblicher Bedeutung; allein das Scheitern der Bill traf mit dem Fehlschlage der Kartoffelernte zusammen. Das war der Tropfen, welcher die Schale des Unmuths zum Ueberlaufen brachte. Die Krisis kam zum Ausbruche.

Die gesundheitswidrige Lebensweise
und deren Einfluß auf das sociale Dasein.

Von

Dr. Eduard Reich.

Jede Nation, jede Klasse der Gesellschaft, jede Familie bekundet in den Verhältnissen ihrer leiblichen Entwickelung, ihres Denkens, Fühlens und Schaffens, ihrer Sitten und Anschauungen, ihrer Lebensdauer, Gesundheit und Widerstandskraft das Gepräge ihrer gesammten Diät. Ob ein Mensch oder eine Mehrheit von Menschen einfache, gute Nahrung mäßig genießt, oder mit verdorbener Nahrung kümmerlich das Leben fristet, oder von echter Nahrung zu wenig aufnimmt, oder wieder zu viel davon verzehrt; ob berauschende Getränke vermieden oder gut qualificirte mäßig gebraucht oder unmäßig getrunken, ob verfälschte spärlich aufgenommen oder in Menge verschluckt werden; ob man keinen, wenig oder viel Taback raucht, Opium, Haschisch u. dgl. in irgendeiner Art genießt: dies alles steht sehr genau in Beziehung zu Lebensdauer, Gesundheit, Widerstandskraft, Leibes-, Gemüths- und Geistesentwickelung, zu physischer und moralischer Arbeit.

Die Völker, welche am meisten naturgemäß lebten, haben, unter sonst einigermaßen günstigen Verhältnissen der Organisation und des Klimas, am meisten geleistet und die höchsten Höhen der Gesittung erreicht; und sie sind herabgesunken zu niedern Stufen des Daseins, als sie entweder in Ueppigkeit verfielen oder das Joch des Elends zu tragen verdammt waren. Mit diesem moralischen Niedergange ging leiblicher Verfall, Verschlechterung in allen Stücken des Lebens und der Gesundheit stets Hand in Hand.

Herrscht Elend oder Ueppigkeit, reißt Trunksucht ein, so hört jedes normale körperliche, geistige und sittliche Leben auf, und an Stelle dessen erscheint Gebrechlichkeit, geistige Verkümmerung der Massenarmen, moralisches Kranksein in den mannichfaltigsten Formen und Graden. Dies alles ist die Folge von Störungen im Ernährungsleben, in Anbildung, Rückbildung und Nerveneinfluß, bedingt durch die unpassende Diät.

Extreme im wirthschaftlichen Leben sind im großen und ganzen der moralischen Gesittung feindlich, hindern aber den Fortschritt der intellectuellen und äußerlichen Civilisation nicht; ja wir begegnen dort, wo Massenreichthum und Massenarmuth nebeneinander vorkommen, nicht selten einer sehr bedeutenden Ausbildung des

Verstandes und der äußern Fertigkeiten. Aber eine solche Civilisation ist und bleibt erbärmlich, weil äußerlich, ohne Harmonie, ohne alle Beziehung zu dem Kern der Gesittung, welcher die Herrschaft ist über das eigene Selbst, die Vervollkommnung des Herzens, die Veredlung, Läuterung und Reinigung des Daseins von den Schlacken der Wildheit und Barbarei.

Die Lebensweise einer Nation im ganzen und aller einzelnen Klassen hängt vorzugsweise von der Beschäftigung und dem Wohlstande derselben und vom Klima ab. Je größer die Extreme des gesellschaftlichen Lebens in Bezug auf Besitz und Bildung, desto weniger gleichmäßig die Volksdiät, desto mehr naturwidrige Ernährung und Misbrauch von Genußmitteln in den an beiden Polen der gesellschaftlichen Reihe stehenden Gruppen. Da aber den Wohlhabenden und Angesehenen bei weitem mehr Hülfsmittel zu Ausgleich der Diätfehler zu Gebote stehen als den Armen und Verachteten, so lasten die traurigen Folgen der naturwidrigen Leibespflege mit ihrem Schwergewicht auf den Dürftigen und Elenden, die noch obendrein durch nichtswürdigen Betrug seitens der Speculanten und Krämer, vermittels Fälschung von Nahrungs- und Genußmitteln, auf das empfindlichste in ihrer Gesundheit geschädigt werden.

In Ländern, wo ein jeder sein Haus und sein Stück Boden hat, sehen wir beziehungsweise naturgemäße Lebensart und ein relativ großes Maß allgemeiner Gesundheit. Die naturgemäße Lebensart und die allgemeine Gesundheit knüpfen sich an natürliche Verhältnisse des Besitzes und sind bei dem Proletariertum nicht möglich. Man hat an mehrern Orten dem Proletarier ein Haus zu Eigenthum gegeben und ein Stückchen Land; man hat die Fabrikarbeit combinirt mit dem Landbau; man hat dem Arbeiter gesundheitsgemäße Lebensmittel verschafft, deren Verunreinigung und Fälschung ausgeschlossen; man hat endlich den Geist des Proletariers gebildet und sein Gemüth veredelt. Die herrlichen Früchte dieser guten That ließen nicht lange auf sich warten: mit der naturgemäßen Lebensweise kamen Gesundheit und Sittlichkeit, eine Fülle organischer Kräfte; es verschwanden zerstörende Neigungen, Verbrechen, Laster, Siechthum, und es vollzog sich wahre Regeneration der Menschheit innerhalb eines bestimmten umschriebenen Kreises.

Gute, die verbrauchten Kräfte ersetzende, die Gesundheit erhaltende Nahrung macht bei den arbeitenden Klassen den Genuß alkoholischer Getränke überflüssig; ist solche Nahrung jedem zugänglich, so tritt ohne weiteres an Stelle des Branntweins der Kaffee, auch der Thee, als Genußmittel — erquickende, geistig belebende, Mäßigkeit wahrende Flüssigkeiten, ohne nachtheilige Wirkung auf das Individuum, die Familie, die Gesellschaft.

Ungenügende, verfälschte, schlecht bereitete Nahrung quält den Organismus, indem sie den Hunger nicht vollkommen stillt und unangenehme Empfindungen veranlaßt; so entsteht das Verlangen nach einem Reizmittel, welches das Gefühl des Hungers beseitigt oder doch beschwichtigt und die nicht angenehmen Empfindungen und sonstigen beschwerlichen Erscheinungen aufhebt. Dieses Reizmittel für den Armen und Gedrückten ist der Branntwein: anfangs ein scheinbares Labsal, später ein wirkliches Gift. Die Alkoholsucht mit allen ihren entsetzlichen Folgen fließt

aus gesundheitswidriger Lebensweise ganzer Volksklassen, und diese Armen sind durch Habsucht und Beschränktheit ihrer besser gestellten Mitmenschen dazu verdammt, auf der schiefen Ebene von Hunger und Branntwein in den Pfuhl des Verderbens, der Entartung zu sinken und ihren Nachkommen tausend Keime des Uebels und des Jammers einzuimpfen.

Durch Zuviel oder durch Zuwenig kann auch die best beschaffene Nahrung für das Individuum und die Gemeinschaft ein Quell des Krankseins, ja des Siechthums werden, der Entartung. Der Organismus bedarf einer bestimmten Menge von Nahrungsmitteln, um das Gleichgewicht seines Haushalts zu wahren; fehlt es an der nöthigen Menge, so wird das natürliche Verhältniß von Anbildung und Ausscheidung gestört, beziehungsweise weniger angebildet als ausgeschieden, und die Entwickelung der Organe, des ganzen Leibes, ja der Nachkommenschaft gehemmt, wenn dauernd es an der erforderlichen Nahrungsmenge fehlt.

Klassen, Familien, Individuen, bei denen Defecte in der Lebensweise permanent sind, müssen nothwendig auf niedere Stufen der Entwickelung zurückkommen, weil der Mangel an Baustoff im Organismus die normale Ausbildung des Nervensystems verhindert. Da von dem Nervensystem überhaupt, von den Centren desselben insbesondere, das leibliche Wachsthum, die intellectuelle und moralische Disposition in demselben Maße abhängt wie von der Beschaffenheit des Blutes, so ist es begreiflich, daß bei ungenügender Ergänzung der Blutbestandtheile und bei unzureichender Ernährung der Nervenmasse der Mensch nicht im Stande sein werde, den Höhepunkt seiner Entwickelung zu erreichen, oder daß er, nachdem er unter dem Obwalten besserer Lebensverhältnisse denselben erreicht, unter andauernder Noth wieder auf niedere Stufen herabsinken müsse.

Jedes Organ, welches in seiner Art thätig ist, bedarf einer gewissen Menge von Blut und Nervenkraft. Die Arbeit des Organs besteht in Zersetzung seiner Formelemente, und die hierbei entwickelte Wärme ist die frei werdende Kraft, die Arbeitskraft. Durch den Nerveneinfluß wird die Arbeit regulirt, durch das Blut die verbrauchte Stoffmasse wieder ersetzt. Demnach gehört, weil auch die Nerven selbst durch das Blut regenerirt werden, normales Blut zu jeder gesundheitsgemäßen Organthätigkeit, und richtige Beschaffenheit des Blutes setzt gute Nahrung, entsprechende Quantität derselben und gesunde Verdauungsorgane voraus.

Bei einem Menschen, der von Kartoffelschalen lebt, zwei Treppen tief im Keller wohnt und außerdem über seine Kräfte arbeitet, leiden die Verdauungsorgane, wird die Beschaffenheit des Blutes verschlechtert, der verbrauchte Stoff in den Organen und besonders in den Nerven ungenügend ersetzt, die Ausscheidung der Schlacken mannichfaltig gestört. Hieraus entspringt eine Masse körperlicher Leiden, die um so mehr schwächend auf kommende Generationen wirken, je mehr die verhängnißvollen Außeneinflüsse fortfahren, sich geltend zu machen. Mit der Zeit sehen wir so ganze Klassen der Bevölkerung entarten, auch wenn dieselben nicht Misbrauch treiben mit alkoholischen Getränken.

Gelangt eine solche heruntergekommene Bevölkerung unter den Einfluß einer Nahrungspflege, welche ihrer Qualität und Quantität nach den Anforderungen der Organisation gemäß ist, so sehen wir, auch wenn die Muskelarbeit die nämliche

bleibt, alsbald Besserung der Gesundheit und Kräftigung des Nachwuchses. Dies drückt sich nicht allein durch Zunahme der Muskel- und Nervenkraft, vollkommenere Anbildung und Ausscheidung, bessere Gesichtsfarbe und Wiedererscheinen von Gemüthsruhe und Fröhlichkeit aus, sondern auch durch Abnahme der Sterblichkeit, des Hanges zum Verbrechen, der destructiven Neigungen und der Unsittlichkeit.

Alle diese moralischen Gebrechen sind an entsprechende physische enge geknüpft, und haben insbesondere mit mangelhafter Ernährung der Centralorgane des Nervensystems Zusammenhang, mit krankhafter Entwickelung der Formelemente und der chemischen Bestandtheile des Blutes. Die Füllung der Strafanstalten mit Insassen, die Ausbreitung der Trunksucht und aller gemeinschädlichen Neigungen, der Verdrossenheit und des Pessimismus, die Zunahme von Krankheit, Gebrechlichkeit und Sterblichkeit: dies wird durch andauernden Gebrauch schlechter, verdorbener, unzureichender Nahrung sehr wesentlich bedingt.

Auf die Erfahrung von Jahrtausenden und auf die Ergebnisse der Naturforschung gestützt, können wir aussprechen, daß alles, was die normale Ernährung des Volkes herabsetzt, einerlei ob mittelbar oder unmittelbar, antisocial, antihygieinisch, demoralisirend und auf das Leben zerstörend wirke, und daß alles, was die normale Ernährung begünstigt, einerlei ob mittelbar oder unmittelbar, von dem besten Erfolge für Gesundheit, Sittlichkeit und Lebensdauer sei.

Mangelhafte Ernährung ganzer Volksklassen bedingt auch ein höheres Maß von Kindersterblichkeit. Die Keime der Zukünftigen haben da, im ganzen genommen, geringeres Widerstandsvermögen und können den Kampf mit den Mächten der Außenwelt nicht bestehen. Je besser die Volksernährung, unter sonst nicht ganz normwidrigen Verhältnissen, desto entwickelter, reifer und gesunder die Zeugungsmaterien, desto mehr Erstarken der menschlichen Keime, desto geringer die Kindersterblichkeit.

Aber wenn Bevölkerungen in Ueppigkeit dahinleben, mehr Nahrung aufnehmen, als sie nöthig haben, und obendrein noch verschiedener Genußmittel sich bedienen, die besonders in größern Mengen für den Haushalt des Organismus mehr hindernd als fördernd sind, stören sie das Gleichgewicht zwischen Anbildung und Rückbildung, beeinträchtigen die Ernährung der Gewebe und Organe und erwirken so Krankheiten aller Art, die bei Fortbestehen der gleichen Diätverhältnisse auch die Entwickelung der nachfolgenden Generationen mehr oder minder hemmen. Daher kommt es, daß bei unmäßig lebenden reichen oder wohlhabenden Volksklassen oft genug ein höheres Maß von Gebrechlichkeit, Kindersterblichkeit, destructiven Neigungen u. s. w. wahrgenommen wird, und daß Krankheiten, die bei normal lebenden Menschen niemals auftreten, in den Familien der Prasser sich vererben.

Hat der Haushalt des Organismus eine größere Menge von Bildungsstoffen zu seiner Verfügung, so wird der Ansatz der Gewebselemente stärker und der Drang zu Thätigkeit größer. Gibt der Mensch dem Drang Folge, so wird dies, je nach Erziehung und Beschaffenheit des Individuums, entweder vortheilhafte oder nachtheilige Wirkungen bezüglich des leiblichen und gesellschaftlichen Lebens haben: arbeitet der kräftig sich Ernährende kräftig mit Muskeln und Gehirn, wird das Mehr des Bildungsstoffes entsprechend verwerthet; findet dergleichen Thätigkeit

nicht statt, macht der Actionsdrang in Form von Uebermuth und Ausschreitung sich geltend. Die mannichfaltigen Erscheinungsweisen dieser letztern benachtheiligen das Individuum physisch und moralisch, und gefährden die Gesellschaft durch Siechthum, Laster, Verbrechen.

Je mehr Arbeit der Muskeln und des Gehirns bei üppiger Lebensweise, desto mehr Ausgleich der künstlich veranlaßten Anhäufung von Stoffen in der Oekonomie des Leibes. Aber auch bei beträchtlicher Arbeit kann allzu üppige Lebensweise nicht ohne Schaden für den Organismus bleiben, da vollständige Zersetzung und Verwerthung des Uebermaßes nur ganz ausnahmsweise stattfindet, und ferner die Verdauungsapparate durch täglich wiederholte Füllung über das normale Maß hinaus oder durch täglich wiederholte Aufnahme allzu reizend wirkender Stoffe erschlafft werden, die Innervation derselben sich abschwächt. Hierdurch treten Störungen ein in Verdauung, Assimilation und Blutbereitung, und es wird der Grund gelegt zu mancherlei Krankheiten, welche die kommenden Geschlechter oft genug in den Fundamenten ihrer Organisation erschüttern.

Menschen, die aus dem Essen und Trinken einen Cultus machen, dabei ungenügend sich bewegen und in Trägheit des Geistes dahinleben, entarten leiblich und sittlich. Es darf behauptet werden, daß solche Individuen zur Plage ihrer selbst und der Mitbürger existiren. In volkreichen Städten sammelt oft genug ein ganzes Heer solcher Lasterknechte sich an, die durch ihr ausschweifendes Leben das schlechteste Beispiel geben und die Gesundheit des Volkes mehr oder minder stark gefährden.

Misbrauch der geistigen Getränke, des Tabacks und anderer Genußmittel liegt immer nahe, wenn der Organismus in Elend oder Ueppigkeit dahinlebt. Kein vollkommen normaler Mensch hat den Drang, Alkohol aufzunehmen oder doch zu misbrauchen. Der Alkoholismus hat also immer direct oder indirect Beziehung zu der gesundheitswidrigen Lebensweise, und wird durch die Kost der Speiseanstalten, welche arm an Fett, aber reich an Gewürzen ist, sehr oft künstlich in das Leben gerufen; denn Gerichte, denen es an Fett mangelt und die stark gewürzt sind, erzeugen das Bedürfniß nach Aufnahme von Genußmitteln, deren Einfluß den Umsatz der Gebilde verlangsamt, das Gefühl des Hungers und Durstes für den Augenblick beschwichtigt, und die unangenehmen Empfindungen, welche schlechte Nahrung veranlaßt, zurückdrängt.

Das Wirthshausleben ist gegen früher bedeutend in den Vordergrund getreten, und zwar in dem Verhältniß, in welchem die Nahrung ganzer Volksklassen sich verschlechterte. Instinctiv greift der Mensch, zumal der des Durchschnitts, nach einem Genußmittel, welches in der mehrfach angedeuteten Art wirkt und gleichzeitig für Augenblicke über das Elend des Daseins hinwegtäuscht.

Dieses narkotische oder berauschende Mittel genießt er am liebsten in Gemeinschaft, besonders mit Menschen, die gleich ihm zu wenig Fett und Eiweiß in der Nahrung aufnehmen und deren Verdauungsorgane mit Gewürzen betrogen werden. So findet sich denn die Wirthschaftsgesellschaft zusammen, die das Gebiet der naturwidrigen Lebensweise immer mehr vergrößert.

Durch solche geistige Ansteckung kommt es dahin, daß auch Menschen, die vor-

trefflich essen und in deren Nahrung alle Bestandtheile auf das vortrefflichste vertreten sind, den Genuß alkoholischer Flüssigkeiten in der Schenke suchen und die erfreulichen Wirkungen ihrer Diät unzweifelhaft in Frage stellen; denn ein Mensch, der ganz normal sich nährt, bedarf weder des Alkohols noch des Kruges, insbesondere wenn er nur etwas von Geist und Gemüth sein eigen nennt.

In den Wirthshäusern ist es nicht blos die misbräuchliche Aufnahme alkoholischer Getränke, gewürzreicher Speisen und sogenannter Leckerbissen, was Gesundheit und Sitte gefährdet, sondern auch der Einfluß des Tabackrauchens und des Tabackrauches in geschlossenen Räumen, was die Wirkung aller dieser Schädlichkeiten mächtig erhöht. Raucht ein Mensch Taback in freier Luft, so ist dies keineswegs nützlich, aber für den daran Gewöhnten nicht ausnehmend nachtheilig. In geschlossenen Räumen dagegen wird aus dem Qualm des Tabacks ein Nachtheil ersten Ranges, ein Gift für den Leib zunächst und sodann für die Seele.

Alle Schichten der Gesellschaft senden Vertreter in das Wirthshaus. Ehedem betrachtete man dasselbe als eine Versammlungsstätte des Pöbels, und der gebildete Mensch vermied es, einen solchen Ort der Unmäßigkeit zu betreten. Heutzutage hat alle Welt den Abscheu vor ihm verloren und den Besuch desselben zur Tugend erhoben; heutzutage ist dies der Fall, wo man aus Noth und Gewohnheit sich selbst mit gefälschter, mangelhafter Nahrung betrügt und die Familie ihren Einfluß auf das Individuum verliert.

Familie und Wirthshaus, Kirche und Wirthshaus: man hat es hier mit wahren Gegenfüßlern zu thun, von denen der eine sich erhebt, wenn der andere fällt, und umgekehrt.

Das Heilmittel für eine große Zahl krankhafter Zustände des Einzelnen und der Gesellschaft ist naturgemäße Diät. Leicht kann der Besitzende den Regeln einer solchen nachleben, wenn er einigermaßen willensstark und halbwegs gut erzogen ist; aber der Besitzlose, der bei aller Aufopferung und im Schweiße des Angesichts kaum so viel erwirbt, um Kartoffeln mit Salz zu essen, und der das Gefühl des Darbens oft genug durch Branntwein zu betäuben sucht, kann auch mit dem besten Willen nicht zu naturgemäßer Diät sich bekehren, solange die Barmherzigkeit nicht in dem höchsten Grade sich bethätigt und dem Armen, Dürftigen, Darbenden das Fehlende ersetzt.*)

Es wurde mit Recht darüber geklagt, daß in den öffentlichen Speiseanstalten die Nahrung meistens allzu arm an Fett sei, somit den arbeitenden und dürftigen Klassen allzu wenig des wichtigsten Sparmittels für den organischen Haushalt biete. An allen Orten, woselbst das Volk mangelhaft sich ernährt, ist der Verbrauch des Branntweins und der Cichorie sehr bedeutend. Die Speiseanstalten werden meistens von Privaten in das Leben gerufen und dienen denselben als Mittel des Gelderwerbs; daher liefern sie dem Volke schlechte Nahrung und fördern indirect die allgemeine Vergiftung durch Alkohol ebenso wie durch Cichorienbrühe — ganz abgesehen davon, daß die von ihnen ausgetheilte unzureichende Nahrung die Kräfte des Organismus herabsetzt, dadurch Krankheiten des Leibes und

*) Man vergleiche hierüber mein neues Werk „Arbeit und Lebensnoth“ (Berlin 1881).

der Sitten begünstigt und keineswegs dazu beiträgt, die Stimmung der darbenden Klassen gegen die besitzenden und wohl sich nährenden zu verbessern.

Nichts ist mehr geeignet, den Krieg der untern Klassen gegen die obern zu nähren und zu schüren, als allzu ungleiche Diät in den beiden Hauptschichten der Gesellschaft. Dort Hunger und Darben, hier Ueberfluß und Ueppigkeit! Aus dieser Quelle entspringt überall und zu allen Zeiten die sociale Frage.

Es kommt aber hier ein Punkt von großer Bedeutung in Betracht: der Reiche nämlich verschafft sich gute, unverfälschte Nahrungs- und Genußmittel, wogegen dem Armen sehr häufig nur schlechte und verfälschte geboten werden. Jene bringen Heiterkeit des Gemüths hervor, diese aber mehr oder minder bedeutende Verstimmung, Depression, Erbitterung. Ein einziger Blick in das tägliche Leben belehrt uns darüber, daß die geistigen und moralischen Wirkungen von Wein und fuseligem Branntwein, von Kaffee und Cichorie, von regelrechtem Mittagstisch und Kartoffelschalen sehr bedeutend voneinander abstehen und sehr wesentlich zu Erzeugung jener Extreme beitragen, welche das sociale Dasein der Wohlhabenden und Dürftigen kennzeichnen.

Der Krieg der entgegengesetzten Gesellschaftsklassen gegeneinander knüpft demnach sich mit Nothwendigkeit an die Extreme in der Diät und muß unbedingt so lange dauern, solange diese letztern herrschen. Die Gründe dieser Erscheinung sind rein physiologischer Art, von den Beziehungen der peripherischen Nerven in den Verdauungsorganen zu den aufgenommenen Nahrungs- und Genußmitteln, und von dem aus letztern erzeugten Blute zu den nervösen Centralorganen und dem Herzen abhängig.

Mäßigkeit und naturentsprechende Diät sind auf das innigste aneinandergeknüpft; denn es kann niemand wahrhaft mäßig leben, der dazu verdammt ist, die mindest nährenden und meist verfälschten Nahrungsmittel aufzunehmen und deren Assimilirung durch Cichorie oder Alkohol zu erleichtern. Mangelhaft nährende Speisen müssen in beträchtlichen Mengen aufgenommen werden und nützen auch unter dieser Bedingung dem Organismus nicht so viel als substantiöse in der halben Quantität. Es wird also von jedem, der z. B. von Kartoffeln u. dgl. m. ausschließlich leben muß, die Grenze der Mäßigkeit für alle Fälle überschritten werden, und diese gezwungene Unmäßigkeit wird, auch ohne Cichorie oder Alkohol, nachtheiligen und in späterm Verlaufe wirklich krank machenden Einfluß auf die Verdauungsorgane und auf das Blut ausüben, die peripherischen Nerven verstimmen und erschlaffen, die Reflexaction beeinträchtigen und die Thätigkeit der Organe des eigentlichen Seelenlebens herabsetzen. Es ist dies Unmäßigkeit bei Entbehrung, bei Darben, eine äußerst gefährliche, erzwungene Unmäßigkeit von den traurigsten Folgen für Leib und Seele, Individuum und Gemeinschaft.

Durch andauernde Ueberfüllung der Eingeweide mit wenig nährenden Stoffen, die außerdem noch eines hohen Maßes von Verdauungskraft bedürfen und dabei doch niemals auch nur halbwegs entsprechend überwältigt werden, concentrirt sich die Nerventhätigkeit vorzugsweise in den Centralorganen, welche den organischen Haushalt in den ersten Wegen leiten, um später fortschreitend zu erschlaffen. In dem Maße, in welchem der Nerveneinfluß sich vermindert, bilden Krankheiten der Ernährung sich aus, mit oder ohne Ergriffensein der Verdauungsorgane, und das

Individuum wird in seinen Grundfesten erschüttert, die Nachkommenschaft mit mehr oder minder verhängnißvollen Anlagen geboren.

Mäßigkeit ist unmöglich bei Aufnahme mangelhaft nährender Alimente; um mäßig sein zu können, darf man nicht genöthigt sein, bei vollem Bauche zu hungern oder zu darben. Zu Mäßigkeit gehört also naturentsprechende Nahrung, vollkommen reparirende Diät.

Da der Organismus aus den Elementen sich aufbaut und ergänzt, welche er der äußern Welt entnimmt, ist es keineswegs gleichgültig, welcher Art diese Baustoffe und Ersatzmittel sind und wie groß deren Maß ist. Blicken wir, nach welcher Richtung immer, so sehen wir überall beträchtliche Verschiedenheit unter den Menschen je nach Temperament und Constitution, je nach den einzelnen Proportionen des Körperbaues und den einzelnen geistigen und sittlichen Anlagen. Diese Abweichungen hängen mit Besonderheiten auch in den Verhältnissen der Nahrung zusammen und der Genußmittel, die gleichsam zu Ergänzung der Diät und Anregung des Nervensystems aufgenommen werden.

Aus der Beschaffenheit der Nahrung ergibt sich zu beträchtlichstem Theile die Beschaffenheit des Blutes, und das Blut ist der Baustoff aller Gewebe, das Medium, in welches alle Formelemente des Leibes bei ihrem Zerfalle zurückkehren. Es wird demnach sehr nöthig sein, das Verhältniß zu betrachten, welches zwischen der Nahrung und dem Blute obwaltet, um den Einfluß der naturwidrigen Diät auf den Organismus richtig beurtheilen zu können.

Die Nahrungs- und Genußmittel, welche man aufnimmt, entscheiden über die Zusammensetzung des Blutes. Man wurde durch die Forschungen Hermann Nasse's*) darüber aufgeklärt, daß anhaltendes Fasten die Gerinnung des Blutes verlangsame, Fleischnahrung dieselbe beschleunige, und zwar in höherm Maße als Pflanzenkost. In dem geschlagenen Blute der Fleischfresser sanken die Blutkörperchen viel rascher als in dem der Pflanzenfresser. Fasten verminderte den Gehalt des Blutes an Fett, Pflanzennahrung steigerte denselben, Fleischnahrung aber erhob denselben am meisten. Bei Fleischdiät zeigte das Blut den höchsten Gehalt an Salzen, bei Pflanzendiät einen geringern und während des Fastens ging der Salzgehalt des Blutes herunter. Fleischgenuß bedingte Zunahme der Phosphorsäure im Blute, Pflanzengenuß Zunahme der Kalk- und Magnesiasalze.

Nach O. Leichtenstern**) nimmt der Gehalt des Blutes an Hämoglobin in dem Verhältniß allmählich zu, in welchem die Nahrung sich verbessert. V. Subbotin***) fand die Beschaffenheit der Nahrung von großem Einfluß auf

*) Vgl. „Ueber den Einfluß der Nahrung auf das Blut" (Marburg und Leipzig 1850); C. Canstatt's „Jahresbericht über die Fortschritte in der gesammten Medicin in allen Ländern im Jahre 1850" (Erlangen 1851), I, 105 fg.

**) Vgl. „Untersuchungen über den Hämoglobingehalt des Blutes in gesunden und kranken Zuständen" (Leipzig 1878); „Revue des sciences médicales en France et à l'étranger" (Paris 1879), XIV, 105 fg.

***) Vgl. „Mittheilung über den Einfluß der Nahrung auf den Hämoglobingehalt des Blutes"; „Bericht über die Fortschritte der Anatomie und Physiologie im Jahre 1871. Herausgegeben von J. Henle und G. Meißner" (Leipzig und Heidelberg 1872), S. 193.

die Menge des Hämoglobins im Blute: je mehr Eiweiß die Kost enthielt, desto mehr stieg das Hämoglobin daselbst; bestand die Kost aus Fett und Stärkemehl, so fiel das Quantum des Hämoglobins. Bei Tauben, die mit fettem Eidotter ernährt wurden, zeigte das Blut 7,31—10,95, bei solchen, die mit Körnern gefüttert wurden, aber 11,52—12,56 Proc. Hämoglobin.

Bei vergleichender Prüfung des Blutes der Mohammedaner Ostindiens und der Hindu gelangte B. H. Bakewell*) zu der Thatsache, daß bei den Hindu das Blut reicher an weißen, bei den Mohammedanern reicher an rothen Blutkörperchen sei; daß die rothen Blutkörperchen der Hindu weniger entwickelt seien als die der Mohammedaner, und nicht zu Rollen oder Säulen sich vereinigten. Die Mohammedaner nehmen weit mehr substanzreiche Nahrung auf als die Hindu, und dies ist eine der Hauptquellen, aus denen die bessere Entwickelung ihres Blutes sich herleitet.

Jakob Moleschott**) und F. Marfels***) sahen nach Aufnahme substantiöser Nahrung die Anzahl der weißen Blutkörperchen in größerm Maße sich steigern als nach Aufnahme substanzarmer Nahrung. Mathieu's und Urbain's†) Versuche lehren, daß Hunger ebenso wie substanzarme Diät den Gehalt des Arterienblutes an Sauerstoff vermindere.

Es mögen diese Thatsachen vorläufig genügen.

Nicht ausschließlich, aber doch in sehr bedeutendem Maße entscheidet die Zusammensetzung, Menge und Beschaffenheit der Nahrungs- und Genußmittel über die chemischen und anatomischen Beziehungen des Blutes und damit über die Action des Herzens und des Gehirns, über Gesundheit und Krankheit. Je ärmer an Nährstoffen und je spärlicher die Kost einer Bevölkerung ist, desto geringer ist deren physische und moralische Leistungsfähigkeit, desto bedeutender deren Gebrechlichkeit; denn die Ausbildung der chemischen Bestandtheile und der Formelemente des Blutes macht sich nur möglich bei Einfluß einer Nahrung, welche die Verluste des Stoffwechsels vollkommen ausgleicht und jene Ueberschüsse erwirkt, welche die nothwendige Bedingung aller normalen Plastik ausmachen. Ernährt also eine Mehrheit von Menschen sich fast ausschließlich von Kartoffeln, so hat dies zur Folge, daß deren Lebensenergie sinkt, weil das Blut nicht zu jener Höhe der Entwickelung und Ausbildung gelangt, welche die unbedingten Voraussetzungen richtiger Ernährung des Nervensystems und der Muskeln sowie angemessener Reizwirkung auf Herz und Arterien sind.

---

*) Vgl. „Observations sur les corpuscules sanguins dans certaines races"; „Revue d'anthropologie. Publiée sous la direction de Paul Broca" (Paris 1872), I, 120.

**) Vgl. „Ueber das Verhältniß der farblosen Blutzellen zu den farbigen in verschiedenen Zuständen des Menschen"; Canstatt's „Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medicin in allen Ländern im Jahre 1854" (Würzburg 1855), I, 165 fg.

***) Vgl. „Ueber das Verhältniß der farblosen Blutkörperchen und der farbigen in verschiedenen regelmäßigen und unregelmäßigen Zuständen des Menschen"; Canstatt's „Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medicin in allen Ländern im Jahre 1856", I, 104.

†) Vgl. „Des gaz du sang. Expériences physiologiques sur les circonstances qui en font varier la proportion dans le système artériel"; „Jahresberichte über die Fortschritte der Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von F. Hofmann und G. Schwalbe" (Leipzig 1875), Bd. 3, Thl. 2, S. 191.

Infolge ihrer mangelhaften Ernährung leiden ganze Bevölkerungen an anämischen Zuständen. Diese machen die Grundlage einer großen Reihe von physischen und moralischen Leiden aus, welche zuweilen von dem beträchtlichsten Einfluß auf die Geschichte des Staates sind.

Mangelhafte Ernährung des Nervensystems gibt der sogenannten Nervosität das Leben, die ein Verhängniß für den davon Befallenen ist und für seine Nächsten. Je mehr Nervenarbeit zu vollbringen obliegt, desto gewisser hilft ungenügende Ernährung der nervösen Organe das genannte Uebel erzeugen. Daher sind die Proletarier um so nervöser, je höher die Stufe ist, auf welcher sie im gesellschaftlichen Leben sich befinden.

Anämie schließt den Begriff des Blutmangels ein und den der mangelhaften Beschaffenheit einer genügenden Menge von Blut. So glaube ich, dies auffassen zu sollen. Anämische Zustände müssen demnach mit mehr oder minder bedeutenden tiefern Störungen im Haushalte des Leibes und in der Nerventhätigkeit einhergehen.

Klarheit über die Constitution des Blutes bei Anämie hat Georges Hayem*) verbreitet. Derselbe erkannte, daß in der acuten Anämie die Dimensionen der Blutkörperchen normal bleiben, daß jedoch bei chronischer Anämie, insbesondere intensiverer Art, die Dimensionen der Blutkörperchen stets abgeändert seien. Das Blut der Anämischen (wenn man diesen Ausdruck für die an chronischer Anämie Leidenden gebraucht) enthalte fast immer eine gewisse Zahl von Körperchen, kleiner als die kleinsten des normalen Blutes, und eine Anzahl von Körperchen, größer als die größten des normalen Blutes; diese letztern Riesenzellen zeigten auch in der Form Abweichungen von den Zellen des gesundheitsgemäßen rothen Lebenssaftes. Man finde durchschnittlich die Maße der Blutkörperchen bei den Anämischen unter denen der Blutkörperchen Gesunder.

Form und Farbe der Zellen im Blute Anämischer weichen von denen der Körperchen im Blute Gesunder ab: anstatt rund, sind sie verlängert eiförmig; anstatt intensiv roth, mehr oder minder blaß. Die größern Blutkörperchen Anämischer bekundeten besonders diesen letztern Charakter, häufig aber sei das der Fall bei den regelwidrig gestalteten. Die Proportion der räumlichen Ausdehnung gestalte sich so, daß 100 Körperchen anämischen Blutes den Werth von 75 Körperchen normalen Blutes hätten, und daß bezüglich ihres Gehaltes an Blutfarbestoff 50 des anämischen Blutes 25 Zellen des gesunden Blutes entsprächen. In schweren Fällen von Anämie betrage der Gehalt des Blutes an Hämoglobin etwa um achtmal weniger als der normalen Blutes.

Zu dem Charakter des anämischen Blutes gehöre auch Verminderung der Anzahl der rothen Blutkörperchen. Zähle man durchschnittlich 5—6 Mill. rother Zellen in einem Kubikmillimeter des Blutes gesunder Menschen und nahe an 5 Mill. bei Individuen mit schwacher Gesundheit, so könne bei schwerer Anämie diese Zahl bis fast auf etwas über eine Million im Kubikmillimeter heruntergehen.

Diese Thatsachen sind sehr bedeutungsvoll.

---

*) Vgl. „Recherches sur l'anatomie normale et pathologique du sang" (Paris 1878), S. 43 fg. und S. 50.

Anämische Zustände haben mit Fehlern der Nahrung unmittelbar oder mittelbar Zusammenhang, sind das Ergebniß unzureichender, krankhafter Ernährung, und beweisen, daß die Vorgänge des thierischen Haushaltes mehr oder minder bedeutend gehemmt sind; denn das Blut kommt in seinen gestaltlichen und chemischen Elementen nicht auf die Höhe seiner normalen Entwickelung.

Mit derartigem Blute kann die Regeneration der im Stoffwechsel verbrauchten Materien und Gebilde nur mehr oder minder unvollkommen stattfinden; es muß daher aus Anämie eine Reihe von Störungen sich ergeben, die, wenn die nämlichen äußern Verhältnisse andauernd wirken, von den Erzeugern auf die Erzeugten übergehen und bei den letztern noch mehr sich entwickeln werden.

Gute Nahrungspflege, sowol in Bezug auf Quantität wie auf Qualität, gehört zu den ersten und unerläßlichen Voraussetzungen der Verhütung und Heilung anämischer Anlagen und Leiden; aber ohne den Einfluß anderer physischer und der moralischen Pflege kann auch die beste Diät nicht von Erfolg sein. Wir sehen Individuen anämisch, welche ausgewählte Nahrung aufnehmen, aber im übrigen nicht nach den Regeln der Gesundheitslehre ihr Dasein einrichten, ja geradezu durch Unterlassung und Begehung in Bezug auf Hautpflege, Muskelarbeit, Wohnung u. s. w. sündigen. Wer seine Muskeln nicht bewegt, in geschlossenen Räumen fast ununterbrochen sich aufhält, Bäder und Waschungen unterläßt, niederdrückende Leidenschaften pflegt, wird seine Verdauungorgane schwächen, die Processe der Ausscheidung hemmen, und so mächtige Anlässe zu Entstehung anämischer Leiden schaffen.

„Keineswegs", sagt Johannes Ranke*), „muß mit Anämie der äußere Anschein einer schlechten Ernährung verbunden sein. Die Gewebe des Körpers werden unter der Einwirkung des wässerigern Blutes selbst wasserreicher, die Energie des intermediären Säftestromes vermindert sich, und der krankhaft in dem Gewebe unter der Haut und in den Organen gesteigerte Wasserreichthum täuscht einen Schein von Fülle vor. Merkwürdigerweise verbindet sich wirklich hier und da mit Blutleere gesteigerter Fettreichthum des Körpers. Es besteht nämlich eine Wechselbeziehung zwischen mangelnder Energie der Herz- und Blutbewegung und geringerm Fettverbrauch des Organismus. Sehr fettreiche Körper sind stets auch blutarm, und wir dürfen uns von dem gerötheten Gesicht, welches man wol sonst auf eine krankhafte allgemeine Blutüberfülle bezog, nicht täuschen lassen." „Mit der allgemeinen Schwächung der Organthätigkeit infolge des Blutmangels leiden auch die Verdauungsorgane." „Auch bei Menschen verbindet sich meist Mangel des Lichtgenusses mit dem mangelnden Eisengehalt der Nahrung zur Hervorbringung der Chlorose. Mädchen, welche gezwungen sind, z. B. als Näherinnen sitzende Lebensweise, eingesperrt in dumpfe kleine Wohnräume bei schlechter Nahrung zu führen, werden am häufigsten von dieser Störung, welche sich dann gewöhnlich mit wahrer Blutleere combinirt, befallen." „Das Blutroth ist der Vermittler des gesammten Sauerstoffverkehrs des Organismus mit der Atmosphäre, auf welcher die Erneuerung des Blutes in den Lungen und mit dieser die Möglichkeit der das Leben bedingenden organischen Verbrennungen in den Körpergeweben beruht.

*) Vgl. „Das Blut. Eine physiologische Skizze" (München 1878), S. 314 fg.

Fehlt der Blutfarbstoff, so erstickt der Organismus, auch wenn alle Athemorgane normal functioniren können. Bei allzu geringer Menge von Blutroth im Blute findet wenigstens ungenügende Sauerstoffaufnahme in das Blut statt.“ — Diese Darlegung fremder und eigener Erkenntniß durch Ranke erläutert viele Momente, auf die uns hier es sehr ankommt, und darum haben wir diesen Forscher selbst sprechen lassen.

In dem Maße, in welchem die Menschen dem Landleben und dem Baue des Bodens sich entfremden, tritt die gesunde Farbe des Gesichtes, der Haut zurück und mehr oder minder ausgesprochene Bläße kommt an deren Stelle zum Vorschein. Gleichzeitig nimmt auch die Erregbarkeit der Nerven zu und die Muskel- ebenso, wie die Nervenkraft ab. Dergleichen findet aber nicht blos bei den Elend leidenden Klassen statt, sondern auch, obgleich in geringerm Maße, bei den wohlhabenden. Man findet auf dem Lande weit mehr robuste Constitutionen als in der Stadt; und in der letztern mehr wandernde Skelete und ortsverändernde Biertonnen als auf dem Lande.

Im großen und ganzen ist das Blut der Landbewohner reicher an Blutfarbstoff als jenes der Stadtbewohner; denn die einfachere und dabei reinere, substantiösere Nahrung auf dem Lande wird von gesunden Verdauungsorganen aufgenommen, Luft und Licht beeinflussen Lungen, Haut und Augen intensiver, und das Nervensystem wird kaum jemals auf dem Lande so gereizt und überreizt wie in der Stadt und besonders in der großen und Fabrikstadt. Es kommt somit der Einfluß der Nahrung auf das Blut abseitens der Städte, und vorzugsweise in sauerstoffreicher Luft, weit mehr zur Geltung, und die gleiche Menge gleich beschaffener Nahrung reparirt im leiblichen Haushalte des Landmannes viel mehr und erzeugt besseres Blut als in der körperlichen Oekonomie des Städters.

Zu der bessern Verwerthung der Kost im Organismus des Landbewohners, nämlich zu Gunsten mehr normaler Beschaffenheit des Blutes, kommt der größere Luft- und Lichteinfluß, welcher außerhalb der Stätten der Ueberarbeitung und der Krämerei sich geltend macht. Die Luft der Städte ist mehr oder weniger eingeschlossen, ruhig, verunreinigt; aus diesem Grunde enthält sie zunächst weniger Sauerstoff und weiter auch Gase und Dämpfe, welche ein beziehungsweises Hemmniß der Respiration abgeben. Ein gleiches Volum Land- und Stadtluft wird demnach von ungleicher Wirkung auf die Chemie des Blutes sein: dieselbe Menge Landluft bedingt mehr Aufnahme von Sauerstoff seitens der Blutkörperchen und größern Umsatz der Gebilde im Stoffkreislauf als die nämliche Menge Stadtluft.

Außerdem kommt der Einfluß der Luft auf die Haut in Betrachtung. Die größere Reinheit der Landluft in Verbindung mit deren stärkerer Strömung hat ausgesprochenern Einfluß auf die Respirationsvorgänge der Haut. Es hat W. F. Edwards*) nachgewiesen, daß der Stoffverlust durch die Haut in freier Luft, je nachdem dieselbe scheinbar ruhig oder stärker bewegt, zwei-, drei-, ja viermal so groß sei als in geschlossener Luft. Victor Weyrich**) bemerkt: „Durchschnittlich

*) Vgl. „De l'influence des agens physiques sur la vie“ (Paris 1824), S. 91.

**) Vgl. „Die unmerkliche Wasserverdunstung der menschlichen Haut. Eine physiologische Untersuchung nach Selbstbeobachtungen“ (Leipzig 1862), S. 128.

und im allgemeinen erscheint bei herrschendem Winde die Verdunstung, verglichen mit derjenigen, welche bei Windstille stattfindet, verdoppelt" . . . „Mächtig fördernd wirkt aber selbst eine schon mit Feuchtigkeit geschwängerte Luftströmung, und daß dieselbe im Stande ist, in Bezug auf Beförderung der thierischen Verdunstung einer vollkommen trockenen, aber unbewegten Luft das Gleichgewicht zu halten." Es genügen diese Thatsachen, um zu verstehen, daß Aufenthalt in freier Luft und auf dem Lande die Ausscheidung, nicht nur durch die Lungen, sondern auch durch die Haut wesentlich befördere, somit lebhaftern und vollkommenern Umsatz der Gebilde im Organismus bewerkstellige, als dies in abgeschlossener Luft und in Städten möglich ist.

Ich habe an mir selbst sehr häufig schon beobachtet, daß die Wirkung des Kaffees je nach Intensität und Feuchtigkeitsgrad des Windes verschieden sei: je beträchtlicher der durch diese Agentien bedingte Stoffumsatz, desto mehr Bedürfniß nach Aufnahme der gewohnten Kaffeemenge, desto besser wurde dieselbe vertragen; je geringer der Stoffumsatz, desto weniger trat dieses Bedürfniß ausgesprochen hervor und in desto kleinerm Maße wurde die gewohnte Kaffeemenge vertragen. Steigerte ich aber den Umsatz der Gebilde durch Einfluß bewegter Luft, so trat das erstere Verhältniß ein.

Aus alledem geht die große Bedeutung des Einflusses der Luft für die Verwerthung der aufgenommenen Nahrung hervor, und es wird klar, daß, gleiche Kostverhältnisse angenommen, auf dem Lande weit seltener Leiden des Blutes und zunächst Zustände von Anämie entstehen können als in Städten, insbesondere großen und Fabrikstädten.

Ausschließlicher Gebrauch bestimmter, den Erfordernissen der Organisation nicht ganz entsprechender Nahrungsmittel erwirkt unter gewissen Umständen eine Blutbeschaffenheit, welche manchmal zur Quelle beträchtlicher Leiden wird.

Man verdankt Gubler*) anziehende Mittheilungen über die Entstehung der atheromatösen, der kreidigen Degeneration der Arterien, die mit Ausscheidung von hauptsächlich kohlensauren und phosphorsauren Erdsalzen daselbst beginnt. Diese Entartung der Schlagadern finde man bei den Vertretern aller Klassen der Gesellschaft; aber die Wohlhabenden würden davon erst in höherm Alter betroffen, die Elend leidenden jedoch schon frühzeitig, ja zuweilen bereits in der Jugend. Der Einfluß alkoholischer Getränke bei Entstehung des Uebels habe nur nebensächliche Bedeutung; dagegen sei die Art der Diät ein Moment von äußerster Wichtigkeit. Bei den reichen und wohlhabenden Klassen bestehe die Nahrung vorzugsweise aus Fleisch und aus substanzreichen Vegetabilien; bei den armen und dürftigen Bevölkerungen aber zumeist aus solchen Pflanzentheilen, welche durch großen Gehalt an Erdsalzen sich auszeichnen.

Das Uebermaß der in den Organismus gebrachten phosphorsauren und kohlensauren Erdsalze gebe zu derartigen Ausscheidungen in den Schlagadern die Ver-

---

*) Vgl. „Recherches a faire sur les conditions causales de la dégénérescence crétacée des artères"; „Annales d'hygiène publique et de médecine légale. Deuxième série" (Paris 1877), XLVIII, 268 fg.

anlassung, und zwar sei um so mehr von solchem Uebermaße die Rede, je mehr außer der an Erdsalzen reichen Pflanzennahrung der Einfluß kalkhaltigen Trinkwassers in das Gewicht falle. Nach einer von Leblanc an Gubler gemachten Mittheilung soll die kreidige Degeneration der Arterien in größter Ausbreitung bei den Bauern des Orléanais vorkommen. In Gegenden, wo dem Trinkwasser Kalkgehalt nicht eigenthümlich sei und wo überhaupt an Kalk es fehle, wo Urgesteine und vulkanische Gebirgsmassen vorherrschen, käme das genannte Leiden nur ausnahmsweise und nur im höhern Alter vor.

Mir ist bekannt, daß in den Theilen Frankreichs, welche der Kalkformationen, somit auch der kalkhaltigen Trinkwasser und an Kalksalzen überreichen Pflanzen ermangeln, in den Gegenden der Urgesteine die Bevölkerung des Landes ganz ebenso fast ausschließlich von Vegetabilien lebt wie dort, wo der Kalk durch das Trinkwasser u. s. w. in großen Mengen in den Organismus gelangt. Es werden also nicht die Pflanzenstoffe an sich und in ihrer normalen Zusammensetzung die Quellen jener Blutbeschaffenheit, welche die Voraussetzung der kreidigen Degeneration der Arterien ausmacht, sondern der übermäßig in den Organismus eingebrachte Kalk ist dies. Demgemäß wird man in solchen Gegenden auf Verbesserung der Landwirthschaft und des Trinkwassers Bedacht nehmen müssen und füglich davon absehen können, der Bevölkerung den Gebrauch des Fleisches als Nahrungsmittel zu empfehlen.

Bei den Hindu soll, nach der Versicherung von Treille*), das Atherom der Arterien oft und in frühem Lebensalter vorkommen; aber die Umstände, unter welchen diese Krankheit und die derselben zu Grunde liegende Blutmischung erscheint, sind dennoch wieder von besonderer Art. Treille bringt das Leiden bei den Hindus mit deren fast ausschließlicher Reisnahrung in Zusammenhang. Man finde das Atherom der Schlagadern meistens nur in den größten Städten, bei der Bevölkerung des Landes aber fast gar nicht, und in den Hauptstädten seien die ärmsten und am schwersten arbeitenden Menschen am meisten davon befallen, die besser gestellten, ruhiger lebenden höchst ausnahmsweise. Bei dieser letztern Klasse finde man, anstatt Atherom und Aneurysma der kleinern Arterien, Harnsteine aus oxal- und phosphorsauren Kalksalzen bestehend in der Blase u. s. w.

Hier sehen wir den Genuß von Reis nur unter besondern Umständen abändernd auf die Zusammensetzung des Blutes wirken und krankhafte Ausscheidungen aus dem letztern bedingen. Diese Verhältnisse stören einfach die Verdauung und das Gleichgewicht von Anbildung und Rückbildung. Während der Arbeiter in den großen Städten Ostindiens seinen Reis in einfachster Zubereitung genießt und gleichzeitig sich überarbeitet, verzehrt der Vornehme den Reis in bester Zubereitung, wohl mit Würzen und Gewürzen versetzt; und während jener über die maßen sich anstrengt, lebt dieser in fast vollkommener körperlicher Ruhe dahin. Dort leidet die Verdauung durch den Einfluß einer völlig reizlosen Nahrung, hier durch das

*) Vgl. „L'athérome chez les Hindous"; „Annales d'hygiène publique et de médecine légale. Deuxième série" (Paris 1878), XLIX, 304 fg.

Allzuviel körperlicher Ruhe. Machten die Vornehmen und Reichen sich entsprechend Bewegung, so blieben sie frei von Blasen- und andern Steinen; wären die Niedern und Armen weniger genöthigt, ihre Muskeln über die maßen anzustrengen, und im Stande, den Reis in feinerer Zubereitung zu genießen, so erlitte die Verdauung weder auf der einen noch auf der andern Seite Einbuße, das Blut bliebe normal, und von krankhaften Ausscheidungen könnte niemals die Rede sein.

Der Einfluß der Lebensweise auf die Beschaffenheit des Blutes hat bei den Hindu nur aus dem Grunde die oben entwickelte Bedeutung, weil die äußern Umstände der schwer Arbeitenden und der Vornehmen der vollkommenen Verdauung des aufgenommenen Reis entgegen sind. Solange diese äußern Verhältnisse Aenderung nicht erleiden, solange wird die Nahrungspflege der Hindu, wie sie eben ist, Blut und organischen Haushalt beziehungsweise nachtheilig beeinflussen. Man darf also mit Gewißheit behaupten: jede einseitige Diät wirkt um so bestimmter verändernd auf das Blut und veranlaßt um so mehr Störungen in Umsatz der Gebilde und Ausscheidung, je weniger günstig die äußern Verhältnisse auf den Haushalt des Organismus wirken.

Zu der einseitigen Nahrungspflege und den durch die socialen Umstände bewirkten Hemmungen des Verdauungsvorganges kommt bei den Hindu noch der Einfluß des heißen Klimas. Es schließt Mazaé Azéma*) aus seinen Untersuchungen und Beobachtungen, daß die Anämie in heißen Ländern im ganzen genommen eine Nothwendigkeit sei und aus der beziehungsweisen Zunahme des Blutwassers über die soliden Elemente des Blutes sowie aus der Verminderung der rothen Blutkörperchen durch den Einfluß der tropischen Verhältnisse entspringe.

Bei den kräftiger sich nährenden Mohammedanern Indiens sahen wir das Blut im ganzen auf einer höhern Stufe der Ausbildung wie bei den Hindu; wegen der bessern Nahrung der Mohammedaner hat das Klima des Landes auf das Blut dieser letztern einen weniger ungünstigen Einfluß, wie wir oben bereits Gelegenheit hatten zu bemerken. In heißen Klimaten bedarf der Mensch gewisser Reizmittel, welche die durch die hohen Temperaturgrade der Luft erschlafften oder doch zu Erschlaffung neigenden Verdauungsorgane und Nerven entsprechend anregen. Obgleich der in Ostindien genossene Reis substanzreicher sein soll als der in Europa gebrauchte, so genügt derselbe für sich allein doch nicht zu ausschließlicher Volksnahrung und müßte, um dies zu vermögen, entschieden mit andern, mehr anregenden Zubereitungen aus dem Pflanzenreiche combinirt sein, die zugleich durch ein größeres Maß von Nahrhaftigkeit sich auszeichneten.

Die Folgen einer so abgeänderten Diät wären günstig, die Verdauung vollkommener, die Beschaffenheit des Blutes normaler, und von pathologischer Ausscheidung von Erdsalzen in den Häuten der Arterien könnte nur ausnahmsweise die Rede sein.

Man verdankt Robert Bird**) Mittheilungen über Messungen des Grades

*) Vgl. „Traité de la lymphangite endémique des pays chauds" (Saint-Denis, Réunion, 1878); „Revue d'anthropologie" (Paris 1879), VIII, 135.

**) Vgl. „Physiological Essays. Drink Craving, Differences in Men, Idiosyncrasy, and the Origin of Disease" (London 1870), S. 79.

der Körperwärme, die er selbst in Bengalen bei Eingeborenen und bei dort wohnenden Europäern anstellte. Danach zeigte die Lebensweise Einfluß auf die Temperatur des Leibes, und zwar bekundeten die kräftig sich nährenden Europäer, insbesondere die Engländer, die höchste Körperwärme, die ausschließlich von Reis lebenden Hindu die kleinste. Die geprüften Personen waren sämmtlich gesund. Je mehr Mischung die Diät und je substanzreicher die letztere, desto höher der Wärmegrad des Organismus; der best bestellte Engländer zeigte eine Leibestemperatur von 100, der ärmlichst lebende Hindu eine solche von $96^1/_2$ Grad Fahrenheit.

Menschen, deren Leibeswärme unter das normale Maß gesunken ist, beweisen hierdurch immer, daß sie, den Zustand relativer Gesundheit angenommen, ungenügend sich ernähren; daß die aufgenommenen Speisen, ob auch immerhin den Magen füllend, doch nur unvollkommen die Verluste des Stoffwechsels ersetzen; daß innerhalb der Blutbahnen weniger Materie umgesetzt wird und der Nerveneinfluß in geringerm Grade sich bethätigt, besonders den Vorgängen des organischen Haushaltes gegenüber.

Demnach können wir an dem ursächlichen Zusammenhange der beziehungsweise geringern Leibestemperatur mit der unvollkommenen Ausbildung des Blutes und seiner Formelemente festhalten und beides auf Rechnung der ungenügend reparirenden Nahrung setzen.

Ist es uns gestattet, das bisher von Ostindien Gesagte auf die europäische Welt anzuwenden, so können wir aussprechen, daß alle Bevölkerungen, deren Ernährung allzu einseitig und auch ungenügend ist, ein geringeres Maß organischer Wärme entwickeln werden, andererseits die Ausbildung ihres Blutes den Höhepunkt nicht erreichen werde. Dem ist denn auch wirklich so; Beweis dafür die große Verbreitung der anämischen Zustände.

Auf den Herzmuskel wirkt anämisches Blut in geringerm Grade erregend ein als ganz normales. Geringere Action des Herzens ist ein Hemmniß energischer Gehirn-, Geistesthätigkeit; die nothleidenden Klassen bleiben also geistig hinter den wohl sich nährenden zurück, und die Moralbegriffe derselben gelangen nicht zu jener Bestimmtheit wie bei den letztern.

Man klagt oft über die Trägheit und Indolenz der untern Klassen, vergißt aber ganz, daß dergleichen überall mit Nothwendigkeit eintreten müsse, wo die Muskelarbeit schwer, die Nahrung substanzarm und die allgemeine Körperpflege schlecht ist.

Zu kraftvoller Thätigkeit der Seelenorgane, zur Energie der Moral und des Willens gehört normal entwickeltes Blut und ein entsprechendes Maß organischer Wärme; denn bei größerer Arbeit in den Organen der Psyche wird jederzeit sehr viel Stoff zersetzt, und zwar gerade derjenige, den substanzarme Nahrungsmittel in geringster, substanzreiche in beträchtlicher Menge darbieten. Es folgt daraus, daß schlechte, ungenügende Ernährung in keinem Falle geeignet sein könne, das intellectuelle und moralische Leben zu fördern, Willensstärke gleichwie Kraft des Charakters zu begünstigen. In allen Gegenden, wo dem Geiste viel Arbeit zugemuthet und dem Magen wenig Substanz geboten wird, begegnet uns ein oft genug entsetzliches Maß von Willens- und Charakterlosigkeit und körperlicher Trägheit, bei aller Ueberfüllung mit Schulkenntnissen. Sowie die Nahrung und ganze

Leibespflege sich verbessert, nimmt auch der Wille ebenso wie der Charakter an Festigkeit zu.

„Man muß kräftige Nahrung zu sich nehmen", bemerkt G. J. Mulder*), „wenn der Organismus kräftig sein soll. Der Wille und die Nahrung, die Nahrung und der Wille unterstützen einander; die Nahrung ohne den Willen nützt wenig; aber gar nichts der Wille ohne Nahrung ... Ich gebe nochmals zu, daß der Wille ein wenig Nahrung ersetzen kann; nur vergesse man nicht, daß dieser Wille ebenfalls von dem Zustande unsers Körpers abhängt, und daß also dieser Wille selbst wiederum Eiweiß verlangt, damit er so sein könne, daß er die Muskeln in Thätigkeit erhält."

Nach den Ermittelungen von W. Zuelzer**) werden bei größerm Stoffumsatze in den Nervengebilden vermehrte Quanta von Phosphorsäure und Kochsalz und weniger Chlorkalium, dagegen bei größerm Stoffumsatze in den Muskelgebilden vermehrte Quanta von Chlorkalium und weniger Phosphorsäure und Kochsalz durch den Urin ausgeschieden.

Es brauchen also Menschen, von denen Aufwand an Geistes- und Willenskraft sowie Charakter gefordert wird, substanzreiche Nahrung. Wird ihnen solche nicht zutheil und die Geistesarbeit ist eine übermäßige, so müssen nothwendig gewisse Gruppen von Seelenorganen im Gehirn atrophiren, weil die aufgenommene Nahrung höchstens nur dem Verbrauche des Stoffes in den Organen der Verstandesthätigkeit entspricht. So entwickelt sich denn der Verstand auf Kosten des Willens und des Charakters in den Gegenden der Knappheit und der Anämie.

Blutmangel des Gehirns im allgemeinen bei Blutfülle in einigen wenigen Organen desselben wird jederzeit das nothwendige Ergebniß von krankhafter Ueberbildung des Verstandes bei ungenügender oder auch fehlerhafter Ernährung des Leibes sein und die Grundlage einer Reihe von Zuständen ausmachen, die weder dem individuellen noch dem socialen Leben zum Vortheil gereichen. Wenn bei höhern Graden der Anämie Geistesstörung vorkommt, wie Scholz***) und andere beobachteten, oder Geistesschwäche, wie Forbes Winslow†) wahrnahm, oder absolute Unlust zu allen außerhalb des Gebietes einer bestimmten Geistesarbeit gelegenen Unternehmungen, wie ich selbst zu finden Gelegenheit hatte, so begreifen wir ohne Schwierigkeit, daß bei den niedern Graden der über ganze Klassen des Volkes gewisser Gegenden ausgebreiteten Anämie Mangel der Arbeitslust nebst mancherlei nervösen Affectionen und Zuständen psychischer Aufregung mit dem Charakter der Schwäche vorkommen müssen.

Demnach hat jede Bevölkerung, welche mangelhaft und fehlerhaft sich ernährt,

---

*) Vgl. „Die Ernährung in ihrem Zusammenhange mit dem Volksgeist. Uebersetzt von J. Moleschott" (Utrecht und Düsseldorf 1874), S. 50 fg.

**) Vgl. „Zur Statik des Stoffwechsels; Beiträge zur Medicinal-Statistik. Herausgegeben durch Schweig, Schwartz, Zuelzer" (Stuttgart 1878), Heft 3, S. 155.

***) Vgl. „Beiträge zur Kenntniß der Geisteskrankheiten aus Anämie"; „Revue des sciences médicales" (Paris 1873), I, 250 fg.

†) Vgl. „On the Obscure Diseases of the Brain and Disorders of the Mind" (4. Aufl., London 1868), S. 211.

keine rechte Arbeitslust und Neigungen antisocialer Art. Hungernde Proletarier und Revolution gehören sehr eng zueinander, und Arbeitsscheu muß in geradem Verhältniß mit der Noth einer Bevölkerung zunehmen. Muskeln und Nerven sind nur dann zu Arbeit disponirt, und es ist nur dann von Lust die Rede, wenn die genügende Menge Spannkraft vorhanden ist, der Organismus also angemessen sich ernährt und sonst sich pflegt. Auch der beste Kanzelredner wird Arbeitslust nicht erwecken, ohne daß die Gesundheitspflege des Volkes Besserung erfährt. Erst indem die im Stoffwechsel verbrauchten Massen richtig ersetzt werden, und ein gewisser Ueberschuß von Stoffen und Formelementen gegeben ist, kann von Spannkraft die Rede sein, Arbeitslust erwachen.

Muskel- und Nervenarbeit zeigen bei jeder Rasse und unter allen Umständen ein anderes Maß; denn das Verhältniß der Nahrung ist nirgends das gleiche, und die Einzelheiten des bürgerlichen und moralischen Daseins, der ganzen Civilisation stehen überall in andern gegenseitigen Proportionen. Je nachdem in einer Klasse der Gesellschaft die Muskel- oder die Nervenarbeit vorwaltet, werden anämische, aus mangelhafter Ernährung entspringende Zustände andere Wirkungen im Gefolge haben; kurz formulirt: das Ueberwiegen eines gebrechlichen Proletariats des Geistes drückt der ganzen Gesellschaft einen Stempel auf, der von dem bei Ueberwiegen eines gebrechlichen Proletariats der Arbeit beträchtlich verschieden ist.

Das Hergebrachte, sei es gut oder böse, ist in seiner Sicherheit und Herrschaft bedroht, wenn die Ernährung ganzer Volksklassen als ungenügend sich erweist, und es ist um so mehr bedroht, je mehr die Nerven- über die Muskelarbeit vorwaltet, je größer die Menge gleichwie der Einfluß des Proletariats des Geistes sich gestaltet. Bei den hauptsächlich mit den Nerven Arbeitenden gibt Anämie der Nervosität das Leben; bei den hauptsächlich mit den Muskeln Arbeitenden der Erschlaffung und Trägheit. Beide Zustände haben mehr oder minder verhängnißvolle Wirkungen und leiten oft genug die ganze Gesittung in falsche Bahnen, insbesondere, wenn die Mehrzahl der tonangebenden Persönlichkeiten nervös ist und die großen Massen des Volkes in jenem Wechsel von Erschlaffung und Aufwallung dahinleben, wie er so oft das Elend kennzeichnet und die Anämie begleitet.

Auch vermöge der besondern Nahrungsweise ist ein Individuum oder eine Mehrheit von Einzelwesen entweder zu Muskel- oder zu Nervenarbeit in größerm Maße befähigt; denn die eine Art von Nahrungsstoffen ist geeigneter, die Muskeln, die andere geeigneter, die Nerven zu ernähren, die im Haushalte derselben verbrauchten Stoffe rascher zu ersetzen. Es wird demnach einen sehr beträchtlichen Unterschied ausmachen, ob die eine oder die andere Kategorie von Menschen, nachdem sie jahrhundertelang naturgemäß und in der gewohnten Art sich ernährt, nunmehr für die Dauer dem Mangel verfällt und dem Darben. Und die Geschichte lehrt, daß in der That ein solcher Unterschied sich geltend macht.

Revolutionen sind meistens nach Hungerjahren eingetreten und haben an das Dasein eines Proletariats der Arbeit und des Geistes, also an permanentes Elend sich geknüpft. Der revolutionäre Geist hat so ziemlich in dem Verhältnisse sich vermindert, in welchem die Folgen von Miswachs, Theuerung, Krise und Hunger sich abschwächten und verschwanden.

Es springt sofort in die Augen, daß anämische Zustände bei den Nerven- ebenso wie bei den Muskelarbeitern hier in Betrachtung kamen und jene Verfassung des Organismus bedingten, welche die Voraussetzung revolutionärer Neigungen ist. Ohne die bezeichneten Uebelstände und die aus denselben entsprungene Anämie wäre es nicht zu den großen Bewegungen mit der Neigung, das Bestehende umzustürzen, gekommen.

Zu manchen Zeiten erreichen politische und sociale Misstände den höchsten Grad, und niemand denkt an Revolution. Dies kommt daher, weil Nahrung, Haushalt, Blut und Nerven nicht in jenem krankhaften Verhältniß stehen, das dem epidemischen Genius der das politische oder religiöse Leben angehenden Aufregung die materielle Unterlage abgibt. Bei beziehungsweise normalem Blute und gesunden Nerven, wie dergleichen mit angemessener und kräftiger Ernährung einherzugehen pflegen, werden auch die schlimmsten Constellationen noch nicht zu erregenden Momenten des Umsturzes.

Jede andauernde gesundheitswidrige Ernährung verdirbt nicht nur Blut und Nerven bei dem Individuum, sondern nimmt auch nachtheiligen Einfluß auf Lebensdauer und Zeugungskraft, auf das Dasein des ganzen socialen Organismus. Alle Bevölkerungen, die von naturgemäßer Ernährung für die Dauer in Darben und Nothleiden hineingerathen, verkürzen die durchschnittliche Zeit ihres Lebens, verringern die Qualität der Zeugung und erhöhen die Zahl gleichwie die Schwere der Krankheiten und Gebrechen innerhalb ihres Kreises. Und nicht genug damit, sie verändern sich auch in Bezug auf ihre Körpergestalt in einer keineswegs vortheilhaften Art.

Die Gestalt des Leibes hängt von der dauernden Beschaffenheit des Blutes und des Nerveneinflusses, somit von Ernährung und den äußern Lebensumständen ab. Je vollkommener die Proportionen des Leibes sich entwickeln sollen, desto vollkommener müssen die anatomischen Elemente des Blutes und der Nervengebilde und deren chemische Constitution entwickelt sein. Dies kann nur unter Einfluß günstiger äußerer Verhältnisse und naturgemäßer Ernährung geschehen. Wir werden also dort, wo Hungerleiderei und Magenbetrug nicht zu Hause sind, die best ausgebildeten Gestalten sehen. Außerdem drängt sich uns überall die Wahrnehmung auf, daß Menschen, die von knapper zu dauernd naturgemäßer Nahrung emporsteigen, besser sich entwickeln, an Muskelkraft zunehmen und aufblühen.

Mit dieser Verbesserung der Proportionen des Körpers steigen immer Lebensdauer, Gesundheit und Heiterkeit, fallen immer Krankheit, Siechthum und Sterblichkeit. Bei körperlich wohl ausgebildeten Menschen finden wir weit mehr starke als schwache Constitutionen und weit mehr Fröhlichkeit, Munterkeit und Natürlichkeit, als bei solchen, deren Leibesproportionen durch den Einfluß ungenügender und fehlerhafter Nahrung u. s. w. gehemmt werden.

Der Einfluß der Diät auf den Umsatz der Gebilde im Organismus bestimmt und entscheidet in Bezug auf die Verhältnisse des körperlichen Wachsthums. Es ist dieser Punkt sehr weit davon entfernt, genau gekannt zu sein; aber mit Nothwendigkeit ergibt sich die genannte Thatsache aus denjenigen Erkenntnissen der normalen und pathologischen Physiologie, welche den Umsatz der Gebilde unter der Einwirkung aller Arten der Diät betreffen.

Jede bestimmte und dauernd innegehaltene Nahrungsweise bringt eine ganz bestimmte Proportion in den chemischen und anatomischen Verhältnissen des Blutes hervor; wir haben das schon oben durch Beispiele erhärtet. Dieser Einfluß der Diät auf das Blut und den Stoffwechsel ist entweder vermehrter Anbildung und geringerer Nervenaction günstig, oder er hemmt die Anbildung und steigert die Nervenaction; in dem erstern Falle werden die Gestalten massenhafter, in dem letztern erreichen die Körperproportionen nicht das Maximum der Ausdehnung.

Darbende Bevölkerungen können von gut sich nährenden sofort durch die Leibesmasse unterschieden werden; die besser gestellten Klassen einer Nation erreichen im ganzen eine bedeutendere Körperhöhe als die dürftigen und schwer arbeitenden Klassen; dort sind die Constitutionen auf soliderer Grundlage und das Blut ist anatomisch ebenso wie chemisch vollkommener ausgebildet. Das Zurückbleiben im Wachsthum wird bei den unterdrückten Theilen der Gemeinschaft durch mangelhaft entwickeltes Blut und krankhafte Nervenaction bedingt.

Zuviel und Zuwenig sind sehr verhängnißvolle Momente; beide führen zu den mannichfaltigsten Störungen im Haushalte des Leibes und können den physischen ebenso wie den moralischen Verfall ganzer Völker und Reiche im Gefolge haben.

Das Nahrungsbedürfniß ist je nach Individualität, Rasse, Beschäftigung und andern Beziehungen den größten Schwankungen unterworfen. Aber, demungeachtet gibt es ein mittleres Maß für jede Mehrheit von Menschen, ein Maß, welches eingehalten werden muß, wenn von normalem Leben die Rede sein soll.

In der Regel füllen die reichen und wohlhabenden Klassen ihren Magen nicht stärker an als die armen und dürftigen Klassen der Bevölkerung; ja, es kann angenommen werden, daß die letztern oft genug ein absolut größeres Quantum von Speise aufnehmen. Bei alledem trifft die Schädlichkeit des Allzuviel meistens die Wohlhabenden, jene des Allzuwenig meistens die Armen.

Das Hungern bei mehr als vollem und die Uebersättigung bei weniger als vollem Magen sind kennzeichnende Erscheinungen pathologischer Zustände im Organismus der Gesellschaft, und können überall vorkommen und andauern, wo die wirthschaftlichen Verhältnisse extrem werden. Jene Zustände wirken abändernd auf die Beschaffenheit des Blutes und dessen Vertheilung in den Organen, auf die Ernährung dieser letztern und auf die Instincte, welche mit Ausdruck des permanenten Standes des Ernährungslebens sind.

Bei Aufnahme ungenügender Mengen Substanz kommt auch in Betracht, ob der Magen zureichend, nicht zureichend oder übermäßig angefüllt zu werden pflegt. Die Masse der an Substanz armen Nahrungsmittel wird den Verdauungskanal in seinen Functionen nachtheilig beeinflussen, wenn sie zu klein oder zu groß ist; das Quantum hat also zunächst örtliche Wirkung, wogegen das Quale jederzeit auf Blut und Ernährung Bezug nimmt. Beschäftigen wir uns einige Augenblicke mit der ungenügenden Ernährung.

Karl Voit*) zeigte, daß schlecht Ernährte nicht ein geringeres Körpergewicht

*) Vgl. „Anforderungen der Gesundheitspflege an die Kost in Waisenhäusern, Kasernen, Gefangen- und Altersversorgungsanstalten, sowie in Volksküchen"; „Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege" (Braunschweig 1876), VIII, 7 fg.

zu bekunden brauchten als wohl Ernährte, daß jene aber ärmer seien an Fett und Eiweiß und reicher an Wasser. Ein kräftiger Arbeiter bedürfe bei mittlerm Arbeitsmaße täglich 118 Gramm trockenen Eiweißes und mindestens 328 Gramm Kohlenstoffes; da jedoch in jener Menge trockenen Eiweißes 63 Gramm Kohlenstoff enthalten seien, so müßten 265 Gramm Kohlenstoff in Form stickstofffreier Nahrungsmittel (Fett, Kohlenhydrate) neben der bezeichneten Menge von Eiweiß aufgenommen werden. Da nun in den verschiedenen Nahrungsmitteln die Quantität von Eiweiß und von Kohlenstoff eine sehr verschiedene sei, könne niemand von einem und demselben Aliment entsprechend sich ernähren, sondern bedürfe sorgfältig gemischter Speisen, um gesundheitsgemäß zu bestehen.

Es hebt Voit weiter hervor, daß Menschen, welche ausschließlich von Brot und Wasser leben wollten, wirklich verhungern müßten; denn zu vollständiger Ernährung eines kräftigen Mannes gehörten täglich 1750 Gramm Brot. Noch weniger kann bei ausschließlicher Kartoffelnahrung von gesundheitsgemäßem Bestehen die Rede sein; denn wer hiervon leben wolle, müsse täglich 5000 Gramm Kartoffeln aufnehmen.

Nach den Untersuchungen Voit's wird in den Volksküchen und Speiseanstalten dem Arbeiter und dem Armen zu wenig Eiweiß, zu wenig Fett und in der Regel zu viel von Kohlenhydraten geboten; auch fehle es so häufig an den nöthigen Würzen in der Kost, an schmackhafter Zubereitung des Essens und entsprechender Abwechselung. Man solle bei Zusammenstellung der Speisen darauf achten, daß dieselben nicht eine allzu große Menge von Stoffen enthalten, welche im Darme schwer auslaugbar sind und viel Koth erzeugen.

Diese Ergebnisse der Forschungen Voit's, welche cum grano salis genommen werden müssen, haben großen Belang.

In den dürftigen und nothleidenden Klassen der Bevölkerung fehlt es an den erforderlichen, die Verdauungsorgane anregenden und den Nerveneinfluß erhöhenden Würzen, an dem entsprechenden Wechsel in der Kost, an Eiweiß und Fett derselben; der Mensch sieht sich infolge dessen gezwungen, große Quantitäten einförmiger Nahrung aufzunehmen, so Brot oder Kartoffeln, die, weil deren Menge zu groß ist und auch weil an Würzen es fehlt, ungenügend im Darme ausgelaugt werden. Wir haben es also hier mit Fehlern der Nahrungsweise zu thun, welche ihre Wirkungen über ganze große Klassen der Gesellschaft erstrecken.

Bei Aufnahme gering nährender Stoffe in bedeutenden Quantitäten ist die Arbeit des Darmrohres und der Aufwand von Nervenkraft in den Verdauungsorganen größer als unter normalen Verhältnissen. Die Folge davon ist, daß die Thätigkeit in den Organen des geistigen Lebens sich vermindert und der Organismus begierig ist, durch Aufnahme von Reizmitteln die Action des Darmrohres zu erleichtern, die Absonderung der Verdauungssäfte zu vergrößern, die Muskelbewegung in den Magen- und Darmwänden zu fördern und die Nervencentra entsprechend anzuregen.

Die Krisis im Westen und Osten Centralasiens.

I.

Rußland hatte das Misgeschick, die Gelegenheit zum Ausbruch einer Krisis mit China zu bieten, deren Folgen geradezu unberechenbar wären, weil die Natur der Dinge diesem Conflict eine universelle Ausbreitung verleihen und alle internationalen Beziehungen mit Ostasien von Grund aus eine Aenderung erfahren müßten. Obschon man nach einem Auswege zur Vermeidung des Zusammenstoßes suchte, so sieht man doch nur, daß die Interessenentwickelung beider Länder kaum eine andere als kriegerische Lösung zuläßt, mag sie zunächst auch wieder hinausgeschoben sein; war ja doch die im Jahre 1873 unternommene Expedition gegen Chiwa ebenso wie die Besiegung der Chane von Chokand und Bochara nur eine nothwendige Folge des Schrittes, welchen die asiatische Politik der russischen Regierung vor mehr als 150 Jahren gethan. Von dem Augenblicke an, wo man sich entschloß, in die Steppen des Uralgebietes vorzudringen, wurde es die unabweisliche Aufgabe Rußlands, nicht eher zu ruhen, als bis es die völlige Unterwerfung der unciviliſirten Völkerstämme bis zu den von Natur sichern Grenzen des Hindukusch und der chorassanischen Berge erreicht hat. Die wilden Horden jener Gegenden waren und sind nicht gewillt, eine innerhalb ihres Gebietes irgendwo gezogene Grenzlinie oder einen Vertrag zu achten, der einen ungestörten Durchgangshandel zu ermöglichen beabsichtigt; sie sind es nicht eher, als ihre Macht durch die des russischen Doppeladlers gebrochen, das ganze Gebiet unterworfen ist.

Mochte man auch lange Zeit an der mit Besiegung der Kirgisen angelegten neuen Linie eine staunenswerthe Enthaltsamkeit üben; mochte man es sich gefallen lassen, daß die benachbarten Chane nach wie vor sich als die Häuptlinge der unterworfenen mittlern Nomadenhorden betrachteten, und sich darauf beschränken wollten, die dort immer wieder ausbrechenden Unruhen mühsam zu dämpfen: man mußte endlich weiter gehen und daran denken, die unsichere Quelle für das eigene Land zu stopfen, wollte man nicht das einmal Gewonnene gänzlich wieder aufgeben und damit die ursprüngliche Grenze des Reiches durch die um so übermüthiger gewordenen räuberischen Nomaden gleichfalls gefährdet sehen.

Die Anlage von Befestigungen außerhalb der Linie, die gleichzeitigen Expeditionen Murawjew's und Berg's im Jahre 1820 in die Chanate Mittelasiens dürften daher auch nicht die letzten Glieder in der Kette dieser geschichtlichen Consequenzen bleiben; angesichts der wiederholten Aufstände mußten diese Forts

immer weiter vorrücken und die Nothwendigkeit durchgreifender militärischer Expeditionen in die südlichen Chanate trat immer näher heran. Als Steppenbefestigungen entstanden Irgiskoje und Turgaißkoje und im Jahre 1847 das raimskische Fort am untern Darja, während der neue und immer stärkere Widerstand Schritt für Schritt zur Einnahme Turkestans, Taschkends, Chodschends und endlich Samarkands führte.

Seit der Besiegung der Chane von Chokand und von Bochara beschränkte sich die mittelasiatische Politik Rußlands jedoch grundsätzlich nur auf die Ordnung der Verhältnisse in den zu dem Gouvernement Turkestan vereinigten neugewonnenen Ländern, auf die Begründung freundschaftlicher diplomatischer Beziehungen und eine im regelmäßigen Handelsverkehr gesicherte Gleichberechtigung. Nach beiden Seiten hin, durch eine gesetzlich geregelte Verwaltung des turkestanischen Gouvernements unter Generalgouverneur von Kaufmann, wie durch die mit den meisten der umliegenden Chanate abgeschlossenen Verträge waren bereits zu Ende des Jahres 1871 bedeutende Erfolge erzielt worden, Resultate, die zu den besten Hoffnungen auf geordnete Verhältnisse berechtigten; um so mehr also mußte die fortgesetzt feindliche Haltung des durch China beeinflußten Chanats Chiwa peinlich berühren, als dieselbe fast das einzige Haupthinderniß für die Bestrebungen zur Ordnung in den Gebieten des Oxus und Jaxartes bildete.

Russischerseits waren alle, mit der eigenen Würde zu vereinbarenden friedlichen Mittel mit großer Langmuth erschöpft worden; der Geduldsfaden war zu Ende, der Krieg im Monat October 1872 beschlossene Sache. Kaum je ist der Entschluß zu kriegerischer Machtentfaltung gerechtfertigter gewesen; die Sorge für die eigenen Unterthanen und die Interessen der Humanität und Civilisation zwangen dazu. Es galt, widerrechtlich gefangen gehaltene Russen zu befreien, die geordneten Verhältnisse in den an das feindliche Land grenzenden Gegenden Rußlands zu schützen, dem Handel Sicherheit und Regelmäßigkeit zu verschaffen, aber auch der in dem Chanat herrschenden grausamen Sklaverei für immer ein Ende zu machen und dem die Segnungen der Cultur mit sich führendem Weltverkehr eine neue Ader zu öffnen.

Trotz dessen erfuhr das Unternehmen heftige Angriffe, und zwar ebenso von denjenigen, welchen man es am wenigsten hätte zutrauen sollen, als auch von Seiten, die man längst als jeder Bewegung Rußlands in Asien feindlich kannte. Das alles konnte jedoch die erforderlichen Vorbereitungen für den Krieg nicht aufhalten; Anfang December 1872 fanden die letzten Berathungen in Petersburg statt; es wurde beschlossen, gegen das feindliche Chanat von drei Seiten aus vorzugehen: von Osten, von Nordwesten und von Westen, resp. Südwesten; alle drei Corps sollten jedoch womöglich gleichzeitig in der Oase zusammentreffen und sämmtlich die Hauptstadt Chiwa zum Ziel nehmen. Dieses wurde, wenn auch unter den größten Hindernissen und scheinbar unerträglichen Strapazen, erreicht, und der Obercommandirende, General von Kaufmann, zog am 29. Mai 1873 als Sieger durch das Thor der feindlichen Residenz ein.

Die augenblicklichen Grenzen des Chanats sind angesichts des Umstandes, daß die nomadisirende Bevölkerung der umliegenden Wüsten und Steppen sich nur

nach Belieben als Unterthanen des Chans betrachtet hatten, etwa so zu bestimmen: im Norden das Südufer des Aralsees und die Provinz Dau-Kara; im Nordosten die Sandwüste Kysyl-Kum; im Osten die Wüste Batyak-Kum, südlich bis zum Amu-Darja; im Süden und Südwesten die turkmenische Steppe; im Westen und Nordwesten endlich eine von Flugsand, Salzlachen, rohrbestandenen Morästen und einigen kleinen Oasen untermischte meilenbreite Linie. Der Amu-Darja durchströmt das Land bei schnellem Gefälle; sein linkes Ufer ist flach, das rechte höher und seine Breite beträgt bei der Stadt Hürlen circa 415, später, bei der kleinen Festung Bend, 350, bei Kungal endlich nur noch 60 Meter. In seinem Bett befinden sich viele niedrige Inseln; Furten sind nicht bekannt; nur bei dem niedrigsten Wasserstande, im Monat Juni, kann man den Fluß oberhalb Pitnjak durchreiten. Dagegen sprechen die Berichte von drei jährlich wiederkehrenden Fluten, von denen die um den 1. Oct. alten Stils eintretende als die höchste bezeichnet wird und in ihrer acht- bis zehntägigen Dauer eine Steigung des Niveau von 14—18 Fuß hervorrufen soll. Ueberschwemmungen sind bei dieser Gelegenheit nur nördlich von Kungrad beobachtet worden, weshalb auch nur in jenen Ufergegenden Weideflächen zu finden sind; wenn die Fluten nicht so hoch steigen, so bringt der Wassermangel bei anhaltender Dürre die Gefahr einer Hungersnoth. Die Steppe, richtiger Wüste, bietet das Bild des ewigen Einerlei; Sandhügel, die stellenweise mit Distelgewächsen bestanden sind und sich untereinander nur durch ihre Höhe unterscheiden, bilden die Landschaft. Mitunter finden sich, besonders in der Nähe der Brunnen, die stets 1—3 Werst von der Karavanenstraße abliegen, Grabmäler verstorbener Häuptlinge; dieselben sind meist aus Lehm, der in Form von Ziegelsteinen geschnitten und an der Sonne getrocknet wird, aufgeführt und bilden viereckige Gebäude mit rundem Kuppeldach und einer Art von Portal. Im Innern sind die Wände häufig mit verschiedenen Figuren und Bildern bemalt, durch die der Beruf des Todten dargestellt ist (so z. B. sieht man eine Karavane oder einen mit Angeln beschäftigten Mann). Wie gesagt, die Gegend ist überaus traurig; aber auch hier zeigt die Geschichte, daß, wo die Natur den Menschen mit einer Fülle von Producten überschüttet, er träge und der Cultur wenig geneigt ist. Das Klima unterscheidet sich deutlich von dem in mehr westlich gelegenen Gegenden; es ist ein continentales, mit großen Temperaturunterschieden zwischen Sommer und Winter, wie man sie weder nach Westen noch nach Norden und Süden findet. Die Ursache davon liegt in der großen Entfernung des mildernden Elements, des Wassers des Atlantischen Oceans. Die Südwestwinde haben schon zu viel von ihrem Vorrath abgegeben, ehe sie Chiwa erreichen; dennoch aber wären die 15 Zoll Regen, welche im Mittel das Jahr hindurch fallen, auch jetzt noch hinreichend für die wirthschaftlichen Bedürfnisse.

Im Frühjahre steigt die Temperatur schnell; dann ist es eine Freude zu sehen, wie rasch die Pflanzen sich entwickeln, wie rasch Blatt- und Blütenbildung vor sich gehen. Die Frage, ob Ernte oder Misernte, entscheidet sich in der kurzen Periode des Mai, und die Aufmerksamkeit der gesammten Bevölkerung ist dann auch nach den Wolken und auf den Barometerstand gerichtet. Der Proceß der Bodenbearbeitung, des Säens und Erntens, wird als alter hergebrachter Mecha-

nismus betrachtet, nach dem man nicht fragt und der keiner Erörterung bedarf; auch diejenigen, welche die größten Aussaaten machen, sind Kaufleute, die in der Stadt wohnen und durch jüngere Familienglieder die Landwirthschaft besorgen lassen. Alle Arbeit wird mit gemietheten Arbeitern gemacht, also mit baarem Gelde bezahlt. Credit existirt dabei nicht. Hinsichtlich der Abstammung besteht die Bevölkerung des Bezirks neben dem Hauptstamm aus Uesbeken, Kirgisen und einer kleinen Anzahl von Turkmenen und Persern; die letztern bilden die Ansiedler auf den gutsherrlichen Ländereien, die sich zum Theil schon früher von der Knechtschaft freigemacht hatten, zum Theil noch bis vor kurzem darin verblieben waren. Nach den eigenen Aussagen der Perser ist auf dem rechten Ufer des Amu-Darja ihre Zahl bis auf 5000 Seelen zu schätzen.

Die Uesbeken des rechten Ufers gehören verschiedenen Geschlechtern an, sind wegen Mangels an eigenem Landbesitze von drüben herübergewandert und wohnen größtentheils in kleinern Ortschaften als Ackerbauer. Nach den Angaben der Eingeborenen zählt man hier gegen 6000 Uesbekenhäuser. Die Kirgisen gehören zu den Geschlechtern Tschili, Tschumekli, Begi-Ogly und Alimam; man berechnet sie auf circa 15000 Zelte. Die Karakalpaken bestehen aus den Geschlechtern Schnluck, Mangyt, Kneiges und Chytai und es gibt ihrer wol 18—21000.

Die aufgezählte Bevölkerung gruppirt sich in Massen, wird auf dem rechten Ufer gegen 37000 Zelte geschätzt und dürfte schon nach kurzer Zeit an commerzieller Bedeutung, unter der Sicherstellung von Leben und Eigenthum der russischen Regierung, einen bedeutenden Schritt vorwärts machen. Denn hier versteht allein Rußland zu civilisiren, da es selbst seinerzeit im Tatarenthum vollständig aufging und in den Grenzen seines rechtgläubigen Reiches alles, nur eben mit Ausnahme der Religion, vom Tatarenthum durchdrungen und in demselben Grade, wenn nicht mehr, davon durchsetzt war, als heute vom westlichen Europäismus.

Und wie dieser, der schon anderthalb Jahrhunderte in den wohlhabendsten und einflußreichsten Klassen der russischen Bevölkerung herrscht, um so weniger gefühlt wird, je ärmer, je deprimirter der Kreis ist, auf den sein Einfluß sich erstreckt; ebenso waren es auch vorzugsweise die Krone und die Zweige vom Baume des russischen Volksstammes, die ihrerzeit vom Tatarenthum inficirt wurden, am wenigsten aber seine Wurzeln.

Und nicht blos im Aeußern, in ihrer Kleidung, ihren Manieren und ihrer Lebensweise glichen die russischen Fürsten und Bojaren, die russischen Dienst- und Handelsleute den Tataren; auch ihr Geschäftsleben, ihre Begriffe und Bestrebungen auf dem Gebiete des praktischen Lebens: alles erinnerte durchaus an das Tatarenthum und an den Ton, die Sitten und Gebräuche seiner an der Wolga liegenden Hauptstadt Ssarai.

Selbst nach dem Falle der „Goldenen Horde", während der ganzen moskauischen Periode, ja genau bis auf Peter den Großen behielt Rußland dieses tatarische Ansehen; man verwerthete das wirklich Vernünftige aus deren Regierungsweisheit zu eigenem Vortheile, und gerade infolge ihrer vollkommenen Kenntniß des Tatarenthums verstanden es die moskauischen Fürsten, ihre eigenen Angelegenheiten mit Bezug darauf so geschickt zu leiten. Die Prinzen und ihre

Rathgeber wußten zu jener Zeit sehr genau, was sie wollten, wonach sie zu streben hatten, was möglich und was außerhalb des Bereiches ihrer Kräfte lag, und mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen das Mögliche am besten zur Ausführung gebracht werden könne. Das sehr geschickte und erfolgreiche politische Verfahren von ihrer Seite bestand darin, die mit ihrer Heimat unzufriedenen Tataren in ihren Dienst zu ziehen, und in diesen Auswanderern gewannen die Großfürsten und moskauer Zaren nicht allein eine gute Kriegsmacht gegen ihre Feinde im Osten und Westen, sondern auch eine sichere Stütze gegen die eigenen selbstsüchtigen und zum Ungehorsam neigenden Bojarengeschlechter.

Ein großer und gefährlicher politischer Fehler wäre es aber gewesen, solche Einwanderer bei ihrem mohammedanischen Glauben zu lassen; bei ihrem großen Einfluß konnten diese andersgläubigen Fremdlinge mit der Zeit ein Element im Staat bilden, welches ihm wegen der Verschiedenheit seiner religiösen Anschauungen von denen der rechtgläubigen Kirche, die damals schon wie noch jetzt der Lebensboden der russischen Nationalität war, sehr schädlich hätte werden können. Zum Glück wurde dieser Fehler vermieden; nicht etwa weil man ihn rechtzeitig vorausgesehen hatte, sondern weil er bei den damaligen religiösen Begriffen der ganzen russischen Gesellschaft und ihren Lebensbedingungen unmöglich war. Wenn nicht schon in der ersten, so wurden doch in der zweiten Generation die aus dem Tatarenreiche und sonst woher nach Rußland Einwandernden zur rechtgläubigen Kirche bekehrt und auf diese Weise dem Fleische und Blute des russischen Volkes assimilirt. Da nun aber nicht jeder brauchbare und tüchtige Hordenmann zum Christen gemacht werden konnte, und die unvermeidliche Aussicht, in Rußland christianisirt zu werden, für eine dauernde Uebersiedelung solcher Tataren leicht ein Hinderniß bilden konnte, so fand man ein vernünftiges Auskunftsmittel: es wurde ein innerhalb der Grenzen Rußlands gelegenes besonderes Chanat geschaffen, wo die Emigranten aus der Horde Muselmanen bleiben durften, ohne daß ihre Treue und ihr Eifer im Dienste der russischen Staatsinteressen beargwöhnt worden wäre. Und dies Chanat oder, wie es genannt wurde, das Kassimowsche Reich, hat mit Erfolg diese ihm auferlegte Pflicht während zweier Jahrhunderte erfüllt.

Im Sinne der jetzigen geographischen Nomenclatur kann man jedoch die Politik der russischen Herrscher gegenüber den tatarischen, jenseit der Wolga erstandenen Staaten nicht „centralistisch" nennen. Erst nachdem die Reiche von Kasan und Astrachan mit Rußland vereinigt worden, kam man in eigentliche Berührung mit Centralasien und erlangte die Möglichkeit, auf die eine oder andere Weise, friedlich oder feindlich, mit dessen Völkern in Verkehr zu treten. Wenn nach der Vernichtung jener Schößlinge der Goldenen Horde noch geraume Zeit verstrich, ehe Rußland in die Steppen östlich vorzudringen begann, so kann die Schuld daran nicht einer Ungeschicklichkeit der Staatslenker Moskaus zugeschrieben werden. Ehe sie so weit im Osten vorgehen durften, mußten die Zaren viel wichtigere Dinge an den westlichen und südlichen Grenzen des Reiches durchgeführt haben, mußten eine Unzahl Wirren und Hindernisse in demselben überlebt und der Besitz des neuerworbenen Transwolgagebietes gesichert, aus einem Tschuden- und Tatarenlande in ein russisches umgewandelt werden. Und wie vorzüglich verstanden sie das,

wie klug war die Mäßigung der moskauer Zaren in ihren Eroberungsplanen im 17. Jahrhundert, und wie wohl verstanden sie es auch mit Bezug auf das Ausland, die Ehre und Würde Rußlands mit jener Sorgsamkeit zu wahren, die in später Zeit leider so oft außer Acht gelassen wurde. Daß da ein wenig Prahlerei gelegentlich mit unterlief, hielt man nicht für anstößig. So z. B. hieß es in der Instruction an Nowossilzew, der im Jahre 1585 vom Zaren Feodor Iwanowitsch an den Deutschen Kaiser Rudolf als Gesandter abgeschickt wurde, er solle hinsichtlich der asiatischen Beziehungen aussagen, „daß alle Fürsten, welche zwischen dem unserm Herrn gehörenden Reiche von Astrachan und dem Lande des Kisilbasch wohnen, als da sind der Fürst von Bochara, der von Turkestan, der Herzog von Kasak, der Fürst von Urgandsch, von Grusien u. s. w. mit dem Perserkönig und untereinander deshalb in Frieden leben, weil sie unserm Zaren ihre Angelegenheiten unterbreiten und seinem Rathe folgen".

Die zweite Aufgabe, die benachbarten Nomaden von Einfällen in die russischen Ansiedelungen abzuhalten, war, das wußte man sehr bald, von der Centralregierung nicht durchzuführen; hier trat das Kosakenthum vor und entwickelte sich sowol an der sibirischen Grenze wie am Terk und am Jaik, und zwar nicht nur vertheidigend, sondern auch erobernd. Den Kosaken hat es Rußland zu danken, daß sein Name den furchtbaren Klang in Mittelasien behielt, ohne daß die Regierung irgendwelche Maßregeln ergriffen hätte.

Die Naturerzeugnisse Rußlands, welche Asien brachte, lockten schon seit undenklichen Zeiten Handelsleute nach Westen. Als Kasan und Astrachan, die Vermittelungspunkte des russisch-asiatischen Geschäfts, gefallen waren, erschienen am Hofe Iwan's des Grausamen Gesandte aus Samarkand und Bochara, „um einen Weg für die Gäste bittend". Er wurde gewährt; zu gleicher Zeit aber auch den russischen Unterthanen, die sich entschlossen, die unwirthbaren Steppen auf dem Wege nach den asiatischen Märkten zu durchziehen, der möglichste Schutz zugesagt und treu gewährt. Dies Bestreben, den heimischen Handeltreibenden, die sich nach Mittel- und Ostasien hineinwagten, dieselben Rechte und Vortheile zu sichern, deren sich jene in Rußland erfreuten, war der Hauptgrund für die Gesandtschaften an die orientalischen Herrscher im 17. Jahrhundert. Die Forderung um Herausgabe der dort befindlichen russischen Gefangenen wurde dabei blos aus Humanitätsrücksichten geltend gemacht, und die mit den Gesandten in die Heimat zurückkehrenden erhielten ihre Freiheit nicht umsonst, sondern mußten mit Geld losgekauft werden. Ein anderer Zweck war die Erwerbung sicherer Kenntniß über die politische Lage der Länder, und wenn die russischen Angelegenheiten jenseit der Wolga territorial auch nicht schnell fortschritten, so fand doch die staatliche Eigenliebe einen reichlichen Ersatz in dem beständigen moralischen Erfolge.

Mit China kam Rußland gegen Ende der moskauer Periode zum ersten mal in Berührung. Schon längst hatte man über die Mongolei fort mit China Handel zu treiben gesucht und zur Herstellung regelmäßiger Verbindungen mit dem großen Kaiserreiche bereits im Jahre 1654 eine Gesandtschaft nach Peking abgeschickt. Dieser folgten bald andere, nicht minder erfolgreiche. Die Fortschritte am Amur

endigten, wie bekannt, damit, daß Rußland ohne irgendwelche Nothwendigkeit im Tractat von Nertschinsk im Jahre 1689 das linke Ufer dieses Stromes, welches China niemals gehört hatte, abtrat und sich auf solche Weise für einen Zeitraum von mehr als anderthalb Jahrhunderten den bequemsten Weg zum östlichen Ocean versperrte. Die klugen Chinesen aber erkannten daraus, mit wem sie es zu thun hatten, und ihr heutiges Sträuben und die geschickte, ewig neue Bereitung von Hindernissen Rußland gegenüber in Ostasien ist nur die Folge damaliger Erfahrungen, und sie werden darin am meisten durch die Männer des Fortschritts unterstützt, die mit so großem Eifer beflissen sind, die ganze Vergangenheit mit Misachtung zu betrachten und alles, somit auch jede Kenntniß und jegliches Verständniß für Asien vergessen zu machen. Sie wurden echte Europäer, die weder vom Nomadenleben noch von den Steppenverhältnissen einen Begriff hatten, und so war es nur natürlich, daß die russische Politik im Laufe des 18. Jahrhunderts bereits auf ein viel niedrigeres Niveau herabsinken mußte.

Wie wir oben bemerkten, hatte Peter der Große bereits Einsicht in die Verhältnisse Chinas genommen, sodaß, wenn man während des zwischen den Mandschuren und Kalmücken entsponnenen Kampfes geschickt zu manövriren verstanden hätte, die Regierung von Peking zu allen möglichen Concessionen im Interesse Rußlands zu bewegen gewesen sein würde. Leider wurde die Bedeutung der dsungarischen Angelegenheiten nach dem Tode des großen Kaisers ganz aus den Augen gelassen und man spielte in den Unterhandlungen mit den Chinesen nicht die Rolle der fordernden Gläubiger, sondern tief sich beugender Schuldner: ein Verfahren, das noch niemals zum Erfolge geführt hat. Anstatt, wie es dem Staatsinteresse entsprach, die Kalmücken zu unterstützen, sah man von Petersburg gleichmüthig zu, wie die Mandschuren das benachbarte Volk erdrückten, und die Dienstfertigkeit dem Eroberer gegenüber ging so weit, daß man die verstümmelte Leiche des letzten kalmückischen Feldherrn, der sich sterbend über die Grenze Sibiriens geschleppt hatte, auslieferte, um die Regierung in Peking von der Wirklichkeit seines Todes zu überzeugen.

So mußte man denn im Verkehr mit den Chinesen sich bald genug allen ihren Launen unterwerfen; die russischen Waaren wurden beständig den Chinesen zu Preisen angeboten, die ihre Production kaum bezahlt machten, während die russischen Consumenten für ostasiatische Artikel ebenso häufig einen dreifachen Preis zahlen mußten. Die Ursache davon lag darin, daß die russische Kaufmannschaft im Verkehr mit China des kameradschaftlichen Geistes im Wesen ihrer Glieder entbehrte, während die chinesischen Kaufleute sich durch Einigkeit und geradezu musterhaftes Zusammenwirken auszeichneten. Wollen wir nun auch annehmen, daß die Beseitigung dieser Ursachen nicht in der Macht der petersburger Regierung lag: wozu wurde dann aber so viel Mühe auf die Aufrechthaltung eines Handels verschwendet, der dem Staate Schaden brachte und den Credit des russischen Namens in Asien untergrub? Auch entsagte man infolge des russischen Unvermögens, diese Angelegenheiten zu ordnen, selbst dem Recht, Handelskaravanen nach Peking schicken zu dürfen, und legte auf solche Weise dem Handel mit China Fesseln an, die man bis heute nicht wieder abzuschütteln vermocht hat.

Noch ein anderes Recht blieb Rußland, das, in der Stadt Peking eine beständige geistliche Mission zu halten; aber auch diese war der Bildung und dem Charakter ihrer Mitglieder nach nicht fähig, mit den gelehrten und geschickten Jesuiten zu rivalisiren, und hat nie irgendwelchen Einfluß auf den Gang der Handels- und politischen Angelegenheiten in China geäußert noch ihrer ganzen Zusammensetzung nach äußern können.

Wie groß diese Misgriffe an der südsibirischen Grenze waren, wo sie ebenso wenig Fortgang wie an der transwolgaischen hatten, zeigt die ganze Geschichte von der Regierungszeit der Kaiserin Anna bis heute. Stets war man der Meinung, daß die Kirgisen in ethnographischer Beziehung mit den Tataren an der Wolga identisch seien, und führte daher alle schriftlichen Geschäfte mit ihnen während einer Dauer von 120 Jahren in tatarischer Sprache, vollständig überzeugt, daß man mit den Kirgisen im Mutterdialekt verkehrte. Von noch schlimmern Folgen aber war ein anderes Misverständniß begleitet, das nämlich, die Kirgisen für Mohammedaner zu halten, während sie doch damals noch sämmtlich dem Schamanenthum ergeben waren und es zum Theil noch heute sind. In der Zeit ihrer nominellen Annexion durch Rußland hatten nur einige ihrer Chane einen unklaren Begriff von den Dogmen des Islams und erfüllten nur wenige seiner äußerlichen Cultusceremonien; in den Kirgisensteppen existirte noch keine einzige Moschee oder es leitete dort ein einziger Mullah gemeinsamen mohammedanischen Gottesdienst. Und wenn seit jener Zeit die Kirgisen wirklich in bedeutenderer Anzahl zum Islam übergetreten, so waren es doch nur die in nächster Nähe der russischen Grenzbefestigungen Lebenden, während der alte Schamanismus sich bis auf die Gegenwart unter den an den bocharischen, chiwaischen und früher chokandischen Grenzen nomadisirenden Stämmen, d. h. in der Nähe der jetzigen mohammedanischen Länder, erhalten hat. In rein politischer Beziehung aber beging Rußland den größten Fehler dadurch, daß es die Chane der Kirgisen wie europäische Fürsten behandelte und das Sultanenthum für eine feudale Aristokratie hielt; man bildete sich ein, das Volk besiegt zu haben, sobald deren Häuptlinge und Fürsten auf russischer Seite standen, während nirgends in der Welt die Spitzen des Volkes und der Geburtsaristokratie so wenig Bedeutung, so wenig wirkliche Macht haben wie die Chane und Sultane der Kirgisen. Gelang es wirklich einem unter ihnen, sich größern Einfluß zu verschaffen und die Massen sich unterthan zu machen, so geschah es nicht etwa, weil er „weiße Knochen" hatte, sondern in Anrechnung seiner persönlichen Verdienste.

So wurden denn zur Abänderung der peinlichen Beziehungen zwischen den Kirgisen und Rußland seit lange die entschiedensten Versuche gemacht. Die Absichten waren gut und edel, doch mislang deren Verwirklichung stets in der Verfolgung eines idyllischen Europäismus. In Petersburg hatte sich nun einmal die Absicht gebildet, die Kirgisen seien einfältige unwissende Hirten, die kein Brot äßen, keinen Ackerbau trieben, weil sie nicht wüßten, wie sie das anfangen sollten, die ihr Vieh im Schneegestöber umkommen ließen, weil sie von der Existenz der Ställe keine Ahnung hätten, die selbst im Winter in ihren Filzhütten frören, weil sie das Zimmerhandwerk nicht verständen, und wenn sie sich zuweilen Räubereien hingäben, so geschähe das aus Rache für die vielen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen

seitens der Kosaken und der russischen Bevölkerung an der uralischen, orenburgischen und Irtyschlinie. Unter diesen Umständen konnten die Handelsverbindungen mit Asien nicht zur Blüte gelangen und mußten häufig für lange Zeit ganz aufhören; noch weniger bedeutend aber war der Handel auf der Irtyschlinie mit der seßhaften Bevölkerung Centralasiens von Petropalowsk aus, wohin zuweilen Kaufleute aus Chokand und den Städten des östlichen Turkestans kamen.

Nicht ganz fruchtlos, wenigstens in Bezug auf die thatsächliche Befestigung der russischen Macht in den Kirgisensteppen, verlief die Regierung Alexander's I., während sein Nachfolger, Nikolaus I., den größten Theil ihrer unbändigen Bewohner vollständig unterwarf. Im Jahre 1834 wurde am östlichen Ufer des nördlichen Theiles des Kaspischen Meeres eine Befestigung angelegt, deren Zweck es war, den Raubanfällen der Adáikirgisen zu steuern, und im nächsten Jahre eine neue Militärlinie zwischen den Strömen Ural und Uj armirt und die ganze Strecke den Ländern der orenburgischen Kosaken hinzugefügt. Das Ende seiner wilden Unabhängigkeit voraussehend, stellte sich jener Theil der Kirgisen, der sich mit diesem Gedanken nicht aussöhnen konnte, unter das Banner des Sultans Kassimow, dem es auch wirklich gelang, einen Theil der benachbarten Stammesgenossen aufzuwiegeln; erst im Jahre 1844 fiel er in einem Handgemenge mit den Karakirgisen.

Ich hoffe, es ist uns gelungen, in dem Vorstehenden nachzuweisen, daß zur Colonisirung dieser von Nomaden bewohnten Länder die Russen mehr als irgendein anderes Volk befähigt sind, weil sie nicht nur nach ihrem Wesen und Charakter, sondern auch in Aeußerlichkeiten, wie in den Formen des Gottesdienstes dem Asiaten weit näher stehen und sich ihrer Denkweise leichter anbequemen als die Westeuropäer. Wenn wir uns bei dem Gedanken an russische Cultur eines Lächelns nicht erwehren können: für jene Asiaten war und ist die russische Zucht eine Wohlthat. Ohne Härte und Strenge haben auch die Engländer nirgends uncivilisirte Völker beherrscht, und was Habsucht, Eigennutz und Willkür russischer Beamten verschuldet haben: es verschwindet gegen die rücksichtslose Ausbeutung der Chinesen durch englisch-indische Kaufherren und das ihnen stets gefällige Gouvernement.

England hätte sich China nie genähert, wenn nicht der Opiumkrieg im Jahre 1842, der burmesische 1852 und der Lorchakampf im Jahre 1858 einen neuen Versuch hätten als wünschenswerth erscheinen lassen. Hat man sich etwa freimüthig als Freund zur Unterdrückung des ungesetzlichen Opiumhandels oder zur Beschützung desselben mit indischen Truppenmassen gestellt; hat man die natürliche Furcht eines Eroberungszuges abzuschwächen oder zu vergrößern gesucht; hat nicht die Besitznahme des halben Irawaddythales im Jahre 1852 die chinesischen Staatsmänner vor der Aussicht einer Ueberschreitung ihrer südwestlichen Grenze erzittern lassen; hat die englische Regierung mit China gehandelt, wie die Amerikaner im Jahre 1857 mit Japan, und waren da vollwichtige Gründe für das chinesische Gouvernement, das Land nicht wie Japan den Vortheilen westländischen Verkehrs aufzuschließen?

Man thut es jetzt, doch nicht in Freundschaft, sondern mit wachsendem Haß,

dessen Ausbruch dereinst furchtbar in seinen Folgen sein wird. Das Opiumgeschäft hat sich seit 1840 enorm gehoben und beruht vollständig auf roher Gewalt, sodaß der Opiumkrieg vor 38 Jahren, der eigentlich noch fortbesteht, stattfand. Die gesammte männliche Bevölkerung ist gegen England aufgereizt, das bis heute nichts, gar nichts zur Aussöhnung für begangene Sünden gethan hat und auf sein geborgtes Prestige hin, niemals einen einmal gethanen Schritt vorwärts rückgängig zu machen, Fehler über Fehler begeht.

Chinesen wie Burmesen mußte eine Entdeckungscolonne als Vortrab von Handelskaravanen nur als feindlicher Einmarsch unter heimischer Flagge erscheinen, und alle die Versicherungen friedlichster Intentionen und aller der Segnungen durch die Civilisation, welche Dampfer, Fabrikanlagen und Eisenbahnen bringen sollten, konnten die Regierungskreise beider Länder nicht täuschen, in denen man ja auch englische und indische Zeitungen las. Man wußte sehr wohl, daß bei neun unter zehn Kaufleuten in Rangoon die Annectirung der obern Provinzen Burmas abgemachte Sache war; man verglich nur zu wohl die scheinbare Hochachtung am eigenen Hoflager mit der insolenten Sprache englisch-indischer Journalisten jenseit der Grenzen; der König hatte Major Sladen's Rapport längst gelesen und sich seinen eigenen Commentar über diesen Mann gemacht, den er so lange an seinem Hofe mit Beweisen intimer Freundschaft überhäuft hatte.

Major Sladen's Expedition haben wir früher ausführlich geschildert*); er nennt in seinen Berichten, trotz der durchaus nicht hoffnungsreichen geographischen Ergebnisse, eine 6—7000 Fuß über der See liegenden Gebirgsstraße einen geeigneten Weg für Truppen und Karavanen von Indien nach China hinein, erwähnt nur ganz obenhin gewisser wilder Gebirgsvölker, die von eigenen Häuptlingen regiert würden und nur nominell dem Landesfürsten Tribut zollten, als wenn er niemals von den Black Douglas, oder den Karlisten in den Baskischen Bergen und den Räubern der Apenninen gehört hätte. Der Mann, dessen Betheiligung an der Ermordung Margary's nachgewiesen ist, der Halbchinese Li-yi-thai, erscheint in Sladen's Rapport als ein militärischer Abenteurer, der für sein eigenes Interesse kämpft, er wird Räuberhauptmann, Marodeur, Vagabund u. s. w. genannt, bleibt jedoch ein besonderer Freund desselben Berichterstatters, bei dem man sich wochenlang aufhält und den man aus eigenem Interesse recht warm halten muß. Das Object der Mission war durchaus nicht politisch, obwol ein früherer Paragraph die eigentliche Stellung des Panthaygouvernements als den wichtigsten Gegenstand der Expedition aufstellt und weiterhin verlangt, daß der Zustand dieses Panthaygouvernements, seine Constitution, Hülfsquellen und seine Stellung gegenüber der chinesischen Regierung sorgfältig untersucht werden sollten. So politisch war diese unpolitische Mission, daß Major Sladen instruirt war, die Communication zwischen dem Hofe von Burmah und der Panthayregierung zu erforschen; keine Silbe findet sich aber darin von einem Nichtbetreten chinesischen Territoriums oder von Rücksicht für die Wünsche des chinesischen Gouvernements. Fälschlicherweise hatte man auf eine Fortdauer und auf einen endlichen Sieg der Panthayrebellen gegen China gehofft, und welcher

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 1., 485 fg.

Keil war wol so sicher wirkend in die centrale Macht des alten chinesischen Kaiserthums einzutreiben wie ein kräftiges, englisch gesinntes mohammedanisches Bergvolk, mit englischen Büchsen und Kanonen bewaffnet und mit dem Rücken gegen eine Gebirgskette gelehnt, deren südliche Pässe bereits von indischen Truppen besetzt waren?

Zu derselben Zeit schwor eine englische Gesandtschaft in Peking ewigen Frieden und Freundschaft und beschwerte sich in mildester Weise über den mistrauischen Geist des Volkes, während der Journalismus in Shangai, Rangoon und London über asiatische Heimtücke schrie. „Wie beklagenswerth", ruft der „Spectator" vom 2. Oct. 1875, „daß die alten, weitverbreiteten und so allgemein angenommenen Religionssätze Chinas so wenig erhebenden Einfluß auf die 300 Mill. Menschen gehabt haben, denen sie doch als Licht vom Himmel gelten."

Wir brauchen nicht mehr daran zu erinnern, daß Major Sladen aus den Zeilen seiner Instructionen gerade dasjenige herauslas, was von seinem Vorgesetzten zu Rangoon herrührte; die Bemerkung, seine Sendung sei keine politische, behandelte er einfach als amusanten Witz und verlor auch nicht einen Moment mit der Erklärung seiner politischen Sympathien. Zu Sanda, einer in den Kakhyenbergen gelegenen Stadt, sagt er dem dortigen Häuptling, daß, „wenn seitens einer gesetzlichen Einmischung anderer Regierungen die Souveränetät der Panthays eingesetzt sei, er, Sladen, für Beruhigung der Provinz sorgen und deren Anerkennung in Peking erwirken würde". Durch seinen ganzen Bericht zieht sich die Verachtung jeglicher chinesischer Autorität, und er schließt ihn mit den folgenden Worten am 7. Juni: „Unsere Mission nach Yunnan, so anspruchslos und frei von aller Macht- und Glanzentwickelung sie war, hat dessenungeachtet in nicht geringem Maße zu der Pacificirung eines großen Theiles der alten Handelsroute zwischen Burmah und China beigetragen."

Noch einer Thatsache wollen wir erwähnen. Auf seiner Rückreise von Momien nach Bhamo erklärt Major Sladen, daß er die Sicherung freundschaftlicher Beziehungen der Kakhyenhäuptlinge mit der britischen Regierung für wünschenswerth halte, entweder durch das Versprechen von Subsidien oder durch einen feierlichen Eid. Er wählte das letztere als weniger „unpassend und verbindlich", und 31 Häuptlinge dieser liebenswürdigen Mörder- und Räuberbanden tauchten ihre Schwertspitzen in Blut und schworen auf Sladen's Versicherung, daß er nur die Befehle Sr. Maj. des Königs von Burmah ausführe, ewige Freundschaft. „Solch ein Eid", bemerkt er dabei, „bindet unsere Actionen in keiner Weise, während er für uns die beschworene Freundschaft und Treue aller, die sich daran betheiligten, sichert."

Welche Art von Verantwortlichkeit sollen nun die Chinesen oder Burmesen für solche Banden übernehmen, deren zweifelhafte Zugehörigkeit auf diese Weise untergraben wird und die von dem Agenten einer dritten Macht durch heilige Eide gegen ihre legitimen Regenten aufgehetzt werden? So viel von der Handelsstraße von Burmah nach China; ihre Geschichte bis zum Jahre 1876 ist sicherlich nicht derart, daß sie Vertrauen in englische Treue und Glauben und an reelle Handlungsweise einflößen konnte.

Die Frage ist jetzt: was will England in China noch? Angenommen, die neuern Verhandlungen, Kriegsdrohungen und Flottenbewegungen haben andere Gründe als die Bestrafung einer von wilden Bergvölkern begangenen Mordthat: welche weitere Forderungen verbleiben dann noch unter dem Schatten des todten Margary?

Nach dem Opiumkriege eröffnete man fünf große Städte, durch den Vertrag von Nanking, dem westlichen resp. englischen Handelsverkehr, und fünf weitere sowie die wichtige Stadt Hankow, 400 englische Meilen den großen Strom hinauf, kamen nach dem Kampfe für die Lorcha Arrow hinzu. Dabei wurde die Exterritorialität ausdrücklich bestimmt: „Britische Unterthanen, die Verbrechen in China begehen, sollen von einem Consul oder andern öffentlichen Beamten verhört und nach englischem Gesetz verurtheilt werden."

Die Transitzölle von einer Provinz in die andere waren auf eine bestimmte Summe im Verhältniß von $2^1/_2$ Proc. ad valorem festgesetzt, den christlichen Missionaren besonderer Schutz gewährleistet und schließlich die Einfuhr von Opium legalisirt, wobei den Chinesen, trotz ernstlicher Proteste, durch Lord Elgin verboten wurde, eine höhere Steuer als 30 Taels per Kiste aufzuerlegen.

Ein Paragraph war vorgesehen, dem zufolge nach Ablauf von zehn Jahren jede Partei den Vertrag modificiren oder revidiren könne, und das Resultat wurde auch wirklich ein Supplementarabkommen, am 23. Oct. 1869 zwischen Sir Rutherford Alcock und den chinesischen Beamten zu Peking abgeschlossen, doch ohne schließliche Ratification in London. Die Chinakaufherren in London und die vereinigten Handelskammern im ganzen Reiche sendeten Eingaben an die Regierung, welche von Lord Granville am 25. Juli 1870 in folgender Weise beantwortet wurden:

„Ihrer Majestät Regierung hat mit großem Bedauern von dem allgemeinen Ausdruck der Unbefriedigung mit dem vorgeschlagenen Arrangement Kenntniß genommen. Nach Ihrer Meinung würde die Textilindustrie der Fabrikdistricte durch erleichterte Einfuhr in die wichtigsten Provinzen Chinas gewonnen haben und zu gleicher Zeit chinesische Producte auf ihrem Wege aus dem Innern von den unverhältnißmäßig großen Steuerauflagen seitens der Localbeamten befreit worden sein. Ihrer Majestät Regierung ist deshalb unschlüssig, ob sie bei ihrer eigenen Ueberzeugung stehen bleiben und die Königin zur Unterzeichnung des Vertrags bewegen oder sich der entgegengesetzten Meinung der mehr direct an der Frage interessirten Kaufmannschaft anschließen soll.

„Obwol nicht frei von jedem Zweifel, ob die getroffene Entscheidung den wirklichen Interessen der commerziellen und industriellen Klassen dienen wird, hat sich Ihrer Majestät Regierung dennoch für die Aufrechthaltung dieser Wünsche entschieden und Ihrer Majestät empfohlen, von der Ratification des Vertrags abstehen zu wollen."

Eine unverantwortliche Leitung auswärtiger Beziehungen Englands durch Handelskammern! Das ist neu in diesem Lande. Wir haben neuerdings so manches von Ausschreitungen der Trades Unions und der Nothwendigkeit, ihrer durch Erziehung, öffentliche Meinung und Moralität Herr zu werden, gehört;

darin liegt viel Wahrheit, und die ersten, mit denen man beginnen sollte, sind diese mächtigen Trades Unions von Kapitalisten, deren ausgesprochenes Interesse von dem Begriff Ehre, Pflicht, Gerechtigkeit und selbst bleibenden nationalen Nutzens weit entfernt ist, und mit denen doch leider die verhängnißvollen Fragen, ob Krieg oder Friede, berathen und beschlossen werden.

Weshalb wiesen die englischen Handelskammern die Ratification des Vertrags zurück? Verletzten die in demselben festgesetzten Veränderungen das britische Geschäft und hinderten sie die Ausfuhr seiner Handelswaaren in chinesische Städte des Inlandes? Die Hauptbeschwerden der Kaufleute waren die ungleichmäßigen Taxen der Provinzialbehörden auf Güter im Transit von den Seeplätzen gewesen; dem hatte man abgeholfen, Transitzölle und Einfuhrzölle wurden zusammen erhoben und die Nothwendigkeit für specielle Transitcertificate fiel damit fort. Ja, man hatte den sehr fragwürdigen Paragraphen eingefügt, daß englische Waaren in gewissen Provinzen unversteuert bleiben sollten, selbst wenn sie in die Hände der Eingeborenen übergegangen waren. Die Lekin z. B., eine von den Provinzialbehörden in gewissen Fällen auf Vermögensobjecte aller Art, wie Ländereien, Häuser u. s. w. auferlegte Besitzsteuer, sollte für Importwaaren von unzweifelhaft ausländischem Ursprung keine Geltung haben. Hierzu kamen große Concessionen für das Befahren chinesischer Ströme in kleinen Schiffen (nicht Dampfern); städtische Güterschuppen durften errichtet werden, die Rückfracht ausländischen Getreides war frei von Steuer, ein neuer Hafen wurde eröffnet, die Zölle auf verschiedene Waaren, wie Pfeffer, Holz u. s. w. reducirt, auf fremde Kohle und Guano erlassen und endlich zwei oder drei Kohlenminen betrieben und das Product ohne Unterschied an Engländer und Chinesen abgegeben. Das Recht der Einwohnerschaft wurde nicht gewährt, aber bestimmt, daß britische Kaufleute, mit Paßkarten versehen, ins Inland gehen und dort ihre Waaren verkaufen, eingeborene Producte kaufen oder selbst im Innern vertreiben könnten, solange sie ihre eigenen Schiffe, wenn auch von chinesischem Bau und durch Segel und Ruder bewegbar, benutzten; weiterhin im Inlande durften sie sich Häuser zum Lagern ihrer Güter miethen, nicht aber Firmenschilder oder sonstige äußerliche Merkmale daran anbringen.

Was verlangt nun China für alle diese bedeutenden Concessionen von England? Einzig und allein drei Dinge: eine vergrößerte Ausfuhrsteuer auf Seide im Betrage von 1 Proc. ad valorem, eine weitere von 2 Proc. auf Opium und das Recht, Consuln in britischen Häfen einzusetzen; diesen letzten Punkt forderte man in der Absicht, der Regierung eine Controle über den immer mehr anwachsenden Schmuggelhandel von Hongkong zu gewähren, doch wurde dies Zugeständniß seitens der Regierungskreise dieser Colonie gewaltsam bekämpft und nicht gewährt.

Die großen Concessionen an England und die bescheidenen Wünsche Chinas befriedigten jedoch die Forderungen der englischen Kaufmannswelt im Reiche noch lange nicht, und bei der Würdigung ihrer Handlungsweise muß die große Arroganz derselben so erstaunlich erscheinen, daß die ruhigste Beschreibung sich wie eine Caricatur liest. Die chinesische Küste ist ihnen ein Goldfeld, das in wenigen Jahren, wenn sie glücklich sind, ein Vermögen gewährt, mit dem sie sich nach England einschiffen und dort bis an ihr Ende im Comfort leben, und, so paradox es klingen mag, Krieg

bedeutet für diese kurzlebigen Handelsleute Glück, indem er die eingeborene Fabrikation lahm legt, die Autoritäten dislocirt, die Zollgrenzen verrückt oder wol ganz aufhebt und den eigenen, vielleicht noch eingeschmuggelten Waaren den Eintritt ohne jede Concurrenz gestattet. Lancashire, in Antwort auf die drängenden Fragen dieser englischen Glücksritter von heute, fabricirt und producirt Tag und Nacht und sucht das ganze Land nach schulpflichtigen Kindern ab, um seine Fabriksäle damit zu bevölkern; der Markt wird mit Waaren überflutet, der Friede und mit ihm die vereinigten gouvernementalen Gewalten stellen den einheimischen Fabrikanten wieder auf die eigenen Füße, und mit der Reaction kommt der Ruin für manche, während die meisten schon über alle Berge und Wässer fort nach London und Liverpool unterwegs sind.

Nicht einmal erst, sondern zweimal und öfter hat sich das vor unsern Augen abgespielt, und englische Gesandte haben bei ihren Negotiationen mit China deshalb stets die größten Hindernisse bei den eigenen Landsleuten gefunden. Als im Jahre 1868 Sir R. Alcock sie um ihre Ansichten über die Revision des Vertrags fragte, so mögen ihre Antworten uns, gewiß aber nicht ihn befremdet haben. Sie wünschten nichts weiter als das Recht, in jedem Theile Chinas wohnen, nicht nur Häuser, sondern auch Ländereien kaufen, Kohlenfelder und bereits eröffnete Gruben, Eisenbahnen und Telegraphenlinien bauen zu dürfen, die Aufhebung des Lekin u. s. w., mit Einem Wort die Erlaubniß, hinzugehen, wo es ihnen beliebte, in jede Stadt und jedes Dorf von Kanton nach Peking, überall zu handeln und zu verkaufen, aber ohne jede Besteuerung ihres Gewerbes, ohne Zölle und, nicht zu vergessen, unter eigener großbritannischer Gerichtsbarkeit im chinesischen Reiche.

Nach dem bestehenden Vertrage sollte „ein britischer Unterthan, der ein Verbrechen in China begeht, vor seinem Consul verhört und bestraft werden, und zwar auf Grund der in Großbritannien geltenden Gesetze". Ein Chinese, der Grund zur Klage gegen einen britischen Unterthan hat, soll diese gleichfalls dem englischen Consul vortragen und — dessen Rath zur Schlichtung des Streites sich anschließen. Eine Armee neuer Consuln sollte also geschaffen und über die 1282 Städte Chinas vertheilt werden; aber die großbritannische Regierung sollte dadurch keine Ungelegenheiten und Unbequemlichkeiten erfahren, auch keinerlei Unkosten haben, da die Kaufleute gern aus ihrer Mitte diese Herren wählen und diese es sich zur Ehre rechnen würden, unentgeltlich den Consulardienst zu versehen. Aber Eins müßte man freilich dann diesen Beamten gewähren — größere Macht, executive sowol wie gerichtliche, und gelegentlich auch wol etwas mehr als nur moralische Gewalt, und damit eine Erhaltung des Prestige.

Einige wenige Auszüge aus dem Memorandum der Handelskammern werden illustriren, was wir sagen; so z. B. wünscht die Handelswelt von Tient-sin folgenden Zusatzartikel in dem revidirten Vertrage:

„Daß Ausländer für gesetzliche Zwecke überall im Lande Häuser und Land kaufen können, daß die chinesische Regierung neben dem Bau von Leuchtthürmen, dem Auslegen von Bojen u. s. w. auch fremde Dampfbagger von Zeit zu Zeit an den Mündungen ihrer Flüsse aufstellen soll; daß man den Ausländern die Tracirung und den Bau von Eisenbahnen und Telegraphenlinien durch China und

seine Vasallenstaaten gestatten und nach ihrem eigenen Princip betreiben lassen solle; daß chinesische Kohle nach jedem Orte im Lande steuerfrei gehen und, wenn sie ins Ausland exportirt wird, einen Zoll ad valorem zahlen solle; Hongkong solle mit Bezug hierauf nicht als Ausland betrachtet werden."

Die Ausländer in Chefoo hatten folgende Wünsche: „Alle Gesetze, die chinesischen Unterthanen Pflichten auferlegen, welche mit den Sitten und Gebräuchen der christlichen Religion unvereinbar sind, sollten aufgehoben werden, sodaß jeder Chinese, der Christ wird, dadurch von allen heidnischen Riten und Ceremoniell befreit ist und hierin von seinen Brüdern in Christo thatkräftig unterstützt wird."

Exterritorialität soll auf den Engländer nicht nur, wenn er Angeklagter, sondern auch, wenn er Ankläger ist, ausgedehnt werden, d. h. Vergehen gegen britische Unterthanen sollen vor einem gemischten Gerichtshofe, in welchem der britische Consul gleiche Macht mit dem eingeborenen Richter hat, verhandelt werden, und es soll in dem Falle, wo chinesisches Gesetz für ungenügend gehalten wird, britisches Gesetz und dessen Ausübung „nach dem Gutachten des Consuls" in Kraft treten.

Selbst Chinesen sind theilweise exterritorialisirt, chinesische Verbrecher unter gemeinschaftliche Bewachung des Consuls und der chinesischen Behörde gestellt. In Bezug auf die Position der Consuln mag hier die Bemerkung Platz finden, daß viele darunter bereits Mitglieder der kaufmännischen Körperschaft, daß fünf, z. B. der Adressenunterzeichner Shangais, entweder persönliche Firmenbesitzer oder Compagnons von Herren sind, die von ausländischen Regierungen zu Consularvertretern ernannt wurden. Diese Thatsache wirft ein merkwürdiges Licht auf die Sonderinteressen aller der Handelskammern und auf ihren Wunsch, die Vollmachten ihrer Consuln zu erweitern. Die von Hongkong hofft „auf eine Restaurirung des Prestige der Consularvertreter Ihrer Majestät, einer mehr als nur moralischen Macht im Verkehr mit chinesischen Autoritäten".

In geringfügigen Dingen soll jeder der Herren Ausländer zu Tient-sin sein eigener Consul sein, indem sie glauben, „daß die Consuln in vielen kleinen Fällen von speciell persönlichem Interesse für die Betheiligten, das Privilegium des Individuums schonen und ihm überlassen sollten, sich selbst mit den chinesischen Autoritäten mit der Energie auseinanderzusetzen, die das eigene Interesse naturgemäß dem Klagenden zum Gesetz machen würde".

Das am meisten und allgemein Vorgeschlagene ist jedoch der Schritt, den Consul zu autorisiren, nach seiner eigenen Discretion die besondern Forderungen durch den Abzug einer äquivalenten Summe von den Zöllen und Hafenunkosten britischer, den Platz verlassender Schiffe zu bemessen, d. h. in einfachen Worten, als Feind im friedlichen Lande zu handeln.

Und hierbei wolle man sich erinnern, daß die Männer, welche diese monströsen Forderungen stellen und die colouiale und selbst die londoner Presse mit ihren Klagen über chinesische Unterdrückung und chinesischen Verrath an den Verträgen füllen, meistens selbst die Paragraphen ebendieser Verträge als Mittel zum Betrügen des chinesischen Gouvernements benutzt haben. Unter der Transitclausel genossen Ausländer durch die Erlaubniß, ihre Baumwoll- und Wollfabrikate gegen Zahlung der Transittaxe ins Innere einzuführen, nicht unbedeutende Vor-

theile; doch damit nicht zufrieden, verkaufen sie heute ihre Namen an Chinesen, und so geht oft monatelang kein einziger Ballen fabricirter Waaren ins Inland ohne ausländischen Transitpaß.

Doch genug von diesem traurigen Bilde; Engländer, welche gegen sich selbst und ihr Land Achtung hegen, müssen sich der Landsmannschaft mit Leuten schämen, deren höherer Instinct so vollkommen erloschen und deren Seelen, wie einer ihrer großen Staatsmänner sagt, „durch bodenlose Geldgier so unheilbar angefault sind".

Wenden wir uns für einen Moment zu der Stellung, welche die politischen Vertreter in China unter diesen Verhältnissen eingenommen haben. Es ist dies ein ganz verschiedenes Gemälde, an dessen Colorit der englische Journalismus namentlich sich enger hätte anschließen und lernen sollen. „Wenn wir", sagt Mr. Wade, „in diplomatischem Verkehr mit China bleiben wollen, so dürfen wir meiner Meinung nach nicht anders gegen dieses Land handeln als gegen andere." „Wenn wir nur Mittel finden könnten", fährt er fort, „alle Einmischung in ihre Angelegenheiten zu unterlassen; aber diese thörichten Ideen von Nationalstolz und sogenanntem englischen Prestige bringen uns immer von neuem wieder in Ungelegenheiten mit dem chinesischen Gouvernement und verhindern jeden Fortschritt auf dem Wege freundschaftlichen Zusammenwirkens. Keine Nation duldet die Einmischung fremder Mächte in ihre Angelegenheiten, und ich bin sicher der Meinung, China würde viel schneller vorschreiten, wenn man es allein ließe!"

Und so glauben auch wir, daß Eisenbahnen sowol wie Telegraphenlinien bald in China eingeführt werden, unter der einzigen Bedingung, daß sämmtliche ausländische Regierungen sich nicht in diese Wünsche, weder auf diplomatischem noch consularem Wege, mischen; in China wie in Italien lebt eine Partei, deren Feldgeschrei „Farà da se!" ist, die ihren Platz unter den civilisirten Nationen des Westens unter der Bedingung einnehmen will, daß man sie ihre socialen und politischen Probleme allein ausarbeiten lasse; und es unterliegt keinem Zweifel, daß eine chinesische Regierung und provinzielle Verwaltung unter dem Einflusse europäischer Elemente dauernde und wohlthätige Resultate für mehr als die Hälfte der östlichen Rassen, für Mongolen, Tataren und Chinesen erzielen würde.

Welche Hindernisse verbleiben dann noch einer solcher Politik einfacher, geradsinniger Handlungsweise, freundlicher, herzlicher Mitarbeiterschaft mit westlichen Mächten, mit Amerika, Deutschland, Frankreich, wenn alle diese an China die Einladung richten, sich mit ihnen auf gleichen Fuß zu stellen? Zu dem einen oder dem andern, dem ungewissen Kampf und der rohen Gewalt muß es kommen; die Zeit für die Wahl ist kurz. Wir wissen nichts von chinesischer Macht und Kraft, nur daß China sich stetig formt und bildet; Englands Eisen mag sich im Augenblick noch mit Leichtigkeit in chinesischen Thon bohren lassen, was aber dann? Annexion ist ein Traum und materielle Garantien, wie Seehäfen und Strommündungen in britischem Besitz: was sind sie mehr als ewige Garantien für endlose Kriege? China ist nicht das Indien aus den Tagen Lord Clive's, mit ringenden Kasten und Rassen, mit großer Macht in dem einen und getheilter Macht in andern Theilen des Reiches. In China besteht eine Einheit der Rasse, eine Einheit der

Religion, Sprache und all der wichtigsten und bindendsten Lebensfragen, denen gegenüber man doch überlegen sollte, inwieweit es klug ist, Tag für Tag intensiven Haß gegen sich auszusäen.

Aber auch angenommen, China sei so ohnmächtig, wie es Indien vor 100 Jahren war, so besteht doch ein anderer höchst bemerkenswerther Unterschied zwischen beiden. Indien ist von der See umgeben und auf der andern Seite durch die höchste Gebirgskette der Welt geschützt; alles das hat jedoch seine Eroberung und Unterwerfung nicht aufhalten können. Ein anderes ist es mit China, dem man vor 30 Jahren allenfalls hätte beikommen können, nicht aber jetzt mehr, wo man sich englischerseits mit Amerika und Deutschland in den Küstenhandel hat theilen müssen und Rußland im Rücken steht.

Es sind jetzt mehr als zehn Jahre, seit Fürst Bismarck das Wort hinwarf: „Unser deutscher Vertreter zu Peking sei in den wichtigen commerziellen Interessen seines Landes, im Osten Asiens, sich seiner schweren Verantwortlichkeit wohl bewußt, die hinsichtlich der Consequenzen einer unzeitigen und gewaltsamen Pression zur Erlangung ungerechter Vortheile auf ihm ruhe.“ Diese Interessen haben seitdem an Wichtigkeit gewonnen, und Deutschland ist mehr denn je im Stande, sie zu vertheidigen. Nicht anders liegt es mit den Vereinigten Staaten, deren mercantile Unternehmungen an den chinesischen Küsten die unsern noch weit übertreffen.

Jeder einzelne der aufgeführten Punkte deutet daher auf eine Aenderung der britischen Politik in China hin; die alte Erklärung, daß es allein die Sucht der Eingeborenen nach Opium sei, die den kolossalen Consum rechtfertige, hält vor dem klar sehenden Urtheil der civilisirten Welt nicht mehr Stich. Dem Kaiser allein und seiner Regierung muß es überlassen bleiben, die Schädlichkeit der Unsitte für seine Unterthanen zu constatiren und die Einfuhr des Artikels so hoch zu besteuern, daß nur dem reichen Schlemmer der Genuß ermöglicht bleibt. Die Gerechtigkeit entspringt zweien Factoren, der Sympathie und der Intelligenz; ein vager philanthropischer Enthusiasmus, so mächtig er als treibende Kraft sein mag, ist dennoch vollkommen hülflos, solange ihn nicht die Kenntniß des Rechten in die gerade Bahn steuert. Das Studium der Vergangenheit Chinas, ihr Vergleich mit der Wiedergeburt des Westens und eine vernünftige Erkenntniß der Unterschiede zwischen ihnen, sind die alleinigen Bedingungen für die Würdigung seines gegenwärtigen Zustandes und damit für die Abhülfe seiner beengenden Staatseinrichtungen, für die Anregung zum Fortschritt und zur wachsenden Vorliebe für unsere Culturmittel.

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Wenn wir das Facit der jetzt beendigten letzten Theatersaison ziehen, so ist dasselbe ein für die Entwickelung unserer Bühne ungünstiges, da die höhere Tragödie nach wie vor von den Bühnen und dem Publikum vernachlässigt wird, nur die wenigen neuen Trauerspiele, welche von den gastirenden Künstlern mit in der Reisetasche herumgetragen werden, weil sie ihnen glänzende Rollen bieten, zur wiederholten Darstellung auf verschiedenen Bühnen kommen. Neuere dramatische Dichtungen des ernstern Genres werden nur sporadisch gegeben: ein flüchtiges Aufleuchten hier und dort, während die modernen bürgerlichen Schau- und Lustspiele einen glänzenden Weg über die Bühnen machen. Zu den neuern Tragödien, welche durch die Gastspiele namhafter Darsteller dem vergeßlichen Publikum der Gegenwart immer wieder in Erinnerung gebracht werden, gehörten besonders: „Uriel Acosta" von Gutzkow, „Graf Essex" von Laube, „Gracchus der Volkstribun" von Wilbrandt: drei Stücke, welche besonders Ludwig Barnay auf seinem Gastspielrepertoire hat; „Arria und Messalina" von Wilbrandt, welches Trauerspiel Frau Wolter, als geniale Darstellerin der Messalina, überall zur Geltung bringt, und die „Medea" von Grillparzer sowie die „Brunhild" von Geibel, welche von Clara Ziegler auf ihren Gastreisen gespielt werden.

Eine neue Tragödie, welche an irgendeinem Hof- oder Stadttheater das Licht der Welt erblickt, hat, selbst wenn sie mit Erfolg gegeben wurde und die Localkritik ihr einen anständigen Geleitbrief mit auf den Weg gibt, nur wenig Chancen, die Runde über eine ansehnliche Zahl von Bühnen zu machen. So rasch diese zugreifen, wenn es sich um neue erfolgreiche, wenn auch noch so werthlose Novitäten des heitern Genres handelt, so zögernd gehen sie ans Werk bei einer ernstern Dichtung. Die Mühe des Einstudirens ist größer, der Antheil des Publikums voraussichtlich weit geringer. So kann es kommen, daß auch ein angenommenes Stück lange Zeit nur in den Regiebüchern, in den Pourparlers hinter den Coulissen existirt, daß die Aufführung sich von Saison zu Saison hinschleppt. In Frankreich ist das unmöglich; dort muß ein angenommenes Stück bei schwerer Amende gegeben werden; ja die Bühnen müssen sogar, wenn sie nicht solcher Strafe verfallen wollen, die Reihenfolge der Stücke nach dem Datum der Annahme festsetzen. In Deutschland herrscht in Bezug hierauf die vollkommenste Rechtlosigkeit der Schriftsteller; die Stücke werden angenommen und wieder beiseitegelegt, wenn es den Directionen beliebt, trotz des Gesetzes über das geistige Urheberrecht, das in Bezug hierauf noch manche Lücken enthält, das aber vor allem in der Praxis keine durchgreifende Wirkung erzielt, weil die Auslegungen der Gerichtshöfe in auffallender Weise auseinandergehen und vor allem, weil sich bei uns noch kein feststehendes Gewohnheitsrecht auf Grundlage so abweichender Entscheidungen bilden konnte, während dies in Frankreich längst besteht.

Von einem neuen Nero-Drama, das mit großem Erfolg in Scene gegangen ist, wird uns aus Hamburg berichtet: es ist der „Nero" von Karl Weiser*), einem Schauspieler, der auch als lyrischer Dichter schon Proben seines Talents abgelegt hat. Ueber die Vorliebe unserer Zeit für die Cäsarendramen haben wir uns in dieser Zeitschrift schon mehrfach, besonders in den „Dramaturgischen Parallelen" ausgesprochen**); wir haben dort auch eine vergleichende Analyse der Nero-Dramen von Karl Gutzkow, Pietro Cossa, Adolf Wilbrandt und Martin Greif gegeben. In diese Reihe tritt das neue Drama von Weiser, und zwar zeigt es die meiste Verwandtschaft mit dem Wilbrandt'schen Trauerspiel, indem es die ganze Chronik der Herzensneigungen Nero's von Octavia bis zu Poppäa, den Muttermord, den Brand Roms umfaßt und die innere Entwickelung des Helden, die Genesis des Despotenthums dramatisch darzulegen sucht. Von den bisherigen Nero-Dramen unterscheidet es sich aber dadurch, daß es dem versinkenden Heidenthum gegenüber das Christenthum zu Worte kommen läßt, und zwar in der Gestalt eines beredten Vertreters, des Apostels Paulus, dessen rhetorische Ergüsse einen breiten Raum in der Handlung einnehmen. Da sie aber eine mehr als vorübergehende Einwirkung auf den Charakter, die Entwickelung und das Schicksal des Helden nicht haben, da sie nur eine Art von Contrapunkt in der Gedankensymphonie bilden, so erscheint die dramatische Berechtigung dieser geistig so schwerwiegenden Gestalt mindestens fraglich, während sie in einem blos philosophischen Gedicht von imponirender Bedeutung wäre.

Ein Charakter, der diesem Stück eigenthümlich und in den andern Nero-Dramen nur eine Nebenfigur, ist der Mohr Tygellin, der Vertraute Nero's, aber zugleich sein Dämon, der ihn schürend und hetzend von Frevel zu Frevel, von Verbrechen zu Verbrechen treibt. Dieser Mohr erinnert durchaus nicht an den Muley Hassan in „Fiesco"; aber er erinnert an den Mohr Berdoa in Grabbe's „Herzog Theodor von Gothland"; er ist wie dieser ein Rache dürstendes Ungeheuer und unter dem Scheine der Freundschaft der grimmigste Feind. Er ist Nero's Halbbruder, aus der Liebe Agrippina's zu einem Nubierfürsten entsprossen, und er vergiftet die gemeinsame Mutter mit dem afrikanischen Gift, das ein Ring enthält, im Auftrage des Cäsars. Es ist das also ein doppelter Muttermord. Die Scene zwischen Agrippina und Tygellin ist übrigens die dramatisch wirksamste der Tragödie und in großem Stil durchgeführt: schade nur, daß die Motivirung durch einen lauten Monolog des Mohren, der von Agrippina belauscht wird und dieser zunächst Anlaß gibt, den Tygellin zum Mörder des Nero zu dingen (eine Scene, welche wiederum dieser belauscht), eine durchaus theatralisch äußerliche ist; namentlich hat das Belauschen von Monologen als dramatisches Motiv für den Fortgang der Handlung seine Bedenken; denn ein Monolog als lautes Selbstgespräch ist überhaupt schon ein Zugeständniß an eine gewisse Nöthigung der dramatischen Kunstform, eine Abweichung vom realen Leben, die man sich aber nur gefallen läßt als die Aussprache von Gedanken und Empfindungen, als Enthüllung des innern Lebens dem Publikum gegenüber; aber gegenüber allen Mitspielenden ist ein Monolog ein Noli me tangere; da gilt der Satz: „Tertio non contrahitur"; sonst wird die dramatische Illusion beschädigt; denn ein langes, lautes Selbstgespräch, das auch ein dritter belauscht, gehört mehr dem Fieberparoxysmus an als dem wirklichen Leben und seiner glaubwürdigen Wiederspiegelung auf der Bühne. Im vierten Act spielt der Brand Roms, den Nero mit einem großen Dithyrambus am Schlusse verherrlicht, die Hauptrolle; im fünften wird Poppäa getödtet, mit

---

*) Auch im Buchhandel erschienen: „Nero. Tragödie in fünf Aufzügen von Karl Weiser" (Karlsruhe, F. Gutsch, 1881).

**) Vgl. „Dramaturgische Parallelen. III. Die Cäsaren-Dramen" („Unsere Zeit", Neue Folge, XIII, 2., 641 fg.).

der ganz neuen Variante, daß sie in einem Nebensaale unter Blumen erstickt wird, wie später die Opfer des Heliogabalus, und zwar weil sie Octavia fälschlich angeklagt hat, nicht durch einen Irrthum Nero's, der sie für den Geist seiner Mutter hält, wie bei Wilbrandt und Greif. Am Schlusse ersticht sich Nero am Fuße des Kreuzes.

Die beiden letzten Acte sind zu tumultuarisch, äußerlich zu bewegt, auch von stürmischen Volksscenen und lebendigen Genrebildern, in denen der Dichter dem Shakspeare'schen Vorbild nacheifert. Ueberhaupt gehört das Stück dem Stil nach der originellen Kraftdramatik an und trägt das Gepräge eines mit großen Intentionen schaffenden Talents. Wenn auch die Motivirung bisweilen etwas abrupt ist, wie die Wendung Nero's von der Poppäa zur Akte, und dann wieder einzelne rhetorische Ergüsse über den dramatischen Rahmen hinaus in das Gebiet der philosophischen Dichtung streifen: so haben doch viele Situationen dramatische Geschlossenheit und markigen Ausdruck, und die Sprache erhebt sich oft zu einem von Gedanken getragenen Schwung. Ebenso fehlt es nicht an originellen und charakteristischen Einfällen, wie z. B. die Ernennung eines lahmen Bettlers, welcher seine Lahmheit simulirt, eines Fälschers und Mörders zu Consuln Roms durch eine Laune des Gewaltherrschers:

Sieh her nun, Roms Senat und stolzer Adel,
Das ist dein Spiegelbild, verzerrt zur Fratze!
Doch will ich lieber vor der nackten Fratze
Mich ekeln, als die hochgespreizte Lüge,
Wie eine Metze aufgeschmückt mit Phrasen
Von Tugend, von Gerechtigkeit und Freiheit
Mich lehren lassen, was ein Cäsar soll.

Das Stück erfordert, wie auch Wilbrandt's „Nero", eine pomphafte, großartige Inscenirung, welche ihm in Hamburg zutheil geworden. Den Hauptheldeu seines Dramas, Nero, spielte der Dichter selbst.

In Frankfurt a. M. hat ein Stück von Richard Voß: „Die Patricierin", einen Preis erhalten; wir machen bei diesem Anlaß aufmerksam auf ein anderes Trauerspiel des Autors, mit dichterischen Intentionen, schwunghaft, in edelm Stil gehalten: „Savonarola" (Wien, Rosner, 1878). Der Held des Lenau'schen Gedichts, den schon Auffenberg zum Helden eines Dramas gemacht hatte, erscheint auch hier als begeisterter Reformator, welcher gegen die Ausschweifungen des Papstthums und den Verfall der Kirche ankämpft. Der Angelpunkt der dramatischen Handlung besteht in den Beziehungen des Reformators zur sündigen, dämonischen Tochter des Papstes, Lucrezia Borgia. Als Braut hat sie in einer Kirche einen schönen Priester gesehen, der sie selbst als Maria begrüßte. Von diesem Priester will sie sich entführen lassen; sie reist nach Florenz; doch als Savonarola erfährt, daß es Lucrezia Borgia ist, verflucht er sie, obschon sein Herz in Leidenschaft für sie entbrannt ist. Diese Kirchenscene ist von großer dramatischer Wirkung. Lucrezia setzt dann bei dem Papst, ihrem Vater, es durch, daß er Savonarola zum Tode verurtheilt. Zur Herzogin von Ferrara ernannt, sucht sie den Verurtheilten auf; jetzt bekennt er seine Liebe zu ihr, doch sie vermag ihn nicht mehr zu retten. In diesem Drama sind Scenen von dramatischer Wirkung und es herrscht ein edler Schwung der Sprache, der sich nicht in den sogenannten schönen Gemeinplätzen ergeht, sondern wirklich Nerv und Mark des echten Pathos hat.

Ein anderes historisches Trauerspiel: „Katharina von Medicis", von G. Conrad (Prinz Georg von Preußen), ist am berliner Ostendtheater zur Aufführung gekommen. Die dämonische Heldin des Stücks ist dieselbe, welche in Albert Lindner's „Bluthochzeit" die bewegende Kraft der Handlung ist. G. Conrad hat noch einen reichern historischen Stoff für die Handlung seines Dramas zur Grundlage genommen: die Kritik meint indeß, daß diese Stofffülle nicht mit ausreichender

dramatischer Technik gegliedert sei. Dagegen rühmt sie die Intentionen des Dichters, die edle Gesinnung, den freien geistigen Schwung, dessen Träger besonders der Admiral Coligny ist.

In Hannover kam ein Trauerspiel „Theodora", von dem wiener Dichter Karl Erdmann Edler, mit Erfolg zur Aufführung. Ein vielfach behandelter historischer Stoff — wir erinnern nur an Ernst Raupach, Julius Mosen und Leopold Klein — ist der Untergang des römischen Kaisers Otto III. an seiner Liebe zum schönen Zauberlande Hesperien und zur Gattin des von ihm zum Tode verurtheilten Volkstribunen Crescentius. Die Witwe des Hingerichteten, Theodora, ist die Heldin des Edler'schen Stückes, dem nur an vielen Stellen ein Vorwiegen der historischen Chronik und des erkältenden politischen Pathos zum Vorwurf gemacht, sonst aber mannichfache dichterische Schönheiten nachgerühmt werden.

Die meininger Hofbühne, welche bisweilen auch dichterischen Novitäten ihre Pforten erschließt, brachte zum ersten mal das Trauerspiel „Die Karolinger", von Ernst von Wildenbruch, zur Aufführung, der bereits schöne Proben seines poetischen Talents gegeben hat. Der Held des Stückes ist ein Majordomus der karolingischen Epoche, welcher das Erbe der frühern merovinger Hausmeister glücklich angetreten hat: Bernhard Graf von Barcelona, mit dessen Untergang das Stück endet. Das zerfallende Reich Karl's des Großen, der Verrath und Abfall der Söhne erster Ehe Ludwig's des Frommen: das sind die Thatsachen, an welche die Herrschaft dieses Majordomus anknüpft. Man rühmt die Charakterzeichnung, welche den Darstellern sehr günstige Aufgaben bietet, so den Helden selbst, der eine gewisse dämonische Größe hat, die schöne Judith, die Kaiserin, welche der ungestümen Werbung des Grafen nachgibt, den abergläubischen furchtsamen Kaiser.

Alle diese Aufführungen ernster Dramen wecken nur ein schwaches Echo in der Theaterwelt: es sind kaum zwei Bühnen, welche dasselbe Trauerspiel aufführen; nur Joseph Weilen's „König Erich", ein Stück, das wir schon in unserer letzten „Revue" besprochen, ist auf einer großen Zahl von Bühnen, neuerdings auch in Leipzig, mit Erfolg gegeben worden. Wenden wir uns nun dem Gebiete des Schau- und Lustspiels zu, so begegnen uns hier die Stücke, welche als die Treffer in der Lotterie der dramatischen Dichtung zu bezeichnen sind, da ja nicht blos die Bühnen zweiten Ranges, sondern auch die allerersten Bühnen sich beeilen, den Trägern bisheriger Bühnenerfolge durch rasche Aufführung ihrer neuen Stücke leichten und leichtesten Kalibers gerecht zu werden. Der Löwe der Saison war und blieb G. von Moser's wahrhaft heiteres und amusantes Lustspiel „Krieg im Frieden"; gleichen Erfolg hatte die neueste Schauspiel- und Lustspielcelebrität L'Arronge, wenn auch nicht mit einem einzigen, so doch mit der Gesammtheit seiner Stücke; denn dieser Autor liebt es, gleichsam einen dramatischen Revolver auf die Directionen abzufeuern, und nöthigt viele zu L'Arronge-Cyklen, da er das neueste Stück oft nur unter der Bedingung ihnen gibt, daß sie auch mehrere der frühern zur Aufführung bringen. Das letzte Drama dieses Autors: „Der Compagnon", gehört wieder jener häuslichen Pädagogik an, von welcher L'Arronge in einer anerkennenswerthen, aber doch zu einseitigen Weise sich bei seinen Stücken inspiriren läßt. Zu den verschiedenen Exemplaren von Vätern und Müttern, die selbst erziehungs- und besserungsbedürftig sind, tritt hier ein neues. Der Vater, der vor lauter Zärtlichkeit seiner verheiratheten Tochter zur Last fällt und nicht weniger dem Schwiegersohn, mit dem er sich associirt hat und mit dem er fortwährend in Conflict geräth, weil er zwar contractlich auf ein Mitreden in geschäftlichen Dingen verzichtet hat, aber doch davon nicht lassen kann. Bekehrt wird dieser allzu zärtliche Vater und Schwiegervater durch eine Frau aus dem Volke, die Inhaberin eines kleinen Kramladens, Mutter Lärche, welche, um dem Glück ihrer Tochter, die ein vornehmer Kaufmann liebt, nicht im Wege zu sein, die Stadt

verlassen will. Die Bekehrung ist ebenso plötzlich wie diejenige Hasemann's in dem bekannten Stück desselben Autors; solche Umwandlungen von Charakteren gehören aber zu den fables convenues der Coulissen: im realen Leben kommen sie nicht vor. Man muß indeß anerkennen, daß L'Arronge der guten Schule von Roderich Benedix angehört, obgleich er, von der berliner Posse herkommend, sich nicht immer auf dem Niveau des Conversationsstückes zu halten vermag. So ist der Actschluß, wo der hypochondrische Vater, der alle Mineralwasser durchprobirt, aus Versehen aus der Wärmflasche trinkt, durchaus possenhaft. Dagegen ist der empfindliche Kanzleirath Bernhard Voß ein gutgezeichneter Lustspielcharakter, wie man denn L'Arronge eine im ganzen tüchtige Charakterzeichnung sowie große Routine in der Zusammenfügung bühnenwirksamer Elemente nicht absprechen darf. Freilich laufen sehr viele Reminiscenzen dabei dem Autor mit unter; besonders ist die Frau Lärche ein allzu kenntliches Nachbild der Hökerin oder vielmehr Gärtnerin in dem Lustspiel von Benedix: „Der Sohn der Gärtnerin."

Das Umstülpen der Charaktere verträgt sich nicht mit der psychologischen Wahrheit: eher läßt man sich den Wechsel der Ueberzeugungen gefallen; doch darf dieselbe auch nicht allzu jäh und plötzlich eintreten. Das ist der Fall in dem Lustspiel von F. G. Triesch: „Neue Verträge", welches am wiener Burgtheater und mehrern andern Bühnen, neuerdings auch in Leipzig mit Erfolg zur Aufführung gekommen ist. Mindestens hat ein Wechsel der Ueberzeugung aus Gründen des ordinärsten Interesses und der Bestechlichkeit einen für die komische Wirkung etwas zu herben Beigeschmack. Zwei Compagnons in einem größern Industriegeschäft sind über einen Handelsvertrag, der mit England abgeschlossen werden soll, verschiedener Meinung: der eine ist dafür, der andere dagegen. Es ist das nach unserer Ansicht ein πρῶτον ψεύδος des Stückes: denn es wird im Leben nicht vorkommen, daß Vertreter derselben Industrie über Lebensfragen derselben so verschieden denken: die Eisenindustriellen stimmten z. B. einstimmig für die Eisenzölle. Der komische Verlauf der Handlung besteht nun darin, daß der Gegner des Handelsvertrags für denselben gewonnen wird, als man ihm dafür seitens der Regierung ein Adelsdiplom anbietet: der andere Compagnon, der für den Handelsvertrag ist, wird zum Gegner desselben, als er erfährt, daß durch denselben die Ausbeutung einer von ihm gemachten Erfindung auf dem Gebiete der Hohofenindustrie verkümmert wird. Als beide Compagnons sich nun auf den Zahn fühlen wollen, in der Hoffnung, jetzt einstimmig zu sein, bemerken sie zu ihrem Schrecken, daß sie beide ihre Stellungen in diesem Contretanze vollständig gewechselt haben: eine komische Scene, die für das artige Talent des Autors spricht. Dann aber wird der geniale Erfinder durch einen englischen Gesandtschaftssecretär, der ihm eine Stelle als Generalconsul anbietet, zum zweiten mal umgestimmt zu Gunsten des Vertrags, und als nun beide Compagnons für denselben sind, fällt er in der Kammer durch, indem der Sohn des einen, der Führer der Fortschrittspartei, ihn erfolgreich bekämpft. Nun muß man sich freilich fragen, warum man sich solche Mühe gibt, zwei Großindustrielle zu gewinnen, die schließlich gar keinen Einfluß auf die Entscheidung haben? Das Stück, welches den von der münchener Intendanz ausgesetzten ersten Lustspielpreis erhielt, enthält manche muntere Scenen und ist in einem frischen, heitern Ton abgefaßt, wenn auch die Handlung eine eingehende Analyse nicht verträgt.

Das Lustspiel „Der Leibarzt", von L. Günther, ist an mehrern Bühnen, wie am berliner Hoftheater und in Leipzig mit gutem Erfolg in Scene gegangen. Das Stück ist nach einer Riehl'schen Novelle behandelt und erinnert mehrfach an Hackländer's „Geheimen Agenten" und den „Freund des Fürsten" von Ernst Wichert. Der Leibarzt gilt für den einflußreichen Rathgeber des Fürsten: dies führt im ersten Act zu einigen komischen Situationen, indem ihm auch für eine vom Fürsten bewilligte Eisenbahn Huldigungen des Volkes zutheil werden. Das Ländchen muß

übrigens durchaus absolutistisch regiert worden sein, wie Jean Paul's Miniaturstaaten Scheerau und Flachsenfingen; denn sonst würden wol die Kammern bei der neuen Eisenbahn mehr zu sagen haben als der Leibarzt des Fürsten. Die Liebesaffaire des letztern mit dem jungen Fräulein, das gegen den Förster ein armes Kind in Schutz nimmt, welches Reisig einsammelt, hat anfangs auch einen frischen Zug: doch nach den ersten zwei Acten wird die Führung der Handlung ganz conventionell: das harmlose Fräulein, das in einem sehr unglaubwürdigen Stande der Unschuld betreffs seiner eigenen Existenz und Paternität dahinlebt, verwandelt sich in die prädestinirte Fürstenbraut, und alles geht den bekannten Gang der komödienhaften Ueberlieferungen. Durch die beiden ersten Acte weht ein frischer Zug, der für das Talent des Verfassers spricht. Daß dieser selbst Schauspieler ist, beweist die Bühnenkenntniß, mit der das Gerüst des Stückes aufgebaut ist.

Dem mehr schwankartigen Lustspielgenre gehören die neuen Stücke von Rudolf Kneisel an, der in Bezug auf originelle kecke Erfindung hinter den Lieblingen der Mode nicht zurücksteht. Sein Schwank „Chemie fürs Heirathen" illustrirt die Brautfahrt eines Chemikers, der die Resultate seiner Wissenschaft auch auf Liebe und Ehe anwenden will, in ergötzlicher Weise. Dies Stück und „Die Kuckucks" desselben Autors, eine Satire auf die Reclame, deren Vertreter in der geflügelten Welt dieser seinen eigenen Namen ausrufende Vogel ist, sind über eine beträchtliche Zahl von Bühnen gegangen. Wir meinen, daß Kneisel verdiente, auch von den ersten Hoftheatern, die ja an den Schwank jetzt die auffallendsten Zugeständnisse machen, mehr beachtet zu werden, als dies bisher geschah: es würde dazu beitragen, daß die schwankartigen Improvisationen, die er bisher aus dem Aermel schüttelt, sich zu gediegenen Lustspielarbeiten krystallisirten.

Auf den meisten großen Bühnen und auch auf der berliner Hofbühne ist Otto Gensichen's „Märchentante" zur Aufführung gekommen. Der Dichter hat sich schon früher durch feinsinnige Dramen vortheilhaft bekannt gemacht. Auch das neue Lustspiel hat einen poetischen Zug. Der Gegensatz zwischen Idealismus und Materialismus ist das leitende Grundmotiv; die Charaktere gruppiren sich nach diesen beiden Seiten hin und der Uebergang eines Zeitkindes von materialistischer Richtung und Gesinnung in das Lager der Idealisten bildet den Schlußpunkt der Handlung. Die Märchentante wurde am berliner Hoftheater von Frau Frieb-Blumauer gespielt, und das Spiel der bewährten Meisterin sicherte dem Stück den Erfolg.

Diesen feinern Lustspielton bewahrt auch das nachgelassene Lustspiel eines jüngern Dichters, Ernst Gruna: „Die weiße und die rothe Rose", Rosen ohne jede Beziehung zu denjenigen, welche die englischen Lords im Tempelgarten pflückten. Es ist ein modernes Salonlustspiel mit feinen Pointen, aber einer Scenenmosaik, welcher der durchschlagende Nerv der dramatischen Handlung und damit eine nachhaltige Spannung fehlt.

Von einigen bisher nur sporadisch aufgetauchten Lustspielen erwähnen wir den Bohrmann'schen „Löwenritt", der am wiener Stadttheater mit Erfolg zur Aufführung kam, und Hugo Bürger's „Gold und Eisen", ein Stück, das erst in der nächsten Saison am berliner Hoftheater in Scene gehen und dann die übliche Rundreise über die deutschen Bühnen antreten wird. Zunächst hat es am hamburger Thaliatheater Beifall gefunden.

Einen glücklichen Griff that Franz von Dingelstedt, als er Gustav Freytag's dramatische Jugendarbeit „Die Brautfahrt" am wiener Burgtheater in Scene gehen ließ; denn ein besseres Gelegenheits- und Feststück hätte sich nicht auffinden lassen zur Feier der belgisch-österreichischen Heirath. Obschon Freytag's Muse schon damals sehr discret war in Ton und Haltung und nichts von überschüssiger Triebkraft, nichts vom Sturm und Drang der Jugend merken ließ: so war sie doch in

Bezug auf die scenische Gestaltung shakspearisirend und zersplitterte die Handlung durch eine Menge von Scenen und Verwandlungen. Dies aber gerade kam der Inscenirung an der Burg zu statten: denn für ein Feststück ist eine Reihe glänzender Tableaux sehr willkommen, und an diesem Prunk theatralischen Arrangements, der für die Dingelstedt'sche Aera charakteristisch ist, während diejenige von Laube in Bezug auf äußere Ausstattung eine spartanische Gesinnung zur Schau trug, in dieser Poesie der Scenerie leistete das Burgtheater wieder Vorzügliches. Die patriotischen Impulse und die Gelegenheitsstimmung des Publikums kamen hinzu, um diesem „Kunz von der Rosen" eine sehr beifällige Aufnahme zu sichern.

Ein ernsteres Drama, nicht ohne einige wirksame dramatische Situationen und heitere Genremalerei, ist „Magdalena", von E. Weimar (Pseudonym für eine dresdener Dame). Das Stück ist in Dresden, Leipzig und Weimar zur Aufführung gekommen; doch ist seine Anlage novellistisch und sein organischer Grundfehler besteht darin, daß wir in die Voraussetzungen der Handlung nicht eingeweiht sind, für die Quälereien, mit denen die Heldin sich selbst abmartert, kein Verständniß haben. Magdalena hat sich für ihre Freundin, eine junge Frau, geopfert, die mit einem Grafen ein Verhältniß hatte, der einmal aus dem Fenster ihrer Zimmer sprang. Dies alles wird uns erst am Schlusse klar: auch hat die Verfasserin versäumt, dieses Magdalenenthum dramatisch wirksam hinzustellen. Einige gesellschaftliche Klatschereien verfolgen die junge Dame; doch der Doctor, bei dem sie als Erzieherin weilt, liebt sie schwärmerisch, ein reicher Baron bietet ihr seine Hand an: kurz man sieht durchaus nicht, daß jene sie selbst so quälende Geschichte Einfluß auf ihr Schicksal ausübt. Die Rückkehr des Grafen aus Amerika, welcher jenen Verleumdungen selbst die Spitze abbrechen will, würde an dramatischer Bedeutung außerordentlich gewinnen, wenn dadurch erst ihr in Frage gestelltes Lebensglück gesichert würde.

An vielen Bühnen: Manheim, Karlsruhe, Weimar, wurde das Volksstück „Die Geyerwally" gegeben, welche die talentvolle Tochter der Frau Birch, Wilhelmine von Hillern, nach einem eigenen Roman bearbeitet hat. Den Sinn für Effect hat die Tochter von der Mutter geerbt, doch ist sie psychologisch tiefer und origineller. Das Schauspiel „Die Idealisten", von G. zu Putlitz, kam in Karlsruhe und Manheim zur Aufführung. Man rühmt dem Stück eine feine und vornehme Haltung nach; es verherrlicht den Sieg einer idealen Weltanschauung. Dagegen tadelt man einige zu tendenziöse Stellen und die eigentliche Fabel des Stückes, deren geheimnißvoller Träger ein reicher Holländer ist.

Vom deutschen Theater kann jetzt niemand berichten, ohne die neufranzösische Dramatik, die sich ja wie ein breiter Keil in die deutsche einschiebt, gebührend zu berücksichtigen. Die letzte Saison gehörte dem fraglos begabtesten französischen Dramatiker Victorien Sardou, der mit einem ernsten und einem lustigen Stück an vielen deutschen Bühnen große Erfolge hatte. Beide Dramen behandeln Fragen der ehelichen Institution: das ernste: „Daniel Rochat", die Civilehe mit herber Polemik gegen diese gesetzliche Einrichtung, das heitere: „Divorçons", in Deutschland unter dem Titel „Cyprienne" gegeben, mit nicht minder scharfer Polemik die Ehescheidung, die in Frankreich nicht gesetzlich besteht, deren Einführung in folge einer Gesetzesvorlage aber die Kammern und das Publikum beschäftigte Obschon „Cyprienne" ein Gelegenheitsstück ist, so geben wir ihm doch den Vorzug vor „Daniel Rochat", und zwar deshalb, weil das Talent Sardou's offenbar dem heitern Genre zuneigt, dem Drama ohne die großen Rührscenen, welche die vornehme comédie larmoyante verlangt, weil es sich in diesen Stücken, die allerdings vom Théâtre français verbannt sind, am ungenirtesten gibt, mit einem kecken, oft drolligen Humor, der so recht quellfrisch hervorsprudelt. „Cyprienne" hat in Berlin besonders durch das Spiel der Frau Raabe-Niemann großen Erfolg gehabt; wie

hoch wir indeß Sardou's Talent stellen, so müssen wir doch nach wie vor gegen die allzu eifrige Aneignung der neufranzösischen Dramatik protestiren. Eine Satire auf die Ehescheidung hat in Deutschland gar keinen Sinn, und die Frivolität, mit welcher Sardou's leichtgeschürzte Muse über allerlei Schranken der Decenz hinwegvoltigirt, gemahnt uns fremdartig; sie ist des Landes nicht der Brauch. Im übrigen ist die Art und Weise, wie in „Cyprienne" der Gatte die zu romantischen Ausschreitungen geneigte, am Rande des Ehebruchs stehende Gattin curirt, nicht ohne psychologische Wahrheit und von feinkomischer Wirkung. Die innere Wahrheit fehlt aber in „Daniel Rochat". Der Held dieses Stückes, ein Voltairianer, und die kirchlich gesinnte Amerikanerin Lea heirathen sich, ohne eine Ahnung von dem schroffen Gegensatze ihrer Weltanschauungen zu haben, obschon Rochat doch merken muß, daß er sich im Kreise des aufdringlichsten Proselytismus befindet. Der Act der Civiltrauung selbst wird von Sardou mit boshafter Persiflage auf die Bühne gebracht. Die Amerikanerinnen betrachten die Civiltrauung als etwas Beiläufiges, die kirchliche Trauung und Einsegnung als ebenso wesentlich wie selbstverständlich. Nun sträubt sich aber der Voltairianer; es kommt zur ersten großen Scene zwischen beiden, in welcher Rochat Sieger bleibt. Die zweite große Scene findet im Brautgemach statt; Lea weist den legitimen Gatten zurück; diese Scene ist nicht ohne dramatische Dialektik und theatralische Wirkung. Als Rochat im letzten Act sich zur kirchlichen Trauung entschließt, da hat sich Lea überlegt, daß sie nicht zusammen passen, und sie gehen auseinander. Dem künstlichen Gefüge des Stückes fehlt die innere Stütze, der feste Halt: es ist eine hin und her irrlichtelirende dramatische Debatte.

Die Preisausschreibungen haben in letzter Zeit nicht die gewünschten Resultate ergeben. In München wurde das Lustspiel „Aberglaube", von E. Werner, der bekannten Romanschriftstellerin der „Gartenlaube", welches zufolge der im August 1878 ausgeschriebenen Preisbewerbung eingereicht worden war, zwar für die Aufführung empfohlen, doch nach dreimaliger Darstellung auf der münchener Hofbühne ihm nicht der Preis zuerkannt; die Beurtheilungscommission erklärte, „daß dem Lustspiel bei aller Anerkennung seiner guten Eigenschaften, zumal was die Führung des Dialogs anlangt, der Preis nicht zuzuerkennen sei, weil das Werk weder mit Rücksicht auf Vertiefung der Motive noch hinsichtlich der Bühnentechnik den hier zu stellenden strengen Anforderungen genüge". Da weder ein Trauerspiel, noch ein Schauspiel, noch ein anderes Lustspiel aus der Zahl der eingereichten Stücke die Beachtung der Commission gefunden hatte, so kam die supplementare Bestimmung zur Geltung, der zufolge der Preis demjenigen der vom 1. Sept. 1879 bis letzten September 1880 am münchener Hoftheater gegebenen Trauer-, Schau- oder Lustspiele, welches sich als das allseitig beste seiner Gattung erwiesen, zufallen solle. Da ergab sich nun als bemerkenswerthes Resultat, daß ein neues Trauerspiel im Laufe dieses Jahres überhaupt nicht zur Aufführung gekommen war, von den andern Stücken aber keins des Preises würdig befunden wurde.

Das Preisausschreiben des frankfurter Stadttheaters vom 28. Aug. hat ebenfalls nicht die Ertheilung eines Preises zur Folge gehabt; wohl aber sind zwei Stücke ehrenvoll erwähnt und zur Aufführung empfohlen worden: „Stauf", eine historische Tragödie, von Anton Vollmer in Augsburg, die nun auch, aber mit einem sehr mäßigen succès d'estime, in Scene ging und, wie wir schon oben erwähnten: „Die Patricierin", Trauerspiel von Richard Voß. Eine Belobigung erhielt auch das Lustspiel „Der Ingenieur", von Hertwig, welches an mehrern Bühnen mit Erfolg in Scene gegangen ist. Seine Richtung ist eine satirische gegenüber dem Pessimismus und enthält einzelne wirksame Scenen; die Motivirung beruht aber wiederum wie in „Magdalena" auf unerlaubter dramatischer Geheimnißkrämerei und den spätern nicht immer einleuchtenden Aufhellungen.

Trotz dieser wenig günstigen Resultate hat nun auch das manheimer Theater, um den Säcularlag von Schiller's „Räubern" zu feiern (13. Jan. 1882), einen Preis ausgeschrieben. Ein neues in hohem Stil geschriebenes Drama soll mit einem Preise von 1000 Mark gekrönt werden, und zwar erhält das relativ beste Drama diesen Preis. „Maßgebend für die Ertheilung desselben werden diejenigen Eigenschaften sein, welche die Bedeutung von Schiller's «Räubern» selbst ausmachen. Im Gegensatze zu dem Princip, welches die Actualität von der Bühne ausschließt, soll vielmehr das Drama im Geist von Schiller's ersten Werken ein Spiegel unserer Zeit und unsers Volkes sein. Es ist selbstverständlich, daß hiermit nicht die dramatische Einkleidung von Fragen politischer und socialer Natur, welche mit dem Tage entstehen und vergehen, gemeint sein kann, sondern das tiefe und originelle Erfassen von solchen Conflicten, welche die Menschheit allgemein und dauernd bewegen, in jedem bestimmten Zeitraume also, auch in dem unserigen, eine besondere und charakteristische Farbe annehmen."

Der liebenswürdige Lustspieldichter G. von Moser feierte am 15. März sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum; denn sein Einacter: „Der Husar", der am 16. März 1856 zuerst in Görlitz gegeben wurde, war überhaupt der Erstling, den der Dichter vor die Prosceniumslampen brachte. Seitdem ist er von erstaunlicher Fruchtbarkeit gewesen: einige seiner Stücke, das mit Benedix zusammen gedichtete „Stiftungsfest", „Ultimo", „Der Veilchenfresser", gehören zu den Haupttreffern der neuen Lustspielliteratur. Gute Laune und ungezwungener Humor sind allen seinen Stücken eigen, die ein Register von 60 Nummern ausmachen (darunter allerdings sehr viele und meist gelungene Einacter). Moser hat schon mit seinem ersten Stück: „Der Husar", ein Leitmotiv für seine spätere dramatische Production angeschlagen; zwei seiner erfolgreichsten Stücke: „Der Veilchenfresser" und „Krieg im Frieden", gehören der militärischen Komödie an.

Soeben trifft die Trauerkunde ein, daß Franz Dingelstedt, der Director des Burgtheaters, der genialste Bühnenleiter Deutschlands, am 15. Mai gestorben ist.

Politische Revue.

18. Mai 1881.

Der Deutsche Reichstag hat nach den Osterferien seine Sitzungen wieder eröffnet; doch bot er wiederholt das unerfreuliche Schauspiel einer sehr lückenhaften Versammlung dar, welche mehrmals nicht einmal die zur Abstimmung erforderliche Zahl von Volksvertretern nachwies. Man macht für diese Lauheit der Reichstagsboten zum Theil den Mangel an Diäten verantwortlich: doch viele mögen auch, mit der Gestaltung des parlamentarischen Lebens in Deutschland unzufrieden, in ihrem Eifer erkalten. Das Einbringen aussichtsloser Vorlagen und die damit zusammenhängende Resultatlosigkeit der Verhandlungen, der Mangel an jeder Fühlung zwischen der Regierung und den einzelnen Parteien, die unberechenbare Haltung des den Ausschlag gebenden Centrums, das seine Inspirationen von Fall zu Fall aus der Gestaltung der kirchenpolitischen Verhandlungen schöpft: das alles muß zur Verstimmung führen und sollte die Ueberzeugung kräftigen, daß die Ausbildung des parlamentarischen Lebens und der constitutionellen Formen die erste und Hauptaufgabe der Reichsvertreter sei.

Allmählich beginnt auch die nationalliberale Partei energischer wieder für die liberalen, constitutionellen Principien einzutreten: die Rede Bennigsen's in der Debatte über die Etats- und Legislaturperioden gab den Beweis dafür. Fürst Bismarck selbst findet natürlich den Parlamentarismus auch schon in seiner jetzigen Gestalt unbequem und möchte seine Lebensäußerungen einschränken, soweit das

irgend zulässig ist. Er denkt sehr gering von der parlamentarischen Beredsamkeit, die ihm oft lästig geworden ist, und in den Verhandlungen über die Besteuerung der Dienstwohnungen der Reichsbeamten sprach er es aus, daß der beste Redner nicht immer der beste Beurtheiler sei. Um ein guter Redner zu sein, dazu gehöre ein Stück von Improvisationsgabe. „Der Beredsamkeit dieser Improvisatoren könnte man doch unmöglich die Leitung großer Gemeinwesen anvertrauen oder mit offenen Augen einen Haupteinfluß einräumen, noch viel weniger die leitende Stelle als Fractionschef oder Minister. Ein guter Redner muß etwas vom Dichter haben, wo er es zugleich mit der Wahrheit nicht mathematisch genau zu nehmen braucht; er muß anstachelnd, erregend, leicht zugänglich sein; aber ich denke mir, daß ein guter Redner selten ein guter Whistspieler, selten ein guter Schachspieler, selten ein tüchtiger Staatsmann ist.“ Der Reichskanzler wünscht eine Remedur gegen dies Uebel, gegen die Schaustellung der Beredsamkeit. Wenn von so maßgebender Stelle nicht blos eine Abstumpfung der glänzendsten Waffe der Parlamente gewünscht, sondern auch jene Gabe, welcher einige der gefeiertsten Männer des Alterthums ihren unsterblichen Ruhm verdanken, herabgesetzt wird, so mag dies immerhin als ein Zeichen der Zeit gelten, welche alles ideale Interesse zu verkümmern droht und nur praktische Tendenzen fördern will: die geistige Beleuchtung erscheint überflüssig; man will nur den handgreiflichen Zweck. Die Geschichte aber widerlegt vollkommen die Behauptungen des Reichskanzlers: waren Chatham, Pitt und Fox nicht ebenso ausgezeichnet als Staatsmänner wie als Redner? Waren dies die englischen Staatslenker nicht immer bis auf die neueste Zeit hin, bis auf D'Israeli und Gladstone? Vereinigte Thiers nicht beide Lorbern? Und unter den Männern der Revolution: waren da nicht brillante Redner, die zugleich eine so durchgreifende Energie besaßen, wie sie Fürst Bismarck besitzt? Ja es gibt selbst vortreffliche Schachspieler, die zugleich vortreffliche Redner sind! Die parlamentarische Beredsamkeit gehört zu den geistigen Zierden einer Nation und es kann nur zu einer großen Ernüchterung des geistigen Lebens führen, wenn dieselbe als ein Misstand angesehen wird, der einer Remedur bedarf.

Eine andere Aeußerung des Fürsten Bismarck machte nicht geringeres Aufsehen; in derselben Rede erklärte er: die Frage der Verlegung der Reichsregierung nach einem andern Ort als Berlin werde hoffentlich schon in der nächsten Session Regierung und Reichstag beschäftigen; er wies auf die politischen Nachtheile hin, die mit dem Tagen des Reichstages in Berlin verknüpft sind, auf die äußerliche Gefährdung der höchsten Behörden und des Reichstages, auf den Einfluß, welcher durch die Sitzungen des letztern an einem Ort von mehr als einer Million Menschen auf die Wahlen ausgeübt wird. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel erschien das Impromptu des Reichskanzlers; man glaubte es nicht ernst nehmen zu dürfen, und doch sind die Impromptus des Fürsten Bismarck in der Regel organische Keime, die sich weiter entfalten. Seine Abneigung gegen den berliner „Fortschrittsring“ ist der Boden, in dem der Gedanke Wurzel schlug. Bisher sind Nationalversammlungen aus den Hauptstädten in kleinere Städte verlegt worden aus Furcht vor der Revolution: so war es zweimal in Frankreich, in Preußen nach der Märzrevolution, als Wrangel die constituirende Nationalversammlung auseinandergefegt hatte, in Oesterreich im Jahre 1848. Deshalb wurde Paris mit Versailles, Berlin mit Brandenburg, Wien mit Kremsier vertauscht. Es ist die Frage, ob Fürst Bismarck die wichtigen Interessen, welche das Tagen des Reichstages in der Reichshauptstadt verlangen, bewältigen wird: wir zweifeln durchaus nicht daran, daß es seine ernste Absicht ist und daß er die volle Ungunst, mit der er die Stadt Berlin behandelt, in solcher Weise durch die That bewähren will. Der Hauptparagraph des Gesetzes über die Steuerfreiheit der Dienstwohnungen, dessen Debatte so viele geflügelte Worte zu Tage gefördert hat, wurde am 30. April mit der melancholischen Mehrheit von 6 Stimmen (110 gegen 104) angenommen.

Im übrigen beschäftigte sich der Reichstag meistens mit einer Todtengräberarbeit betreffs der Gesetzesvorschläge der Regierung. Am 7. Mai wurde die Wehrsteuer bei der zweiten Berathung endgültig begraben, indem der Reichstag den ersten Paragraphen einstimmig ablehnte. Die Abgeordneten Günther und von Schorlemer hielten ihr noch eine kurze Leichenrede. Die Anomalie, daß sie eine neue directe Steuer ist, welche in Widerspruch steht mit dem Programm der Regierung, das sich zu Gunsten der indirecten Steuern ausspricht, konnte nicht allein ihr rasches Ableben zur Folge haben: man fand sie unbillig und ungerecht und wollte, wie der Abgeordnete Günther andeutete, der erfinderischen Phantasie der Regierung in der Schaffung neuer Steuern nicht Vorschub leisten. Wir bleiben bei der Ansicht, daß die Wehrsteuer, vielleicht mit einigen Modificationen, eine billig ausgleichende Steuer gewesen wäre für die Vermögensbelastung, welche die Wehrpflicht zur Folge hat, eine Steuer, die gerade deshalb die ideale Bedeutung derselben in keiner Weise gefährdet hätte.

Am 5. und 6. Mai fanden die großen und wichtigen Verhandlungen über die Verfassungsänderung statt, welche von der Regierungsvorlage in Aussicht genommen wird; es handelt sich um die Art. 13, 24, 69 und 72 der Reichsverfassung. Der Vorlage zufolge sollte die Berufung des Bundesrathes und des Reichstages mindestens alle zwei Jahre statthaben, die Legislaturperiode des Reichstages vier Jahre dauern, der Reichshaushaltsetat für einen Zeitraum von zwei Jahren durch ein Gesetz festgestellt werden. Es waren dies sehr wichtige, offenbar zum Theil die parlamentarischen Rechte einschränkende Bestimmungen, welche deshalb auch von dem Führer der Nationalliberalen, Herrn von Bennigsen, mit Beredsamkeit bekämpft wurden. Zum ersten mal seit längerer Zeit sprach sich dieser Redner über die innere Politik und die parlamentarischen Zustände in einer Weise aus, welche bei aller Mildheit der Form eine sachlich herbe Kritik nicht vermissen ließ. „Wir haben", sagte er, „einen so festen Zustand in den Parlamenten, im Reichstage nicht mehr, ein so gutes Verhältniß der Mehrheit zum Kanzler wie früher, wo man mit Freudigkeit Großes geschaffen hat mit dem Kanzler und den verbündeten Regierungen. Wir sind so schwankend zusammengesetzt, daß weder irgendein Politiker noch irgendein Mann der Regierung auch nur auf Wochen oder Monate darauf rechnen kann, in welcher Richtung eine Combination für eine Mehrheit zu suchen ist; dieses ewige Hin- und Herschieben der Verhältnisse, die Unsicherheit, von der niemand absehen kann, wie es anders werden soll: das ist der Hauptgrund für die Ermüdung und Abspannung in den Parlamenten und im Volke. Dieser Zustand muß sich allerdings ändern; denn auf die Dauer ist eine solche Unsicherheit in unsern ganzen öffentlichen Rechtsverhältnissen schwer zu ertragen, wie wir sie seit einigen Jahren haben, wo die wichtigsten Vorlagen eingebracht werden, obwol man schon von vornherein weiß, die Vorlagen haben keine Aussicht auf eine Mehrheit, oder nicht sicher ist, an welchen Stellen im Reichstage die Mehrheit zu finden sein wird; die Last dieses Zustandes ist so groß, daß alle Theile ein Interesse haben müssen, daß bald Wandel geschaffen wird." Bennigsen schloß seine Rede mit den energisch hervorgehobenen Worten: „Zu Grunde gerichtet wird das Reich nicht, wenn auch alle Einrichtungen, die ich für nicht begründet halte, aufgenommen werden und noch Mehreres. Ein großes Reich wie das deutsche kann recht viel vertragen, ehe es zu Grunde gerichtet wird, aber Schaden leiden kann ein Reich und Schaden nehmen können die Zustände mehr und mehr, und davor wünschen wir das Reich bewahrt zu sehen und deshalb wünschen wir, solche Vorlagen abzulehnen, von denen wir überzeugt sind, daß sie die berechtigte Stellung des Reichstages schwächen, daß mit der Schwächung derselben auch der Einheitsgedanke dieses neuen Reiches nicht zur Entwickelung kommen kann, wie es da sein muß, wo neben dem Kaiser und dem Kanzler der Reichstag das hauptsächlichste Organ zur Vertretung des Einheitsgedankens der Nation ist."

Die Commission hatte die zweijährige Berufung verworfen und hinzugefügt, daß die jährliche Berufung im Monat October stattfinden müsse. Seydewitz und seine conservativen Genossen protestirten gegen diesen Zusatz, erklärten sich aber sonst auch für die jährliche Einberufung des Reichstages. Bennigsen vertheidigte den Zusatz: er wies darauf hin, daß, nachdem der Antrag Rickert's angenommen sei, daß das Etatsgesetz im Reichstage vor dem der Einzelstaaten festgesetzt werden solle, man nothwendigerweise von selbst dazu kommen müsse, den Reichstag im October zusammenzuberufen. Auch behauptete er, daß hierin kein Eingriff in die Prärogative der Krone liege; das bestritt Fürst Bismarck in seiner längern Rede, die im übrigen als der letzte Versuch betrachtet werden muß, die nationalliberale Partei mit sanfter Beredsamkeit zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Seine Abneigung gegen die „Berufsparlamentarier", die Redner von Fach und Profession, sprach er wieder in sehr scharfer Weise aus, beklagte sich über die Ueberbürdung der Minister und ministeriellen Beamten und motivirte damit den Antrag auf zweijährige Einberufung des Reichstages. Dem Abgeordneten Bennigsen erwiderte Fürst Bismarck mit vieler Wärme: er erkenne an, daß er einer der Mitkämpfer gewesen sei, dem das Deutsche Reich für seine Herstellung und Consolidirung Dank schulde; doch bat er ihn, sich durch Einflüsse und Bestrebungen, die er für sachliche nicht halten könne, nicht der jetzigen Reichspolitik und Reichsregierung entfremden zu lassen. „Laß nicht vom Linken dich umgarnen", schloß er seine Rede.

Die Abgeordneten Rickert und Richter sprachen mehr über die Politik des Reichskanzlers und die parlamentarische Lage als über die eigentliche Vorlage. Der erstere erklärte sich gegen die zweijährige Budgetepoche, an welcher die Conservativen festhielten; auch Windthorst meinte, wenn eine Session unter allen Umständen jährlich stattfinden solle, so könne man ohne große Belästigung auch das Budget jährlich feststellen. Eine zweijährige Etatsperiode würde dazu führen, den Reichstag in demjenigen Jahre, in welchem der Etat berathen wird, noch über das bisherige Maß hinaus zu belasten. Die alljährliche Berufung des Reichstages im Monat October wurde mit 140 gegen 129 Stimmen angenommen: es stimmten dafür Nationalliberale, Fortschrittspartei, Secessionisten und ein Theil des Centrums, namentlich die Führer desselben, während der Rest der Partei mit den Conservativen stimmte. Was die vierjährigen Legislaturepochen betrifft, so sah Bennigsen darin nur eine Consequenz der zweijährigen Budgetepochen, was Windthorst bestritt. Der Staatssecretär von Bötticher erklärte, daß die Regierungen dankbar sein würden, wenn die vierjährigen Legislaturepochen auch ohne die zweijährigen Budgetepochen eingeführt werden. Richter erklärte sich gegen die Wahl wegen Ueberlastung ersterer, weil man nicht an Verfassungsbestimmungen ohne die dringendste Noth rütteln solle, weil es noch schwerer als jetzt halten werde, Abgeordnete auf vier Jahre ohne Diäten zu bekommen, weil sie für Ersatzwahlen eintreten würden und der Zusammenhang zwischen Wählern und Gewählten gelockert würde. Auch Lasker meinte, je öfter das Mandat erneuert würde, desto mehr Einfluß gewönnen die Wähler über die Abgeordneten, und diesen Einfluß würden sie sich nicht nehmen lassen wollen. Gleichwol wurde mit geringer Mehrheit die vierjährige Legislaturepoche angenommen.

Am 17. Mai fand die dritte Lesung des Verfassungsänderungsgesetzes statt. Nachdem die alljährliche Berufung des Reichstages im October, sowie die vierjährige Legislaturepoche ungefähr die frühere Mehrheit erhalten hatten, wurde das ganze Gesetz gegen 20 Stimmen des Centrums abgelehnt. Die Mehrheiten für beide Paragraphen gehörten den entgegengesetzten Parteien an: daher war das ganze Gesetz in dieser Gestalt keiner von beiden annehmbar.

Auch die Erhöhung der Brausteuer wurde in zweiter Lesung abgelehnt.

In der betreffenden Commission des Reichstages wurde über das Unfallversicherungsgesetz berathen, das in seinen Hauptbestimmungen dort die Zustimmung

der Mehrheit fand. Nur die Reichsversicherung drang nicht durch: man setzte an ihre Stelle die Versicherung seitens der Einzelstaaten; es fragt sich, ob Fürst Bismarck damit einverstanden ist, daß seinem Project die centralistische Spitze abgebrochen wird.

Sehr bedeutungsvoll sind die Nachrichten aus Rußland: wir haben nie mit den andern Zeitungen in die Friedenstuba gestoßen, nie den Gemeinplatz verwerthet, Rußland habe so viel mit seinen innern Reformen zu thun, daß an eine kriegerische Wendung gegen das Ausland dort gar nicht gedacht werden könne. Nach dem Manifest des neuen Kaisers kann von durchgreifenden Reformen irgendwelcher Art gar nicht mehr die Rede sein: es ist zweifellos, daß die panslawistische Partei jetzt in Petersburg ans Ruder kommt, eine Partei, mit welcher der Thronfolger stets die engste Fühlung gehabt hat; die Entfaltung des panslawistischen Banners ist nur eine Frage der Zeit. Eine innere Revolution würde daran nicht hindern; irgendeine Krisis derselben würde zur Folge haben, daß der Strom der Bewegung über die Grenzen bricht, sei eine kluge Ablenkung derselben seitens irgendeines Machthabers die Ursache davon oder der Fanatismus der slawischen Propaganda, welche mit revolutionären Tendenzen in die Nachbarlande einbricht.

Zwei Monate schwankte der Zar in seinem Schloß zu Gatschina, ob er sich vom Rechten oder Linken umgarnen lassen sollte; der Vorkämpfer der liberalen Reformen, Loris-Melikow, hatte einen schweren Stand: nicht nur das stolze Bewußtsein kaiserlicher Machtfülle sträubte sich gegen Zugeständnisse, welche ihr abgetrotzt werden sollten und für welche der Nihilismus eintrat mit Drohbriefen und mit bewaffneter Hand; auch mußte den großen Entschluß des Monarchen die Erwägung erschweren, daß, wenn der Staatswagen in das neue Gleis einlenkte, gar nicht abzusehen war, bis wohin es ihn führen würde, und daß keine Bewilligung den am weitesten gehenden Ansprüchen Genüge leisten könne. Ohne alle Uebergänge in dem Riesenreiche eine etwa auf Urwahlen beruhende Verfassung einzuführen, mußte als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen; wohl aber gab es ja zahlreiche Formen ständischer Mitregierung, durch welche die Uebergriffe des innerlich hohlen und vielfach verderbten Beamtenthums eingeschränkt, das öffentliche Vertrauen gekräftigt, die innern Reformen durchgeführt, die Umsturzpartei mehr und mehr isolirt werden konnte. Wären z. B. in den einzelnen Provinzen nach einem verschiedenen Wahlmodus, welcher dem Bildungsstande, den jetzigen Culturverhältnissen derselben entspricht, Provinzialstände gewählt und von diesen wieder Vertreter zu einem allgemein russischen Reichstag entsandt worden, so wäre damit die Grundlage zu einem zunächst ständischen, späterhin parlamentarischen Reichswesen gelegt worden. Irgendwelche derartige Combinationen werden die liberalen Rathgeber des Kaisers demselben gewiß nahe gelegt haben; aber die altrussische reformfeindliche Partei hat den Sieg davongetragen. Das Manifest des Kaisers ist eine Proclamation des blanken Absolutismus, im Stil der Stuart und Bourbonen. „In unserer großen Betrübniß", heißt es darin, „befiehlt uns Gottes Name, fest die Zügel der Regierung zu halten, in der Zuversicht auf die göttliche Vorsehung und in dem Glauben an die Kraft und Wahrheit der selbstherrschenden Gewalt, welche wir berufen sind, zu befestigen und zu bewahren vor jeder Anfechtung zum Wohle des Volkes." Diese legitimistische Dogmatik, die das Gewähren nicht nur unterläßt, sondern das Versagen so überaus scharf betont, die nach zweimonatlichen Erwägungen nichts bietet, was auch nur anklingt an die Reformgedanken des verstorbenen Kaisers, wird zur nothwendigen Folge haben, daß die extremen Parteien jetzt allein innere russische Politik treiben werden: auf der einen Seite die Ignatiew und Katkow, die säbelrasselnden Machthaber, welche nur in der Gewalt den Schutz des Thrones sehen, und die moskowitischen Doctrinäre, welche in dem auf einen rocher de bronze gegründeten Zarenthum den Grundpfeiler der slawischen Welt-

herrschaft erblicken, die auf ihrer Fahne steht; auf der andern die Nihilisten, die den ganzen Terrorismus der Revolution vertreten und deren Zahl nicht nur im Wachsen begriffen ist, sondern in denen, trotz ihrer Abscheu erregenden Morde, auch jetzt die Anhänger der Reform die einzigen Bahnbrecher sehen, deren Verbrechen sie verdammen, ohne sie fortzuwünschen. Loris-Melikow, der liberale Rathgeber, hat seine Entlassung eingereicht: von Vermittelung und Entgegenkommen irgendwelcher Art kann jetzt in Rußland nicht mehr die Rede sein; der findige Armenier, welcher der geistig überlegenste russische Staatsmann zu sein scheint, hat das eingesehen und verläßt seinen Posten; jetzt werden nur noch die schroffsten Gegensätze aufeinanderplatzen. Das nachgelassene Rescript des Kaisers Alexander II., das die Einberufung von 144 Standesvertretern bestimmt, wird nicht veröffentlicht werden; es paßt ja durchaus nicht zur absolutistischen Kundgebung des Nachfolgers; Pobedonoszew, der stets eine Veröffentlichung jenes Rescripts bekämpfte, hat den Sieg davongetragen. Inzwischen bricht auch im Volke selbst ein Massenkampf aus. Die getreuen Petersburger, durch das kaiserliche Rescript aufgefordert, die Verschwörerbande zu vernichten, stürzen auf die Studenten, in denen sie Nihilisten sehen, und drohen mit einem Massacre; in Südrußland verfolgt die Bevölkerung mit Wuth die Juden: überall die Gewaltsamkeit einer zum Durchbruch drängenden Anarchie; jedenfalls geht Rußland einer ernsten Katastrophe entgegen.

Nicht minder beschäftigte die Gemüther die tunesische Frage, die jetzt durch den Vertrag zwischen Frankreich und dem Bei zum Abschluß gekommen ist, obschon der hier erfochtene Sieg Frankreichs die englischen und italienischen Staatsmänner, welche eifersüchtig sind auf jeden Versuch, die Herrschaft über das Mittelmeer zu erobern, nicht schlafen läßt. Deutschland hat in dieser Angelegenheit stets die Partei Frankreichs genommen: einmal, weil es zufrieden sein kann, wenn Frankreich seine chauvinistischen Gelüste in Afrika kühlt, dort Lorbern erntet und darüber zunächst Elsaß und Lothringen vergißt, dann aber, weil ein Zwiespalt zwischen Frankreich und Italien in Berlin und Wien nur willkommen sein kann. Dazu kommt noch, daß auch nach völkerrechtlichen Grundsätzen Frankreich in gutem Rechte ist, wenn es seine Grenzen gegen räuberische Einfälle sichert und dafür Garantien sucht im Protectorat über den frühern Raubstaat Tunis. Die französische Expedition ging zu Land und See fast unblutig vor sich; das Bombardement von Festungen, die bereits von ihren Garnisonen verlassen waren, ist nicht ohne einen leisen Anstrich unfreiwilliger Komik. Die Krumirs haben sich meistens aus ihren Positionen ohne Kampf zurückgezogen und unterworfen, obschon die Franzosen ihre bewegliche Habe in Flammen aufgehen ließen. Nach der Besetzung von Kef fiel auch der Hafen von Biserta, der Schlüssel Tunesiens, in die Gewalt der Franzosen. Was sollte der Bei thun, dem von England und Italien keine Hülfe zutheil wurde? Die Pforte protestirte, indem sie auf ihre Souveränetät über Tunis hinwies, doch vergeblich; die Franzosen erklärten, auf jedes türkische Schiff zu feuern, das den Tunesen zu Hülfe komme; in Italien hat die tunesische Frage nur eine Ministerkrisis, den Rücktritt Cairoli's, zur Folge gehabt, womit dem Bei auch nicht gedient war. So blieb ihm nur übrig, einen Vertrag mit den Franzosen abzuschließen, durch den er in eine durchaus abhängige Lage gebracht wird. Verwaltung und sogar diplomatische Vertretung nach außen übernehmen die neuen Schutzherren, denen allerdings in Algerien selbst eine Gefahr droht: der Aufstand der Araber, welche bereits mit 15000 Mann Geryville in der Provinz Oran umlagern.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Hart am Rande. Novelle von Levin Schücking. I.—III. 1
König Georg von Hannover und seine Umgebung. Von Oskar Meding. (Gregor Samarow.) 17
Aus der Landschaft Athens. Eine Skizze von Ferdinand Gregorovius. . . 33
Der poetische Naturalismus in Frankreich. Von Rudolf von Gottschall. . . 50
Der große Altar zu Pergamon. Von Adolf Trendelenburg. 67
Oberalbanien und die Gegen. Von Spiridion Gopčević. I. 96
Der pariser Chiffonnier. Von Wilhelm Ritter von Hamm. 130
Meerfahrt. Von Friedrich Bodenstedt. 141

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Gedichte von Ernst Ziel, Ferdinand Avenarius, Karl Weitbrecht, Arthur Fitger, Ernst Schoenfeld, Max Kalbeck, Friedrich Bodenstedt. — Epische Dichtungen von Julius Wolff, Gustav Kastropp, Alfred Friedmann. — Romane von Gustav Freytag, Georg Ebers, Ernst Wichert, Rudolf von Gottschall, Adolf Wilbrandt, Levin Schücking, Fanny Lewald. — Geschichtliche Werke. 143
Politische Revue: Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause. — Die Judenfrage. — Der Volkswirthschaftsrath. — Die Lage in Frankreich und England. — Die orientalische Frage. 153

Hart am Rande. Novelle von Levin Schücking. IV.—IX. (Schluß.) 161
Das geistige Leben Portugals. Von Gustav Diercks. 186
Die Erdbeben und deren Entstehung nach der Statistik von 1865 bis 1880. Von C. W. C. Fuchs. 212
Henry Thomas Buckle. Von Leopold Katscher. 236
Die Verfassungen der Schweiz. Von Otto Henne-Am Rhyn. 253
Die nationale Stellung der siebenbürger Sachsen. Von Professor Dr. J. H. Schwicker in Budapest. 262
Arnold Ruge. Ein Essay von Rudolf von Gottschall. 273
Die ostasiatischen Studien und die Sprachwissenschaft. Von Georg von der Gabelentz. 279

Seite

Ueber Lassalle's Briefe an Sophie Solnzeff. Von Rudolf Heinze. 292
Deutschlands erste Naturforscherin. Von Professor Dr. Karl Jessen. 305
Balladen von Albert Moeser. 1. **Columbus.** 2. **Wallenstein vor Stralsund.** . . 311

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Die Eröffnung des englischen Parlaments; irische Zustände; der Aufstand in Transvaal. — Die orientalische Frage. — Der tunesische Conflict. — Die Gemeinderathswahlen in Frankreich und die rothe Heerschau. — Die Steuer- und Finanzreform in Preußen und Deutschland. . 314

Tannhäuser. Novelle von Eufemia Gräfin Ballestrem. 321
Großbritanniens überseeische Machtstellung. Von einem preußischen Stabsoffizier. 340
Zur Säcularfeier von Chamisso's Geburtstag. Von Otto Hammann. 359
Directe oder indirecte Steuern? Eine statistische Parallele. I. 376
Der chilenisch-peru-bolivianische Krieg. Seine Ursachen, Entwickelung und Verlauf. Von Dr. Karl Loeffler. I. 401
Lord Beaconsfield's neuester Roman. Von Rudolf von Gottschall. 420
Oberalbanien und die Gegen. Von Spiridion Gopčević. II. 427
Zur wissenschaftlichen Reform der Logik. Von Friedrich von Baerenbach. . 452

Chronik der Gegenwart:

Revue der bildenden Künste: Kunstausstellungen in Berlin, Wien, Paris und Konstantinopel. — Ausgrabungen. — Neue Denkmäler. — Kunstliteratur und reproductive Künste. 462
Politische Revue: Vorlagen und Debatten des preußischen Landtags. — Die große Rede des Fürsten Bismarck. — Der Volkswirthschaftsrath. — Die Eröffnung des Reichstags. — Cisleithanische Wirren. — Die französische Deputirtenkammer und das englische Unterhaus. — Englands Bedrängniß. — Ministerkrisis in Spanien. 470

Im Büßerhemd der Commune. Novelle von Carl Petersen. 481
Henrik Ibsen. Ein literarisches Porträt von Eugen Zabel. 513
Die Entstehung der Landthiere. Von Carl Vogt. 532
Directe oder indirecte Steuern? Eine statistische Parallele. II. 547
Parlamentarische Größen Oesterreichs. Von Walter Rogge. III. 563
Der chilenisch-peru-bolivianische Krieg. Seine Ursachen, Entwickelung und Verlauf. Von Dr. Karl Loeffler. II. 596
Der Maler-Dichter Washington Allston. Von Rudolf Doehn. 616

Chronik der Gegenwart:

Revue der Erd- und Völkerkunde: Entdeckungsreisen in Innerasien und Arabien, im südlichen, westlichen und nordöstlichen Afrika. 626
Politische Revue: Das Attentat in Rußland. — Politische Perspectiven. — Die Sitzungen der parlamentarischen Körperschaften in Berlin. 634

Seite

Auf San-Michele. Novelle von E. Vely. I.—IV. 641
Athen in den dunkeln Jahrhunderten. Eine Studie von Ferdinand Gregorovius. 664
Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Von Walter Rogge. 696
Die neuesten Ausgrabungen in Pompeji. Von Konstantin Winterberg in Rom. I. 720
Kaiser Alexander II. Nikolajewitsch. Von Arthur Kleinschmidt. 736
Giosuè Carducci. Ein literarischer Essay von Paul Lanzky. 762

Chronik der Gegenwart:

Musikalische Revue: Nikolaus und Anton Rubinstein. — Das deutsche Opernrepertoire der letzten Saison. — Die Oper „Thusnelda" von Karl Grammann. — Die leipziger Gewandhausconcerte. 788
Politische Revue: Verhandlungen im Deutschen Reichstage über die Steuervorlagen, das Socialistengesetz, die Unfallversicherung, das Asylrecht und das Trunkenheitsgesetz. — Der kirchenpolitische Conflict. — Russische Zustände, der Proceß und die Hinrichtung der Kaisermörder. — Der türkisch-griechische Conflict. — Die tunesische Frage. 793

Auf San-Michele. Novelle von E. Vely. V.—X. (Schluß.) 801
Erinnerungen an Thomas Carlyle. Von Friedrich Althaus. 824
Die neuesten Ausgrabungen in Pompeji. Von Konstantin Winterberg in Rom. II. 853
Bilder aus Deutsch-Lothringen. Von Armand Freiherrn von Ardenne. . . 873
Irische Zustände. I. 888
Die gesundheitswidrige Lebensweise und deren Einfluß auf das sociale Dasein. Von Dr. Eduard Reich. 901
Die Krisis im Westen und Osten Centralasiens. I. 922

Chronik der Gegenwart:

Theatralische Revue: Neue Tragödien von Karl Weiser, Richard Voß, G. Conrad, Karl Erdmann Edler, Ernst von Wildenbruch. — Lust- und Schauspiele von L'Arronge, F. G. Triesch, L. Günther, Rudolf Kneisel, Otto Gensichen, Ernst Gnua, E. Weimar, Wilhelmine von Hillern, G. zu Putlitz. — Sardou's neue Dramen. — G. von Moser's Jubiläum. — Franz Dingelstedt † 939
Politische Revue: Der Reichskanzler und der Deutsche Reichstag. — Zurückweisung der Wehrsteuer, des Verfassungsänderungsgesetzes, der Brausteuer. — Das Manifest des Zaren und die neue Aera des Absolutismus in Rußland. — Die tunesische Frage. 947

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073907716